



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries  
and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-  
ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





# Verhandlungen der 1en (-57en) Versammlung

Verein deutscher  
Philologen und  
Schulmänner

673

See 3011 d. 71  
35-6



























VERHANDLUNGEN  
DER  
FÜNFUNDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG  
DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN  
STETTIN

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1880.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.

---

LEIPZIG,  
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.  
1881.







## I n h a l t.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder . . . . .	1—8
Vertheilung der Mitglieder nach den Landschaften . . . . .	8
<b>Erste allgemeine Sitzung . . . . .</b>	<b>9—20</b>
Eröffnungsrede des Präsidenten Gymnasialdirector Prof. <i>Kern</i> (Stettin) . . . . .	9—13
Begrüssungen durch den Herrn Oberpräsidenten Freiherrn <i>von Münchhausen</i> Excellenz und Oberbürgermeister <i>Haken</i> (Stettin) . . . . .	13—14
Vortrag des Prof. Dr. <i>Prutz</i> (Königsberg i. P.) über den Einfluss des klassischen Alterthums auf das Mittelalter . . . . .	15—16
Verhandlungen darüber . . . . .	16—19
<b>Zweite allgemeine Sitzung . . . . .</b>	<b>20—59</b>
Geschäftliche Mittheilungen des zweiten Präsidenten Gymnasialdirector Dr. <i>G. Weicker</i>	20—22
Vortrag des Prof. Dr. <i>Susemihl</i> (Greifswald) über die nikomachische Ethik des Aristoteles	22—42
Vortrag des Rector Dr. <i>Wohlrab</i> (Chemnitz) über Sokrates als Erotiker . . . . .	42—51
Vortrag des Prof. Dr. <i>Müller</i> (Halle) über einige Aufgaben west-östlicher Philologie	52—59
<b>Dritte allgemeine Sitzung . . . . .</b>	<b>60—86</b>
Geschäftliche Mittheilungen des Präsidenten Gymnasialdirector Prof. <i>Kern</i> sowie des Rector Prof. <i>Eckstein</i> . . . . .	60—61
Vortrag des Director Dr. <i>Schirlitz</i> (Neu-Stettin) über die Darstellung der Nacht bei Homer . . . . .	62—79
Vortrag des Prof. Dr. <i>Plüss</i> (Pforta) über die Entstehung horazischer Lieder aus Stimmungen und Bedürfnissen ihrer Zeit . . . . .	79—86
<b>Vierte allgemeine Sitzung . . . . .</b>	<b>86—112</b>
Vortrag des Privatdocenten Dr. <i>Heerdegen</i> (Erlangen) über historische Entwicklung lateinischer Wortbedeutungen . . . . .	87—95
Vortrag des Oberlehrer Dr. <i>Diels</i> (Berlin) über Leukipp und Demokrit . . . . .	96—109
Berichte über die Verhandlungen der Sektionen . . . . .	109
Schlussworte des Prof. Dr. <i>Weber</i> (Berlin); Präsidenten Dr. <i>Weicker</i> ; Geh. Regierungs- rath Dr. <i>Schrader</i> . . . . .	110—112
<b>Verhandlungen der pädagogischen Sektion . . . . .</b>	<b>113—164</b>
Erste Sitzung . . . . .	113
Zweite Sitzung . . . . .	114—134
Vortrag des Prof. Dr. <i>Kolbe</i> (Stettin) über den Antheil der höheren Schulen an der nationalen Erziehung unsres Volkes . . . . .	114—120
Verhandlungen darüber . . . . .	120—122
Vortrag des Director <i>Kleinsorge</i> über Schülerverbindungen . . . . .	122—126
Verhandlungen darüber . . . . .	126—134
Dritte Sitzung . . . . .	134—144
Geschäftliches . . . . .	134—136
Fortsetzung der Verhandlungen über Schülerverbindungen . . . . .	136—144
Vierte Sitzung . . . . .	145—164
Vortrag des Gymnasialdirector <i>Kammer</i> (Lyck) über den Umfang und die Me- thode des kunstgeschichtlichen Unterrichts an Gymnasien . . . . .	145—156
Verhandlungen darüber . . . . .	156—158
Vortrag des Prof. Dr. <i>Euler</i> (Berlin) über den Turnunterricht an höheren Schulen sowie Verhandlungen darüber . . . . .	159—164

	Seite
<b>Verhandlungen der orientalischen Sektion (Protokoll-Auszug)</b>	165—166
<b>Verhandlungen der archäologischen Sektion</b>	167—199
Erste Sitzung	167
Zweite Sitzung	167—179
Vortrag des Dr. <i>Brunn</i> (Stettin) über die Aristonophos-Vase	168—170
Vortrag des Dr. <i>Brunn</i> über Grasers Rudersystem und Rumpfkonstruktion	171—179
Dritte Sitzung	180—190
Vortrag des Prof. Dr. <i>Preuner</i> (Greifswald) über die pergamenischen Skulpturen, speziell die Gigantomachie	180—190
Vierte Sitzung	190—199
Vortrag des Dr. <i>Brunn</i> (Stettin) über eine unedierte Vase des königlichen Antiquariums in Berlin	190—198
<b>Verhandlungen der philologischen Sektion</b>	200—201
<b>Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion</b>	202—214
Erste Sitzung	202
Zweite Sitzung	203—205
Geschäftliches	203
Vortrag des Privatdocenten Dr. <i>Henning</i> (Berlin) über das germanische Haus	204—205
Dritte Sitzung	206—210
Vortrag des Prof. Dr. <i>Michaelis</i> (Berlin) über das ß in romanischen und deutschen Drucken	206—207
Vortrag des Prof. Dr. <i>Sachs</i> (Brandenburg) über die nothwendige Einheit der deutsch-romanischen Sektion	207
Vortrag des Dr. <i>Henrici</i> (Berlin) über die Handschriften von Hartmanns Iwein	208—209
Vortrag des Herrn <i>Marold</i> (Königsberg i. Pr.) über die Vorlagen der gotischen Bibelübersetzung	209—210
Vierte Sitzung	211—214
Vortrag des Prof. Dr. <i>Mahn</i> (Berlin) über die Entstehung der italienischen Sprache aus den lateinischen, griechischen, deutschen und keltischen Elementen und über die dabei wirkenden Principien und Ursachen	211
Vortrag des Prof. Dr. <i>Al. Reifferscheid</i> (Greifswald) über Heinrich Rückerts Bedeutung als Germanist	212—214
<b>Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion</b>	215—236
Erste Sitzung	215
Zweite Sitzung	215—216
Vortrag des Dr. <i>Schönn</i> (Stettin): 1) Vorführung und Erläuterung zweier dynamo-electrischer vom Mechaniker Hager in Stettin gebauter Maschinen. Ueber eine neue Methode der Untersuchung des Spectrums der Gase	215—216
Dritte Sitzung	217—226
Vortrag des Dr. <i>Lieber</i> (Stettin) über das analytische und geometrische Princip bei Lösung planimetrischer Aufgaben aus der Elementar-Mathematik	217—224
Verhandlungen darüber	224—226
Vierte Sitzung	226—236
Vortrag des Privatdocenten Dr. <i>Dreher</i> (Halle) über optische Täuschungen und ihre Bedeutung für die Theorie des Sehens	226—235
Frage des Prof. Dr. <i>Erler</i> (Züllichau): Sind die Determinanten zum Unterrichtsgegenstande auf Gymnasien zu machen?	235—236
<b>Verhandlungen der neusprachlichen Sektion</b>	237—238
Vortrag des Prof. Dr. <i>Schmitz</i> (Greifswald) über Begriff und Umfang des Faches der neueren Philologie	237—238

## Verzeichniss der Mitglieder.

### Präsidium.

1. Kern, F., Professor, Director des Stadtgymnasiums. Stettin.
2. Weicker, G., Dr., Director des Marienstiftsgymnasiums. Stettin.

### Secretariat.

3. Eckert, Dr., Gymnasialoberlehrer. Stettin.
4. Schnelle, Dr., Gymnasialprofessor. Dresden.
5. Textor, Dr., Gymnasiallehrer. Stettin.
6. Wittich, Dr., Realschuloberlehrer. Cassel.

### Vorsitzende der Sectionen.

7. Kleinsorge, Dr., Realschuldirektor. Stettin. (Pädagogische Section.)
8. Mueller, A., Dr., Professor. Halle. (Orientalische Section.)
9. Preuner, A., Dr., Rector der Universität. Greifswald. (Archäologische Section.)
10. Kiessling, Ad., Dr., Professor. Greifswald. (Philologische Section.)
11. Reifferscheid, Al., Dr., Professor. Greifswald. (Deutsch-romanische Section.)
12. Junghans, Dr., Professor. Stettin. (Mathematische Section.)
13. Schmitz, Dr., Professor. Greifswald. (Neusprachliche Section.)<sup>1)</sup>

### Mitglieder.

- |   |   |
|---|---|
| 14. Abel, R., Bankier. Stettin.                             | 21. *Aron, Emil, Kaufm. u. Stadtverordn. Stettin. |
| 15. Adam, Professor. Urach (Württemberg).                   | 22. Ascherson, Dr., Bibliothekar. Berlin.         |
| 16. Albrecht, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.                    |   |
| 17. *) Allendorff, E., Kaufm. u. Stadtverordneter. Stettin. | 23. Baer, Gymn.-Lehrer. Berlin.                   |
| 18. Althaus, Dr., Gymn.-Lehrer. Spandau.                    | 24. Baer, Gymn.-Lehrer. Cüstrin.                  |
| 19. Arlt, C., Kaufmann. Stettin.                            | 25. Bahnsch, Dr., Oberlehrer. Danzig.             |
| 20. Arnoldt, Dr., Gymn.-Lehrer. Königsberg i. Pr.           | 26. *Balsam, Stadtschulrath. Stettin.             |
|   | 27. v. Bamberg, Dr., Gymn.-Dir. Eberswalde.       |

1) Ueber die Verhältnisse dieser Section s. II. allgemeine Sitzung.

2) Die Mitglieder der Ausschüsse, welche das Präsidium in den gesammten Geschäften für die Versammlung aufs eifrigste und umsichtigste unterstützt haben, sind in dem Verzeichniss mit einem \* bezeichnet. Zu den Mitgliedern dieser Ausschüsse gehörte ausserdem \*Dr. H. Dohrn in Stettin, welcher zur Zeit der Versammlung an der Anwesenheit verhindert war. An den Arbeiten des Bureaus und des Empfanges haben sich auch ausser den Mitgliedern der Ausschüsse fast sämmtliche nicht bereits anderweitig beanspruchte Lehrer der höheren Schulen von Stettin, sowie der Gymnasiallehrer Dr. P. Wehrmann aus Halle, endlich eine Anzahl von zeitweilig anwesenden Studierenden bereitwillig betheiligt.

28. Barsekow, Bankdirector. Stettin.
29. Bartz, Kaufm., Stettin.
30. Bauerfeind, Dr., Gymn.-Lehrer. Treptow a. R.
31. Bauermeister, Director d. höh. Bürgerschule. Ribnitz (Meklenburg).
32. Becker, Dr., J., Rector d. Progymn. Schlawe.
33. Becker, Dr., Th., Oberlehrer. Schlawe.
34. Becker, Oberlehrer a. D. Berlin.
35. Beheim-Schwarzbach, Dr., Instituts-Vorsteher. Ostrowo bei Filehne.
36. Beintker, Dr., Gymn.-Lehrer. Anclam.
37. Belleremann, Dr., L., Gymn.-Director. Berlin.
38. Bentz, Dr., Gymn.-Lehrer. Cüstrin.
39. Berent, Steuerrath. Stettin.
40. Berg, Inspector der Bürgerschulen. Riga.
41. Betke, Ingenieur. Stettin.
42. Bindseil, Dr., Oberlehrer. Schneidemühl.
43. Bischoff, Rector. Stettin.
44. Blackwell, J. A., Kaufmann. Stettin.
45. Blasendorff, Dr., Oberlehrer. Pyritz.
46. Block, Dr., Realschullehrer. Stralsund.
47. Blümcke, Dr., Oberlehrer. Stettin.
48. Boas, Landgerichts-Director. Stettin.
49. \*Bock, Stadtrath. Stettin.
50. Boeck, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
51. \*Boeddeker, Dr., Oberlehrer. Stettin.
52. Boehmer, Gymn.-Lehrer. Conitz W.-Pr.
53. \*Boehmer, Realschullehrer. Stettin.
54. Boetzow, L., Kaufm. Stettin.
55. Boldt, Dr., Prof. Tauberbischofsheim (Baden).
56. Boldt, Dr., Gymn.-Lehrer. Eberswalde.
57. v. Boltenstern, Dr., Gymn.-Lehrer. Dramburg.
58. Bombe, Dr., Gymn.-Lehrer. Cöslin.
59. Borgwardt, Dr., Gymn.-Lehrer. Neustettin.
60. Bormann, Dr., Prof., Propst und Director des Pädagogiums zum Kloster U. L. Fr. Magdeburg.
61. Bormann, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
62. Bourwieg, Justizrath. Stettin.
63. Bouterwek, Dr., Gymn.-Dir. Treptow a. R.
64. \*Boysen, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
65. Brand, Dr., prakt. Arzt, Sanitätsrath. Stettin.
66. Brand, Dr., Gymn.-Lehrer. Dramburg.
67. Brandt, Dr., Oberlehrer. Danzig.
68. Braun, C. F., Kaufm. Stettin.
69. Braut, Dr., Prof., Prorektor. Cöslin.
70. Breddin, F., Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
71. Bredow, Dr., Prorektor. Treptow a. R.
72. Brennecke, Dr., Gymn.-Lehrer. Dramburg.
73. Brumm, Ferd., Geh. Commerzienrath. Stettin.
74. \*Brunn, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
75. \*Brunnemann, Rechtsanwalt. Stettin.
76. Buchholtz, Dr., Gymn.-Lehrer. Pyritz.
77. Büchschütz, Prof., Dr., Gymn.-Dir. Berlin.
78. \*v. Bülow, Dr., Staatsarchivar. Stettin.
79. Büttner, Dr., Gymn.-Lehrer. Gera.
80. Burghaus, Oberlehrer. Anclam.
81. Burmann, Dr., Rector. Schwerin a. W.
82. Carnuth, Dr., Gymn.-Dir. Danzig.
83. Cascorbi, Dr., Gymn.-Lehrer. Cöslin.
84. Claus, Dr., Oberlehrer. Stettin.
85. Collani, O., Kaufm. Stettin.
86. Conradt, Dr., Oberlehrer. Stettin.
87. \*Couvreux, Stadtrath. Stettin.
88. Crohn, stud. phil. Stettin.
89. Cuntz, H., Kaufm. Stettin.
90. \*Dannenbergh, Buchhändler. Stettin.
91. Debbert, Dr., Gymn.-Lehrer. Danzig.
92. Decker, Maurermeister. Stettin.
93. Degner, Ed., Kaufm. Stettin.
94. Deiters, Dr., Gymn.-Dir. Posen.
95. \*Dekkert, H. W. L., Kaufm. Stettin.
96. \*Delbrück, Dr., Director. Züllichow b. Stettin.
97. Delbrück, Dr., Professor. Jena.
98. Deter, Dr., Vorst. d. Pädag. Lichterfelde.
99. Dieckmann, C. W. J., Kaufm. Stettin.
100. Diederichs, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
101. Diels, Dr., Oberlehrer. Berlin.
102. Dietrich, Gymn.-Lehrer. Cöslin.
103. Dinse, Dr., Oberlehrer. Berlin.
104. Doering, H. P., Kfm. u. Stadtverordn. Stettin.
105. Dorschel, Dr., Oberlehrer. Stargard i. P.
106. Dorschfeldt, R., Kaufm. Stettin.
107. Dreher, Dr., Privatdocent. Halle.
108. Dreher, Eug., Kaufm. Stettin.
109. Eberschulz, Kaufmann. Stettin.
- \*Eckert, Dr., Oberl. Stettin. S. Secretariat.
110. Eckstein, Dr. F. A., Rector u. Prof. Leipzig.
111. Eckstein, Kaufm., Stettin.
112. Emsmann, Dr., Professor. Stettin.
113. Erdmann, Director der Provinzial-Taubstummen-Anstalt. Stettin.
114. Erler, Dr., Professor. Züllichau.
115. Euler, Dr., Professor. Berlin.
116. Fielitz, Dr., Oberlehrer. Wittenberg.
117. Fischer, Realschullehrer. Culm W.-Pr.
118. Fischer, Realschullehrer. Stargard i. P.
119. \*Fischer, Dr., Realschullehrer. Stettin.
120. v. Fischer-Benzon, Dr., Oberlehrer. Kiel.
121. Franzius, Bezirksverwaltungsger.-Dir. Stettin.
122. Frenkel, Dr., Gymn.-Lehrer. Dresden.
123. \*Freund, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
124. Friedeberg, M., Kaufm. Stettin.

125. Friederici, Kaufm. Stettin.
126. Friedländer, Pastor. Sagard a. R.
127. Friedrich, Gymn.-Lehrer. Anclam.
128. Friedrichs, Pastor. Stettin.
129. Fritze, Amtsgerichtsrath. Stettin.
130. \*Gäbel, Gymn.-Lehrer. Stettin.
131. Gebhardi, Dr., Oberlehrer. Meseritz.
132. \*Geiseler, Director d. Preuss. See-Assecuranz-Compagnie u. Stadtverordneter. Stettin.
133. Gellenthin, Dr., Oberlehrer. Stettin.
134. Gentzen, Dr., Realsch.-Lehrer. Stralsund.
135. Genz, Dr., Prof. am Joachimsth. Gymn. Berlin.
136. Geppert, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
137. Gesenius, Dr., Schulvorsteher. Stettin.
138. Gesenius, Referendar. Stettin.
139. Giese, Dr., Realsch.-Lehrer. Danzig.
140. Goeden, Dr., Medizinalrath, Stadt- u. Kreis-Physicus. Stettin.
141. Goetze, Dr., Professor. Dresden-Neustadt.
142. Gottschick, Gymn.-Lehrer. Berlin.
143. Grassmann, R., Redacteur der Stettiner Zeitung und Stadtverordneter. Stettin.
144. Grassmann, Dr., G., Redacteur des Stettiner Tageblattes. Stettin.
145. \*Grassmann, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
146. Grassmann, M., Schulamts cand. Greifswald.
147. Grassmann, H., cand. math. Halle.
148. Grassmann, C., Schulamts candidat. Königsberg N. M.
149. \*Greffrath, F. U. C. J., Kaufm. u. Stadtverordneter. Stettin.
150. v. Gronefeld, Oberregierungsrath. Stettin.
151. Grosch, Dr., Gymn.-Director. Nordhausen.
152. Grosse, Dr., Gymn.-Lehrer. Dramburg.
153. Grosser, Prof. Dr., Gymn.-Dir. Wittstock.
154. Gruber, Dr., Dir. d. Ldwsch.-Sch. Schivelbein.
155. Grundmann, R., Kaufm. Stettin.
156. Grundmann, stud. jur. Stettin.
157. Grunow, Rod., Kaufm. Stettin.
158. Güntzel, Oberlehrer. Anclam.
159. Guiard, Schulamts candidat. Stettin.
160. Guttman, Dr., Oberlehrer. Königshütte.
161. Haack, Dir. des Vulcan. Bredow b. Stettin.
162. \*Haag, Dr., Oberlehrer. Stettin.
163. Hache, Rector am Progymn. Löbau W.-P.
164. Hachtmann, Dr., Prorect. Seehausen A.-M.
165. Haesecke, Dr., Gymn.-Lehrer. Rinteln.
166. v. Hagen, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
167. Hahn, Dr., Gymn.-Lehrer. Stargard.
168. Hahn, Dr., Gymn.-Lehrer. Stralsund.
169. Haken, Oberbürgermeister. Stettin.
170. Hamburger, Dr., Landesrabbiner. Neustrelitz.
171. Hannke, Gymn.-Lehrer. Landsberg a. W.
172. Hartmann, Dr., Oberlehrer. Rinteln.
173. Hartmann, Reals.-Lehrer. Stargard i. P.
174. Hartwig, Dr., Schulrath. Schwerin i. M.
175. Hasenjäger, Subrector. Cammin i. P.
176. Haunhorst, Dr. med., prakt. Arzt. Greifswald.
177. Haupt, Dr., Dir. d. h. Töchter Schule. Stettin.
178. Hayduck, Dr., Gymn.-Dir. Marienburg.
179. Heerdegen, Dr., Privatdocent. Erlangen.
180. Heidenhain, Dr. phil., Lehrer. Stettin.
181. Heidenhain, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
182. Heidrich, Professor. Nakel.
183. Heine, Seminardirector. Cöthen.
184. v. Heinemann, Gymn.-Dir. Wolfenbüttel.
185. Heinze, Gymn.-Dir. Anclam.
186. Heling, cand. phil. Pustar b. Degow (Pommern).
187. Heller, Dr., Oberlehrer. Berlin.
188. Hellmuth, Realsch.-Lehrer. Stargard.
189. Hendess, Dr., Gymn.-Lehrer. Guben.
190. Henke, Oberstaatsanwalt. Stettin.
191. Henning, R., Dr., Privatdocent. Berlin. (Jetzt Professor in Strassburg.)
192. Henrici, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
193. Hensel, Gymn.-Lehrer. Dramburg.
194. \*Herbst, Dr., Oberlehrer. Stettin.
195. Herchner, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
196. Hering, Dr., Prof. Stettin.
197. Hertel, Gewerberath. Stettin.
198. Hess, Gymn.-Dir. Rendsburg.
199. Heuschert, Kaufm. Stettin.
200. Heydemann, V., Dr. phil. Stettin.
201. Heydemann, J., stud. jur. Stettin.
202. v. Heyden, Landesdir. d. Pr. Pommern. Stettin.
203. Heyse, Realsch.-Lehrer. Stettin.
204. Hildebrandt, Jul., Kaufm. Stettin.
205. Hinrichs, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
206. Hirt, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
207. Hoche, Vorst. e. Pens.-Anst. Freienwalde a/O.
208. Hoefler, Dr., Gymn.-Lehrer. Seehausen A.-M.
209. Hoefler, stud. phil. Bonn.
210. Hoerich, Oberlehrer. Prenzlau.
211. Hoffmann, Dr., Prof. Lübeck.
212. \*Hoffmann, Oberlehrer. Stettin.
213. Hoffmann, Prediger. Stettin.
214. Hoffmann, H., Dr. phil. Stettin.
215. Hoffmann, Dr., Realsch.-Lehrer. Gera.
216. Hoffmeister, stud. phil. Gartz a. O.
217. Hoffschild, Herm., Kaufm. Stettin.
218. Hofmeister, Dr., Custos d. Univ.-Bibl. Rostock.
219. Holland, Dr., Gymn.-Lehrer. Stolp.
220. Holle, Gymn.-Dir. Waren i. M.
221. Holzapfel, Dr., Realsch.-Dir. Magdeburg.



222. Hoppe, Dr., Progymn.-Lehrer. Schlawe.
223. Horn, Rentier. Stettin.
224. Hubert, Oberlehrer. Posen.
225. Hübner, Conrector. Stargard.
226. Hünefeld, Pastor. Glasow b. Grambow (Pommern).
227. Jacoby, Dr., Oberlehrer. Danzig.
228. Jahn, Dr., Gymn.-Dir. Rastenburg O.-P.
229. Jahn, Dr., Oberlehrer. Dramburg.
230. \*Jahr, Gymn.-Lehrer. Stettin.
231. Jecklin, Geh. Regierungsrath, Vors. d. K. Direction d. Berl.-Stettiner Eisenbahn. Stettin.
232. Jeep, Dr., Oberlehrer. Königsberg i. Pr.
233. Imelmann, Dr., Prof. am Joachimsth. Gymnasium, Berlin.
234. Jobst, Oberlehrer. Stettin.
235. Jobst, Rentier. Stettin.
236. Jörling, Oberlehrer. Gnesen.
237. Jonas, Dr., Oberlehrer. Posen.
238. \*Jonas, Dr., Oberlehrer. Stettin.
239. Jülg, Dr., Prof. Innsbruck.
- Junghans, Dr., Prof. Stettin. S. Sect.-Vorst.
240. Ivers, General-Consul. Stettin.
241. Kabisch, Dir. d. Acad. f. Kunstgesang. Stettin.
242. Kaempffer, Gymn.-Lehrer. Neubrandenburg.
243. Kallenberg, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
244. Kalmus, Dr., Prorector. Pyritz.
245. Kalmus, Gymn.-Lehrer. Treptow a. R.
246. Kammer, Prof. Dr., Gymn.-Dir. Lyck.
247. \*Kanzow, C., Kfm. u. Stadtverordn. Stettin.
248. Kanzow, Referendar. Stettin.
249. Kanzow, Gymn.-Lehrer. Danzig.
250. Kappert, Viceconsul. Stettin.
251. Karow, Commerzienrath. Stettin.
252. Kaute, Dr., Gymn.-Lehrer. Greifswald.
253. Kempe, Generalagent. Stettin.
- Kern, F., Prof., Gymn.-Dir. Stettin. S. Präsid.
254. Kern, G., Gymn.-Director. Prenzlau.
255. Kessler, Lic. Dr., Privatdocent. Marburg.
256. Kettner, H., Kfm. u. Stadtverordn. Stettin.
- Kiessling, Ad., Dr. Prof. Greifswald. S. Sect.-Vorstände.
257. Kius, Prof. Dr., Realsch.-Lehrer. Weimar.
258. Kius, Dr., Gymn.-Lehrer. Cassel.
259. Klawonn, Pastor. Bast bei Cöslin.
260. Kleist, Dr., Prorector. Dramburg.
- Kleinsorge, Dr., Dir. d. Friedrich-Wilhelm-Schule. Stettin. S. Sectionsvorstände.
261. Klix, Dr., Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath. Berlin.
262. Kloepper, Dr., Gymn.-Lehrer. Rostock.
263. Klopfer, Beamter der Germania. Stettin.
264. Klussmann, Dr., Gymn.-Lehrer. Gera.
265. Kneifel, Oberlehrer. Neubrandenburg.
266. Knoerich, Dr., Oberlehrer. Oldenburg.
267. Knoll, Bürgermeister. Grabow a/O.
268. Kobert, Oberlehrer. Freienwalde a/O.
269. Koch, Dr., Professor. Grimma.
270. Koch, W., Kaufm. Stettin.
271. Koehn, Dr., Oberlehrer. Guben.
272. \*Koenig, W., Dr., Redacteur der Neuen Stettiner Zeitung. Stettin.
273. Kohlmann, Dr., Gymn.-Lehrer. Eisleben.
274. Kolbe, Lic. Dr., Professor am Marienstiftsgymnasium. Stettin.
275. Kolisch, Realsch.-Lehrer. Stettin.
276. \*Koppen, Stadtrath. Stettin.
277. Korn, Dr., Gymn.-Dir. Strehlen.
278. Korn, H., Kaufm. Stettin.
279. Krahnstöver, E., Kaufm. Stettin.
280. Kramer, Dr., Oberlehrer. Halle.
281. Krankenhagen, Dr., Realsch.-Lehrer. Stettin.
282. Krause, Gymn.-Lehrer. Greifswald.
283. \*Kreich, Th., Kfm. u. Stadtverordn. Stettin.
284. \*Kreich, Alw., Kaufm. Stettin.
285. Kreich, Rich., Kaufm. Stettin.
286. Krey, C., Kaufm. Stettin.
287. Kroecker, Dr., Realsch.-Lehrer. Stettin.
288. Krueger, Dr., Professor. Königsberg i. Pr.
289. Krueger, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
290. Krummacher, D., Consistorialrath. Stettin.
291. Krupp, Dr., Gymn.-Lehrer. Danzig.
292. Kruse, Dr., Provinzialschulrath. Danzig.
293. Kuebler, Prof. Dr., Gymn.-Dir. Berlin.
294. Kuechendahl, Justizrath. Stettin.
295. Kuecker, Gewerbeschuldirektor. Stettin.
296. Kuehne, Dr., Gymn.-Dir. Hohenstein i. Pr.
297. Kuehnel, Gymn.-Lehrer. Neubrandenburg.
298. Kuehner, Dr., Oberlehrer. Belgard i. P.
299. \*Kuester, Landgerichtsrath. Stettin.
300. Kuhle, Dr., Reals.-Lehrer. Rostock.
301. Kuhlo, Kaufm. Stettin.
302. Kuhn, Dr., Professor. München.
303. Kuhr, Prof. Dr., Oberlehrer. Stettin.
304. Kuhr, H., Kaufm. Stettin.
305. Lademann, Oberlehrer. Greifswald.
306. \*Laetsch, Rector. Stettin.
307. Lambeck, Dr., Realsch.-Lehrer. Stralsund.
308. Lampe, Milit.-Intend. d. 2. Armee-C. Stettin.
309. Lamprecht, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
310. Lange, Dr., Bibliothek-Secretär. Greifswald.
311. Langhoff, Kaufm. Stettin.
312. Laves, Dr., Oberlehrer. Posen.

313. Lehfeld, Dr., Realsch.-L. Brandenburg a.H.
314. Lehmann, Dr., Gymn.-Lehrer. Wittstock.
315. Lehmann, Dr., Gymn.-L. Friedeberg N.-M.
316. Leist, Dr., Oberlehrer. Seehausen A.-M.
317. \*Lemcke, Prof., Oberl. u. Stadtverordn. Stettin.
318. Lensch, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
319. Lentz, Fabrikdirector. Stettin.
320. Lenz, Dr., Privatdocent. Marburg.
321. Lenz, Bauunternehmer. Stettin.
322. Leonhardt, cand. math. Stettin.
323. Leonhardt, R., Kaufm. Stettin.
324. Lessing, Prof., Oberlehrer. Prenzlau.
325. Lichtheim, S., Kaufm. Stettin.
326. \*Lieber, Dr., Oberlehrer. Stettin.
327. Liebhold, Rector. Nauen.
328. Lincke, Realsch.-Lehrer. Stettin.
329. Lindner, Gymn.-Lehrer. Cöslin.
330. Loch, Dr., Oberlehrer. Bartenstein.
331. \*Loewe, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
332. Lorenz, Dr., Musikdirector. Stettin.
333. Lorenz, Dr., Gymn.-Lehrer. Waren i. M.
334. Lossius, R., Kaufm. Stettin.
335. Loth, Dr., Professor. Leipzig.
336. Lothholz, Prof. Dr., Gymn.-Director. Stargard.
337. Luckow, Prediger. Stettin.
338. Ludewig, A., Kaufm. Stettin.
339. Lüdtcke, Obermeister. Stettin.
340. Lüdtcke, cand. phil. Stettin.
341. v. Lüthmann, Oberlehrer. Königsberg N.-M.
342. Luethe, Rector d. Domsch. Cammin i. P.
343. Magunna, K. Baurath u. Eisenb.-Dir. Stettin.
344. Mahn, Dr., Professor. Steglitz b. Berlin.
345. Manke, Schulamtsclaudat. Stettin.
346. \*Marburg, Oberlehrer. Stettin.
347. Marold, Gymn.-Lehrer. Königsberg i. Pr.
348. Marquardt, Medizinal-Assessor. Stettin.
349. Marx, Subrector. Friedland i. M.
350. Masche, Justizrath u. Stadtverordn. Stettin.
351. Maskow, Dr., Gymn.-Lehrer. Pyritz.
352. Matthias, Dr., Gymn.-Lehrer. Stargard.
353. Mayer, Apotheker und Stadtrath. Stettin.
354. Mayhoff, Prof. Dr., Oberlehrer. Dresden.
355. Meder, Oberlehrer. Riga.
356. Meister, E., Referendarius. Stettin.
357. Meister, L., Stadtrath. Stettin.
358. Meister, Wilh., Stadtrath. Stettin.
359. Menzel, Schulamtsclaudat. Stettin.
360. Merguet, Dr., Oberlehrer. Königsberg i. Pr.
361. Methner, Dr., Gymn.-Dir. Gnesen.
362. Metzler, M., Kaufm. Stettin.
363. \*Meyer, C. F., Dr., Realsch.-Lehrer. Stettin.
364. Meyer, W. H., Kaufm. Stettin.
365. Meyer, Dr. med., prakt. Arzt und Stadtverordneter. Stettin.
366. Meyer, Dr., Rector. Wollin.
367. Michael, Prof. Dr., Oberlehrer. Neustrelitz.
368. Michaelis, G., Professor. Berlin.
369. Mieke, Realsch.-Lehrer. Halberstadt.
370. Mix, Dr., Oberlehrer. Friedeberg N.-M.
371. \*Modritzki, Gymn.-Lehrer. Stettin.
372. Moecke, cand. phil. Berlin.
373. Moeller, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
374. Mojean, Gymn.-Lehrer. Stralsund.
375. Moldenhauer, Divisionspfarrer. Bromberg.
376. Morgenroth, Kaufm. Stettin.
377. Moritz, Prof. Dr., Oberlehrer. Posen.
378. Mosbach, Dr. Berlin.
379. Most, C., Kaufm. Stettin.
380. Most, L., Maler. Stettin.
381. Mueller, A., Dr., Gymn.-Lehrer. Flensburg.
382. \*Mueller, C., Gymn.-Lehrer. Stettin.
383. Mueller, C., Prediger. Stettin.  
Mueller, A., Dr. Prof. Halle. (M. September 1880 in Stettin). S. Sectionsvorstände.
384. \*Mueller, H., Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
385. Mueller, H., Landgerichtsdirector. Stettin.
386. Mueller, H. J., Prof. Dr., Oberl. Berlin.
387. Mueller, R., Dir. d. Provinz.-Zuckersiederei. Stettin.
388. Mueller, W., Gymn.-Lehrer. Stettin.
389. Mueller, Lieutenant. Berlin.
390. Muetzell, Rentier. Stettin.
391. Muff, Prof. Dr., Oberlehrer. Halle a. S. (Jetzt Dir. d. K. Wilhelms-Gymn. Stettin.)
392. v. d. Nahmer, Buchhändler. Stettin.
393. Nathusius, General-Agent. Stettin.
394. Nathusius, Dr., Realsch.-Lehrer. Halberstadt.
395. Nauck, Dr., Gymn.-Dir. Königsberg N.-M.
396. Naumann, Dr., Gymn.-Lehrer. Belgard i. P.
397. Naumann, Dr., Gymn.-Lehrer. Dessau.
398. Neubauer, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
399. Newie, Gymn.-Lehrer. Stargard i. P.
400. Niejahr, Dr., Gymn.-Lehrer. Greifswald.
401. Niekammer, Buchhändler. Stettin.
402. Niemeyer, Dr., Gymn.-Dir. Kiel.
403. Niemeyer, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
404. Noetel, Gymn.-Director. Cottbus.
405. Nottebohm, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
406. Nouvel, Oberlehrer. Malchin.
407. Oehlmann, Rentier. Stettin.
408. Oelschläger, Eisenbahndir. a. D. Stettin.
409. \*Orlovius, Eisenbahndir. Stettin.
410. Ortman, Prof. Dr., Conrector. Schleusingen.



411. Ostermayer, stud. phil. Greifswald.
412. Otto, F. A., Kaufm. Stettin.
413. Panck, Gymn.-Lehrer. Stralsund.
414. Panse, Gymn.-Lehrer. Sangerhausen.
415. Panten, Dr., Realsch.-Dir. Danzig.
416. Pardon, Dr., Oberlehrer. Berlin.
417. Paul, c. phil. Glasow b. Grambow (Pommern.)
418. Pauli, Prediger. Stettin.
419. Pauli, Dr., Rector. Uelzen.
420. Paulus, Professor. Heilbronn.
421. Peter, Dr., Rector d. Fürstenschule. Meissen.
422. Peter, Dr., Herm., Oberlehrer. Berlin.
423. Petersdorff, Dr., Rector. Preuss.-Friedland.
424. Petersen, Dr., Docent. Kopenhagen.
425. Pfeiffer, Dr., Realsch.-Lehrer. Spandau.
426. Pintschovius, Realsch.-L. Segeberg i. Holst.
427. Pitsch, Prof., Oberlehrer. Stettin.
428. Pitzschky, Geh. Justizrath. Stettin.
429. Plüss, Prof. Dr. Schulpforta.
430. Poehlig, Dr., Oberlehrer. Seehausen A.-M.
431. Portius, Gymn.-Lehrer. Stolp.  
Preuner, Dr., Prof., Rector der Universität  
Greifswald. S. Sectionsvorstände.
432. \*Priebe, Gymn.-Lehrer. Stettin.
433. Prien, Dr., Professor. Lübeck.
434. Prümers, Dr., Archivar. Stettin.
435. Prümers, Hotelbesitzer. Burgsteinfurt.
436. Prutz, Dr., Professor. Königsberg i. Pr.
437. Quade, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
438. Queck, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
439. \*Rabbow, E., Kaufm. u. Stadtverordn. Stettin.
440. Rabbow, stud. phil. Stettin.
441. Raettig, Gymn.-Lehrer. Prenzlau.
442. Raspe, Dr., Gymn.-Dir. Güstrow.
443. Reclam, Oberlehrer. Neustettin.
444. Regen, Subrector. Gollnow.
445. Rehbronn, Dr., Gymn.-Lehrer. Culm W.-P.  
Reifferscheid, Al., Dr., Prof. Greifswald. S.  
Sectionsvorstände.
446. \*Reimarus, Stadtrath. Grabow a/O. (Stettin).
447. Reimer, H., Buchhändler (Weidmann'sche  
Buchh.). Berlin.
448. Reinhardt I., Gymn.-L. Neubrandenburg.
449. Reinhardt II., Gymn.-L. Neubrandenburg.
450. Reinthaler, Dr., Oberlehrer. Cöslin.
451. Reishaus, Dr., Oberlehrer. Stralsund.
452. Reyher, Dr., Realsch.-Lehrer. Stettin.
453. Richnow, Apotheker. Stettin.
454. Rieck, Dr., Gymn.-Lehrer. Neustrelitz.
455. Riemann, Prof. Dr., Oberl. Greifenberg i. P.
456. Ritter, Dr., Gymn.-Lehrer. Jena.
457. Roehl, Dr., Oberlehrer. Berlin.
458. Roenspiess, Dr., Oberlehrer. Culm W.-P.
459. Rohleder, Gymn.-Lehrer. Stargard.
460. Rowe, Dr., Gymn.-Lehrer. Greifswald.
461. \*Ruehl, Dr., Oberlehrer. Stettin.
462. Rusch, stud. phil. Stettin.
463. Saalfeld, Dr., Gymn.-Lehrer. Prenzlau.
464. Sachau, Dr., Professor. Berlin.
465. Sachs, Prof. Dr., Oberlehrer. Brandenburg a. H.
466. Samuel, J., Kaufm. Stettin.
467. Sander, Dr., Gymn.-Lehrer. Waren i. M.
468. Sander, Gymn.-Lehrer. Stralsund.
469. Sarasohn, Cantor. Stettin.
470. Sauer, Realsch.-Lehrer. Stettin.
471. Sauerhering, Dr. med., prakt. Arzt u. Stadt-  
verordneter. Stettin.
472. Sauerwein, Dr., Gymn.-Dir. Neubrandenburg.
473. Saunier, Buchh. u. Stadtverordn. Stettin.
474. Schaefer, Dr. phil. Stettin.
475. Schaeffer, Realsch.-Lehrer. Stettin.
476. Schaeffer, Oberlehrer. Prenzlau.
477. Schaper, Dr., Gymn.-Lehrer. Cöslin.
478. Scharlau, Dr. med., prakt. Arzt u. Stadtver-  
ordneter. Stettin.
479. Schaub, Gymn.-Lehrer. Berlin.
480. Scheibner, Dr., Gymn.-Lehrer. Belgard i. P.
481. Scheiding, Dr., Gymn.-Director. Walden-  
burg i. Schl.
482. Schienke, Gymn.-Lehrer. Friedeberg N.-M.
483. Schiffmann, Prediger. Stettin.
484. Schirlitz, Dr., Gymn.-Director. Neustettin.
485. Schleich, Dr., San.-Rath, prakt. Arzt. Stettin.
486. Schleich, stud. med. Stettin.
487. Schmidt, Dr., Schulrath u. Gymn.-Director.  
Neustrelitz.
488. Schmidt, Th., Oberlehrer. Mitglied des Ab-  
geordnetenhauses. Stettin.
489. Schmidt, Dr., Max., Gymn.-L. Greifswald.
490. Schmidt, Dr., Karl, Gymn.-L. Greifswald.
491. Schmidt, Dr., Rob., Oberl. Stargard i. P.
492. Schmidt, Dr., Privatdocent. Halle.
493. Schmitt, Dr., A., Buchhändler (B. G. Teubner).  
Leipzig.  
Schmitz, Dr., Prof. Greifswald. S. Sections-  
vorstände.
494. \*Schmolling, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
495. Schneider, Gymn.-Dir. Friedeberg N.-M.
496. Schneider, Prof. Dr., Oberl. Gera.
497. \*Schneidewin, Dr., Realsch.-Lehrer. Stettin.  
Schnelle, Prof. Dr., Conrector. Dresden-Neu-  
stadt. S. Secretariat.

498. Schnippel, Dr., Oberl. Oldenburg.
499. Schön, J., Kaufm. Stettin.
500. Schön, stud. jur. Stettin.
501. Schönfeld, Dr., Gymn.-L. Freienwalde a/O.
502. Schoenn, Dr., Oberl. Stettin.
503. Schomer, Prov.-Steuerdir. Stettin.
504. Schrader, Dr., Geh. Regierungs- und Provinzialschulrath. Königsberg i. Pr.
505. Schreyer, Consul. Stettin.
506. Schreyer, Th., Kaufm. Stettin.
507. \*Schridde, Lehrer a. d. h. Töchteresch. Stettin.
508. Schroeder, Dr. Berlin.
509. Schubring, Dr., Gymn.-Lehrer. Berlin.
510. \*Schür, Dr., Fabrikbesitzer. Stettin.
511. Schultz, Prediger. Stettin.
512. Schultz, Fr. Leop., Kfm. u. Stadtv. Stettin.
513. Schultz, Dr., Realsch.-Lehrer. Stettin.
514. Schultz, Dr., Gymn.-Dir. Bartenstein.
515. Schwalbe, Dr., Realsch.-Director. Berlin.
516. Schweder, Staatsrath, Stadtsch.-Dir. Riga.
517. \*Schweppe, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
518. Seelmann-Eggebert, Dr., Gymn.-Lehrer. Colberg.
519. Senstius, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
520. \*Sievert, Realschuldirektor. Stettin.
521. Simon, Buchh. (S. G. Calvary). Berlin.
522. Sorof, Dr., Gymn.-Dir. Putbus.
523. Spaethen, Buchhändler. Stettin.
524. Sperling, L., Kaufm. Stettin.
525. Spiller, Ferd., Kaufm. Stettin.
526. Stahl, Dir. d. Vulcan. Bredow b. Stettin.
527. \*Steffenhagen, Gymn.-Lehrer. Stettin.
528. Stein, H., Kaufm. Stettin.
529. Steinbrück, Dr., Oberl. Colberg. (Jetzt Prorector in Demmin.)
530. Steinhausen, Dr., Gymn.-Dir. Greifswald.
531. Stocken, C. Kaufm. Stettin.
532. Strack, Dr., Max, Professor. Berlin.
533. Strack, Dr., H. L., Professor. Berlin.
534. Strasser, Dr. med., prakt. Arzt. Stettin.
535. Strehlke, Dr., Gymn.-L. Marienburg W.-P.
536. Streit, Dr., Gymn.-Director. Colberg.
537. Strenge, Dr., Gymn.-Dir. Friedland i. M.
538. Studemund, Dr., Professor. Strassburg i. E.
539. Susemihl, Dr., Professor. Greifswald.
540. Sydow, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
541. Tank, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
542. Tegge, Dr., Gymn.-Lehrer. Treptow a. R.
543. Teschendorf, Pastor em. Stettin.
544. Tetzlaff, cand. phil. Stettin.
545. Tetzlaff, Lieutenant. Metz.
546. Teuber, Dr., Gymn.-Lehrer. Eberswalde.
- Textor, Dr., Gymn.-L. Stettin. S. Secretariat.
547. Thime, Hauptlehrer. Stettin.
548. Thomaszewski, Prof. Dr., Gymn.-Director. Conitz W.-P.
549. Thümen, Dr., Gymn.-Lehrer. Stralsund.
550. Tiede, Ferd., Kaufm. Stettin.
551. Tiesler, Prof., Oberlehrer. Posen.
552. Timm, Dr., Gymn.-Lehrer. Rostock.
553. Toepfer, A., Hoflieferant. Stettin.
554. Totte, C., Kaufm. Grabow a/O.
555. Tramm, Dr., Oberlehrer. Anclam.
556. Treptow, Rechtsanwalt. Stettin.
557. Tresselt, J., Kaufm. Stettin.
558. Treutler, Dr., Oberlehrer. Belgard.
559. Troebst, Gymn.-Lehrer. Hameln.
560. Troebst, stud. jur. Weimar.
561. Trosien, Gymn.-Dir. Danzig.
562. Türschmann, R., Recitator. Dresden.
563. Uhlig, Prof. Dr., Gymn.-Director. Heidelberg.
564. Varnhagen, Dr., Privatdocent. Greifswald.
565. Vetter, Dr., Oberlehrer. Pyritz.
566. Vitz, Dr., Rector d. Progymn. Gartz a/O.
567. Voelker, Dr., Oberlehrer. Prenzlau.
568. Vogelstein, Dr., Rabbiner. Stettin.
569. Waehdel, Dr., Oberlehrer. Stralsund.
570. Walter, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.
571. Wangerin, Realsch.-Lehrer. Stettin.
572. Weber, Dr., A., Professor. Berlin.
573. Weber, H., stud. phil. Berlin.
574. Wedell, Carl, Vers.-Gesellsch.-Dir. Stettin.
575. \*Wegener, Dr., Schulvorsteher und Stadtverordneter. Stettin.
576. Wegner, Dir. d. Vulcan. Bredow b. Stettin.
577. Wehrmann, Dr., Th., Geh. Regierungs- und Prov.-Schulrath. Stettin.
578. Wehrmann, Dr., P. Gymn.-L. Halle a/S.
579. Wehrmann, P., Referendar. Stettin.
580. Wehrmann, M., stud. phil. Stettin.
581. \*Weichbrodt, Apotheker. Stettin.
- Weicker, Dr., Gymn.-Dir. S. Präsidium.
582. Weise, Dr., Gymn.-Lehrer. Colberg.
583. Weitze, Dr., Chemiker u. Fabrikant. Stettin.
584. Wendlandt, Justiz-R. u. Stadtverordn. Stettin.
585. Wendt, Dr., Oberschulrath u. Gymn.-Director. Karlsruhe.
586. Wenneberg, Adjunct. Stavanger (Norwegen).
587. Werner, Rechtsanwalt. Stettin.
588. Wessel, Dr., Oberlehrer. Cüstrin.
589. Westphal, Dr., Gymn.-L. Freienwalde a/O.
590. Westphal, Gymn.-Lehrer. Cöslin.
591. Wichards, F., Kaufm. Stettin.

- |   |   |
|---|---|
| <p>592. Wichmann, Dr., Gymn.-L. Eberswalde.<br/> 593. Wiemann, G., Chefredacteur d. Neuen Stettiner Zeitung. Stettin.<br/> 594. Wienke, Dr., Gymn.-Lehrer. Stettin.<br/> 595. Wiggert, Dr., Prorektor. Stargard.<br/> 596. Wilisch, Dr., Oberlehrer. Zittau.<br/> 597. Wilms, Gymn.-Lehrer. Wittstock.<br/> 598. Winkler, Prof., Oberl. Landsberg a/W.<br/> 599. Winkler, Dr., Oberlehrer. Colberg i. P.<br/> 600. Winterling, Prof. extr. a. d. Univ. Erlangen.<br/> 601. Wissmann, Dr., Medizinalrath u. Stadtverordneter. Stettin.<br/> Wittich, Dr., Oberl. Cassel. S. Secretariat.<br/> 602. Wittstock, Dr., Realsch.-Dir. Leipzig-Reudnitz.<br/> 603. Woehler, Dr., Oberlehrer. Greifswald.</p> | <p>604. Wohlrab, Dr., Rector. Chemnitz.<br/> 605. *Wolff, Dr., Chefredacteur der Ostsee-Zeitung und Stadtverordneten-Vorsteher. Stettin.<br/> 606. Wolff, Dr., Oberlehrer. Berlin.<br/> 607. Wolff, W., Brauereibesitzer. Stettin.<br/> 608. Wolffgramm, Dr., Gymn.-L. Prenzlau.<br/> 609. Wronsky, Progymn.-Lehrer. Gartz a/O.<br/> 610. Wuest, Dr., Rector. Osterode i. Pr.<br/> <br/> 611. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.<br/> 612. Ziegel, Dr., Gymn.-Lehrer. Stargard.<br/> 613. Ziemer, Dr., Gymn.-Lehrer. Colberg.<br/> 614. Zinzow, Dr., Gymn.-Dir. Pyritz.<br/> 615. Zitelmann, Geh. Reg.-Rath. Stettin.<br/> 616. Zschau, Dr., Dir. d. Progymn. Schwedt a/O.</p> |
|---|---|

### Vertheilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Es nahmen Theil	
aus <b>Stettin incl. Vororten</b> . . . . .	<b>259</b>
„ <b>Pommern excl. Stettin</b> . . . . .	<b>104</b>
<b>Pommern überhaupt . . . . . 363</b>	
„ <b>Prov. Ost- und Westpreussen und Pommern</b> . . . . .	<b>49</b>
„ „ <b>Schlesien</b> . . . . .	<b>3</b>
„ „ <b>Brandenburg</b> . . . . .	<b>95</b>
(davon aus Berlin und Vororten 53)	
„ „ <b>Sachsen</b> . . . . .	<b>24</b>
„ „ <b>Schleswig-Holstein</b> . . . . .	<b>5</b>
„ „ <b>Hannover</b> . . . . .	<b>2</b>
„ „ <b>Hessen-Nassau</b> . . . . .	<b>6</b>
„ „ <b>Westfalen</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>der Rheinprovinz</b> . . . . .	<b>1</b>
<b>Preussen überhaupt . . . . . 549</b>	
„ <b>Meklenburg</b> . . . . .	<b>23</b>
„ <b>Braunschweig, Oldenburg, Lübeck</b> . . . . .	<b>5</b>
„ <b>Anhalt und Thüringen</b> . . . . .	<b>10</b>
„ <b>Sachsen (Königreich)</b> . . . . .	<b>13</b>
„ <b>Bayern</b> . . . . .	<b>3</b>
„ <b>Württemberg</b> . . . . .	<b>2</b>
„ <b>Baden</b> . . . . .	<b>3</b>
„ <b>Elsass-Lothringen</b> . . . . .	<b>2</b>
<b>Aus dem deutschen Reiche . . . . . 610</b>	
„ <b>Oesterreich-Ungarn</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>Scandinavien und Russland</b> . . . . .	<b>5</b>
<b>Im Ganzen . . . . . 616</b>	

Aus Stettin 42,0 pCt.

## Erste allgemeine Sitzung

am Montag, den 27. September 1880.

Die Sitzung wird um 10 $\frac{1}{4}$  Uhr von dem Präsidenten Gymnasialdirector Professor Kern mit folgender Ansprache eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!

Pommern hat zum ersten Male die Ehre die deutschen Philologen und Schulmänner als Gäste zu begrüßen. Und wir Pommern und Stettiner wissen diese Ehre gebührend zu schätzen. Dass Sie, meine hochgeehrten Herren, nicht mit allzu hohen Erwartungen hierher nach dem Norden Deutschlands gekommen sind, ist begreiflich und natürlich, und ist andererseits günstig für uns; denn wir dürfen uns der angenehmen Hoffnung hingeben, dass Sie vielleicht doch ein etwas lichtereres und freundlicheres Bild vom Pommerlande in Ihre Heimat mit zurücknehmen, als das war, mit welchem Sie vermuthlich Ihre Reise hierher antraten.

Mit dem Anspruch hier imponierende Reste alter Römerbauten, wie in Trier, zu sehen, ist ja keiner von Ihnen hergekommen; aber Sie finden hier eine alte Stadt, eben begriffen nach dem Fall der beengenden Festungsschranken sich mächtig auszudehnen, so rasch, so mächtig, dass sie in ihren äussern Theilen fast unerkennbar geworden ist für den, der sie vor einem Decennium zum letzten Male gesehen hat, finden in der Umgebung der Stadt landschaftliche Bilder, die wohl nicht nur unser Lokalpatriotismus uns als anmuthige erscheinen lässt, finden eine Bürgerschaft, die, wie rührig und thätig sie auch im Allgemeinen praktische Ziele verfolgt, dennoch dabei lebendigste Theilnahme unsern Interessen entgegenbringt und von Herzen dankbar ist für die reichen Anregungen, die sie mit Recht von Ihnen in Vorträgen und Verhandlungen, wie in zwanglosen Gesprächen erwartet.

Dieses freundliche Entgegenkommen der Stettiner Bürgerschaft hat es denn dem Präsidium und allen denen, die mit grosser Selbstverleugnung an den Vorbereitungen theilgenommen haben, auch ermöglicht, Ihnen zur Erholung von der Arbeit einige festliche Veranstaltungen zu bieten, von denen wir herzlich wünschen, dass sie wenigstens annähernd so gelingen mögen, wie sie uns vorschweben. Aber freilich was ist das alles, auch wenn es über Erwarten gelänge, gegen das, was Sie mit hierher bringen, gegen die geistige Welt, die in Ihnen lebt, gegen die Gedankenwelt, die in zusammenhängenden Vorträgen, wie in sich bestreitender und ergänzender Wechselrede in diesen Tagen hier ihren Ausdruck finden soll.

Solcher anregenden Ergänzung durch fremde Ansichten können ja selbst die Meister der Wissenschaft nicht entbehren; denn wo ist — um von dem zu reden, wovon

einen kleinen Theil zu erkennen ich mich bestrebe — der Forscher auf dem Gebiet der althellenischen Geisteswelt, der sich rühmen könnte ein zugleich alles umfassendes und in seinen Einzelheiten vollkommen klares Bild dieser versunkenen alten Welt in sich zu tragen?

Und ich spreche hier nur von der Geisteswelt, wie sie in der Litteratur uns erhalten ist, nicht von der, welche in Werken der Architektur und Skulptur stumm und mächtig zu uns redet. Hier erschliessen sich seit der Aufdeckung der Altis zu Olympia, und seitdem die reichen Trümmer von dem glänzenden Denkmal der Attaliden zu Pergamon diesmal glücklicher Weise in die Hauptstadt des deutschen Reiches gerettet sind, für die archäologische Forschung ganz neue Aufgaben, die vermuthlich zu neuen und wichtigen Resultaten führen werden. Nach dem Urtheil des Mannes, der über den pergamenischen Fund zu urtheilen am meisten berufen ist, ich meine natürlich Conze, wird durch diesen der zu einseitige Begriff antiker Kunst verschwinden, in welchem die Meisten befangen sind. Die überraschende Entdeckung wird „nicht nur unser Wissen im Einzelnen berichtigen, sondern befruchtend auf ein ganzes grosses Gebiet der Forschung wirken und unsere allgemeinen Vorstellungen klären und bereichern.“

So günstig steht es nicht um die griechische Litteratur. Wie umfangreich auch immer und für den Einzelnen sehr schwer übersehbar die Zahl der Litteraturwerke ist, die auf uns gekommen, wir wissen doch auch und empfinden es schmerzlich, wie gross die Lücken sind, die schwerlich jemals ein glücklicher Fund in den Bibliotheken ausfüllen wird, ich meine, auf dem Gebiete der Dichtung die so trümmerhafte Ueberlieferung der griechischen Lyrik und auf dem der Philosophie die so spärlichen Nachrichten und zum Theil fast verschwindenden Ueberbleibsel ihrer ersten und doch so ungemein wichtigen Anfänge. Dass auch vor Sokrates in Griechenland ein wunderbar reicher Geistesfrühling geblüht hat und verblüht ist, ohne die Frucht zu bringen, die er damals schon hätte bringen können, das wissen wir wohl; aber es ist sehr schwer, die davon zu uns noch herüberklingende Kunde zu einer unbefangenen, treu historischen Darstellung zu gestalten, einer Darstellung, die sich unabhängig hält von dem Urtheil der beiden folgenden mächtigen Geistesheroen, wenigstens von den unberechtigten platonischen und aristotelischen Sympathien und Antipathien. Denn gerade der mächtige Einfluss ihrer Schriften hat dem Bilde manches Philosophen vor ihnen bald zu helles Licht, bald zu dunkle Schatten gegeben, und so ist es hier noch die Aufgabe der Alterthumswissenschaft es in die rechte Beleuchtung zu rücken, eine Aufgabe, die nach meinem Dafürhalten noch keineswegs überall gelöst ist.

Wie ungerecht ist es zum Beispiel, die Forderung des begrifflichen Wissens als einen ganz neuen Gedanken des Sokrates darzustellen, durch den die Philosophie einen mächtigen Schritt vorwärts gethan habe. Als ob nicht bereits vor ihm gerade die allerschwierigsten Begriffe, wie der des Werdens und der Veränderung, auf das allerschärfste geprüft worden wären, als ob nicht die eleatischen Philosophen die gesammte Erscheinungswelt als solche, wie sie erscheint, einzig und allein deshalb geleugnet hätten, weil sie ihnen dem Begriffe des Seienden schnurstracks zu widersprechen schien. Mit solcher Entschiedenheit, wie von diesen, ist niemals die begriffliche Einsicht hoch über alle Wahrnehmung gestellt worden. „Wirklich ist nur das, was sich ohne Widerspruch denken lässt“, so lehren die rücksichtslosen Vertreter des begrifflichen Wissens. „Wirklich ist



nur das, was wir wahrnehmen, das heisst, unsere Empfindung“, so ihr gefährlicher Gegner Protagoras, mit welchem eine völlig neue Phase des philosophischen Denkens hätte beginnen können, wenn in Plato und Aristoteles dieser Gedanke Wurzeln geschlagen hätte. Sokrates aber, den man herkömmlicher Weise an den Anfang eines neuen Abschnittes stellt, scheint für diese, wie für alle fundamentalen Fragen, kaum grosses Interesse gehabt zu haben, geschweige denn, dass wir aus den geschichtlichen Berichten von ihm einen originalen Gedanken darüber nachweisen könnten. Dennoch steht er, wie ich gewiss gern zugebe, an dem Anfang einer neuen Entwicklung, aber nur als Platons Lehrer, nicht als genialer, selbständiger Denker. Nie hat ein Lehrer so wunderbar, so ganz unberechenbar gewirkt, wie Sokrates; es war ein Funke, aus dem hellloderndes, wunderbar leuchtendes Feuer entstanden, es war ein Samenkorn, aus dem ein majestätischer Baum emporgewachsen mit weit verbreitetem Geäste. Und heutzutage steht der Lehrer so mitten in dem Glanze, den sein grosser und dankbarer Schüler über ihn ausgegossen hat, dass es schwer ist, die Umrisse seiner wirklichen Gestalt mit Klarheit zu erkennen.

Viel zu grosses Gewicht scheint mir auch auf die Gedankenwelt des Anaxagoras gelegt zu werden, diesmal nicht, weil ein Nachfolger von ihm ein Idealbild mit Meisterhand gezeichnet hat, sondern auf ein beiläufiges, lobendes Urtheil des Aristoteles hin, der ihn als den Nüchternen und Besonnenen andern Philosophen als Trunkenen gegenüber stellt. Wenn man ihn für den erklären will, der zuerst einen klaren Unterschied zwischen dem Materiellen und Immateriellen aufgefunden und ausgesprochen, so erweist man ihm zu grosse Ehre; denn das ist in der gesammten griechischen Philosophie nicht geleistet worden, und auch die heutige hat damit noch zu thun. So leicht sich der Gegensatz aussprechen lässt, so ungemein schwer ist er begrifflich zu erfassen. Meint man aber nur die gänzlich verschiedene Wirkung des Geistigen und Körperlichen und den hohen Vorrang jenes vor diesem, so hat unter den Philosophen das wohl zuerst und mit grossem Nachdruck Xenophanes in seiner bekannten Elegie ausgesprochen; aber schon Homer hat daran nicht gezweifelt, denn er lässt in der Schilderung der Kampfspiele bei Patroklos' Leichenfeier das den Nestor zu seinem Sohn so deutlich sagen, wie es ein Dichter sagen lassen darf. Und auch das Zweite, weswegen man den Anaxagoras so hoch stellt, dass bei ihm zuerst von einer Weltregierung die Rede sei, ist nichts, was gerade nur ihm von den früheren Denkern eigenthümlich wäre. Auch diesen Gedanken hat vor ihm Xenophanes mit grosser Klarheit ausgesprochen, wie wir auch diesmal aus den bedauernswerth dürftigen Fragmenten urkundlich wissen. Welches freilich der Endzweck dieser Regierung sei, darüber kennen wir von beiden keine Aeussderung, und vermuthlich hat weder der eine, noch der andere darüber sich ausgesprochen.

Andere Denker des Alterthums sind viel bedeutender, als sie nach den gelegentlichen Aeussderungen des Aristoteles erscheinen, so dass es noch immer vieler Einzeluntersuchungen bedarf, wenn wir von der Geschichte und dem Werth des philosophischen Denkens vor Platon ein ungetrübtes Bild erhalten wollen.

Dass uns für solche ins Einzelne gehende Arbeiten kein Interesse in weiteren Kreisen entgegenkommen kann, liegt auf der Hand, und es wäre sehr unbillig dafür Interesse und Verständniss zu verlangen. Hat es doch selbst der grosse Dichter, in welchem das hellenische Alterthum so lebendig geworden ist, wie in keinem, nicht gehabt, wenn er auch den bekannten Reconstructionsversuch einer euripideischen Tragödie

selber gemacht hat. Denn unphilologischer als sein wegwerfendes Wort von dem Werth der Untersuchungen über die Autorschaft und Echtheit alter Schriften kann kaum ein anderes sein.

Dennoch spricht gerade durch ihn, in welchem nach F. A. Wolfs Worten der wohlthätige griechische Geist eine zweite Wohnung gewonnen hat, das hellenische Alterthum am schönsten und eindringlichsten zu allen denen, welche es aus unmittelbarer Anschauung nicht kennen. Manche Goethische Dichtung der achtziger und neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist neben dem originalen Werth, den sie in sich trägt, die schönste, das Wesentliche am klarsten widerspiegelnde Uebersetzung griechischer Poesie. Ja, man darf sagen: wer von dieser einfachen, ruhigen Schönheit in Goethes Dichtungen wirklich ergriffen wird, wer die Bewunderung im Herzen, nicht nur auf den Lippen trägt, der weiss mehr vom hellenischen Schönheitsideal, so weit es in Worten zum Ausdruck kommt, als der, welcher nur mit Mühe und ungern ein wenig Lateinisch und Griechisch auf dem Gymnasium sich zu eigen gemacht hat. Hier gilt Goethes Wort: „Jeder sei auf seine Art Grieche, aber er sei's!“ Unmittelbar, wohin ja nur wenige gelangen, oder mittelbar, was jetzt allen offen steht, müssen wir, was den Geschmack angeht, Schüler der Griechen bleiben, deren Schule wir noch lange nicht entwachsen sind; heute am allerwenigsten, da wieder das bloss Stoffliche, das Seltsame und Fratzenhafte lautesten und allgemeinsten Beifall findet, und ohne die allerstärksten Effekte und die gepfeffertste Darstellung dichterische Werke kaum noch wirken. Der exaltierten Bewunderung solcher Productionen folgt dann sehr schnell Gleichgültigkeit und völliges Vergessen. So die Sinne sofort bestrickend wirkt wahre Schönheit nie, weder bei den Griechen selber, noch bei Goethe, oder wirkt doch so nur sehr selten; dafür ist aber auch ihre Wirkung nicht nur dauernd, sondern in empfänglichen Gemüthern stetig zunehmend; denn mit vollem Recht sagt Winckelmann: „Das Gefühl und der Genuss des Schönen muss zart und sanft sein, und kommt wie ein milder Thau, nicht wie ein Platzregen.“

Ist nun aber Schönheit kaum etwas anderes als anschauliche Wahrheit und ist ein grosser Dichter nicht denkbar ohne innerlichste Wahrhaftigkeit, die auf das Spiel mit tönenden Phrasen gern verzichtet, so stärkt in uns hingebende Beschäftigung mit alt-hellenischer Dichtung wie mit Goethes Poesien auch das Gefühl für Wahrheit. Und das gilt nicht bloss von der Dichtung, das gilt von der ganzen alten Litteratur. Lichtenberg sagt von ihr sehr treffend: „Die Alten schrieben zu einer Zeit, da die grosse Kunst schlecht zu schreiben noch nicht erfunden war und bloss schreiben hiess gut schreiben. Sie schrieben wahr, wie die Kinder wahr reden.“

Das dritte Menschheitsideal aber, das der Güte und Heiligkeit, das haben wir nicht nöthig erst im Alterthum zu suchen. Freilich hat es auch in den Herzen der Menschen der alten Welt gelebt und sich thätig gezeigt; aber erst als diese Welt schon im Versinken begriffen war, ging von Osten her ein heiliges Leuchten über die Erde, sich allmählich immer mehr ausbreitend, allerdings auch zu Zeiten sich trübend und verdunkelnd. Des steten Hinsehens auf dieses Ideal kann kein Menschenkind in all seinem Thun und Treiben entbehren, auch die Gelehrten nicht in ihrer Thätigkeit. Hier schafft es in den Herzen neidlose Anerkennung fremden Verdienstes, Verschwinden aller Gereiztheit in schriftlicher Darstellung wie in mündlicher Rede. Hier verpflichtet es auch zur Dankbarkeit gegen alle die, welche aus ihrer gelehrten und schulmännischen Arbeit durch den Tod abgerufen sind. Wir bezeugen in unseren Versammlungen nach pietätvollem

Herkommen unsere Dankbarkeit auch dadurch, dass wir in der ersten Sitzung die Namen derer zu nennen pflegen, welche seit der vorigen Versammlung von uns geschieden sind. Es sind, so viel ich weiss, folgende: Gladisch, Hagen, Hartzenbusch, Heffter, Kreyssig, Middendorf, Mezger, Rempel, J. W. Schäfer, Otto Schneider, Schmalfeld, Ed. Schäffer, Stark, Ullrich, Woltmann, Wilh. Wagner.

Wenn diese Namen in unsere Ohren klingen, überkommt uns der Gedanke, wie verschieden an Dauer und Bedeutung die Thätigkeit dieser Männer gewesen, diese von uns gegangen in hohem Greisenalter, lebenssatt und lebensmüde, jene aus jugendlicher, frischester Thätigkeit weggerafft, diese den Nachkommen noch lange im Gedächtniss bleibend, jene vielleicht nur zu bald vergessen. Doch verschwinden auch die Namen in dem fortfluthenden Strom der Geschichte; was sie geleistet haben, bleibt, wenn auch das Geleistete als gerade von ihnen herrührend allmählich unkenntlich wird. Haben sie doch ihren schönsten Lohn darin gefunden, worin wir Lebenden ihn alle finden können, in dem Bewusstsein, nach dem Maasse unserer Kraft mitzuarbeiten an der Förderung wissenschaftlicher Einsicht oder an der Bildung der deutschen Jugend.

Mit diesem Gedanken und mit der Bitte um Ihre gütige Nachsicht erkläre ich die XXXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet. —

Darauf wird das Bureau der Versammlung gebildet. Zu Schriftführern werden berufen die Herren Oberlehrer Dr. Eckert, Prof. Schnelle, Oberlehrer Dr. Wittich und Gymnasiallehrer Dr. Textor (s. Mitgliederverzeichniss Nr. 3—6).

Dann spricht zur Begrüssung der Versammlung Se. Excellenz Herr Oberpräsident Freiherr von Münchhausen: Hochgeehrte Herren! Mit der aufrichtigsten und regen Theilnahme an den Bestrebungen dieser Versammlung heisse ich Sie hier in Pommern, der meiner Verwaltung anvertrauten Provinz, herzlich willkommen. Sie haben zum Versammlungsort die Hauptstadt einer Provinz gewählt, welche bisher von den seit mehr denn dreissig Jahren in den verschiedenen Gegenden unseres grossen Vaterlandes gehaltenen Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner noch nicht berührt wurde, welche aber überall, auch wenn es sich um die Förderung und Aneignung deutscher Geistesbildung handelte, sich bemühte, hinter anderen Landestheilen nicht zurückzubleiben. Das Königliche Provinzial-Schulcollegium, in dessen Namen ich Sie ebenfalls begrüesse, hegt die begründete Hoffnung, dass diese Vereinigung gelehrter, der wissenschaftlichen Forschung und dem Unterricht der Jugend ihr Leben widmender Männer auch auf das Schulleben Pommerns gedeihlich wirken, einen belebenden, einen fruchtbaren Einfluss üben möge.

M.H.! Sie werden mit dem Austausch Ihrer Erfahrungen und Ansichten, in wissenschaftlichen Vorträgen und Disputationen und im geselligen Verkehr sich gegenseitig anregen zu der rechten Auffassung Ihres schweren, für das geistige und sittliche Gedeihen unseres Volkes hochwichtigen Berufes, und indem Männer aus dem Süden und Norden, aus Ost und West sich hier die Hände reichen zu gemeinsamer Arbeit und geselliger Freude, werden sich, so hoffe und vertraue ich, Ihre Herzen auch erwärmen in Liebe zu unserm theuren Vaterlande, und Ihre Gemüther sich erheben im Gedanken an das herrliche, an das grosse Ziel, das in dem Wirken für das Wohl Deutschlands, seine Eintracht, Gesittung und Bildung, uns Allen vorschwebt, dessen Erreichung unser Aller gerechter Stolz ist. Möge solche Weihe, solcher Segen Ihre Arbeiten begleiten!



Präsident: Im Namen dieser Versammlung sage ich Ew. Excellenz den verbindlichsten Dank für die freundlichen Worte, die wir soeben gehört haben.

Oberbürgermeister Haken: Im Anschluss an die Worte des Herrn Oberpräsidenten, welcher die geehrte Versammlung im Namen der Provinz begrüsst hat, will ich nicht unterlassen, Ihnen auch seitens der Stadt ein herzliches Willkommen zuzurufen. Gemeinde und Schule müssen zusammen gehen; in der Pflege und Förderung des Unterrichts und der Bildung erfüllt die Gemeinde ihre wichtigsten Aufgaben, denn mit dem ersten Schulgange machen wir auch den ersten Schritt aus dem Kreise der Familie zu dem Bewusstsein einer weiteren Zusammengehörigkeit zu einander. Erst durch die Erziehung lernen wir erkennen, dass wir, auf die Gemeinschaft mit Anderen angewiesen, uns selbst nicht genügen, in dem Wohle Anderer unsere Befriedigung suchen müssen. So entfaltet sich aus der Erziehung, aus der unscheinbaren Ordnung der Schule die grössere weitere Ordnung, die segensreiche, die der Städte Bau gegründet. So wächst und erstarkt im stillen Raum der Schule die gemeinsame Liebe zum Vaterlande, die Begeisterung für alles Hohe und Ideale.

Nur die Erkenntniss der Wahrheit giebt uns die Kraft und den Muth, die Wirklichkeit nach ihr zu gestalten. Seien Sie daher überzeugt, m. H., dass wir durchdrungen sind von dem ganzen Werth Ihres Berufes, dem wir die Zukunft unserer Jugend anvertrauen, und dass wir hocherfreut sind, Sie heute in unserer Mitte zu begrüssen. Mit voller Sympathie für Ihre Bestrebungen danken wir Ihnen, dass Sie auf Ihren Jahreswanderungen zum gegenseitigen Austausch Ihres Wissens und Ihrer Erfahrungen unsere Stadt gewählt, und wünschen, dass es Ihnen auch bei uns wohlgefalle. Seien Sie uns Alle nochmals herzlich willkommen!

Präsident: Im Namen der Versammlung spreche ich dem Herrn Oberbürgermeister unsern aufrichtigen Dank aus für die freundliche Begrüssung.

Alsdann theilt der Präsident noch ein Schreiben Sr. Excellenz des Herrn Unterrichtsministers von Puttkamer mit, in welchem dieser bedauert, in Folge dienstlicher Abhaltungen der an ihn gerichteten Einladung nicht folgen zu können, und giebt Kenntniss von dem Eingang ähnlicher Schreiben von Seiten des Herrn Unterstaatssecretärs, des Abtheilungsdirectors und der vortragenden Räthe in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums. Darauf macht der Vicepräsident Gymnasialdirector Dr. Weicker einige geschäftliche Mittheilungen über die beabsichtigten Ausflüge nach Gotzlow, Finkenwalde und Swinemünde, sowie über die Rückfahrt nach Berlin. Als anwesende Mitglieder des ständigen Ausschusses (§ 10 der Würzburger Statuten von 1868) constatirt er die Herren Rector Professor Dr. Eckstein aus Leipzig, Professor Dr. Jülg aus Innsbruck, Professor Dr. Delbrück aus Jena und ersucht dieselben sowie Herrn Oberschulrath Dr. Wendt aus Karlsruhe zugleich mit dem Präsidium Abends 8 Uhr im Bibliothekzimmer der Abendhalle zu einer Sitzung über die Bestimmung des nächsten Versammlungsortes zusammenzutreten. Desgleichen bittet er für die Zeit nach Schluss der Sitzung die Vorstände der Sectionen um eine Besprechung mit dem Präsidium über etwaige Combinationen. Endlich theilt er mit, dass an Stelle eines erwarteten Vortrages des Herrn Dr. Treu über die Ausgrabungen in Olympia, da Dr. Treu zufolge einer Depesche vom vorigen Tage bereits wieder nach Griechenland habe abreisen müssen, in der heutigen Sitzung ein ursprünglich für die deutsch-romanische Section bestimmter Vortrag des Herrn Privatdocenten Dr. Henning aus Berlin treten

werde, und zwar über die deutschen Runen, nicht wie im Tageblatte unter den Themata der Section angegeben sei, über die deutschen Russen (Heiterkeit).

Darauf erhält das Wort Herr Prof. Dr. Prutz (Königsb. i. P.) zu seinem Vortrage

**Ueber den Einfluss des klassischen Alterthums auf das Mittelalter\*).**

Ausgehend von den vielfachen und nahen Beziehungen zwischen Philologie und Geschichte und der Nothwendigkeit ihres Zusammenarbeitens namentlich da, wo es sich darum handelt für die geschichtliche Entwicklung entscheidende geistige Wandelungen historisch zu erfassen, wandte sich der Vortragende zu einer allgemeinen Betrachtung der geistigen Cultur des Mittelalters. Der Gegensatz, welcher da zwischen der ersten und der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes nachgewiesen wurde, insofern als seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts die weltlichen Gesichtspunkte massgebender werden und bei den einzelnen Völkern auf Grund der entwickelten Nationalität die Grundlagen für die Anfänge der modernen Bildung sich zeigen, während in der ersten Hälfte die Bildung eine wesentlich kirchliche war und auf der durch die Kirche vermittelten Nachwirkung der römischen Litteratur beruhte, führte den Vortragenden zu der Frage, was denn das Studium der römischen Litteratur für die allgemeine Bildung während der ersten Hälfte des Mittelalters thatsächlich für Gewinn gebracht habe, und weiterhin zu der Untersuchung derjenigen Factoren, welche den unverkennbaren grossen Fortschritt der Bildung bewirkt haben, welcher seit dem 13. Jahrhundert sich vollzogen hat.

In Beantwortung der ersten Frage wies der Vortragende nach, dass die Kirche des Mittelalters zu der römischen Litteratur immer in einem feindlichen Gegensatze gestanden hat; dass sie sich derselben nur bediente, weil sie sie nicht entbehren konnte, ein anderes für ihre Zwecke brauchbares Bildungsmittel nicht besass. Das bewies die Thatsache, dass alle Vertreter strenger Kirchlichkeit, Hieronymus so gut wie Gregor d. Gr., und später namentlich die Cluniacenser gegen das Studium der gefährlichen heidnischen Litteratur geeifert haben, und dass selbst Männer, welche sich um dasselbe hochverdient gemacht, wie Alcuin, Ermenrich und Notker v. St. Gallen, darin immer nur ein nothwendiges Uebel gesehen haben. Man war daher bemüht, nur die für unschädlich erachteten Autoren des Alterthums als Gegenstand des Studiums zuzulassen; die überwiegende Mehrzahl derselben war ausgeschlossen. Daraus erklärt es sich, dass das Mittelalter einen so eng beschränkten Kreis antiker Autoren kannte, wie nicht bloss die auf uns gekommenen Bibliothekskataloge zeigen, sondern namentlich auch der Umstand erweist, dass die mittelalterlichen Schriftsteller, welche ihre klassischen Studien erkennen lassen wollen, mit ihren Citaten und Anspielungen auf einige wenige römische Autoren beschränkt bleiben. Von Dichtern sind fast ausschliesslich Vergil, Horaz, Lucanus, Statius und namentlich Ovid, von Prosaikern Cicero und Livius bekannt gewesen. Gewisse Citate auch aus diesen aber kehren regelmässig wieder — ein Beweis, dass sie nicht der Lectüre des Autors selbst entstammen, sondern nur den so viel verbreiteten Sentenzensammlungen und ähnlichen Hilfsbüchern entlehnt sind. Ferner aber wurden die wenigen Schriften des Alterthums, die man überhaupt studirte, gelesen nicht um ihres Inhalts willen, sondern nur zum Zweck stilistischer Schulung und zur Aneignung gewisser Hilfsmittel des rhetorischen Schmucks. Kunstvoll und zierlich schreiben zu lernen war der einzige Zweck der Be-

\*) Das Folgende ist eine Uebersicht des Inhalts, die Herr Prof. Dr. Prutz von seinem freigesprochenen Vortrage dem Präsidium mitgetheilt hat.

schäftigung mit den Werken der römischen Klassiker. Das Verhältniss des Mittelalters zu der römischen Litteratur war also ein rein äusserliches: im Gegensatz dazu weist der Vortragende auf die hohe Blüthe hin, deren sich gleichzeitig das Studium des Alterthums auch nach seiner realen Seite hin bei den Arabern erfreute, durch welche die geistigen Errungenschaften der Vorzeit für die Nachwelt nutzbar gemacht wurden. Dem gemäss war denn auch der Erfolg der klassischen Studien im Mittelalter ein sehr geringer. An einzelnen hervorragenden Beispielen zeigte der Vortragende, wie man in denselben nur ein Mittel zu stilistischer und rhetorischer Schönfärberei gesehen habe: eine Masse von Eingängen, Phrasen, Ausdrücken sind aus antiken Schriften entlehnt, mit ihnen zugleich hat man nicht selten sachliche Angaben herübergenommen, die füglich gar nicht richtig sein können: Angilberts Beschreibung der Hafenbauten Karls d. Gr. ist einfach die aus Vergil entlehnte Schilderung des karthagischen Hafenbaues; Einhard, der Biograph Karls des Gr., copirt theils Sueton, theils Sallust; Radewin aber, der Fortsetzer der *Gesta FridERICI I. imperatoris* des Otto von Freising, erzählt ganze grosse Abschnitte der Thaten des Rothbart mit den Worten des Josephus, den er in der lateinischen Uebersetzung des Rufinus ausschrieb.

Unter solchen Umständen konnte der Gewinn denn auch wirklich nur ein geringer sein, der sich für die Gesamtbildung aus diesen Studien ergab. Denn Kirche und Litteratur waren von einer fremden Sprache beherrscht, welche für kein Volk mehr bekannte nationale Sprache war, die auch die an der Spitze der Bildung stehenden Stände nur sehr unvollkommen kannten und deren selbst ein gelehrter Geistlicher nur ausnahmsweise einmal völlig mächtig war. Auf weitere Kreise hat unter solchen Umständen die Beschäftigung mit dem römischen Alterthum damals nicht einwirken können: das Denken des Volkes, die Volksdichtung und auch die Sprache des Volkes sind davon nur sehr wenig berührt worden, und der grosse und glänzende Fortschritt, welchen die allgemeine Bildung im Laufe des 13. Jahrhunderts unverkennbar macht, kann daher unmöglich auf Rechnung der klassischen Studien gesetzt werden.

Woher derselbe denn zu leiten sei, suchte der Vortragende schliesslich mit einigen Worten anzudeuten. Er legte dabei alles Gewicht auf die Sonderung der Nationen, die Entstehung nationaler Sprachen und nationaler Bildungen im Gegensatz gegen die von der Kirche erstrebte Gleichförmigkeit. Die entscheidende Wendung dazu vollzog sich während der Kreuzzüge und durch diese. Durch die Kreuzzüge und die durch sie vermittelte Bekanntschaft mit einer ganz neuen Welt ist das Abendland der Gefahr entzogen worden, durch die Kirche völlig romanisirt zu werden, indem der Bann gebrochen wurde, welcher bisher durch die von der Kirche allein und einseitig vermittelte römische oder romanische Bildung auf seinem ganzen geistigen Leben gelegen hatte. Das Abendland kam mit einem Volke überlegener wirthschaftlicher und geistiger Kultur in Berührung, es entstand eine abendländisch-morgenländische Mischkultur, aus welcher ohne Rücksicht auf die Kirche, ja in wachsendem Gegensatz zu ihr die nationalen Bildungen sich allmählich entwickelten.

Prof. Dr. Eckstein: Gestatten Sie mir zu dem gedankenreichen und neue Gesichtspunkte eröffnenden Vortrage des Herrn Vorredners einige flüchtige Bemerkungen, denn es drängt mich Widerspruch zu erheben gegen das, was der geehrte Redner vorgebracht hat. Das positive Resultat geht über mein Wissen hinaus, denn der gelehrte

Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge und Forscher auf diesem Gebiete konnte uns arabische Bildung als eine Grundlage der modernen Bildung hinsetzen. Das ist ja ganz etwas Neues für die Alten, die noch festhalten an der Entwicklung des Humanismus, und diesen nicht in Verbindung gebracht haben mit Arabien, sondern mit der klassischen Litteratur. Das negative Resultat berührt mich schmerzlich, weil der Herr Vorredner so schwarz gemalt hat, um darzustellen, dass im Mittelalter davon gar keine Kenntniss oder eine unzulängliche gewesen ist, schwarz gemalt hat in Betreff der Klosterbibliotheken, wo er einen kleinen Kreis von Autoren nennt, die sich überall finden. Es ist das im Allgemeinen richtig, aber in einigen Bibliotheken sind doch mehr und auch gute Autoren gewesen. Der Mittelpunkt sind allerdings die geistlichen und grammatischen Schriften und die, welche als Lehrbücher benutzt werden, um die septem artes liberales in die christliche Welt zu tragen: Martianus Capella, Isidorus und wie sie alle heissen, diese schrecklichen Kerle (Heiterkeit). Aber das genügt doch nicht. Zur Erklärung und Entschuldigung müssen wir noch auf die Schwierigkeiten hinweisen, welche die Beschaffung der Bücher in jener Zeit hinderten, und dürfen es den Klöstern nicht übel deuten, wenn sie für ihre Bibliotheken sich auf das Nöthigste beschränkten. Das scheint ja heutzutage bei unseren Schulbibliotheken auch so zu sein, weil sie mit sehr spärlichen Mitteln ausgestattet sind. Aber es kommt weiter hinzu: Herr Dr. Prutz macht aufmerksam auf die Dürftigkeit, welche sich zeige in mittelalterlichen Werken lateinischer Darstellung, auf die Mangelhaftigkeit weniger Phrasen, die aus Sammlungen geschöpft seien, auf die Citate aus Sententiae und Collectiones u. s. w. Ich weiss, derartige Sammlungen hat das Mittelalter in Menge aufzuweisen, und selbst die grammatischen Werke, die der Mittelpunkt der Studien wurden seit dem 12. Jahrhundert, haben in dieser Beziehung ein reiches Material geboten. Aber es ist doch unbillig namentlich gegen die Deutschen, die auch auf diesem Gebiete mit einer gewissen Selbständigkeit gearbeitet haben. Ich erinnere an die historischen Arbeiten, ich erinnere an die epischen Dichtungen, die aus deutschen Klöstern hervorgegangen sind, an den *Waltharius manu fortis* mit zahlreichen Anklängen an Virgil und Horaz — Horaz ist mehr gelesen worden als Herr Dr. Prutz angiebt — oder an die Ekklasis von Tull, in der auch eine ganze Reihe horazischer Reminiscenzen sich findet, welche die neuen Herausgeber etwas mehr für die Kritik verwenden könnten (Sehr gut!), wenn sie sich um die deutsche Litteratur bekümmern wollten. — Ausserdem giebt es noch ein Gebiet, auf dem die Deutschen mustergiltig geworden sind und selbstschöpferisch die lateinische Sprache gehandhabt haben, ich meine die Lieder der Vaganten, die Burschenlieder, die durch ganz Deutschland und Frankreich — weniger in Italien — gesungen worden sind, die eine so freie Entwicklung der Sprache zeigen, dass man sieht, man hat dieselbe wie eine lebendige bildsame Sprache gehandhabt, nicht nur wie eine mühsam durch Phrasen angelernte benutzt. Uns sind vielleicht dabei unsere lateinischen Schülerarbeiten in den Sinn gekommen, die in der Art auch charakterisirt werden könnten, wie vorher die mittelalterlichen Arbeiten charakterisirt sind. Ja, die schlechten waren eben solche Schülerarbeiten (*dictamina magistro debita*), wie sie namentlich in St. Gallen und anderen Klöstern veranstaltet sind. Daher möchte ich bitten, etwas nachsichtiger die Beschaffenheit des mittelalterlichen Latein zu beurtheilen und etwas mehr als das Arabische den Einfluss der Renaissance hervorzuheben, dieses Wiederaufleben der klassischen Litteratur, das nach Unterdrückung der Scholastik die eigentliche Grundlage der modernen Bildung geworden ist, wo der Mensch wieder in



seiner Selbständigkeit und Freiheit hervorgetreten ist, aber natürlich auch im Gegensatz gegen die Kirche, die mit Recht von diesen Bestrebungen Nachtheile befürchtete. In seinem Schoosse hat der Humanismus auch die deutsche Kirchenreformation getragen; wenn das die Herren in Italien geahnt hätten, dann würden sie nicht solche Heiden gewesen sein; denn das waren sie im Gegensatze gegen die Deutschen im Grunde doch. (Bravo!)

Gymnasialdirector Kammer: M. H.! Ich bin ja nicht im Stande, das Material, welches von dem Herrn Vorredner vorgetragen ist, zu widerlegen. Dazu gehört in der That wirklich ein Bewandertsein durch das ganze Gebiet; aber ich bekenne auch, dass ich während des ganzen Vortrages von dem grössten Widerspruch dagegen erfüllt war.

Indem ich mir erlaube, auf einzelnes hinzuweisen, bemerke ich folgendes. Wenn am Anfange Verbote von hervorragenden Geistlichen erwähnt wurden, sich mit alter Litteratur zu beschäftigen, und dann zum Schluss von dem Firniss bildenden Sinn der römischen Kirche gesprochen wurde, so scheint mir hierin ein gewisser Widerspruch enthalten zu sein, der nicht genügend erklärt ist; ja wir können fragen: was bedeuteten denn eigentlich diese Verbote von den Geistlichen, sich nicht mit den Autoren zu beschäftigen? Meiner Meinung nach nichts anderes, als die Furcht, sich mit dem Geist zu tranken, ihn in sich aufzunehmen. Das scheint mir nicht genügend hier hervorgehoben zu sein.

Es ist noch ein anderer Gedanke. Durch die Völkerwanderung war auch das geistige Streben erlahmt. Um nun wieder allmählich ein geistiges Leben anzubahnen, war ein Eingehen, nicht auch eine sklavische Anknüpfung an die alte Litteratur geboten; man musste durch sie durchgehen, wie durch eine Schule, um dann, wie das ja wohl in gewisser Weise richtig hervorgehoben worden ist, in der Renaissance so weit hergestellt zu sein, um auf den Geist eingehen zu können.

Professor Dr. Prutz: M. H.! Ich bin den Herren sehr dankbar, die gegen die von mir vertretene Ansicht Einspruch erhoben haben; ich möchte, da wir das Ausfechten unserer verschiedenen Ansichten hier nicht fortsetzen können, mir nur ein paar Bemerkungen dagegen erlauben. Zunächst möchte ich Herrn Professor Eckstein bemerklich machen, dass ich doch nicht ganz richtig von ihm verstanden zu sein glaube, wenn ich direct aus der arabischen Bildung den Anfang der modernen Bildung erklärt haben soll. Ich habe gemeint, durch die Berührung mit der arabischen Welt — ich habe den Ausdruck wiederholt gebraucht — ist der Bann gebrochen worden, der bis dahin aus der Entwicklung des geistigen Lebens der abendländischen Völker durch die von mir anders charakterisirte Art der Schulung im Studium der römischen Litteratur begründet worden war. — Wenn aber auf der andern Seite Herr Director Kammer eben bemerkte, dass jenes Verbot der Beschäftigung mit gewissen klassischen Autoren in geistlichen Kreisen sich doch auch nicht bloss mit der Furcht motiviren lasse, dass die Geistlichen sich von dem heidnischen Geiste durchdringen liessen, sondern dass eine historische und selbst pädagogisch-didaktische Nothwendigkeit vorlag, dass man nach dem Schwinden der Studien in elementarer Weise anfangen musste zu lehren, so kann ich das vollständig acceptiren. Ich meine eben, in der Art sind die Autoren rein als Schulung für gewisse äusserliche Dinge benutzt worden, und ich meine, dass man den geistigen Inhalt derselben erst später hat erfassen lernen in Folge der Umwälzungen der Kreuzzüge, die meiner Auffassung nach durch die Berührung mit dem Osten in dem ganzen Erfassungsvermögen der ganzen Welt des Abendlandes sich vollzogen haben. Ich glaube, dass wir vielleicht von diesem Gesichts-

punkte uns etwas mehr annähern können, als dies hier augenblicklich möglich ist, wo ich ja eben nur in grossen Strichen, wie ich ja gleich zu bemerken mir erlaubte, eine sich mir im Laufe meiner Studien aufdrängende Ansicht vortrug, wo ich auf Widerspruch gefasst sein muss, da ich ja im Einzelnen die Dinge nicht so ausführlich habe begründen können, wie ich sie anderwärts zu begründen bereit sein werde.

Professor Dr. Kolbe: Gestatten Sie mir, meine geehrten Herren, nach den eben vernommenen Einwendungen gegen den Vortrag des Herrn Professor Prutz noch Eins hervorzuheben. Auch ich verkenne ja nicht das viele Bedeutsame und Anregende, welches der Vortrag des Herrn Prof. Prutz uns gegeben hat, aber das Eine vermisse ich schmerzlich, dass, so viel ich gesehen, des grossartigen, segensreichen, gewaltig umgestaltenden Einflusses, welchen das Christenthum auch im Mittelalter ausgeübt hat, neben dem klassischen Alterthum nicht gedacht ist. Ja, vor dem klassischen Alterthum bietet das recht aufgefasste Christenthum die Grundlage unserer gesamten modernen Kultur. Dies muss hier doch auch betont sein und es ist ja unverkennbar, wie im Mittelalter andere, besonders grossartige, tief innerliche Charaktere das geworden sind, was sie wurden, durch den lebendigen, innigen, christlichen Glauben, nicht durch angelernte dogmatische Formeln, sondern dadurch, dass ihr Gemüth ergriffen war von dem Glauben an eine jenseitige Welt, die doch hineinragt in die diesseitige und sie verklärt mit der Macht des Himmels. Wenn wir eine Gestalt, wie den grossen Anselmus Cantabrigensis oder Bernhard von Clairvaux vergessen, wie ist es möglich unsere mittelalterliche Kultur zu begreifen? und wenn wir eingehen auf die deutsche National-Litteratur, die doch Anspruch darauf hat gehört zu werden, wie vermögen wir sie ohne Walther von der Vogelweide in seinen berechtigten Kämpfen gegen die missgestaltete Kirche zu erklären, wenn wir nicht die segensreichen Einflüsse würdigen, welche christliche Anschauung auf ihn gewirkt hat? oder wie lässt sich Wolfram von Eschenbach, der doch in seiner Weise eine Persönlichkeit ist, wie wenige im Mittelalter, denken ohne Christenthum? Zeigt uns der gute Gerhard nicht schon mitten in der Nacht des Mittelalters das helle Licht des Evangeliums, welches der ehrwürdige Schömann, der grösste Philologe Pommerns, der leider diese Versammlung nicht mehr erlebt hat, so unbedingt auch in schriftlicher Darstellung zu würdigen gewusst hat?

Das wollen wir doch in Dankbarkeit auch hier hervorheben.

Prof. Dr. Prutz: Ich kann mich den Bemerkungen des Herrn Vorredners gegenüber nur auf die Erklärung beschränken, dass ich alles das, was der Herr Vorredner gesagt hat, nicht bestritten habe oder etwas historisch Feststehendes keinen Moment in Zweifel zu ziehen gesonnen gewesen bin.

Prof. Dr. Kolbe: Gestatten Sie mir, meine H., nur die einfache Bemerkung: es gilt nicht bloss nein oder nicht nein, sondern es handelt sich bei einer wenigstens die Gesichtspunkte erschöpfenden Darstellung — und so habe ich den Vortrag des Herrn Prof. Prutz aufgefasst — darum, die grossartigen Momente anzudeuten, welche für den betreffenden Gegenstand massgebend sind. Verzeihen Sie also, dass ich hier das Wort ergriffen habe; es freut mich, wenn Alle das anerkennen, was eben von mir vorgebracht ist.

Präsident: Wenn niemand weiter das Wort wünscht, so glaube ich im Sinne der Versammlung zu sprechen, wenn ich Herrn Prof. Prutz für den anregenden und belehrenden Vortrag danke, zumal er auch Gelegenheit geboten hat zur Darlegung ver-

schiedener entgegenstehender und zum Theil ergänzender Anschauungen. — Der Präsident ertheilt nun das Wort Herrn Dr. Henning (Berlin<sup>\*)</sup>) zu seinem Vortrage über Skulpturen und Inschriften aus der deutschen Vorzeit.

Hierauf dankt der Präsident dem Redner für seinen mit Beifall aufgenommenen Vortrag, stellt dann die Tagesordnung für die nächste Sitzung fest und schliesst die Sitzung um 1 Uhr 30 Minuten.

### Zweite allgemeine Sitzung.

Die Sitzung wird um 10 Uhr 45 Minuten durch den zweiten Präsidenten, Gymnasialdirector Dr. G. Weicker, eröffnet. Derselbe macht einige geschäftliche Mittheilungen über die Vergnügungsfahrten und über inzwischen eingelaufene Geschenke. Er fährt fort:

Alsdann habe ich der Versammlung Kenntniss zu geben von einem Antrage, welcher an das Präsidium eingegangen und auch vom Präsidium zu erledigen ist, aber doch seinem Inhalte nach Ihre Aufmerksamkeit verdient. Er ist unterzeichnet von den Herren Dr. Lambeck aus Stralsund und Oberlehrer Hoffmann von hier, welche augenscheinlich das Protokoll für die übrigen Herren geführt haben. Die Herren geben dem Präsidium Kenntniss, dass sie den Wunsch hegen, unabhängig von der germanistischen Section eine Section für moderne Philologie zu bilden. Die Herren, die unterzeichnet haben, sind:

- |                                 |                                   |
|---------------------------------|-----------------------------------|
| 1. Prof. Schmitz, Greifswald.   | 13. Dr. Thümen, Stralsund.        |
| 2. Gymn.-L. Rowe, Greifswald.   | 14. Gymn.-L. Panck, Stralsund.    |
| 3. Gymn.-L. Modritzki, Stettin. | 15. Hoche, Freienwalde a/O.       |
| 4. Oberl. Klöpfer, Rostock.     | 16. Kühnel.                       |
| 5. Dir. Gesenius, Stettin.      | 17. Fischer.                      |
| 6. Oberl. Marburg, Stettin.     | 18. Oberl. Dr. Claus, Stettin.    |
| 7. Oberl. Knörich, Oldenburg.   | 19. Dr. Lambeck, Stralsund.       |
| 8. Dr. Schweppe, Stettin.       | 20. Oberl. Dr. Böddeker, Stettin. |
| 9. Oberl. Hoffmann, Stettin.    | 21. Dr. Lorenz.                   |
| 10. Oberl. Völker, Prenzlau.    | 22. Schulte.                      |
| 11. Dir. Holzapfel.             | 23. Reiher, Stettin.              |
| 12. Dr. Textor, Stettin.        |                                   |

Das sind 23 Herren. Es kommen für diese Frage in Betracht die §§ 5—7 aus dem Würzburger Statut von 1868. Diese lauten:

§ 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische, 2) ständige, 3) vorübergehende Sectionsversammlungen.

§ 6. Die ständigen Sectionsversammlungen sind: a) die pädagogisch-didaktische, b) die der Orientalisten, c) die der Germanisten und Romanisten, d) die archäologische.

Zu diesen vier Sectionen sind auf dem sofort durch den nächsten Paragraphen bezeichneten Wege zwei andere hinzugetreten, die für die klassische Philologie und die mathematisch-naturwissenschaftliche Section. Es lautet § 7:

<sup>\*)</sup> Dieser Vortrag kann hier nicht abgedruckt werden, da die dem Herrn Dr. Henning (jetzt Professor in Strassburg) zur Correctur übersandte stenographische Niederschrift dem Präsidium nicht wieder zugegangen ist.

Die vorübergehenden Sectionsversammlungen werden für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet. Eine Section, welche in drei aufeinanderfolgenden Versammlungen zu Stande gekommen ist, wird den ständigen beigeordnet.

Die Bedingungen des ersten Satzes hält das Präsidium für erfüllt; es sind nicht nur 20, sondern 23 Mitglieder mit ihrem Antrage an uns getreten und wir halten uns für verpflichtet, den Herren einen Raum zu gewähren und ihnen, vorbehaltlich der weiteren Bedingungen für die Ständigkeit der Section, für diesmal den Anschluss als Section an unsere Versammlung zu gestatten.

Ich würde die Herren Dr. Lambeck und Oberlehrer Hoffmann ersuchen, mit dem Präsidium am Ende der Sitzung über die näheren Modalitäten in Verbindung zu treten\*). Das Wort hat Herr Prof. Dr. Reifferscheid.

Professor Dr. Reifferscheid: Als erster Vorsitzender der deutsch-romanischen Section halte ich es für meine Pflicht, zwei Irrthümer in diesem Antrage sofort zu berichtigen.

1) giebt es keine germanistische Section. Im Januar 1862 ist in Augsburg allerdings der germanistische Verein gegründet worden. Im zweiten Paragraphen des Statuts wurde ausdrücklich gesagt, dass die Vertreter der germanistischen und romanistischen und die Vertreter der osteuropäischen Sprachen dazu gehören. Es ist dann am 25. Mai 1872 auf der Philologenversammlung zu Leipzig, weil sich von verschiedenen Seiten schon ähnliche Secessionsbestrebungen gezeigt hatten, der Name des Vereins geändert worden in deutsch-romanistische Section; zugleich wurde von den berufensten Vertretern der romanischen Philologie Einspruch erhoben gegen jede Secession.

Ich habe das Letztere zu constatiren, zunächst aber Einspruch zu erheben gegen die Benennung „germanistische Section“.

2) Die Section will den Namen haben „für moderne Philologie“. Das ist aber irreleitend; denn die Namen der Unterzeichner leiten darauf hin, dass den praktischen Bedürfnissen der Neu-Franzosen und der Neu-Engländer Rechnung getragen werden soll. Da gleich der zweite Präsident unserer Section, Herr Prof. Sachs, wenn es der Herr Präsident gestattet, Ihnen auseinandersetzen wird, dass die Germanisten und Romanisten sich nicht trennen wollen, so möchte ich doch bitten, dass statt des Namens „Section für moderne Philologie“ ein anderer, den die Herren natürlich selbst zu wählen haben, genommen wird.

Professor Sachs: M. H.! Wir thun besser, die Frage unter uns auszutragen, als hier im weiteren Kreise. Ich hoffe und wünsche, dass die Sache sich zu allseitiger Befriedigung erledigen lassen wird, ohne weiterhin dieses etwas unliebsame Thema der Trennung hier zu erörtern.

Präsident: Das Präsidium kann es nur mit Freude begrüßen, wenn keine weitere Debatte darüber geführt wird. Indessen halten wir uns verpflichtet, den Herren nach ihrem Antrage Bildung einer Section zu gewähren. Ich sehe hiermit diesen Gegenstand als erledigt an.

\*) Dies ist zwar nicht erfolgt; indess ist unmittelbar nach dem Schluss der Philologenversammlung dem Präsidium ein Bericht über die Verhandlungen der Section eingereicht worden, welcher unten abgedruckt ist.



Weiter bemerke ich, dass eine telegraphische Depesche aus Rapperswyl eingetroffen ist:

Der in Baden tagende schweizerische Gymnasiallehrer-Verein entbietet der Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen Gruss. Unterzeichnet: Rector Kühne, Vorsitzender.

Wir können diese Begrüssung nur mit herzlichem Danke annehmen. Das Präsidium erlaubt sich den Vorschlag, da es gestern nicht mehr möglich war, heute den Gruss ebenfalls auf telegraphischem Wege zu erwiedern und zwar wie folgt:

„Rector Kühne, Rapperswyl. Die 35. Versammlung deutscher Philologen zu Stettin erwiedert mit herzlichem Danke den Gruss des schweizerischen Gymnasiallehrer-Vereins. Präsidium: Kern. Weicker.“

Es ist wohl auch im Wesentlichen nichts gegen die Fassung zu erinnern und ich ersuche Herrn Dr. Textor vom Secretariat, die Depesche zur Beförderung zu übernehmen.

Noch ersuche ich im Interesse der Tagesordnung für morgen, die ja genauer erst am Ende der Sitzung zu bestimmen ist, Herrn Professor Dr. Plüss aus Pforta, seine Anwesenheit dem Präsidium zu erkennen zu geben. (Geschieht.) Damit sind die geschäftlichen Sachen, welche vor der Tagesordnung zu Ihrer Kenntniss zu bringen waren, erledigt. Wir können zu den Vorträgen übergehen.

Zunächst hat das Wort Herr Professor Dr. Susemihl aus Greifswald zu seinem Vortrage

### Ueber die nikomachische Ethik des Aristoteles.

Zu den Aufgaben, welche die Vorträge in unseren Wanderversammlungen zu erfüllen haben, gehört meines Erachtens auch die Orientirung weiterer philologischer Kreise über die bisherigen Ergebnisse auf denjenigen Gebieten unserer klassischen Alterthumsforschung, welche trotz ihrer unleugbaren Wichtigkeit aus wohlbegreiflichen Gründen von den Füßen unserer meisten Fachgenossen nur selten gestreift zu werden pflegen. In diesem Sinne unternehme ich das Wagniss Ihnen in den wesentlichsten Grundzügen ein Bild von den Früchten zu entwerfen, welche das Studium über Anlage und Ausführung der nikomachischen Ethik und über die Grenzen des Eigenthumsrechtes, das dem Aristoteles an diesem Werke zukommt, meiner Ueberzeugung nach bisher getragen haben. Denn so viel zwar ist Ihnen Allen bekannt, dass über den Ursprung der drei grossen ethischen Lehrschriften, welche in der Sammlung der aristotelischen Werke auf uns gekommen sind, im Grossen und Allgemeinen schon seit der berühmten Abhandlung Leonhard Spengels vom Jahr 1841 „über die unter dem Namen des Aristoteles erhaltenen ethischen Schriften“<sup>1)</sup> kein Zweifel mehr besteht, dass wir vielmehr in der nikomachischen Ethik allein die ächte Arbeit des Meisters, in der eudemischen die freie Ueberarbeitung seines Schülers Eudemos und in der grossen Moral einen Auszug meist aus der eudemischen, vielfach aber auch vielmehr aus der nikomachischen von der Hand eines späteren Peripatetikers mit eigenen Zuthaten dieses ihres Urhebers zu erkennen haben; aber welchen Gang die Forschung über die drei den beiden ersteren Werken gemeinsamen Bücher, das fünfte bis

---

1) Philos.-philol. Abhh. der Münchener Akad. III. S. 439—551.

siebente der nikomachischen, das vierte bis sechste der eudemischen Ethik, genommen hat, darüber thut eine Verständigung selbst unter den Eingeweihtesten Noth. Gewinnt es doch sogar noch in Zellers vorletzter Darstellung<sup>2)</sup> den Anschein, als ob die Gründe, welche damals Spengel bestimmten dieselben, wenn auch schon damals nicht ohne ein gewisses Schwanken, für die Nikomachien und eben damit für den Aristoteles selber in Anspruch zu nehmen, noch immer ziemlich unerschüttert daständen; und doch ist dies zweifellos nicht der Fall. Sollten nun aber diese Bücher vielmehr dem Eudemos angehören, wären sie sogar, wie auch dies neuerdings behauptet worden ist<sup>3)</sup>, wenigstens theilweise nur ein Mischmasch aus Abhandlungen verschiedener Peripatetiker, so würde uns damit der Einblick in hochwesentliche Theile der aristotelischen Psychologie und Ethik, die wir nur aus ihnen kennen lernen, verloren gehen, denn wir könnten ja nicht wissen, wie weit hier der oder die Schüler getreulich dem Lehrer gefolgt sind. Und wer würde diese Lücke unserer Erkenntniss nicht lebhaft bedauern! Ich selber gehöre zu der Zahl derer, welche dem ethischen Lehrgebäude des Aristoteles in der Hauptsache nur noch einen geschichtlichen Werth zuerkennen; nur zwei Punkte nehme ich aus, freilich zwei Hauptpunkte, weil es gerade diejenigen sind, in denen Sittlichkeit und Unsittlichkeit sich scheiden, ich meine die Erörterungen über die wahre und falsche Selbstliebe<sup>4)</sup> und über das Wesen der Lust und ihr Verhältniss zur Thätigkeit, mit denen zwar keineswegs bereits die volle Wahrheit entdeckt ist, mit denen aber doch Aristoteles mir tiefer eingedrungen zu sein scheint, von der Erscheinung in das Wesen dieser Dinge als irgend ein Anderer nicht bloss vor ihm, sondern auch nach ihm. Aber auch ganz hiervon abgesehen, kein anderes Werk des Alterthums legt uns so allseitig und vollkommen die eigenthümliche Natur der hellenischen Sittlichkeit mit allen ihren Grössen und Schwächen vor Augen, ohne deren Erkenntniss der klassische Philolog, mag auch im Uebrigen seine Thätigkeit noch so bedeutend gewesen sein, niemals behaupten kann, dass er wirklich vorgedrungen ist von der Schale bis zum innersten Kern. Wen von uns Allen, wiederhole ich also, sollte eine empfindliche Lücke in diesem Ganzen nicht schmerzlich berühren! Und noch mehr, was eng hiemit zusammenhängt, dies ethische Lehrgebäude des Aristoteles, so wenig es der wissenschaftlichen Kritik Stand hält, ist und bleibt doch immer der erheblichste aller Versuche ein System der Moral nicht auf Grund der Pflichten-, sondern der Güterlehre zu erbauen, und gerade dass auch dieser Versuch gescheitert ist, weil er scheitern musste nach der Natur der Sache, giebt ihm eine hohe bleibende Bedeutung als einer jener grossartigen energischen und fruchtbaren Irrthümer, wie sie nur die grössten Geister der Menschheit begehen. Denn nur dadurch, dass die Wissenschaft nach und nach alle wirklich vorhandenen Möglichkeiten energisch versucht, gelangt sie ja allmählich durch den Irrthum zur Wahrheit.

Aristoteles beginnt nämlich seine Darstellung sofort damit, die Ethik als die

---

2) Philosophie der Griechen II<sup>2</sup>, 2. S. 72 f. Anm. 2. In der neuesten Auflage hält Zeller zuerst (S. 103 f. Anm. 1) sein Urtheil zurück, benutzt dann jedoch für seine Darstellung die drei Bücher als im Wesentlichen ächt aristotelisch und spricht endlich S. 874. Anm. 3 sich auch ausdrücklich in diesem Sinne aus.

3) Wilson Aristotelian Studies. I. Oxf. 1879. S. unten Anm. 101. 102.

4) VIII, 9. 1159 a, 5—12. IX, 4. 8. 1166 a, 1—b, 29. 1168 a, 28—1169 b, 2.

Lehre vom höchsten Gut<sup>5)</sup> oder der Glückseligkeit<sup>6)</sup> zu bezeichnen, womit denn in der That auch der Inhalt alles Folgenden so gut wie vollständig erschöpft ist, aus welchem wir in Wirklichkeit im Wesentlichen nichts anderes erfahren, als worin diese menschliche Glückseligkeit besteht<sup>7)</sup>. Das erste Buch vom zweiten Capitel bis zum Ende des zwölften beschäftigt sich mit der Aufstellung ihres Begriffs, alles Uebrige bis zum Schlusse des fünften Capitels im zehnten Buche mit der genaueren Ausführung dieser Definition, der Rest dieses Buches endlich bis an das zehnte und letzte Capitel hin, welches als Anhang des Ganzen die Brücke von der Ethik zur Politik schlägt, nimmt jene allgemeine Frage noch einmal wieder auf, um ihre Beantwortung noch in einem bestimmten Stücke zu ergänzen, welches bereits im dritten Capitel des ersten Buches<sup>8)</sup> ausdrücklich für eine spätere Betrachtung zurückgestellt war und wirklich als Schlussstein des Ganzen auch erst am Schlusse in Betracht gezogen werden konnte und erst hier nach jener Ausführung und auf Grund derselben verständlich wird. Der specielle Theil des Werks wird also vom allgemeinen umschlossen. Die menschliche Glückseligkeit ist nämlich nach Aristoteles einerlei mit der specifisch menschlichen Tüchtigkeit in ihrer thätigen Ausübung innerhalb eines Zeitraums von zweckentsprechender Dauer<sup>9)</sup>, wozu als unentbehrliche Bedingung ein bescheidenes Mass äusserer Güter nebst einer gewissen Lebensreife (denn ein Kind ist noch nicht glücklich<sup>10)</sup>) erforderlich ist (ἐνέργεια κατ' ἀρετὴν ἐν βίῳ τελείῳ τοῖς ἐκτὸς ἀγαθοῖς ἱκανῶς κεχορηγημένη<sup>11)</sup>). Das Hauptstück der genaueren Ausführung ist also, wie Aristoteles selbst zu Anfang des dreizehnten und letzten Capitels im ersten Buche<sup>12)</sup> sagt, die Erörterung der Tugenden oder Tüchtigkeiten der Menschenseele, und da die letztere zwei Theile hat, den edleren, vernünftigen und den unedleren, unvernünftigen, innerhalb des letzteren aber doch wieder ein Theil, nämlich der begehrende, wenigstens der Leitung durch die Vernunft fähig ist, so giebt es hiernach zwei Arten von Tugenden, die des vernünftigen und die des begehrenden Theils, des

5) Ueber diesen Gegenstand der Darstellung handelt das erste, einleitende Capitel, dann auch noch von der Methode derselben und dem Publikum, für welches, und zu welchem Zwecke sie für dasselbe bestimmt ist: περὶ μὲν ἀκροατοῦ, καὶ πῶς ἀποδεκτέον, καὶ τί προτιθέμεθα, περφοιμάσθω τοσαῦτα sagt Aristoteles selbst, indem er den ersten Punkt zuletzt nennt, 1095 a, 12 f.

6) Denn dass ersteres mit letzterer einerlei ist, tritt sofort I, 2. 1095 a, 16 ff. hervor.

7) Anders freilich urtheilt Zeller a. a. O. II<sup>3</sup>, 2. S. 608. Anm. mit Berufung auf X, 10. 1179 a, 33 f.: εἰ περὶ τε τούτων καὶ τῶν ἀρετῶν ἔτι δὲ καὶ φιλίας καὶ ἡδονῆς ἱκανῶς εἴρηται. Er hätte X, 6. 1175 b, 30 f. εἰρημένων δὲ τῶν περὶ τὰς ἀρετὰς τε καὶ φιλίας καὶ ἡδονάς, λοιπὸν περὶ εὐδαιμονίας τύπῳ διελθεῖν hinzufügen können. Damit würde aber meines Erachtens nur um so klarer herausgetreten sein, dass beide übereinstimmenden Stellen nichts für ihn beweisen, vielmehr beide durch die von mir nach dem Vorgang Anderer vorgetragene Auffassung, nach welcher durch περὶ τούτων und περὶ εὐδαιμονίας der allgemeine Theil des Werks, durch das Uebrige die Specialausführung bezeichnet wird, mit der Einleitung des Ganzen (s. Anm. 5. 6) in Einklang gesetzt werden, mit welcher sie sonst in unversöhnlichem Widerspruch stehen würden. Die „gesammte sittliche Thätigkeit“, sofern sie eine wirklich vollendet sittliche ist, geht eben vom Standpunkte des Aristoteles aus in der Glückseligkeit auf. Ausserdem s. Anm. 12. 76.

8) 1096 a, 4 f. τρίτος (nämlich βίος) δ' ἐστὶν ὁ θεωρητικός, ὑπὲρ οὗ τὴν ἐπίσκεψιν ἐν τοῖς ἐπομένοις ποιηόμεθα.

9) Ueber diese Bedeutung von βίος τελείος s. Rassow Forschungen über die nikomachische Ethik, Weimar 1874. S. 116 ff. 10) I, 10. 1100 a, 1 ff.

11) I, 6. 1098 a, 16 ff. I, 9. 1098 b, 31 ff. I, 11. 1101 a, 14 ff. vgl. X, 7. 1177 b, 24 ff. und Anm. 12.

12) 1102 a, 5 ff. ἐπεὶ δ' ἐστὶν ἡ εὐδαιμονία ψυχῆς ἐνέργειά τις κατ' ἀρετὴν τελείαν, περὶ ἀρετῆς ἐπισκεπτέον. τάχα γὰρ οὕτως ἂν βέλτιον καὶ περὶ τῆς εὐδαιμονίας θεωρήσαιμεν.

Verstandes und des Charakters, die intellectuellen und die moralischen, die dianoetischen und die ethischen, und die ersteren gelten dem Aristoteles als die höheren und unter ihnen selbst wieder die der reinen oder theoretischen Vernunft für höher als die der praktischen und der technischen, auf das sittliche Handeln und technische Schaffen bezogenen, so dass denn also die höchste Spitze menschlicher Glückseligkeit für ihn nicht in das sittliche und politisch-thätige, sondern in das beschauliche, wissenschaftliche Leben hinausläuft. Eben dies nun ist der Inhalt jener Schlussabhandlung des ganzen Werks, und es war ja nothwendig, dass dieser die Erörterung der dianoetischen Virtuositäten und ihrer verschiedenen Arten auf Grund der Unterscheidung einer zwiefachen Art von Vernunft innerhalb des vernünftigen Seelentheils selber vorausging<sup>13)</sup>. Diese Erörterung lesen wir im sechsten Buch. Ebenso nothwendig aber mussten die Charaktertugenden wiederum vor ihnen im zweiten bis fünften abgehandelt werden, denn das Wesen der praktischen Verstandestüchtigkeit oder der praktischen Einsicht (φρόνησις) wird ja erst durch ihre Beziehung zu jenen begreiflich. Eben diese Abhandlung aber zerfällt wieder in eine specielle Ausführung der einzelnen Charaktertugenden, die mit dem neunten Capitel des dritten Buches beginnt und am Umfänglichsten schliesslich durch das ganze fünfte Buch hindurch auf die Gerechtigkeit eingeht, und in einen vorausgeschickten allgemeineren Theil, welcher zunächst im zweiten Buche zuerst die Entstehungsweise und sodann das Wesen der Charaktertugend überhaupt feststellt. Und da sich nun als solches ergibt, dass sie eine vorsätzliche bleibende Strebensrichtung ist, welche stets zwischen zwei fehlerhaften Extremen, einem Zuviel und einem Zuwenig, dasjenige Mittelmass, welches für das betreffende Individuum je nach seiner Individualität das richtige ist, und wie es ihm sein gesunder praktischer Menschenverstand oder mit andern Worten seine praktische Einsicht an die Hand giebt, inne hält (ἔξις προαιρετική, ἐν μεσότητι οὖσα τῇ πρὸς ἡμᾶς, ὠρισμένη ὁρθῶ λόγῳ καὶ ὡς ἂν ὁ φρόνιμος ὁρίσειε, δύο κακιῶν, τῆς μὲν καθ' ὑπερβολὴν τῆς δὲ κατ' ἑλλειψιν, ἐν τε τοῖς πάθεσι καὶ ἐν ταῖς πράξεσιν<sup>14)</sup>), so führt endlich das Element der Vorsätzlichkeit in dieser Begriffsbestimmung<sup>15)</sup> innerhalb der acht ersten Capitel des dritten Buchs zu den Fragen der Zurechnung, den Begriffen des Freiwilligen (ἐκούσιον) und Unfreiwilligen (ἀκούσιον), des Vorsatzes (προαίρεσις) und der Ueberlegung (βουλή), des Willens (βούλησις). Ausser dieser gesammten Lehre von der Tugend handelt nun aber der specielle Theil der nikomachischen Ethik noch drei andere Gegenstände ab, die Mässigkeit (ἐγκράτεια) und Unmässigkeit (ἀκρασία) in den elf ersten Capiteln des

13) Vgl. die Anm. 7 und 12 angef. Stellen.

14) II, 6. 1106 b, 36 ff.

15) III, 4. 1111 b, 4 ff. περὶ προαιρέσεως ἔπεται διελθεῖν· οἰκειότατον γὰρ εἶναι δοκεῖ τῇ ἀρετῇ καὶ μᾶλλον τὰ ἡθῆ κρίνειν τῶν πράξεων. ἡ προαίρεσις δὲ ἐκούσιον μὲν φαίνεται, οὐ ταῦτόν δέ, ἀλλ' ἐπὶ πλεον τὸ ἐκούσιον κ. τ. λ. III, 7. 1113 b, 3 ff. ὄντος δὲ βουλευτοῦ μὲν τοῦ τέλους, βουλευτῶν δὲ καὶ προαιρετῶν τῶν πρὸς τὸ τέλος, αἱ περὶ ταῦτα πράξεις κατὰ προαίρεσιν ἂν εἶεν καὶ ἐκούσιοι. αἱ δὲ τῶν ἀρετῶν ἐνέργειαι περὶ ταῦτα κ. τ. λ. Einen zweiten Verbindungsfaden bezeichnet Aristoteles gleich zu Anfang des 3. Buchs: II, 1. 1109 b, 30 ff. τῆς ἀρετῆς δὲ περὶ πάθη τε καὶ πράξεις οὐσης, καὶ ἐπὶ μὲν τοῖς ἐκούσιοις ἐπαίνων καὶ ψόγων γινομένων, ἐπὶ δὲ τοῖς ἀκούσιοις συγγνώμης, ἐνίοτε δὲ καὶ ἐλέου, τὸ ἐκούσιον καὶ τὸ ἀκούσιον ἀναγκαῖον ἴσως διορίσαι τοῖς περὶ ἀρετῆς ἐπισκοποῦσιν, vgl. I, 12. 1101 b, 31 f. ὁ μὲν γὰρ ἐπαινος τῆς ἀρετῆς. I, 13. 1103 a, 9 f. τῶν ἔξεων δὲ τὰς ἐπαινετὰς ἀρετὰς λέγομεν (dies ist freilich nur eine vorläufige und ungenaue Bezeichnung, denn ἐπαινετὴ ἔξις ist der weitere Begriff, zu welchem ausser der Tugend auch die Mässigkeit gehört, s. Anm. 16. 17). II, 9. 1109 b, 24. ἡ μέση ἔξις ἐν πᾶσιν ἐπαινετῇ.

Verhandlungen der 35. Philologenversammlung.



siebenten Buchs, die Freundschaft im achten und neunten Buch und die Lust zweimal, in den Schlusscapiteln des siebenten und den Anfangscapiteln des zehnten Buchs. Diese Gegenstände sind nun freilich in der Definition der Glückseligkeit nicht in ausgesprochener Weise mit enthalten. Ja die Mässigkeit gehört sogar nicht einmal mit in die Glückseligkeit hinein. Denn wo nur erst Mässigkeit vorhanden ist, da ist nach Aristoteles noch keine Charaktertugend. Während vielmehr im Tugendhaften gar keine der Vernunft widerstrebenden Begierden zu finden sind, liegen im Mässigen Vernunft und Begierde im Streit, und die erstere trägt den Sieg davon<sup>16)</sup>. Immerhin indessen ist die Erörterung auch dieser löblichen Eigenschaft<sup>17)</sup> im System der Glückseligkeitslehre in so fern vollberechtigt, als der Mässige doch immerhin auf dem richtigen Wege zur wirklichen Tugend und damit zur Glückseligkeit ist, und weil das Wesen der Charaktertugend selbst durch diese ihre Abgrenzung gegen die Mässigkeit erst ganz voll und klar hervortritt. Weshalb aber Aristoteles die Freundschaft in seiner Glückseligkeitslehre mit behandelt und so ausführlich behandelt, darüber spricht er sich selbst unzweideutig aus. Die Freundschaft, sagt er, sei fürs Erste, wo nicht selbst eine Charaktertugend, so doch untrennbar mit der Tugend verwachsen, und sie sei zweitens die allerunentbehrlichste Bedingung zur Tugend und zu Allem, was sonst zur Glückseligkeit, ja zum Leben gehört, das höchste aller äusseren Güter<sup>18)</sup>. Ob diese Begründung freilich ausreichend und frei von innerem Widerspruch sei, ist eine andere Frage, die ich hier nicht zu untersuchen habe. Ebenso bemerke ich hier nur im Vorübergehen, dass Aristoteles an einer anderen Stelle<sup>19)</sup> für das höchste unter den äusseren Gütern vielmehr die Ehre erklärt. Was dann endlich die Lust anlangt, so lässt uns in dieser Hinsicht der Philosoph, wo möglich, noch weniger im Unklaren, und in Bezug auf sie konnte er von seinem Standpunkte aus zweifellos keinen anderen Weg einschlagen, als er gethan hat. Sein Eudämonismos ist kein Hedonismos, so sehr es ihm auch feststeht, dass das glücklichste Leben auch zugleich das angenehmste<sup>20)</sup>

16) I, 13. 1102 b, 14 ff. τοῦ γὰρ ἐγκρατοῦς καὶ ἀκρατοῦς τὸν λόγον καὶ τῆς ψυχῆς τὸ λόγον ἔχον ἐπαινοῦμεν (ὁρθῶς γὰρ καὶ ἐπὶ τὰ βέλτιστα παρακαλεῖ)· φαίνεται δ' ἐν αὐτοῖς καὶ ἄλλο τι παρὰ τὸν λόγον πεφυκός, ὃ μάχεται τε καὶ ἀντιτείνει τῷ λόγῳ . . . λόγου δὲ καὶ τοῦτο φαίνεται μετέχειν, ὥσπερ εἰπομεν· πειθαρχεῖ γοῦν τῷ λόγῳ τὸ τοῦ ἐγκρατοῦς. ἔτι δ' ἴσως εὐηκουώτερόν ἐστι τὸ τοῦ σώφρονος καὶ ἀνδρείου· πάντα γὰρ ὁμοφωνεῖ τῷ λόγῳ. VII, 1. 1145 a, 16 ff. τῶν περὶ τὰ ἥθη φευκτῶν τρία ἔστιν εἶδη, κακία ἀκρασία θηριότης. τὰ δ' ἐναντία τοῖς μὲν δυσὶ δὴλα (τὸ μὲν γὰρ ἀρετὴν τὸ δ' ἐγκράτειαν καλοῦμεν). 35 ff. περὶ δὲ ἀκρασίας καὶ μαλακίας καὶ τρυφῆς λεκτέον, καὶ περὶ ἐγκρατείας καὶ καρτερίας. οὔτε γὰρ ὡς περὶ τῶν αὐτῶν ἕξεων τῇ ἀρετῇ καὶ τῇ μοχθηρίᾳ ἐκατέραν αὐτῶν ὑποληπτέον, οὔτε ὡς ἕτερον γένος. VII, 11. 1151 b, 34 ff. ὃ τε γὰρ ἐγκρατὴς οἷος μὴδὲν παρὰ τὸν λόγον διὰ τὰς σωματικὰς ἡδονὰς ποιεῖν καὶ ὁ σώφρων, ἀλλ' ὃ μὲν ἔχων ὃ δ' οὐκ ἔχων φαύλας ἐπιθυμίας, καὶ ὃ μὲν τοιοῦτος οἷος μὴ ἡδεσθαι παρὰ τὸν λόγον, ὃ δ' οἷος ἡδεσθαι ἀλλὰ μὴ ἄγεσθαι.

17) VII, 9. 1151 a, 27. σπουδαία ἔστι, vgl. VII, 2. 1145 b, 8 f. δοκεῖ δὲ ἡ τε ἐγκράτεια καὶ καρτερία τῶν σπουδαίων καὶ τῶν ἐπαινετῶν εἶναι.

18) VIII, 1. 1155 a, 3 ff. μετὰ δὲ ταῦτα περὶ Φιλίας ἔποιτ' ἂν διελθεῖν. ἔστι γὰρ ἀρετὴ τις ἡ μετ' ἀρετῆς, ἔτι δ' ἀναγκαιότατον εἰς τὸν βίον. ἀνεῦ γὰρ Φίλων οὐδεὶς ἔλοιτ' ἂν ζῆν, ἔχων τὰ λοιπὰ ἀγαθὰ πάντα . . . ἐν πενίᾳ τε (δὲ Tourneboeuf) καὶ ταῖς λοιπαῖς δυστυχίαις μόνην οἶονται καταφυγὴν εἶναι τοῦς Φίλους· καὶ νέοις δὲ πρὸς τὸ ἀναμάρτητον καὶ πρεσβυτέροις πρὸς θεραπείαν καὶ τὸ ἐλλείπον τῆς πράξεως δι' ἀσθένειαν βοηθείας τοῖς τε ἐν ἀκμῇ πρὸς τὰς καλὰς πράξεις . . . καὶ γὰρ νοῆσαι καὶ πράξει δυνατότεροι. IX, 9. 1169 b, 9 ff. ἔοικεν δ' ἀτόπῳ τὸ πάντα ἀπονέμοντας τὰγαθὰ τῷ εὐδαίμονι Φίλους μὴ ἀποδιδόναι, ὃ δοκεῖ τῶν ἐκτὸς ἀγαθῶν μέγιστον εἶναι.

19) IV, 7. 1123 b, 20. τοιοῦτον δ' ἡ τιμὴ (μέγιστον γὰρ δὴ τοῦτο τῶν ἐκτὸς ἀγαθῶν).

20) I, 9. 1199 a, 8—30. Vgl. X, 7. 1177 a, 22 f. οἷόμεθ' ὅτι δεῖν ἡδονὴν παραμειχθαι τῇ εὐδαί-

und dass Tugend und Tüchtigkeit erst da vorhanden ist, wo ihre Werke mit Lust und Liebe vollbracht werden<sup>21)</sup>. Wer vielmehr, wie er, die Lust als etwas mit der ungehemmten Thätigkeit unmittelbar Mitgegebenes betrachtet, sodass von dem Werth oder Unwerth der ersteren auch der ihrige abhängt<sup>22)</sup>, hat ein volles Recht sich dagegen zu verwahren, wie er es thut<sup>23)</sup>, als gehöre sie noch als ein besonderes Moment in die Definition der Glückseligkeit mit hinein, aber ebenso wesentlich ist es trotzdem oder richtiger eben desshalb für die vollständige Ausführung dieser Definition darzuthun, dass sie wirklich in derselben einschliesslich schon mit enthalten ist, dass die höchste und vollendetste menschliche Bethätigung auch die höchste und vollendetste Lust mit sich bringt.

So zeigt denn die nikomachische Ethik in ihren Umrissen<sup>24)</sup> eine so wohlgeplante organische Gliederung und Ordnung wie nur irgend ein schriftstellerisches Werk, und wenn auch Aristoteles selbst zu Anfang des sechsten und des zehnten Capitels im zehnten Buche in seiner Recapitulation des Inhalts seiner Specialerörterung nur die Tugenden, die Freundschaft und die Lust nennt<sup>25)</sup>, so ist doch daraus allein gegen die Aechtheit des Abschnittes über die Mässigkeit, wenn er auch, wie gesagt, mit dem Ganzen am Losesten zusammenhängt, noch nicht der geringste Verdacht zu schöpfen. Denn die Mässigkeit bleibt doch immer eine tugendartige Eigenschaft, und ihre Erörterung kann füglich ebenso gut als ein blosser Zusatz zu der der Tugenden wie als ein besonderer Abschnitt angesehen und brauchte also in einer solchen kurzen Recapitulation nicht besonders neben der letzteren angeführt zu werden. Nur Eines aber stört allerdings die Harmonie, die doppelte Bearbeitung der Lust. Die zweite dieser Abhandlungen nun stimmt in allen Stücken mit der ethischen Gesamtlehre des Aristoteles überein und trägt auch sonst in jeder Hinsicht ein ächt aristotelisches Gepräge. Schon die Reihen-

μονία. Pol. V (VIII), 5. 1339 b, 17 ff. καὶ τὴν διαγωγὴν ὁμολογουμένως δεῖ μὴ μόνον ἔχειν τὸ καλὸν ἀλλὰ καὶ τὴν ἡδονήν (τὸ γὰρ εὐδαιμονεῖν ἔξ ἀμφοτέρων τούτων ἐστίν).

21) II, 2. 1104 b, 3 — 1105 a, 13. Vgl. X, 1. 1172 a, 21 ff. δοκεῖ δὲ καὶ πρὸς τὴν τοῦ ἥθους ἀρετὴν μέγιστον εἶναι τὸ χαίρειν οἷς δεῖ καὶ μισεῖν ἃ δεῖ κ. τ. λ. X, 10. 1179 b, 24 ff. δεῖ προδιεργάσθαι τοῖς ἔθεσι τὴν τοῦ ἀκροατοῦ ψυχὴν πρὸς τὸ καλῶς χαίρειν καὶ μισεῖν . . . δεῖ δὲ τὸ ἥθος προϋπάρχειν πῶς οἰκείον τῆς ἀρετῆς, στέργον τὸ καλὸν καὶ δυσχεραίνον τὸ αἰσχρὸν. I, 9. 1099 a, 17 ff. οὐδ' ἐστὶν ἀγαθὸς ὁ μὴ χαίρων ταῖς καλαῖς πράξεσιν· οὔτε γὰρ δίκαιον οὐθεὶς ἂν εἴποι τὸν μὴ χαίροντα τῷ δικαιοπραγεῖν, οὔτ' ἐλευθέριον τὸν μὴ χαίροντα ταῖς ἐλευθερίοις πράξεσιν· ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων. Pol. V (VIII), 5. 1340 a, 14 ff. συμβέβηκε τὴν μουσικὴν εἶναι τῶν ἡδέων, τὴν δ' ἀρετὴν περὶ τὸ χαίρειν ὀρθῶς καὶ φιλεῖν καὶ μισεῖν.

22) X, 2. 1173 b, 28 f. τῷ εἶδει διαφέρουσιν αἱ ἡδοναί. ἕτεραι γὰρ αἱ ἀπὸ τῶν καλῶν τῶν ἀπὸ τῶν αἰσχυρῶν. X, 4. 1174 b, 20 ff. κατὰ πᾶσαν γὰρ αἴσθησιν ἐστὶν ἡδονή, ὁμοίως δὲ καὶ διάνοιαν καὶ θεωρίαν, ἡδίστη δ' ἡ τελειοτάτη, τελειοτάτη δὲ ἡ τοῦ εὖ ἔχοντος πρὸς τὸ σπουδαιότατον τῶν ὑφ' αὐτὴν. τελειοὶ δὲ τὴν ἐνέργειαν ἡ ἡδονή . . . οὐχ ὡς ἔξιν ἐνυπάρχουσα, ἀλλ' ὡς ἐπιγιγνόμενόν τι τέλος κ. τ. λ. X, 5. 1175 a, 21 ff. πᾶσαν τε ἐνέργειαν τελειοὶ ἡ ἡδονή. ὅθεν δοκοῦσιν καὶ τῷ εἶδει διαφέρειν. τὰ γὰρ ἕτερα τῷ εἶδει ὑφ' ἑτέρων οἰόμεθα τελειοῦσθαι. b, 24 ff. διαφερούσων δὲ τῶν ἐνεργειῶν ἐπιεικεία καὶ φαυλότητι . . . ὁμοίως ἔχουσιν καὶ αἱ ἡδοναί κ. τ. λ. 1176 a, 15 ff. δοκεῖ . . . εἶναι τὸ φαινόμενον τῷ σπουδαίῳ. εἰ δὲ τοῦτο καλῶς λέγεται . . . καὶ ἡδοναί εἶναι ἂν αἱ τούτῳ φαινόμεναι καὶ ἡδέα οἷς οὗτος χαίρει . . . εἴτ' οὖν μία ἐστὶν εἴτε πλείους αἱ τοῦ τελείου καὶ μακαρίου ἀνδρός, αἱ ταύτας τελειοῦσαι ἡδοναί κυρίως λέγονται· ἂν ἀνθρώπου ἡδοναί εἶναι, αἱ δὲ λοιπαὶ δευτέρως καὶ πολλοστῶς, ὥσπερ αἱ ἐνέργειαι. I, 9. 1099 a, 11 ff. τοῖς μὲν οὖν πολλοῖς τὰ ἡδέα μάχεται διὰ τὸ μὴ φύσει τοιαῦτ' εἶναι, τοῖς δὲ φιλοκάλοισ ἐστὶν ἡδέα τὰ φύσει ἡδέα.

23) 1099 a, 15 f. οὐδὲν δὲ προσδεῖται τῆς ἡδονῆς ὁ βίος αὐτῶν ὥσπερ περιάπτου τινός, ἀλλ' ἔχει τὴν ἡδονὴν ἐν ἑαυτῷ.

24) Nur dies behaupte ich, nicht mehr. Ungeschickt ist z. B. der Uebergang X, 6 Anf.

25) S. Anm. 7.

folge in jenen beiden Recapitulationen spricht ferner dafür, dass Aristoteles die Lust zuletzt und erst nach der Freundschaft behandelt hat. Und dies ist auch, obwohl hierüber selbst Spengel<sup>26)</sup> anders urtheilt, die einzig passende Stelle, denn es ist nicht richtig, dass die Lust in der Mässigkeit und Unmässigkeit vorzüglich auftritt, sondern sie spielt in der Tugend und in der Freundschaft eine völlig ebenso wichtige und bedeutende Rolle; als gemeinsames Element für alle drei ist sie daher auch erst hinter allen dreien genauer in Betracht zu ziehen. Völlig entscheidend würde es endlich sein, dass im neunten Capitel des neunten Buchs die Erörterung über die Unlust ausdrücklich als eine noch erst zu erwartende angekündigt wird<sup>27)</sup>, wenn nur nicht diese Ankündigung, wie Ramsauer gezeigt hat, der Interpolation dringend verdächtig wäre. Aber im Anfang der zweiten Abhandlung<sup>28)</sup> wird ausdrücklich motiviert, weshalb auch die Lust in der Glückseligkeitslehre mit zu besprechen sei, und dies beweist wenigstens, dass der Verfasser derselben jene andere vorausgehende in diesem Werke nicht kennt oder anerkennt. Dies sah man schon im Alterthum ein, wie aus dem Commentar des Aspasios<sup>29)</sup> erhellt, und bemerkte auch bereits, dass in der ersten Abhandlung im Widerspruch mit der zweiten und mit der Gesamtanschauung des Aristoteles die höchste Art von Lust vielmehr selbst als das höchste Gut bezeichnet ist<sup>30)</sup>, im Zusammenhange damit, dass die Lust selbst hier als ungehemmte Thätigkeit definiert wird<sup>31)</sup>, und ebendeshalb kehrte sich schon damals der Argwohn gegen diese erste Abhandlung, und man schrieb sie vielmehr dem Eudemos zu. Sicher oder doch so gut wie sicher ist freilich hiernach nur, dass Aristoteles nicht ihr Urheber ist; dass es gerade nur Eudemos und nicht ebenso gut irgend ein anderer Peripatetiker sein könne, dafür lässt sich ein strenger Beweis nicht erbringen<sup>32)</sup>. Indessen hat Spengel namentlich in seiner späteren Abhandlung vom Jahre 1863 im ersten Heft seiner „aristotelischen Studien“<sup>33)</sup> wahrscheinlich gemacht, dass der Verfasser seinerseits die wirklich von Aristoteles herrührende zweite Erörterung kannte und in entsprechender Weise als Vorlage benutzte wie Eudemos überhaupt in seiner Ethik die nikomachische; und soviel wenigstens ist gewiss, dass letzterer in dieser diejenige veränderte Ordnung befolgte, wie wir sie auch im siebenten Buche der Nikomachien finden, nach welcher die Lust unmittelbar hinter der Mässigkeit besprochen wurde. Ja er drückt sich

26) S. 465 f. Vgl. Anm. 34.

27) 1170 a, 24 f. ἐν τοῖς ἐχομένοις δὲ περὶ τῆς λύπης ἔσται φανερώτερον.

28) X, 1.

29) Bei Spengel S. 520.

30) VII, 13. 1152 b, 24 ff. ὅτι δ' οὐ συμβαίνει διὰ ταῦτα μὴ εἶναι ἀγαθὸν μηδὲ τὸ ἄριστον, ἐκ τῶνδε δῆλον. VII, 14. 1153 b, 7. τῷ ἄριστον δ' οὐδὲν κωλύει ἡδονὴν τινα εἶναι . . . ἴσως δὲ καὶ ἀναγκαῖον, εἰπερ ἐκάστης ἕξεως εἰς ἐνέργειαν ἀνεμπόδιτοι, εἴθ' ἡ πασῶν ἐνέργειά ἐστιν εὐδαιμονία εἴτε ἡ τινὸς αὐτῶν, ἂν ἡ ἀνεμπόδιτος, αἰρετωτάτην εἶναι· τοῦτο δὲ ἐστὶν ἡδονή. ὥστε εἴη ἂν τις ἡδονὴ τὸ ἄριστον. Vgl. Spengel S. 474.

31) VII, 13. 1153 a, 12 ff. διὸ καὶ οὐ καλῶς ἔχει τὸ αἰσθητὴν γένεσιν φάναι εἶναι τὴν ἡδονήν, ἀλλὰ μᾶλλον λεκτέον ἐνέργειαν τῆς κατὰ φύσιν ἕξεως, ἀντὶ δὲ τοῦ αἰσθητὴν ἀνεμπόδιτον. Vgl. Spengel Aristot. Stud. I. S. 25 (193) ff.

32) Denn die einzige uns von Eudemos erhaltene einschlägige Stelle VII, 15. 1249 a, 19 οὐ γίνεται δὲ ἡδονὴ μὴ ἐν πράξει lautet viel zu unbestimmt: so konnte sich ebenso gut ausdrücken wer die im zehnten Buch der Nikomachien entwickelte Ansicht über das Wesen der Lust (s. Anm. 21) theilte, als wer vielmehr die im siebenten vorgetragene (s. Anm. 31) hatte.

33) Philos.-philol. Abhh. der Münchner Akad. X. S. 193 ff. Sonderabdruck S. 25 ff.

seltsam genug so aus, als ob diese Besprechung noch mit zu der der Mässigkeit gehörte. Denn er sagt<sup>34)</sup> am Schluss seiner Auseinandersetzung über die Enthaltbarkeit (σωφροσύνη): das Genauere über die verschiedenen Arten der Lust werden wir später darzulegen haben in den Erörterungen über Mässigkeit und Unmässigkeit (ἀκριβέστερον δὲ περὶ τοῦ γένους τῶν ἡδονῶν ἔσται διαιρετέον ἐν τοῖς λεγομένοις ὑπερὸν περὶ ἐγκρατείας καὶ ἀκρασίας).

Wenn nun aber dem so ist, so liegt hierin, wie es scheint, aber auch ein starkes Anzeichen dafür, dass dann ebenso gut auch die vorausgehende Abhandlung über die Mässigkeit selbst, also von den drei gemeinsamen Büchern mindestens das letzte, das siebente, ganz und gar ursprünglich zur eudemischen Ethik gehörte, und dann liegt wiederum der Verdacht nahe, dass auch von den beiden vorausgehenden ein Gleiches gelte. Erwägungen von zum Theil ähnlicher Art bestimmten schon Schleiermacher<sup>35)</sup>, und genau diese Instanz ist es, welche Spengel selbst an seinem eignen entgegengesetzten Ergebniss wieder irre macht<sup>36)</sup>.

Doch hören wir erst seine Gründe für dies entgegengesetzte Ergebniss. In den Eudemien finden sich, sagt er, mehrere Versprechungen, die in den fraglichen Büchern, wie wir sie lesen, nicht erfüllt werden, sodass also diese Bücher bei Eudemos anders gelautet haben müssen. So heisst es<sup>37)</sup> I, 7, keins der Thiere sei glücklich, sondern nach einem gewissen anderen Antheil an Gütern richte es sich, ob ihr Leben ein besseres oder schlechteres sei; doch dass es sich so verhalte, darüber sei erst später die Untersuchung zu führen<sup>38)</sup>.

34) Eud. Eth. III, 2. 1231 b, 2 ff. Vgl. Spengel S. 519. Arist. Stud. I. S. 29 (197).

35) Ueber die ethischen Werke des Aristoteles (1817), Werke III, 3. S. 318. 322. 323 ff.

36) Er schreibt in der ältern Abh. S. 518 f.: „Darum meinte Casaubonus, die letzten Capitel des siebenten Buches von der Lust seien mit Unrecht und nur durch die Abschreiber aus den Eudemien in die Nikomachien gewandert. Damit ist zunächst der Stein des Anstosses entfernt, aber Schleiermachers Einwurf scheint nicht ungegründet, dass, wenn diese wenigen Capitel den Eudemien zufallen, ebenso das ganze Buch, ja die sämtlichen drei Bücher diesen eigen sein müssen.“ Genau diesen Einwurf hat übrigens Schleiermacher nicht erhoben. Und ferner S. 533: „Ist aber dieser Artikel von Eudemos, so scheint demselben auch der über die ἐγκράτεια, d. h. das ganze siebente Buch, zuzufallen, und dann stehen die beiden andern, das fünfte und sechste, den Nikomachien nicht fester.“ Spengel wagte damals noch keine sichere Entscheidung darüber, ob jenes Stück nicht doch eine eigne, später von ihm verworfne Arbeit des Aristoteles sei, meinte aber doch: „gleichwohl muss zugestanden werden, dass eine grössere Wahrscheinlichkeit dahin führt, die erstere Abhandlung der ἡδονή für ein Bruchstück der Eudemischen Ethik zu halten.“ Später aber Arist. Stud. I. S. 29 (197) heisst es: „Wer, wie ich, die Ueberzeugung ausspricht, dass der zweite Theil des siebenten Buches Cap. 12–15 über die ἡδονή nicht von Aristoteles stamme, kann sich kaum der Folgerung entziehen, dass auch die erste, grössere Hälfte Cap. 1–11 über die ἐγκράτεια damit für die Nikomachia verloren gehe. Müssen auch nicht sofort alle drei fraglichen Bücher unmittelbar und nothwendig aufgegeben werden, so hängen doch jene beiden Partien des siebenten Buches mit einander so enge zusammen, dass es schwer hält sie auseinander zu reissen und den ersten Theil dem Aristoteles, den zweiten einem Andern zuzuweisen.“ In dieses Urtheil Spengels spielt wieder seine schon vorhin (s. Anm. 26) bestrittne Voraussetzung hinein, als ob die Lust im Sinne des Aristoteles und seiner Schüler enger mit der Mässigkeit zusammenhinge als mit der Tugend und der Freundschaft: mit dieser Voraussetzung wird auch die Folgerung hinfällig.

37) Ich übergehe I, 5. 1216 a, 27–37, weil Spengel selbst auf diese Stelle wenig Gewicht legt, indem man das hier Angekündigte in VII, 13. 14 immerhin angedeutet finden könne. Wenn aber Fischer De Eth. Nic. et Eud. S. 46 f. sich eingeredet hat, VII, 15. 1249 a, 10–21 seien unter καλὰ πράξεις die höchsten Freuden des Glückseligen zu verstehen, und daher auch diese Stelle hierher zieht, so bedarf diese Verkehrtheit keiner Widerlegung; vgl. Anm. 32. S. auch Anm. 45.

38) 1217 a, 24 ff. τῶν μὲν γὰρ ἄλλων ζῶων ὅσα χεῖρω τὴν φύσιν τῶν ἀνθρώπων ἐστίν, οὐθὲν



So wird I, 8 eine spätere Erörterung darüber angekündigt, ob und wie etwa Politik, Oekonomie und praktische Einsicht (φρόνησις) sich unter einander unterscheiden<sup>39)</sup>. Und nicht anders als mit diesen Ankündigungen, so bemerkt Spengel ferner, steht es mit gewissen Rückdeutungen: vergebens sucht man in der ersten Abhandlung über die Lust die Stelle, in welcher der Gedanke, dass das an sich Angenehme auch sittlich edel und das an sich Gute auch angenehm sei, so deutlich und ausdrücklich ausgesprochen ist, wie man es nach der VII, 15<sup>40)</sup> gegebenen Rückweisung erwarten sollte; und wenn im Anfang desselben Capitels<sup>41)</sup> behauptet wird, die aus den einzelnen Tugenden sich ergebende Gesamttugend sei bereits mit dem Namen καλοκάγαθία bezeichnet worden, so ist dies weder in jenen drei Büchern noch in den erhaltenen Theilen der eudemischen Ethik irgendwo geschehen. Dazu kommt nun aber noch, dass von den Citaten der Ethik in der Politik des Aristoteles gerade umgekehrt eines im zweiten Capitel des ersten Buchs<sup>42)</sup>, nach welchem dort gelehrt sei, dass die Gleichheit nach dem Recht der Wiedervergeltung die Staaten erhält, genau auf das achte Capitel des fünften Buches der Nikomachien, und zwei im neunten und im zwölften Capitel des dritten Buchs<sup>43)</sup>, nach denen dort Recht oder Gerechtigkeit als Zutheilung von Gleichem an Gleiche bezeichnet und dargelegt sei, dass es immer für gewisse Personen vorhanden ist und der gleiche Unterschied wie unter diesen auch unter den ihnen zuzutheilenden Gegenständen Statt findet, genau auf die Bestimmungen passen, welche im vierten bis siebenten Capitel des nämlichen fünften Buches dort wirklich gegeben werden. Alle übrigen von diesen Citaten aber kommen nicht in Betracht, weil sie sich auf Stellen anderer Bücher als der drei fraglichen beziehen<sup>44)</sup>.

κοινωνεῖ ταύτης τῆς προσηγορίας· οὐ γάρ ἐστιν εὐδαίμων ἵππος οὐδ' ὄρνις οὐδ' ἰχθύς οὐδ' ἄλλο τῶν ὄντων οὐθέν, ὃ μὴ κατὰ τὴν ἐπωνυμίαν ἐν τῇ φύσει μετέχει θεοῦ τινός, ἀλλὰ κατ' ἄλλην τινὰ τῶν ἀγαθῶν μετοχήν τὸ μὲν βέλτιον ἢ τὸ δὲ χεῖρον αὐτῶν. ἀλλ' ὅτι τοῦτον ἔχει τὸν τρόπον ὕστερον ἐπισκεπτέον.

39) 1218 b, 11 ff. ὥστε τοῦτ' ἂν εἴη αὐτὸ τὸ ἀγαθὸν τὸ τέλος τῶν ἀνθρώπων πρακτῶν. τοῦτο δ' ἐστὶ τὸ ὑπὸ τὴν κυρίαν πασῶν· αὕτη δ' ἐστὶ πολιτικὴ καὶ οἰκονομικὴ καὶ φρόνησις. διαφέρουσι γὰρ αὗται αἱ ἕξεις πρὸς τὰς ἄλλας τῷ τοιαῦται εἶναι, πρὸς δ' ἀλλήλας εἴ τι διαφέρουσιν, ὕστερον λεκτέον.

40) 1249 a, 17 ff. καὶ περὶ ἡδονῆς δ' εἴρηται ποῖον τι καὶ πῶς ἀγαθόν, καὶ ὅτι τὰ τε ἀπλῶς ἡδέα καὶ καλὰ, καὶ τὰ τε (τε ist entweder mit Fritzsche in γε zu verwandeln oder mit Rieckher zu streichen oder mit Spengel das nächstvorausgehende καὶ zu tilgen) ἀπλῶς ἀγαθὰ ἡδέα.

41) 1248 b, 8 ff. κατὰ μέρος μὲν οὖν περὶ ἐκάστης ἀρετῆς εἴρηται πρότερον· ἐπεὶ δὲ χωρὶς διεῖλον μὲν τὴν δύναμιν αὐτῶν, καὶ περὶ τῆς ἀρετῆς διαρθρωτέον τῆς ἐκ τούτων, ἣν ἐκαλοῦμεν ἤδη καλοκάγαθειαν.

42) 1261 a, 30 f. διόπερ τὸ ἴσον τὸ ἀντιπεπονθὸς ἀψίζει τὰς πόλεις, ὥσπερ ἐν τοῖς ἡθικοῖς (1132 b, 31 ff.) εἴρηται πρότερον.

43) 1280 a, 16 ff. τὸ δίκαιον τίς, καὶ διήρηται τὸν αὐτὸν τρόπον ἐπὶ τε τῶν πραγμάτων καὶ οἷς, καθάπερ εἴρηται πρότερον ἐν τοῖς ἡθικοῖς. 1282 b, 18 ff. δοκεῖ δὲ πᾶσιν ἴσον τι τὸ δίκαιον εἶναι, καὶ μέχρι γέ τινος ὁμολογοῦσι τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν λόγοις, ἐν οἷς διώριται περὶ τῶν ἡθικῶν (τί γὰρ καὶ τίς τὸ δίκαιον, καὶ δεῖν τοῖς ἴσοις ἴσον εἶναι φασίν).

44) Met. I, 1. 981 b, 25 ff. εἴρηται μὲν οὖν ἐν τοῖς ἡθικοῖς τίς διαφορὰ τέχνης καὶ ἐπιστήμης καὶ τῶν ἄλλων τῶν ὁμογενῶν· οὐ δ' ἔνεκα νῦν ποιούμεθα τὸν λόγον, τοῦτ' ἐστίν, ὅτι τὴν ὀνομαζομένην σοφίαν περὶ τὰ πρῶτα αἰτία καὶ τὰς ἀρχὰς ὑπολαμβάνουσι πάντες· würde, wie auch schon Spengel S. 445 f. 484 bemerkt hat, als Selbstzeugniß des Aristoteles für das sechste Buch der Nikomachien nicht dienen können, selbst wenn dies Citat ächt wäre. Denn diese Unterscheidungen musste natürlich ebenso gut Aristoteles wie Eudemos in dem Abschnitt über die intellectuellen Tüchtigkeiten machen; gesetzt also, letzterer sei der Urheber des erhaltenen Buches, so würden die in dem entsprechenden, uns verloren gegangenen des ersteren enthaltenen hier gemeint sein. Allein die ganze Stelle ist ein sinnwidriges Ein-

Gesetzt nun aber auch, diese Selbstzeugnisse des Aristoteles haben volle Beweiskraft, so erstrecken sie sich doch nur auf das fünfte Buch, und so suchten denn Alb. Max. Fischer in einer Bonner Doctordissertation vom Jahre 1847: *De Ethicis Nicomacheis et Eudemiis* und im Anschluss an ihn Ad. Theod. Herm. Fritzsche in seiner 1851 erschienenen und auch jene drei Bücher umfassenden Ausgabe der eudemischen Ethik nicht ohne einen gewissen entschiedenen Erfolg gegen Spengel nachzuweisen, dass das sechste und siebente nebst dem fünfzehnten und letzten Capitel des fünften vielmehr den Eudemien zuzurechnen seien. Fischer macht gegen Spengel im Allgemeinen die triftige Bemerkung, dass nach dessen eigener Darlegung die drei Schlusscapitel dieses Werkes nur ein Theil einer einstmals umfassenderen Abhandlung sind und folglich wenigstens ein Theil der unerfüllten Versprechungen, wie namentlich die im siebenten Capitel des ersten Buchs enthaltene, vielmehr in dem hier Verlorengegangenen einst füglich seine Erledigung gefunden haben kann<sup>45)</sup>. Die Erfüllung der zweiten im achten Capitel aber finden diese beiden Gelehrten wohl mit Recht gerade im sechsten Buche der Nikomachien, nämlich im achten und neunten Capitel 1141b, 21—1142a, 11, und mit Recht behauptet Fritzsche, dass die hier gegebene Nebenordnung von praktischer Einsicht, Oekonomik und Politik im weiteren Sinne nebst deren Unterabtheilungen unaristotelisch ist<sup>46)</sup>. Die frühere Be-

schießel, dies lässt sich noch viel entschiedener behaupten, weil viel schlagender darthun, als es schon von Christ *Studia in Aristotelis libros metaphysicos collata*, Berl. 1853. S. 77 f. geschehen ist. Denn in der Ethik kommt τέχνη in der Bedeutung „Kunstverstand“ in Frage, im ersten Capitel der Metaphysik in der Bedeutung „Theorie“, und es handelt sich hier noch ganz und gar nicht um den Unterschied, den das Wort selbst noch in dieser Bedeutung von ἐπιστήμη im engern und strengern Sinne hat. Ferner aber handelt es sich hier auch noch gar nicht darum, dass die Metaphysik (κοφία) es mit den letzten (πρώτα) Ursachen und Principien, sondern, wie das Ergebniss gleich darauf richtig angegeben wird, nur noch erst darum, dass sie es überhaupt mit gewissen Ursachen und Principien zu thun hat, und erst das folgende Capitel geht von diesem letzteren, unbestimmteren Ergebniss zu der Frage über, mit was für Ursachen, οἳ μὲν οὖν ἡ κοφία περὶ τινὰς αἰτίας καὶ ἀρχὰς ἐστὶν ἐπιστήμη, δῆλον· ἐπεὶ δὲ ταύτην τὴν ἐπιστήμην ζητοῦμεν, τοῦτ' ἂν εἴη σκεπτόμεν, ἡ περὶ ποίας αἰτίας καὶ περὶ ποίας ἀρχὰς ἐπιστήμη κοφία ἐστίν, 982a, 2 ff. Und dass es nicht ohne Weiteres die Meinung Aller ist, dass dies die letzten seien, geht daraus hervor, dass vielmehr aus den Meinungen Aller nunmehr dies Resultat erst erschlossen wird, vgl. Schwegler *Die Metaph. des Aristot.* III S. 14 f.

45) Und ebenso auch das I, 5 Angekündigte (s. Anm. 36) erst vollständig.

46) Wie sich freilich die Oekonomik von der Politik unterscheidet, sagt auch diese Stelle nicht, aber solcherlei Ungenauigkeiten sind häufiger bei Eudemos, und dieselbe ist (s. u.) aus dem Zusammenhang seiner Darstellung herausgerissen und mithin unvollständig. Allerdings aber würde dieselbe der Ankündigung nicht entsprechen, wenn es richtig wäre, was Zeller a. a. O. II<sup>3</sup>, 2. S. 181. Anm. 6 behauptet, dass 1141 b, 31 ff. ἐκείνων δὲ ἡ μὲν οἰκονομία ἡ δὲ νομοθεσία ἡ δὲ πολιτική die Oekonomik vielmehr als ein Theil der Politik im weitern Sinne neben der Gesetzgebung und der Politik im engern Sinne bezeichnet werde. Diese Eintheilung wäre vielmehr ächt aristotelisch, sobald man nämlich unter der Politik im engern Sinne die Verfassungskunde verstehen dürfte; die weitere Unterabtheilung derselben καὶ ταύτης ἡ μὲν βουλευτική ἡ δὲ δικαστική wäre freilich auch so noch unvollständig: es fehlt die Administration (τὸ περὶ τὰς ἀρχὰς), s. Pol. VI (IV), 14 ff. Allein der Verfasser verbindet mit dieser πολιτική im engern Sinne einen ganz andern Begriff, vermöge dessen unter der Gesetzgebung vielmehr die Verfassung mit einbegriffen ist: τῆς δὲ περὶ πόλιν ἡ μὲν ὡς ἀρχιτεκτονική [φρόνησις] νομοθετική, ἡ δὲ ὡς \* \* τὰ καθ' ἕκαστα τὸ κοινὸν ἔχει ὄνομα, πολιτική, 1141 b, 24 ff. Nun aber muss nicht bloss Zeller selbst zugeben, dass 1142 a, 9 f. οἰκονομία und πολιτεία einander gegenübergestellt werden, sondern auch vorher schon in den eben angeführten Worten 1141 b, 24 ff. werden als die beiden einzigen Theile der Politik im weitern Sinne ausdrücklich nur Politik im engern und Gesetzgebung bezeichnet. Jenes ἐκείνων

zeichnung der Gesamttugend als καλοκάγαθία ferner kann, meint Fischer, in der verlorenen Abhandlung des Eudemos über die Gerechtigkeit, sie kann aber, so setze ich mit Munro hinzu, und dies ist mir wahrscheinlicher, auch in einer Lücke vor den drei Schlusscapiteln ihre Stelle gehabt haben. Dass endlich das an sich Gute auch an sich angenehm sei, steht mehrfach, so bemerkt Fischer ferner, in der Auseinandersetzung des Eudemos über die Freundschaft<sup>47)</sup>; hinsichtlich der andern Seite, dass das an sich Angenehme auch an sich gut sei, bleibt allerdings ein dunkler Punkt zurück<sup>48)</sup>. Nicht minder erfolgreich hat nun aber Fischer auch dargethan, dass das erste Capitel des sechsten Buches der Nikomachien von Eudemos oder, füge ich hinzu, einem Nachfolger des Eudemos herrührt. Denn abgesehen davon, dass der hier gebrauchte Ausdruck ἀληθές μὲν, οὐθὲν δὲ καφώς sich sonst in den Nikomachien nicht findet, wohl aber eine Lieblingswendung des Eudemos ist<sup>49)</sup>, enthält dies Capitel die nämliche Bemängelung der aristotelischen Tugendlehre, wie sie genau ebenso von Eudemos auch sonst wiederholt<sup>50)</sup> ausgesprochen wird und den eigenthümlichen Unterschied der seinen von jener begründet. Dass dem richtigen Menschenverstande (ὁρθός λόγος), so lautet der Einwand, die Bestimmung überlassen wird, welches in jedem gegebenen Fall die richtige Mitte sei, damit ist nichts Ausreichendes festgestellt, so lange nicht das Wesen dieses richtigen\* gesunden Verstandes speciell auf dem sittlichen Gebiet genau abgegrenzt, so lange nicht das Ziel genau abgesteckt ist, welches ihm zum Gesichtspunkt bei seinen Entscheidungen zu dienen hat. Dies Ziel und diese feste Richt-

Z. 31 ist also ein ungenauer Ausdruck für den Gegensatz zu αὕτη = ἡ περὶ αὐτὸν καὶ ἕνα in den unmittelbar vorausgehenden Worten Z. 29 ff. δοκεῖ δὲ καὶ φρόνησις μάλιστα εἶναι ἡ περὶ αὐτὸν καὶ ἕνα. καὶ ἔχει αὕτη τὸ κοινὸν ὄνομα, φρόνησις, und nimmt zu der vorher genannten Politik im weiteren Sinne mit ihren Unterabtheilungen, auf die es allerdings zurückweist, auch die Oekonomie mit auf und neu hinzu. Die von Fischer (S. 49) entworfne Eintheilung ist also vielmehr die richtige im Sinne des Verfassers: die φρόνησις im weitem Sinne zerfällt in 1) φρόνησις im engern, 2) οἰκονομική, 3) πολιτική im weitem Sinne: a) νομοθετική, b) πολιτική im engern Sinne: α) βουλευτική, β) δικαστική. Dem Standpunkt des Aristoteles, nach welchem ja die Ethik mit zur Politik im weitesten Sinne gehört, würde dagegen folgende entsprechen: ethische Einsicht in der Leitung seiner selbst und politische im engern Sinne in der Leitung der Gemeinwesen, theils des Hauses (οἰκονομική) und theils des Staats (politische im engsten Sinne), und gerade die in der Staatsleitung entwickelte ist die eigentlichsste und höchste: Pol. III, 5. 1277 b, 25 f. ἡ δὲ φρόνησις ἀρχοντος ἴδιος ἀρετὴ μόνη. Nik. Eth. VI, 5. 1140 b, 7 ff. διὰ τοῦτο Περικλέα καὶ τοὺς τοιοῦτους φρονίμους οὐδὲν ὀλομέθα εἶναι, ὅτι τὰ αὐτοῖς ἀγαθὰ καὶ τὰ τοῖς ἀνθρώποις δύνανται θεωρεῖν.

47) E. E. VII, 2. 1235 b, 32 ff. καὶ τὰ αὐτὰ ἀπλῶς ἀγαθὰ καὶ ἀπλῶς ἡδέα κ. τ. λ. 1237 a, 26 f. φύσει γοῦν τὸ ἀπλῶς ἀγαθὸν ἢ δὲ ἀπλῶς.

48) „Equidem ego refero ad 1154 b, 20“, sagt Fritzsche, aber hier steht kein Wort davon. Eher kann man an das Anm. 30 Angeführte denken. Ebenso wenig passen die Stellen, die Fritzsche den Anm. 47 aufgeführten noch beifügt, zu dem, wofür er sie zum Vergleiche heranzieht.

49) E. E. I, 6. 1216 b, 32 f. und II, 1. 1220 a, 16 f. τῶν ἀληθῶς μὲν λεγομένων οὐ καφῶς δέ. I, 7. 1217 a, 18 ff. ἀρετᾶμενοι πρῶτον ἀπὸ τῶν πρώτων, ὥστε εἴρηται, οὐ καφῶς λεγομένων, ζητοῦντες ἐπὶ τὸ (ἐπειτα Rasso) καφῶς εὐρεῖν τί ἐστὶν ἡ εὐδαιμονία. Ausserdem s. Anm. 50.

50) E. E. II, 5. 1222 b, 7 f. τίς δ' ὁ ὁρθός λόγος, καὶ πρὸς τίνα δεῖ ὄρον ἀποβλέποντες λέγειν τὸ μέσον, ὕστερον ἐπισκεπτόν. VII, 15. 1249 a, 21 ff. ἐπεὶ δ' ἐστὶ τις ὁρος καὶ τῷ ἱατρῷ, πρὸς ὃν ἀναφέρων κρίνει τὸ ὑγιεινὸν σῶμα καὶ πρὸς ὃν μέχρι ποσοῦ ποιητέον ἕκαστον καὶ εὐ ὑγιαίνειν, εἰ δὲ ἐλαττον ἢ πλεον, οὐκέτι· οὕτω καὶ τῷ σπουδαίῳ περὶ τὰς πράξεις καὶ αἰρέσεις τῶν φύσει μὲν ἀγαθῶν οὐκ ἐπαινετῶν δὲ δεῖ τίνα εἶναι ὄρον καὶ τῆς ἕξεως καὶ τῆς αἰρέσεως καὶ περὶ φυγὴν χρημάτων πλήθους καὶ ὀλιγότητος καὶ τῶν εὐτυχημάτων. ἐν μὲν οὖν τοῖς πρότερον ἐλέχθη τὸ ὥς ὁ λόγος· τοῦτο δ' ἐστὶν ὥς περ ἂν εἴ τις ἐν τοῖς περὶ τὴν τροφὴν εἴπειεν ὥς ἡ ἱατρική καὶ ὁ λόγος ταύτης. τοῦτο δ' (γάρ?) ἀληθές μὲν, οὐ καφῶς δέ.

schnur nun findet Eudemos in der Gotteserkenntnis und Gottesverehrung<sup>51)</sup>, in sie läuft ihm daher auch jene Summe aller Tugenden, wie sie von Aristoteles nicht aufgestellt wird, der moralischen wie der intellectuellen, die καλοκάγαθία, aus; die aristotelische Bevorzugung der intellectuellen Tugenden vor den moralischen und unter jenen wieder der theoretischen vor den praktischen tritt, so sehr Eudemos einerseits das eigentliche Wesen des Menschen mit Aristoteles in das Denken und nicht in das Wollen setzt<sup>52)</sup>, doch andererseits wiederum eben hiemit in den Hintergrund: die praktische Einsicht geht so auf die theoretische Weisheit, die auch dem Aristoteles Eins ist mit der Gotteserkenntnis, zurück, und die theoretische Weisheit lebt sich aus in der praktischen Einsicht und der von ihr geregelten Sittlichkeit. Selbst den Worten nach aber stimmt der Anfang dieser Auseinandersetzung im funfzehnten Capitel des siebenten Buchs der eudemischen Ethik zum Theil mit dem in Rede stehenden Abschnitt der drei fraglichen Bücher in der auffallendsten Weise überein<sup>53)</sup>.

Es waren namentlich englische Forscher, welche, mit diesen Ergebnissen noch nicht zufrieden, den eudemischen Ursprung nach dem Vorgange Schleiermachers auch noch über das ganze fünfte Buch ausdehnten, Munro, der bekannte Herausgeber des Lucrez, in einem Aufsatz aus dem Jahr 1855 im zweiten Bande des Journal of classical and sacred philology<sup>54)</sup>, Grant in seiner Ausgabe<sup>55)</sup> und zuletzt Jackson in seiner Bearbeitung des fünften Buchs, welche 1879 erschienen ist. Ich muss mich hier begnügen auf einen

51) τὴν τοῦ θεοῦ θεωρίαν 1249 b, 17, τὸν θεὸν θεραπεύειν καὶ θεωρεῖν ebend. Z. 20. Vgl. Zeller a. a. O. II<sup>3</sup>, 2. S. 876 ff.

52) E. E. VII, 12. 1244 b, 23 — 1245 a, 10. δῆλον δὲ λαβοῦσι τί τὸ ζῆν τὸ κατ' ἐνέργειαν καὶ ὡς τέλος. φανερόν οὖν ὅτι τὸ αἰσθάνεσθαι καὶ τὸ γνωρίζειν . . . ὥστε διὰ τοῦτο καὶ ζῆν δεῖ βούλεται, ὅτι βούλεται δεῖ γνωρίζειν.

53) Vgl. mit den letzten Anm. 50 angeführten Worten N. E. VI, 1. 1138 b, 25 ff. ἔστι δὲ τὸ μὲν εἰπεῖν οὕτως ἀληθὲς μὲν, οὐθὲν δὲ αἰφύς, καὶ γὰρ ἐν ταῖς ἄλλαις ἐπιμελείαις . . . τοῦτ' ἀληθὲς μὲν εἰπεῖν, ὅτι οὔτε πλείω οὔτε ἐλάττω δεῖ ποιεῖν οὐδὲ βαθυμεῖν, ἀλλὰ τὰ μέγα καὶ ὡς ὁ ὁρθὸς λόγος· τοῦτο δὲ μόνον ἔχων ἂν τις οὐδὲν εἰδείη πλέον, οἷον ποῖα δεῖ προσφέρειν πρὸς τὸ σῶμα, εἴ τις εἴπειεν ὅτι ὅσα ἡ ἰατρικὴ κελεύει καὶ ὡς ὁ ταύτην ἔχων. Hiernach scheint es denn auch, dass in den folgenden Worten διὸ δεῖ καὶ περὶ τὰς τῆς ψυχῆς ἕξεις μὴ μόνον ἀληθὲς εἶναι τοῦτο εἰρημένον, ἀλλὰ καὶ διωριμένον τίς τ' ἔστιν ὁ ὁρθὸς λόγος καὶ τούτου τίς ὁρος durch ὁρος nicht der Begriff, so dass mit τούτου τίς ὁρος nur noch einmal dasselbe bestimmter wie durch τίς τ' ἔστιν ὁ ὁρθὸς λόγος gesagt wäre, sondern die Richtschnur des ὁρθὸς λόγος bezeichnet werden soll. Und nicht minder auffallend klingt das Zunächstvoraufgehende Z. 20 ff. ἐν πάσαις γὰρ ταῖς εἰρημέναις ἕξεσιν, καθάπερ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων, ἔστιν τις σκοπὸς, πρὸς δὲ ἀποβλέπων ὁ τὸν λόγον ἔχων ἐπιτείνει καὶ ἀνίσχιν, καὶ τις ἔστιν ὁρος τῶν μεσοτήτων, ὅς μεταξὺ φανερὸν εἶναι τῆς ὑπερβολῆς καὶ τῆς ἐλλείψεως, οὕτως κατὰ τὸν ὁρθὸν λόγον an die andere Anm. 50 angef. Stelle 1222 b, 7 f. an. Nun liegt aber der Einwurf nahe: wenn Eudemos schon seine Darstellung der intellectuellen Tugend so einleitete, so setzt dies doch voraus, dass schon diese jenem Mangel abhelfen sollte und gekonnt hätte; statt dessen nun eine Wiederholung der nämlichen Bemängelung mit höchst ähnlichen Worten in dem Abschnitt über die καλοκάγαθία zu geben und nun erst zur Abhülfe dieses Mangels hier zu schreiten, wo ihm allerdings nach des Eudemos Meinung erst wirklich abgeholfen werden konnte, dies Alles würde demselben eine schriftstellerische Verworrenheit aufbürden, wie man sie auch ihm nicht zutrauen kann. Ich meinerseits vermag diesen Einwurf nicht zu entkräften, und daher glaube ich jetzt (anders als noch in meiner Ausgabe) eher, dass dies Capitel erst von einem andern Peripatetiker herrührt, welcher es mit Berücksichtigung der betreffenden Stellen der eudemischen Ethik geschrieben hat. S. auch Anm. 76.

54) Nicomachean Ethics book V, Eudemian Ethics book IV, S. 58 ff.

55) 1. Aufl. Lond. 1857, 3. Aufl. 1874.



besonders wesentlichen Punkt hinzuweisen. Für ganz besonders erfolgreich nämlich halte ich Jacksons Versuch zu zeigen, dass der Abschnitt im fünften Buch Cap. 10. 1135a, 16—1136a, 9 nicht vollständig mit der Lehre des Aristoteles, wohl aber aufs Beste mit der des Eudemos übereinstimmt. In diesem Abschnitt wird nämlich, um nur dies Eine hervorzuheben, der im Zorn ein Unrecht Begehende von dem, welcher es im Rausche thut<sup>56)</sup>, so unterschieden, dass jener als ein wissentlich, aber unvorsätzlich, weil ohne vorherige Ueberlegung Handelnder erscheint, dieser als ein in verschuldeter Unwissenheit; beiden begegnet kein blosses Unglück (ἀτύχημα), wie denen, die unfreiwillig handeln sei es in Folge äusseren Zwangs oder unverschuldeter Unwissenheit, aber doch nur diesem ein blosser Fehltritt (ἀμάρτημα), jenem bereits ein Unrechtthun (ἀδίκημα), aber noch ohne Ungerechtigkeit (ἀδικία); im zweiten Capitel des dritten Buchs der nikomachischen Ethik werden dagegen beide als solche bezeichnet, die unwissentlich, aber nicht aus Unwissenheit sündigen<sup>57)</sup>, und in voller Uebereinstimmung damit wird in der Rhetorik<sup>58)</sup> die Handlung beider gleichmässig als ἀμάρτημα bezeichnet und das ἀδίκημα also auf die ἀδικία, den Fall der wohlüberlegten böswilligen Absicht, beschränkt. Was aber jene Selbstzeugnisse des Aristoteles in der Politik anlangt, so widerlegt Jackson zwar genügend die kühne Behauptung von Grant, dass Aristoteles selbst die den fraglichen drei Büchern entsprechenden Partien unausgeführt gelassen habe, und die Citate in der Politik unächte spätere Einschiebsel seien, aber er bemerkt andererseits mit Recht, dass diese Citate unter den gegebenen Umständen nur als Beweise dafür angesehen werden müssten, wie eng Eudemos sich in den betreffenden Stücken wie in vielen anderen an sein Vorbild angeschlossen habe, vorausgesetzt nämlich, dass durch das Bisherige der eudemische Ursprung jener drei Bücher wirklich erwiesen ist.

Aber er ist es nicht; er würde es nur dann sein, wenn jene Bücher im Wesentlichen so, wie sie uns vorliegen, wirklich von einem Manne geschrieben sein könnten, gleichviel ob Aristoteles oder Eudemos. Aber die Forschungen von Rieckher, Häcker<sup>59)</sup>, Rassow, von Ramsauer in seiner 1878 erschienenen Ausgabe und Andern haben sattem gezeigt, dass dies schlechterdings undenkbar ist. Der chaotische Zustand der letzten Capitel des fünften Buchs ist ein allgemein anerkanntes Uebel, und die sehr verschiedenartigen Versuche einer Reihe von deutschen und englischen Gelehrten durch zahlreiche Umstellungen Ordnung zu schaffen<sup>60)</sup> erwecken kein Vertrauen, vielmehr ist der eine immer noch gewagter und gewaltsamer als der andere. Nur eine einzige Umstellung scheint gleich Zeller<sup>61)</sup> und Andern so auch mir gerechtfertigt, nämlich die des funfzehnten Capitels, über dessen

56) Denn solche und ähnliche Fälle hat der Verfasser offenbar bei den Worten ὅταν δὲ μὴ παρὰ λόγῳ, ἄνευ δὲ κακίας, ἀμάρτημα, ἀμαρτάνει μὲν γὰρ ὅταν ἡ ἀρχὴ ἐν αὐτῷ ἢ τῆς ἀγνοίας (so richtig Jackson für αἰτίας) 1135 b, 17 ff. im Sinne.

57) 1110 b, 25 ff. ὁ γὰρ μεθύων ἢ ὀργιζόμενος οὐ δοκεῖ δι' ἀγνοίαν πράττειν, ἀλλὰ διὰ τῶν εἰρημένων, οὐκ εἰδὼς δὲ ἄλλ' ἀγνοῶν. Dagegen E. E. II, 9. 1225 b, 11 ff. ἐπεὶ δὲ τὸ ἐπίστασθαι καὶ τὸ εἰδέναι διττόν, ἐν μὲν τὸ ἔχειν, ἐν δὲ τὸ χρῆσθαι τῇ ἐπιστήμῃ, ὁ ἔχων μὴ χρώμενος δὲ ἔστι μὲν ὡς δικαίως <ἄν> ἀγνοῶν λέγοιτο, ἔστι δ' ὡς οὐ δικαίως, οἷον εἰ δι' ἀμέλειαν μὴ ἐχρήτο.

58) I, 13. 1374 b, 6 ff. ἔστι δ' ἀτυχήματα μὲν ὅσα παρὰ λόγον καὶ μὴ ἀπὸ μοχθηρίας, ἀμαρτήματα δὲ ὅσα μὴ παρὰ λόγον καὶ μὴ ἀπὸ πονηρίας, ἀδικήματα δὲ ὅσα μήτε παρὰ λόγον ἀπὸ πονηρίας τ' ἔστιν.

59) Beiträge zur Kritik und Erklärung des siebenten Buchs der N. E., Berl. 1869.

60) Vgl. die Uebersicht in meiner Ausg. S. XIII ff.

61) a. a. O. II<sup>3</sup>, 2. S. 647. Anm. 1.

Verhältniss zum eilften und zwölften Fischer und Fritzsche sehr verkehrt geurtheilt haben, und in welchem überdies allerdings die Mitte (1138a, 28—b, 5) vielmehr ans Ende gehört, unmittelbar hinter die beiden letztgenannten Capitel. Denn alle drei bilden eine einzige fortlaufende Aporienerörterung, die übrigens in jeder Hinsicht so beschaffen ist, dass man alle Ursache hat eher den Eudemos für den Verfasser anzusehen als den Aristoteles; will man auch das dreizehnte für den ersteren oder einen anderen Peripatetiker mit in den Kauf geben, so ist wenigstens für den letzteren kein sonderlicher Schade dabei<sup>62)</sup>. Ungleich berechtigter ist der zuerst von Rieckher in dem Aufsatz „die drei der nik. und eud. Eth. gemeinsamen Bücher“ in der Zeitschr. f. d. Alterth. vom Jahre 1856<sup>63)</sup> angeregte Gedanke an doppelte Recensionen. Denn dieser empfiehlt sich durch die Analogie des achten Capitels in dem nämlichen Buche: dort folgen sogar drei verschiedene Fassungen derselben Sache auf einander<sup>64)</sup>. Und nun findet sich eine kürzere Erörterung dessen, dass man Unrecht thun könne, ohne deshalb schon ein ungerechter Mensch zu sein, im zehnten Capitel bereits vor jener ausführlicheren Unterscheidung von Unglück, Fehltritt, Unrechtthun und wirklicher Ungerechtigkeit bei den Verletzungen Anderer, nämlich bereits 1134a, 16—23, wohin auch noch die Worte ἐν οἷς δὴ ἀδικία, καὶ τὸ ἀδικεῖν ἐν τούτοις, ἐν οἷς δὲ τὸ ἀδικεῖν, οὐ πᾶσιν ἀδικία, Z. 32 f., mit Münscher<sup>65)</sup> hinaufzurücken sein werden. Und so urtheilen denn Rieckher und Rassow<sup>66)</sup> wohl richtig, dass auch hier wahrscheinlich eine doppelte Fassung vorliege, sei es nun, dass dem Aristoteles jene kürzere Andeutung genügte, sei es dass er nicht einmal sie für nöthig hielt, wenn anders etwa auch sie nicht von ihm herrühren sollte, sondern von einem Dritten. Wird sodann mit diesen beiden Gelehrten auch noch das unmittelbar folgende, allen Zusammenhang störende πῶς μὲν οὖν ἔχει τὸ ἀντιπεπονθὸς πρὸς τὸ δίκαιον, εἴρηται πρότερον, Z. 24 f., als eine andere und kürzere Fassung an Stelle des neunten Capitels<sup>67)</sup>, wird der gleichfalls allen Zusammenhang zerreissende Anfang des fünften<sup>68)</sup> mit Rassow<sup>69)</sup> als späteres Einschiebsel entfernt, hat vielleicht ein Gleiches auch noch mit einem Theile des ersten zu geschehen<sup>70)</sup>, so bleibt nur noch ein einziger Anstoss. Nachdem die Gerechtigkeit in die austheilende (διανεμητικόν) und die ausgleichende (διορθωτικόν) unterschieden ist, folgt mit dem Beginne des sechsten Capitels eine Auseinandersetzung, die vielleicht mit Ramsauer als lückenhaft erhalten anzusehen ist, indem man, so wie sie jetzt eingeleitet wird, ihrer ganzen Form nach glauben müsste, sie wolle von der Gerechtigkeit überhaupt im engern und eigentlichen Sinne und nicht bloss von der zutheilenden handeln, während doch Letzteres

62) S. bes. Rassow a. a. O. S. 39 ff., welcher seinerseits C. 11. 12. 13. 15 als ein in der ungeschicktesten Weise von fremder Hand zusammengefügtes Flickwerk, von dem einzelne Abschnitte möglicherweise aristotelischen Ursprungs sind, bezeichnet. Vgl. Jackson S. 117 f., welcher mit Recht E. E. II, 7. 1223 b ff. 32 ff. zur Erläuterung von 1136 b, 6 ff. heranzieht.

63) S. 113 ff.

64) S. Rassow a. a. O. S. 18 ff.

65) Quaestionum criticarum et exegeticarum in Aristot. E. N. specimen, Marb. 1861. S. 84 f.

66) S. 35—38.

67) S. Rassow S. 38 f.

68) 1130 b, 6—29.

69) S. 17.

70) 1129 a, 10. διὸ — 26. ἀδικία. Die Begründung dieser Vermuthung würde hier zu weit führen. Hoffentlich findet sich einmal eine andere Gelegenheit für dieselbe.

der Fall ist und endlich am Schlusse auch ausdrücklich gesagt wird<sup>71)</sup>. Je mehr Wahrscheinlichkeit es ferner hat, dass uns im ersten Capitel des sechsten Buchs entweder die Arbeit von einem Nachahmer des Eudemos vorliegt oder aber die Einleitung der entsprechenden Abhandlung des Eudemos selber erhalten ist, desto unmöglicher ist es, dass auch die folgende Erörterung mit zu der letzteren gehört haben könnte, denn sie hat, wie Rieckher und Rassow<sup>72)</sup> bemerkten, ihre eigene, selbständige Einleitung; und der gleichfalls als eudemisch erkannte Abschnitt im achten und neunten Capitel reißt, wie Rassow<sup>73)</sup> hervorhebt, das Zusammengehörige aus einander, denn das zunächst auf ihn folgende σημείον δ' ἐστὶ τοῦ εἰρημένου καὶ u. s. w. (1142a, 11 ff.) setzt unmittelbar das ihm zunächst (1141b, 14—21) Vorangehende fort, dass zur praktischen Einsicht nicht bloss Kenntniss des Allgemeinen, sondern auch des Einzelnen, also Erfahrung, gehöre: für diese Behauptung (εἰρημένον) ist auch dies ein Anzeichen, dass auch schon junge Leute es in der Mathematik zu etwas bringen können, aber in der praktischen Einsicht noch nicht<sup>74)</sup>. Die nach Ausscheidung dieser Zusätze und einer fernerer, von Ramsauer aufgedeckten Wiederholung im zweiten Capitel<sup>75)</sup> übrig bleibende und dem Aristoteles selbst verbleibende Erörterung holt ungleich weiter in jenem ihrem Anfange aus als die Einleitung des Eudemos oder seines Nachtreters: sie steckt sich nicht, wie es in letzterer geschieht, ihren Zweck bloss in der genaueren Bestimmung des sittlichen gesunden Verstandes oder der praktischen Einsicht, sondern dem ächten Plane der nikomachischen Ethik gemäss überhaupt in der Behandlung aller intellectuellen Tugenden: τὰς δὲ τῆς ψυχῆς ἀρετὰς διελόμενοι τὰς μὲν εἶναι τοῦ ἥθους ἔφαμεν τὰς δὲ τῆς διανοίας· περὶ μὲν οὖν τῶν ἠθικῶν διελούθαμεν, περὶ δὲ τῶν λοιπῶν . . . λέγωμεν οὕτως<sup>76)</sup>. Und wenn dann doch

71) 1131 b, 24 ff. τὸ μὲν οὖν ἐν εἶδος τοῦ δικαίου τοῦτο ἐστίν, τὸ δὲ λοιπὸν ἐν τῷ διορθωτικόν, ὃ γίνεταί ἐν τοῖς συναλλάγμασι . . . τοῦτο δὲ τὸ δίκαιον ἄλλο εἶδος ἔχει τοῦ προτέρου. τὸ μὲν γὰρ διανεμητικὸν δίκαιον τῶν κοινῶν αἰεὶ κατὰ τὴν ἀναλογίαν ἐστὶ τὴν εἰρημένην . . . τὸ δ' ἐν τοῖς συναλλάγμασι δίκαιον κ. τ. λ.

72) S. 19.

73) S. 45.

74) 1141 b, 14—21. οὐδ' ἐστὶν ἡ φρόνησις τῶν καθόλου μόνον, ἀλλὰ δεῖ καὶ τὰ καθ' ἕκαστα γινώριζεν· πρακτικὴ γάρ, ἡ δὲ πράξις περὶ τὰ καθ' ἕκαστα. διὸ καὶ ἐνίοι οὐκ εἰδότες ἐτέρων εἰδόντων πρακτικώτεροι καὶ ἐν τοῖς ἄλλοις, οἱ ἐμπειροὶ· εἰ γὰρ εἰδείη ὅτι τὰ κοῦφα εὐπεπτα κρέα καὶ ὑγιεινά, ποῖα δὲ κοῦφα ἀγνοοῖ, οὐ ποιήσει ὑγίαν, ἀλλ' ὁ εἰδὼς ὅτι τὰ ὀνίθεια [κοῦφα καὶ] ὑγιεινά ποιήσει μᾶλλον. 1142 a, 11 ff. σημείον δ' ἐστὶ τοῦ εἰρημένου καὶ διότι γεωμετρικοὶ μὲν νέοι καὶ μαθηματικοὶ γίνονται καὶ σοφοὶ τὰ τοιαῦτα, φρόνιμος δ' οὐ δοκεῖ γίνεσθαι. αἴτιον δ' ὅτι καὶ τῶν καθ' ἕκαστά ἐστιν ἡ φρόνησις, ἃ γίνεταί γινώριμα ἐξ ἐμπειρίας, νέος δὲ ἐμπειρος οὐκ ἐστὶν (πλήθος γὰρ χρόνου ποιεῖ τὴν ἐμπειρίαν).

75) 1139 a, 31. πράξεως — b, 11 oder vielmehr (s. meine Studien zur N. E., Jahrb. f. Philol. CXIX. 1879. S. 745 ff.) 1139 a, 31. πράξεως — 35. ἐστὶν und b, 4 διὸ — 11.

76) Daher ist denn auch die Annahme Zellers a. a. O. II<sup>3</sup>, 2. S. 648 f. Anm. 2, der eigentliche Zweck der Darstellung des sechsten Buchs liege wirklich vielmehr „in der Untersuchung über die φρόνησις, und der andern dianoetischen Tugenden werde hier nur deshalb erwähnt, um das Gebiet der φρόνησις gegen das ihrige abzugrenzen und das Eigenthümliche derselben an ihrem Gegensatz gegen jene klar zu machen“, ausgesprochenemassen zunächst auf das erste Capitel gegründet und lässt sich mit dem zweiten schlechterdings nicht in Einklang bringen. Eine zweite Stütze hat diese Ansicht allerdings an dem zweiten Theile des Buchs, aber doch zum Theil nur in Folge des trümmerhaften Zustandes, in welchem dasselbe auf uns gekommen ist, und andererseits spricht selbst so dieser zweite Theil ausdrücklich die Tendenz aus von der Weisheit und der praktischen Einsicht zu handeln, 13. 1143 b, 15 — 1144 a, 3. 1145 a, 6 ff., ohne die geringste Andeutung, dass die erstere dabei nur im Interesse der letztern in Frage komme, wenn auch die Ausführung in der That mehr dieser Annahme



in der Ausführung die übrigen Tüchtigkeiten dieser Art hinter jener einen zurücktreten, die mit den sittlichen zusammenhängt, wie dies schon Schleiermacher<sup>77)</sup> auffiel, so findet dies wohl in dem innerlich sich widersprechenden Standpunkte der aristotelischen Sittenlehre seine genügende Erklärung: mag Aristoteles immerhin in die Theorie die höchste Glückseligkeit setzen, die Natur der Sache macht dennoch wider seinen Willen sich geltend, denn die Sitten- und Glückseligkeitslehre ist nun doch einmal praktische Philosophie, und in diesem Rahmen über theoretische Weisheit genauer handeln, als er gethan hat, hätte daher geheißen diese selbst zu einem Theile von jener zu machen<sup>78)</sup>. Und so zerlegt er denn in dem dergestalt eingeleiteten, jetzt dem zweiten, in Wahrheit dem ersten Capitel des sechsten Buchs die Vernunft selbst in einen erkennenden (ἐπιστημονικόν) und einen überlegenden Theil (λογιστικόν), welcher letztere es mit dem Wandelbaren (ἐνδεχόμενον καὶ ἄλλως ἔχειν) zu thun hat, und zu dessen Thätigkeit namentlich auch das praktische und das poetische oder technische Denken, mit andern Worten das Gebiet des praktischen Verstandes und des Kunstverstandes (τέχνη), gehört, er unterscheidet ferner zwischen theoretischer und praktischer Wahrheit und wiederum auch zwischen praktischer und technischer Thätigkeit und setzt die Virtuosität auf allen diesen Gebieten in die einem jeden eigenthümliche, möglichst irrthumsfreie Wahrheit<sup>79)</sup>. Dann behandelt er in dem dritten und den folgenden Capiteln nach einander diejenigen Besitzthümer der Vernunft, denen diese Wahrheit eigenthümlich ist, die deductive Erkenntniß (ἐπιστήμη), das unmittelbare, inductive Wissen der Principien (νοῦς im engern Sinne), das höchste, aus Elementen beider Art zusammengesetzte metaphysische Wissen oder die Weisheit (σοφία) auf dem Gebiete der theoretischen, die praktische Einsicht (φρόνησις) auf dem der praktischen Vernunft und den Kunstverstand (τέχνη). Dass der letztere noch nicht selber Virtuosität (ἀρετή) ist, dass es aber wohl eine solche von ihm giebt, erfahren wir dabei gelegentlich<sup>80)</sup>; ob aber nur die Weisheit oder auch das sonstige theils auf Beweis beruhende, theils unmittelbare Wissen als Virtuosität der theoretischen Vernunft anzusehen

entspricht. Wenn ferner Zeller meint, Eudemos möge vielleicht nach E. E. II, 1. 1220 a, 4–15 den Gegenstand wirklich in dem umfassenderen Sinne einer Darstellung aller Verstandestugenden als solcher behandelt haben, so ist auch mir dies wahrscheinlich, aber ich vermag auch nicht den geringsten Unterschied des Standpunktes zwischen jener Stelle und der N. E. I, 13 zu entdecken, und es würde sich also hieraus nur ein neues Anzeichen dafür ergeben, dass das erste Capitel des sechsten Buchs ebenso wenig von Eudemos selbst geschrieben sein kann als von Aristoteles.

77) a. a. O. S. 313 f.

78) Vgl. auch Susemihl a. a. O. S. 764 f. und daselbst bes. Anm. 103. Wenn also Zeller a. a. O. die Darstellung, falls sie eine vollständige Beschreibung der dianoetischen Tugend sein wollte, sehr ungenügend findet, so kann man ihm hierin ebenso wie in seinen sonstigen Bemerkungen nur Recht geben, ohne doch irgendwie seinen Folgerungen beitreten zu können. Eben hiemit erledigt sich aber wohl auch der in Anm. 7 noch unbesprochen gebliebne Einwurf von Zeller (S. 680. Anm.) gegen die Ansicht, dass die ganze nikomachische Ethik wesentlich die Ausführung der Glückseligkeitslehre und nichts Anderes sei: „sollen wir in die Erörterung über das höchste Gut die Einzeluntersuchung über alle Bedingungen und Bestandtheile desselben mit aufnehmen, so wäre jene Bestimmung zu weit: gerade sein wichtigster Theil, die theoretische Thätigkeit, wird in der Ethik nicht eingehender besprochen.“ Auch hier ist die Thatsache richtig, aber sie beweist nicht, was sie beweisen soll.

79) C. 2. 1139 a, 6 — b, 13.

80) C. 5. 1140 b, 21 f. ἀλλὰ μὴν τέχνης μὲν ἔστιν ἀρετή, φρονήσεως δ' οὐκ ἔστιν. Vgl. C. 7. 1141 a, 12. ἀρετή τέχνης.

sei, darüber suchen wir vergebens nach Aufklärung, und mitten in der Behandlung der an letzter Stelle, im siebenten Capitel, behandelten Weisheit, gleiten wir mit einem Male wieder in die praktische Einsicht hinüber, wir wissen selber nicht, wie. Hier ist also, wie Ramsauer richtig erkannt hat, eine grosse Lücke, es fehlt das Ende des ersten Abschnitts und der Anfang des zweiten, von der Weisheit und der praktischen Einsicht im Besonderen und vorwiegend von der letzteren handelnden<sup>81)</sup>. Eine andere erhebliche Lücke glaube ich in meiner letzten Abhandlung<sup>82)</sup> zwischen dem neunten und zehnten Capitel nachgewiesen und wahrscheinlich gemacht zu haben, dass man als eine theilweise Ergänzung des Fehlenden von fremder Hand in verkehrter Weise und an verkehrtem Orte eine Stelle im zwölften ansehen muss, welche alles Scharfsinns der Erklärer gespottet hat<sup>83)</sup>. Unter diesen Umständen begreift es sich, dass diejenige, in welcher Aristoteles nach seiner eigenen Angabe im siebenten Capitel des zehnten Buchs<sup>84)</sup> bereits früher gesagt hatte, dass die theoretische Tüchtigkeit und deren Bethätigung die höchste und göttlichste sei, jetzt nicht mehr zu finden ist<sup>85)</sup>, und es ist daraus keinerlei Grund gegen den aristotelischen Ursprung des sechsten Buchs zu entnehmen. An dem der letzten Hälfte des dreizehnten und letzten Capitels zweifelt freilich sogar Rassow<sup>86)</sup>, allein ich bin anderer Ansicht und halte alles von Fischer, Fritzsche u. A. gegen dies Capitel zu Gunsten des Eudemos Vorgebrachte lediglich für eine Fülle von Missverständnissen. Der gesunde Verstand (ὁρθὸς λόγος), so heisst es hier, sei auf diesem Gebiete die praktische Einsicht, diese aber habe es nicht mit dem Auffinden des richtigen Zwecks, sondern nur der richtigen Mittel zu diesem ihr von der Charaktertugend gegebenen richtigen Zweck zu thun, sodass sie und die Charaktertugend einander wechselseitig bedingen. Eben dasselbe hatte nun aber Eudemos im Wesentlichen schon im eilften Capitel des zweiten Buchs seiner Ethik gesagt; war also wirklich für ihn hiermit das letzte Wort gesprochen, so begreift man nicht, was dann die nachträgliche Bemängelung soll, die wir jetzt im ersten Capitel des sechsten Buches der Nikomachien, wenn wir Spengels Gegnern glauben wollen, von ihm lesen, und wie er dann schliesslich derselben gegenüber doch nur dasselbe noch einmal mit anderen Worten wiederholt haben sollte. Mich dünkt, es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, um einzusehen, dass vielmehr gerade jenem auch von ihm anerkannten Cirkel gegenüber diese seine Bemängelung, wie wir sie, falls auch jenes Capitel ebenso wenig von ihm selber als von Aristoteles herrührt, doch jedenfalls am Schlusse seiner Ethik ausgesprochen finden<sup>87)</sup>, und sein vorhin dargelegter Ergänzungsversuch Platz greift. Um so wahrscheinlicher aber wird es, dass dagegen für den Aristoteles

81) Vgl. Sussemihl a. a. O. S. 760 f. Anm. 87.

82) Ebend. S. 753—758. Vgl. Rassow S. 45 f. und unten Anm. 90.

83) 1143 b, 1. καὶ ὁ μὲν — 5. νοῦς und 9. διὸ — 11. τούτων.

84) 1177 a, 12—18. εἰ δ' ἐστὶν ἡ εὐδαιμονία κατ' ἀρετὴν ἐνέργεια, εὐλογον κατὰ τὴν κρατίστην αὐτὴ δ' ἂν εἴη τοῦ ἀρίστου. εἴτε δὴ νοῦς τοῦτο εἴτε ἄλλο τι, ὃ δὴ κατὰ φύσιν δοκεῖ ἄρχειν καὶ ἡγεῖσθαι καὶ ἔννοιαν ἔχειν περὶ καλῶν καὶ θείων, εἴτε θεῖον ὂν καὶ αὐτὸ εἴτε τῶν ἐν ἡμῖν τὸ θείοτατον, ἡ τούτου ἐνέργεια κατὰ τὴν οἰκίαν ἀρετὴν εἴη ἂν ἡ τελεία εὐδαιμονία. ὅτι δ' ἐστὶ θεωρητικὴ εἴρηται.

85) Wie Ramsauer richtig bemerkt.

86) S. 44. Und selbst Spengel Arist. Stud. I. S. 20. Anm. 3 erhebt hier zu Gunsten des Eudemos Bedenken, gegen welche aber Zeller S. 103. Anm. mit Recht auf Walter Die Lehre v. d. prakt. Vernunft in d. griech. Philos. (Jena 1874) S. 88 ff. verweist.

87) Vgl. Anm. 48.

selbst die Sache wirklich bereits damit abgethan war, dass der Wille nach der schon im dritten Buche entwickelten Lehre den Zweck setzt, Vorsatz und Ueberlegung es dagegen nur mit den Mitteln zu thun haben<sup>88)</sup>, die Virtuosität der praktischen Einsicht aber im richtigen Ueberlegen im Dienste des richtigen Zwecks liegt<sup>89)</sup>. Es ist ferner zwar richtig, dass die Lehre<sup>90)</sup>, die Charaktertugenden ohne die praktische Einsicht seien nur erst natürliche Tugenden (φυσικαὶ ἀρεταί oder ἔξεις<sup>90b)</sup>), auf den ersten Anblick ganz mit der Ankündigung des Eudemos am Ende seines dritten Buches in Einklang zu stehen scheint: „es ist nämlich, wie später erörtert werden wird, gewissermassen jede Tugend sowohl als eine natürliche vorhanden als auch in anderer Weise, sobald sich nämlich die praktische Einsicht mit ihr verbindet“<sup>91)</sup>. Es ist richtig, dass der Ausdruck φυσικὴ ἀρετὴ oder ἔξις sonst in der nikomachischen Ethik nicht erscheint, und dass die Bezeichnung ἀρετὴ oder ἔξις für die blossen Naturanlagen zu dieser oder jener Charaktertugend im Grunde eine missbräuchliche ist<sup>92)</sup>. Aber gewiss ist andererseits, dass unter jenem Ausdrucke in dem betreffenden Capitel wirklich lediglich diese verstanden sind und nichts Anderes, und dass der Sache nach die Ansicht, es könne ohne diese auch die wirkliche Charaktertugend

88) C. 4. 1111 b, 26 f. ἡ μὲν βούλησις τοῦ τέλους ἐστὶ μάλλον (= potius, wie ich wegen Ramsauer, der dies verkannt hat, bemerke), ἡ δὲ προαίρεσις τῶν πρὸς τὸ τέλος. C. 5. 1112 b, 11 ff. βουλευόμεθα δ' οὐ περὶ τῶν τελῶν ἀλλὰ περὶ τῶν πρὸς τὰ τέλη κ. τ. λ. C. 6. 1113 a, 14 ff. ἡ δὲ βούλησις ὅτι μὲν τοῦ τέλους ἐστὶν εἴρηται κ. τ. λ.

89) VI, 5. 1140 a, 25 ff. δοκεῖ δὴ φρονίμου εἶναι τὸ δύνασθαι καλῶς βουλευέσθαι . . . ὥστε καὶ ὅλως ἂν εἴη φρόνιμος ὁ βουλευτικός. VI, 8. 1141 b, 9 f. τοῦ γὰρ φρονίμου μάλιστα τοῦτο ἔργον εἶναι φαμεν, τὸ εὖ βουλευέσθαι. C. 10. 1142 b, 31 ff. εἰ δὴ τῶν φρονίμων τὸ εὖ βεβουλευέσθαι, ἡ εὐβουλία εἴη ἂν ὁρθότης ἢ κατὰ τὸ συμφέρον πρὸς τι τέλος, οὐ (nämlich nicht τέλους, sondern συμφέροντος) ἡ φρόνησις ἀληθὴς ὑπόληψις ἐστίν.

90) Der Wille und seine Tugend gehören nun aber doch nicht dem denkenden, vernünftigen Theil der Seele an, sondern dem begehrenden, so weit er von der Vernunft geleitet wird. Die Vernunft ist nicht irrthumsfrei, daher kann der Wille auch statt des richtigen Zwecks den verkehrten, ein bloss scheinbares Gut ergreifen (III, 6). Jede Vorstellung und Meinung (δόξα) ferner ist Sache der Vernunft und nicht des Begehrens. Wenn aber schon das Begehren nicht ohne Vorstellung möglich ist, so vollends das Ueberlegen der Mittel zu einem Zweck nicht ohne Bewusstsein und Vorstellung, welches dieser Zweck ist. Soll also die Einsicht den richtigen Zweck aus der Willenstugend entnehmen, so kann sie dies nur, wenn mit letzterer die richtige Vorstellung über denselben (ὁρθοδοξίαν περὶ τὴν ἀρχὴν VII, 9. 1151 a, 19) mitgegeben ist. Aber durch welchen Act der praktischen Vernunft entsteht diese? Ob sich Aristoteles diese Frage gestellt und ob und in welchem verloren gegangenen Theil seiner Erörterung er dieselbe beantwortet haben mag, darüber s. meine Vermuthungen a. a. O. S. 753—759.

90b) 1144 b, 1 ff. καὶ γὰρ ἡ ἀρετὴ παραπλησίως ἔχει, ὥς ἡ φρόνησις πρὸς τὴν δεινότητα . . ., οὕτω καὶ ἡ φυσικὴ ἀρετὴ πρὸς τὴν κυρίαν. πᾶσιν γὰρ δοκεῖ ἕκαστα τῶν ἡθῶν ὑπάρχειν φύσει πως (καὶ γὰρ δίκαιοι καὶ σωφρονικοὶ καὶ ἀνδρεῖοι καὶ τᾶλλα ἔχομεν εὐθὺς ἐκ γενετῆς)· ἀλλ' ὅμως ἡγούμεθ' (so Rassow für ζητούμεν) ἕτερόν τι τὸ κυρίως ἀγαθὸν καὶ τὰ τοιαῦτα ἄλλον τρόπον ὑπάρχειν. καὶ γὰρ παῖσι καὶ θηρίοις αἱ φυσικαὶ ὑπάρχουσιν ἔξεις . . . ἐὰν δὲ λάβῃ νοῦν, ἐν τῷ πράττειν διαφέρει, ἡ δ' (θ'?) ἔξις ὁμοία οὐσα (?) τότε ἔσται κυρίως ἀρετή. ὥστε καθάπερ ἐπὶ τοῦ δοξαστικοῦ δύο ἔστιν εἶδη, δεινότης καὶ φρόνησις, οὕτως καὶ ἐπὶ τοῦ ἡθικοῦ δύο ἔστιν, τὸ μὲν ἀρετὴ φυσικὴ τὸ δ' ἡ κυρία, καὶ τούτων ἡ κυρία οὐ γίνεται ἀνευ φρονήσεως.

91) E. E. III, 7. 1234 a, 28 f. ἔστι γὰρ, ὥσπερ λεχθήσεται ἐν τοῖς ὑπερόν, ἕκαστη πως ἀρετὴ καὶ φυσικαὶ (richtig Spengel φύσει καὶ oder φυσικὴ καὶ) ἄλλως μετὰ φρονήσεως. Vgl. Anm. 98.

92) Indessen schwankt bekanntlich bei Aristoteles der Sprachgebrauch, und so gut wie δύναμις im Sinne von ἔξις steht (VI, 12. 1143 a, 25 und 28, vgl. auch Ramsauer S. 80), so kann auch das Umgekehrte unter Umständen nicht allzu sehr auffallen, zumal da aus II, 1. 1103 a, 26 ff. deutlich erhellt, in wie fern gerade der Ausdruck δυνάμεις hier nicht füglich anwendbar war.

(κυρία ἀρετή) nicht entstehen, mit anderen Aeusserungen des Aristoteles in der nikomachischen Ethik und der Politik<sup>93)</sup> vollauf übereinstimmt, während Eudemos der Sache eine ganz andere Wendung giebt. Aristoteles nämlich lässt die Schamhaftigkeit (αἰδώς) wohl für eine gewisse richtige Mitte, aber doch nicht für eine volle Tugend gelten, sondern mehr nur als einen Affect (πάθος)<sup>94)</sup>. Daraus hat sich nun in seiner Schule die Unterscheidung blosser Temperamentstugenden von den eigentlichen Charaktertugenden entwickelt. Der Verfasser des unächten siebenten Capitels im zweiten Buche der nikomachischen Ethik nennt die ersteren μεσότητες ἐν τοῖς πάθεσι καὶ ἐν τοῖς περὶ τὰ πάθη und rechnet zu ihnen ausser der Scham auch noch die sittliche Entrüstung (νέμεσις)<sup>95)</sup>. Eudemos geht weiter: er nennt dieselben ähnlich μεσότητες παθητικαὶ „passive Mitten, Affectmitten“, aber er zählt zu ihnen auch noch mehrere der eigentlichen Tugenden des Aristoteles<sup>96)</sup> und ordnet sie den natürlichen Tugenden ein, weil sie ohne Vorsätzlichkeit und praktische Einsicht seien. So wird ihm die Scham zur Naturbasis der Enthaltbarkeit (σωφροσύνη), die Entrüstung zu der der Gerechtigkeit. Ja, er bleibt hierin bei den Charaktertugenden nicht stehen; während vielmehr in diesem Schlusscapitel des sechsten Buchs der Nikomachien die Geistesgewandtheit (δεινότης) als die den natürlichen Tugenden des Charakters entsprechende Naturgrundlage der praktischen Einsicht dargestellt wird<sup>97)</sup>, bezeichnet er

93) N. E. II, 1. 1103 a, 23 ff. οὐτ' ἄρα φύσει οὔτε παρὰ φύσιν ἐγγίγνονται αἱ ἀρεταί, ἀλλὰ πεφυκόσι μὲν ἡμῖν δέεσθαι αὐτάς, τελειούμενοις δὲ διὰ τοῦ ἔθους. Für den besten Staat wird auch die bestveranlagte Bürgerschaft gefordert, Pol. IV (VII), 7, und mit Rücksicht darauf heisst es dann C. 13. 1332 a, 38 ff. ἀγαθοὶ γὰρ καὶ σπουδαῖοι γίνονται διὰ τριῶν. τὰ τρία δὲ ταῦτ' ἐστὶ φύσις ἔθος λόγος . . . τὴν μὲν τοίνυν φύσιν οἷός ἐστιν εἶναι δεῖ τοὺς μέλλοντας εὐχειρώτους ἔσεσθαι τῷ νομοθέτῃ, διωριμέθω πρότερον. Vgl. Zeller a. a. O. S. 626.

94) N. E. IV, 15.

95) 1108 a, 30 — b, 8. Nach dem ächten Aristoteles sind die wirklichen Charaktertugenden selbst μεσότητες nicht bloss ἐν ταῖς πράξεσι, sondern erst recht auch ἐν τοῖς πάθεσι καὶ περὶ τὰ πάθη, s. ausser 1106 b, 36 ff. (vgl. Anm. 14) auch 1106 b, 16 f. 24 f. 1107 a, 8. 1108 b, 16 ff. 1109 a, 23. b, 30, und dass er damit nicht etwa in jedem Falle Beides zusammen als nothwendig erforderlich bezeichnen will, sondern dass er vielmehr auch schon das Letztere allein als genügend ansieht zu einer vollen Charaktertugend, erhellt daraus, dass er zum Theil nur dieses in Betracht zieht bei seinen Definitionen, so der ἀνδρεία als μεσότης περὶ φόβου καὶ θάρρους 1115 a, 6 f., der σωφροσύνης als μεσότης περὶ ἡδονῶν τινας 1117 b, 21 ff., der πραότης als μεσότης περὶ ὀργῆς 1125 b, 26, während umgekehrt μεσότητες ἐν ταῖς πράξεσι allein die ἐλευθεριότης (nämlich περὶ δόξιν χρημάτων καὶ λήψιν) und die μεγαλοπρέπεια sind: οὐχ ὥσπερ ἡ ἐλευθεριότης διατείνει περὶ πάσας τὰς ἐν χρήμασι πράξεις, ἀλλὰ περὶ τὰς δαπανηράς μόνον, 1122 a, 20 ff. vgl. 1119 b, 25 f., jedenfalls auch die Wahrhaftigkeit und die Gerechtigkeit. Anfänglich hiess es sogar nur: ἔξεις δὲ καθ' ὅς πρὸς τὰ πάθη ἔχομεν εὖ ἢ κακῶς, οἷον πρὸς τὸ ὀργισθῆναι, εἰ μὲν σφοδρῶς ἢ ἀναιμῶς, κακῶς ἔχομεν, εἰ δὲ μέσως, εὖ 1105 b, 25 ff., und erst hernach wird die Hinzufügung der πράξεις durch die Bemerkung gerechtfertigt ὁμοίως δὲ καὶ περὶ τὰς πράξεις ἔστιν ὑπερβολὴ καὶ ἑλλειψις καὶ τὸ μέσον 1106 b, 23 f. Nicht schwer würde es übrigens auch sein zu zeigen, dass das Capitel den Zusammenhang stört, und auch nach dieser Richtung den von Monro Journ. of Philol. VII. 1876. S. 185 ff. geführten Beweis seiner Unächtheit zu ergänzen.

96) Nämlich die Freundlichkeit (N. E. IV, 12), Schlichtheit oder Wahrhaftigkeit (N. E. IV, 13) und εὐτραπεία (N. E. IV, 14) E. E. III, 7. 1233 b, 15 — 1234 a, 23. σκεδὸν δὲ καὶ τῶν ἄλλων ἕκαστα τῶν περὶ τὸ ἦθος ἐπαινετῶν καὶ ψεκτῶν τὰ μὲν ὑπερβολαὶ τὰ δ' ἑλλείψεις τὰ δὲ μεσότητες εἰσι παθητικαὶ κ. τ. λ., ausserdem noch die φιλία, denn an die Stelle der Freundlichkeit tritt bei ihm die σεμνότης. Vgl. Zeller S. 639 f. Anm. 11. S. 880 f. Anm., der eben hiernach in letzterm Punkte zu berichtigen ist; das Richtige sah hier schon Spengel S. 457 Anm.

97) S. d. Anm. 90 b angef. Stelle und die ihr vorangehende 1144 a, 23 — b, 1.



als solche eine derjenigen Tugenden, welche dem Aristoteles für volle Charaktertugenden gelten, die Wahrhaftigkeit<sup>98</sup>). Folglich ist es nicht Eudemos, der in diesem Capitel zu uns spricht. Auch sind in demselben Capitel 98<sup>b</sup>) unter *vũv pãvtec* nicht mit Fritzsche und Rasso die Schüler des Aristoteles zu verstehen, sondern, wie die Parallelstellen der Metaphysik<sup>99</sup>) lehren, die anderen Schüler Platons. In dem schon erwähnten eilften Capitel des zweiten Buchs seiner Ethik schreibt nun ferner Eudemos in starker Abweichung von seinem Meister der Mässigkeit eine Rolle zu, die sie zu einer unentbehrlichen Bedingung für die Glückseligkeit machen würde, die nämlich, die in der praktischen Einsicht sich verkörpernde gesunde Vernunft vor der Verderbniss durch die Begierde zu bewahren<sup>100</sup>). Hiervon ist nun aber in der Abhandlung über die Mässigkeit im siebenten Buche der nikomachischen Ethik keine Spur. Wohl aber haben Häcker und Rasso gerade in dieser Abhandlung eine besonders grosse Masse unaristotelischer doppelter Recensionen und sonstiger längerer fremdartiger Zusätze aufgedeckt<sup>101</sup>). Und so verliert denn jenes Argument, mit welchem noch Spengel sich nicht abzufinden vermochte, alle Beweiskraft. Denn die Erörterung der Lust am Ende dieses Buches erscheint nunmehr nur noch als die letzte und grösste von den vielen Schlingpflanzen an dem ächt aristotelischen Stamme der gesammten drei Bücher. Schon dem Verfasser der grossen Moral übrigens lagen die letzteren im Wesentlichen ohne Zweifel so vor wie uns als seine einzige Vorlage in den betreffenden Theilen seiner Arbeit. Was von den entsprechenden Partien aus den Werken des Aristoteles und des Eudemos übrig geblieben war, existirte also bereits zu seiner Zeit nur noch in dieser

98) E. E. III, 7. 1234 a, 23 ff. *pãcai d' aũtai ai mecõtētec epainetai mēn, ouk eici d' aretai . . . aneu proairēcew gar . . . dia dē tō φυσικά είναι εις τὰς φυσικάς συμβάλλεται ἀρετάς· ἐστι γάρ κ. τ. λ.* (s. Anm. 91). *ó mēn oũn phthōnoc eic adikian συμβάλλεται . . . kai h nēmeiac eic dikaiocũnyh, h aidũc eic cwphrocũnyh (diō kai orĩzontai ēn tũ gēnei toũtw tēn cwphrocũnyh)· ó d' alēthēc kai ψευδῆc ó mēn ξυφρων ó d' ἄφρων.* In dieser Abweichung von Aristoteles nach Seiten einer stärkeren Anspannung und weiteren Ausdehnung des natürlichen Elements der sittlichen Tugenden liegt nun auch wohl der Grund, wesshalb Eudemos das aristotelische *h ēthikē aretē ēξ ēthouc perigĩgnetai* (N. E. II, 1. 1103 a, 17) in *tō hēthoc apō ēthouc ēchi tēn epĩdocin* (E. E. II, 2. 1220 a, 39 f.) umsetzt, was Fischer S. 37 f. mit Recht hervorhebt. 98 b) 1144 b, 21.

99) I, 9. 992 a, 32 f. *gērone tã mathēmata toĩc nũn h philocofia.* XII, 1. 1069 a, 26 f., wo Platon selbst mit eingeschlossen ist, *oi mēn oũn nũn tã καθόλου οὐσίας μάλλον τιθέειν.* Vgl. Bonitz Ind. Arist. 492 a, 54 ff. Walter a. a. O. S. 134 ff. Dagegen heisst Platon allein *tic tũw prōteron* Pol. VI (IV), 2. 1289 b, 5.

100) 1227 b, 12 ff. *toũtwv dē diwricmēwv lēgwmen pōteron h aretē anamárthton poiei tēn proairēcin kai tō téloc orhōn, oũtwc ōte oũ ēneka deĩ proairēicthai, h ōcper dokeĩ ticĩ, tōn lōgon.* *ēsti dē toũto ēγκράτεια· αũτη γάρ οὐ διαφθείρει τὸν λόγον. ἐστι δ' ἀρετὴ καὶ ēγκράτεια ἕτερον. λεκτέον δ' ὕστερον περὶ αὐτῶν, ἐπεὶ ὅσοις γε δοκεὶ τὸν λόγον ὀρθὸν παρέχειν ἡ ἀρετὴ, τοῦτο αἴτιον. ἡ μὲν <γάρ> ēγκράτεια τοιοῦτον, τῶν ἐπαινετῶν δ' ἡ ēγκράτεια.*

101) Ein Theil derselben mag aus der Ethik des Eudemos stammen, aber bezeichnend ist es, dass in einem dieser Einschiebsel, C. 6. 1148 a, 25 sich mit *καθάπερ διείλομεν prōteron* etwas citirt findet, was wir jetzt nach der richtigen Bemerkung Spengels Arist. Stud. I. S. 32 (200) weder in der nikomachischen noch in der eudemischen Ethik lesen. Immerhin halte ich den weiter gehenden Versuch von Wilson (s. Anm. 3) diese Abhandlung als eine Compilation aus Bruchstücken von Arbeiten des Aristoteles und verschiedener Peripatetiker zu erweisen für verfehlt. Dagegen hat dieser Gelehrte, wie ich glaube, mit Erfolg gezeigt (S. 60 f.), dass die ähnlichen Aeusserungen einerseits N. E. VII, 1. 2. 1145 b, 2—7. 1146 b, 6—9 andererseits E. E. VII, 2. 1235 b, 13—18 nicht füglich in demselben Werke und noch dazu im Anfang zweier auf einander unmittelbar folgender Bücher stehen konnten, sondern die ersteren die aristotelische Vorlage sind, welche Eudemos bei den letzteren vor Augen hatte und schon an ihrer Stelle vorfand.

Zusammensetzung, und es dürfte in dieselbe auch wohl Einiges übergegangen sein, was aus noch anderen peripatetischen Federn geflossen ist<sup>102</sup>).

Auch die übrigen Bücher zeigen, jedoch viel vereinzelter, ähnliche auffällige Wiederholungen und sonstige unaristotelische Zuthaten, zum Theil recht umfängliche, wie von verschiedenen Seiten dargethan ist. Von letzterer Art ist z. B. das siebente Capitel im ersten<sup>103</sup>) und, wie schon bemerkt, auch im zweiten Buche und der Schlusssatz des ganzen Werks<sup>104</sup>). Den Charakter von Wiederholungen oder andern Redactionen aber trägt, um nur das Wichtigste anzuführen, im ersten Buch die zweite Hälfte des zweiten Capitels<sup>105</sup>), im vierten der Schluss des eilften<sup>106</sup>), im neunten die zweite Hälfte des ersten<sup>107</sup>), im zehnten der grössere zweite Theil des achten<sup>108</sup>) an sich; ferner sind im Anfang des dreizehnten Capitels im dritten Buch zwei gleichartige Uebergänge neben einander gestellt<sup>109</sup>), ebenso folgen im vierten des achten zwei parallele Stellen unmittelbar auf einander<sup>110</sup>), und auch im sechsten und siebenten desselben Buches stehen zwei gleichartige Abschnitte, von denen nur einer dem Aristoteles angehören kann<sup>111</sup>), während in anderen jener Fälle beide Fassungen möglicherweise auf ihn selber zurückgehen. Ich muss mich mit diesen flüchtigen Andeutungen begnügen: zu lange schon habe ich Ihre Geduld in Anspruch genommen. Gleiche Beobachtungen macht man ja übrigens auch in andern aristotelischen Werken, was denn auch nicht Wunder nehmen kann bei ihrer Entstehungsweise, über deren Natur man jetzt wohl so ziemlich einig ist.

Präsident: Ist Jemand in der Versammlung, welcher zu diesem Vortrag das Wort begehrt? — — Es ist nicht der Fall.

So bleibt mir nur übrig, dem Herrn Redner für seinen belehrenden Vortrag, den er vor allen anderen Herren uns schon im vorigen Winter bereitwilligst angeboten hat, den Dank der Versammlung auszusprechen.

Nach der Tagesordnung erhält das Wort Herr Rector Dr. Wohlrab aus Chemnitz zu seinem Vortrage über

### Sokrates als Erotiker.

Alle Fragen, die das Leben und die Lehre des Sokrates betreffen, sind allerdings zum Ueberdruß oft behandelt worden, ziehen aber immer wieder durch die eigenthümlichen Schwierigkeiten an, die sie darbieten. Nachdem das denselben zu Grunde liegende Material mehr in Monographien, als in wissenschaftlich abschliessenden Gesamt-

102) So viel räume ich Wilson ein. S. Anm. 53. 76.

103) Vgl. Rassow S. 15, der aber noch nicht weit genug geht.

104) X, 10. 1181 b, 13—23, s. Schlosser Uebers. der Pol. (Lüb. u. Leipz. 1798.) I. S. XVIII. Susemihl Aristot. Pol. griech. u. deutsch (Leipz. 1879). I. S. 71 ff.

105) 1095 a, 31—b, 13, vgl. Ramsauer S. 13 f. und Susemihl z. d. St.

106) 1126 a, 31. δ — b, 9, s. Rassow S. 16 f.

107) 1164 a, 22. τῆν — b, 21, s. Rassow S. 25.

108) 1178 a, 24—b, 32, s. Rassow S. 26, vgl. Spengel Arist. Stud. I. S. 47 (215).

109) Wie Imelmann Observationes criticae in Aristot. E. N., Halle 1864. S. 12 f. erkannte. Nämlich 1127 a, 13—17 und 18—20.

110) 1156 b, 11—17 und 17—24, s. Rassow S. 23 f.

111) 1157 b, 14—24 und 1158 a, 1—10, s. Fritzsche in seiner Ausg. des 8. und 9. B., Giessen 1847. S. 34. Rassow S. 25 f.

darstellungen zusammengebracht und theilweis vielfach behandelt worden ist, lassen sich neue Erfolge auf diesem Gebiete nur durch Anwendung neuer Methoden erringen. Damit soll nicht gesagt sein, dass die Methoden an sich neu und erst zu erfinden sein müssen, sondern nur, dass die Methoden, welche sich der geschichtlichen Forschung unserer Tage bewährt haben, noch nicht durchgreifenden Einfluss auf die über Sokrates vorliegende Ueberlieferung gehabt haben. Und doch dürfte dieselbe das allerthankbarste Object dafür sein.

Was macht aber eine wahrheitstreue Darstellung des Lebens und der Lehre des Sokrates so schwer? Offenbar der Umstand, dass er selbst nichts Schriftliches hinterlassen hat und dass die ihn betreffende Litteratur von seinen Zeitgenossen an bis zur Gegenwart fast durchgängig einen tendenziösen Charakter trägt. Den Reigen eröffnen die Komiker mit ihren Angriffen gegen den ihnen verderblich erscheinenden rationalistischen Aufklärer und Neuerer. Gingen sie in ihren Anschuldigungen viel zu weit, so war es eine naturgemässe und berechtigte Reaction, dass die theilweise hochbegabten Anhänger, die sich Sokrates gewonnen hatte, für den Geschmähten in die Schranken traten und ihrer Verehrung entschieden Ausdruck gaben. Sonach sind schon die Zeitgenossen nichts weniger als unparteiische Zeugen; Xenophon war so gut Apologet, wie Platon. Mit den späteren Schriftstellern steht es nicht besser. Denn abgesehen davon, dass auch bei ihnen Antipathie, wie Sympathie eine Rolle spielten, erwächst eine neue Schwierigkeit für die Forschung dadurch, dass Sokrates zur typischen Figur wurde, zum Weltweisen katexochen, was bei der Popularität seiner Persönlichkeit und der praktischen Seite seiner Lehre zu weit gehenden Zusätzen und Erfindungen einladen musste.

Sonach haben auf die an Sokrates sich anschliessende Ueberlieferung sehr wesentliche Momente corrumperend eingewirkt. Ist es da nicht im höchsten Grade nothwendig alle Vorsichtsmassregeln anzuwenden, welche die neuere historische Kritik an die Hand giebt? Eine sehr einfache und nahe liegende ist die Datierung des Quellenmaterials und der Nachweis des Zusammenhanges der Angaben. Schon damit lässt sich etwas erreichen. So legen es z. B. viele Umstände nahe die Verbindung, in die man den Sokrates zum Philosophen Archelaos gebracht hat, als eine Erfindung der späteren Diadochenschriftsteller anzusehen, und in der That hat diese Auffassung noch heute viel Anhänger. Allein wenn man erwägt, dass der älteste Schriftsteller, der von Sokrates spricht, Ion von Chios, in einem noch nicht angezweifelte Fragment dieser Verbindung Erwähnung thut, so sollte man sie doch billigerweise als historische Thatfache hinnehmen. Andererseits findet die Angabe, von Sokrates rührten die drei bekleideten Chariten und ein Hermes am Aufgange zur Akropolis her, noch heute Glauben und doch steht sie auf so schwachen Füßen, wie nur möglich. Mehr als 400 Jahre nach Sokrates findet sich überhaupt die erste Spur von diesen Bildwerken beim älteren Plinius. Dieser aber denkt gar nicht an den Philosophen als den Verfertiger; als solcher galt damals bei Einigen ein Maler Sokrates. Erst bei Pausanias und Laertios Diogenes findet sich die Notiz, diese Figuren rührten vom berühmten Sokrates her, aber diese Notiz wird nicht auf bestimmte Gewährsmänner, sondern auf ein blosses Gerede zurückgeführt. Dass der Schwur des Sokrates in den Wolken  $\eta\iota\ \tau\acute{\alpha}\varsigma\ \chi\acute{\alpha}\rho\iota\tau\alpha\varsigma$  nichts für seine Autorschaft beweist, geben Alle zu. Die Scholien aber zu dieser Stelle sind erwiesenermassen jüngeren Ursprunges; sie stammen aus einigen Handschriften des 13., 15. und 16. Jahrhunderts.



Noch viel eingreifender aber namentlich in alle inneren Fragen, die den Sokrates betreffen, ist die Constatierung des Verhältnisses, in dem die Gewährsmänner — ein Ausdruck, der freilich für Viele, die hieher gehören, allzu ehrenvoll ist — zu Sokrates standen. Aristoteles, den man für völlig objectiv nimmt, hat verhältnissmässig wenig über ihn berichtet. Sonst ist aber überall eine polemische und eine apologetische Tendenz leicht nachweisbar. So bilden sich zwei Reihen von Schriftstellern, an der Spitze der einen von den Mitlebenden Aristophanes, von den Späteren Aristoxenos, an der Spitze der anderen Platon und Xenophon. Zwischen beiden geht die Forschung ihren allenthalben schwierigen Weg, das Gemeinsame, das sich bei beiden doch noch findet, sammelnd und ordnend, für das Abweichende aber die Erklärung suchend und den Grad der Wahrscheinlichkeit gewissenhaft abwägend.

Diese dürftige Charakteristik der Forschungen über Sokrates habe ich der Behandlung eines kleinen Theiles derselben, der Frage über Sokrates als Erotiker, vorausschicken wollen, um meinen Standpunkt zur Sache im Allgemeinen zu bezeichnen. Das Thema selbst schien sich mir desshalb zu empfehlen, weil es meines Wissens eine specielle Besprechung noch nicht gefunden hat. Hiernach schien es möglich zu sein wenigstens denen von den hochgeehrten Anwesenden, die sich nicht eingehender mit Sokrates befasst haben, das eine oder das andere Neue zu bieten.

Dass an Sokrates die Seite, wonach er als Erotiker zu bezeichnen ist, nicht eine untergeordnete war, kann als unbestritten und unbestreitbar gelten. Er legt sich selbst bei Xenophon in den *Apomnemoneumata* diesen Namen bei und Platon lässt den Mann, der sich sonst alles Wissen absprach, für sich doch ein besonderes Wissen in der Erotik in Anspruch nehmen. Wir brauchen desshalb spätere Zeugen, wie Maximus Tyrius und Themistius gar nicht anzuführen, zumal sie in ihren Angaben augenscheinlich die genannte Dyas vor sich hatten. Ueberdies erhalten die Ueberlieferungen des Platon und Xenophon über Sokrates als Erotiker ihre gewichtigste und entscheidendste Beglaubigung durch alles das, was wir von seiner Lebensführung wissen.

Wie intensiv und vielseitig aber die Anregungen waren, die Sokrates seinen Anhängern nach der bezeichneten Richtung gegeben hat, beweisen die vielen schriftstellerischen Behandlungen, welche das Capitel von der Liebe bei ihnen gefunden hat. Platon handelt von ihr in einigen seiner schönsten Dialoge, im *Lysis*, *Phaidros* und *Symposion*, Xenophon widmet ihr eine längere Stelle im zweiten Buche der *Apomnemoneumata* und im *Symposion*. Eukleides schrieb einen *ἔρωτικός*. Dem Kriton wird ein Dialog *περὶ καλοῦ* beigelegt, dem Simmias von Theben Dialoge *περὶ φίλου* und *περὶ ἔρωτος*. Schliesslich schrieb Antisthenes *περὶ παιδοποιΐας ἢ περὶ γάμου ἔρωτικός* und handelte auch im *Ἑρακλῆς* von Freundschaft und Liebe. Schade, dass von den zuletzt genannten Sokratikern uns nichts erhalten ist bis auf eine indirect hierher gehörige Aeussderung des Antisthenes!

Was nun zunächst die Begriffe angeht, mit denen wir es hier zu thun haben, so sind dieselben neuerdings durch Heinrich Schmidt im dritten Bande seiner *Synonymik* völlig überzeugend festgestellt worden. Den grössten Umfang hat das Wort *ἔρως* selbst, das im weiteren Sinne jedwede Aeussderung der Liebe bezeichnet. In engeren Grenzen hält sich das Wort *φιλία*, das immer auf den inneren, geistigen Ausgangspunkt derselben hinweist und dem *ἔρως* im engeren Sinne gegenübergestellt wird als der im Sinnlichen

wurzelnden und sinnlich sich äussernden Liebe. Schmidt hat mit diesen Erklärungen frühere Auffassungen berichtigt, wonach man *φιλία* für das allgemeinere Wort nahm.

Mit des Sokrates Thätigkeit als Erotiker steht seine Kuppelei (*ματροπεία*) und Freiwerberei (*προαγωγή*) im Zusammenhang. Beide Gewerbe standen im Alterthume ebenso wenig in Ansehen, wie heutzutage, weil damit ein unehrenhafter Gewinn verbunden war. Selbstverständlich lag dieser Zweck dem Sokrates gänzlich fern; er legte sich vielmehr diese Namen jedenfalls deshalb bei, weil er seine Vergleiche gern dem Gebiete des Gewöhnlichen entnahm. Was sie besagen, ist am ausführlichsten von Xenophon im Symposion dargelegt. Der Kuppler geht darauf aus, bei denen, welche er verkuppeln will, gegenseitiges Wohlgefallen zu erregen. Er wird also alle Anstösse, die in der Haltung und dem Charakter des einen Theiles liegen, zu beseitigen und dagegen die entsprechenden Tugenden zu wecken suchen. Antisthenes sagt von Sokrates, er verkuppelte vor Allem die Leute mit sich selbst. Ist somit die Kuppelei eine Art Erziehung für den Umgang mit den Menschen, so erhält sie dadurch einen weiter gehenden politischen Charakter, dass sie auf ihrer höchsten Höhe die Kunst ist die Bürger für den Staat brauchbar zu machen. Verwandt damit ist die Freiwerberei. Sie vermittelt die Bekanntschaft derer, die durch Charakterähnlichkeit zu einander passen und sich in der Weise einander ergänzen, dass der Eine hat, was der Andere braucht. Auch dieser Kunst wird dadurch ein weiterer Hintergrund gegeben, dass sie nicht nur zur Stiftung von Ehen und Freundschaften, sondern auch zu gegenseitiger Befreundung von Staaten führen soll. Beispiele dieser Freiwerberei führt Xenophon wie Platon auf.

Gehen wir nun zu den Schriftstellern über, die von Sokrates als Erotiker berichten, so muss es zunächst auffallen, dass die Komiker, vor Allem Aristophanes, ihn als solchen, wie es scheint, gänzlich unbehelligt lassen. Da dieselben namentlich alle bedenklichen Auswüchse der Knabenliebe aufs schonungsloseste blossstellten und geisselten, so ist ihr Schweigen ein sehr ehrenvolles Zeugniß für Sokrates, das wohl allein für hinreichend gelten könnte, den Erzählungen über sein päderastisches Verhältniss zum Philosophen Archelaos, wie zum Makedonerkönig Archelaos den letzten Schein der Glaubwürdigkeit zu nehmen, wenn auch die erstere nicht auf den schmähstüchtigen Aristoxenos zurückginge, die letztere nicht gar so schlecht bezeugt wäre.

Und doch wäre es vorschnell und unvorsichtig, wollte man sagen, Aristophanes habe diese sehr wichtige Seite an Sokrates gar nicht berührt. Führt er ihn auch nicht als sinnlichen Liebhaber vor, so behandelt er doch diese Seite an ihm in einer Weise, welche den Kern der Sache vollständig trifft, indem er ihn als Lehrer darstellt. Sicherlich war das Moment der Belehrung und Erziehung bei der Knabenliebe der Alten kein untergeordnetes — die Jüngeren wurden durch ihre älteren Liebhaber in die Geschäfte und das öffentliche Leben eingeführt —, aber so einseitig nach dieser Richtung hin hatte vielleicht Niemand vor Sokrates dieses Verhältniss ausgebildet. Und so mag es erklärlich erscheinen, dass er eine gewisse Verwandtschaft mit den Sophisten zu haben schien, den ersten specifischen Fachlehrern, die Athen kennen lernte. Diese Aehnlichkeit gab dem Aristophanes den Anlass an der Figur des Sokrates die vielleicht erste Karrikatur eines Schulmeisters zu liefern mit all dem dazu gehörigen Anhang, dem Schulhaus mit seinen Lehrmitteln, mit seinen bleichen, verbüffelten Insassen, dem Honorar an Geld und Victualien. Ist nun auch all das Aussenwerk, womit der Komiker seinen Helden umgibt, eine

lustige Erfindung, so wird doch so viel richtig bleiben, dass Sokrates die bei seinen Landsleuten üblichen Liebesverhältnisse in eine Art Schülerverhältnisse ummodelte, so sehr er auch im Recht sein mochte, wenn er es von sich wies ein Lehrer im Sinne der Sophisten zu sein.

Wenden wir uns von den Gegnern des Sokrates zu seinen Verehrern! Nach dem Stande der uns erhaltenen Litteratur haben sie von den Zeitgenossen des alternden Sokrates allein das Wort. Xenophon ist der ältere und dem Sokrates länger befreundete, aber er griff erst nach dessen Tode zur Feder, um ihn gegen die Ankläger zu vertheidigen, Platon ist der jüngere, nur acht Jahre mit ihm im Verkehr, aber er schrieb schon zu Lebzeiten seines Meisters und die apologetische Tendenz wird desshalb manchen seiner ersten Werke fremd sein. Haben diese hiernach für den Sokratesforscher zunächst etwas Anlockendes, so wird er freilich bald die Erfahrung machen, dass sicherlich schon die erste Schrift Platons, sie mag gewesen sein, welche sie wolle, seine Berechtigung für Schriftstellerei documentierte, insofern schon in ihr ein neuer, selbständiger Geist zu Tage tritt, dem man es sofort anmerkt, dass er sich nicht damit begnügt schlichte, wahrheitsgetreue Darstellungen wirklich gehaltener Unterredungen zu geben, der solche höchstens zum Ausgang eigener freier Schöpfungen nimmt. Unzweifelhaft war Platon in den zwanziger Jahren seines Lebens in dem Anschauungskreise seines vierzig Jahre älteren Lehrers noch befangen, unzweifelhaft war er von seiner Art die Dinge zu behandeln mächtig beeinflusst, aber bei seinem reichen philosophischen Geiste blieb er nicht auf dessen Standpunkte stehen, sondern schwang sich von demselben aus bereits zu höheren Anschauungen empor. Es wird sich kaum bestreiten lassen, dass sich schon in den ersten Gesprächen, die er geschrieben hat, Anklänge an die Ideenlehre finden. Wird es doch nach den Untersuchungen von Bonitz und Usener Wenige mehr geben, die den Phaidros nicht zu diesen ersten Gesprächen mit rechnen.

Sonach empfehlen sich sogar die ersten Schriften des Platon nicht ohne Weiteres dem, der den Spuren Sokratischer Weisheit nachgeht. Er wird also zum Xenophon greifen, auch auf die Gefahr hin, dass der Zeitraum zwischen seinem Abschied von Sokrates und der Abfassung des ersten seiner Verherrlichung gewidmeten Buches für den Verfasser ereignissvoll genug war, um doch manches Einzelne zu verwischen und abzublassen, zumal wenn es die Theorie betraf und ihm, wie es scheint, schriftliche Aufzeichnungen nicht vorlagen. Denn das ist doch wohl nicht anzuzweifeln, dass Xenophon ein treues Abbild der Wirklichkeit geben wollte. Nun ist freilich nicht zu verkennen, dass er kein seinem Lehrer congenialer Geist war; er hatte keine besondere Begabung für die Philosophie. In Folge dessen hat er jedenfalls mehr äusserlich und materiell die Gedanken des Sokrates reproduciert, ohne seiner Schärfe und Folgerichtigkeit nahe zu kommen. Andererseits kommt die Beschränkung in seiner Naturanlage doch in gewisser Weise der Forschung über Sokrates zu Statte. Da nämlich auf dem Gebiete, auf welchem ein echter Philosoph sich bewährt, in der Auffindung neuer grosser Gesichtspunkte und erhabener Anschauungen, schwerlich ein Lorbeer für Xenophon geblüht hat, so dürfen wir dergleichen Principien, wo sie uns bei ihm entgegenreten, wohl unbedenklich dem Sokrates zuschreiben; in dem, was sich daran hängt, kann sich Xenophons Erfindungsgabe ergangen haben. Legt nun gar auch Platon diese Principien dem Sokrates in den Mund, so kann damit ein Grundstock Sokratischer Lehren als constatirt gelten.

In der Frage, was Sokrates über die Liebe gelehrt habe, ist meines Wissens ein Zeugniß aus Aristoteles nicht beizubringen. In der späteren Litteratur findet sich noch manches Anekdotenartige, was hieher zu ziehen wäre, aber desshalb nicht unbedenklich zu verwenden ist, weil sich der Zusammenhang mit den guten Quellen nicht erweisen lässt. Doch ist es möglich, eine ziemlich fest umschriebene Masse von Angaben noch zusammenzustellen, die den Sokrates als Erotiker in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen lassen. Er soll Ausschweifungen ergeben gewesen sein, sich aber gehütet haben mit den Gesetzen in Collision zu kommen. Die hierauf bezüglichen Notizen rühren von Aristoxenos her, dem Porphyrios mit Vorliebe gefolgt ist. Schon Luzac hat in den *lectiones Atticae* gezeigt, dass dieser Peripatetiker all das schmutzige Gewäsche erfunden hat, das gegen die Akademie und was mit ihr zusammenhing, also auch gegen Sokrates, in späterer Zeit in Umlauf war und das sich mit einer Zähigkeit, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, Jahrhunderte lang erhalten hat. Wir brauchen es nicht im Einzelnen zu widerlegen; denn keine Beachtung verdienen die Angaben eines Mannes, dem trotz aller Gelehrsamkeit in Folge seines absprechenden Wesens und Parteieifers in historischen Dingen eines fehlte, die Liebe zur Wahrheit.

Schliesslich aber kann zum Verständniß, zur Ergänzung und Bestätigung der die ethischen Theorien des Sokrates betreffenden Fragen Alles hinzugezogen werden, was uns über seine Lebensführung bekannt ist. Ganz unbedenklich ist das sicherlich bei einem Manne, wie Sokrates, dem Tugend Wissen war, in dem erwiesenermassen jene im Platonischen Laches gerühmte dorische Harmonie zwischen Denken und Handeln im höchsten Grade vorhanden war. Für die Frage aber, wie Sokrates als Erotiker aufzufassen ist, liegen die Ueberlieferungen über sein Leben insofern günstig, als sie bei den besten Zeugen sich nicht widersprechen und kaum in einer Hinsicht reichlicher fließen, als in Hinsicht auf seine freundschaftlichen Verbindungen.

Wir haben uns bei der Besprechung der Quellen lange aufgehalten. Sie ist, wie wir gezeigt zu haben glauben, nirgends nothwendiger, als bei Sokrates. Dabei hat sich uns schon Manches ergeben, was wir bei Seite lassen können, wenn wir ihn als Erotiker charakterisieren wollen. Wir brauchen ihn jetzt nicht mehr gegen die Beschuldigung zu vertheidigen, als sei er der sinnlichen Liebe ergeben gewesen, als habe er ihr irgendwie das Wort geredet. In den Jahrhunderten, in denen man die Zeugen noch wenig unterschied, hat sich manche handgreifliche Verläumdung leicht fortpflanzen können. Noch zu Johann Matthias Gesners Zeiten wusste man sich so viel über die unedlen Neigungen des Sokrates zu erzählen, dass es den Unmuth dieses ehrenhaften Gelehrten erregte und er in seinem *Socrates sanctus paederasta* mit einer Gründlichkeit, die nichts zu wünschen übrig lässt, den Nachweis führte, dass kein glaubwürdiger Schriftsteller als Zeuge für diesen Klatsch angeführt werden könne.

Nur eines sei erlaubt im Anschluss an diesen Punkt hier zu berühren. Schon Gesner selbst hat sich einer *contradictio in adjecto* schuldig gemacht. Er zeigt, dass kein Zeitgenosse den Sokrates einer sträflichen Leidenschaft für schuldig hielt, und doch meint er, Platon vertheidige ihn in der Rede des Alkibiades im Symposion dagegen. Noch die neuesten Erklärer dieses Dialoges nehmen diese Tendenz an. Ebenso findet man sie im *Lysis*, im *Phaidros*. Auch Xenophons *Symposion* soll diesem Zwecke dienen. Nun ist es aber doch seltsam, dass dem Sokrates kein Zeitgenosse, nicht einmal seine Tod-



feinde ein schmachvolles Liebesverhältniss zum Vorwurf machen. Wo soll dann für seine Schüler und Anhänger der Anlass hergekommen sein ihn dagegen in Schutz zu nehmen? Die Annahme solcher Tendenzen erklärt sich nur psychologisch dadurch, dass Sokrates zum Typus eines fälschlich Angeklagten, eines fälschlich Verurtheilten geworden ist. Was also zu seiner Verherrlichung geschrieben erscheint, dem legt man leicht auch die Absicht unter, es sei zugleich zu seiner Rechtfertigung geschrieben.

Noch bleibt die Frage übrig, wie Sokrates seine Verwerfung der sinnlichen Liebe begründete. Er ist dabei ganz unzweifelhaft auf das Object derselben, den Körper, zurückgegangen und hat es mit dem Objecte der geistigen Liebe, der Seele, verglichen. Nun wissen wir aus Xenophon, wie aus Platon, dass ihm nur die Seele etwas galt, der Körper nur als die an sich werthlose Hülle derselben erschien. So wird die Liebe zum Körper alle die Unvollkommenheiten desselben an sich tragen, die vielleicht noch kein Weiser in dem Masse erkannt und hervorgehoben hatte, wie Sokrates.

Von diesem Standpunkte aus erklärt sich denn auch Sokrates in der im Xenophontischen Gastmahl ihm beigelegten Rede mit aller Entschiedenheit gegen die sinnliche Form der Päderastie und empfiehlt ihr gegenüber einzig die Freundschaft als die rein geistige Form. Erhebt er sich in diesem Punkte hoch über die gewöhnlichen Anschauungen seiner Zeit und seines Volkes, so zeigt er sich dadurch in denselben befangen, dass er zur Befriedigung der Sinnenlust den Umgang mit Dirnen nicht verwarf. Doch scheint er die Ansicht gehabt zu haben, dass die Ehe diesem Zwecke nicht zu dienen habe. Wenigstens sagt er in Xenophons Apomnemoneumata, nicht um der sinnlichen Liebe willen heirathe man, sondern um legitime Kinder zu erhalten.

Und so bleibt von der sinnlichen Seite des Sokrates als Erotiker nur eins übrig, das wir dem klassischen Alten billig gönnen, sein Wohlgefallen an jugendlich schönen Erscheinungen. Es genüge hier nur die Namen des Charmides, des Euthydemos, des Alkibiades anzuführen, deren Schönheit er ohne Zweifel seine Huldigung dargebracht hat. Doch mag dabei auf zweierlei hingewiesen werden, erstlich darauf, dass Sokrates nach Griechenart hinter der Körperschönheit die werthvollere Seelenschönheit vermuthete, zweitens darauf, dass mancher Ausdruck des Verliebtseins, dessen er sich bei Xenophon und Platon diesen Jünglingen gegenüber bedient, wie aus einzelnen Situationen hervorgeht, nicht wörtlich, sondern mit einem Beigeschmack von Ironie zu verstehen sein wird.

Nach Allem, was gesagt ist, muss als das Gebiet der Sokratischen Erotik das der geistigen Liebe erscheinen, die wir ohne Weiteres als Freundschaft (φιλία) bezeichnen können. Ihr Begriff involviert den der Gegenseitigkeit; doch begründet die Verschiedenheit der Geschlechter in dieser Beziehung durchaus keinen Unterschied. Ueber den Ausgangspunkt der Freundschaft kann kein Zweifel obwalten. Sie geht hervor aus dem Gefühle der Bedürftigkeit, des Unbefriedigtseins, der Unvollkommenheit, das in jedem Menschen liegt. Diesen Satz lesen wir in den Apomnemoneumata. Wenn also Platon im Lysis sagt, nur der sei des Freundes nicht bedürftig, der absolut vollkommen sich völlig selbst genüge, und im Symposion die Diotima den Gedanken ausführen lässt, dass die Liebe aus dem Gefühle des Mangels und der Bedürftigkeit hervorgehe, so verdankt er diese Anschauungen dem Sokrates. Wer nun die Mängel der eigenen Natur fühlt, dem muss die Sehnsucht erwachen ihnen dadurch abzuhelpen, dass er sich mit Gleichstrebenden verbindet, die aber insofern von ihm verschieden sind, als sie haben, was ihm fehlt.

Auf diesem Wege gelangt man allerdings unleugbar zum Nützlichkeitsstandpunkt. Wer mir überhaupt nichts sein kann, der kann auch mein Freund nicht sein. Und bekannt ist, dass Sokrates diesen Gesichtspunkt mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit durchgeführt hat, indem er ihn auch auf die Verwandtschaft übertrug. Bleibt dieselbe nur ein äusseres Band, vertieft sie sich nicht zur Freundschaft in dem bezeichneten Sinne, so lasse man sie fallen. Enttäusern wir uns doch auch der Theile unseres eigenen Körpers, die uns nichts mehr nützen, begraben wir doch auch den Körper, wenn die Seele daraus entwichen ist.

Dieses Utilitätsprincip ist sowohl von Xenophon, als auch von Platon im Lysis als Sokratische Lehre hingestellt und weiter ausgeführt. Man hat sie desshalb vielfach allzu nüchtern gefunden und getadelt. Allein eins mag sofort bedenklich machen. Was man gewöhnlich unter Nutzen versteht, Vortheile und Unterstützungen im tagtäglichen Leben, in den Geschäften, war doch nirgends das, worauf Sokrates ausging. Der arme, bedürfnisslose Mann, der nie Schätze sammeln wollte, die Moder und Rost angreifen, hat äussere Vortheile wohl nirgends gesucht, auch nicht in der Freundschaft. Sollte er sie Anderen zu diesem Zwecke empfohlen haben? Wenn sich nun auch nicht leugnen lässt, dass Sokrates in seinen Erörterungen über die Freundschaft ihren äusseren Nutzen betonte, so ist das leicht verständlich mit Rücksicht auf das Publikum, zu dem er sprach. Xenophon nennt zwar die Namen der Männer nicht, mit denen Sokrates diese Unterredungen hatte, aber sicherlich würde er gerade ihm, auch einem Kriton die Sache, um die es sich handelte, auf diesem handgreiflichen Wege am leichtesten klar gemacht haben.

Und noch ein Anderes mag für des Sokrates höhere Auffassung vom Nutzen der Freundschaft sprechen. Er weist es durchaus ab, eine Verbindung schlechter Menschen mit diesem Namen zu belegen, was doch schwerlich möglich gewesen wäre, wenn schon äussere Vortheile und Interessen dieses Band knüpfen könnten. Ebenso wenig kann natürlich zwischen Guten und Schlechten Freundschaft bestehen; denn sie verfolgen verschiedene Ziele. Sonach können nur Gute durch wahre Freundschaft verbunden sein. Im Xenophon wird diese Behauptung mehr empirisch durch den Hinweis motiviert, dass nur der Gute erkenntlich, zuverlässig, verträglich ist, während Platon im Lysis dieselbe auf das Princip zurückführt, dass Aehnliches zu Aehnlichem strebe, das auch der Rede des Aristophanes im Symposion zu Grunde liegt. Von dem Satze aber, dass das Böse nicht Freund dem Bösen sein könne, wohl aber das Gute des Guten Freund sein müsse, nimmt der Mythos im Phaidros seinen Ausgang.

Hiernach hat es alle Wahrscheinlichkeit, dass Sokrates die Förderung, die er vom Freunde verlangt, nicht auf dem Gebiete des äusserlichen und geschäftlichen Lebens gesucht habe, sondern vorzugsweise in der Sphäre, der er seine Lebensthätigkeit gewidmet hatte, in der philosophischen Forschung. Ist ihm aber die Freundschaft die fördernde Gemeinschaft des geistigen Lebens, wird sie wesentlich in das Seelenleben verlegt, so lässt sich nicht verkennen, dass ja auch auf dieses alle die äusserlichen Bestimmungen, die mit Rücksicht auf das alltägliche Leben getroffen zu sein scheinen, ihre Anwendung finden. Und so gestaltet sich die Freundschaft zu einer Verbindung solcher, die durch die Gleichheit der geistigen Interessen an einander gewiesen sind, die in gegenseitigem Gedankenaustausch, in gegenseitiger Berichtigung, Anerkennung und Ermunterung ein tieferes Band zusammenknüpft. Und für den Mann, dem Tugend Wissen war, konnte



die wissenschaftliche Forschung nicht ohne Ertrag für die Sittlichkeit sein; jede Förderung auf dem einen Gebiete involvierte eine Förderung auf dem anderen und vertiefte so die Beziehung der Forschenden. So wurde Sokrates zu dem philosophischen Erotiker, als den ihn Platon schildert. In dieser Darstellung begegnen wir uns mit dem Gelehrten, der am massvollsten und zuverlässigsten über Sokrates geschrieben hat, mit Eduard Zeller.

Es lässt sich nicht sagen, dass diese über das gemeine Nützlichkeitsprincip weit hinausgehende Auffassung der Liebe dem Xenophontischen Sokrates fremd wäre. Diejenigen, welche denselben nur die gegenseitige thatsächliche Unterstützung als charakteristisches Merkmal der Freundschaft hervorheben lassen, halten sich an die Auseinandersetzungen im zweiten Buche der *Apomnemoneumata*, welche sich allerdings über diesen Standpunkt nicht wesentlich erheben. Aber viel tiefer wird die Sache in Xenophons *Symposion* gefasst. In der Rede, welche dort im achten Capitel dem Sokrates beigelegt wird, wird ganz ausdrücklich der in der Tiefe des Gemüthes verborgene Grund der Freundschaft hervorgehoben, der mit der unmittelbaren Macht eines Naturtriebes wirkend nach inniger Gemeinschaft mit verwandten und doch verschiedenartigen Naturen strebt. Sie wird dort definiert als die süsse und freiwillige Zuneigung von solchen, die für einander eingenommen sind: φιλεῖν καλεῖται τῶν τὸ ἦθος ἀγαμένων ἀνάγκη ἡδεῖα καὶ ἐθελουσία. Sollen wir dem Xenophon zutrauen, dass er in diesem Punkte über seinen Meister hinausgegangen sei, dass er ihn principiell überboten habe? Auf der andern Seite wird sich kein Grund finden lassen, warum Sokrates bei seiner ganzen Beanlagung und Lebensführung, bei seinen gewiss häufigen Behandlungen dieses Gegenstandes nicht zu tieferen Auffassungen sollte gelangt sein. Wären ihm diese nicht eigen gewesen, wie liesse sich dann die tiefe, ja schwärmerische Verehrung erklären, mit der gerade die edelsten unter seinen Mitbürgern ihm anhängen?

Nach allem dem wird es wohl kaum einen ernstlichen Widerspruch finden, wenn ich schliesslich die Behauptung wage, dass die im Platonischen *Symposion* enthaltene Definition der Liebe und das vom trunkenen Alkibiades dort gezeichnete Idealbild des Liebhabers eine engere Beziehung zu Sokrates haben, als es auf den ersten Anblick scheinen dürfte. Zwar deutet Platon selbst in nicht misszuverstehender Weise an, dass das Letzte, das er über die Liebe zu sagen hat, nicht mehr dem Sokratischen Standpunkte angehört. Aber Sokratisch wird es sein, wenn er den Begriff Liebe dem Begriffe des Strebens unterordnet, das aus dem Gefühle des Mangels hervorgeht, wenn er diesen Begriff als ein Mittleres zwischen Gut und Schlecht nimmt und der Gleichstellung von Tugend und Wissen entsprechend der richtigen Meinung vergleicht, wenn er schliesslich dieses Mittlere der Philosophie gleich setzt. Ja, vielleicht lässt sich noch weiter gehen und als Sokratisch der Eros bezeichnen, der als Streben nach Ruhm und unsterblichen Verdiensten gefasst wird. Wenigstens lassen sich Parallelstellen aus dem Xenophontischen *Symposion* beibringen, in denen Sokrates mit Hinweis auf unsterbliche Vorbilder auffordert sich durch Verdienste um das Gemeinwesen einer edlen Liebe würdig zu zeigen.

Schon vielfach ist dargelegt worden, dass die charakteristischen Züge, die im Platonischen *Symposion* dem Eros beigelegt werden, meist der Persönlichkeit des Sokrates entnommen sind. Die Zeichnung eines vom Eros ergriffenen Sterblichen konnte sich an keinen Anderen anschliessen, als an Sokrates selbst. Wie als das Wesentliche am Eros

von Platon seine Natur als Dämon bezeichnet war, so schreibt auch Alkibiades dem Sokrates etwas Dämonisches zu. Seine Doppelnatur wird versinnbildlicht durch die Vergleichung mit den Silenen und Satyrn, in denen Irdisches und Ueberirdisches in Verbindung gebracht ist. Sowohl die Ausstattung, die Eros seiner Mutter, der Πενία, verdankt, sein abgehärtetes Wesen, das an Entbehrungen aller Art bis herab zur Entbehrung des Schuhwerkes gewöhnt ist, als auch die Ausstattung, die er seinem Vater, dem Πόρος, verdankt, sein rastloses, tapferes Jagen nach allem Guten, das bis zur Anwendung von Zauberkünsten geht, — Alles findet in der Rede des Alkibiades sein Gegenbild an Sokrates. Wir erhalten daraus den Eindruck, dass Platon dem Leben seines Meisters kaum weniger bedeutende Anregungen verdankte, als seiner Lehre.

Von diesem Standpunkte wird nun auch klar, in wiefern Platon, wie Xenophon dem Sokrates ein besonderes Wissen über die Erotik zuschreiben konnten. Wohl konnte er es von sich weisen das Wissen selbst zu besitzen, aber was zum Wissen führt, das hat er rastlos zu ergründen gesucht und nicht erfolglos; denn abgesehen von seinen Verdiensten um die Ethik, ist besonders was er in methodischer Beziehung geleistet hat, bis in unsere Tage werthvoll geblieben. Und auch die Bedeutung seiner Freiwerberei und Kuppelei tritt nun klar zu Tage. Wenn der Erotiker und der Philosoph eins sind, dann ist des Sokrates Jagd nach den Schönen das Suchen nach solchen, die sich zur Philosophie eignen. Auf diesem Gebiete traute sich Sokrates ein sicheres Urtheil zu. Solche, in denen er philosophische Anlagen entdeckte, suchte er an sich zu fesseln, die Anderen, die mehr eine Richtung auf das praktische Leben hatten, empfahl er an andere Lehrer. So galt dem Sokrates die Erotik als eine Art Vorhalle zur Philosophie.

Hiermit lassen Sie mich schliessen. Wenn meine Schilderung des Sokrates als Erotiker den alten Weisen auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit stellt, als frühere Darstellungen, so wird mich hoffentlich Niemand allzu grosser Voreingenommenheit zeihen; wenigstens möchte ich glauben, dass ich mich von der Grundlage des historisch Gegebenen nicht wesentlich entfernt habe. (Lebhafter Beifall).

Professor Dr. Susemihl: Der Herr Redner weiss selbst am besten, wie sehr ich ihn und seine Forschungen schätze, und es ist durchaus nicht meine Absicht, irgendwie hier eigentlich gegen seinen Vortrag zu polemisieren, sondern ich muss gestehen, dass ich im Wesentlichen damit einverstanden bin. Nur auf einen kleinen Nebenpunkt kann ich doch nicht unterlassen aufmerksam zu machen und da wenigstens kurz meine abweichende Ansicht auszusprechen. Das betrifft gerade die Quellenfrage. Ich bin vollständig derselben Meinung wie der Herr Redner über die Ansicht, dass Xenophon die sicherste Quelle ist, jedoch mit einer Einschränkung, nur in Bezug auf die Ἀπομνημονεύματα; in Bezug auf das συμπόσιον kann ich mich nicht davon überzeugen; das συμπόσιον halte ich ebenso gut für eine freie Dichtung wie das Platonische. Das bringt aber im Wesentlichen keine gerade sehr bedeutenden Aenderungen im Resultate hervor.

Präsident: Begehrt noch Jemand das Wort zur Discussion? — — Wenn das nicht der Fall ist, dann gestatten Sie mir, Herrn Rector Dr. Wohlrab für den Vortrag, in welchem er uns so überraschende Gesichtspunkte und die Ueberschau über ein so weites Gebiet gewährt hat, den Dank der Versammlung auszusprechen.

Zum dritten Vortrag bitte ich Herrn Prof. Dr. Müller aus Halle über:

**Einige Aufgaben west-östlicher Philologie**

das Wort zu nehmen.

Prof. Dr. Müller: Meine Herren! Mit Recht ziehen in der Geschichte der geistigen Entwicklung der civilisierten Menschheit diejenigen Perioden zunächst die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich, in welchen auf einem bestimmten Culturgebiete eine eigenthümliche und selbständige Entfaltung künstlerischer oder wissenschaftlicher Leistungen stattgefunden hat. Fast die gleiche Theilnahme jedoch dürfte bei aufmerksamer Betrachtung die Art und Weise gewinnen, wie die Ergebnisse solcher Perioden, vermöge ihres inneren Werthes oder in Folge der Verkettung äusserer Umstände, über den zunächst durch nationale Grenzen ihnen gezogenen Kreis hinaus Einfluss zu üben und damit, sei es für einzelne Völkergruppen und für einen begränzten Zeitraum, sei es für die ganze folgende Entwicklung unserer Cultur, allgemeinere Geltung zu gewinnen anfangen. Ideen, Anschauungen, Kunstformen, nicht weniger aber auch ganz bestimmte Stoffe oder einzelne Werke wandern so von Volk zu Volk, und es ist eine der anziehendsten, wenn auch schwierigsten Aufgaben der Alterthumsforschung, diesen Uebergängen nachzuspüren: um so anziehender, als die Veränderungen, welche die betreffenden Objecte gleichzeitig zu erleiden pflegen, einen genauen Werthmesser für die selbständige geistige Kraft der dabei betheiligten Völker bilden, während sie zugleich dem Wiedererkennen der einzelnen Ideen oder Stoffe geringere oder erheblichere Hindernisse in den Weg legen und dadurch dem Scharfsinne des Forschers willkommenen Spielraum gewähren. Jene indischen Fabeln, welche, stets in einzelnen Zügen verändert und doch immer dieselben, durch die ganze Culturwelt gewandert sind und die sich ebensowohl bei den Mongolen als bei den Spaniern wiederfinden, sind das äusserlich wohl interessanteste Beispiel, welches wir hier anführen können: aber auch auf andern Gebieten finden wir in den gegenseitigen Beziehungen von Morgen- und Abendland reichen Stoff für eine sozusagen westöstliche Philologie, einen Stoff, welcher vom Homer und den ältesten dädalischen Bildwerken bis zu den türkischen und arabischen Uebersetzungen der neusten französischen Operetten reicht, und der ebenso umfangreich und vielseitig als bisher ungenügend verarbeitet vor uns liegt. Die Gründe für das Letztere sind unschwer zu erkennen: was beispielsweise in der altgriechischen Kunst ägyptisch, was assyrisch sei, kann massgebend selbstverständlich nur beurtheilen, wer gleichzeitig ein guter griechischer und semitischer, beziehungsweise ägyptischer Archäolog ist, und das Entsprechende gilt natürlich für alle übrigen Fragen dieses Gebietes — Schultern aber, welche wie die des grossen Reiske doppelte Last tragen können, sind eben selten, und keinem werden wir es verargen, wenn er sich scheut von den Philologen für einen vortrefflichen Orientalisten und von den Orientalisten für einen hervorragenden Philologen gehalten zu werden. Immerhin aber muss von beiden Seiten die unerlässliche Aufgabe im Auge behalten und versucht werden, durch Einzeluntersuchungen diesen oder jenen Theil derselben zu fördern: einige Punkte in diesem Sinne genauer zu formulieren wollen Sie mir heute gestatten.

Nirgends zeigt sich die soeben angedeutete Schwierigkeit westöstlichen Culturbeziehungen nachzugehen mehr, als bei der Geschichte der Wissenschaften im Mittelalter. Es ist allgemein bekannt, dass gewisse Resultate und Ideen griechischen Ursprunges von den Orientalen aufgenommen und später dem lateinischen Abendlande in andrer Gestalt

zurückgeliefert worden sind; die Geschichte dieses denkwürdigen Vorganges aber ist so gut wie ungeschrieben. Nicht als ob nichts darüber geschrieben wäre: muss ja doch jede von unseren Geschichten der Philosophie oder Medizin sich mit dieser Periode abfinden, und muss umgekehrt jede Schrift über orientalische Litteraturgeschichte den griechischen Einfluss berücksichtigen: sobald aber die allgemeinsten Gesichtspunkte und Begriffe abgehandelt sind, pflegt man sich beiderseits wohl oder übel auf ein mehr oder weniger unsicheres Meinen, auf zufällige und unvollständige Einzelheiten zu beschränken. Wirkliche Ausnahmen von dieser leidigen Regel sind selten. Wohl gelingt es gelegentlich einem mit ächtem historischen Sinne begabten Philosophen, wie dem trefflichen Ritter, den Bruchstücken schlechter lateinischer Uebersetzungen und gelegentlichen Notizen der Orientalisten eine richtige Perspective abzugewinnen, oder vermag es ein ungewöhnlich vielseitig gebildeter Orientalist wie Renan den Einfluss eines arabischen Aristotelikers auf die christliche Scholastik darzustellen: solche Ausnahmen vermögen aber nicht für den Mangel einer wirklich soliden Grundlage dieser Studien zu entschädigen, noch die Fragen endgiltig zu beantworten, auf welche hier Alles hinauskommt, und die einfach lauten: Wann und wie machte sich griechischer Einfluss bei den mittelalterlichen Orientalen geltend? und was haben sie über diesen Einfluss hinaus selbständig geleistet? Auf welchem Wege wir etwa zur Beantwortung dieser Fragen gelangen, durch welches Verfahren wir jene Grundlage herstellen können, lassen Sie mich an ein paar Beispielen erörtern, welche ich in den Rahmen einer geschichtlichen Betrachtung schliessen zu dürfen bitte.

In steter Uneinigkeit und aufreibenden Kämpfen zwischen den einzelnen Stämmen hatten die Araber in der vorislamischen Zeit ihre besten Kräfte verzehrt, bis Muhammed und seine energischen ersten Anhänger diese Kräfte zusammenfassten, disciplinierten und auf die abgenutzten und erschlafften Staatswesen Roms und Persiens warfen. Leicht erklärt sich so der rasche, ununterbrochene Siegeslauf der zum Theil durch religiösen Fanatismus, mehr noch durch Beutelust angestachelten Wüstenstämme, welcher binnen hundert Jahren die Länder vom Oxus bis zum atlantischen Meere unter einem Scepter einigte. War der erste Anstoss der Bewegung ein religiöser gewesen, so verstand es sich unter asiatischen Verhältnissen von selbst, dass auch im weiteren Verlaufe die Religion selbst da äusserlich in den Vordergrund trat, wo man innerlich wenig damit zu schaffen hatte. Gewiss haben mehrere der hervorragendsten unter den ersten grossen arabischen Feldherrn von der göttlichen Sendung ihres Landmannes nicht eben viel gehalten, und manche, wenn nicht die Mehrzahl der nach den ersten Erfolgen immer bereitwilliger zu den Scharen der Gläubigen stossenden Beduinen überhaupt keinerlei religiöses Interesse gehabt; aber solche Gleichgiltigkeit bedeutet wenig, wenn Nationalität und Confession zeitweilig gleichbedeutend geworden sind: abgesehen davon, dass der Rausch des Erfolges selbst bei skeptischen Naturen, wie die ächten Araber von Hause aus waren und noch heute sind, vorübergehend eine Art religiöser Stimmung erzeugen kann, wie sie beispielsweise der napoleonische Soldat für seinen petit caporal empfand. Das Geschäft der Ausbreitung des Islams unter den besiegten Völkerschaften besorgte die Verkommenheit des orientalischen Christenthums und des Parsismus im Verein mit der unleugbaren Einfachheit und Erhabenheit des muhammedanischen Gottesbegriffes, nicht am wenigsten aber die materiellen Interessen, welche auch hier sich mächtiger erwiesen haben, als eine dem Islam in seinem Verhältniss zu den andern Religionsgesellschaften stets fremd gebliebene Verfolgungssucht



hätte sein können — kein Wunder, dass der Korân, zum mindesten äusserlich, nicht weniger rasch in seinen Eroberungen fortschritt, als das Schwert.

Aber der Korân, eine Sammlung meist kurzer und abgerissener, besonderen Veranlassungen entsprungener, oft schwer verständlicher Stücke musste zuerst den neubekehrten Nichtarabern, bald bei abnehmender Sicherheit der unmittelbaren Ueberlieferung auch den Gläubigen arabischer Zunge erklärt werden — ihn in andere Sprachen zu übersetzen war ohnehin damals noch unmöglicher als heutzutage —: und damit war die gleichzeitige Entstehung der arabischen Grammatik und Geschichtschreibung, vor Allem aber natürlich der muhammedanischen Theologie gegeben, und ebenso die fast ausschliessliche Herrschaft der arabischen Sprache in der wissenschaftlichen Litteratur selbst derjenigen Länder begründet, wo die Araber im nationalen Sinne nie eine andere Rolle, als diejenige von Besatzungen fremdherrlicher Militärstationen gespielt und einen ganz geringen Procentsatz der Bevölkerung gebildet haben. Daraus ergibt sich sofort der vielfach nicht genügend beachtete, obwohl schon von dem scharfblickenden Ritter angedeutete Satz, dass die arabische wissenschaftliche Litteratur nicht die Litteratur der Araber, sondern die Litteratur der arabisch schreibenden Völker des muhammedanischen Mittelalters ist, so dass wir eigentlich Avicenna und Averroes in nicht wesentlich anderem Sinne für arabische, als etwa Leibnitz für einen französischen Schriftsteller halten dürfen — ein Gesichtspunkt, der auch für diese Betrachtung später von Wichtigkeit sein wird.

Dem Ursprunge gemäss, welchen die arabische Wissenschaft, insbesondere die Theologie nach dem eben Entwickelten genommen, blieb sie die ersten zwei Jahrhunderte hindurch im Grossen und Ganzen auf der Stufe unsystematischer Sammlung einzelner Traditionen, Erklärung schwieriger Korânstellen, Behandlung von Einzelfragen aller Art stehen. Allmählich fingen indess besonders in der Theologie derartige Erörterungen an, grundsätzlichere Wichtigkeit zu erlangen, vorzüglich als die genaue Definition gewisser Dogmen auf die Tagesordnung kam. Zwei Punkte vor allen erscheinen auf dieser Stufe als Gegenstände des Streites: die Lehre von der absoluten Prädestination, über welche der Korân sich unklar und widersprechend ausgedrückt hatte, und die Frage, ob man das Wesen Gottes mit besonderen Eigenschaften (wie Weisheit, Gerechtigkeit, Allmacht) ausstatten dürfe, oder ob es auch in dieser Beziehung jeder Art menschlichen Erkennens entrückt sei. Vom achten bis zum elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung waren die Theologen des Islams in zwei Heerlager geschieden: in die freisinnigen Motaziliten (wörtlich übersetzt „Secessionisten“) und die an der absoluten Prädestination und an dem anthropomorphistischen Gottesbegriff festhaltenden Orthodoxen. Eine Zeit lang schien es, als sollte die freiere Richtung die Oberhand behalten: sie war durch Bildung und durch Gewandtheit in der Dialektik der anderen Partei weit überlegen, und als ihr auch der Khalife Mâmûn (reg. 813—833) zu huldigen anfang, trat sie einen Augenblick in den ganzen Einfluss einer mächtigen Hoftheologie ein. Nicht lange indess verblieb ihr der staatliche Schutz, und als kaum hundert Jahre nach Mâmûn die Orthodoxen gelernt hatten, die Gegner mit ihren eigenen dialektischen Waffen zu bekämpfen, musste wie so oft auch an dieser Stelle die zwischen Religion und Wissenschaft vermittelnde Partei der Consequenz eines nun systematisch ausgebildeten Dogmas weichen, welches — nach Ranke's in einem ähnlichen Zusammenhange gebrauchtem glücklichen Worte — verständlich, scharfsinnig und flach war und eben darum einer gewissen Wirkung nicht verfehlen konnte.

Die hier in kurzen Zügen angedeutete Entwicklung der muhammedanischen Theologie führt uns nun zu dem einen Kernpunkte unserer heutigen Betrachtung: welchen Einfluss etwa bei jenen Streitigkeiten griechisches Wesen geübt habe. Hier vor Allem gilt meine vorher ausgesprochene Klage; wir begegnen mancherlei Meinungen, aber keinem sicheren Wissen. Zwar in Bezug auf die spätere Periode der motazilitischen Bewegung ist wenigstens die Hauptthatsache jetzt festgestellt: seit den Zeiten Māmūns und der von ihm begünstigten Uebertragung griechischer Werke in das Arabische haben ohne Zweifel die Lehrsätze griechischer Philosophie auf die theologische Entwicklung eingewirkt. Zwar bestreitet dies Renan: er widerspricht sich aber selbst, wenn er gleichzeitig und gewiss mit Recht in nahe Beziehung zu den Motaziliten die Arbeiten der sogenannten „Lauteren Brüder“ setzt, welche die neueren Veröffentlichungen als reinen Abklatsch griechischer Philosopheme erwiesen haben. Was aber wichtiger wäre, als diese einfache Erkenntniss, nämlich ein Nachweis der Art und des Grades der griechischen Einwirkung auf die Lehre der späteren Motaziliten, darüber ist bisher nichts Genaueres ermittelt. Noch bedenklicher steht es mit der weiteren Frage, ob nicht griechisches Wesen schon früher bei der Entwicklung der muhammedanischen Theologie betheiligt gewesen sei. Mindestens die freisinnigen Secten zeigen, so weit wir nachkommen können, von Anfang an eine bedeutende Schulung in dialektischer, oft freilich sophistischer Handhabung von Termini und Distinctionen: grade darin bestand anfänglich ihre Ueberlegenheit über die Orthodoxen, und hier hat man denn auch fremden, d. h. griechischen Einfluss gesucht. Aber auch in Bezug auf diese Frage haben wir bisher nur Meinungen zu verzeichnen; an Beweisen für oder wider mangelt es, und mit gleicher Bestimmtheit wird ein solcher Einfluss von der einen Seite geleugnet, von der andern behauptet. Eine Anzahl einzelner Notizen verschiedener Art scheinen allerdings trotz ihres zum Theil etwas zweifelhaften Charakters zu zeigen, dass die Araber sofort nach der Eroberung Persiens, Syriens und Aegyptens nicht nur ohne jede Scheu sich der eingeborenen Elemente zu Verwaltungs- und andern Zwecken bedienten, sondern auch in vielen Beziehungen von ihnen zu lernen bestrebt waren; und dass es an Gelegenheit, griechische Disputationskunst sich anzueignen, nicht gemangelt haben wird, beweist schon des Johannes Damascenus Disputation zwischen Christen und Saracenen. Aber einen solchen Einfluss sicher festzustellen und die Art und Weise desselben näher zu charakterisieren bedarf es doch etwas mehr. Nun ist freilich das Material, welches uns zur Lösung dieser wie der vorhin angedeuteten Aufgabe vorliegt, ein ausserordentlich dürftiges. Wir leiden hier unter demselben Uebelstande, welcher die Entwicklungsgeschichte der ältesten griechischen Philosophie verdunkelt. Die Originalwerke der älteren Theologen sind verloren gegangen, die Litteratur, auf welche wir uns angewiesen sehen, besteht aus einer Fülle der verschiedenartigsten vereinzelt Notizen in späteren Werken, deren Werth sich oft schwer feststellen lässt, und aus vielfach sehr problematischen, immer unvollständigen Darstellungen der verschiedenen Lehren bei späteren Theologen und Biographen, deren Leistungen im besten Falle mit denen des Diogenes Laertius und ähnlicher Leute eine bedenkliche Aehnlichkeit zeigen. Indess bleibt nichts übrig, als diese Nachrichten systematisch zu sammeln, um so über die fragliche Entwicklung einen möglichst sicheren Ueberblick zu gewinnen. Ein Anfang dazu ist durch einige Monographien über ältere Theologen gemacht; doch muss erst das ganze Gebiet in dieser Weise durchgearbeitet werden, ehe wir die Frage lösen können, ob Begriffe und Methoden dieser theo-



logischen Richtungen in der That selbständige Erzeugnisse des muhammedanischen Geistes sind, oder ob und in welcher Weise die Berührung mit griechischer Bildung hier mitgewirkt habe.

Wie auch die Beantwortung dieser Frage ausfallen möge: das steht jedenfalls fest, dass die theologischen Schulen in weit geringerem Grade von griechischem Wesen abhängig gewesen sind, als die rein philosophischen. Der Gegensatz der letzteren zu den Theologen ist eine der interessantesten Erscheinungen der muhammedanischen Culturgeschichte, weil in ihm die nationale Abneigung der von den Arabern unterworfenen indogermanischen Völker gegen das Semitentum einen deutlichen und eigenthümlichen Ausdruck gewinnt. Ritter hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass fast sämtliche hervorragende Autoren auf dem Gebiete dieser Philosophie — und, kann man hinzufügen, ebenso auf dem der exacten Wissenschaften — nicht Araber, sondern Perser oder Spanier gewesen sind. Wir haben es hier also mit einer Art nationaler Reaction des Indogermanenthums gegen die wissenschaftlicher Systematik von jeher unfähigen Araber zu thun, welche durch den alten Hang der Indogermanen zum Pantheismus in nicht geringem Masse gekräftigt wurde. Denn das ist dieser reinen Philosophie überall eigen, dass sie im Gegensatz nicht weniger zu den Halben als zu den Ganzen, zu der motazilitischen Vermittlungstheologie als zu dem orthodoxen Dogma steht, dass sie niemals ihre Kreise sich durch bedenkliche Rücksichtnahme auf religiöse Skrupel stören lässt, wenn sie auch drohender Verfolgungswuth durch äusserliche Accommodation oder Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs auszuweichen sich bisweilen bequemen muss. Es ist die Partei der philosophischen Naturforscher und Aerzte, welche die theologische Schule an rein wissenschaftlicher Bedeutung ebenso überragt, als sie an volksthümlicher Wirksamkeit hinter ihr zurücksteht. Das Verhältniss dieser Philosophie zu der griechischen und ihren Einfluss auf die christliche Scholastik des Mittelalters hat Renan in seinem Averroes in ebenso gelehrter als geistreicher Weise entwickelt: wenn er indess, auf immerhin unzureichendes Material gestützt, das Vorhandensein einer den Griechen gegenüber einigermaßen selbständigen geschichtlichen Entwicklung zu leugnen geneigt war, und daher in Averroes den vollgiltigen Repräsentanten der gesamten arabischen Philosophie sah, so ist ihm darin gewiss mit Recht widersprochen worden. Schon aus dem Umstande indess, dass ein Kenner wie Renan eine solche Ansicht als Resultat umfassender Studien aussprechen konnte, geht hervor, wie wenig die Schriften der älteren Philosophen bis jetzt studiert sind, welche Aufgaben uns hier noch zu lösen obliegt. Lassen Sie uns dieselben noch kurz in dem Zusammenhange formulieren, den ich schon vorhin andeutete, nämlich in Verbindung mit den ganz gleichartigen Fragen, welche die Geschichte der Mathematik, Naturwissenschaften und Medizin uns vorlegt.

Dass die Muhammedaner allen ihren Studien auf dem Gebiete der genannten Wissenschaften die Arbeiten der Griechen, vorzüglich des Aristoteles und Galen, zu Grunde legten, ist bekannt. Weniger klar war man lange Zeit hindurch über den Weg, auf welchem die Werke der Griechen nach dem Oriente gelangt sind. Auch hier waren die spärlichen Nachrichten, über welche man verfügte, spätern Schriftstellern entnommen, deren Berichte fast das ganze Verdienst der Uebertragung griechischer Texte ins Arabische der unter dem Schutze der Abbasiden arbeitenden Uebersetzerschule des neunten Jahrhunderts zueigneten. Neuerdings hat man aber erkannt, dass diese Uebersetzerschule nur eine Renaissance der älteren syrischen Gelehrsamkeit darstellt, deren Leistungen be-

sonders in einer stattlichen Reihe von Uebersetzungen aus dem Griechischen seit Kurzem anfangen wieder ans Licht zu treten. Die Geschichte dieser Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Syrische und aus dem Syrischen ins Arabische ist ebenfalls noch zu schreiben; ob daneben auch directe Uebertragungen aus dem Griechischen ins Arabische stattgefunden haben, ist eine weitere, bis jetzt bestrittene Frage.

Die Wichtigkeit dieser Uebersetzungen für uns ist eine doppelte: einmal können sie uns zur Controle der vorhandenen griechischen Texte, oder, in vereinzelter Fällen, zum Ersatz solcher dienen, welche im Original verloren sind; in dieser Beziehung darf man sich nicht zu bedeutende Ergebnisse versprechen, obwohl z. B. die Erhaltung dreier Bücher von Apollonius' Kegelschnitten in der arabischen Uebersetzung gewiss nicht unerheblich ist, und es bisweilen immerhin schon von Werth sein kann, festzustellen, dass einer so alten Uebersetzung eines aristotelischen Werkes ein wesentlich mit dem unseren übereinstimmender Text zu Grunde lag. Erfreuliches wird gerade hier durch ein Zusammenwirken von Orientalisten und Philologen geleistet werden können, zu welchem Gildemeister und Bücheler ein hoffentlich Nachfolge findendes Beispiel gegeben haben, neben dem freilich auch von rein orientalistischer Seite bereits einiges geleistet worden ist. Zweitens aber bilden jene Uebersetzungen die unentbehrliche Grundlage für eine wirkliche Geschichte der exacten Wissenschaften und der Philosophie im Oriente aus dem einfachen Grunde, dass die orientalischen Sprachen und insbesondere das Arabische zum Ausdruck abstracter wissenschaftlicher Entwicklungen so ungeeignet wie möglich sind, und in Folge dessen ein wirkliches Verständniss arabischer Werke über solche Dinge meist nur dem möglich ist, der bei jedem Terminus, bei jeder technischen Wendung das griechische Aequivalent bei der Hand hat. Bis vor Kurzem hat man freilich dieser Vorbedingung sich in vielen Fällen entziehen müssen, um vor allen Dingen erst das äussere Gerüst biographischer und bibliographischer Daten zu sichern, ohne welches der eigentliche Bau nicht aufgeführt werden kann: so kommt es, dass die über die älteren Philosophen bisher angestellten Einzeluntersuchungen hauptsächlich diese äussere Seite betreffen. Aber selbst in dieser Beziehung ist noch ein Vorbehalt zu machen. Hier nicht weniger, als bei den früher erwähnten theologischen Fragen sind die zugänglichsten biographischen Quellen die jüngsten, und selbst die verhältnissmässig älteren bestehen aus Sammlungen von Notizen so ungleichen Werthes, dass ihre Benutzung in jedem Falle eine Kritik erfordert, die schliesslich mit Sicherheit nur in einem systematischen Zusammenhange betrieben werden kann. Aus diesem Grunde scheint mir eine der Hauptaufgaben auf diesem Gebiete darin zu bestehen, dass man zunächst die vorhandenen biographisch-bibliographischen Werke nach den jetzigen Erfordernissen der Kritik unter möglichstem Zurückgehen auf die jedesmal ältesten Quellen bearbeitet. Eine wie schwierige Aufgabe dies aber ist, und wie ihre Lösung umgekehrt wieder in manchen Fällen Kenntniss der Hauptwerke auf dem Gebiete der Philosophie und der exacten Wissenschaften erfordert, dafür mag es erlaubt sein, ein Beispiel anzuführen, dessen Betrachtung gleichzeitig einen Ausblick nach anderer Seite hin eröffnet.

Die vorhandenen arabischen Schriften über die Geschichte der Wissenschaften tragen insofern einen allgemeineren Charakter, als auch die den Arabern irgendwie bekannt gewordenen Gelehrten der Griechen und Inder in ihnen mit behandelt werden. Für die Griechen kommt dabei nicht viel heraus, da die von den Arabern überlieferten, noch dazu

oft stark missverstandenen Nachrichten zum allergrössten Theil uns schon sonst bekannt sind; von erheblichem Interesse wären dagegen die Mittheilungen über indische Gelehrte — meistens Aerzte —, welche das bekanntermassen äusserst unsichere und spärliche Material von positiven Nachrichten über ältere indische Schriftsteller in erfreulicher Weise vermehren würden. Zunächst ist dabei freilich störend, dass von den etwa anderthalb Dutzend Namen, welche uns als indische genannt werden, nur zwei bis drei überhaupt einige Klangähnlichkeit mit indischen Namen oder Lauten haben, und dass auch sonst die bezüglichlichen Notizen Anzeichen derselben Unzuverlässigkeit an sich tragen, welche wir an den die Griechen betreffenden Stücken wahrnehmen. Da nun andererseits die Aechtheit derjenigen indischen medicinischen Litteratur, welche man mit den von den Arabern genannten Autoren in Verbindung zu setzen pflegt, aus inneren Gründen bezweifelt werden kann, so hat Haas die Vermuthung aufgestellt und scharfsinnig begründet, dass jene arabischen Nachrichten auf Missverständnissen beruhen möchten, und dass die Inder, weit entfernt die Lehrmeister der Araber in der Medizin zu sein, vielmehr ihrerseits unter arabischer Vermittlung in verhältnissmässig später Zeit die Ergebnisse griechischer Wissenschaft aufgenommen hätten. Die Wichtigkeit dieser Frage für die Culturgeschichte leuchtet ein: glücklicherweise fehlt es nicht an Mitteln, dieselbe gründlicher zu prüfen und mit Sicherheit zu beantworten. Jene arabischen Schriftsteller, welche die Namen der vermeintlich indischen Aerzte und ihrer Schriften angeben, berichten gleichzeitig, dass die letzteren zum Theil in arabischer Uebersetzung vorhanden seien und von hervorragenden arabischen Aerzten — besonders Rāzī — hie und da angeführt werden; ja eins der als indischen Ursprunges bezeichneten arabischen Bücher ist uns in einer Berliner Handschrift erhalten. Das letztere ist nun freilich, wie eine genauere Prüfung ergeben hat, auf arabischem Boden, wenngleich vielleicht im Anschluss an einen indischen Text, gefälscht: von den Citaten im Rāzī ist es mir dagegen gelungen, mehrere in der lateinischen Uebersetzung des unter dem Namen Ṣuṣṛuta gehenden Sanskritwerkes nachzuweisen. Hiebei hat sich das interessante Resultat ergeben, dass die betreffenden Stücke bei dem Araber nur ungefähr ein Drittel des Umfanges haben, den die entsprechenden Partien des Sanskritbuches einnehmen. Hieraus folgt weiter, dass die auch sonst schon vermuthete Umarbeitung dieser wie anderer indischer Texte, von deren weit höherem Alter man bisher überzeugt war, in der That einen ausserordentlich starken Unterschied zwischen den Originalen und den jetzt vorhandenen Trägern ihrer Namen hergestellt hat; hierüber wie über die Art und Weise, in welcher die bezüglichlichen indischen Werke seit dem 9. Jahrhundert verändert und erweitert worden sind, könnte eine systematische Vergleichung aller arabischen Citate mit den indischen Texten, welche hoffentlich bald von den Indologen vorgenommen wird, möglicherweise ein ganz neues Licht verbreiten.

Den Arabisten gehen diese und ähnliche Fragen besonders deswegen an, weil wir auf die ihnen gewordene Beantwortung unser Urtheil über die Verlässlichkeit der in Frage kommenden biographischen Werke überhaupt mit gründen müssen. Aber, wie schon bemerkt, mit dieser kritischen Arbeit sind nur die ersten Vorbedingungen einer Geschichte der muhammedanischen Wissenschaften, beziehungsweise des griechischen Einflusses auf deren Entwicklung, gegeben; über das Mass des letzteren und über den Umfang und Werth der eignen Leistungen des Orients kann uns gründlich nur das Studium der arabischen Werke selbst belehren, welches durch Kenntnissnahme von den mangelhaften, uns

sogar zum Theil kaum verständlichen lateinischen Uebertragungen in keiner Weise zu ersetzen ist. Aber auch dieses Studium steht noch in seinen Anfängen. Freilich häufen sich die Schwierigkeiten hier in besonders empfindlicher Weise. Es ist bereits bemerkt worden, dass die Philosophen und Naturforscher ausserhalb der Schule eine erhebliche Wirkung im Oriente nicht geübt haben: kein Wunder, dass verhältnissmässig schnell die stetig zunehmende Macht des volksthümlichen Dogmas die philosophischen Schulen schloss oder verödete, die Philosophie selbst zu einem scholastischen Werkzeug des dogmatischen Systems, wie die Naturwissenschaften zu Dienerinnen abergläubischer Vorstellungen herabwürdigte. Dabei fiel die ältere, mehr und mehr in den Geruch der Ungläubigkeit kommende wissenschaftliche Litteratur dem Feuer oder der Vergessenheit anheim, so dass uns von dem ersten hervorragenden Philosophen und Naturkundigen, el-Kindî, fast nur die Titel seiner Schriften, von den übrigen gerade die wichtigsten, insbesondere die metaphysischen Werke, nur in seltenen, oft unvollständigen Abschriften, vielfach aber wieder lediglich in Uebersetzungen erhalten sind. Besondere Verdienste haben sich in dieser Beziehung die Juden erworben, welche ein weit erheblicheres Interesse an der arabischen philosophischen Litteratur nahmen als die Muhammedaner und eine sehr eifrige Uebersetzerthätigkeit ausübten. Schlimm nur, dass alle diese hebräischen Uebertragungen, wie die lateinischen, durchgängig der ängstlichen Worttreue den Sprachgenius opfern, und ihr Verständniss — ganz abgesehen von den Uebersetzungsfehlern und der Unzuverlässigkeit der Ueberlieferung — jedem grosse Mühe verursacht, der nicht von früh auf in den Eigenthümlichkeiten des Neuhebräischen überhaupt, wie des arabisch beeinflussten philosophischen Sprachgebrauchs insbesondere zu Hause ist. Eine erfreuliche Förderung unserer Aufgaben muss aus diesem Grunde darin erblickt werden, dass seit einiger Zeit gerade jüdische Gelehrte ein erhöhtes Interesse an der philosophischen Litteratur nehmen. Aber selbst bei voller Berücksichtigung dieser Hilfsleistung ist leicht einzusehen, dass ein Studium, welches ausser gründlicher Beschäftigung mit griechischer und arabischer, zum Theil selbst neuhebräischer Sprache und Litteratur auch die Erlangung philosophischer, mathematischer oder naturwissenschaftlicher Kenntnisse erfordert, dabei aber noch auf lange Zeit hinaus jenes Ergebniss verweigert, welches das eigentliche Ziel aller Philologie ist, die lebendige Reproduction des Culturlebens einer bestimmten Partie des Alterthums — dass ein solches Studium naturgemäss nicht auf starken Zudrang rechnen kann. Und wenn mit der Zahl der Forscher wiederum auch die Aussicht auf gedeihliche Förderung solcher Studien sich mindert, dann begreift man es, wenn als der Grundzug im Wesen des seiner Aufgabe bewusstesten und mächtigsten Forschers auf diesem Gebiete, des unvergleichlichen Woepcke, einem befreundeten und feinsinnigen Beobachter\*) die Resignation erschien. Sie zu üben wird dem am leichtesten werden, der über der Kleinlichkeit der Einzelaufgaben nicht vergisst, von Zeit zu Zeit den Blick auf das Ganze zu richten. Dass Ihre Nachsicht mir heute die ehrenvolle Gelegenheit zu einem solchen kurzen Blicke gewährt hat, dafür bitte ich Sie den Ausdruck meines ergebensten Dankes freundlich entgegennehmen zu wollen. (Lebhafter Beifall.)

Präsident. Wünscht Jemand eine Bemerkung an den eben gehörten Vortrag anzuschliessen? — — Es ist nicht der Fall. Der Herr Vorredner hat aber schon genü-

---

\*) H. Taine, *Nouveaux Essais*<sup>2</sup> (Paris 1866) p. 363.



gend abnehmen können, dass ihm die Versammlung für seinen anregenden und belehrenden Vortrag nicht weniger Dank entgegenbringt, als er uns am Schlusse desselben ausgesprochen hat.

Darauf wird die Tagesordnung für die nächste allgemeine Sitzung nach den Vorschlägen des Präsidenten festgestellt und die Sitzung um 1 Uhr geschlossen.

### Dritte allgemeine Sitzung.

Mittwoch den 29. September Vormittags 10 Uhr 45 Min.

Der erste Präsident Gymnasialdirector Professor Kern eröffnet die Sitzung mit folgender Mittheilung:

M. H.! Ich habe vor der Tagesordnung zunächst die Ehre, die Antwort Seiner Majestät des Kaisers auf das gestern während des Festmahls an Allerhöchst Denselben abgesandte Telegramm mitzutheilen. (Die Versammlung erhebt sich.) Die Antwort Seiner Majestät lautet: „Der Versammlung in Stettin, die mich soeben telegraphisch so freundlich begrüsst, spreche ich meinen Dank hiermit auf das Aufrichtigste aus. Wilhelm.“

Alsdann macht der Präsident noch einige Mittheilungen über die Anmeldung zur Rückfahrt nach Berlin und zu den Fahrten nach Finkenwalde, Gotzlow und Swinemünde. Nachdem er noch einige Geschenke an die Philologen-Versammlung vorgelegt, geht er über zum ersten Gegenstand der Tagesordnung: Wahl des Ortes und des Präsidiums für die nächste Versammlung, und bittet Herrn Rector Professor Dr. Eckstein, den Bericht darüber zu erstatten.

Rector Professor Dr. Eckstein. Verehrte Herren! Erwarten Sie nicht, wenn ich diesen Platz besteige, dass ich eine lange Rede halten werde, denn sonst ist ja das nothwendig, wenn man sich hier herstellt; die Berichterstattung über den nächsten Ort ist ziemlich rasch abgewickelt. Das verehrte Präsidium der jetzigen Versammlung hat der Frage alle mögliche Aufmerksamkeit gewidmet und in dieser Beziehung ein so reichhaltiges Material beschafft, dass ich heute um so schneller zu einem Ziele kommen kann.

Wir haben ja immer die Aufgabe festgehalten, die verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes und auch Oesterreichs, das wir ja auch zu uns rechnen, zu berühren, um nach allen Orten die segensreichen Anregungen, welche unser Verein giebt, zu verbreiten. Jetzt sind wir einmal nach dem Norden gegangen, von einer Römerstadt nach einem modernen Handelsemporion, wie Stettin; nun müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf den Süden richten. Der Süden aber bietet ja so reiche Städte, die für uns geeignet wären, und doch bleibt schliesslich für die Auswahl nur eine geringe Zahl. Wiederholt ist ja in diesen Kreisen Strassburgs gedacht worden, der wiedergewonnenen Stadt deutscher Bildung, aber die Gelegenheit ist noch nicht geboten, dort auf eine geeignete Aufnahme zu rechnen. Unser verehrter College Jülg hat namentlich in Oesterreich, seinem engeren Vaterlande, mancherlei Bemühungen gehabt, um dortige Orte in Vorschlag zu bringen. Salzburg wäre ja verlockend, Czernowitz und Linz auch angenehm, vor allen Dingen Graz, die Pensionirten-Stadt, weniger Prag, wo das czechische Element mit dem deutschen noch immer in hartem Streite liegt. An die Mitte Deutschlands zu denken war ja auch eine Veranlassung, namentlich hatte mir Giessen vorgeschwebt, das



in der jüngsten Zeit durch ein Universitätshaus auch geeignete Locale erhalten hat, um die Versammlung aufzunehmen. Aber auch Giessen eignet sich nicht; und so ist uns schliesslich nichts übrig geblieben, als wieder in einen entfernten Winkel des Vaterlandes, aber in einen südlichen Winkel zu gehen, und zwar nach Karlsruhe. Das Grossherzogthum Baden hat schon zweimal unsere Versammlung aufgenommen; schon in ganz früher Zeit in Mannheim, *recenti memoria* in Heidelberg — unvergessliche Tage! Ich denke, Karlsruhe wird in gleicher Art uns mancherlei Schönes bieten und vor allen Dingen uns eine freundliche Aufnahme bereiten, und daher erlaube ich mir den Vorschlag, dass die folgende Versammlung in Karlsruhe, im badischen Lande, zusammentritt. Ich bitte den Herrn Präsidenten, diese Frage erst entscheiden zu lassen.

Präsident. Ich bitte die Herren, die hierüber das Wort ergreifen wollen, sich zu melden. — Wenn dies nicht geschieht, erkläre ich die Wahl von Karlsruhe als nächstem Versammlungsort für angenommen. — Das Wort hat Herr Rector Eckstein.

Rector Professor Eckstein. Das Präsidium macht noch weniger Schwierigkeiten. Wir haben ja die Freude, Herrn Ober-Schulrath Dr. Wendt in unserer Mitte zu sehen. Sie haben ihn gehört und gesehen. Das ist der geeignete Mann, unter dessen Leitung wir im nächsten Jahre tagen können. Darum schlage ich Herrn Ober-Schulrath Dr. Wendt als Präsidenten vor, zugleich mit der Ermächtigung, den zweiten Präsidenten nach seiner eigenen Wahl bestimmen zu wollen; es ist das kein novum, sondern wiederholt geschehen.

Präsident. Wünscht Jemand sich über die Wahl des Herrn Oberschulrath Wendt zu äussern? Wenn dies nicht der Fall ist, darf ich dieselbe als angenommen ansehen. — Das Wort hat Herr Ober-Schulrath Dr. Wendt.

Ober-Schulrath Dr. Wendt. M. H., ich erlaube mir gleich im Namen von Karlsruhe zu antworten. Schon vor geraumer Zeit kam die Frage, ob Karlsruhe die Versammlung aufnehmen könne. Es schien zweckmässig, gleich allerlei Erkundigungen daran zu knüpfen; denn das Jahr 1881 ist in mancher Hinsicht für die Philologen-Versammlung etwas weniger geeignet, als jedes andere, weil eine ganze Kette ähnlicher Lustbarkeiten, hervorgerufen durch verschiedene Dinge, die Ihnen hier aufzuzählen kaum ein Interesse hat, vorangehen wird. Trotzdem halte ich es nicht für angemessen, ohne Weiteres die an mich gerichtete Frage verneinend zu beantworten. Da ich nicht nur bei der vorgesetzten Behörde, dem Grossherzoglichen Ministerium, sofort die freundlichste Bereitwilligkeit fand, sondern da auch der Landesherr selbst sich sofort äusserte, er werde sich freuen, die Versammlung dort zu sehen und der Oberbürgermeister der Stadt meine Anfrage durchaus entgegenkommend beantwortete, so schrieb ich das gleich hierher, und darf Ihnen versichern, dass Sie freundlich der Gesinnung nach aufgenommen werden. Was Ihrer sonst da wartet, davon möchte ich nichts versprechen; mache ich grosse Aussichten, so wird die Wirklichkeit Ihre Erwartungen vielleicht täuschen; das möchte ich nicht. Meinerseits kann ich auch nur den guten Willen versichern, und nur von diesem Standpunkte aus erkläre ich mich auch zu der auf mich gefallenen Wahl bereit. (Lebhafter Beifall.)

Präsident. Ich danke im Namen der Versammlung Herrn Ober-Schulrath Dr. Wendt für die freundlichen, zusagenden Worte. — Wir gehen zum nächsten Punkte der Tagesordnung über, zu dem Vortrage des Herrn Director Dr. Schirlitz aus Neu-Stettin.

### Ueber die Darstellung der Nacht bei Homer.

Director Dr. Schirlitz. Eine Uebersicht der Darstellung, welche Homer von der Nacht giebt, wird vier Punkte berücksichtigen müssen: 1) die wesentlichen Merkmale der Nacht, welche die dichterische Betrachtung hervorkehrt, 2) die Dauer und den Verlauf derselben, 3) ihre Einwirkung auf das menschliche und, was hiermit zu verbinden ist, auf das Thierleben, 4) das Verhältniss derselben zur Götterwelt. Ich bezeichne diese vier Betrachtungen der Kürze wegen als ontologische, chronologische, anthropologische, mythologische, und bemerke, dass ich mich im Folgenden auf den ersten Theil der Untersuchung beschränken werde.

Die Merkmale der Nacht sind in den dichterischen Beiwörtern enthalten, die von den Erklärern gelegentlich erläutert, daneben aber auch und zwar meines Wissens zweimal zum Gegenstand einer zusammenhängenden wenn auch kurzen Behandlung gemacht worden sind, zuerst von Oertel in der comment. II und III de chronologia HomERICA (Mis. 1845, 1850), sodann von Alb. Schuster im Stader Gymnasialprogramm 1866. — Die Frage, welche hierbei zu erörtern ist, betrifft ebenso sehr die Bedeutung als die Gebrauchsweise dieser Beiwörter. Wie verschieden aber auch in letzterer Beziehung über die homerischen Epitheta überhaupt geurtheilt ist, indem die Einen sie aus der bestimmten Situation zu motivieren suchen, die Andern aber als einen fixirten dichterischen Schatz betrachten, dessen Verwendung namentlich auch durch das Bedürfniss des Metrums bedingt werde, darüber wird kein Zweifel bestehen, dass der tief eindringende und das Wesen der Dinge erfassende Blick des Dichters sich gerade auch in diesen Beiwörtern bewährt. Und so glaube ich denn einen Beleg für die hohe Einfachheit der homerischen Dichtung auch in der Wahl der Beiwörter der Nacht zu finden. Was der natürlich empfindende Mensch an der Nacht zunächst bemerkt und in seinem Bewusstsein festhält, ist ein Doppeltes, 1) ihre unaufhörliche, streng geregelte, von dem Willen des Menschen, aber auch von seinem Loose, der Vergänglichkeit, unabhängige Wiederkehr, 2) die Dunkelheit, welche mit ihr zeitlich und also auch begrifflich zusammenfällt. In jener Vorstellung stellt sich eine Einwirkung auf das Gemüth, in dieser eine sinnliche Wahrnehmung dar. Beide Beziehungen hat die homerische Dichtung aufgefasst und beide am häufigsten für die epithetische Bezeichnung der Nacht verwandt. Den in unaufhörlichem Wechsel sich vollziehenden Eintritt, die Unvergänglichkeit, welche an kein menschliches Thun gebunden und mit keinem menschlichen Maasse zu messen ist, spricht das in der Ilias und Odyssee je fünfmal wiederkehrende Epitheton ἀμφοῖν aus, wofür sich die kürzeren Formen ἀμφοῖ Il. XIV, 78 und ἄμφοτε Od. XI, 330 finden. Gegen die von Buttmann Lexil. I, 134 aufgestellte und auch von Curtius in der Etymologie gegebene Ableitung, wonach diese Worte auf die Wurzel μep zurückgehen und daher ihrer Bedeutung nach mit ἀθάνατος und ἀφθιτος zusammenfallen, sowie gegen die Identifikation der Formen ἀμφοῖος, ἄμφοτος, ἀμφοῖ dürfte gegenwärtig kein Bedenken bestehen, dagegen erfährt vñ ἀμφοῖν, ἄμφοτος, ἀμφοῖ auch jetzt noch bei den Erklärern eine verschiedene Deutung. Man versteht darunter entweder die göttliche, heilige Nacht und erläutert dies durch den Zusatz: 'wie Alles, was von den Göttern kommt', oder die ambrosische, d. h. wie Ambrosia erquickende Nacht, so früher Ameis und jetzt Autenrieth in Nägelsbachs Anm. zur Il., während Nägelsbach selbst sich für die erstere

entschieden hatte, Hentze aber zu Od. IV, 429 mit den Worten: 'die ambrosische, als göttliche Gabe zur Erquickung der ganzen Natur, hauptsächlich in Beziehung auf den Alles erquickenden Schlaf' der zweiten Erklärung den Vorzug giebt. Offenbar stimmt die von mir vorgeschlagene Erklärung, wonach νύξ ἀμβροσίη einfach als „unsterbliche, unvergängliche“ Nacht gefasst wird, mit der ersteren der gegenwärtig üblichen Erklärungen insoweit überein, als der Dichter bei beiden Auffassungen in der Nacht eine übermenschliche Potenz, einen göttlichen und also heiligen Vorgang erblickt, denn für die homerische Anschauung haftet die Göttlichkeit eben an der Unsterblichkeit und Unvergänglichkeit; der Unterschied beider Erklärungen aber besteht darin, dass dort nur eben die Unvergänglichkeit des Vorgangs überhaupt hervorgehoben, hier aber dieser Vorgang als ein Akt göttlichen Wirkens, als eine Manifestation irgendwelcher diesem Vorgang immanenten Gottheit bezeichnet wird. Dort wird bei dem Begriff des Unvergänglichen, Unsterblichen stehen geblieben, der freilich die Grundlage des Göttlichen ist, hier vom Begriff des Göttlichen, dem reicheren und tieferen Begriff ausgegangen, um zu dem einfacheren der Unvergänglichkeit zu gelangen. Die Griechen haben die elementaren Kräfte der Natur zu göttlichen Personen erhoben, die neben ihrer reich entwickelten Individualität auch in den regelmässigen Erscheinungen und Vorgängen jener walten und sich bethätigen. So ist Zeus als Gott des ätherischen Lichtes, als αἰθέρι ναίων auch der Gott des Jahresverlaufs; von ihm stammen die Jahre (Il. II, 134: ἐννέα δὴ βεβᾶσι Διὸς μεγάλου ἐνιαυτοί), er sendet die Tage (Od. XII, 399 ἀλλ' ὅτε δὴ ἑβδομον ἡμᾶρ ἐπὶ Ζεὺς θῆκε Κρονίων), von ihm stammen auch die Nächte nach der vereinzelt Stelle Od. XIV, 93 ὅσσαι γὰρ νύκτες τε καὶ ἡμέραι ἐκ Διὸς εἰσιν, aber er erscheint hier doch nur als Gott des Zeitenwechsels, nirgends wird gesagt, dass er oder sonst ein Gott es Nacht werden lässt. Und so glaube ich denn auch, dass dem Dichter bei νύξ ἀμβροσίη nicht die Vorstellung eines göttlichen Waltens oder Wirkens, sondern nur die allernächste Bedeutung „unsterblich, unvergänglich“ vorgeschwebt hat. Das Gefühl, welches sich in dieser Beziehung kundgiebt, bleibt darum doch ein tief religiöses, nämlich das Bewusstsein der menschlichen Endlichkeit, wie es sich Angesichts der zeitlichen Unendlichkeit der einfachsten Naturvorgänge in jedem wahr und lebhaft empfindenden Gemüthe erzeugt. Als Aeusserungen desselben aller Personifikation vorausliegenden, unmittelbar religiösen Gefühles betrachte ich ἱερὸν ἡμᾶρ, ἱερὸν κνέφας, διὰ ἄλς, χθών, αἰθήρ, ἡώς, wobei ἱερὸν ἡμᾶρ und κνέφας von der zeitlichen Unendlichkeit zu verstehen ist, während es fraglich ist, ob auch bei διὰ ἄλς und αἰθήρ das zeitlich oder aber bei αἰθήρ das räumlich und bei ἄλς das dynamisch Erhabene zum Ausdruck gelangt. Ich nehme also ἀμβροτός und das nur durch die Endung von ihm verschiedene ἀμβρόσιος als gleichbedeutend mit ἄφθιτος und dem wesentlich auf das Gebiet des Persönlichen beschränkten ἀθάνατος und möchte νύξ ἀμβροσίη nicht als „die von den Göttern stammende, d. h. eingesetzte, gelenkte, beherrschte“, sondern als die „unvergängliche, d. h. unaufhörlich sich wiederholende“ erklären, die als solche den Menschen in directer Weise mit der Scheu vor dem Uebermenschlichen, Unendlichen und Göttlichen erfüllt. — Doch mag man nun νύξ ἀμβροσίη als göttliche oder, wie ich will, als unvergängliche Nacht erklären, immer fragt sich, ob diese beiden Erklärungen, welche beide von dem Begriffe der Unsterblichkeit ausgehen und denselben nur in verschiedener Weise verwenden, nicht dem sonstigen homerischen Gebrauche der Adjectiva ἀμβροτός und ἀμβρόσιος widersprechen. Ist etwa in Gemässheit

dieses νύξ ἀμβροσίη als ambrosische, d. h. wie Ambrosia erquickende Nacht zu erklären? Ueberblickt man zunächst den Umfang, in welchem ἀμβρόσιος bei Homer erscheint, so führen es die Χαῖται des Zeus, die πλόκαμοι der Hera, der πέπλος der Kypris, der ἑάνος der Artemis und Hera, die πέδιλα des Hermes, das Oel, womit sich Hera salbt, das κάλλος, mit dem Kytherea sich wäscht, das εἶδός der Rosse des Ares, die κάπαι, an welche die Rosse der Hera und Athene von den Horen gebunden werden; in den Hymnen wird es mit ὄψ, ὀδμή, ὕδωρ Ἑρμοῦ verbunden, ausserdem ist es je fünfmal in Ilias und Odyssee Beiwort der Nacht, einmal Il. II, 19 des Schlafs; die Form ἀμβροτος erscheint in Verbindung mit θεός, αἶμα θεοῖο, ἵπποι Ἀχιλλέως (nach Nägelsbach wegen ihrer Abkunft von Boreas und der Harpyie Podarge so genannt), den εἵματα, mit welchen Phöbus den Sarpedon auf das Geheiss des Zeus bekleidet, den τεύχεα, ἃ οἱ θεοὶ Οὐρανίωνες πατρὶ φίλῳ ἔπορον, dem κρήδεμνον der Leukothea, dem ἱστός μέγας der Kirke, den δῶρα, also der Schönheit, welche Athene der Penelope verleiht, ausserdem in den Hymnen mit ἔλαιον, εἶδός und den βόες des Apollo, welche Hermes stiehlt. Schon Buttmann bemerkte, dass der Begriff der Ambrosia nicht in dem Worte, sondern nur in einzelnen Fällen in der Sache liege. Die Entwicklung der dichterischen Auffassung und der Wandel der Bedeutung verdient aber noch eine erläuternde Bemerkung. Wenn der Dichter die Gewänder, Geräthe, Waffen, Speisen, das Oel oder die leibliche Erscheinung der Götter als Haar, Blut, Locken, Stimme derselben mit dem Epitheton ἀμβρόσιος und ἀμβροτος bezeichnet, so rückt er diese Dinge mittelst jenes Prädikats in die Sphäre des Unsterblichen und Unvergänglichen hinein. Da nämlich die Göttlichkeit der homerischen Götter nur auf ihrer Unsterblichkeit beruht, und diese Unsterblichkeit sich überall mit der Leiblichkeit verträgt, so kam es für diesen Standpunkt um so mehr darauf an, die Unsterblichkeit für jeden Theil des göttlichen Körpers festzuhalten und auch auf dasjenige auszudehnen, was zu den Göttern nur in das äusserliche Verhältniss des leiblichen Gebrauchs und der fortgesetzten Consumtion tritt. Eine besondere und erhöhte stoffliche Qualität, sei es für sich, sei es in der Einwirkung auf Anderes, wird diesen Dingen hierdurch nicht beigelegt. Alles, was die Götter an und um sich haben, ist, wie sie selbst, unvergänglich, unsterblich und heisst als solches bald ἄφθιτον, wie die δώματα des Poseidon zu Aegae und der θρόνος, den Hera dem Schlafgott verspricht Il. XIV, 238, bald ἀμβροτον und ἀμβρόσιον. Andererseits aber leuchtet ein, dass die fortgesetzte Anwendung des Begriffs auf Unpersönliches, Leibliches, Materielles dazu führen konnte, das ἀμβρόσιον zunächst in eine Verfeinerung und Veredlung der Materie und also in eine veränderte Qualität derselben zu verlegen und von da aus in einem weiteren Schritte dasselbe als eine eigene neue Substanz zu betrachten, die fremde Stoffe zu durchdringen, zu läutern und namentlich auch zu erhalten vermöge. Man sieht, dass auch hier das ἄφθιτον vorliegt, nur dass es in den factitiven Sinn übergegangen ist. So gewöhnte sich die dichterische Anschauung daran, in das Ambrosische den Begriff Labsal und Erquickung zu legen und dasselbe als ein Medium oder Remedium der Stärkung, Verjüngung, Verschönerung zu betrachten. Es ist nicht nöthig, nach der Qualität dieser Substanz zu fragen, und ob dieselbe ihren verschiedenen Zwecken gemäss verändert zu denken sei. Wenn schon ἀμβροτα τεύχεα, εἵματα, ἀμβρόσια πέδιλα, ja, wie Buttmann will, selbst ἔλαιον ἀμβροτον als unsterblich zu fassen ist, so wird νύξ ἀμβροσίη gewiss in gleichem Sinne und nicht als „wie Ambrosia erquickend“ zu verstehen sein. Ich fasse die Gründe hier-



für in drei Punkten zusammen: 1) die substantiierte Ambrosia dürfte vielleicht am passendsten auf das substantivirte ἀμβροσίη beschränkt werden können, 2) auch wenn man die abgeleitete Bedeutung in einigen attributiven Bestimmungen zulässt, eignet sich dieselbe doch nur für den Begriff des Stofflichen, Materiellen, nicht aber für einen Naturvorgang oder einen zeitlichen Begriff wie die Nacht, 3) liegt das Moment der Erquickung nicht in der Nacht sondern im Schlaf. — Hieran aber schliesst sich am natürlichsten die Frage, ob die eben abgelehnte Erklärung nicht gerade dadurch gestützt wird, dass der Dichter einmal auch den Schlaf ambrosisch nennt, nämlich Il. II, 19, wo es von dem durch Zeus an Agamemnon geschickten Traum oder Traumgott heisst: τὸν δ' ἐκίχανεν εὐδόντ' ἐν κλισίῃ, περὶ δ' ἀμβρόσιος κέχυθ' ὕπνους. Buttmann nimmt nicht Anstand vῦξ ἀμβροσίη, ἀβροτή, ἀμβροτος als göttlich, heilig zu erklären und dabei die eben erwähnte Stelle für die einzige anzusehen, wo dies Wort, wie er sich ausdrückt, poetischer, nur nicht in jenem gemeinen Sinne gefasst ist. Er will darin die stärkende, heilsame Natur des Schlafes erblicken. Und in der That heisst der Schlaf bei Homer ja oft genug γλυκύς, γλυκερός, μελίφρων, μελιθής und ἡδύς. Anders Döderlein, der Gloss. II, 115 in diesem ambrosischen Schlaf einen übernatürlichen, von Zeus beförderten Schlaf sieht, offenbar im Widerspruch mit dem Vorausgehenden, wenn damit ein aussergewöhnlicher Schlaf in Bezug auf Zeit oder Intensität gemeint ist, denn der zweite Gesang beginnt mit der ausdrücklichen Versicherung ἄλλοι μὲν ῥα θεοὶ τε καὶ ἄνθρωποι ἵπποκορυτταὶ εὐδόν παννύχιοι, Δία δ' οὐκ ἔχε νήδυμος ὕπνους, wie denn auch der Traum den Agamemnon schlafend findet: τὸν δ' ἐκίχανεν εὐδόντ' ἐν κλισίῃ, περὶ δ' ἀμβρόσιος κέχυθ' ὕπνους. Einer Einwirkung aber auf die Intensität des Schlafes seitens des Zeus bedurfte es nicht, denn der Gott will den schlafenden Helden nur mit einem Traum täuschen (s. v. 5 ἦδε δέ οἱ κατὰ θυμὸν ἀρίστη φαίνεται βουλή, πέμπει ἐπ' Ἀτρεΐδῃ Ἀγαμέμνονι οὐλον ὄνειρον). Und wie hier nichts weiter erwähnt wird, so ist auch in der That nichts weiter geschehen. — Kann aber ὕπνους ἀμβρόσιος als göttlicher, d. h. von den Göttern gesandter Schlaf in dem Sinne gefasst werden, dass damit nicht, wie Döderlein will, etwas Aussergewöhnliches, sondern nur die Natur und bleibende Beschaffenheit des Schlafes überhaupt bezeichnet wird, also entsprechend der Nägelsbachschen Erklärung von vῦξ ἀμβροσίη? Ich glaube nicht, denn wo bei Homer der Schlaf als von einem Gotte gesandt bezeichnet wird, da ist die Situation stets von der Art, dass dieselbe als ein besonderes Labsal oder als besonderes Unglück erscheint, so sendet ihn Athene der Penelope Od. I, 363, XVI, 450, XIX, 603, XXI, 358 und Eurykleia vermuthet Od. XXII, 429, dass ein Gott zur entscheidenden Stunde die Penelope in Schlaf versenkt habe, während Hermes Il. XXIV, 445 die troischen Wachtposten und Athene Od. II, 395 die Freier einschläfert, den Odysseus aber die Götter in verhängnissvoller Stunde einschlafen lassen Od. XII, 338 (370). Von diesem direkten Eingreifen in das menschliche Leben ist aber die Anschauung gewiss verschieden, dass Zeus oder die Götter überhaupt den Schlaf den Menschen regelmässig senden, dies wird vom Dichter nicht gesagt und ist auch in ὕπνου δῶρον ἐλέσθαι nicht enthalten. So würde nur die singuläre von Buttmann gebilligte Bedeutung für die Verbindung ἀμβρόσιος ὕπνους übrig bleiben, wenn es nicht erlaubt wäre, jene Grundbedeutung der Unvergänglichkeit wie in der ambrosischen Nacht so auch im ambrosischen Schlaf zu finden. Wie die Nacht immer von Neuem eintritt, so auch der Schlaf; wie die Nacht immer dem Lichte des Tages, so folgt der Schlaf dem Wachen, die Nacht



stirbt und vergeht nicht, und ein Gleiches gilt vom Schlaf. Der Dichter spricht damit in einfacher Wahrheit den Zwang der Natur aus, der ihn mit einem Gefühle der Scheu wie vor einer höheren Macht erfüllt, ohne dass er deshalb den Schlaf selbst zu dieser höheren Macht gestaltete oder auf ein göttliches Wesen zielte, das darin walte und ihn für die Menschen eingesetzt habe. Er nennt ihn an anderen Stellen πανδαμάτωρ; der Unterschied beider Bezeichnungen ist nur der, dass er in ἀμβρόσιος ὕπνος das zeitlich, in πανδαμάτωρ ὕπνος das dynamisch Erhabene ausdrückt. Auch kann nicht auffallen, dass er ihn nur einmal ἀμβρόσιος nennt, denn auch das Beiwort πανδαμάτωρ findet sich nur zweimal gebraucht.

Ein zweites Merkmal der Nacht ist die Dunkelheit. Seiner Wichtigkeit entspricht die Häufigkeit seiner Verwendung. Ἀμβρόσιος findet sich zehnmal in Il. und Od., die kürzeren Formen ἄμβροτος und ἄβροτη je einmal gebraucht. Dagegen wird die Nacht einundzwanzig Mal nach ihrer Dunkelheit benannt, sie heisst zwölfmal μέλαινα, viermal ὀφθαίη (wovon drei Stellen in die Dolonie fallen), je zweimal ὀνοφερή und ἐρεβενή, ein Mal ἐρεμνή. Diese Ausdrücke treffen von verschiedenen Vorstellungen ausgehend in dem Begriffe der Dunkelheit als der Störung oder Aufhebung des Lichtes oder Lichtähnlichen zusammen. Μέλας, gleichen Stammes wie μολύνω, führt durch den Mittelbegriff des Unreinen, Schmutzigen auf die Bedeutung schwarz, ἐρεμνός und ἐρεβενός, sowie ὀφθαίος gewöhnlich mit ἐρέφω zusammengestellt fassen die Finsterniss als das Bedeckende, Verhüllende auf, während nach Göbel Lexil. ἐρεβενός, nicht aber ἐρεμνός zu Ἐρεβός, d. h. Einbiegung in die Tiefe, Höhlung gehört und dunkel insofern bedeuten soll, als sich dieser Begriff leicht an den Begriff „Höhle, Unterwelt“ anlehne; ὀνοφερός endlich, von Buttman im Lexil. auf νέφος zurückgeführt, würde das Dunkle als Dunstiges, Nebliches fassen, während es nach Curtius Etym. zur Wurzel skap mit der Bedeutung „bedecken“ gehört. — Dass der Dichter ein Bewusstsein dieser etymologischen Verschiedenheit gehabt, glaube ich nicht; es klangen ihm diese Benennungen nicht anders als uns die schwarze, finstere, dunkle Nacht. Zwar bietet die Dunkelheit für die dichterische Anschauung ein Doppeltes dar; nämlich als positives Moment, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, einen Eindruck auf das Auge, also eine Farbe oder ein Analogon derselben, das Schwarze, sodann die negative Bestimmung, die für unsere Sprache an den Worten finster oder dunkel haftet, dass in der Dunkelheit nichts zu unterscheiden und erkennen ist, wie denn in der That das Sehvermögen und die Finsterniss im umgekehrten Verhältniss zu- und abnehmen, und es liegt daher die Vermuthung nahe, dass, da in μέλας das erstere, in den übrigen epithetis das zweite Moment enthalten ist — denn das Verhüllende und Bedeckende bildet ja eben das Hinderniss der Sehtätigkeit — νύξ μέλαινα gesagt wird, wo die Nacht im Gegensatze zum Lichte des Tages gedacht wird, wie Il. VIII, 485—486 ἐν δ' ἔπερ' Ὠκεανῷ λαμπρὸν φάος ἡέλιος, ἔλκον νύκτα μέλαιναν ἐπὶ Ζεῖδωρον ἄρουραν, die übrigen Epitheta aber da ihre Stelle fänden, wo es sich um Hemmung des Gesichts und der davon abhängigen Bewegung und Thätigkeit handle. Diese Vermuthung wird jedoch durch die betreffenden Stellen nicht bestätigt. Nur soviel darf behauptet werden, dass μέλας, wie es am häufigsten wiederkehrt, auch nur die Dunkelheit der Nacht als allgemeine Eigenschaft derselben bezeichnet und nicht gerade da gebraucht wird, wo ein besonderer Grad der Finsterniss hervorgehoben werden soll. Inwieweit aber überhaupt die Beiwörter, welche die Nacht bei

Homer als dunkle führt, der Situation entsprechend gewählt sind, wird im Folgenden zu sagen sein.

Wie 1) in ἀμβροσίη und seinen Nebenformen, 2) in der Gruppe der Beiwörter, welche im Begriffe der Dunkelheit zusammentreffen, so sehe ich 3) und letztens eine wesentliche Eigenschaft der Nacht in νύξ θοή. Das Adjectiv kehrt in der Ilias sechsmal wieder, in der Odyssee ist es ein Mal gebraucht. Wenn ἀμβρόσιος eine Einwirkung auf das Gemüth, μέλας aber und die verwandten Beiwörter eine sinnliche Wahrnehmung aussprechen, so dürfte in θοή die Sinneswahrnehmung und die Einwirkung auf das Gemüth vereint zum Ausdruck kommen. Die vielen Deutungen, welche gerade dieses Beiwort erfahren hat, können um so eher übergangen werden, als auch die gegenwärtig herrschende Erklärung, wonach wir unter νύξ θοή die schnelle Nacht zu verstehen haben, noch immer einer verschiedenen Auslegung fähig ist. Die Verschiedenheit der Auffassung trifft zunächst die Ursache der Schnelligkeit. Buttmann versteht sich Lex. II, 67 zu der Bedeutung „schnell“ mit der Bemerkung, dass ja nichts gewöhnlicher als die Rede sei, dass einen Arbeitenden, einen Wanderer die Nacht überrascht habe, während vom Tage dasselbe nur in sehr bestimmten Fällen vorkomme, die noch dazu nicht gern gestanden würden. Und in Uebereinstimmung hiermit heisst es bei Faesi-Kayser Od. XII, 284 „die rasche, jähe, insofern sie schnell, ehe man sich dessen versieht und es wünscht, hereinbricht“. Hier wird also zum Massstab der Schnelligkeit des Eintritts der Nacht das Wünschen und Erwarten der Menschen gemacht, wie es aus den Aufgaben und Zielen des Lebens entsteht. Die Nacht heisst „schnell“ im Sinne der menschlichen Subjectivität, die überall dieselbe ist. Wenn sich dagegen andere, z. B. Düntzer und Ameis unter Berufung auf den formelhaften Vers: δύνετο τ' ἥλιος κτιόωντό τε πᾶσαι ἄγυιαί, auf den in den südlichen Breiten geringen Umfang der Dämmerung und den abrupten Uebergang aus der Tageshelle in das nächtliche Dunkel beziehen, so ist hier νύξ θοή im objectiven Sinne erklärt, der zugleich nur für die Heimat des Dichters volle Wahrheit hat. Aber auch von Seiten der Folge wird die Schnelligkeit der Nacht verschieden aufgefasst. Man sieht entweder darin nur eine dem aufmerksamen Auge des Dichters wohlanstehende Naturbeobachtung, die den Menschen höchstens daran erinnert, sein Tagewerk mit Sonnenuntergang zu schliessen, oder man findet, wie schon Buttmann im Lexil. in dem jähen Einbrechen der Nacht, die Vorstellung des Feindlichen, Furchtbaren, Grauensvollen, also nicht eine physische sondern eine ethische Bedeutung, und diese sucht Schuster in der erwähnten Schrift für alle einzelnen Stellen nachzuweisen. Ich gestehe, dass mir durch den in der Heimat des Dichters besonders schnellen Uebergang des Tages in das Dunkel der Nacht das Beiwort θοή in passender Weise motiviert erscheint, aber ich möchte doch die Vermuthung nicht unausgesprochen lassen, dass Homer bei νύξ θοή nicht an den unvermittelten Eintritt der Nacht, sondern an die schnelle Verbreitung des Dunkels über die Erde hin, also nicht an die zeitliche, sondern an die räumliche Schnelligkeit der Nacht denke. Wenn die Nacht erscheint, so ist sie hier, dort und wohin das Auge reicht. Nirgends kann man sie überholen, nirgends ihr entgehen. In diesem Sinne gilt natürlich νύξ θοή gleicherweise für unsere Gegend wie für die Heimat der homerischen Poesie, aber es bleibt darum doch wahrscheinlich, dass sich jene Wahrnehmung von der schnellen Verbreitung des Dunkels über die Erde der dichterischen Vorstellung am leichtesten da aufdrängte, wo nicht vermittelt durch die Dämmerung mit dem Untergang der

Sonne sich sogleich die volle Nacht einstellt. Lässt sich auch die schnelle Verbreitung von dem Lichte des Tages mit gleichem Fuge wie von dem Dunkel der Nacht aussagen, so ist es doch natürlich, dass der Dichter dieselbe gerade an der Nacht hervorhebt, denn diese setzt, indem sie den Menschen überall umfängt, der menschlichen Thätigkeit ein Ziel, dem er sich nirgends, auch nicht durch Bewegung und Veränderung des Ortes entziehen kann. Eben darum aber glaube ich, dass in νύξ θοή nicht nur eine Wahrnehmung, sondern auch eine Einwirkung auf das Gemüth enthalten ist. Die Nacht, welche Alles schnell in Finsterniss hüllt, hemmt ihn in seinem Thun und erweckt in ihm das Gefühl der Gebundenheit und Abhängigkeit. Dass aber der Dichter mit θοή die Nacht als die grauen- und furchterregende habe bezeichnen wollen, glaube ich nicht, denn dieser Begriff liegt nicht in dem Worte, mögen wir in der Erklärung „der schnell herabsinkenden“ oder der „schnell über die Erde sich verbreitenden“ Nacht den Vorzug geben. — Die besonders häufige Verbindung διὰ νύκτα hat an einigen Stellen zeitlichen, weit häufiger aber räumlichen Sinn, wie bereits Nägelsbach zu Il. II, 57 erklärt. So ist von den sechs Stellen, in welchen sich νύκτα δι' ἀμβροσίην oder ἀμβροσίην διὰ νύκτα findet, nur eine einzige, nämlich Od. XV, 8 Τηλέμαχον δ' οὐχ ὕπνος ἔχε γλυκὺς, ἀλλ' ἐνὶ θυμῷ νύκτα δι' ἀμβροσίην μελεδήματα πατρὸς ἔγειρεν in zeitlichem Sinne zu verstehen, alle anderen im räumlichen; ebenso steht räumlich gedacht das je viermal sich findende νύκτα δι' ὀρφναίην und θοήν διὰ νύκτα μέλαιναν, endlich Od. XV, 50 Τηλέμαχ', οὕτως ἔστιν ἐπειγομένους περ ὁδοῖο νύκτα διὰ δνοφερήν ἐλάαν. Ist aber hier überall die Nacht, wie Nägelsbach sagt, als ein Gebiet gedacht, durch welches die Bewegung hindurchgeht, möge diese nun eine leibliche oder ein Durchdringen der Sinne durch das Gebiet der Nacht sein, so sehen wir daran, wie geläufig dem Dichter die Vorstellung ist, sich die Dunkelheit der Nacht als raumerfüllend zu denken, und werden uns darum vielleicht eher mit dem Gedanken befreunden, in der νύξ θοή die schnell sich verbreitende, Alles schnell mit Dunkel verhüllende und erfüllende Nacht zu erblicken.

Ich bemerkte bereits, dass ich die wesentlichen Merkmale, welche die Nacht bei Homer führt, auf ἀμβροσίη, μέλαινα mit seinen Synonyma und θοή beschränke. Es bleibt mir, ehe ich über die Gebrauchsweise dieser Beiwörter das Nöthige bemerke, noch übrig den Beweis für diese Behauptung durch die Betrachtung der entscheidenden Stellen zu führen. Je drei Mal findet sich als Beiwort der Nacht ὅλοη und κακή gebraucht, jenes zweimal in der Ilias und einmal in der Odyssee, dieses umgekehrt einmal in der Ilias und zweimal in der Odyssee. Dazu tritt das einmal in der Odyssee sich findende δυσκηδής. Ich kann in keinem derselben ein wesentliches Merkmal der Nacht erkennen. Wenn wir in der Beschreibung des Kampfes um Sarpedons Leiche Il. XVI, 567 lesen Ζεὺς δ' ἐπὶ νύκτ' ὅλοην τάνυσσε κρατερῇ ὑμίνῃ, so handelt es sich hier selbstverständlich nicht um die Nacht, als den zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang liegenden Zeitabschnitt, sondern um eine am Tage durch den Gott bewirkte nachtähnliche Finsterniss, die nicht nur verderblich war, sondern es auch sein sollte, wie der Dichter im folgenden Verse ausdrücklich erklärt: ὄφρα φίλῳ περὶ παίδι μάχης ὅλοος πόνος εἴη. Düntzer hält beide Verse für das Werk eines Rhapsoden, da die Dunkelheit weder den Kampf bewirke noch ihn verderblich mache, eins von beiden aber V. 567 und 568 besagen müsse. Das Erstere ist allerdings nicht, das Letztere aber doch gewiss der Fall, denn mit der Dunkelheit, die den weiten Ausblick und die Möglichkeit sich zu schützen

benimmt, wächst die Gefahr, mit dieser aber die Verderblichkeit des Kampfes. In der 2. Stelle Il. XXII, 100ff.: Πουλυδάμας μοι πρῶτον ἐλεγχείην ἀναθήσει, ὅς μ' ἐκέλευε Τρωϊ ποτὶ πτόλιν ἡγήσασθαι νύχθ' ὑπο τήνδ' ὀλοήν, ὅτε τ' ὤρετο δῖος Ἀχιλλεύς, ist natürlich die wirkliche Nacht zu verstehen, nämlich die, welche Hectors Todestage voranging. Sie nennt Hector ὀλοή nicht sowohl weil sich Achilles kurz vor ihrem Anbruch zur Rettung der Leiche des Patroklos erhoben, sondern weil er selbst, nachdem dies geschehen, gegen Polydamas' Rath mit den Troern während der Nacht sich nicht in die Stadt zurückgezogen hatte und durch diese nächtliche Kühnheit nunmehr zum Kampfe mit Achilles gezwungen war. Wenn es endlich Od. XI, 14ff. von den Wohnsitzen der Kimmerier heisst: ἐνθα δὲ Κιμμερίων ἀνδρῶν δῆμός τε πόλις τε ἡέρι καὶ νεφέλῃ κεκαλυμμένοι· οὐδὲ ποτ' αὐτοὺς Ἥλιος φαέθων καταδέσκειται ἀκτίνεσσιν, οὐθ' ὅποι' ἂν στείχῃσι πρὸς οὐρανὸν ἀστερόεντα, οὐθ' ὅτ' ἂν ἄψ ἐπὶ γαῖαν ἀπ' οὐρανόθεν προτράπηται, ἀλλ' ἐπὶ νύξ ὀλοή τέταται δειλοῖσι βροτοῖσιν, so erklärt sich die Wahl des Beiworts hier aus der singulären Lage des mythischen Volkes der Kimmerier, die sich der Dichter von unablässiger Nebelnacht umgeben denkt, welche die Sonne nicht zu durchdringen vermag. Eher liesse sich die dem Dichter bekannte klimatische Wirkung der Nacht, das Sinken der Temperatur und die Verstärkung des Sturmes als eine bleibende Eigenschaft derselben betrachten. Eurylochos hebt, als er den Odysseus bewegen will, auf Thrinakie zu bleiben, Od. XII, 286 das letztere Moment mit den Worten hervor: ἐκ νυκτῶν δ' ἄνεμοι χαλεποὶ, δηλήματα νηῶν; aber an beiden Stellen, an welchen νύξ im klimatischen Sinne κακὴ heisst, gerade so wie bei uns böse, nämlich Od. XIV, 457 νύξ δ' ἄρ' ἐπῆλθε κακὴ σκοτομήνιος, ὅς δ' ἄρα Ζεὺς πάννυχος, αὐτὰρ ἄη Ζέφυρος μέγας, αἰὲν ἔφυδρος, wo eine Sturm- und Regennacht, sowie Od. XIV, 475 νύξ δ' ἄρ' ἐπῆλθε κακὴ Βορέας πεσόντος πηγυλῖς· αὐτὰρ ὕπερθε χιῶν γένετ' ἦϊτε πάχνη, ψυχρὴ, wo eine Schnee- und Frostnacht zu verstehen ist, an diesen beiden Stellen ist es doch eben eine bestimmte Nacht, welche der Dichter zeichnet, dort die Nacht, welche Odysseus bei Eumaios verbringt, hier die, welche Odysseus unter seiner und des Menelaos Leitung als selbstdritter Führer vor Troja im Hinterhalt verbracht zu haben erdichtet. Auch die dritte Stelle, an welcher sich νύξ κακὴ findet, Il. X, 187 ὡς τῶν νήδυμος ὕπνος ἀπὸ βλεφάρων ὀλώλει νύκτα φυλασσομένοις κακὴν scheint von den Erklärern in gleichem Sinne gefasst zu werden, wenigstens erklärt Faesi die „üble unfreundliche Nacht hindurch“ unter Berufung auf Od. ξ, 457. Vielleicht aber besteht an dieser Stelle die Unannehmlichkeit nur eben im Wachen selbst. Dafür spricht wenigstens der vorausgehende Vergleich ὡς δὲ κύνας περὶ μῆλα δυσωρήσῃσι.... πολὺς δ' ὀρυγμαδὸς δ' ἐπ' αὐτῷ (θηρί) ἀνδρῶν ἡδὲ κυνῶν, ἀπὸ τέ σφίσις ὕπνος ὀλῶλε, ὡς...κακὴν. Ebenso singulär ist des Odysseus Lage Od. V, 466, wenn er nicht weiss, wo er δυσκηδέα νύκτα, die sorgenvolle, traurige Nacht verbringen soll, ob am Fluss, ἐν ποταμῷ, wo er fürchtet, dass ihm Morgenfrost und Thau schade, denn αὔρη δ' ἐκ ποταμοῦ ψυχρὴ πνέει ἡῶθι πρό, oder im Walde, wo er in Schlaf versunken ein ἔλωρ der wilden Thiere zu werden fürchtet. So ist der Grund für die Adjectiva ὀλοός und κακός entweder in der bösen Witterung oder in der gefahrvollen oder wenigstens lästigen und unbequemen Lage des Einzelnen zu suchen, wie es sich denn dabei nur um eine vorübergehende Situation und einzelne Nächte, nicht aber um einen allgemeinen Charakterzug der Nacht handelt, als ob dieselbe etwa eine kakodämonische, den Menschen furchtbare Macht sei. In gleicher Weise ist natürlich auch νύξ σκοτομήνιος von einer einzelnen, bestimmten Nacht zu verstehen.



Zweimal wird endlich die Länge herbstlicher Nächte erwähnt: Od. XI, 373, wo Alkinoos den Odysseus zu weiteren Mittheilungen mit den Worten bestimmen will: νύξ δ' ἤδε μάλα μακρὴ ἀθέσφατος und Od. XV, 392—394, wo Eumaios, ehe er den Bericht über seine Lebensschicksale beginnt, auf die Länge der Nächte mit den Worten hinweist: αἶδε δὲ νύκτες ἀθέσφατοι· ἔστι μὲν εὐδριν, ἔστι δὲ τερπομένοισιν ἀκούειν. Ein wesentliches Merkmal würde in ἀθέσφατος selbst dann nicht liegen, wenn man es mit Göbel Lexil. im Sinne von fatalis oder als Euphemismus für ὀλοός verstünde, denn immer wird doch nur an die längeren, herbstlichen Nächte gedacht werden können.

Nächst der Bedeutung verdient die Gebrauchssphäre der erwähnten Beiwörter eine Erörterung. Es fragt sich, ob Homer die Epitheta ἀμβροσίη, θοή, μέλαινα u. s. w. mit Rücksicht auf die bestimmte Situation, oder, insofern es sich eben um essentielle also constante Bestimmungen handelt, so gebraucht, dass dieselben in den einzelnen Stellen des epischen Berichts keine Motivierung haben. Die Frage kehrt für die übrigen stabilen Beiwörter wieder und darf, wie ich glaube, überhaupt nicht auf die Form eines Entweder — Oder gestellt werden, denn so leicht es in unzähligen Fällen ist, die Wahl des Adjectivs aus der Situation zu motivieren, so wenig möchte es für jeden Fall gelingen, und zwar nicht bloss wegen der Situation, sondern namentlich auch wegen der Epitheta, die in ihrer Allgemeinheit für einen ausgedehnten Gebrauch geeignet sind und in der Kraft und Frische, die ihnen für sich genommen einwohnt, uns immer als echte Poesie erquicken. Ich möchte mich daher mit folgenden Sätzen begnügen. I) Die Adjectiva, welche die Dunkelheit der Nacht ausdrücken, entsprechen durchgehends der Situation, so ἐρεβεννός Il. VIII, 487 Τρωσὶν μὲν ῥ' ἀέκουσιν ἔδυ φάος, αὐτὰρ Ἀχαιοὶς ἀσπασίη τρίλιχτος ἐπήλυθε νύξ ἐρεβεννή, denn das Dunkel der Nacht macht eben dem Kampfe ein den Achäern ersehntes Ende, und Il. IX, 474 ἀλλ' ὅτε δὴ δεκάτῃ μοι ἐπήλυθε νύξ ἐρεβεννή, denn das Dunkel der Nacht unterstützt die Flucht des Phoenix aus dem väterlichen Hause; ferner ἐρεμνός Od. XI, 606 ὁ δ' ἐρεμνὴ νυκτὶ ἑοικώς γυμνὸν τόξον ἔχων... αἰεὶ βαλέοντι ἑοικώς, denn das Finstere bildet das tertium comparationis; δνοφερός Od. XIII, 269 νύξ δὲ μάλα δνοφερὴ κάτεχ' οὐρανόν, wo es um der aus dem Hinterhalt vollbrachten That willen dem Dichter auf die Darstellung einer besonders finsternen Nacht ankommt und Od. XV, 49—50 Τηλέμαχ', οὕτως ἔστιν ἐπειγομένους περ ὁδοῖο νύκτα διὰ δνοφερὴν ἐλάαν· τάχα δ' ἔσσειται ἡώς, wo die letzten Worte nur einen scheinbaren Widerspruch enthalten, da Abwehrende, wie Hentze richtig bemerkt, stark zu reden pflegen; das Adj. ὀρφναῖος Il. X, 82 τίς δ' οὗτος κατὰ νῆας ἀνὰ στρατὸν ἔρχεαι οἷος νύκτα δι' ὀρφναίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι und ähnlich 386 πῇ δ' οὕτως ἐπὶ νῆας ἀπὸ στρατοῦ ἔρχεαι οἷος νύκτα δι' ὀρφναίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι, beide Male zur Motivierung der Frage, doch in verschiedenem Sinne, dort weil in der dunkeln Nacht Niemand etwas im Lager besorgen und ausrichten kann, hier weil ein solcher Gang in das feindliche Lager gefahrvoll ist, worauf auch das dabeistehende οἷος hinweist; noch deutlicher ist ὀρφναῖος motiviert Il. X, 275 τοὶ δ' οὐκ ἴδον ὀφθαλμοῖσιν (ἐρωδιόν) νύκτα δι' ὀρφναίην, ἀλλὰ κλάξαντος ἄκουσαν und Od. IX, 143 καὶ τίς θεὸς ἡγεμόνευεν νύκτα δι' ὀρφναίην, οὐδὲ προῦφαίνεται ἰδέσθαι· ἀπὸ γὰρ παρὰ νηυσὶ βαθεῖ' ἦν, οὐδὲ κελήνῃ οὐρανόθεν προῦφαινε· κατείχετο δὲ νεφέεσσι; μέλας endlich erklärt sich leicht genug durch den Gegensatz zum untergehenden hellen Sonnenlicht Il. VIII, 485: ἐν δ' ἔπερ' Ὠκεανῷ λαμπρὸν φάος ἡλείοιο, ἔλκον νύκτα μέλαιναν ἐπὶ Ζεῖδωρον ἄρουραν, enthält in dem formelhaften Vers ἀλλ' ἦτοι



νῦν μὲν πειθώμεθα νυκτὶ μελαίνῃ δόρπα τ' ἐφοπλιζόμεσθα einen Hinweis auf die durch die dunkle Nacht gegebene Nothwendigkeit von den Geschäften zu ruhen, z. B. von der Schiffahrt Od. XII, 291, resp. zu thun, was sie verlangt, wie z. B. Holz für die Wachfeuer zu sammeln, so Il. VIII, 502 und Wachen aufzustellen Il. IX, 65, weist ferner absichtsvoll auf die Art der wilden Thiere hin, welche im Dunkel der Nacht ausziehen Il. X, 297 βὰν ῥ' ἔμεν ὥστε λέοντε δῶν διὰ νύκτα μέλαιναν und Il. XV, 323 ff. οἱ δ', ὥστ' ἢ ἐβοῶν ἀγέλην ἢ πῶϋ μέγ' οἴων θῆρε δῶν κλονέωσι μελαίνης νυκτὸς ἀμολγῶ, steht sehr passend bei Erwähnung des Zeichens, was Odysseus nach der Ermordung des Dolon im Gebüsch macht Il. X, 468: μὴ λάθοι αὐτίς ἰόντε θοὴν διὰ νύκτα μέλαιναν, während es v. 394 in Dolons Munde (ἠνώγει δέ μ' ἰόντα θοὴν διὰ νύκτα μέλαιναν ἀνδρῶν δυσμενέων χρεδὸν ἐλθέμεν) wohl zur Hervorhebung des gefährvollen Auftrags dient, Il. XXIV, 366 und 653 τῶν εἴ τίς σε ἴδοιτο θοὴν διὰ νύκτα μέλαιναν den Priamus daran erinnern soll, dass er früher gesehen werden möchte, ehe er sich schützen kann, endlich Od. VII, 253 und XIV, 314 ἐννήμαρ φερόμην· δεκάτῃ δέ με νυκτὶ μελαίνῃ νῆσcon ἐς Ὀγυγίην πέλασαν θεοὶ und γαίῃ Θεσπρωτῶν πέλασεν μέγα κύμα κυλίνδον den Eindruck der hilflosen Lage zu verstärken bestimmt ist. — Lehrt also ein Ueberblick der erwähnten Stellen, dass die Adjectiva der Dunkelheit überall der Situation entsprechend gewählt sind, so zeigt sich doch 1) dass die Eigenschaft entweder im speciellen oder im generellen Sinne zu verstehen ist, d. h. dass es sich entweder um eine besonders finstere Nacht oder um die Finsterniss der Nacht überhaupt handelt, 2) dass das Beiwort im ersteren Falle selbstverständlich unentbehrlich ist, im zweiten aber zwar durchgehends aus der Situation motiviert, aber auch mit einem anderen vertauscht werden kann. Für die letztere Behauptung genügt es zu vergleichen Il. XXIV, 362 πῆ, πάτερ, ὦδ' ἵππους τε καὶ ἡμιόνους ἰθύνεις νύκτα δι' ἀμβροσίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι mit Il. X, 385 πῆ δ' οὕτως ἐπὶ νῆας ἀπὸ στρατοῦ ἔρχεται οἷος νύκτα δι' ὀρφναίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι, denn nicht dass Priamus sich nicht Ruhe gönne, sondern dass er sich in die gefährvolle Dunkelheit der Nacht hinauswage, hält Hermes ihm vor, wie aus den folgenden Worten sich deutlich ergibt: οὐδὲ κύγ' ἔδδεις ἀνέμενα πνεύοντας Ἀχαιοὺς, οἳ τοι δυσμενέες καὶ ἀνάρσιοι ἐγγὺς ἔσιν; und ebenso vergleiche man Il. X, 82 ff. τίς δ' οὗτος κατὰ νῆας ἀνὰ στρατὸν ἔρχεται οἷος νύκτα δι' ὀρφναίην, ὅτε θ' εὐδουσιν βροτοὶ ἄλλοι mit X, 141 τίφθ' οὕτω κατὰ νῆας ἀνὰ στρατὸν οἷοι ἀλάσθε νύκτα δι' ἀμβροσίην, ὃ τι δὴ χρεῖω τόσον ἔκει. Gewiss ist das Epitheton an erster Stelle motiviert, aber sollte nach Il. XXIV, 361 nicht ἀμβροσίην erwartet werden? Und umgekehrt erweckt zwar Il. X, 141 ἀμβροσίην nicht das leiseste Bedenken, gleichwohl würde ὀρφναίην für die Situation durchaus angemessen sein; denn die Dunkelheit der Nacht, welche alle Geschäfte des Tages verhindert, lässt ja eben das Herumschweifen im Lager auffallend erscheinen. — II) In Bezug auf ἀμβρόσιος ist zu bemerken, dass Homer dies Epitheton oft da verwendet, wo mit Erwähnung der Nacht der Schlaf entweder verbunden ist oder doch leicht ergänzt werden kann. Diese Behauptung ist zuerst von Oertel in der comment. III de chronol. Hom. p. 20 aufgestellt und von neueren Erklärern gebilligt worden. Den Grund dieser Erscheinung findet Oertel ebenfalls mit Zustimmung neuerer Exegeten in der nach Art der Ambrosia stärkenden Natur des Schlafes. Ich eigne mir die Beobachtung selbst, jedoch mit der Beschränkung an, dass dieselbe mit Ausschliesslichkeit nur für die Odyssee und keineswegs für die Ilias gilt, dagegen vermag ich nach dem früher Gesagten die Begründung derselben nicht

zu verstehen. In der Odyssee wird allerdings durchgehends des Schlafes gedacht, so in den fast gleichlautenden Versen Od. IV, 428ff. und 573ff. αὐτὰρ ἐπεὶ ῥ' ἐπὶ νῆα κατήλυθον (κατήλθομεν) ἥδ' ἑτάλασαν, δόρπον θ' ὀπλιζάμεσθ', ἐπὶ τ' ἤλυθεν ἀμβροσίη νύξ· δὴ τότε κοιμήθημεν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης, ebenso Od. VII, 283 ἐκ δ' ἔπεσον θυμηγερέων, ἐπὶ δ' ἀμβροσίη νύξ ἤλυθ'· ἐγὼ δ' ἀπάνευθε διππετέος ποταμοῖο ἐκβὰς ἐν θάμνοισι κατέδραθον, ἀμφὶ δὲ φύλλα ἡφυσάμην· ὕπνον δὲ θεὸς κατ' ἀπείρονα χεῖεν, Od. IX, 404 τίπτε τόσον, Πολύφημ', ἀρήμενος ὦδ' ἐβοήσας νύκτα δι' ἀμβροσίην, καὶ αὖπνους ἄμμε τίθησθα; Od. XI, 328ff. πάσας δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι οὐδ' ὀνομήνω, ὅσσας ἡρώων ἀλόχους ἴδον ἥδ' ἐθύγατρας· πρὶν γάρ κεν καὶ νύξ φθίτ' ἀμβροτος· ἀλλὰ καὶ ὥρῃ εὐδῆν und XV, 8 Τηλέμαχον δ' οὐχ ὕπνος ἔχε γλυκὺς, ἀλλ' ἐνὶ θυμῷ νύκτα δι' ἀμβροσίην μελεδήματα πατρὸς ἔχειεν. Anders in der Ilias: Wenn hier auch II, 56ff. κλύτε φίλοι· θεῖός μοι ἐνύπνιον ἦλθεν Ὀνειρος ἀμβροσίην διὰ νύκτα zu Ὀνειρος ἐνύπνιον hinzugefügt ist und zwar, wie Passow bemerkt, zur Unterscheidung des träumenden oder schlafenden Helden von Ὀνειρος der bedeutungsvollen Erscheinung, die ihm in diesem Zustande kommt, so ist doch an anderer Stelle des Schlafes weder ausdrücklich gedacht noch eine Veranlassung vorhanden, denselben in Gedanken zu ergänzen. So Il. X, 39 δεῖδω μὴ οὔτις τοι ὑπόσχηται τόδε ἔργον, ἄνδρας δυσμενέας σκοπιάζμεν οἷος ἐπελθὼν νύκτα δι' ἀμβροσίην· μάλα τις θρακυκάρδιος ἔσται, wo Menelaos nicht deswegen fürchten kann, dass Niemand bereit sein wird, als ἐπίσκοπος in das troische Lager zu gehen, weil es Zeit des Schlafes ist. In Odysseus Frage Il. X, 141 τίφθ' οὕτω κατὰ νῆας ἀνὰ στρατὸν οἷοι ἀλᾶσθε νύκτα δι' ἀμβροσίην, ὃ τι δὴ χρεῖώ τόσον ἵκει; kann zwar freilich νύκτα δι' ἀμβροσίην verstanden werden als „in der Nacht, wo Alle schlafen“, Niemand aber würde an ὀρφναίην Anstoss nehmen, da, wie ich schon sagte, durch die alle Geschäfte hindernde Dunkelheit das nächtliche Wandern im Lager ebenso unerklärlich wird als durch das Bedürfniss des Schlafes. Und dies lässt sich aus dem Dichter selbst durch die ganz ähnliche Frage Nestors Il. X, 83 belegen: τίς δ' οὔτος κατὰ νῆας ἀνὰ στρατὸν ἔρχεται οἷος νύκτα δι' ὀρφναίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι; woraus zugleich zu ersehen ist, dass in den beiden vorhergehenden Stellen das οἷος nicht nöthigt an den Schlaf zu denken, als wenn etwa gemeint wäre: „du allein, da alle Menschen schlafen“, denn auch hier findet sich οἷος gebraucht. Und wie an letzterwähnter Stelle nach Oertels Beobachtung wegen des Zusatzes „ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι“ ἀμβροσίη zu erwarten wäre, ebenso auch Il. X, 386 πῇ δ' οὕτως ἐπὶ νῆας ἀπὸ στρατοῦ ἔρχεται οἷος νύκτα δι' ὀρφναίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι; wie thatsächlich in der bereits erwähnten Stelle Il. XXIV, 361 enthalten ist (πῇ, πάτερ, ὦδ' ἵππους τε καὶ ἡμιόνους ἰθύνεις νύκτα δι' ἀμβροσίην, ὅτε θ' εὐδουσι βροτοὶ ἄλλοι). Ebensowenig kann ohne Zwang an den Schlaf gedacht werden in dem Fluchtvorschlage Agamemnons Il. XIV, 77ff. ὕψι δ' ἐπ' εὐνῶν ὀρμίσσομεν, εἰσέκεν ἔλθῃ νύξ ἀβρότη, ἣν καὶ τῇ ἀπόσχονται πολέμοιο Τρῶες und in der ähnlichen Stelle Il. XVIII, 267 νῦν μὲν νύξ ἀπέπαυσε ποδώκεα Πηλεΐωνα ἀμβροσίη· εἰ δ' ἄμμε κινήσεται ἐνθάδ' ἐόντας... εὐ νύ τις αὐτὸν γινώσεται, denn die Nacht hält dort die Troer und hier den Achilles vom Kampfe ab, nicht wegen des Bedürfnisses zu schlafen, sondern wegen der Dunkelheit, was wiederum aus dem Dichter sich belegen lässt; denn Il. VIII, 487 heisst es Τρῳεὶν μὲν ῥ' ἀέκουσιν ἔδω φάος· αὐτὰρ Ἀχαιοὶς ἀσπασίη τρίλιχτος ἐπήλυθε νύξ ἐρεβεννή. Die Nacht machte um der Dunkelheit willen dem Kampfe ein Ende. Warum sagte nun hier nicht der Dichter ἐπήλυθεν ἀμβροσίη νύξ, oder vielmehr warum lesen wir nicht Il. XIV, 77 ὕψι

δ' ἐπ' εὐνάων ὀρμίσσομεν, εἰκόκεν ἔλθῃ νύξ ὀνοφερή und Il. XVIII, 267 νῦν μὲν νύξ ἀπέπαυσε ποδώκεα Πηλείωνα ὀρφναίη? So zeigt sich, dass weder überall, wo ἀμβροσίη sich findet, der Schlaf ausdrücklich erwähnt noch eine Ergänzung desselben durch den Zusammenhang geboten ist. Gleichwohl sind die Stellen, für welche die Beobachtung Oertels zutrifft, zahlreich genug, um nach einem Grunde dieser Erscheinung zu forschen. Dass ich denselben nicht mit Oertel in der erquickenden Natur des Schlafes finde, habe ich bereits bemerkt, und so möchte ich die Gebrauchsweise dieses sowie die der Adjectiva des Begriffs der Dunkelheit in folgender Weise erklären. Der Dichter fasst am häufigsten an der Nacht ein Doppeltes auf, ihre Dunkelheit und ihre in dem Beiwort ἀμβρόσιος enthaltene unaufhörliche Wiederkehr. Andererseits tritt die Nacht in eine zwiefache Beziehung zum menschlichen Leben. Sie beeinflusst das menschliche Handeln, meist hemmend, zuweilen aber auch fördernd durch die Dunkelheit, und ist für die Menschen die Zeit des Schlafes. Wie er nun mit Vorliebe die Nacht dann dunkel nennt, wenn er ihre Einwirkung auf das menschliche Handeln hervorhebt, was selbstverständlich auch da der Fall ist, wo er eine einzelne, besonders dunkle Nacht beschreibt, so nennt er sie in Verbindung mit dem Schlaf und Schlafen ἀμβροσίη, ἀβρότη, ἄμβροτος, wobei das Passende dieser Bezeichnung darin liegt, dass jene unaufhörliche Wiederkehr der Nacht, jener unendliche Kreislauf vom Licht zur Finsterniss sich für das menschliche Leben als eine unendliche Wiederkehr des Schlafes darstellt. — III) Was endlich die Gebrauchsweise von θοός betrifft, so möchte ich es nicht für zufällig halten, dass das Beiwort von den sieben Stellen, an denen es sich findet, viermal mit μέλαινα verbunden vorkommt. Denn mag man θοή νύξ als die „schnell herabsinkende“ oder als die „schnell sich verbreitende Nacht“ erklären, immer ist doch dasjenige, was schnell in die Erscheinung tritt und in Ansehung dessen die Nacht θοή heisst, nichts Anderes als die Dunkelheit, so dass es nur natürlich erscheint, wenn der Dichter gerade diese Epitheta verbindet und so in angemessener Weise zu verstehen giebt, dass hier gewissermassen eine einheitliche Anschauung vorliegt. Es findet sich diese Verbindung Il. X, 394 ἡνώγει δέ μ' ἰόντα θοὴν διὰ νύκτα μέλαιναν ἀνδρῶν δυσμενέων χρεδὼν ἐλθέμεν und 468 μὴ λάθοι (Dolon) αὐτίς ἰόντε θοὴν διὰ νύκτα μέλαιναν sowie Il. XXIV, 366 und 653 in dem gleichlautenden Verse τῶν εἴ τις σε ἴδοιτο θοὴν διὰ νύκτα μέλαιναν. Allein findet sich θοός und zwar wie in den beiden Stellen des X. l. der Il. von einer Bewegung durch die Dunkelheit der Nacht hindurch gebraucht in dem Vorwurf des Eurylochos Od. XII, 284 ἀλλ' αὐτῶς διὰ νύκτα θοὴν ἀλάλῃσθαι ἄνωγας. Die Nacht, meint Eurylochos, werde mit ihrer Dunkelheit sie überallhin begleiten. Sodann steht es in einem Vergleich Il. XII, 462 ὁ δ' ἄρ' ἔσθορε φαίδιμος Ἐκτωρ νυκτὶ θοῇ ἀτάλαντος ὑπώπια. Gerlach findet Philol. XXX, 55 das tertium comparationis in dem schnellen unwiderstehlichen Hereinbrechen, während Hentze hiermit ὑπώπια nicht glaubt vereinigen zu können. Und in der That liegt der Vergleichungspunkt in der Finsterniss, so dass ὑπώπια zu seinem Recht kommt, aber warum soll nicht diese Finsterniss als eine bewegte, anrückende, vordringende gedacht werden, worauf hier ἔσθορε und die eben erwähnte geläufige Verbindung θοή μέλαινα hinweist? Die einzige noch übrige Stelle, an der sich νύξ θοή findet, Il. XIV, 261 wird passender an anderer Stelle (Theil IV) erwähnt.

Für das Uebergewicht, das in der Vorstellung des Dichters die Dunkelheit der Nacht behauptet, ist bereits auf die Häufigkeit gerade dieser Bezeichnung hingewiesen

worden. Dass dem Dichter die Dunkelheit an der Nacht als das Wesentlichste gilt, ergibt sich aber nicht minder aus dem dreifachen metaphorischen Gebrauche des Wortes νύξ, dem wir bei Homer begegnen. Der Dichter bezeichnet mit diesem Worte 1) jede von den Göttern während des Tages hervorgebrachte, örtlich begrenzte Finsterniss, vermittelt deren sie einen Helden oder ein Volk zu schützen oder zu verderben suchen. So heisst es Il. V, 23: Nicht wäre Idaeus dem Verderben entflohen, ἀλλ' Ἥφαιστος ἔρυτο, κάωε δὲ νυκτὶ καλύψας und V, 506—507: ἀμφὶ δὲ νύκτα θούρος Ἄρης ἐκάλυψε μάχῃ Τρώεσσι ἀρήγων, wo den Achäern die Aussicht benommen und so den Troern indirect geholfen wird, Il. XVI, 567 in der bereits erwähnten Stelle Ζεὺς δ' ἐπὶ νύκτ' ὅλοῃν τάνυσε κρατερῇ ὑκύμην, ὄφρα φίλῳ περὶ παῖδι μάχης ὀλοὸς πόνος εἴη, Od. V, 294 vom Poseidon: ὡς εἰπὼν κύναγεν νεφέλας, ἐτάραξε δὲ πόντον χερσὶ τρίαιναν ἐλών· πάσας δ' ὀρόθυνεν ἀέλλας παντοίων ἀνέμων, cὺν δὲ νεφέεσσι κάλυπεν γαῖαν ὁμοῦ καὶ πόντον· ὀρώρει δ' οὐρανόθεν νύξ, Od. IX, 67 ff. vom Zeus: νηυσὶ δ' ἐπ' ὤρσ' ἄνεμον Βορέην νεφεληγερέτα Ζεὺς λαίλαπι θεσπεσίῃ, cὺν δὲ νεφέεσσι κάλυπεν γαῖαν ὁμοῦ καὶ πόντον· ὀρώρει δ' οὐρανόθεν νύξ, Od. XXIII, 371—372 ἥδη μὲν φάος ἦεν ἐπὶ χθόνα, τοὺς δ' ἄρ' Ἀθήνη νυκτὶ κατακρύψασα θοῶς ἐξῆγε πόληος. Dass es sich in allen diesen Stellen nur um eine vorübergehende, nachtähnliche Finsterniss, nicht aber um die Nacht handelt, ergibt sich 1) aus dem Zusammenhang, 2) aus den an Stelle von νύξ gebrauchten Ausdrücken, wie ἡῆρ Il. V, 776, VIII, 50, XI, 752 u. s. w., ἀχλύς Il. XX, 321, Od. VII, 42, νέφος oder νεφέλη Il. V, 345 u. s. w., mit welchen sämmtlich nur die Dunkelheit ausgedrückt ist; 3) daraus, dass diese Finsterniss in der Nacht selbst eintreten kann, wie Od. XII, 312 ἡμος δὲ τρίχα νυκτὸς ἦν, μέτα δ' ἄστρα βεβήκει, ὥρσεν ἐπὶ Ζαῆν ἄνεμον νεφεληγερέτα Ζεὺς λαίλαπι θεσπεσίῃ, cὺν δὲ νεφέεσσι κάλυπεν γαῖαν ὁμοῦ καὶ πόντον· ὀρώρει δ' οὐρανόθεν νύξ. — Wenn übrigens in diesen Stellen das Vermögen, eine derartige Finsterniss bei Tageszeit hervorzubringen, dem Zeus, Poseidon, der Pallas, dem Ares, Hephaestos vindiciert wird, so dürfen wir wohl glauben, dass es in der dichterischen Anschauung allen Göttern gemeinsam war. Das Mittel, dessen sich die Götter bedienen, wird nicht überall bezeichnet. Es liegt am nächsten, sich dasselbe mit der Oertlichkeit des Eingreifens conform vorzustellen und also da an Staub oder Nebel zu denken, wo nicht ausdrücklich ein Regen- oder Sturmweather vom Dichter beschrieben wird. — Ein zweiter metaphorischer Gebrauch des Wortes νύξ betrifft die Umnachtung der Augen des Sterbenden oder Ohnmächtigen. Homer gebraucht die Formel τὸν δὲ κατ' ὀφθαλμῶν ἐρεβεννὴ νύξ ἐκάλυψε zwei Mal Il. V, 659 und Il. XIII, 580 von dem Akte des Sterbens in Folge tödtlicher Verwundung, sowie ein Mal Il. XXII, 466 von der Ohnmacht der Andromache, als sie Hector erblickt; zweimal Il. V, 310 und XI, 356 von der Ohnmacht getroffener Helden den Vers ἀμφὶ δὲ ὅσσε κελαινὴ νύξ ἐκάλυψε, sowie Il. XIV, 439 von Hector, der sich emporrichtet, aber von neuer Ohnmacht überfallen wird, die Worte αὖτις δ' ἐξοπίσω πλῆτο χθονί, τῷ δὲ οἱ ὅσσε νύξ ἐκάλυψε μέλαινα· βέλος δ' ἔτι θυμὸν ἐδάμνα, während natürlich an den Tod zu denken ist, wenn es von Idomeneus Il. XIII, 424 heisst ἵετο αἰὶ ἢ τινα Τρώων ἐρεβεννὴ νυκτὶ καλύψαι. An keiner der sieben Stellen erscheint νύξ ohne Beiwort; es wechseln vielmehr mit einander die Adjectiva ἐρεβεννὴ, μέλαινα, κελαινὴ, von denen das letztere niemals als Beiwort der wirklichen Nacht bei Homer erscheint, während ein Unterschied innerhalb des metaphorischen Gebrauchs zwischen den genannten Adjectiven selbstverständlich nicht vorhanden ist. Die Vorstellung, welche diesem Gebrauch zu Grunde liegt, ist von der in den Wendungen ὀρᾶν und λείπειν φάος ἡέλιος vorhan-



denen verschieden. Denn bei dieser denkt der Dichter an das Reich des Hades, als den Ort der Finsterniss, den das Licht der Sonne nicht trifft, sei er im Westen oder in der Tiefe der Erde zu suchen. Die Vorstellung der Umnachtung der Augen eines Sterbenden ist aber nicht durch diese Vorstellung einer örtlichen Finsterniss, sondern durch folgenden Gedanken zu erklären: Das Licht besteht nur für den, der da sieht. Wer aber stirbt, in dem erlischt wie jedes so auch das Vermögen des Sehens. Das Auge bricht im Tode. So besteht für den Sterbenden, sofern er in seiner Existenz nicht vernichtet wird, wenn er das Leben verliert, nur noch Finsterniss; die Ohnmacht aber, als Unterbrechung des Bewusstseins, ist dem Tode darin gleich, dass der Ohnmächtige des Gesichts für die Zeit der Ohnmacht beraubt wird. Dass nicht an die Dunkelheit des Hades zu denken ist, ergibt sich 1) daraus, dass der Dichter nicht einen Zustand, sondern das Eintreten eines Zustandes, einen Vorgang beschreibt. Dort ist Nacht, hier umhüllt Nacht die Augen oder sinkt über die Augen herab, ein Ausdruck, der von dem im Hades Weilenden nicht zu verstehen ist; 2) daraus, dass die Vorstellung örtlicher Dunkelheit auf den Ohnmächtigen nicht passen würde, der ja eben nicht in den Hades eingeht; 3) aus der Analogie synonymen Ausdrücke, wie aus dem zehn Mal in der Ilias wiederkehrenden τὸν δὲ κῆτος ὅσσε κάλυψε, dem je drei Mal wiederholten στρυγερὸς δ' ἄρα μιν κῆτος εἶλεν, κατὰ δ' ὀφθαλμῶν κέχυτ' ἀχλὺς und ähnlichen, wie θανάτου δὲ μέλαν νέφος ἀμφεκάλυψε und νεφέλη δὲ μιν ἀμφεκάλυψε κυανή, in welchen überall nur der Begriff der Verfinsterung, nicht der örtlichen Dunkelheit zu finden ist, wie denn auch νύξ bei Homer nie vom Dunkel des Hades gebraucht ist. Eine deutliche Unterscheidung der Umnachtung des Todes und des Weges in den Hades enthält die den Freiern gegebene Prophezeiung des Theoklymenos Od. XX, 351—352, denn wenn er sagt ἄ δειλοὶ, τί κακὸν τόδε πάσχετε; νυκτὶ μὲν ὑμέων εἰλύσεται κεφαλαί τε πρόσωπά τε νέρθε τε γούνα, so meint er die Umnachtung des Sterbenden in Folge des Aufhörens der Sehkraft, nicht die Nacht des Hades, wie das Folgende zeigt, in welchem zunächst mit den Worten οἰμωγὴ δὲ δέδηκε, δεδάκρυνται δὲ παρειαί, αἵματι δ' ἐρράδαται τοῖχοι καλαί τε μεσώδμυι das Jammergeschrei der Getroffenen und der blutbefleckte Saal erwähnt wird, und dann erst mit deutlicher Unterscheidung der Todten Erwähnung geschieht, die in das Reich der Finsterniss eilen: εἰδῶλων δὲ πλεόν πρόθυρον, πλείη δὲ καὶ αὐλὴ ἱεμένων ἔρεβόςδε ὑπὸ Ζόφον, während nun erst das Reich des Hades selbst geschildert wird, ἥελιος δὲ οὐρανοῦ ἐξαπόλωλε, κακὴ δ' ἐπιδέδρομεν ἀχλὺς. Dieser Erklärung, welche die successiv in der Prophezeiung geschauten Vorgänge von einander trennt, widerspricht endlich keineswegs die Antwort des Eurymachos: „Schafft ihn hinaus“, ἐπεὶ τάδε νυκτὶ εἴσκει, denn Eurymachos versteht eben jene Prophezeiung des Theoklymenos nicht und glaubt, dass dieser den hellen Tag für die Nacht ansehe, so dass auch hier νύξ keineswegs von dem Dunkel des Hades gesagt ist. — Ein dritter metaphorischer Gebrauch des Wortes νύξ liegt in den drei Gleichnissen, für welche der Dichter die Nacht verwendet, nämlich: Il. I, 47 vom Apollo gesagt: ἐκλαγξαν δ' ἄρ' οἵστοι ἐπ' ὤμων χλωμένοιο, αὐτοῦ κινηθέντος· ὁ δ' ἦϊε νυκτὶ εἰκώς, Il. XII, 462 ὁ δ' ἄρ' ἔσθορε φαίδιμος Ἑκτωρ νυκτὶ θοῇ ἀτάλαντος ὑπώπια und Od. XI, 606 von Herakles, den Odysseus in der Unterwelt erblickt: ὁ δ' ἐρεμνὴ νυκτὶ εἰκώς γυμνὸν τόξον ἔχων καὶ ἐπὶ νευρήφιν οἵστον, δεινὸν παπταίνων, αἰεὶ βαλέοντι εἰκώς. Ich glaube, dass an allen drei Stellen der finstere Blick mit der Finsterniss der Nacht verglichen wird, habe aber bereits bemerkt, dass in der zweiten Stelle gleichzeitig das schnelle Andringen Hectors durch das Beiwort θοῇ ver-



gegenwärtigt wird, wie ja auch an anderen Stellen sich ein doppeltes *tertium* findet, und möchte diese doppelte Beziehung auch in der ersten Stelle, wo die Nacht des Beiworts entbehrt, wegen ἥε für möglich halten, während in der dritten Stelle die Finsterniss den einzigen durch δεινὸν παπταίνων nahegerückten Vergleichungspunkt bildet. Dass in der ersten Stelle zu einem Eindruck auf das Ohr (ἐκλαγξαν κτλ.) sich ein Eindruck auf das Auge der Phantasie gesellt, hat schon Nägelsbach bemerkt. Es scheint aber auch das Bild der Nacht an allen drei Stellen besonders passend gewählt, denn der Zorn des Apollo konnte nicht stärker ausgedrückt werden, als dadurch, dass sein Antlitz nachtähnlicher Finsterniss verglichen wird, die der gerade Gegensatz seiner eigenen Natur, des Lichtes ist, der finstere Blick des Hector aber, der durch den Glanz der Waffen nur noch mehr hervortritt — ὁ δ' ἄρ' ἔσθορε φαίδιμος Ἴκτωρ νυκτὶ θοῇ ἀτάλαντος ὑπώπια· λάμπε δὲ χαλκῷ μερδαλέῳ — verdiente hier wenn irgendwo eine aussergewöhnliche Bezeichnung; ist es doch der Moment, in welchem er mit einem gewaltigen Steinwurf das Mauerthor zertrümmert und so den Seinigen den Eingang in das feindliche Lager verschafft; οὐ κέν τίς μιν ἐρυκάκοι ἀντιβολήσας νόσφι θεῶν, ὅτ' ἐκάτο πύλας setzt der Dichter hinzu, um auch hiermit auszudrücken, dass Hector auf der Höhe des Ruhmes steht, und dass eine gewaltige Entscheidung erfolgt. Endlich aber ist es in der dritten Stelle der gewaltigste Held der griechischen Sage, den der Dichter durch dieses Bild ausgezeichnet hat. So beweist der dreifache Gebrauch des Wortes νύξ 1) für die von den Göttern hervorgerufene lokale Finsterniss, 2) für die Umnachtung des Sterbenden, 3) für das zornfinstere Angesicht der Götter und Helden, dass dem Dichter die Dunkelheit der Nacht als das Wesentlichste gilt. Denn er bezeichnet mit diesem Ausdruck 1) die Ursache der Finsterniss und zwar a) die objective, wenn er Nebel, Staub, Gewölke, b) die subjective, wenn er die Unterbrechung des Sehvermögens als νύξ bezeichnet, 2) aber auch die Folge der Finsterniss, weil der Blick und die Miene des Zürnenden das Gemüth in gleicher Weise in Furcht versetzt wie die Dunkelheit. Endlich wird Il. III, 10 in den Worten εὐτ' ὄρεος κορυφῇ Νότος κατέχευεν ὀμίχλην, ποιμέσιν οὐτι φίλην, κλέπτῃ δέ τε νυκτὸς ἀμείνω die Dunkelheit des Nebels mit der nächtlichen Dunkelheit verglichen, wobei ἀμείνω entweder die grössere Intensität der Dunkelheit bezeichnet, oder, wie ein Scholion erklärt, darauf zu beziehen ist, dass für den Dieb die Finsterniss des Nebels günstiger als die nächtliche Dunkelheit ist, weil bei Nacht die Heerden verwahrt werden, am Tage aber herumschweifen und schwer zu übersehen sind. Nehmen wir zu den besprochenen Epithetis noch die in Theil IV zu besprechende Bezeichnung der Nacht aus Il. XIV, 259 hinzu, wo sie als δμῆτρεα θεῶν καὶ ἀνδρῶν erscheint, so haben wir nunmehr den Kreis durchlaufen, in welchem sich die homerische Vorstellung der wesentlichen Merkmale der Nacht bewegt. — Aus der Hymnenpoesie ist als neues Epitheton nur δαίμωνι aus hymn. Mercur. 97 nachzutragen, womit, sei es, dass man dasselbe als „göttlich“ oder als „von den Göttern stammend“ übersetzt, jedenfalls in directerer Weise die Göttlichkeit der Nacht ausgesprochen wird, als, wie mir wenigstens scheint, in ἄμβροτος und ἄμβροτι. — Zum Schluss dieser ersten Betrachtung verlohnt es sich einen vergleichenden Blick auf unsere Sprache und Dichtung zu werfen. Die homerische Dichtung bleibt, wie es ihrer Einfachheit und dem Charakter des Epos entspricht, bei den ersten d. h. wichtigsten und nächsten Vorstellungen stehen, die moderne Poesie, vor Allem die lyrische, erweitert dieselben namentlich dadurch, dass sie vermöge ihres concentrirteren Gefühls zwei in der Nacht liegende Momente, das

Abschreckende der Finsterniss und das Anziehende der Ruhe, mit lebendiger Kraft erfasst und in die nächste Beziehung zum Gemüthsleben der Menschheit setzt. Auch sie ist wie die homerische Dichtung reich an Bezeichnungen der nächtlichen Finsterniss, schaut aber abweichend von Homer dieselben auch in einem Dritten bildlich an, wie in den Adjectiven „pech- oder rabenschwarze“ Nacht, daneben preist sie die mond- oder sternenhelle Nacht wiederum im Gegensatz zu Homer, dem der οὐρανὸς ἀστερόεις ist, nicht aber die Nacht (erst Soph. El. 19 sagt ἄστρον εὐφρόνη); sie nennt ferner die Nacht trübe, neblicht, stürmisch, kalt, wie Homer, aber daneben mild, lind, lau, warm, wofür im Homer keine parallele Bezeichnung zu finden ist; sie leiht der Nacht einen „Sternenkranz“, einen „dunkeln Schleier“, während Homer kein derartiges Attribut kennt, und der erste Ansatz hierzu in der νύξ ποικιλείμων und νύξ μελάμπεπλος späterer Dichter (Aeschyl. und Eurip.) zu finden ist. Und wie sie hier die Personification mit der äusseren Gestaltung beginnt, so geht sie in das Gebiet der Beseelung hinüber, wenn sie die gestirnte Nacht „des Tages Wittwe“ oder „die Freundin des Tiefsinns“ nennt oder vom „Ernst der Nacht“ oder den „Gebilden der Nacht“ spricht, wobei überall die Einwirkung der Nacht auf die Stimmung und das Gemüth der Menschen den Charakter und das Wesen der als Person gedachten Nacht bestimmt. Demselben Streben nach Personification und Beseelung entspricht das Beiwort „blind“, welches Homer nicht kennt. Dass während der Nacht über die Menschen und Götter die Ruhe des Schlafes kommt, lesen wir oft genug bei Homer, aber die „Stille“ der Nacht oder der Vergleich „still wie die Nacht“ ist unhomerisch. Die homerische Welt, wenn auch voll des kräftigsten, natürlichsten Gefühls, ist und bleibt doch dem Leben des Tages mit seinen Entschlüssen und Plänen, seinen Thaten auf dem Schlachtfeld und in der Versammlung der Geronten zugekehrt. Ein Versinken in reine Empfindungen, ein Schwärmen in Gefühlen, die nicht das Thun des Menschen unmittelbar begleiten und unmittelbar sich äussern, eine solche Einkehr bei sich selbst kennt sie nicht, und eben darum geht sie stumm an der Stille der Nacht vorüber, die gerade dieser Einkehr und diesem innerlichen Leben so günstig ist. Zwar, dass Alles, was das Herz bewegt, vor Allem Kummer und Schmerz sich in der Nacht meldet, ist auch dem Dichter der Ilias und Odyssee bekannt. Wir hören es oft genug, dass nicht nur spannende Unterhaltung, sondern namentlich auch Sorge und Bekümmerniss den homerischen Helden und Heldinnen den Schlaf vertreibt. So erzählt Antikleia dem Odysseus von Penelope Od. XI, 182: οἴζυραὶ δέ οἱ αἰεὶ φθίνουσιν νύκτες τε καὶ ἡμέαι δακρυχεοῦσιν, und mit denselben Worten Athene Od. XIII, 338 und Eumaios Od. XVI, 38. Penelope selbst aber sagt Od. XIX, 589 zu dem noch nicht erkannten Gemahl: εἴ κ' ἐθέλοις μοι, ξεῖνε, παρήμενος ἐν μεγάροις τέρπειν, οὗ κέ μοι ὕπνος ἐπὶ βλεφάροις χυθείη und gleich darauf ἀλλ' ἦτοι μὲν ἐγὼν ὑπερώϊον εἰσαναβάσας λέξομαι εἰς εὐνὴν, ἥ μοι στονόεσσα τέτυκται, αἰεὶ δάκρυς ἐμοῖσι πεφυρμένη, ἐξ οὗ Ὀδυσσεὺς ὤχετ' ἐπόσσομενος Κακοῖλιον οὐκ ὀνομαστήν. Aber hier ist es doch ein von aussen kommender, aus dem Leben stammender Anlass, ein aussergewöhnliches Ereigniss, ein besonderes Wehe der Seele, das in der Nacht sich geltend macht, nicht aber erzeugt die Nacht als solche eine Stimmung des Gemüthes, sie erhöht so wenig die Energie des einsamen Denkens, die Thätigkeit der Phantasie und der sich selbst überlassenen Gefühle, wie sie den lauten Freuden der Geselligkeit geweiht ist, die bei Homer in der Regel nur am Tage zu ihrem Rechte kommt. Und so fehlen denn der homerischen Dichtung diejenigen Bezeichnungen, die die moderne Anschauung den viel-

fachen Beziehungen verdankt, in die die Nacht zum menschlichen Leben tritt, und müssen ihr fehlen. — Die Dichtkunst moderner Zeiten hat die Schrecken der Nacht ausgemalt, daneben aber vor Allem ihre Schönheit gepriesen. Frühlings-, Winter- und namentlich Mondscheinnächte werden besungen um des Friedens und der Erhebung willen, die sie im Innern des Menschen hervorbringen. Anders Homer. Ich wüsste keine Stelle zu nennen, an der das Grauen, das die Nacht erzeugt, von dem Dichter erwähnt wird, abgesehen von den drei Gleichnissen; und die Schilderung einer friedlichen Mondnacht, der wir II. VIII, 555 begegnen, steht in einem Gleichniss, welches den Glanz der zahllosen Feuer, die die Troer vor Ilios angezündet haben, veranschaulichen soll. Die Schilderung der Nacht ist also ein Mittel der Veranschaulichung für ein Anderes, nicht Selbstzweck. Wenn wir dasselbst lesen: *ὥς δ' ὅτ' ἐν οὐρανῷ ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην φαίνεται ἄριπρεπέα, ὅτε δ' ἔπλετο νήνεμος αἰθήρ· ἐκ τ' ἔφανεν πᾶσαι σκοπιαί καὶ πρόονες ἄκροι καὶ νάπαι· οὐρανόθεν δ' ἄρ' ὑπερράγη ἄσπετος αἰθήρ, πάντα δέ τ' εἶδεται ἄστρα, γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν· τόσσα μεσηγυ νεῶν ἦδ' Ἐανθοῖο ῥόων Τρώων καίωντων πυρὰ φαίνεται Ἰλιόθι πρό,* so werden wir freilich entzückt, und vielleicht um so mehr, je unerwarteter sich das Bild vor uns entrollt, aber eigentlich sind wir es doch, wie Buchholz in seiner Abhandlung über homerische Naturanschauung richtig bemerkt, die den Eindruck in uns erzeugen. Der Dichter giebt lediglich eine der Wirklichkeit entsprechende Darstellung der Erscheinungen, und nur die Freude des beobachtenden Hirten deutet an, dass ihm kein wahrhaft menschliches Gefühl fremd ist. — Die übertragenen Bedeutungen, in denen νύξ erscheint, beschränken sich bei Homer auf den eben besprochenen dreifachen Gebrauch. Auch hier hat die moderne Anschauung Wort und Begriff auf neue Gebiete übertragen und zwar namentlich auf das des Geistes als eines erkennenden, fühlenden und wollenden Princip. In Ansehung der Erkenntniss unterscheide ich einen objectiven und subjectiven metaphorischen Gebrauch, insofern entweder der Zustand des Nichterkannten, Nichterkennbaren resp. noch nicht Erkannten Nacht heisst oder der Zustand dessen, der nicht erkennt. Im ersteren Sinne sagt z. B. Goethe: „Der Ursprung wichtiger Begebenheiten tritt sehr oft in eine undurchdringliche mythologische Nacht zurück“, oder W. v. Humboldt: „Ahnungsvoll, welcher Werke Pracht noch Nacht umhüllte“, Schiller: „Begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“ Und eben hierher gehört auch, wenn das Object der Erkenntniss eine Person ist, z. B.: „durch den Glanz eines bedeutenden Lebens die Nacht seiner Herkunft überstrahlen.“ Im letzteren Sinne reden wir von einer Nacht der Blindheit, z. B. Rückert: „So schön ist Gottes Welt, dass auch ein leises Flüstern von ihr der Blindheit kann und Taubheit Nacht entdüstern“, wo ein natürliches Hemmniss des Wahrnehmungsvermögens gemeint ist, oder von einer Nacht der Unwissenheit, der Barbarei, nämlich da, wo das Vermögen des Denkens gering ist, endlich von der Nacht des Irrsinns oder Wahnsinns da, wo alle Functionen des Geistes gestört sind. Auf die Thätigkeit des Fühlens und Empfindens beziehe ich die Metapher, wenn die Nacht im Sinne düsterer, trüber Stimmung, banger Schwermuth, tiefer Trauer gebraucht wird, z. B.: „Nächte, voll von Labyrinthen, tagen, und dein Blick wird himmelhell“ oder „die Nacht auf deiner Stirne zerstreuen“ oder „wo uns ist, als hätten wir Alles verloren, eine Nacht unserer Seele, wo kein Schimmer eines Sternes uns leuchtet“, und da die trübe Stimmung gewöhnlich von einem trüben Geschick herrührt, so entspricht auch hier der subjectiven eine objective Bedeutung, sobald die Nacht in eben diesem Sinne trüben Schicksals ge-

braucht wird: „Sie war der Leitstern dieses Lebens, der es hindurchführt durch alle ihn umgebende Nacht“, „O welch ein Licht scheint mir durch diese Nacht“, „Durch Nacht zum Licht“. — Endlich steht die Nacht auch in Uebertragung auf den Geist als Princip des Wollens, insofern das Object des Willens und Handelns das Gute und Böse ist. In diesem und zwar im objectiven Sinne findet sich das Wort Nacht Thessal. I, 5, 5: „Ihr seid Kinder des Lichts und Kinder des Tages, wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsterniss.“ Der Kreis der Bedeutungen, zu dem sich die Vorstellung der Nacht erweitert hat, ist hiermit nicht abgeschlossen; sie ist das Symbol für den Tod und als solches für die Zeit, da Niemand mehr arbeiten kann: „Noch ist es Zeit, da rühre sich der Mann, die Nacht tritt ein, da Niemand wirken kann.“ Sie steht ferner für alle Schattirungen des Dunkeln, so für das Dämmerlicht, wenn von der lauschigen Nacht des Schlafgemachs, der grünen Nacht der Büsche, Haine, Hecken, Lauben, und für den höchsten Grad des Schwarzen, wenn etwa von der Nacht der Haare und Locken gesprochen wird; sie erhält endlich ihre Bezeichnung von dem Orte, an dem man sie verlebt, und heisst als solche z. B. Bergnacht. — Doch ich breche diesen vergleichenden Ueberblick mit der Bemerkung ab, dass derselbe auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt.

Der Präsident dankt dem Vortragenden und ertheilt das Wort Herrn Professor Dr. Plüss aus Pforta zu seinem Vortrage:

#### Ueber die Entstehung horazischer Lieder aus Stimmungen und Bedürfnissen ihrer Zeit.

Nach Ursprung, Wesen und Wirkung ist jede echte lyrische Dichtung gleichsam das Chorlied zu einer vorausgegangenen dramatischen Handlung. So muss auch das scheinbar individuellste, scheinbar ganz aus persönlicher und momentaner Stimmung hervorgegangene lyrische Gedicht, wenn es echt sein soll, ein nothwendiger Ausdruck der Stimmungen und Empfindungen sein, welche von einer gemeinsam erlebten Wirklichkeit in einer Gesamtheit von Miterlebenden erregt sind, und das idealste, scheinbar jeder Wirklichkeit widersprechende Lied muss doch die Spiegelung einer besonderen Wirklichkeit mit realen Bedürfnissen sein.

Horaz, hat uns ein grosser Philologe gesagt, ist nicht in den Oden, d. h. er ist kein echter Lyriker. Ich möchte an ein paar Liedern des ersten Buches zeigen, wie auch die horazische Lyrik, ihrem Ursprunge nach, herkommt aus mächtigen Stimmungen ihrer Zeit und wie sie, ihrem Wesen nach, wirkliche Bedürfnisse dieser Zeit idealisiert, wie sie also auch ihrer Wirkung und ihrem Werthe nach echte, rechte Lyrik zu sein beanspruchen darf.

Es war in den Jahren 38—36 v. Chr., zur Zeit, als Antonius den Osten der Welt, Cäsar Octavianus den Westen beherrschte. Die ganze Welt war in wildem Aufruhr: im Osten überschwemmten parthische Reiterschwärme immer wieder römisches Land, und Antonius verlor über glänzenden Rüstungen nicht bloss Zeit, sondern auch schon erungene Erfolge wieder; im Nordwesten war Gallien, im Südwesten Mauretanien unruhig; im Norden erhoben sich die Deutschen am Rhein und die Völker an der Donau und fielen aus den Alpen raubende Stämme in Italien ein; es war, als sollte die Fluth des Barbarenthums gleichzeitig von allen Ufern her das römische Land überfluthen. In Italien selber waren die Erschütterungen des wilden perusinischen Bürgerkriegs noch nicht vorüber: in Etrurien hatten sich eine Anzahl Städte empört, in Rom selber trieb Hunger und Elend



das Volk wiederholt zu Aufständen; und die Truppen waren in meuterischer Stimmung. Dazu kam, dass die letzten Jahre her, seit Cäsars Tod, eine Menge ungewöhnlicher Naturereignisse, schwerer Wetter und Ueberschwemmungen, sich ereignete und eine Fülle von Wundern und Zeichen von überall her gemeldet wurde; allerlei Deutungen dieser Zeichen und theils schreckhafte, theils wunderbar freudige Prophezeiungen hielten die Gemüther in Spannung. Derjenige, auf welchen Italien und der Westen in der Noth naturgemäss erwartungsvoll blickte, war Octavian; dieser aber führte in diesen Jahren den Kampf gegen die letzten Mörder Cäsars in und um Sicilien, und zwar führte der Rächer Cäsars, wie er sich damals noch ausdrücklich nannte, den Rachekrieg ohne Glück: Flotte um Flotte wurde ihm von Wind und Wellen und vom Feinde vernichtet.

Das ist, nach den Historikern gezeichnet, die geschichtliche Situation vor dem entscheidenden Siege Octavians im sicilischen Kriege. Wir haben eine dichterische Darstellung dieser Situation bei Vergil. Da hat nach Cäsars Ermordung der Sonnengott sein glänzendes Haupt verhüllt, um das bevorstehende Unheil zu weissagen; Erde, Meer, Lüfte haben Zeichen gegeben, der Eridanusstrom ist furchtbar ausgetreten, Blitze zahlreich wie nie zuckten vom Himmel. Das Zeitalter fürchtete das Einbrechen ewiger Nacht; aber die Zeichen verkündeten Krieg. Darum hat denn auch wirklich Philippi die Bürgerschlachten sehen müssen, und die Götter haben sich nicht dagegen empört: künftig noch wird ein schwächeres Geschlecht sich wundern, wenn der Pflug auf jenen Feldern die mächtigen Gebeine dieser Vorfahren aus der Erde wühlt. Noch zürnen die Schutzgötter Roms, vor Allen Vesta, über die Befleckung Roms mit dem Blute Cäsars. Darum noch Krieg und Aufruhr überall auf Erden: die Völker am Euphrat empören sich, Germanien steht auf, benachbarte Städte Etruriens befehlen sich. Doch Eine Hoffnung giebt es: hier ist der junge Held, Octavianus; er will uns jetzt retten: ist doch schon lange die Schuld des Treubruchs an Cäsar mit römischem Blute genug gebüsst, weil doch der gottgesendete Rächer schon lange auf der Erde, nicht um zu rächen, sondern um die Welt durch seine Siege zu erretten.

Mit diesem Situationsbilde Vergils vergleichen Sie nun das folgende aus dem ersten Buche des Horaz. Ueberall im Reiche und in der Hauptstadt haben furchtbar heftige und häufige Wetter gewüthet, vom Vater droben gesandt. Die Völker der Erde und das Volk von Rom haben darum gebebt in der Furcht: dies seien die Zeichen, dass wieder die Natur sich verkehren wolle in einer neuen Sindfluth, wie einst in Deucalions Tagen. Freilich die Sindfluth mit den Märchenwundern, vor denen die Menschen sich geängstigt haben, ist nicht gekommen, die Wetterzeichen haben etwas Andres verkündet. Und es ist genug der Wetterzeichen und genug der schreckhaften Erwartungen; denn wirklich gesehen und erlebt hat die Zeit eine andre, wirkliche Verkehrung der Natur, die Auflehnung des Stromgottes der Tiber gegen Jupiters göttliche Naturordnung, und hören wird noch von den unnatürlichen Bürgerschlachten das nachkommende schwächere Geschlecht. Also die Zeichen sind reichlich erfüllt; aber noch zürnen einzelne Götter wie Vesta. Darum droht das Reich zusammenzubrechen; im Morgenlande sprengen die Reiterhorden der Barbaren ungestraft auf römischem Boden; der Gott des Krieges selber hat sich von seinem Enkelvolke abgewandt: römische Heere treiben nur müssig prunkendes Waffenspiel statt schlicht ernsten Kampfes, wie ihn der Kriegsgott liebt; der junge Held Octavianus nennt sich Rächer Cäsars und führt noch Bürgerkriege statt Barbarenkriege.

Aber weil wir denn die Wetterzeichen des Vaters droben mit der Verkehrung der natürlichen und sittlichen Welt nun schon reichlich erfüllt haben, so sendet jetzt vielleicht Jupiter einen seiner Götter den Menschen als Sühner und dem Reiche als Retter. Vielleicht den Sonnengott, der bisher sein Haupt mit einer Wolke verhüllt trägt, um uns Trauriges zu weissagen; vielleicht Venus, die Göttin neuen Lebens, mit ihrem Gefolge von Göttern freudig friedlicher Lebenslust; vielleicht Mars, der ja das müssige Waffenspiel seiner Enkel längst satt sein muss; vielleicht aber ist der göttliche Sühner und Retter schon da: in der Gestalt Octavians dort birgt sich vielleicht der Gott Mercurius, und der Gott lässt es sich gefallen Rächer Cäsars zu heissen; seine Sendung aber ist nicht die Rache, sondern Sühnung der Schuld des Zeitalters und Rettung des Reiches vor den Barbaren.

Ich wüsste nicht, wie man bei zwei verschiedenen Dichtern eine übereinstimmendere Darstellung von Stimmungen und Empfindungen, und wiederum bei Historikern einer- und Dichtern anderseits eine grössere Uebereinstimmung im Situationsbilde finden wollte. Trotzdem hat man zwar die Darstellung Vergils als eine gleichzeitige poetische Spiegelung der historischen Situation jener Jahre 38—36 anerkannt, aber das Lied des Horaz noch in neuester Zeit wieder in Jahren entstehen lassen, wo es allerdings nichts als ein müssiger, rein subjectiver Einfall gewesen wäre, veranlasst durch ein paar äusserliche Zufälligkeiten. Statt dieser Zufälligkeiten haben wir um das Jahr 37 den gewaltigen Aufruhr einer ganzen Welt als die Wirklichkeit, welche die Empfindungen geweckt hat; statt eines subjectiven, augenblicklichen Einfalls und Anfalls von Empfindsamkeit haben wir die leidenschaftlichen Empfindungen einer ganzen Menschengeneration; wir haben ein Chorlied sozusagen, welchem eine der spannungsvollsten, bewegtesten Szenen auf der Weltbühne vorausgegangen ist und in welchem die Empfindung eines zuschauenden ganzen Zeitalters sich künstlerisch klären und verklären will. Wie dort am Eingang des Oedipus König, gegenüber einem unheimlichen, vom göttlichen Zorn um dunkler Schuld willen gesandten Unheil, die Empfindungen der Zuschauer, Bangigkeit und unsichere Hoffnung, sich aus den Tiefen des Ohnmachtsgefühles und der Verzweiflung an der göttlichen Gnade hinanheben zum erregten Schauen der Lichtgöttin im Kampfe mit dem Pestgott und in der schwärmerischen Begeisterung ausklingen, womit Chor und Zuschauer den Gott Dionysos leibhaftig vor sich schauen — so sind hier im Liede des Horaz, angesichts einer Welt in Aufruhr und seltsamer Zeichen, welche eine Weltkatastrophe befürchten lassen, diese Empfindungen von Angst und Hoffnung, von Schuldgefühl und Gefühl menschlicher Hilflosigkeit, von Sehnsucht nach göttlicher Hilfe und visionärer Gewissheit, dass der göttliche Retter schon da sei, im vollsten Sinne aus der Seele der Zeit herausgesprochen.

In eine andre Zeit erregter Empfindungen versetzt uns das Gedicht an die Göttin des Glücks. — Der Dichter schaut anfangs die Glücksgöttin als die Himmlische, Lichte, die im schönen Antium waltet, aber er sieht sie zugleich als die Gewaltige, die jeden Augenblick es vermag, den armen, schwachen Sterblichen aus der Tiefe zu erheben oder einen hoffährtigen Siegeszug in einen Zug des Todes zu verwandeln: in der doppelten Anschauung und Anrufung spricht sich das Doppelgefühl demüthig hoffender und ehrfürchtig fürchtender Hingebung an die Uebergewalt des Schicksals aus, wie es in den Geschicken der Grossen waltet.

Die Angst der Menschen vor diesen jähren Offenbarungen der Schicksalsgewalt spricht nun der Dichter, mitfürchtend, wie im Namen der sich ängstigenden Mitwelt, im Gebet zu der Göttin aus, in jenen Bildern, wie zu Land, zu Meer, wie Barbaren und Reich und Rom, wie Alles von ihr als Herrin sich abhängig fühlt. Eigenthümlich dabei ist: gerade im letzten, im ausgeführtesten und empfindungsvollsten Bilde sieht der Dichter Fürstenmütter in Barbarenreichen und purpurstrahlende Alleinherrscher vor jähem Schicksalswechsel sich ängstigen; es kehrt hier also die Vorstellung, welche schon in der Anrufung am Eingang vorherrschte, als die vorherrschende wieder: ein mächtiger Despot, ein übermüthiger Triumphator wird von der göttlichen Schicksalsgewalt jählings niedergeschmettert. Es mag wohl, wie vermuthet worden ist, dem Dichter jenes alte Bild der tragischen Bühne vorschweben, wie die Barbarenfürstin und Fürstenmutter Atossa für Xerxes fürchtet, als er, in stolzem Siegeszuge ausgezogen, heimkehren soll ohne sein Heer und die unterthänigen Völker nun das persische Joch zu zertrümmern drohen; tragisch ist jedenfalls Gedanke und Stimmung dieser Strophen.

Aus der tragischen Mitempfindung der Furcht vor dem Schicksal taucht jetzt dem Dichter das Bild der Schicksalsgöttin auf, wie sie ihr Werk an dem Uebermächtigen und Uebermüthigen vollzieht. Vor ihr her geht immer die mitleidslose Nothwendigkeit; es ist, als schwebten dem Dichter die furchtbaren Gestalten jener Diener des Zeus vor, welche dort in der Tragödie die Fesseln des Prometheus mit mächtigen Nägeln an der Felswand befestigen, welche einen stählernen Keil durch die Brust des Titanen treiben, welche um seine Hüfte und seine Schenkel gebogene Klammern und Erzgurte und Ringe legen und diese am Felsen befestigen; wie dort auf der tragischen Bühne die Gewalt und die Stärke des Zeus, so ähnlich trägt hier die Nothwendigkeit Jupiters und Fortunas Balkennägel und Keile, die unerbittlich strenge Klammer und flüssiges Blei mit sich in ehernen Händen: es gilt ja auch hier, titanische Ueberhebung eines Mächtigen zu bestrafen.

Mit der unerbittlichen Härte der Nothwendigkeit vernichtet Fortuna den Gewaltigen; wen aber dieses göttliche Schicksal trifft, von dem weicht alle Hoffnung und alle Treue. Verlässt die Glücksgöttin nach göttlichem Schicksalsschluss das Haus jenes gewaltigen Herrschers als Feindin, dann gehen die Göttinnen der Hoffnung und der Treue, welche ihr Ehrengelocke sind, willig mit ihr; dann aber sieh, wie die treulose Masse des Volkes und die meineidige Metze und wie die Freunde zerstieben, wenn es gilt, nun auch das Joch des Unglücks mitzutragen!

Auch hier ist, wie am Eingang des Liedes und in jenem Bilde von der geängstigten Fürstenmutter, sozusagen die Pointe der Darstellung und der Empfindung die aus Furcht und Mitleid gemischte, tragische Theilnahme an dem Schicksal eines mächtigen Herrschers: Dichter und Hörer leiden mit, wenn der Mächtige von der unerbittlichen Nothwendigkeit gestürzt, von der Hoffnung und der Treue verlassen und von den Menschen verrathen wird.

Schon hier tauchen uns, bei einigem Verweilen in den Empfindungen und Anschauungen, unwillkürlich bestimmtere Bilder aus der Wirklichkeit auf, und wie dem Chorliede seine tragische Scene, seine Handlung voraufgeht, so müssen die tragischen Empfindungen des Horaz durch Erlebnisse, Ereignisse der Wirklichkeit erregt sein, und in den poetischen Allgemein- oder Idealbildern, die uns der lyrische Dichter vorführt, müssen besondere Zeitereignisse sich widerspiegeln. Das ist die Art, wie der Lyriker arbeitet. Und dass Horaz gerade hier als echter Lyriker gearbeitet hat, verräth er uns

in einem kleinen Gedichte, welches dem Fortunaliede unmittelbar vorangeht und immer als eine Art Vorlied des Fortunaliedes gegolten hat. Da stellt uns der Dichter die Empfindung dar, mit welcher ein Gleichgültiger, der bei einem plötzlichen Alles erschütternden Donnerschlag aus heiterm Himmel erschrocken ist, seinen neu erweckten Glauben bekennt: er glaube wieder an Jupiters Allmacht und an die jähe Gewalt, mit welcher Fortuna in Jupiters Dienste den Glückswechsel an den gekrönten Häuption der Völker vollziehe. Es ist hier, dünkt mich, deutlich genug: ein und derselbe jähe Sturz eines mächtigen Herrschers, in der Zeit des Dichters und dieser Gedichte geschehen, hat beide Gedichte veranlasst: aus den Zeitstimmungen, welche das Zeitereigniss hervorgerufen, tauchte dem Dichter das eine Mal die lyrische Idee jenes Glaubensbekenntnisses, das andre Mal die lyrische Idee dieses Gebetes an Fortuna auf. Welches Zeitereigniss kann es nun sein, welches die Empfindung der Zeitgenossen so mächtig und zu so eigenthümlich tragischer Theilnahme am Sturze eines mächtigen, übermüthigen Herrschers erregte? das jene poetischen Idealbilder hervorrief von Triumph- und Todeszug, von drohendem Volksaufstand und Zertrümmerung despotischer Herrschaft, von Vollziehung des göttlichen Gerichtes an titanischer Ueberhebung durch die unerbittliche Nothwendigkeit, von gottverhängter Verlassenheit des Unglücklichen und Untreue seiner Nächsten? Wir kennen ein solches Ereigniss in den Zeiten, in welchen Horaz überhaupt seine Lieder gedichtet haben kann, aber ich wüsste auch nur ein einziges.

Aber sehen Sie sich erst noch das Ende des Fortunaliedes an. Der Dichter fühlt sich, in Folge des gewaltigen Schicksalsschlages, am Wendepunkte zweier Menschenalter stehend. „Wir, das alte, harte, eiserne Geschlecht der Bürgerkriege — so klagt er —, wir spüren das Brennen der Narben, welche wir im Bruderkrieg empfangen haben, und wir fühlen es mit Scham, dass wir und unsre Hände und unser Schwert das Reich nicht vor den Barbaren retten können; aber hier ist das neue, noch unbefleckte Geschlecht von Jünglingen: vor ihnen müssen die Völker des fernsten Morgenlandes sich fürchten; hier ist Cäsar, der bereit ist, an das fernste Ende des Erdkreises gegen die Britannen zu ziehen. Da möge denn Fortuna Cäsar und diese neuen jungen Kriegerschaaren auf ihren Zügen gegen die Barbaren behüten und das stumpfe Schwert Roms völlig neu schmieden!“

Welches ist denn nun jenes welterschütternde Ereigniss? und welches ist dieser Wendepunkt zweier Menschenalter Roms, wo das Geschlecht der Bürgerkriege seine Waffen niederlegt, und ein neues Geschlecht unter Cäsar Octavianus bereit ist an beiden Enden des Reiches gegen die Barbaren zu fechten? Das Ende des Bürgerkriegs in Verbindung mit dem welterschütternden Sturze eines Herrschers ist die Schlacht bei Actium, welche den Herrscher des Orients, Antonius, stürzte. Unter den ersten Eindrücken dieses Ereignisses ist, meine ich, das Fortunagedicht nebst seinem Vorliede entstanden, so wie das fast unmittelbar folgende Kleopatragedicht nach dem Tode der Kleopatra verfasst ist. Man hat wiederum einigen Zufälligkeiten zu Liebe auch das Fortunalied in Jahren entstehen lassen, in welchen die Welt und die Umgebung des Dichters nichts von einer bedeutenderen Erschütterung spüren lassen und das Gedicht als etwas rein Zufälliges, als eine Uebungsode über das Thema „die Macht der Fortuna“ erscheint: so dagegen erscheint es als das — ich möchte sagen nothwendige Abbild der tragischen Empfindungen einer Zeit, welche, ihrer eigenen Schuld und eigenen Ohnmacht tief bewusst, nach langen



schweren Kämpfen und Leiden die Entscheidung auf einmal gekommen sieht, nicht durch klar und sicher berechnetes menschliches Arbeiten, sondern durch furchtbare Schicksalsgewalt; es ist kein Jubel über den Sturz des Antonius und die Erhebung Octavians zum Weltbeherrscher: wo Gott und Schicksal menschliche Ueberhebung so vernichten, da fühlt sich der Mensch mit dem vernichteten Wesen seiner Gattung „in des furchtbaren Schicksals Gewalt“, und dieses allgemeinmenschliche, idealmenschliche Gefühl spricht der ideale Zuschauer, der Dichter Horaz seinen Zeitgenossen aus der Seele.

Hier, bei diesen beiden Gedichten, kam es mir darauf an zu zeigen, dass die horazische Lyrik wie nur irgend eine andere die gewaltigsten Erschütterungen der Zeit und die nothwendigen Empfindungen der Zeitgenossen als Ursprung voraussetzt, und zwar so, dass zwischen den Ereignissen und Bedürfnissen der realen Welt und dem idealisierenden Liede ein directer Zusammenhang, eine deutliche Gleichartigkeit der Empfindungen und Vorstellungen besteht. Es giebt aber auch Fälle merkwürdig indirecten Zusammenhangs zwischen Welt und Lied; ich zeichne das poetische Situationsbild eines Liedes dieser Art aus dem ersten Buche, des Ihnen allen auch durch seine Composition wohlbekannten „Integer vitae“.

Der Dichter ist Landmann in einem Waldthale Sabinums; sein Leben ist ohne Makel, sein Herz rein und schuldlos. Er liebt die Lalage mit dem Gesichtchen, das so süß lachen kann, und mit dem süßen Laut der Stimme; er dichtet Lieder auf sie und singt diese Lieder, wenn er etwa im Walde so vor sich hingeht: dann sind seine Gedanken so sorgenlos leicht, und ohne Waffe streift er im wilden Walde weit hinaus über den Markstein seiner Hufe. Da begegnet ihm einmal ein Wolf, ein Ungethüm, wie es die weiten Eichenwälder Dauniens und die Wüsten Libyens nicht hervorbringen. Und sieh! der Wolf flieht vor dem waffenlosen Sänger. Da hat er mit frommer Freude erkannt, dass der Reine, Schuldlose keiner Wehr noch Waffe bedarf, und aus dieser Erkenntniss, aus der Erinnerung an dies Erlebniss und der dankbaren Freude seines Herzens kommt ihm ein kühnes, thatenfreudiges Verlangen, seine reine Liebe auch in unendlicher Ferne von der Geliebten, auch unter allen Schrecken der Natur zu bewähren.

Man hat in diesem Gedichte einzelne Wunderlichkeiten gefunden, man hat sogar dieses „mysteriös feierliche“ Lied als humoristische Poesie erklärt; aber ehe wir zu diesem Humor der Verzweiflung unsre Zuflucht nehmen, wollen wir das Ganze erst wirklich ernst nehmen: dann finden wir, dass in dem Liede Alles Wunder ist. Der unschuldige Mann von der Art des sabinischen Landmanns findet sich wandernd in allen Welttheilen und Wildnissen; die weiten Eichenwälder Apuliens sind ein fernes, fernes Land wie die Wüste Libyens, vom Sabinerwald bis zum Hydaspes scheinen lauter wilde Länder voll mächtiger Ungeheuer zu sein, überall scheint man, wenn man nicht ganz unschuldig ist, Maurenspiesse und Bogen und Giftpfeile zu tragen — eine richtige Märchenwelt für Kinder und solche, die es, im ernstesten Sinne, werden möchten. Kein Wunder, wenn in dieser Wunderwelt der Wolf der Sabinerberge ein Ungeheuer ist, furchtbarer als ein libyscher Löwe: hat doch der Wolf in der Welt Rothkäppchens das unbeanstandete Recht, nicht bloss grösser zu sein als jeder wirkliche Wolf, sondern auch grösser zu sein als jedes andre Unthier, das in einer und derselben Wunderwelt gleichzeitig existiert. Kein Wunder, wenn der Wolf vor dem Sänger flieht in einer Welt, in welcher es eben Gesetz ist, dass die Natur vor der Reinheit des Herzens unbedingte Hochachtung zeigt, und in welcher

also der Unschuldige ungefährdet überall durch alle Erdtheile wandert. Dass es überhaupt in dieser Welt des Dichters Menschen von so reinem Leben, so unschuldigem Herzen, so harmlos sinnlicher und so gemüthsstark sinniger Liebe giebt, das wäre sicherlich das grösste Wunder, wäre hier nicht Alles Ein Wunder. Wie die Welt der Seligen bei Vergil ihre eigene leuchtendere Sonne und ihre eigenen schöneren Sterne hat, wie dort ein eigenes mildpurpurnes Licht sich über Alles ergiesst, so ist diese Welt des Horaz durchleuchtet von dem reichen milden Lichte der Kindlichkeit, der Märchenhaftigkeit und der Göttlichkeit.

Wie aber jenes Elysium Vergils eine Schöpfung der Sehnsucht ist, geschaffen aus der Furcht vor der harten Wirklichkeit des Lebens und vor der Traurigkeit des Todes, so, meine ich, ist diese idyllische Welt in gewissen Liedern des Horaz nicht entstanden in Jahren, in denen Horaz der realen neuen Welt des Kaiserreichs, dem Landfrieden im Reiche und der Ruhe im Volke, in relativer Befriedigung gegenüberstand. Das Behagen ist trotz gewissen Aesthetikern nicht der Grund und Boden, auf welchem gute Dichtungen wachsen; die Sage vom goldenen Zeitalter ist im ehernen oder eisernen Zeitalter entstanden, und die echte Idylle ist ein Mythos, welcher aus der Angst vor der Welt geboren ist und diese reale Angst durch die Schönheit einer schöneren Welt überwindet. Wie solche Idyllen entstehen, zeigt uns wieder die Tragödie. Dort, gegen den Ausgang des Oedipus König, wo Oedipus im letzten Irrthum befangen vor der letzten, furchtbarsten Enthüllung steht, wo die Zuschauer von der schrittweis näher und näher rückenden Schicksalsenthüllung in eine Spannung versetzt sind, wie sie stärker vielleicht im tragischen Theater nicht vorkommt — da regt sich in Chor und Zuschauern erst als Ahnung die Freude eines Götterfestes, dann wird es Gewissheit, und Chor und Zuschauer schweben in der schwärmerisch-seligen Vision eines Götteridylls, und über dem Bilde fröhlichen Götterlebens in der alten, unentweihten Bergwildniss, da schwindet der Gedanke an das Entsetzliche im Schicksal der Menschen. Ist doch auch das herrliche Chorlied im Oedipus auf Kolonos, das Lied vom göttererfüllten und göttlich unvergänglichen Attika, vom Chore gesungen nach leidvollen Kämpfen des Helden und in der Erwartung neuer, schwererer Kämpfe und vom Dichter gedichtet in jammervoller Zeit, vielleicht kurz vor der Vernichtung seiner Vaterstadt! Inmitten der bangen Erwartung des Schrecklichen regt sich in der tiefsten Seele das unvernichtbare Lebensgefühl als Ahnung, Weissagung, Verückung, und so entsteht die lyrische Idylle. So, glaube ich, sind auch diese Idyllen des Horaz nicht müssig spielende Idealisierungen einer leidlich behaglichen Wirklichkeit, sondern indirecte Idealisierungen, sozusagen umgekehrte Spiegelbilder einer wüsten, wilden Zeit; ich denke mir sie entstanden in den Jahren kurz vor 31, als der in Aussicht stehende oder schon erreichte Besitz des sabinischen Gutes für Horaz eine äussere Veranlassung, die unruhvolle Erwartung des letzten Bürgerkrieges aber den inneren Grund zu einer Idyllenpoesie geben konnte. Ich kann hier bloss andeuten, dass wir überhaupt, wie es scheint, im ersten Buche der Oden die Gedichte der ersten Liederperiode des Dichters und zwar im Grossen und Ganzen nach der Zeitfolge geordnet vor uns haben, und dass diese erste Liederperiode noch in die dreissiger Jahre fällt.

Wenn man so viele horazische Gedichte mit der klangreichen Melodie ihrer Verse, der satten, kräftigen Farbe ihres Ausdrucks, dem noblen Schwung der Gedanken hört und liest, ohne — wie es doch unser erster Aesthetiker Vischer beim lyrischen Liede

fordert — im Bilde der Dichtung ein Weltbild und in diesem Weltbilde wiederum den nothwendigen Stimmungsausdruck einer bestimmten Lage durchzusehen und durchzufühlen und ohne — wie es das Gesetz vom Ursprung der Lyrik verlangt — die Stimmungen und Bedürfnisse einer Welt von Menschen nach- und mitzuempfinden, dann freilich sind Einem die horazischen Lieder, wie so viele andere antike Dichtung, nichts als schöne Formen ohne wirklichen Zusammenhang mit der sie umgebenden Welt, ohne eigenes Leben und ohne lebenwirkende und lebengestaltende Kraft: sie kommen mir vor wie jene merkwürdigen, formenschönen und farbensatten Blumenrasen, die man im Hochgebirge mitten in kahler, trockner Stein- und Geröllwüste findet, ein wunderlich schönes Naturspiel ohne Zusammenhang mit der Umgebung. Wie uns aber der Botaniker sagt, dass dann immer, wenn auch tief unten, die verborgenen Quellen fliessen und das aufmerksame Ohr ihr Rieseln vernehme und dass diese schönen Bildungen ihr Leben in der Tiefe schöpfen und von derselben Lebenskraft, welche das Hochgebirge verwittern und zerbröckeln lässt, aus Tod und Zerstörung als neues, schöneres Leben gezeugt werden: so sind mir viele horazische Lieder, sobald ich es vermag die Stimmungen der Zeit aus ihnen zu vernehmen, Zeichen dafür, wie auch diese formenschöne Dichtung inmitten all des Schuttes und Gerölls der verwitternden und zerbröckelnden alten römischen Welt hervorgerufen ist von der unversiegten innersten Lebens- und Gemüthskraft des römischen Volkes. Wenn aber die antike Welt für unsere Welt noch eine Bedeutung hat, wenn sie Leben zeugen und Leben gestalten soll, dann müssen wir bemüht sein, unter ihren Formen und Gestalten selber erst das rinnende, rieselnde Leben zu vernehmen und zu spüren. (Lebhafter Beifall.)

Rector Professor Eckstein: Meine Herren! Dem Vortrage, der melle dulcius in unsere Herzen geflossen ist, gebührte sich wohl, eine längere Erwiderung zu schenken; aber mit Rücksicht auf die Zeit werde ich mir erlauben, von Herrn Professor Plüss, der ja so sinnig und phantasiereich neue Wege und neue Gesichtspunkte eröffnet hat, privatim mich belehren zu lassen. Ich muss gestehen, ich bin zu alt und meine Phantasie ist zu bleiern geworden, um auf alle diese Wege zu kommen. Aber für diese Anregung, wie für viele Beiträge, die Herr Plüss für diesen Dichter, wie für Vergil gegeben hat, will ich ihm danken. Namentlich aber die Lalage in der grässlich-feierlichen Melodie zu nehmen, wie unsere Schülerchöre sie nehmen, dazu werde ich mich nie verstehen.

Nachdem der Präsident an den Beifall, den der Vortrag gefunden, den Dank der Versammlung angeschlossen, stellt er die Tagesordnung für die nächste Sitzung fest und schliesst die Sitzung um 12 Uhr 20 Minuten.

---

#### Vierte allgemeine Sitzung.

Die Sitzung wird von dem zweiten Präsidenten Gymnasial-Director Dr. Weicker um 10 Uhr 15 Minuten eröffnet.

Derselbe macht einige geschäftliche Mittheilungen hinsichtlich der Ausflüge und der eingelaufenen Geschenke, besonders über das im Anschluss an eine Widmung für die Innsbrucker Versammlung eingesandte Werk des Director Kirchenbauer in Znaim: Theogonie

und Astronomie. Ihr Zusammenhang nachgewiesen an den Göttern der Griechen, Aegypter, Babylonier und Arier. Wien, 1881.

Dasselbe wird im Sinne des zur Verlesung gebrachten Begleitschreibens namentlich auch als ein Gruss aus Oestreich der dankbaren Beachtung empfohlen und dem Präsidium die Ermächtigung zur Erwiderung der Zuschrift im Namen der Versammlung ertheilt.

Hierauf erhält das Wort zu seinem Vortrage

### Ueber historische Entwicklung lateinischer Wortbedeutungen

Herr Privatdocent Dr. Heerdegen aus Erlangen:

Hochgeehrte Versammlung! Es ist ein Stück lateinischer Sprachgeschichte, wofür ich in letzter Stunde mir erlaube Ihre geneigte Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ich hoffe dabei um so mehr auf Ihre freundliche Nachsicht, je weniger zahlreich und je weniger erschöpfend die Vorarbeiten sind, welche gerade auf dem Gebiete, das ich hier zu berühren gedenke, bisher vorliegen. Um so nöthiger ist es aber auch, mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu beginnen.

Zwei grosse Principien sind es überhaupt, welche das Leben der Sprache beherrschen und auf deren Erkenntniss und Durchführung alle wissenschaftliche Grammatik beruht: das Princip der Analogie und das Princip historischer Entwicklung.

Das Princip der Analogie, d. h. einer durchgreifenden Gesetzmässigkeit aller einzelnen Spracherscheinungen unter bestimmten einheitlichen Gesichtspunkten, war bekanntlich schon das Ideal der Grammatiker zu Alexandria und ist dies seitdem auch für alle Folgezeit geblieben. In neuerer Zeit war es besonders die vergleichende Sprachforschung, welche die Erreichung dieses Zieles mächtig förderte, indem sie mit ihrem erweiterten Gesichtskreis und ihrer verfeinerten Methode neue Ausblicke eröffnete und neue Hilfsmittel zu den alten darbot.

Das Princip der Analogie bedarf jedoch nothwendig der Ergänzung durch das andere, durch das der historischen Entwicklung. Wie alle übrigen Aeusserungen nationalen Geisteslebens, so will auch die Sprache durchaus betrachtet sein als etwas geschichtlich Gewordenes und in steter geschichtlicher Fortentwicklung Begriffenes; nur aus dem Zusammenhange dieser Gesamtentwicklung heraus empfängt auch das Einzelne seine volle und wahre Beleuchtung. Auf das Princip der Analogie gegründet und von einheitlichen Gesichtspunkten beherrscht ist das Leben der Sprache immer und unter allen Umständen; aber der Zeitpunkt wann und die jeweiligen Bedingungen, unter welchen in jedem einzelnen Falle gerade diese oder jene Analogie Platz griff und zum Durchbruche kam, — dies ist der Gegenstand der historisch-grammatischen Forschung, und in diesem Sinne ist das Ideal der modernen Grammatik im Vergleich zu der des Alterthums allerdings ein höheres geworden, nämlich das der höheren Einheit und gegenseitigen Durchdringung beider Principien.

Dies Alles ist hinlänglich bekannt und bedarf keines Beweises. Während nun aber auf allen andern Gebieten der Grammatik beide Principien längst anerkannt und durchgeführt oder doch in entschiedener Durchführung begriffen sind, ist dies noch nicht in dem Masse, wie man es wünschen möchte, der Fall auf einem Gebiete, dessen praktische Pflege wir allerdings nicht sowohl der Grammatik als dem Wörterbuch zu überlassen gewohnt sind: ich meine die sogenannte Bedeutungslehre oder Semasiologie.



Und doch bilden die Bedeutungen der einzelnen Wörter einer Sprache — denn damit haben wir es hier zu thun — unleugbar nicht nur einen wichtigen, sondern genau genommen sogar den wichtigsten, weil den Grundbestandtheil alles sprachlichen Lebens. Es fragt sich also, ob denn nicht die Wortbedeutungen auch ihrerseits Antheil haben an der Herrschaft jener beiden grammatischen Grundprincipien, mit anderen Worten: ob nicht auch auf dem Gebiete des Lexikons nicht nur Analogie, sondern insbesondere auch historische Entwicklung sich erkennen lasse. Und dies nun speciell für das Lateinische nachzuweisen ist die Aufgabe meines heutigen Vortrags.

Nach guter grammatikalischer Sitte empfiehlt es sich, zu diesem Zwecke sogleich ein Paradigma zu wählen, welches geeignet erscheint, eine concrete Grundlage für unsere Betrachtung abzugeben. Ich wähle hiezu das Verbum *orare* bitten, ursprünglich reden. Zwei Fragen sind es, die wir im Folgenden zu beantworten haben: 1) auf welcher Analogie beruht das Verhältniss der beiden Bedeutungen dieses Wortes? 2) wann und unter welchen Umständen hat sich der Uebergang der einen Bedeutung in die andere historisch entwickelt und vollzogen?

Zur Beantwortung der ersten Frage gehen wir aus von der Form des Wortes. *Orare* ist ein Derivatum nach der Analogie der ersten oder A-Conjugation von dem consonantischen Nominalstamm *or*, Nominativ *os*, Mund, gerade wie z. B. *calcare* vom Stamme *calc*, Nominativ *calx*, Ferse. Wie also *calcare* die Ferse gebrauchen, d. h. treten, so heisst *orare* den Mund gebrauchen, d. h. reden.

Bei dieser Ableitung der Grundbedeutung verdient vor Allem Beachtung das synonymische Verhältniss unseres Wortes zu anderen Wörtern, welche der nämlichen allgemeinen Begriffssphäre des Redens angehören, wie *aio*, *inquam*, *loqui*, *dicere*. Von diesen begriffsverwandten Ausdrücken unterscheidet sich *orare* insofern, als es den Begriff des Redens mit einer gewissen Energie bezeichnet: *orare* ist stets ein intensives, angelegentliches und anhaltendes Reden. Dadurch ist es verschieden von *aio* und *inquam*, welche beide nur ein vorübergehendes, einmaliges Behaupten oder Das-Wort-Ergreifen, sowie auch von *loqui* und *dicere*, welche ein allgemeines Sichäussern, bezw. ein belehrendes Mittheilen oder Angeben bezeichnen.

Behält man diesen synonymischen Unterschied im Auge, so begreift sich, wie leicht die Bedeutung des angelegentlichen anhaltenden Redens in die des angelegentlichen Bittens übergehen konnte. Und in der That findet sich auch bei *orare* in seiner jüngeren Bedeutung ganz der gleiche Unterschied gegenüber den Synonymen des Bittens: auch *orare* bitten ist immer nur ein angelegentliches, anhaltendes Bitten, ein Bitten im energischen und intensiven Sinn, und dadurch ebenso verschieden von *rogare* als dem einmaligen momentanen Ersuchen, wie von *petere* als dem allgemeinen unbestimmten Etwas-habenwollen. Die Differenz des Angelegentlichen, Anhaltenden ist es also, welche gleichsam das Band oder die Brücke bildet, vermittelt welcher der Uebergang der Bedeutung unseres Wortes vom Reden zum Bitten sich vollzog, und es bestätigt sich hier somit die wiederholt ausgesprochene Beobachtung, dass die individuellen Bedeutungs differenzen der einzelnen Synonyme ursprünglicher, stärker und nachhaltiger seien, als die generellen Begriffssphären, welche die verschiedenen Synonyma unter einander gemein haben.

Indessen, die eigentliche Analogie, das lexikalische Sprachgesetz, auf welchem jener Bedeutungsübergang selbst beruht, ist hiemit noch nicht ausgesprochen. Die-

selbe ist vielmehr zu suchen in dem Unterschiede der beiden Begriffe des Redens und Bittens unter einander. Es kommt darauf an, diesen zu charakterisiren und ihn mit den Bedeutungsübergängen anderer Wörter der lateinischen Sprache in Parallele zu setzen. Es ist dies der Uebergang eines allgemeinen Begriffs (des Redens) in einen speciellen (des Bittens), oder kurz: eine Specialisirung des Wortbegriffs, eine Determination, wie man ihn auch nennen könnte. *Orare* in seiner jüngeren Bedeutung ist nichts als ein Reden in einem speciellen Sinn und zu einem speciellen Zweck. Eine solche Determination findet sich häufig genug auch bei anderen Wörtern. So heisst *plangere* allgemein: schlagen, speciell: sich selbst in leidenschaftlichem Schmerze an die Brust schlagen; *pendere* hängen, wägen, speciell: Geld wägen, zahlen. Aehnlich *tueri* schauen — auf etwas schauen, es schützen; *cubare* liegen — krank liegen; *iacere* in anderem Sinn: liegen — ohnmächtig darniederliegen; *vivere* leben — wohl leben u. s. w. — Beispiele, für deren Bedeutungsübergang unsere Wörterbücher wohl auch den besonderen technischen Terminus des „Prägnanten“ zu verwenden pflegen\*). Alles dieses sind Verba; auf diesen Redetheil beschränkt sich aber unsere Analogie keineswegs; sie tritt vielmehr ebensogut beim Nomen, und hier wieder ebensowohl beim Substantivum wie beim Adjectivum ein. So heisst *munus* im Allgemeinen: Leistung, Function, im Besonderen: freiwillige Leistung, Geschenk; *gratus* allgemein: wohlgefällig, im besonderen Sinn: dankbar zugethan, und so noch vieles Andere. Genug, wenn nur feststeht, dass wir es hier zu thun haben mit einem in zahlreichen Einzelfällen wiederkehrenden lexikalischen Sprachgesetze, einer semasiologischen Analogie von demselben Rang und Werth, wie es auf etymologischem Gebiete die Analogien des Lautwandels oder die Wortbildungsgesetze sind.

Soviel zur Beantwortung unserer ersten Frage und zur Grundlegung für die zweite. Es fragt sich nämlich weiter: wann und unter welchen Umständen jener determinative Bedeutungsübergang von *orare* historisch eingetreten sei, und welche einzelnen Stadien der Entwicklung derselbe durchlaufen habe. Diese Frage ist natürlich nur zu beantworten aus einer sorgfältigen Durchmusterung sämtlicher uns erhaltener Denkmäler der römischen Litteratur und aus einer correcten Interpretation aller einzelnen Stellen, an welchen *orare* vorkommt. In Betracht kommen hiebei folgende wichtige Gesichtspunkte.

Vor Allem ist schon in der Fassung der Frage angedeutet, dass unsere Aufgabe keine bloss zeitliche oder chronologische ist, sondern dass auch noch andere Rücksichten hiebei ins Spiel kommen. Es fragt sich allerdings zunächst und in erster Linie, zu welcher Zeit der lateinischen Sprachgeschichte die jüngere Bedeutung von *orare* neben der älteren aufkam, sowie ferner, ob und wie lange alsdann die ältere noch neben der jüngeren fortbestand oder ob etwa vielmehr die letztere im lebendigen Sprachgebrauche

\*) Geht man über den Bereich des Lateinischen hinaus, so ergibt sich, dass die Analogie der Determination schon eine gemeinsam indogermanische ist. Um hier nur das Griechische zu vergleichen, so hat z. B. die *W. madh* sinnen, denken in μαθεῖν lernen ihre allgemeine Bedeutung bewahrt, im lat. *mederi* heilen dagegen ist sie auf eine bestimmte Sphäre specialisirt, wiewohl auch hier noch das allgemeine *meditari* danebensteht. Denn *meditari* ist nichts als das Intensivum zu *mederi* (wie *habitare* zu *habere*), und letzteres bedeutet also ursprünglich ebenso allgemein: sinnen, denken, dann speciell: auf Heilung bedacht sein; das Zendwort *madhas* Heilkunde, Weisheit, vereinigt beide Bedeutungen. Vgl. Curtius, Grdz. d. gr. Et. Nr. 286 und 429.

ganz und gar an die Stelle der ersteren eintrat. Eben diese Frage aber ist zugleich auch eine stilistische. Von grösster Wichtigkeit nämlich für den Gebrauch des einzelnen Wortes und für die Geschichte seiner Bedeutung sind die verschiedenen Stilgattungen oder Stilphären, welche die römische Litteratur aufweist: Vulgärsprache und classischer Stil, poetischer und prosaischer Stil u. s. w., wozu dann noch hinzutreten die persönlichen stilistischen Neigungen und Fähigkeiten jedes einzelnen Schriftstellers. Durch diese stilistischen Rücksichten also wird die chronologische Darstellung der Bedeutungsgeschichte unseres Wortes fortwährend modificirt und ergänzt.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Es kann an und für sich nicht die Aufgabe der Bedeutungslehre sein, ausser der Bedeutung des einzelnen Wortes als solcher auch die syntaktischen Beziehungen desselben zu anderen Wörtern in den Bereich ihrer Darstellung zu ziehen; dies letztere ist vielmehr Aufgabe einer andern grammatischen Disciplin, eben der Satzlehre oder Syntax. Allein andererseits liegt es in der Natur der Sache, dass die Art der syntaktischen Beziehungen eines Wortes zu anderen Wörtern nothwendig abhängig und bedingt ist von seiner Bedeutung. Was *orare* betrifft, so fällt es auf, dass die lateinische Schriftsprache, wie wir sehen werden, noch bis in die augusteische Zeit hinein eine gewisse Zurückhaltung beobachtet in der transitiven Construction des Wortes, und an und für sich erscheint in der That der Grundbegriff des Redens bei *orare*, schon der Herkunft des Wortes nach, zunächst als ein absoluter, d. h. ohne alle Beziehung auf ein persönliches oder sachliches Object im Satze. Der Begriff des Bittens dagegen erlaubt und fordert eine solche Beziehung in weit höherem Masse. So findet sich bei *rogare* schon vom archaischen Latein an nicht selten die Construction mit doppeltem Object, einem solchen der Person und einem solchen der Sache. Bei *orare* dagegen erscheint die entsprechende doppelte Verbindung erst in der augusteischen Litteratur, und auch hier nur vereinzelt. Woher also diese Zurückhaltung? Der Grund wird ohne Zweifel zu suchen sein in der Entwicklung der Wortbedeutung, beziehungsweise in dem Masse des Sprachgefühls, welches für die Grundbedeutung des Wortes noch vorhanden war auch dann, als diese selbst längst aus dem lebendigen Gebrauche der Sprache verschwunden war; denn der Wandel der Bedeutung zog zwar mit innerer Nothwendigkeit auch einen Wandel der syntaktischen Construction nach sich; dieselbe konnte jedoch nur allmählich und stufenweise zu völligem Durchbruch kommen. So wird die Geschichte der Bedeutung unseres Wortes nothwendig zugleich zu einer Geschichte seiner Syntax und umgekehrt\*). Und in diesem doppelten Sinne gestaltet sich denn nun ein historischer Ueberblick über die Bedeutungsentwicklung unseres Wortes etwa folgendermassen.

An der Spitze unserer Quellen stehen drei Stellen aus den Zwölftafelgesetzen:

---

\*) Ein anderes, besonders deutliches Beispiel für diese enge Verbindung der Bedeutungsgeschichte mit der Geschichte der Syntax eines Wortes ist das oben bereits genannte *mederi*. Wir sahen dort, dass sich in diesem Worte, verglichen mit der Wurzel *madh*, dem griech. *μαθέν* und dem lat. *meditari*, der ursprüngliche allgemeine Begriff des Denkens, Sinnens, auf eine specielle Sphäre, die des Heilens, determinirt findet. Aus dieser Bedeutungsentwicklung erklärt sich die sonst so auffällige Construction mit dem Dativ: *mederi alicui*, für Jemanden sinnen, auf seine Heilung bedacht sein, also ein *dativus commodi*, wie z. B. bei *alicui consulere*, wogegen bei *sanare*, Einen gesund machen, regelrecht nur der Accusativ steht.

*Rem ubi pacunt orato*, und: *Com perorando ambo praesentes*, — beides Stellen der ersten Tafel; ferner: *Si adorat furto quod nec manifestum erit*, eine Stelle der achten Tafel. Alle drei Stellen zeigen sehr schön, wie der Schwerpunkt der ursprünglichen Bedeutung unseres Wortes durchaus nur in der Mündlichkeit des Unterhandelns lag; denn auch das Compositum *adorare* an der dritten Stelle heisst dort nicht etwa: anflehen oder anbeten, sondern nur: Einen ansprechen, gegen ihn Beschwerde führen. In syntaktischer Hinsicht ist beachtenswerth, dass an allen drei Stellen der Gebrauch des Wortes ein absoluter ist, ohne jeden Accusativ der Person oder Sache, eine Kürze des Ausdrucks, welche allerdings auch dem knappen Lapidarstil der Zwölftafeln am meisten entspricht.

An der Spitze der eigentlichen Litteratur sodann steht für uns ein von Diomedes überlieferter Saturnier des Livius Andronicus aus dessen Odysseeübersetzung: *Utrum genua amplotens virginem oraret*. Der Vers entspricht wörtlich dem homerischen  $\Sigma$  142: Ἡ γούνων λίσσοιτο λαβὼν εὐώπιδα κόρυνη, — wo also das Verbum λίσσεσθαι durch *orare* in seiner specialisirten Bedeutung wiedergegeben ist. Daraus folgt, dass die Specialisirung des Begriffes von *orare* bereits vor oder doch spätestens zur Zeit des Beginns der römischen Litteratur stattgefunden haben muss. Gleichzeitig ist an unserer Stelle bemerkenswerth die syntaktische Verbindung des Wortes mit einem Accusativ des persönlichen Objects (*virginem*), eine Construction, welche sich von nun an bei *orare* in der Bedeutung des Bittens durch alle Perioden hindurch wiederfindet.

Im Mittelpunkt des archaischen Lateins steht Plautus. Bei ihm findet sich *orare* überhaupt an etwa 130 Stellen; darunter sind 17, wo noch an die Grundbedeutung des Redens gedacht werden kann. Allein auch diese tragen fast alle bereits den Charakter des Formelhaften an sich; es sind fast überall nur die Ausdrücke: *aequom*, *bonum aequomque*, *ius bonum oras* u. dergl. Die Bedeutung des Redens ist sonach bei Plautus bereits im Absterben begriffen; die des Bittens behauptet bei ihm schon fast ausschliesslich das Feld.

Dennoch findet sich ausserdem bei ihm wenigstens noch ein indirectes syntaktisches Lebenszeichen der alten Bedeutung, nämlich die an 14 Stellen bei ihm vorkommende Construction *orare cum aliquo*. Keine einzige dieser Stellen hat zwar unmittelbar noch die alte Bedeutung selbst bewahrt; aber die Construction mit *cum* wäre bei der Bedeutung des Bittens gar nicht zu verstehen, hätte nicht dem plautinischen Sprachbewusstsein deutlich genug noch die Grundbedeutung des mündlichen Unterhandelns vorgeschwebt. Dass aber auch Plautus diese Construction bereits als eine veraltete, im Schwinden begriffene ansah, ergiebt sich daraus, dass er sich in allen jenen Fällen durchaus nur auf die drei kurzen Pronominalformen *mecum*, *tecum*, *nobiscum* beschränkt; nirgends steht *cum* mit einem Substantivum.

Ausserdem stehen bei ihm jenen 14 Fällen mehr als 40 mit einem Accusativ der Person gegenüber. Was dagegen den Accusativ der Sache betrifft, so ist bei ihm Folgendes von der grössten Wichtigkeit. Plautus kennt bei *orare* noch keinen andern Accusativ der Sache als den eines neutralen Pronomens oder pronominalen Adjectivs, wie *id oro*, *hoc unum oro* u. dergl., nirgends ein Substantiv. Daraus ergiebt sich, dass wir es in allen diesen Fällen zu thun haben nicht mit einem sog. äusseren oder afficirten, sondern nur mit einem inneren oder efficirten sachlichen Object, — eine Beschränkung der Construction, welche gleichfalls noch auf ein bestimmtes Bewusstsein von der ur-



sprünglichen Grundbedeutung unseres Wortes zurückzuführen ist. Ja selbst diejenigen formelhaften Accusativverbindungen, von welchen oben die Rede war: *bonum aequomque oras* u. dergl., dürften wohl in derselben Weise (als innere Objecte) aufzufassen sein; und ebenso die stehenden Formeln *causam* oder *litem orare*, welche bei Plautus vielleicht nur zufällig nicht vorkommen, sonst aber in späteren Zeiten noch in Gebrauch geblieben sind.

Einen neuen Abschnitt in der Bedeutungsgeschichte unseres Wortes bezeichnet Terentius. Bei ihm steht *orare* mehr als 50 Mal; darunter in der Grundbedeutung nur noch Ein Mal, Phorm. 2, 1, 62, in der Verbindung *orare causam*. Die plautinischen Formeln mit *bonum aequom* finden sich bei ihm nicht mehr; dafür Ausdrücke wie *non aequom dicis* (Ad. 5, 3, 17). In syntaktischer Hinsicht ist von der plautinischen Construction mit *cum* ein letzter Nachklang vorhanden in der Stelle Hec. 4, 4, 64: *Egi atque oravi tecum*; aber auch hier hat das vorausgeschickte *egi* dem folgenden *oravi tecum* zur Stütze dienen müssen.

Schon dies bezeichnet ein weiteres Nachlassen der Grundbedeutung. Hiefür findet sich auf syntaktischem Gebiete noch eine weitere Bestätigung. Terenz ist es nämlich, bei welchem zum ersten Male ein nominaler Accusativ der Sache im Sinne des äusseren oder afficirten Objects mit *orare* verbunden auftritt: *Eius noctem orans* (Heaut. 2, 3, 125) und: *Orabo gnato uxorem* (Andr. 3, 2, 48). Auch an diesen beiden Stellen vermeidet es aber Terenz offenbar noch, zwei nominale Accusative, einen solchen der Person und einen solchen der Sache, neben einander zu setzen.

Wir kommen zur ciceronianischen Zeit. Hier ist obenan zu erwähnen eine Stelle des Lucretius, aus einer der jüngeren Partien seines Gedichts (4, 834), wo der Ausdruck gebraucht ist: *dictis orare*, mit Worten reden. Es ist dies eine Häufung, welche vielleicht eben aus einem gewissen Streben nach Deutlichkeit hervorgegangen ist, da die Grundbedeutung des Wortes schon allzu veraltet schien.

Cicero selbst bietet folgende sechs Stellen mit der alten Grundbedeutung: zwei Mal das stehende *orare causam* (im Brut. und in der Jugendrede pro Quinct.); desgleichen zwei Mal *litem orare* (in de or. und de off.). Ein Mal steht der Ausdruck *re inorata* in der Jugendrede p. Rosc. Am., wozu sich ein früheres Seitenstück bei Enn. vorfindet. Auffallend dagegen ist das einfache *orare* im Eingang der Rede p. red. in sen., und zwar in der Verbindung *orando* (= *oratione*) *complecti*. Allein diese Rede ist bekanntlich auch aus anderen Gründen der Unechtheit verdächtig, und so darf der ungewöhnliche Gebrauch von *orare* an dieser Stelle wohl nicht als ein ciceronianisches Beispiel, sondern vielmehr als ein neuer gewichtiger Grund gegen die Echtheit der ganzen Rede angeführt werden\*).

Was die Syntax betrifft, so hat es Cicero noch unterlassen, jene Neuerung der terentianischen vulgären Sprache mitzumachen und *orare* bitten mit einem nominalen

\*) Eine andere Lesart (*ornando*) empfiehlt sich schon desshalb nicht, weil die (gleichfalls unechte) Parallelrede p. red. ad Quirites im Eingang eine dem Gedanken nach genau entsprechende Stelle enthält, welche offenbar mit der unsrigen correspondirt: man vergleiche mit einander § 1 der einen und § 5 der andern Rede.

Accusativ der Sache zu verbinden; er thut dies selbst nicht im familiären Stil der Briefe. Ja auch ein *illud oro* und dergl. gestattet er sich nur einige wenige Male, und dann immer nur mit einem unmittelbar darauffolgenden *ut* oder blossem Conjunctiv. Kurz, die cicero-nianische Sprache bewährt auch hier wieder ihr gewohntes classisches Mass durch Einhaltung der rechten Mitte, ebensowohl gegenüber dem Archaismus der nun einmal veralteten Grundbedeutung, als gegenüber der von Terenz angebahnten Erweiterung (Neologismus) der syntaktischen Rection.

Wenden wir uns zu den zeitgenössischen Historikern, so erscheint Caesar fast noch strenger als Cicero. Caesar hat *orare* 16 Mal; darunter kein Mal in der archaischen Grundbedeutung und auch in syntaktischer Beziehung nirgends mit einem Accusativ der Sache, selbst nicht mit dem Neutrum eines Pronomens. Letzteres findet sich zwei Mal bei seinem Fortsetzer Hirtius. Cornelius Nepos gebraucht *orare* überhaupt nur 6 Mal, woraus sich für uns statistisch kaum etwas schliessen lässt. Dagegen ist Sallust der Erste nicht nur unter den Historikern, sondern unter den Prosaikern überhaupt, welcher, dem Vorbilde des Terenz folgend, *orare* mit einem nominalen äusseren Object der Sache zu verbinden sich erlaubt: er hat Ein Mal wenigstens *pacem orare* (Jug. 47, 3).

Die letzten Schranken endlich durchbricht die augusteische Zeit, zuerst die Dichter, dann auch die Prosaiker.

Unter den Dichtern geht voran Vergilius. In semasiologischer Beziehung entspricht es seiner Neigung zu Archaismen, dass er *orare* noch einige Male in der Grundbedeutung anwendet: Ein Mal in der stehenden Verbindung *causas orare*, dann aber auch in gewissen den Schluss einer directen Rede anzeigenden Wendungen wie *talibus orabat Juno* u. dergl. Syntaktisch gestattet sich Vergil den nominalen Accusativ der Sache mit allen Consequenzen: nicht nur in einfachen Verbindungen wie *pacem orare*, sondern auch in solchen wie *pacem me oratis*, also mit doppeltem Accusativ; ja endlich sogar mit Umwandlung des sachlichen Objects in ein sachliches Subject bei passiver Construction: *Si mora praesentis leti tempusque caduco oratur iuveni*, — die beiden letzten Stellen im 11. und 10. Buch der Aeneis. Hervorzuheben ist auch die einmalige Verbindung *veniamque oremus ab ipso*, ebenfalls im 11. Buch, welche zwei vereinzelte Vorläufer hat in einem Fragment des Pacuvius (122 R.), sowie in dem nachplautinischen Prolog des Amphitruo, übrigens aber gleichfalls einen Gradmesser abgiebt für die allmähliche Abstumpfung des Sprachbewusstseins für die Grundbedeutung unseres Wortes.

Allen diesen Freiheiten Vergils gegenüber steht Horaz der Sprache Ciceros unter allen Dichtern der augusteischen Zeit am nächsten. In semasiologischer Hinsicht hat er an 17 Stellen die Grundbedeutung nirgends, in syntaktischer gebraucht er *orare* theils absolut theils verbunden mit einem pronominalen (adjectivischen) Neutrum. Besonders erwähnt zu werden verdient die Stelle Ep. 1, 12, 23: *Verum orabit et aequum*, weil sie an die plautinischen Formeln mit *aequum bonum*, doch hier mit der Bedeutung des Bittens erinnert.

Auch Ovid hat der Schrankenlosigkeit Vergils gegenüber etwas Zurückhalten-des und Vornehmes. Auch bei ihm findet sich die Grundbedeutung nicht mehr; syntaktisch aber gestattet er sich immerhin zu wiederholten Malen ein *opem*, *veniam orare* u. dergl.

Endlich ist nun aber Livius unter den Prosaikern der Erste, welcher sich den

Freiheiten Vergils in ausgedehntem Masse anschliesst. In semasiologischer Hinsicht hat er mehrere Male den stehenden Ausdruck *orare causam*, Ein Mal auch — wohl des Gegensatzes halber — das bloss *orare* in der Stelle *ipse pro se oraverit scripseritque* (39, 40, 12). In syntaktischer Hinsicht aber hat er nicht nur (wie Ovid) viele Verbindungen wie *opem orare*, *pacem orare*, sondern auch Ein Mal wenigstens (wie Vergil) *auxilia regem orabant*: — das erste Beispiel also einer doppelten nominalen Accusativverbindung bei *orare* in der lateinischen Prosa.

Hiemit findet die Entwicklungsgeschichte unseres Wortes einen gewissen Abschluss. Wir haben gesehen, wie der Uebergang der ältern in die jüngere Bedeutung bereits vor oder spätestens mit dem Beginn der archaischen Litteratur anzusetzen ist, wie dann mit immer spärlicher erscheinenden Belegen die alte Bedeutung neben der jüngeren sich nur noch mit Mühe fortristet, wie sodann in der Syntax Anfangs noch die Construction mit *cum* an die alte Bedeutung zurückerinnert, wie ferner bis in die augusteische Zeit hinein die Verbindung eines nominalen Accusativs der Sache mit der grössten Zurückhaltung behandelt wird, wie endlich aber auch diese Schranke fällt und damit das völlige Erblassen des Zusammenhangs der neuen mit der alten Bedeutung constatirt werden kann. Eine weitere Verfolgung der Geschichte unseres Wortes würde zu zeigen haben, wie in der silbernen und in der archaisirenden Latinität *orare* in seiner alten Bedeutung im technischen Sprachgebrauch wieder zur Verwendung kommt, wie sodann im späteren (christlichen) Latein dem Begriff des Wortes eine neue, eigenartige Specialisirung im Sinne des religiösen Bittens oder Betens zu Theil wird und wie endlich in jenem sprachlichen Gährungsprocesse, aus welchem die romanischen Sprachen hervorgingen, *orare* zuletzt völlig verschwindet. Auf alles dies kann hier nicht näher eingegangen werden; dafür sei mir gestattet, zum Schlusse noch an eine andere eigenthümliche lexikalische Erscheinung zu erinnern, welche geeignet ist, die Charakteristik unseres Wortes gerade für den hier von uns betrachteten Zeitraum zu vervollständigen, nämlich an die Erscheinung der semasiologischen Stellvertretung oder Substitution.

Dieselbe entspringt aus dem frühzeitigen Verluste der Grundbedeutung und beruht auf dem Bedürfniss, den Begriff des Redens in einer andern geeigneten Weise zum Ausdruck zu bringen. Es musste für das alte *orare* ein Ersatz gefunden werden und hiezu bot sich unter den Synonymen das stellvertretende *dicere* in absolutem Sinn als das geeignetste dar. Zwar deckte es sich, wie wir oben sahen, mit dem alten *orare* seinem Begriffe nach keineswegs, aber es kam ihm doch unter den vorhandenen Synonymen insofern am nächsten, als es das Bedeutungsmoment des kunstmässigen, auf Ueberzeugung berechneten Redens in den Vordergrund treten liess. So geschah es, dass *dicere* schon im archaischen Latein zuerst neben, dann anstatt des alten *orare* eintrat, was sich namentlich deutlich an dem stehenden Ausdruck *causam dicere* = *causam orare* verfolgen lässt. Bedürften wir ausserdem noch eines besonderen Zeugnisses, so findet sich ein solches bei Cicero im Anfang des dritten Buches seiner Schrift de legibus, wo er in archaisirendem Stil seine Mustergesetze entwirft, die dann commentirt werden, und wo es u. A. heisst: *Senator loco orato*, — d. h., wie dann erklärt wird: *Ut loco dicat, id est rogatus*.

Charakteristisch ist hiebei das Verhältniss, welches wir die verschiedenen Ableitungen und Zusammensetzungen von *orare* zu dieser Stellvertretung durch *dicere*

einnehmen sehen. Auch sie haben natürlich ihren Antheil an der Entwicklungsgeschichte unseres Wortes, und zwar besteht derselbe, wie sich denken lässt, wesentlich darin, ob und in wie weit jede einzelne Ableitung oder Zusammensetzung den Bedeutungsübergang des Grundwortes auch ihrerseits mitmacht oder nicht. Was zuerst die Composita betrifft, so hat *perorare* nie eine andere als die Grundbedeutung des Zu-Ende-Redens gehabt, und *causam perorare* ist in diesem Sinne daher stets auch neben dem substituirten *causam dicere* im Gebrauch geblieben. *Exorare* dagegen konnte, der Präposition *ex* wegen, wohl immer nur „erbitten“ heissen. *Adorare* endlich, das wir oben an einer Stelle der Zwölftafelgesetze in der archaischen Bedeutung „ansprechen“ kennen lernten, findet sich in der späteren römischen Litteratur überhaupt erst wieder in augusteischer Zeit, und zwar, wie es scheint, als völlig neu gebildetes Compositum in der Bedeutung „anflehen“. Die beiden letztgenannten Composita sind somit der jüngeren Bedeutung von *orare* gefolgt.

Was dagegen die Ableitungen betrifft, so sind die Verbalsubstantiva *oratio* und *orator* stets bei der Grundbedeutung des Redens stehen geblieben. Als daher das alte *orare* durch das substituirte *dicere* ersetzt wurde, dienten sie diesem ebenso wie das vorhin genannte Compositum *perorare* zu entsprechender semasiologischer Ergänzung. Das von *dicere* selbst gebildete Nomen actionis *dictio* bestand zwar daneben auch, scheint aber im classischen Latein nur in gewissen technischen Verwendungen (Ausdruck, Vortrag) gebraucht worden zu sein, und das Nomen agentis *dictor* kommt im vorchristlichen Latein überhaupt nicht vor. So finden wir denn zwischen *oratio* und *orator* als Derivaten des alten *orare* einerseits und zwischen dem stellvertretenden *dicere* andererseits in der classischen und augusteischen Latinität ein gegenseitiges supplementäres Verhältniss, das aber natürlich den ursprünglichen beiderseitigen etymologischen Zusammenhang auseinanderriß und durchkreuzte, und als daher spätere Rhetoren die archaische Bedeutung von *orare*, reden, in technischem Sinne wieder aufnahmen, konnten sie sich dabei zum Mindesten darauf berufen, dass sie damit das durch das eingedrungene *dicere* gestörte ursprüngliche etymologische Gleichgewicht in seiner vollen Alterthümlichkeit, wenn auch freilich nur künstlich, wieder herstellten.

Hochgeehrte Versammlung! Es ist nur die Bedeutungsgeschichte Eines Wortes, und auch diese nur ihrem Haupttheile nach, welche ich Ihnen hier vorzuführen versucht habe. Mein Wunsch war, daran als an einem Musterbeispiel zu zeigen, inwiefern jene beiden grammatischen Grundprincipien der Analogie und der historischen Entwicklung auch auf lexikalisch-semasiologischem Gebiete anzuerkennen seien, gleichzeitig aber auch darauf hinzuweisen, wie eng verbunden die Geschichte der Syntax eines Wortes mit der Geschichte seiner Bedeutung ist. Sollte mir dieser Versuch gelungen sein, so erscheint wohl auch die Behauptung gerechtfertigt, dass wir es hier zu thun haben mit einem Gebiete, dessen allseitige sorgfältige Bearbeitung noch reichlichen Ertrag verspricht nicht nur unmittelbar und im Allgemeinen für die Grundlegung einer künftigen Gesamtgeschichte der lateinischen Sprache, sondern auch mittelbar und im Besonderen für Erklärung und Kritik der einzelnen Schriftsteller.

Der Präsident spricht den Dank der Versammlung für den inhaltreichen und exacten Vortrag aus und ertheilt das Wort Herrn Oberlehrer Dr. Diels (Berlin) zu dem Vortrage:



### Ueber Leukipp und Demokrit.

Hochgeehrte Versammlung! In der gedankenreichen Rede, womit unser allverehrter Herr Präsident diese Feststage eröffnet hat, wies er mit Nachdruck auf die gewaltige, Jahrtausende füllende Geistesarbeit hin, welche sich in die kurze Spanne vom Anfange des fünften Jahrhunderts bis zum peloponnesischen Kriege zusammendrängt. Es sei mir gestattet, Ende und Anfang verknüpfend, Sie in diese an grossartigen, energischen, fruchtbaren Gedanken so überreiche Zeit zurückzuführen und Ihre Aufmerksamkeit auf eines der bedeutendsten philosophischen Systeme dieser bedeutenden Zeit, auf die Atomistik hinzulenken.

Ueber Leukipp und Demokrit hat auf der vorjährigen Philologenversammlung Erwin Rohde einen Vortrag gehalten, der bei den Anwesenden grossen Beifall gefunden zu haben scheint. Seine Absicht ging dahin nachzuweisen, dass nicht Leukipp, wie man bisher wähnte, sondern Demokrit der Schöpfer der materialistischen Weltanschauung sei, dass dieser die Leukipp zugeschriebenen Bücher verfasst, mit einem Wort: dass Leukipp eine mythische Person sei, die aus der Geschichte der Philosophie fortan zu verschwinden habe. Eine so weittragende Ansicht vorgetragen von einem Gelehrten, dessen kritische Arbeiten zur Geschichte der griechischen Litteratur eines hohen Rufes sich erfreuen, konnte nicht verfehlen ein berechtigtes Aufsehn zu erregen. Allein so blendend sie deduziert, so gelehrt sie begründet, so geistreich sie dargestellt sein mag, die Ansicht selbst ist falsch und die Art der Beweisführung muss in Folge des Ansehens, welches die sonstigen Arbeiten Rohdes gerade wegen ihrer Methode geniessen, verwirrend und verderblich wirken. Denn es handelt sich nicht bloss darum den genialen Stifter des Materialismus ohne ausreichenden Grund als erschwandelt hinzustellen, sondern vielmehr darum Aristoteles und Theophrast, d. h. die Grund- und Ecksteine unserer Kenntniss vorsokratischer Philosophie als betrogene Betrüger zu erweisen. Denn wohlgemerkt, es dreht sich hierbei nicht um Kritik und Auffassung fremder Systeme, in der es ungereimt wäre an eine „mystische Unfehlbarkeit“ des Aristoteles glauben zu wollen, nein um die historische Existenz eines gewaltigen Denkers, die in den Werken des Stagiriten wohlverbürgt und verbrieft vorliegt. Vor kurzem konnte der gelungene Versuch gemacht werden aus dem blossen Schweigen des Aristoteles die Geschichte der griechischen Komödie von einer argen Fälschung zu säubern<sup>1)</sup>, jetzt sollen wir lernen, dass dieser selbe Aristoteles sich durch einen weiss Gott wie erfundenen Namen hat schändlich täuschen lassen. Und doch ist es derselbe Aristoteles, der den Namen des Pythagoras mit übergrosser Aengstlichkeit meidet, derselbe, der den Orphischen Schwindel aufdeckte<sup>2)</sup>, der auch uns noch in historischen Dingen nicht nur als der Meister des Wissens, sondern auch des Urteils erscheint! Aber die Sache steht noch schlimmer. Bekanntlich ist der Atomismus gerade in Athen lange fremd und unbeachtet geblieben. Erst Aristoteles mit seinem von attischem Vorurteil unbefangenen Scharfblicke erkannte den hohen Werth des Systems und wies ihm neben den allerbedeutendsten den Platz an. Wie ist es also erklärlich, dass Aristoteles in einer Sache, wo er ganz ohne Frage der competenteste Beurteiler des Altertums genannt werden

1) Ich meine die Megarische Komödie und deren Beseitigung durch Wilamowitz Herm. IX, 319 s. Kock C. A. F. I, 3.

2) Lobeck Aglaophamus 347.

darf, sich einen unverzeihlichen Irrtum zu Schulden kommen liess? Doch Epikuros sagt, es habe einen Philosophen Leukippos nie gegeben und Epikuros ist ein ehrenwerther Mann<sup>3)</sup>. Mag er auch sonst allerlei bedenklichen Klatsch über das Leben der Philosophen mit wenig Kritik und viel Behagen verbreitet haben<sup>4)</sup>, mag er auch gerade an der Stelle, wo er jenes vernichtende Wort spricht, auf einer argen Eitelkeit, um nicht zu sagen Lüge, ertappt sein<sup>5)</sup>, so verdient er doch hier, wenn wir Rohde glauben wollen, entschieden den Vorzug vor Aristoteles. Das müssen gewichtige, unwiderlegliche Gründe gewesen sein, die auf die Wagschale Epikurs gefallen sind!

Rohde geht von der unzweifelhaft richtigen Thatsache aus, dass uns des Leukippos Lehre nur in dem von Aristoteles und Theophrast gegebenen Berichte vorliegt<sup>6)</sup>. Sodann constatirt er ebenfalls richtig, dass diese Berichte mit dem Systeme des Demokrit verglichen in allem Wesentlichen vollständig übereinstimmen<sup>7)</sup>. Daraus würde, fährt er fort,

3) Laertios Diogenes X, 13 τοῦτον (Epikur) Ἀπολλόδωρος ἐν Χρονικοῖς Ναυσιφάνους ἀκούσαι φησι καὶ Πραξιφάνους· αὐτὸς δ' οὐ φησιν, ἀλλ' ἑαυτοῦ ἐν τῇ πρὸς Εὐρύλοχον ἐπιστολῇ. ἀλλ' οὐδὲ Λεύκιππον τινα γεγενῆσθαι φησι φιλόσοφον οὔτ' αὐτὸς οὔθ' Ἑρμαρχος, δὲν ἐνιοί φησι καὶ Ἀπολλόδωρος ὁ Ἐπικούρειος διδάσκαλον Δημοκρίτου γεγενῆσθαι. Ich stimme in der Erklärung dieser Stelle mit Rohde überein. Epikur hätte sich begnügen können zu sagen οὐδὲ Λεύκιππον τινα γεγενῆσθαι „ein gewisser Leukipp habe nie existiert“, wenn er nicht die Möglichkeit, dass es homonyme Leute andern Standes gegeben habe, hätte einräumen müssen. Zeller (I<sup>4</sup>, 842 b) erklärt: „Epikur wollte den Leukippos gar nicht für einen Philosophen gelten lassen.“ Dagegen spricht nicht die Grammatik, wie Rohde will, aber der Zusammenhang. Wofür sollte er ihn denn sonst gelten lassen? Wenn E. auch nur die Excerpte bei Aristoteles kannte, musste er ihn doch ebenso gut wie Demokrit für einen zünftigen Philosophen erklären. Wenn F. Kern (Zeitschr. für Philosophie und phil. Kritik, Ergänzungsheft 1880 p. 25) Rohdes Erklärung namentlich wegen τινά abweist, so nimmt er gewiss nicht richtig die prägnante Bedeutung von τίς „ein namhafter“ an. Vielmehr hat hier τίς einen polemischen Charakter, wie unser deutsches „ein gewisser“, man fingiert Unbekanntschaft mit einem in Wirklichkeit recht gut bekannten Manne. So sagt z. B. Geminus in seiner Epitome der Meteorologie des Poseidonios (Simplic. phys. f. 65<sup>r</sup>, 3) διὸ καὶ παρελθὼν τίς φησιν Ἡρακλείδης ὁ Ποντικός, ὅτι κτλ. (wo aus Unkenntniss dieses Gebrauchs die Aldine τίς, φησιν Ἡ. ὁ Π., ἔλεγεν unsinnig interpoliert hat). Den Zusammenhang dieser Leugnung mit der eignen Schülerschaft Epikurs hat Rohde richtig entwickelt. Ueber Nausiphanes als Lehrer E. s. Hirzel Untersuchungen I, 108 ff. Dass er ihn gehört, sagt er selbst an einer andern Stelle (Sext. adv. math. I, 4. Cic. d. d. nat. I, 26, 73). Wenn er also zu verstehen giebt, er könne sich nicht als Schüler betrachten, so ist das in Anbetracht seiner Abhängigkeit von den Atomisten zum mindesten eine pietätlose Aufschneiderei. Auch sind die Titel, die er seinem Lehrer spottweise giebt, πλεῦμόνα τ' αὐτὸν ἐκάλει καὶ ἀγράμματον καὶ ἀπατεῶνα καὶ πόρνον nicht hübsch.

4) L. Diog. X, 8: τοὺς τε περὶ Πλάτωνα Διονυσκόλακας καὶ αὐτὸν Πλάτωνα χρυσοῦν καὶ Ἀριστοτέλην ἄσωτον δὲν καταφαγόντα τὴν πατρῴαν οὐσίαν στρατεύεσθαι καὶ φαρμακοπωλεῖν. φορμοφόρον τε Πρωταγόραν καὶ γραφέα Δημοκρίτου καὶ ἐν κώμαις γράμματα διδάσκειν. Ἡράκλειτόν τε κυκλήτην καὶ Δημοκρίτον Ληρόκριτον καὶ Ἀντίδωρον Καϊνίδωρον· τοὺς τε κυνικοὺς ἐχθροὺς τῆς Ἑλλάδος καὶ τοὺς διαλεκτικοὺς πολυφθονέτους, Πύρρωνα δ' ἀμαθῆ καὶ ἀπαίδευτον.

5) S. A. 3 E.

6) Dasselbe gilt für Anaximander, Anaximenes, Archelaus und so ziemlich auch für Xenophanes, eine Erscheinung, die für den in die Geschichte der doxographischen Ueberlieferung Eingeweihten nichts Auffallendes hat. Ueber Leukipp bei Cicero s. Doxographi S. 120 f.

7) So gering und nebensächlich die Differenzen sind, so lässt sich doch bei aufmerksamer Betrachtung genug daraus lernen. Ueber den Donner berichtet Aëtius III, 3, 10 (Doxogr. 369 b, 9) Λεύκιππος πυρὸς ἐναποληφθέντος νέφεσι παχυτάτοις ἐκπτωσιν ἰσχυρὰν βροντὴν ἀποτελεῖν ἀποφαίνεται. Diese Erklärung aus dem eingeschlossenen Feuer steht allein. Sie lehnt sich an Anaximander an, der dieselbe Erklärung aus dem πνεῦμα gab. Diogenes der Eklektiker (s. u.) verknüpfte beide Ansichten. Dagegen hatte

sich der Schluss ergeben, dass Demokrit nur das von Leukipp im Grossen skizzierte Weltbild in Einzelheiten ausgeführt und in das von jenem entworfene Gemälde eine ziemlich gleichgültige Staffage hineingemalt habe. Er stände danach, meint Rohde, dem Leukipp nicht selbständiger gegenüber als etwa Theophrast dem Aristoteles „gelehrter vielleicht als der Meister, aber an eignen Gedanken ungleich ärmer.“ Gegen diesen Schluss lässt sich durchaus nichts einwenden. In der That teilen wohl alle competenten Forscher diese Auffassung und es ist nur auffallend, dass Rohde sich ihnen nicht anschliesst. Statt dessen hat sich bei ihm die vorgefasste Idee von Demokrits Originalität festgesetzt, die ihn zwingt des Leukippos Existenz zu vernichten. Dies gelingt ihm um so leichter, als wir über die Lebensumstände dieses Philosophen soviel wie nichts wissen. Theophrast sagt nur Λεύκιππος ὁ Ἐλεάτης ἢ Μιλήσιος, κοινωνήσας Παρμενίδῃ τῆς φιλοσοφίας<sup>8)</sup>. Aristoteles sagt darüber gar nichts<sup>9)</sup>. Dies Schweigen scheint Rohde sehr beredt. Er schliesst daraus, dass die Existenz des Philosophen nur auf seinen Schriften beruhte. Dieser Schluss ist nicht ganz gerechtfertigt. Denn aus seinen Schriften konnte man wohl den Namen und vielleicht auch das Schülerverhältniss zu Parmenides entnehmen. Aber woher wusste Theophrast, dass eine doppelte Ansicht über sein Vaterland vorlag? Dies deutet doch offenbar auf anderweitige Tradition. Aber freilich die Thatsache, dass weder die Geschichte noch die Sage vom Leben dieses Mannes etwas zu berichten wusste, giebt zu denken. Sie beweist, dass seine Persönlichkeit sich auf die innere Thätigkeit der Schule beschränkte und darum bei den Zeitgenossen rasch in Vergessenheit geriet. Dazu kam, dass Athen, welches von der Mitte des fünften Jahrhunderts an immer mehr den litterarischen Ruhm monopolisierte, an dem Atomismus der Abderiten wenig Antheil nahm. Dies beweist Platons Schweigen nicht minder als Demokrits Worte. Wenn uns nun dann zuerst bei Aristoteles der Name des Leukippos zugleich mit dem des Demokrit erscheint, soll man da wirklich glauben, dass jener so ins Gelag hinein auf ein unbestimmtes Gerücht oder

Anaxagoras eine neue höchst eigenthümliche Combination aufgestellt Aëtius (a. O. S. 368 a, 10 b, 13) Ἀναξαγόρας ὅταν τὸ θερμὸν εἰς τὸ ψυχρὸν ἐμπέσῃ (τοῦτο δ' ἐστὶν αἰθέριον μέρος εἰς ἀερῶδες) τῷ μὲν ψόφῳ βροντὴν ἀποτελεῖ u. s. w. Diese Mischung kehrt bei Anaxagoras S. 361 a, 12 b, 14 zur Erklärung von der Erscheinung des Mondes wieder ἀνωμαλότητα συγκρίματος διὰ τὸ ψυχρομίγες ἅμα καὶ γερῶδες. Unter ψυχρομίγες hat man wieder τὸ θερμὸν καὶ ψυχρὸν (αἰθέριον καὶ ἀερῶδες) μειγμένον zu verstehen, wie die Analogie des Systems und der sonstigen Physiker verlangt. Wie spricht sich nun Demokrit aus? Aët. § 11 (369 b, 12) Δημόκριτος βροντὴν μὲν ἐκ συγκρίματος ἀνωμάλου τὸ περιειληφὸς αὐτὸ νέφος πρὸς τὴν κάτω φορὰν ἐκβιαζόμενον u. s. w. mit reichem Detail wie Anaxagoras. Solche nebensächliche Punkte lehren oft mehr über das Verhältniss der Systeme als die wesentlichen, wo der Ehrgeiz der Philosophen zu grösserer Selbständigkeit drängte. Beiläufig bemerkt ist Rohdes Satz S. 6 (69) „Die Lehre, dass die Empfindungsqualitäten, Farbe etc., nicht den Atomen oder Atomenverbindungen inhäreren, sondern lediglich subjectiv seien, wird dem Demokrit, aber nirgends dem Leukippus zugeschrieben“ falsch. Denn Aëtios sagt IV, 9, 8 οἱ μὲν ἄλλοι φύσει τὰ αἰσθητά, Λεύκιππος δὲ καὶ Δημόκριτος καὶ Διογένης νόμῳ τοῦτο δ' ἐστὶ δόξη καὶ πάθει τοῖς ἡμετέροις. Der Satz ἐτεῖ ἄτομα καὶ κενόν, τὰ δὲ ἄλλα πάντα δοῖται mag, den Worten nach, dem Demokrit gehören, aber dass dieses dem eleatischen Programme direct nachgebildete Schibboleth des Materialismus ebenso gut leukippisch ist, ist gar nicht zu bezweifeln.

8) Theophrasti Phys. Opin. fr. 8 (Doxographi 483, 11). Aus ihm ist die Nennung des Leukippos, wie ich gerne zugebe, in die Listen der Diadochenschriftsteller aufgenommen worden, worüber Rohde S. 17 ff. (80) ausführlich spricht.

9) Aristoteles sagt einmal de caelo Γ, 4 (303 a, 4) Λεύκιππος τε καὶ Δημόκριτος ὁ Ἀβδηρίτης. Daraus mag bei flüchtigem Lesen der ohnehin naheliegende Schluss gezogen worden sein, den Diogenes IX, 30 überliefert, ὡς δὲ τινες Ἀβδηρίτης.

einen blossen Büchertitel hin von dem Stifter der von ihm hochgeschätzten Schule gesprochen habe? Ist es wirklich notwendig darauf hinzuweisen, dass er bei dem nahen Verhältnisse, in welchem sein königlicher Schüler zu dem Demokriteer Anaxarchos stand<sup>10)</sup>, die Möglichkeit und bei seinem Interesse an der Atomistik auch den Wunsch haben musste aus der Schultradition die genauesten Berichte über die Geschichte der Sekte zu ermitteln?

Wie konnte aber auf der andern Seite die vulgäre Tradition den Leukipp so ganz vergessen, wie konnte Epikur darauf fussend die Existenz leugnen, wenn seine Bücher noch existierten? Das Buch pflegt doch sonst der Träger des biographischen Interesses zu sein! Darauf giebt es eine sehr einfache Antwort: Leukipps Schriften existierten damals und existierten noch später, aber nicht unter eigenem Namen, sondern dem des Demokrit. Die Masse des fruchtbareren und darum bekannteren Schülers hat die paar Schriftchen des Leukippos verschlungen.

Wem fällt dabei nicht die Sammlung des Hippokrates ein, die ja in mehr als einer Hinsicht zum Vergleiche herausfordert? Es ist allgemein bekannt, dass ein nicht sehr grosser Theil echt, das Uebrige aus vor- und nachhippokratischen Schriften wunderlich zusammengesetzt ist. Wir haben eben in diesem Corpus die Hausbibliothek des antiken Arztes zu erkennen, dem wenig am Namen lag, wenn er nur seine Diagnosen und Recepte u. s. w. darin fand. Daher ist und wird das Meiste dieser parasitischen Bücher anonym bleiben, wenn uns nicht ein glückliches Ungefähr den Schleier lüftet. So stehen z. B. zwei Beschreibungen der Venen in dem Buche *de natura ossium*, deren Autoren Polybos und Syennesis nur ein zufälliges Citat bei Aristoteles uns gerettet hat<sup>11)</sup>. Uebrigens gewährt uns die unglaubliche Anzahl der aristotelischen Schriften selbst ein ähnliches Bild der Verwirrung, namentlich wenn man statt der uns überkommenen Auswahl des Andronikos die alexandrinischen Kataloge aufschlägt, in denen die Schriften von Lehrer und Schülern noch in ganz anderer Weise gemischt erscheinen.

So streng der Corpsgeist Fremdes von sich fernzuhalten bestrebt war, so gleichgültig war man gegen das persönliche litterarische Eigenthum. Κοινὰ τὰ τῶν φίλων hiess es bei den Philosophen, und nicht bloss pythagoreischer Observanz. Dies gilt natürlich besonders für die eigentlichen Schulschriften, deren Mangel an Form schon von vorn herein ein ausserhalb stehendes Publicum ausschloss. Die Lehre, der Inhalt bedeutet hier Alles, die Form wenig oder nichts. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Beurteilung der epikureischen, stoischen, peripatetischen Schulschriften nicht ausser Acht zu lassen<sup>12)</sup>. Er gilt aber freilich für das fünfte Jahrhundert, wo sich eben erst die Kunst der Prosa zu entwickeln anfang, noch viel mehr. Wie ungenau und einförmig, ich möchte sagen eintrichternd ist doch die Prosa des Anaxagoras und Melissos verglichen mit der Kunst des Halikarnassiers. Ja selbst bei Empedokles und Parmenides, die doch durch metrische Behandlung nach künstlerischer Form zu streben scheinen, mit welcher ermüdender Weiterschweifigkeit werden da die Fundamentalsätze immer wieder von neuem eingeprägt.

10) S. darüber Th. Gomperz' Abhandlung Anaxarch und Kallisthenes in den *Commentationes Mommsenianae*.

11) Aristot. *Hist. anim.* III, 3.

12) Freudenthal *Hellenistische Studien* III, 302. S. *Doxographi* 127 und namentlich Zeller *Herm.* XI, 93 ff.



Eng verknüpft mit diesem Formmangel ist die Gleichgültigkeit gegen das Aeussere des Buches. Keine von den zahlreichen philosophischen Schriften des fünften Jahrhunderts scheint einen prägnanten vom Schriftsteller selbst gewählten Titel gehabt zu haben. Sie werden unter der stereotypen Aufschrift *Περὶ φύσεως* mit Recht oder Unrecht zusammengefasst<sup>13)</sup>. Wie wenig selbst Aristoteles Sorge trug seinen Schulschriften feste Titel zu geben, ist bekannt genug. Natürlich fehlte wie der Titel auch der Name des Verfassers. Zu jenem Künstlerstolze, mit dem Herodot seinen Namen auf das erste Blatt seines Werkes setzte, fehlte bei jenen jegliche Veranlassung. Denn die Schüler, in deren engem Kreise anfangs diese Schriften ausschliesslich circulierte, wussten ja, wessen Lehre darin enthalten war. So vererbte sich das Buch mit der Lehre von Hand zu Hand und der Name des Meisters blieb mehr in der Tradition als in den Exemplaren erhalten. Alle diese Verhältnisse bestanden ziemlich gleichmässig während aller Epochen des Alterthums. Denn aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. haben wir aus der Feder Galens eine Schilderung von dem Schicksal seiner eignen Bücher, die uns erraten lässt, wie jene Unsicherheit der Titulatur entstehen konnte. Er erzählt nämlich drastisch, wie seine Schüler ihn um Niederschrift seiner Vorlesungen ersucht hätten. Diese Commentare habe er ohne seinen Namen und Titel seinen jungen Freunden überlassen. Allein aus deren Händen seien sie weiter verbreitet und aufs unglaublichste verstümmelt, ja sogar fremde Schriften auf seinen Namen verkauft worden. Um diesem Unfug zu steuern verfasste er den bekannten Katalog der von ihm geschriebenen Werke, der zugleich Winke über die Lectüre derselben enthält<sup>14)</sup>.

Wenden wir nun diese Betrachtungen auf Leukippos an, so ist es schon an und für sich sehr wahrscheinlich, dass auch das demokriteische Corpus aufzufassen ist als das Archiv der atomistischen Schule, in welchem gewiss wie überall Aelteres und Jüngerer an den Hauptstock sich angeschlossen hat. Der Laie musste daher Alles unterschiedlos dem einen Demokrit zuschreiben, nur dem Kenner offenbarte sich die Verschiedenheit, und mündliche Tradition war dann noch behilflich die Bestandteile nicht bloss trennen, sondern auch mit Namen bezeichnen zu können. Ist dies der Fall, so müssen sich in dem thrasyllischen Kataloge der demokriteischen Bücher die von den Peripatetikern benutzten Bücher des Leukippos wiederfinden. In der That stehen dort die zwei einzigen von Theophrast diesem Philosophen bestimmt zugeschriebenen Bücher *Μέγας διάκομος* und *Περὶ νοῦ*<sup>15)</sup>. Es liegt auf der Hand, dass wenn Theophrast zwei (vielleicht noch

13) Galen de elem. sec. Hipp. I, 9 (I, 487 Kuehn). Neben der technischen Bezeichnung *Περὶ φύσεως* oder wenn dies besser passte *Περὶ τοῦ ὄντος* laufen populäre (zuweilen ironische) Sensationstitel nebenher. Nach solchem Gesichtspunkte müssen, glaube ich, die verschiedenen Angaben über Philolaos' (Boeckh Philol. S. 24 ff. 36), Protagoras' (Zeller I<sup>4</sup>, 982<sup>1</sup>) und Anderer Bücher betrachtet werden.

14) Galen de libris propriis prooem. (XIX, 8 sqq. Kuehn). Vgl. de ordine libr. s. XIX, 49 sq. Kuehn.

15) L. Diog. IX, 46 *Φυσικά δὲ τὰδε. Μέγας διάκομος, ὃν οἱ περὶ Θεόφραστον Λευκίππου φασὶν εἶναι, Μικρὸς διάκομος, Κοσμογραφίη, Περὶ τῶν πλανητῶν, Περὶ φύσιος πρώτον, Περὶ ἀνθρώπου φύσιος ἢ περὶ καρκὸς δεύτερον, Περὶ νοῦ, Περὶ αἰσθησίων (ταῦτά τινες ὁμοῦ γράφοντες Περὶ ψυχῆς ἐπιγράφουσιν). Aëtios I, 25, 4 (Doxogr. 321, 10) Λευκίππος πάντα κατ' ἀνάγκην, τὴν δ' αὐτὴν ὑπάρχειν εἰμαρμένην· λέγει γὰρ ἐν τῷ Περὶ νοῦ "οὐδὲν χρῆμα μάτην γίνεται, ἀλλὰ πάντα ἐκ λόγου τε καὶ ὑπ' ἀνάγκης." Die leukippischen δόξαι sind, wie Rohde selbst zugiebt, theophrastischen Ursprungs. Warum soll also die Schrift *Περὶ νοῦ* durch eine „Verwechslung“ dem Leukipp zugeteilt worden sein? Hier liegt die*

mehr)<sup>16)</sup> Schriften einem fast verschollenen Autor zurückgiebt, dies an und für sich vertrauenerweckender ist als wenn die vulgäre Meinung Alles ohne Unterschied dem bekannten Demokrit zuschreibt. Und doch entscheidet sich Rohde für das Letztere. Unter den demokriteischen Schriften befindet sich nämlich ein *Μικρὸς διάκοσμος*. Dies ist, wie man sofort sieht, ein Gegenstück zum *Μέγας διάκοσμος*. Statt nun aber nach der Analogie von *Μικρὰ Ἰλιάς*, *Ἰππίας μείζων* u. dgl. ein ebenso altes wie bequemes Unterscheidungs mittel gleichlautender Werke darin zu erkennen<sup>17)</sup>, glaubt er vielmehr in jenen beiden Titeln den tief sinnigen Gegensatz des Makrokosmos und Mikrokosmos, der Natur- und Menschenwelt wiederfinden zu sollen<sup>18)</sup>. Da er nun ferner annimmt, dass die Titel vom Autor selbst herrühren, so ergibt sich freilich die Notwendigkeit beide Schriften einem Verfasser, d. h. dem Demokrit, zu geben. Ich will einmal jene wenig wahrscheinliche Deutung der Titel einen Augenblick zugeben: wie kann man dann aber auf den blossen Titel hin eine solche Hypothese gründen? Konnte denn nicht Leukipp, wenn er wirklich wider die Gewohnheit seiner Zeit einen Titel selbst wählte, ein Buch *Διάκοσμος* hinterlassen haben, dem dann Demokrit seinen kleinen *Διάκοσμος* meinethalben in dem von Rohde gemeinten Sinne gegenüberstellte? Dann hiess natürlich der alte *Διάκοσμος* fortan der „grosse“. Doch wie kommt es, wenn der kleine Diakosmos Anthropologie behandelte, dass Demokrit ein Werk *περὶ ἀνθρώπου φύσις* schrieb, welches dasselbe Thema behandelt haben muss?<sup>19)</sup> Ist es nicht viel einfacher im grossen Diakosmos die Urschrift des Meisters zu erblicken, die sein Schüler im *Μικρὸς* in ein kürzeres System brachte? So reduzierte ja auch Eudem zu Unterrichtszwecken die acht Bücher der aristotelischen Physik auf die Hälfte und ähnliche Beispiele sind nicht selten<sup>20)</sup>. Eine solche Kürzung war für Demokrit um so mehr

Sache doch genau wie beim *Μέγας διάκοσμος*, nur dass uns eine ausdrückliche Notiz *ὅν Θεόφραστος Λευκίππου φησὶν* zufällig hier nicht erhalten ist. Auch Laert. III, 59 steht im thrasyllschen Kataloge nackt *Ἀντερραταὶ ἢ περὶ φιλοσοφίας ἠθικός*, während derselbe Thrasyll IX, 37 weiss, dass die Aechtheit des Dialogs bestritten ist.

16) Auf diese Vermutung führt der Umstand, dass Leukipp auf die oft aufgeworfene Frage *πῶς ἄρρενα γεννᾶται καὶ θήλεα* die Antwort gab (Aët. V, 7, 5a [420a, 10]) *διὰ τὴν παραλλαγὴν τῶν μορίων καθ' ἣν ὁ μὲν καυλόν, ἡ δὲ μήτραν ἔχει*. (Diese Auskunft constatirt bloss den Geschlechtsunterschied und verzichtet sehr weise auf eine Erklärung — Tieferes liegt gewiss nicht drin.) Die Frage kann L. nicht im *Μέγας διάκοσμος*, schwerlich in *Περὶ τοῦ* erörtert haben. Ich halte daher eine leukippische Schrift etwa *Περὶ ἀνθρώπου φύσις* für möglich. Der Zusatz des Aëtios *τοσοῦτον γὰρ μόνον λέγει* klingt beiläufig gesagt ächt theophrastisch. S. z. B. Doxogr. S. 515, 23. 516, 11.

17) S. Birt Ueber den Begriff des Buches (Verh. der XXXIV. Philologenvers. zu Trier S. 91 ff.).

18) Die Stelle des Porphyrios bei Stob. flor. 21, 27 *ἄλλοι γε μὴν μικρὸν διάκομον καλῶς εἰρησθαι φάμενοι τὸν ἀνθρώπον* nennt nicht den Demokrit (wie David proleg. Schol. Br. p. 14 b, 12), und er kann sich ebensowohl auf Pythagoreer beziehen (s. Photius S. 440, 33. Salmasius ad Epictet. S. 168 ff.), aber wenn das Wort wirklich im ächten Demokrit vorkam und nicht auf einer missverständlichen Combination mit dem bekannten Titel beruhte, so ist noch nicht im Geringsten damit etwas für den Titel des Werkes bewiesen, für den doch schwerlich ein solcher immer als Metapher gefühlter Ausdruck wie *μικρὸς διάκοσμος* ohne Weiteres in Anwendung kommen konnte. Vielmehr ist es dann ein innerhalb einer Schrift wohl moralischen Inhaltes vorkommendes Bonmot, wie deren aus Demokrit unzählige ächte und unächte überliefert werden.

19) S. Anm. 15. *Περὶ φύσις πρῶτον* und *Περὶ ἀνθρώπου φύσις δεύτερον* entsprechen sich wie des Diogenes von Apollonia zwei Bücher *Περὶ φύσις* und *Περὶ ἀνθρώπου φύσις*. Simpl. phys. 32<sup>v</sup>, 35 ff.

20) Eudemi fr. ed. Spengel S. 94, 8. Zeller II, 2<sup>3</sup>, 871<sup>7</sup>.

geboten, als er, wie es scheint, einzelne Teile in den Schriften Κοσμογραφία, ferner Περί τῶν πλανητῶν und Περί φύσιος erweiternd ausgeführt zu haben scheint.

Mit der zweiten Schrift Περί νοῦ hat sich Rohde weniger Umstände gemacht. Sie beruhe auf einer einfachen Verwechslung mit Demokrit. Denn Leukipp habe so gut wie ausschliesslich von den kosmologischen Grundsätzen der Atomistik gehandelt. Aber wo soll denn die wichtige Lehre von den Bildern, auf der die ganze atomistische Psychologie aufbaut ist, vorgekommen sein, die doch wie Rohde zugiebt, dem Leukippos in den peripatetischen Quellen zugeschrieben wird? Was hat denn diese in aller Welt mit dem Makrokosmos zu schaffen? Es ist wohl klar, dass die erwähnte leukippische Schrift Περί νοῦ es war, aus der die Berichte von seinen psychologischen Grundsätzen geflossen sind. Wie hätte denn auch im fünften Jahrhundert ein System als einigermassen abgeschlossen gelten können, wenn es nicht auf die damals viel ventilirten Fragen nach der Entstehung der sinnlichen Wahrnehmung und des Denkens ausführlich eingegangen wäre<sup>21)</sup>?

Aber Epikur hatte, wie sein Vertheidiger geltend macht, auch noch eine andre dringende Veranlassung die Existenz des Leukippos zu leugnen. „Er soll in den Schriften Demokrits niemals den Namen des Stifters der Sekte erwähnt gefunden haben. Wenigstens würde der ehrenwerte Philosoph seine Meinung einem deutlichen Citate gegenüber nicht haben aufrecht erhalten können.“ Hier befinde ich mich mit Rohde in erfreulichster Uebereinstimmung. Auch ich traue Epikur den Fleiss zu die ganze Reihe der demokritischen Bücher daraufhin sorgfältigst durchgelesen zu haben, ich halte ihn auch für so wahrheitsliebend, dass er nicht nur den Namen, sondern selbst die leiseste Anspielung nicht verschwiegen hätte. Ich gestehe also: der Name Leukippos kam in Demokrits Werken nirgends vor. Möglich dass Epikur den kühnen Schluss daraus gezogen hat: „Also hat er nicht existiert.“ Aber ein moderner Kritiker sollte doch etwas vorsichtiger sein, besonders wenn man das Verhältniss von Leukipp zu Demokrit mit dem von Aristoteles und Theophrast in Parallele gesetzt hat. Wo kommt denn im ganzen Theophrast der Name des Meisters vor? Stellen werden genug citiert, aber immer so als ob Theophrast selbst der Urheber wäre. Dasselbe gilt von Eudem. Gerade je enger sich die Schüler an den geliebten Lehrer anschlossen, um so mehr fühlten sie sich eins mit ihm. Ihr ganzer Stolz war es, in des Meisters Geist und wie aus seinem Munde zu reden. Es wäre also bei der in der atomistischen Sekte nicht minder straffen Disciplin geradezu auffällig gewesen, wenn bei Demokrit ein Citat des Leukipp gestanden hätte, zumal es

21) S. Anm. 15. Die dort angeführten Worte gestatten eine ungezwungene Einfügung in den supponierten Gedankeninhalt der Schrift. So beginnt auch bei Zeller der Abschnitt über die Psychologie der Atomistik mit dem Gedanken von der Nothwendigkeit des einheitlichen Wirkens der Natur (I<sup>4</sup>, 807<sup>5</sup>, wo auf eben jenes Fragment S. 789<sup>3</sup> hingewiesen wird). Es ist ja klar, dass die consequent materialistische Auffassung auch die Geistesthätigkeit auf die εἰσπαύμενη (d. h. ins Physische übersetzt auf die Schwerkraft) als letzte Bewegungsursache zurückführen muss. Da den Atomisten ταῦτ' ὅν ψυχὴ καὶ νοῦς (Aristot. de anima I<sup>2</sup>, 404a, 27), so ergibt sich leicht, wie die Schrift Περί νοῦ eine Psychologie enthalten konnte. Ueber Leukipps Lehre selbst vgl. Aët. IV, 8, 10 Λεύκιππος . . . τὴν αἴσθησιν καὶ τὴν νόησιν γίνεσθαι εἰδῶλων ἕξωθεν προσιόντων. Denken und Wahrnehmen ist auch bei Demokrit noch unvollkommen geschieden (S. Theophr. de sensibus § 71 ff.), und der an Parmenides anklingende Unterschied der γνῆσις und σκοτὴ γνῶσις, über den Rohde übrigens ansprechend urtheilt S. 11 (74), beseitigt nicht die vorhandene Unklarheit.

ja doch überhaupt antike Sitte ist Namen von Autoren nur dann zu bringen, wenn man von ihnen abweicht.

Also auch dieses argumentum e silentio erweist sich als hinfällig. So muss denn zuletzt die schon erwähnte Uebereinstimmung Epikurs mit der vulgären Tradition erhalten. Freilich in der Leugnung der Existenz des Philosophen scheint ihm nur Hermarch, sein treuer Anhänger, gefolgt zu sein<sup>22)</sup>. Aber allerdings der Μέγας διάκοσμος gilt entschieden in alexandrinischer Zeit für ein Werk Demokrits. Es ist ganz überflüssig anzunehmen, dass da eine gewaltige Autorität den Streit zwischen Epikur und Theophrast und zwar zu Ungunsten des Peripatetikers geschlichtet habe. Denn wenn nach meiner Auffassung die traditionellen Exemplare die leukippischen Schriften unter Demokrits Namen führten, so war für die Bibliothekare der alexandrinischen Zeit die Sache damit entschieden. Denn da weder Aristoteles noch Theophrast ihr abweichendes Urteil weitläufig begründet haben werden, so war für die wissenschaftliche Sorgfalt nach damaligen Begriffen genug geschehen, wenn der abweichenden Ansicht Theophrasts im Kataloge Erwähnung gethan war<sup>23)</sup>. Weder Kallimachos (an ihn haben wir wohl zu denken), noch gar Thrasyll, der den Demokrit am liebsten zu einem Pythagoreer machen möchte, hatten die geringste Verpflichtung, auf eine solche Notiz hin eine der bekanntesten Schriften aus dem demokritischen Corpus auszuschliessen. Wie bekannt in alexandrinischer Zeit diese Schrift gerade unter Demokrits Namen war, zeigt eine wundervolle Geschichte bei Diogenes. Danach soll der aus dem Elend bettelarm heimkehrende Demokrit durch Vorlesung des Μέγας διάκοσμος die braven Abderiten so gerührt haben, dass sie ihm 500 Talente schenkten, ehernen Säulen errichteten und ihn später auf Staatskosten begruben<sup>24)</sup>. Man denke sich das Abderitenvolk von der Schilderung des Atomenwirbels und der Weltentstehung entzückt und man wird es verständlich finden, dass ein solcher Genuss fünfzigmal mehr wert war, als die Vorlesung des Herodot in Athen, die bekanntlich mit 10 Talenten honoriert worden sein soll. Vielleicht gelingt es unserer Zeit, die so Vieles dem Schosse der Erde entrissen, den Stein in Abdera auszugraben, auf dem das Ehrendekret und seine Veranlassung eingegraben stand. Dann wäre sowohl die Aechtheit der bestrittenen Schrift als auch die Zuverlässigkeit Epikurs mit einem Schlage bewiesen. Bis dahin aber halte ich es für unzulässig Aristoteles und Theophrast, die Begründer der Geschichte der Philosophie, auf leichtwiegende Gründe hin entweder des Leichtsinns oder der Leichtgläubigkeit zu zeihen<sup>25)</sup>.

22) S. Anm. 3.

23) Wie wenig Respect die Alexandriner vor solchen Citaten angesehener Schriftsteller hatten, zeigt Rohde selbst S. 24 (87).

24) Die Geschichte überliefert Antisthenes, nach Rohde „ein nicht unbedeutender Gelehrter“ Laert. X, 39. Demetrios in seinen Homonymen mildert die 500 Talente in 100 und lässt die Vorlesung durch Verwandte geschehen. Ebenso Hippobotos. Solches Zeug durfte doch Rohde nicht als beweiskräftig anführen. Denn wer diese nach der Herodot'schen Anekdote plump genug erlogene Fabel glaubte, der bewies doch hinlänglich, dass er zu einer Kritik über Aechtheit und Unächtheit von leukippischen Schriften gerade so befähigt war zu urtheilen, wie — Epikur.

25) Auf die Frage, wie Aristoteles zu dem erfundenen Namen Leukipp gekommen sein soll, bleibt Rohde die Antwort schuldig. Statt dessen zieht er andre „Irrthümer“ des Aristoteles hervor. So soll er Probl. 21, 22 S. 929 b, 16 die von dem Dichter selbst verbrannten Περικλά des Empedokles citiert haben. Ein Blick auf die Quelle des Problems (Meteor. Δ 4 p. 382 a, 1) und der Inhalt des Verses selbst



Mit diesem Ergebnisse, das die gefährdete Existenz des Leukippos sicher stellt, könnte ich meinen Vortrag schliessen. Man kann nicht verlangen, dass der Verteidiger der leukippischen Persönlichkeit auch noch positive Beweise dafür beibringe. Trotzdem sind wir glücklicher Weise in den Stand gesetzt, trotz der trümmerhaften Ueberlieferung aus chronologischen Gründen die Existenz von Demokrits Lehrer nachweisen zu können.

Demokrit wirkte und schrieb um das Jahr 420 jedenfalls nach Anaxagoras. Wenn sich also bei einem der früheren Philosophen sichere Spuren der Einwirkung der Atomistik wahrnehmen lassen, so kann nur Leukippos der Urheber des Systemes sein. Ich lasse dabei die Abhängigkeit des Anaxagoras<sup>26)</sup> und des Melissos<sup>27)</sup>, welche von Zeller mit grosser Wahrscheinlichkeit behauptet worden ist, bei Seite, weil dem von Andren widersprochen worden ist und eine Discussion dieser Fragen hier zu weit führen würde. Ich kann hier auch nur andeuten, dass der Begriff des Elementes und die eigenthümliche Porenlehre, welche Empedokles mit der Atomistik gemein hat, nach meiner festen Ueberzeugung nicht auf dem Boden des unselbständigen und flachen empedokleischen Systems, sondern aus der tiefsten Wurzel des leukippischen Materialismus herausgewachsen ist<sup>28)</sup>.

zeigt, dass ἐν τοῖς Φυσιολογικοῖς zu lesen und „Irrthümer“, zuweilen recht sonderbarer Natur, eher bei den Tadlern des Aristoteles unterlaufen. Sie hätten es daher auch unterlassen können die „Befähigung des Ar. zu litterarischer Kritik“ zu bezweifeln, weil er „mit wunderlicher Halbheit zwar die Κύπρια und die Ἰλίδ μὴκρά dem Homer abspricht, den Margites aber ihm belässt.“ Das ist doch wirklich recht einfach: Für Κύπρια und Ἰλίδ μὴκρά stand damals schon lange der unhomerische Ursprung fest und waren Verfasser genannt, für Margites aber nicht. Denn noch Plato und Zeno hielten ihn für homerisch, und die Autorschaft des Pigres ist eine späte Uebertragung von der Batrachomyomachie. Warum Aristoteles den Margites dem Homer d. h. der alten Epik entsprossen glaubte, dafür wird er wohl seine Gründe gehabt haben. Sicherlich spricht die Nachahmung des Xenophanes und vielleicht bei Archilochus für kein geringes Alter.

26) Dass Anaxagoras von der Atomistik beeinflusst sei, hat Zeller I<sup>4</sup>, 920 ff. sehr wahrscheinlich gemacht und Rohde S. 20 (88, Anm. 1) nicht widerlegt. Ich füge hinzu, dass der Gedanke einer Unendlichkeit der Homoeomerien (entsprechend der Unendlichkeit der Atome) ganz unnötig von Anaxagoras herbeigezogen ist, wie schon Simplicius zur Physik 38<sup>v</sup>, 16 ff. erörtert.

27) Dass Melissos auf Leukipp Rücksicht nimmt, hat schon Brandis Comm. Eleat. p. 208 angedeutet und Zeller S. 852 ff. ausgeführt, Rohde und neuerdings Kern (Festschrift des Stettiner Stadt-Gymnasiums zur Begr. der 35. Vers. d. Philologen S. 20 Anm. 11 ff.) haben es bezweifelt. Dass sich Berührungspunkte in der Lehre vom Leeren und der Bewegung finden, lässt sich nicht leugnen, aber aus dem Bericht des Aristoteles (de gen. I, 8) lässt sich nach keiner Seite hin mit Sicherheit entscheiden.

28) Rohde charakterisiert das System des Empedokles (verglichen mit Anaxagoras und Leukipp) als „das kühnste und tiefstinnigste.“ Ich halte es lieber mit Timon fr. 38 W. καὶ Ἐμπεδοκλῆς ἀγορεύων ληκκητὴς ἐπέων. Trivialität also warf dieser ihm, wie Aristophanes dem Euripides vor (F. C. A. I, 513 Kock) τοὺς νοῦς δ' ἀγορεύουσιν ἥττον ἢ κεῖνος ποιῶ. Trivial ist z. B. gleich die Elementenlehre, die zwischen dem Begriff des Elementes und der populären Vorstellung einen äusserlichen Ausgleich sucht. Wie eng verwandt und in innigem Zusammenhange stehend die Porenlehre des Empedokles (vv. 287 ff. Aët. IV, 13, 4 [403 b, 14]. Theophr. d. sens. § 7 ff. [500, 19]) und des Leukippos (Aët. IV, 13, 1) [403 b, 2]. 8, 10 [395 a, 1 b, 25]) ist, bedarf keiner Nachweise. Die Worte ἀποποαί und πόροι kommen bei Demokrit wie bei Empedokles vor. Letzteres scheint der Arzt Alkmaion zuerst von den die Wahrnehmung vermittelnden Kanälen gebraucht zu haben, welche die Empfindung nach dem Gehirne übermitteln (Theophr. de sens. 26 [507, 5], Chalcidius p. 340 Meurs. Vgl. Aët. IV, 13, 12 [404 b, 22]). Seine Theorie ist übrigens mit der empedokleisch-atomistischen nicht verwandt. Der durchschlagende Punkt, der Leukipp die Priorität der Porenlehre sichert, ist der, dass auf diese Theorie Niemand ohne die Annahme

Ja selbst der Name, den Leukipp den Atomen gab (er nannte sie mit jonischem Worte *Νατρά*) scheint daher mit der Lehre in das Gedicht des Empedokles übertragen worden zu sein<sup>29</sup>). Wenn Rohde dagegen umgekehrt Empedokles' Namen in einer angeblich leukippischen Schrift gefunden hat, so beruht dies auf dem Missverständnisse einer Aristotelesstelle, über deren richtige Auslegung niemals ein Zweifel bestanden hat<sup>30</sup>).

Doch ich kann dies hier nur kurz berühren, um für Diogenes von Apollonia Raum zu gewinnen, für den uns das nirgend angezweifelte Zeugnis des Theophrast<sup>31</sup>) zu Gebote steht. Er sagt nämlich von Diogenes, er habe sein System eklektisch aus Anaxagoras und Leukippos zusammengestellt, d. h. meint Rohde, in Theophrasts Munde weiter nichts,

des Leeren kommen konnte, das ja Empedokles nach Parmenides geleugnet hatte. Die Widersprüche, in die er dadurch mit Annahme der Porenlehre gerieth (natürlich sich selbst unbewusst), hat schon Aristoteles de gen. I, 8 S. 326 b, 8 und Theophrast de sens. § 13 (503, 9) hervorgehoben.

29) Philopon. in Arist. de gen. anim. f. 59<sup>r</sup> Ἐμπεδοκλῆς ἐν ἅπασιν τοῖς σώματι τοῖς ὑπὸ ἐλήνην οἷον ὕδατι ἐλαίοις καὶ τοῖς ἄλλοις εἶναι ἔλεγε... ἀναμειγμένους πόρους καὶ νατρά. καὶ τοὺς μὲν πόρους ἐκάλεσε κοῖλα, τὰ δὲ νατρά πυκνά. καὶ ὧν μὲν εἰσι τὰ νατρά καὶ οἱ πόροι (τοῦτέστι τὰ κοῖλα καὶ πυκνά) κύμμετρα ὥστε δύνασθαι δι' ἀλλήλων χωρεῖν τοῦτον ἔφακεν εἶναι μῖξιν καὶ κράσιν κτλ. S. Alex. quæst. nat. II, 23 p. 137 Speng. Das ganze Scholion erweckt mir das grösste Zutrauen, so dass ich den Zweifel Zellers I<sup>4</sup>, 693<sup>1</sup> nicht zu feilen vermag. Ueber die von Stein (z. v. 284. 285) misverstandene Construction καὶ τοὺς μὲν πόρους ἐκάλεσε u. s. w. vgl. Vahlen z. Poet.<sup>2</sup> 224. νατρός bei Leukipp Theophr. Phys. op. fr. 8 (483, 21), bei Demokrit Aristot. fr. p. 1614 b, 13, Aëtius I, 3, 14 (285 b, 4). 12, 6 (311 b, 19). Der Titel einer demokritischen Schrift ist περὶ ἀλόγων γραμμῶν καὶ νατῶν β. Sonst bei Ps. Hippocr. de glandulis 16 (III, 195 Ermer.) τὸ γὰρ ἄρρεν νατὸν ἔστι. Später bei Josephus, Philo, Sextus, dem Arzte Archigenes bei Galen VIII, 931 Kuehn. Hesych. νατρός. συνεχής † ὁδοπόρος soll wohl heissen ἀδιάπορος. Bei den Attikern ist ὁ νατρός nur für ein Backwerk (Plumpudding) im Gebrauch.

30) Arist. de gen. et int. I, 8 (325 b, 5) σχεδὸν δὲ καὶ Ἐμπεδοκλεῖ ἀναγκαῖον λέγειν ὥσπερ καὶ Λεύκιππος φησιν. Es bedarf keines Beweises, dass nach dem Zusammenhang und dem aristotelischen Stil kein Citat vorliegt, sondern dass die beiden Lehren mit einander verglichen werden. „Ungefähr muss auch Empedokles, wie Leukipp es meint, aussagen“, nämlich dass das Feste durch Leeres getrennt ist, was in den folgenden Worten deutlich steht. S. auch den Commentar des Philoponus S. 36<sup>1</sup>, 1. Ob 325 a, 28. 29 auf Empedokles geht, ist mir fraglich, übrigens auch gleichgültig, da die Berücksichtigung der fremden Lehren der gewöhnlichen Manier des Aristoteles, keineswegs einer leukippischen Schrift entspricht. Ein ähnliches starkes Missverständnis ist Rohde begegnet in der Erklärung von Pseudarist. de Xenophane etc. S. 980 a, 7 ἔτι δὲ ἢ κινεῖ ἢ κινεῖται καὶ εἰ μεταφέρεται οὐ συνεχὲς ὄν, διήρηται τὸ ὄν οὔτε τι ταύτῃ, ὥστε πάντῃ κινεῖται πάντῃ διήρηται. εἰ δ' οὕτως πάντα οὐκ ἔστιν. ἔκλιπες γὰρ ταύτῃ, φησίν, ἢ διήρηται, τοῦ ὄντος“ ἀντὶ τοῦ κενοῦ τὸ διηρηθῆναι λέγων καθάπερ ἐν τοῖς Λευκίππου καλουμένοις λόγοις γέγραπται. Der Anfang ist verdorben (s. Kern Progr. des Gymnas. zu Oldenburg 1869 S. 20); dass sich aber das Citat des Leukippos nicht im Gorgias befunden (wie Rohde will) lässt sich mit Sicherheit behaupten: dass es sich auf die oben angeführte Stelle des Aristoteles bezieht, wo von den λόγοι des Leukippos die Rede ist (S. 325 a, 23), und zwar die Gleichung von κενόν und διηρημένον auf die ganze Stelle (vgl. 325 a, 11 b, 29), ist bei der bekannten Abhängigkeit des Pseudaristoteles von einzelnen Stellen des Aristoteles mir längst wahrscheinlich gewesen, und ich freue mich darin mit Foss und F. Kern (Oldenburger Progr. 1869 S. 21) übereinzustimmen. Dass Mullach diese Erklärung ablehnt, dient ihr natürlich zur weiteren Bestätigung. In καλουμένοις liegt noch kein Zweifel an Leukippos, sondern deutet das Ungewöhnliche des Ausdrucks λόγοι an. So Aristot. S. 209 b, 14 Πλάτων ἐν τοῖς λεγομένοις ἀγράφοις δόγμασιν (s. Jud. Arist. S. 359 b, 29—40. 424 b, 28 ff.). Wie ungenau dieser Verfasser citiert, zeigt 976 b, 16 Ἡσίδοτος ἐν τῇ γενέσει. Der Grund davon ist, dass Aristoteles, der auch hier wieder ausgeschrieben wird (Phys. Δ 1. S. 208 b, 30. S. 975 a, 11 mit 984 b, 27, wo πρῶτον statt ἦτοι zu beachten, s. a. Kern Philol. XVI S. 285, 24), keinen Titel nennt.

31) Theophr. Phys. Op. fr. 2 (477, 5) καὶ Διογένης δὲ ὁ Ἀπολλωνιάτης... τὰ μὲν πλείστα συμπεφορημένως γέγραφε τὰ μὲν κατὰ Ἀναξαγόραν, τὰ δὲ κατὰ Λεύκιππον λέγων.

als dass Diogenes dem Μέγας διάκομος Manches entlehnt habe. Zugegeben. Aber Diogenes schrieb nach Anaxagoras, den er benutzt und vor der Aufführung der aristophanischen Wolken, die ihn parodieren. Es ist allgemein bekannt, dass diese Komödie vom historischen Sokrates wenig mehr als die Maske geborgt hat. Weniger bekannt, aber ganz unumstösslich ist es, dass viele der physikalischen Scherze, so schlecht sie auf Sokrates passen, eine vortreffliche Verspottung des Diogenes abgeben, dessen Theorien sei es durch ihre Wunderlichkeit sei es durch die Anklage, die ihm seine Freigeisterei zugezogen zu haben scheint, die Aufmerksamkeit des Publikums damals erregt haben müssen<sup>32</sup>). Die entscheidende Stelle kommt da vor, wo Strepsiades den Sokrates wegen seines luftigen Aufenthaltes in der Hängematte interpelliert. Dieser antwortet feierlich (228 ff.)

οὐ γὰρ ἄν ποτε  
ἐξεῦρον ὀρθῶς τὰ μετέωρα πράγματα,  
εἰ μὴ κρεμάσας τὸ νόημα, καὶ τὴν φροντίδα  
λεπτὴν καταμίξας εἰς τὸν ὅμοιον ἀέρα.  
εἰ δ' ὦν χαμαὶ τάνω κάτωθεν ἐκκόπουν  
οὐκ ἄν ποθ' εὔρον. οὐ γὰρ ἄλλ' ἢ γῆ βίᾳ  
ἔλκει πρὸς αὐτὴν τὴν ἱκμάδα τῆς φροντίδος<sup>33</sup>).

Was man bei dem freien Spotte der Komödie nicht erwarten sollte, die ganze Stelle Wort für Wort entspricht genau der Lehre ja der Terminologie des Diogenes. Ein Euripidesvers kann nicht treffender parodiert werden. Trotzdem hat es Rohde gewagt eine Beziehung zu leugnen und da auch die besten Erläuterungen das zuerst von Petersen erkannte Verhältnis zu Diogenes nicht sachverständig dargelegt haben, so kann ich bei der Wichtigkeit der Sache ein näheres Eingehen auf diese Stelle nicht ersparen. Diogenes hatte ein sehr einfaches System. Luft ist ihm Alles. Stets lebendig durchdringt sie unendlich die

32) L. Diog. IX, 57 τοῦτόν (Diogenes) φησιν ὁ Φαληρεὺς Δημήτριος ἐν τῇ Σωκράτους ἀπολογίᾳ διὰ μέγαν φθόνον μικροῦ κινδυνεῦσαι Ἀθήνησιν. Zeller I<sup>4</sup>, 236<sup>1</sup> hält eine Verwechslung mit Diagoras für nicht unwahrscheinlich. Ich halte an der gutbezeugten Angabe um so eher fest, als die Verbindung mit Sokrates in den Wolken und bei Demetrios einen nicht mehr nachweisbaren äusseren Anlass voraussetzen scheint. Uebrigens lässt sich auch heute noch aus seiner Lehre ein nach athenischen Gesetzen ausreichender Vorwand zur Anklage nehmen. S. Petersen Hippocr. scripta ad temp. rat. dispos. Hamb. 1839 S. 32 \*\*\*.

33) Chr. Petersen hat in der (Anm. 32 E. citierten) Schrift die Beziehung zu Diogenes völlig sicher gestellt. Kock ist ihm richtig gefolgt, allein das beweisende Excerpt aus Theophr. de sensibus § 44 (Doxogr. 511, 22) fehlt. Es heisst dort: φρονεῖν δ', ὡς περ ἐλέχθη, τῷ ἀέρι καθαρῷ [d. i. λεπτῇν bei Aristophanes, s. λεπτότατον (ἀέρα § 39 p. 510, 16)] καὶ ξηρῷ. κωλύειν γὰρ τὴν ἱκμάδα τὸν νοῦν. διὸ καὶ ἐν τοῖς ὕπνοις καὶ ἐν ταῖς μέθαις καὶ ἐν ταῖς πληγμοναῖς ἤττον φρονεῖν. ὅτι δὲ ἡ ὑγρότης ἀφαιρεῖται τὸν νοῦν σημεῖον, διότι τὰ ἄλλα ζῶα χεῖρω τὴν διάνοιαν. ἀναπνεῖν τε γὰρ τὸν ἀπὸ τῆς γῆς ἀέρα καὶ τροφὴν ὑγροτέραν προσφέρειν. Alex. quæst. nat. II, 23 (über den Magnetstein) Διογένης ὁ Ἀ. πάντα τὰ ἐλατά φησιν καὶ ἀφιέναι τινὰ ἱκμάδα ἀφ' αὐτῶν πεφυκέναι καὶ ἔλκειν ἔξωθεν... καὶ χριόμενα αὐτὰ ὅξει καὶ ἐλαίῳ ἰοῦσθαι. τοῦτο γὰρ πάσχειν διὰ τὸ ἔλκειν ἐξ αὐτῶν τὴν ἱκμάδα τὸ ὄξος καὶ (τὴν λίθον) γεωδεστέραν πλεῖον ἔλκειν τὸ ὑγρὸν τὸ ἀπὸ τοῦ παρακειμένου ἀέρος. (S. Schol. z. Apoll. Rhod. γ. 496, 9 Keil.). Auch ἔλκει βίᾳ kommt daselbst S. 139, 21. 140, 25 vor. Zu ὅμοιον ἀέρα ist die dort oft wiederholte Lehre von der Wahlverwandtschaft zu vergleichen. S. 138, 19. 141, 2. Auf das Vorkommen von ἱκμάς in dem von Diogenes beeinflussten Pseudo-Hippokrateischen Buche de natura pueri hat Petersen S. 31 a. O. hingewiesen. Dass Rohde, mit Berufung auf die durchaus ungenügende Interpretation d. St. in den Teuffel'schen Ausgaben, eine Beziehung auf Diogenes in Abrede stellen konnte, ist zu verwundern.

ganze Welt und Alles leibt und lebt durch sie. Leichtbeweglich wie sie ist nimmt sie viele Formen an. Bald leuchtet sie unendlich dünn und unendlich heiss als Sonne am Firmament, bald erstarrt sie zu hartem Metalle, bald ist sie trockene Erde, bald fliesst sie dahin als Wasser. Sie ist das göttliche Princip und selbst allwissend teilt sie Allem zugleich mit dem Sein das Denken mit. Der genialste Philosoph wie die niederste Moluske, ja der kalte Stein, sie Alle fühlen und denken, sofern sie Luft haben. Aber freilich jegliches hat sein eigen Mass und Beschaffenheit von Luft. Das vernünftige Denken wird nur der feinsten und trockensten Art zu teil und je reiner und feiner sie ist, um so feiner sind die Producte der Gehirnthätigkeit. Der schlimmste Feind des Denkens ist das Feuchte. Deshalb erzeugt Trunkenheit den Unverstand, deshalb fehlt den Tieren die Denkfähigkeit des Menschen. Denn jene athmen den feuchten Erdendunst ein, während wir die reinere, weil höhere Luft einziehen. Die Fische im Wasser sind natürlich ganz unverständig<sup>34</sup>).

Nach diesem Ueberblick über das System des Diogenes kehren wir zur aristophanischen Stelle zurück. Es ergibt sich, dass hier nur diese ebenso eigentümliche als lächerliche Theorie und keine andere verspottet sein kann. Denn die ähnliche Meinung des Heraklit liegt dem athenischen Publicum viel zu fern und ist in einer schwerverständlichen, völlig abweichenden Terminologie abgefasst. Alles also, was den in den Lüften baumelnden Sokrates lächerlich macht, das zielt auf Diogenes. Man begreift jetzt, warum der subtilste Denker nur hoch oben den Wolken nahe weilen darf, man begreift, warum sein feiner Geist sich danach sehnt mit der wahlverwandten Luft sich zu mischen. Denn unten auf der Erde lagert die Feuchtigkeit, die nach dem von Diogenes oft betonten Gesetze der Wahlverwandtschaft den Dunst der Seele, die Ursache der Dummheit, mächtig anzieht und dadurch den Menschen zwingt in dieser Dumpfheit ein unseliges, niedriges Dasein zu fristen. Alle die angewandten Ausdrücke λεπτός und ὁμοιος ἀήρ, ἡ γῆ βίᾳ ἔλκει πρὸς αὐτὴν τὴν ἰκμάδα lassen sich als diogenisch belegen. Namentlich ist das im Attischen seltene ἰκμάς für Diogenes geradezu typisch. Hier wo unsre Quellen zufällig etwas reichlicher fliessen, können wir also die gelungene Parodie des Komikers bis ins Kleinste würdigen. Ich zweifle nicht, dass auch andre physikalische Scherze, wie man bereits vermuthet hat, auf den Weisen aus Apollonia gemünzt sind<sup>35</sup>). Doch unsre Kenntnis des Systems reicht nicht aus dies mit Sicherheit zu erweisen. Ich will nur hinzufügen, dass wenn Sokrates und sein gelehriger Schüler zu dem Herrscher Ἀήρ, dem unermesslichen, beten, sie es genau im Sinne des Diogenes<sup>36</sup>) thun. Denn dieser bezeichnet die unermessliche Luft nicht bloss als göttlich, sondern geradezu als Gott<sup>37</sup>). Man wird es

34) S. Doxographi S. 210. Zeller I<sup>4</sup>, 642 ff.

35) Ueber die zwiebelsuchenden Schüler und den Donner, überhaupt über die Meteorologie vgl. Petersen a. O. S. 32. Die köstlichen Verse über τοῦντερον τῆς ἐμπίδος sind wol eine Persiflage der damals vorgebrachten physikalischen Erklärungen der φωνή. Zwar sind die Meinungen des Alkmaion (Aët. IV 16, 2), Empedokles (Theophrast. de sens. 9 (501, 11) 21 (505, 12), Anaxagoras (Aët. IV. 19, 6) und Diogenes (Doxogr. p. 510, 18. 408 a, 25 b, 25) ähnlich, doch scheint wohl mehr Archelaos getroffen zu sein, der darüber besonders gearbeitet hat L. Diog. II, 17.

36) V. 264 ὦ δέσποτ' ἀναξ, ἀμέτρητ' Ἀήρ ὅς ἔχει τὴν γῆν μετέωρον u. s. w.

37) Philodem de piet. I, 6 b (Doxogr. p. 536 b, 1, n b, 11) Διογένης ἐπαινεί τὸν Ὀμηρον ὡς οὐ μυθικῶς ἀλλ' ἀληθῶς ὑπὲρ τοῦ θεοῦ διειλεγμένου. τὸν ἀέρα γάρ αὐτὸν Δία νομίζειν φησίν, ἐπειδὴ πᾶν εἰδέναι τὸν Δία λέγει. Diogenes selbst sagt Simpl. Phys. f. 33 r, 21 ἀλλὰ τοῦτό μοι δῆλον δοκεῖ εἶναι



jetzt nicht mehr, wie es geschehen ist, auffällig finden, wenn die formenwechselnde Luft des Diogenes auch bei dem Komiker bald als leuchtender Aether bald als unermessliches Chaos bald als Nebel göttlicher Verehrung gewürdigt wird<sup>38</sup>). Man wird ferner begreifen, warum die Ἀναπνοή, das Athemholen, das nach Diogenes mit Denken identisch ist, als Göttin angerufen wird<sup>39</sup>). Man wird endlich jetzt den Titel und die ganze Anlage des Stückes verstehen, den Chor der Wolken als der weiblichen Vertreter des Ἀήρ, die in dem luftigen Aether schwebend der Weisheit Fülle haben (vv. 317. 318)

αἴπερ γνῶμην καὶ διάλεξιν καὶ νοῦν ἡμῖν παρέχουσιν  
καὶ τερατείαν καὶ περίλεξιν καὶ κροῦσιν καὶ κατάληπιν.

Wie bekommt doch dies nach der gewöhnlichen Auffassung so schale Wolkenmotiv in solcher Beleuchtung Leben und Gegenständlichkeit! Es ist nur zu bedauern, dass der Komiker durch die unglückliche Verquickung mit der Sophistik des angeblichen Sokrates die in der ersten Bearbeitung wohl noch mehr hervortretende Parodie des Diogenes so sehr verdunkelt hat. Es wäre verlockend die Anspielungen, die sich bei den Zeitgenossen namentlich bei Euripides und bei Demokrit selbst auf die Philosophie des Diogenes finden, weiter zu verfolgen<sup>40</sup>). Allein ich begnüge mich hier nachgewiesen zu haben, dass jener Philosoph seine Physik vor dem Jahre 423 veröffentlicht haben muss. Da nun Diogenes den grossen Diakosmos benutzt hat, wie Theophrast sagt und auch jetzt noch nachweisbar ist, da ferner eine geraume Zwischenzeit anzunehmen ist, in welcher das atomistische System dem Apolloniaten und dessen Philosophie wiederum dem athenischen Publicum

ὅτι καὶ μέγα καὶ ἰσχυρὸν καὶ αἰδιὸν τι καὶ ἀθάνατον καὶ πολλὰ εἰδὸς ἔστι (s. Philemon b. Stob. ecl. I, 10, 10 p. 286 H.). Theophr. de sens. 42 (511, 12) ὅτι δὲ ὁ ἐντὸς ἀήρ αἰσθάνεται μικρὸν ὢν μόριον τοῦ θεοῦ, σημεῖον εἶναι κτλ.

38) V. 265 λαμπρὸς τ' Αἰθήρ. V. 424 τὸ Χάος τουτί. (Χάος ist beiläufig bemerkt hier wie 627 die Luft geradezu, nicht etwa das Leere. Dies zeigt τουτί und die Vergleichung von Vögel 192. Ibycus fr. 28. [Bacchyl. 47] Bergk.). — V. 814 μὰ τὴν Ὀμίχλην.

39) V. 627 μὰ τὴν Ἀναπνοήν. Die Pointe ist bis jetzt nicht verstanden worden.

40) Demokrit bei Klemens Protr. p. 59 [Strom. V p. 709] Pott. οὐκ ἀπεικότως ὁ Δημόκριτος τῶν λογίων ἀνθρώπων ὀλίγους φησὶν ἀνατείναντας τὰς χεῖρας ἐνταῦθα δὴ νῦν ἡέρα καλέομεν οἱ Ἕλληνες, πάντα Δία μυθεῖσθαι. καὶ πάντα οὗτος οἶδε καὶ διδοῖ καὶ ἀφαιρέεται καὶ βασιλεὺς οὗτος τῶν πάντων. Die λόγιοι ἄνθρωποι, die den ἀήρ zum Ζεὺς machten, denn auch er wisse Alles und beherrsche Alles, sind offenbar unter den Philosophen zu suchen, und da drängte sich Diogenes mit seinem πολλὰ εἰδὸς und seinem fr. 6 καὶ μοι δοκεῖ τὸ τὴν νόησιν ἔχον εἶναι ὁ ἀήρ καλούμενος ὑπὸ τῶν ἀνθρώπων καὶ ὑπὸ τούτου πάντα καὶ κυβερνᾶσθαι καὶ πάντων κρατεῖν unwiderstehlich auf. Dieselbe Stelle schwebt auch Euripides Troades 884 vor, wo Hecuba betet ὦ γῆς ὄχημα κάπῃ γῆς ἔχων ἔδραν, ὅστις ποτ' εἰ εὖ, δυστόπατος εἰδέναι, Ζεὺς εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοῦς βροτῶν, προσηξάμην σε· πάντα γάρ δι' ἀσφύου βαίνων κελεύθου κατὰ δίκην τὰ θνήτ' ἄγαι. Dass moderne Philosopheme hier berührt werden, ist klar und zeigt der folgende Vers des Menelaos εὐχὰς ὡς ἐκαίνικας θεῶν. Der erste Vers zeigt, dass Zeus hauptsächlich als Ἀήρ vorschwebt. Denn dieser ist es, der die Erde in feuchten Armen hält (fr. 935 u. 869 vgl. Doxogr. S. 561, 2 [Anaximenes], 563, 7 [Anaxagoras]) und selbst wieder auf der Erde (als Atmosphäre) seinen Sitz hat. Damit werden wir auf Diogenes geführt, den das merkwürdige νοῦς βροτῶν sicher stellt. An Anaxagoras ist nicht zu denken, wie Wilamowitz Anal. Eurip. 163 richtig bemerkt, um so mehr nach dem oben Entwickelten an Diogenes. Die Luft ist der Verstand und der Gott der Menschen, das ist das Auffallende dieser Doctrin, und dies hat bei den Zeitgenossen in so merkwürdiger Uebereinstimmung einen Widerhall gefunden. ἀνάγκη φύσεος klingt völlig atomistisch, doch halte ich hierüber wie über den ebenfalls atomistischen Δῖνος der Wolken meine Vermuthung zurück.

bekannt werden konnte, so kann nicht Demokrit der Verfasser des Μέγας διάκοσμος sein, sondern nur ein Vorgänger von ihm, d. h. Leukippos, den wir uns um etwa 30—40 Jahre älter denken werden. Leukippos ist und bleibt demnach der geniale Erfinder der Atomistik, Demokrit ihr beredtester Apostel. Fehlt ihm also auch der Ruhm des Entdeckers, so bleibt doch in dem wahrhaft aristotelischen Forschertrieb, in der grossartigen Vielseitigkeit seiner Studien und in der Formvollendung seiner Schriften noch Verdienst genug, auch fürderhin seinen Namen neben Leukippos mit Ehren und Ruhm zu nennen. Seine Bearbeitung der Ethik wird ihm schon allein einen ehrenvollen Platz neben Sokrates sichern<sup>41)</sup>. Wir Philologen aber wollen nicht vergessen, dass Demokrit der Altmeister unserer Wissenschaft ist, der an Homer anknüpfend zuerst in wahrhaft umfassender Weise die Gesetze der Musik, Poesie und der Sprache überhaupt bis ins Kleine und Kleinste hinein festzustellen unternommen hat<sup>42)</sup>. (Lebhafter Beifall.)

Da Niemand das Wort zu dem Vortrage ergreift, weist der Präsident unter dem Ausdrucke des Dankes der Versammlung darauf hin, dass der Vortragende nicht bloss das Ende der Versammlung an den Anfang, sondern durch die Aufnahme der in Trier behandelten wissenschaftlichen Controverse eine Versammlung an die andere geknüpft habe. Alsdann theilt er noch einiges Geschäftliche mit, worauf die Berichte der Sectionen folgen.

Es erstatten Bericht

über die pädagogische Section Herr Direktor Kleinsorge,  
über die orientalistische Section Herr Prof. Dr. Mueller,  
über die archäologische Section Herr Prof. Dr. Preuner,  
über die philologische Section Herr Prof. Dr. Kiessling,  
über die deutsch-romanische Section Herr Prof. Dr. Reifferscheid,  
über die mathematisch-naturwissenschaftliche Section Herr Prof. Dr. Junghans.

41) Dem Skepticismus von Burchard, Rose, Rohde, die dem Demokrit alle ethische Schriftstellerei absprechen, bin ich nicht im Stande zu folgen. S. Zeller I<sup>4</sup>, 767. F. Kern Zeitschr. f. Phil. u. phil. Krit. (Ergänzungh.) 1880 1 ff.

42) S. Classen de grammaticae gr. primordiis 18 ff. Des Protagoras anregendes Verdienst soll unvergessen sein, allein eine systematische Umfassung der in Betracht kommenden Gebiete zeigt sich doch erst bei Demokrit, wie die thrasyll'sche Tafel bei Laert. IX 48 lehrt:

- 1) Περί ρυθμῶν καὶ ἁρμονίας
- 2) Περί ποιήσιος (fr. Clem. Al. Strom. VI p. 827 Pott.)
- 3) Περί καλλοσύνης ἐπέων
- 4) Περί εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων (daraus wohl Bekk. Anecd. 781, 23 παρὰ Δημοκρίτῳ δὲ κλίνονται (sc. τὰ γράμματα) λέγεται γὰρ τὸ (l. τοῦ) δέλτατος καὶ θήτατος Eustathius S. 370, 15 τὸ γάμμα στοιχείον γέμμα φαίνεσθαι ἴσως καὶ μάλιστα Δημοκρίτος ὅς καὶ τὸ μὴ μὴ λέγει. Anders bei Heimsoeth Democr. de anima doct. (Bonn 1835) S. 22 ff.
- 5) Περί Ὀμήρου ἢ ὁρθοεπειῆς καὶ γλωσσέων (Unter den letzteren zählte er das in unsern Homertexten nicht befindliche Wort ἀλλοφρονεῖν auf S. Doxogr. S. 515, 26 not. Ferner wohl das fr. bei Dio Chrys. LIII Anf. Ὀμηρος φύσιος λαχὼν θεαζούσης ἐπέων κόσμον ἐτεκτῆνατο παντοίων
- 6) Περί αἰοιδῆς
- 7) Περί ῥημάτων
- 8) Ὀνομαστικόν. Sollte das eine demokritische Schrift und nicht vielmehr das nach antiker Sitte (vgl. Hippocrates) dazu gehörige Wörterbuch sein? Eine πίναξ τῶν Δημοκρίτου γλωσσῶν καὶ συνταγμάτων schrieb Kallimachos (daraus Thrasyll?) und Hegesianax schrieb περὶ τῆς τοῦ Δημοκρίτου λέξεως s. die häufigen Demokritglossen im Hesych.

Im Anschluss an den Bericht der orientalistischen Sektion erhält das Wort Herr Prof. Dr. Weber (Berlin):

Meine Herren, ich meine, dass eine Stettiner Philologenversammlung nicht schliessen kann, ohne dass eines Mannes gedacht werde, der zur Zierde derselben gereicht hätte, wenn er noch lebte, wie er lebend eine Zierde dieser Stadt gewesen ist. Wir Orientalisten insbesondere haben es auf das Schmerzlichste empfunden, dass uns Hermann Grassmann gefehlt hat, dessen lebenswürdige Persönlichkeit Allen, die ihn kannten, so theuer und werth war. Es sind in diesen Tagen gerade drei Jahre her, dass er der Wissenschaft entrissen wurde, der er das letzte Drittel seines arbeitsvollen, nach so vielen Richtungen hin hochverdienten Lebens gewidmet hat. Es ist hier nicht der Ort, und es fehlt auch die Zeit, näher auf seine unermüdliche Wirksamkeit einzugehen, aber es drängt mich doch, für ihn ein Zeugniß pietätvoller Dankbarkeit abzulegen. Sein Wörterbuch zu den Hymnen des Rigveda, und seine geistvolle, wenn auch freilich oft etwas kühne Uebersetzung derselben gehören zu den household-works der Veda-Forscher und wir fühlen uns ihm dafür auf das Wärmste verpflichtet; mitten in der Beschäftigung mit neuen Plänen ward er uns entrissen. Von ihm gilt wenn von irgend wem das schöne Wort: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“.

Ich bitte Sie, meine Herren, sich von Ihren Sitzen zu erheben in ehrender Huldigung für Hermann Grassmann. (Geschieht.)

Nach der Berichterstattung der Sektionen spricht der Präsident Dr. Weicker Folgendes:

Meine Herren! Wir stehen am Ende unserer Verhandlungen; in wenigen Stunden werden wir auseinandergehen. Was bleibt uns dann gemeinsam? ich denke, vor Allem eben ein lebendiges Gefühl der Gemeinschaft, alter und neuer. In mir wenigstens, in uns Allen hier hat es sich lebendig geregt, nicht bloss bei der ersehnten Durchführung unseres Festprogrammes, nein, lange vorher schon bei seiner Vorbereitung, der verborgenen nicht weniger als der nun sichtbar gewordenen, bei der Vorbereitung in die Weite und hier am Orte. Die Vorbereitung, die uns mit verehrten Männern und Collegen nach Aussen in Verbindung gebracht, hat recht eigentlich den Blick geweitet. Es ist wahr, wir haben Aussendungen nach dem Brauche dieser Versammlungen gemacht an alle Universitäten und Schulanstalten mit deutscher Unterrichtssprache, weithin in die Bukowina, von wo die Wasser den Pruth hinabrollen, — und hinauf in die Alpenberge, hinüber nach Dänemark, wo irgend Freunde unserer Sache noch wohnten; gewiss mit dem Bewusstsein, dass von unendlich vielen Orten Niemand kommen würde, mit um so grösserem Danke für die Herren, die hier erschienen sind von Stavanger, von Kopenhagen, von Riga im Norden, und von den Orten in Tirol, Bayern, Schwaben, Baden, Württemberg, Elsass im Süden, und jedenfalls im Bewusstsein, es werde dort die Einladung empfunden werden als eine dargebotene Hand, in die man zur rechten Stunde einschlagen werde. Mich, uns hat dabei das Gefühl durchdrungen gegenüber allen Collegen an den Schulen und Forschern in der Wissenschaft: *membra sumus corporis magni*\*). Die Vorbereitung hier am Orte hat uns unbekannte Talente erkennen gelehrt, verborgene Kräfte geweckt. Es ist uns ein Interesse entgegengebracht worden aus bürgerlichen Kreisen, wie es Ihnen ersichtlich

---

\*) Sen. Ep. XV, 3. (95), 52.

geworden ist z. B. in den geistvollen Illustrationen Ihrer Tisch- und Tanzkarten und gestern in der kulturhistorischen Betrachtung, die Ihnen ebenfalls aus bürgerlichen Kreisen entgegengebracht worden ist, und wir Schulmeister haben wenigstens versucht, wie viel auch wir in Organisationen und Arrangements haben leisten können. Vollends nach dem gestrigen Abend werden Sie es glauben, wenn ich des Dichters Wort hier anwende: „Tausend fleiss'ge Hände regen helfend sich im muntern Bund; und in freudigem Bewegen werden alle Kräfte kund.“ Nun aber, meine Herren, wie sollte die wirkliche Vereinigung nicht vor Allem das Gefühl der Gemeinschaft in uns erweckt haben? Das Fest, das die Herzen einander so nahe gebracht hat — wovon soll ich am meisten reden? von dem Empfange, wo die Einen sich grüssten, weil sie Freunde waren, die Anderen um Freunde zu werden? von aller Gemeinschaft der ernstesten Arbeit und des heiteren Genusses? von den Stunden, wo wir erschüttert waren durch das gewaltige Werk des alten Dichterheros, von den anderen, wo wir erfreut wurden durch das bunte Leben der Gegenwart? An dem einen Abend hat Tanz Sie umkreist im Bunde mit Wort und Bild in wohlthuender Vereinigung aller schönen Künste, am anderen Tage ist unser engerer Kreis vereint gewesen, am dritten Tage hat die Natur sich Ihnen aufgethan und andere moderne Kunst mit zauberischer Wirkung. Die Bürgerschaft ist auf allen Schritten freudig mit Ihnen gegangen, unter Ihnen gewesen, die Presse hat uns begleitet, nicht bloss unsere eigene, welche Sie geführt und von Tage zu Tage neu orientiert hat; auch die Presse des Ortes, die mit fachkundigem Sinne selbst das Geheimniss der zehnten Muse errathen hat, ohne dem Ungeweihten den Schleier zu lüften\*), und die jetzt Stettin so philologisch glaubt, dass in den lokalen Nachrichten der heutigen Morgen-Nummer unserer Neuen Stettiner Zeitung die Ananke des 29. September heraufgeführt wird, für deren Verständniss wir allerdings trotz aller Samenkörner, die Sie ausgestreut haben, doch bei den Lesern dieses Zeitungstheiles nicht unbedingt sicher sind schon die nothwendigen Vorbedingungen geschaffen zu haben. Wie viel Gemeinschaft haben wir mit einander empfunden! Es hat sich berührt das deutsche Mutterland und die deutsche Diaspora, es haben sich berührt Männer der Wissenschaft und der Erziehungskunst, berührt hat sich Schule und Elternhaus, Gelehrsamkeit und Bürgerthum, Gäste und Wirthe, ja Nacht und Tag. Denn gestern ist uns am Tage die Nacht vor Augen gestellt und in der Nacht ein Tag entflammt worden, dessen Glanz selbst die kühnste Phantasie des Dichters überstrahlt. Vereint sind hier auch Männer und Frauen, die nicht bloss die gestrige Fahrt als sanfte, strahlende Sterne begleitet, sondern mit unermüdlicher Ausdauer auch den gelehrtesten Verhandlungen gefolgt sind. (Heiterkeit, lebhafter Beifall.)

Nun meine Herren, wenn wir so freudige, wohlthuende Erlebnisse gehabt, da ziemt sich wohl ein Wort des Dankes. Sie mögen persönlich es den Stettinern, welche Sie kennen, sagen: Das Präsidium ist es vor Allem schuldig unserem erhabenen Kaiser, der hohen Staatsregierung, allen staatlichen und städtischen Behörden, welche uns mit ihrem wohlwollenden Entgegenkommen unterstützt haben; das Präsidium ist Dank schuldig den Männern, die uns auf unser an anderen Orten oft vergebliches Bitten freundlich Vorträge zugesagt und hier gehalten haben; es ist Dank schuldig den Vorständen der Sektionen, den Vorständen und Mitgliedern der Ausschüsse, den Herren vom Bureau und Secretariat,

\*) Die zehnte Muse. Prolog zum Festspiel im Hallischen Stadttheater bei der XXV. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner. 1867.



Dank allen Stettinern, die sich anschlossen, Dank aber vor allen Ihnen insgesamt, die Sie gekommen sind, denn wie hätten unsere Worte ein Gehör, ein Echo finden können ohne freundliche Zuhörer! — Lassen Sie mich zusammen fassen: *Membra sumus corporis magni*, „soweit die deutsche Zunge klingt“! Auf-pommerschem Boden werden wir das durch alle Lande getragene Wort des pommerschen Sängers besonders festhalten dürfen. Seine Büste sieht hier von rechts auf uns hernieder, und von links grüsst Sie das milde klare Antlitz des Mannes, der ihm so enge verbunden und Pommern nicht fremd war, Friedrich Schleiermachers, — eines Mannes zugleich der Wissenschaft und der Erziehungskunst, wie es wenige giebt. Aber fürchten Sie nicht, dass ich jetzt noch ausführlich von seiner Bedeutung reden werde. Gewiss ging seine Thätigkeit und Lehre in der Erziehungskunst besonders darauf aus, dem Individuum zur freudigsten Entfaltung zu verhelfen und doch den Sinn für das Leben zu wecken in der Gemeinschaft, in die das Individuum gestellt ist. Aber ich führe jetzt nur ein schlichtes Wort aus seinem Leben an, ein einfaches Zeugniß: „In fremdem Hause ging der Sinn mir auf für ein schönes gemeinschaftliches Dasein.“

Unser Haus ist Ihnen ein fremdes gewesen; möchte auch Ihnen der Sinn von neuem aufgegangen sein, wie wir es ja empfunden haben, für das schöne gemeinschaftliche Dasein! Behalten Sie Stettin in einer guten Erinnerung! In Stettin wird — das darf ich gewiss sagen — die deutsche Philologen-Versammlung unvergessen bleiben. Und damit sage ich Ihnen Allen ein herzliches, bewegtes Lebewohl.

Geheimer Regierungsrath Dr. Schrader: Meine Herren! Ich bitte um die Erlaubniß und die Ehre, unseren hochverehrten beiden Herren Präsidenten den aufrichtigen und warmen Dank unserer Versammlung aussprechen zu dürfen. Es ist nichts Kleines, eine so grosse, aus den verschiedensten Gegenden des Vaterlandes zusammenströmende Versammlung gewiss Gleichstrebender, aber doch vielfach verschieden Denkender, so zu leiten, dass Person und Sache sich gleicherweise gefördert fühlen, kurz den Verhandlungen einer solchen Versammlung ein harmonisches Gepräge aufzudrücken. Eine solche einheitliche Vereinigung konnte nur dadurch gelingen, dass die Männer, welche unsere Verhandlungen geleitet haben, von idealer Grundlage ausgegangen sind, idealer Mittel sich bedient haben, idealen Zielen uns zuzuführen bestrebt gewesen sind. In diesem Sinne haben die beiden Herren Präsidenten unsere Verhandlungen vorbereitet, eingeleitet, durchgeführt.

Ich darf hierbei an die auch heute schon mit Recht erwähnte Eröffnungsrede unseres ersten Herrn Präsidenten als bezeichnendes Symbol und als glückliches Wahrzeichen unserer Versammlung erinnern, in der er uns auf die reine und ideale Höhe der antiken Philosophie führte. Dieses Omen ist für unsere Verhandlungen massgebend gewesen. Aber auch die geselligen Berührungen, welche uns geboten sind, waren von demselben Geiste des Masses, des Lichtes der Harmonie, durchstrahlt und durchweht.

Wenn wir Alle reich belehrt und erfrischt von hier in unsere Heimat zurückkehren, so gebührt der Dank und die Anerkennung hierfür den beiden Herren Präsidenten. Ich ersuche die verehrte Versammlung, zum Zeichen ihrer Zustimmung sich von ihren Plätzen zu erheben. (Geschicht.)

Präsident: Meine Herren! Die fünfunddreissigste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen. Es lebe die sechszunddreissigste!

Schluss der Sitzung 12 Uhr 45 Minuten.

---

# Verhandlungen der Sektionen.

## I. Pädagogische Sektion.

Vorsitzender: Realschuldirektor Kleinsorge (Stettin). Stellvertreter: Geheimer Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Schrader (Königsberg).

### Erste Sitzung.

Montag 27. September 12<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr in der Aula des Stadt-Gymnasiums.

Realschuldirektor Kleinsorge eröffnet die Versammlung mit der Mittheilung, dass er, nachdem der Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Wehrmann (Stettin) wegen Ueberhäufung mit Amtsgeschäften den Vorsitz der pädagogischen Sektion abgelehnt habe, mit den Vorbereitungen für die Verhandlungen und mit Eröffnung der Sektion beauftragt sei. Ausser den vier der Versammlung bereits bekannten Vorträgen sei noch ein fünfter vom Oberlehrer Dr. Blasendorff (Pyritz) angemeldet und angenommen worden: „Ueber Fortbildungscurse für Lehrer höherer Lehranstalten“. Director Kleinsorge bittet darauf die Versammlung zur Constituierung schreiten zu wollen und zu dem Ende zunächst Vorschläge für den Vorsitzenden zu machen.

Auf Vorschlag des Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulraths Dr. Schrader wird Director Kleinsorge durch Acclamation gewählt, der die Wahl mit Aeusserungen des Dankes annimmt. Zum stellvertretenden Vorsitzenden wird alsdann Geh. Regierungs- und Schulrath Dr. Schrader gewählt, zu Secretären auf Vorschlag des Vorsitzenden die Realschullehrer Heyse und Fischer (Stettin).

Der Vorsitzende schlägt darauf vor, das Programm für die Sitzungen so festzusetzen, dass am Dienstag den 28. der Vortrag des Prof. Dr. Kolbe (Stettin) „Ueber den Antheil der höhern Schulen an der nationalen Erziehung unsers Volkes“ entgegengenommen wird, dem sich ein Vortrag des Vorsitzenden „Ueber Schülerverbindungen“ anschliessen soll. Am Mittwoch alsdann der Vortrag des Gymnasialdirector Dr. Kammer (Lyck) „Ueber den Umfang und die Methode des kunsthistorischen Unterrichts auf den Gymnasien, sowie des Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulraths Dr. Schrader Vorschlag zur näheren Verbindung der philolog. und pädagog. Sektion für künftige Versammlungen, zu welchem Behufe die philol. Sektion noch mit der pädag. zusammen tagen soll. Am Donnerstag endlich die Vorträge des Professor Dr. Euler (Berlin) über das Schulturnen und des Oberlehrer Dr. Blasendorff (Pyritz) über Fortbildungscurse für Lehrer höherer Lehranstalten.

Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden. Schluss der Sitzung 1 Uhr 10 Min., worauf 37 Mitglieder sich in die Präsenzlisten einzeichnen.

Zweite Sitzung.

Am 28. September 1880.

Director Kleinsorge eröffnet die Sitzung um 8 Uhr 15 Min. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen betreffs der Vertheilung der Vorträge wird das Protokoll der ersten Sitzung verlesen und angenommen. Darauf erhält das Wort Prof. Dr. Kolbe aus Stettin zu seinem Vortrage

**Ueber den Antheil der höheren Schulen an der nationalen Erziehung unsres Volkes.**

Μητρός τε καὶ πατρός καὶ τῶν ἄλλων προγόνων ἀπάντων τιμιώτερόν ἐστιν ἡ πατρίς καὶ σεμνότερον καὶ ἀγιώτερον καὶ ἐν μείζονι μοίρᾳ καὶ παρὰ θεοῖς καὶ παρ' ἀνθρώποις τοῖς νοῦν ἔχουσιν (Plat. Krit. 12). Dieser Ausspruch des Sokrates bei Plato muthet uns heute aufs Lebendigste an, und gewiss sind wir Alle, meine hochgeehrten Herren, darin einig, dass es jetzt nicht mehr gilt mit Schiller zu sprechen:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens.“

Nein! wir sind eine Nation geworden. Aber nun könnten Sie fragen, ob man dann überhaupt noch von nationaler Erziehung zu reden berechtigt sei. Macht sich das nicht Alles von selbst? Soviel ich sehe — und ich schliesse mich dabei bewährten Führern an, ist dies doch nicht der Fall; es handelt sich in der That, nachdem unser Volk die glorreichen Erfolge errungen hat, durch die es zur Einheit gekommen ist, darum, die nationale Grösse auch durch die Erziehung zu bewahren.

Unsere höhern Schulen haben daran gewiss einen sehr wichtigen Antheil. Freilich kann ich nur von einem Antheil sprechen; denn das Wort: „Der Schule gehört die Zukunft“ ist nur in einem gewissen Umfange berechtigt; die Schule ist keineswegs der einzige Factor, welcher den Menschen bildet. Es mahnt zur Bescheidenheit bei der Lösung unserer Aufgabe, wenn wir bedenken, wie viele neben uns, ja vor uns mehr als wir auf die Jugend eingewirkt haben, und erwägen, dass doch die Schule eigentlich gar keine selbständige Macht neben den grossen Erziehungsfactoren ist, sondern dass dieselbe vielmehr nur ein Organ ist, durch welches die grossen Bildungsfactoren wirksam sind. Die Schule vertritt meines Erachtens nicht bloss die Familie, sondern alle die sittlichen Mächte, welche Einfluss haben auf die Entwicklung des Menschen: zuerst das Vaterland. Die Schule ist Eigenthum des Staates, oder mindestens steht sie unter staatlicher Aufsicht und folgt den Intentionen, welche der Staat ihr vorschreibt: durch die Schule erzieht der Staat. Die Schule ist aber nicht lediglich Organ des Staates oder Vertreterin der Familie; noch andere Mächte wirken in derselben. Zunächst ist zu allen Zeiten, seitdem überhaupt von menschlicher Gesellschaft neben dem Staate oder im Staate die Rede sein kann, auch die menschliche Gesellschaft, und zwar nicht nur als Volksgemeinschaft, sondern, dass ich es gleich im modernen Sinne sage, die Menschheit überhaupt ein wichtiger Factor, der überall, namentlich durch die höhere Schule, an das Gemüth wirksam herantritt. Bei uns ist es ferner, wenn wir den Spuren der Geschichte folgen, gar nicht anders möglich, als dass wir hier auch die christlich-sittliche Gemeinschaft, die Kirche, zu nennen haben, aus der historisch die Schulen in unserm Vaterlande hervorgegangen sind, und von der die Schulen, mag nun auch die Form des Zusammenhangs eine verschiedene geworden sein, sich noch nicht gelöst haben.

Alle diese Factoren werden durch die Schule wirksam an der nationalen Erziehung zu arbeiten haben. Wie nun aber? das ist die weitere Frage. Wichtig ist dies Thema, soweit meine Einsicht reicht, allerdings. Hat doch Herr Geheimerath Schrader sich in der späteren Bearbeitung seiner Erziehungslehre veranlasst gesehen, einen besondern Paragraphen über Pflege der Vaterlandsliebe einzuschalten. Es könnte aber dem, der über die Sache genauer zu reflectieren beginnt, bange werden, ob ein Einzelner im Stande sei, diese grossartige Aufgabe, wie die höhere Schule mitwirken soll an der nationalen Erziehung, wirklich auszuführen oder ihre Ausführung darzustellen. Ich würde es nicht wagen mich an dieser Aufgabe zu versuchen, wenn ich mich nicht als Interpreten der Geschichte und der Strömung in unserm Volks- und Schulleben ansähe, welche sich über diese Sache bereits in einer historischen, die Geschichte respectierenden Weise geäussert hat. Nicht etwas Neues will ich bieten, sondern ich erlaube mir die aus der Betrachtung der vaterländischen Geschichte gewonnenen Gedanken, wie ich sie schon bei anderen Gelegenheiten öffentlich, freilich in engeren Kreisen, ausgesprochen und vertreten habe, und wie sie Zustimmung und Ergänzung von mir wichtigen Seiten erfahren haben, auch hier wieder ins Licht zu stellen, indem ich Sie Alle bitte, da, wo ich fehlgreife, mich berichtigen, wo ich unvollständig bin, mich gütigst ergänzen zu wollen.

Womit hat es die Erziehung überhaupt zu thun? Neues, sagt Friedrich der Grosse, kann die Erziehung nicht schaffen, sie ist nicht im Stande etwas in den Menschen hineinzubringen, was nicht irgendwie schon in ihm liegt. Wenn von nationaler Erziehung die Rede ist, so ist Voraussetzung, dass nationale Keime überall vorhanden sind. Diese zu entwickeln ist Aufgabe auch der höheren Schule. Denn das, dass sie höhere Schule ist und in einem besondern Sinne dem Humanismus dient, macht sie nicht vaterlandslos. Humanität und Nationalität vertragen sich gar wohl. Sie erinnern sich, was der bekannte Philosoph Zeller in Berlin über diesen Gegenstand ausgeführt hat. Und mit einer Schrift von Albert Richter, welche aus den Kreisen der Diesterweg'schen Schule hervorgegangen ist, sage ich: Es ist als eine grosse Einseitigkeit zu betrachten, wenn der oberste Zweck der Erziehung in die nationale Bildung gesetzt wird. Ueber aller nationalen Eigenthümlichkeit steht das allgemein Menschliche, das Nationale kann sich nur so gesund entwickeln, dass es dem allgemein Menschlichen dient; anderseits schliesst aber dieses das Nationale nicht aus. Es kann sich eben nur in dem Nationalen darstellen.

Was ist denn aber deutsche Nationalität? ist sie etwas von uralter Zeit her unbedingt Gegebenes? das müssen wir verneinen. Alle Nationalität wird in und mit der Geschichte, wenn auch auf Grund ursprünglicher Veranlagung. So ist die deutsche Nationalität allmählich bis in unsere Zeit hinein zu dem geworden, was sie ist. Auch Zeller erkennt von seinem Standpunkt aus dies bereitwillig an. Nun treten in jeder Nationalität, so auch in unserer deutschen, eigenthümliche Vorzüge hervor, die sich zu Tugenden ausgestalten können, und eigenthümliche Schwächen, die mehr und mehr zu Fehlern werden können. Die Schwächen zu beseitigen oder mindestens abzuschwächen ist Aufgabe der Erziehung nach der negativen Seite; aber positiv gilt es ebensosehr die vorhandenen guten nationalen Anlagen in rechte Bahnen zu lenken, sie zu erhalten, zu stärken, ja, ich wage den Ausdruck, sie zu verklären.

Wenn wir dies voraussetzen, werden wir zu der weiteren Frage gedrängt: welches sind denn nach Ausweis der Geschichte die nationalen Vorzüge des Deutschen und seine



Fehler? Fassen wir alles das in Kürze zusammen, was wir seit Caesar und Tacitus von den Deutschen wissen, was in der Geschichte unseres Volkes und speciell auch in seiner Litteraturgeschichte hervortritt, so werden wir wohl sagen dürfen, dass im Deutschen von jeher ein Trieb in die Tiefe gelegen hat, ein Trieb nach Innerlichkeit, und was damit unbedingt verbunden ist, ein Trieb zur Gottesfurcht. Daran knüpft die deutsche Treue an, dieses eigenthümliche Merkmal gerade unseres Volkes, die Treue, wie sie nach den verschiedensten Richtungen sich äussert als Gottestreue, als Familientreue, als Freundestreue, als Dienst- und Amtstreue, wie sie beruht auf der freudigen Anerkennung fremden Werthes, also auch verbunden ist mit Bescheidenheit und mit einer nach allen Seiten hin offenen und regen Empfänglichkeit für alles Gute, Schöne und Wahre, es mag kommen, woher es will. Und eben daran knüpft sich wieder jener eifrige Wahrheitssinn, der Forschungssinn, der dem Deutschen so charakteristisch ist und der ihn besonders zur gründlichen Arbeit auch in der Wissenschaft befähigt. Die Gründlichkeit ist aber nicht denkbar ohne einen gewissen Muth, der sich selbst behauptet unter Hemmnissen und Schwierigkeiten. Und so, scheint es, hängt mit dem deutschen Wahrheits- und Forschungssinn auch die Tapferkeit, die Entschlossenheit und die Ausdauer zusammen. Aber, wie es immer ist, wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten: neben den grossen Vorzügen unseres Volkes treten, sowie es in der Geschichte wirksam wird, auch grosse Mängel hervor.

Da finden wir schon in uralter Zeit die Unmässigkeit und Freude am derben Genuss hervorgehoben. Gerade wenn sonst das Gemüth so tief in das Innere hineingeht, ist ein Gegenstreben unvermeidlich. Wir sind ja nicht reine Geistwesen, sondern an die Materie gebunden. Unser Körper, ein materielles Organ, sucht das Gleichgewicht wieder zu gewinnen, welches durch einen spiritualistischen Zug verloren zu gehen droht: und daher erkläre ich mir den Zug zu dem unmässig derben, genussstüchtigen Wesen, der ja auch in unserm Volke hervortritt, und die Liebe zum Trinken. Mit der Treue und der Schätzung fremden Werthes steht im Gegensatz eine Selbstunterschätzung, eine zu grosse Verkenntung dessen, was wir haben, und darum auch eine eigenthümliche Nachahmungssucht; denn „was nicht weit her ist“, schätzt der Deutsche nicht. An den Wahrheitssinn, den Forschungstrieb und die Gründlichkeit schliesst sich ferner leicht schwerfälliges Wesen, Peinlichkeit, Grübeleien an; endlich an die Entschlossenheit und ausdauernde Tapferkeit ein Sichverlieren in die engen Bahnen dessen, was man selbst ausgegrübelt hat, Eigenwille und Particularismus.

Die deutsche Schule, sage ich, hat die Pflicht allen diesen Fehlern entgegen zu wirken, alle jene Vorzüge auszubilden durch Erziehung im engeren Sinne und durch Unterricht insbesondere. Die höhere Schule hat besonders dazu mitzuwirken. Denn wenn auch in gewisser Weise die Aufgabe aller Schulen eine gleichartige ist, Menschen heranzubilden: so soll doch in den höheren Schulen das Menschheitsideal in der schönsten und tiefsten Weise durchgebildet und mit den reichsten Mitteln ausgestattet werden. Hier sollen alle möglichen schätzbaren Richtungen der Cultur freilich nicht vollständig ausgebildet, aber doch angeregt, Sinn und Verständniss für sie soll in allen höheren Schulen geweckt werden, sodass eine wirkliche humanitas aus ihnen hervorblüht. Sind doch die höheren Schulen, weil sie gerade die eigentlich leitenden Kreise unseres Volkes heranzubilden, doppelt verpflichtet, die Nationalität im edelsten Sinne in ihren Zöglingen zu pflegen und vor jeder Verkümmern sie zu schützen.

Welche Möglichkeit haben nun die höhern Schulen, dieses Ideal praktisch durchzuführen? Als die wichtigsten Erziehungsmittel im engeren Sinne, wenn ich zunächst vom Unterricht noch nicht spreche, dürfen wir wohl das Vorbild des Lehrers und die Einrichtung der Schule bezeichnen; durch beides wird der Schüler gewöhnt. Die Gewöhnung des Willens ist das Erste; alle Einsicht ohne Gewöhnung kann die wahre Tugend nicht herbeiführen; das Kind wenigstens — und mit dem Kinde haben wir es ja auch in der höhern Schule zunächst zu thun — ist der eigentlichen Einsicht noch nicht fähig. Wir können nicht durch zu frühzeitiges Raisonieren mit dem Kinde etwas ausrichten, sondern wir pflanzen unmittelbar in das Gemüth und gewöhnen den Willen.

Darum werden wir, wenn wir uns anschliessen an die vorher gegebenen psychologischen Grundzüge, sagen müssen: der Lehrer der deutschen höheren Schule wird an sich selbst die Aufgabe stellen, dass die Schüler mehr und mehr in seiner ganzen Persönlichkeit ein Muster haben von aufrichtiger Frömmigkeit, Pflichttreue und Treue in jeder Beziehung, wie auch in wissenschaftlicher Selbstthätigkeit. Das gilt vorzugsweise von Lehrern der höheren Gymnasialklassen, aber doch auch von Lehrern der Realschulen und von Lehrern der untern Klassen. Der Schüler merkt sehr bald, ob der Lehrer nur abrichtet und einprägt oder ob er wirklich in der Sache steht, ob er mitarbeitet, wenn auch in ganz bescheidenem Theil, an den wissenschaftlichen Aufgaben. Weiterhin darf es dem Lehrer nie fehlen an der für ihn eigenthümlichen Tapferkeit, an einem entschlossenen Auftreten, wo es auch sei.

Umgekehrt soll der Lehrer, welcher der nationalen Erziehung dienen will, alle die Fehler, die vorher angedeutet wurden, in seiner Persönlichkeit meiden. Er wird sich daher als ein Mann der Mässigkeit beweisen, echten Schönheitssinn bekunden, als ein lebendiger und frischer Lehrer wirken, endlich als selbstloser Mensch dazustehen haben. Das Letzte scheint mir ganz besonders in dem verwickelten Organismus der höheren Schule nothwendig, wo so sehr leicht die eigenen Lehrfächer oder auch die persönlichen Leistungen überschätzt werden. Gerade bei dem, der irgend etwas Tüchtiges leistet, liegt dieser Fehler besonders nahe, und derjenige, welcher nicht in einer Klasse einen einheitlichen, zusammenhängenden Unterricht in mehreren Lehrfächern geben kann, sondern, wie es wohl vorkommt, über viele Klassen zerstreut überall mit wenigen Stunden sich mühsam behaupten muss, überschätzt besonders leicht das, was seine eigenen Lehrfächer werth sind. Von gewichtigen Stimmen ist dies schon als ein Uebelstand gekennzeichnet worden. Das einseitige Fachlehrersystem, wie es hier und da sich auszubilden droht, erscheint mir als eine bedenkliche Gefahr.

Neben dem, was die Persönlichkeit des Lehrers ihm darbietet, soll aber der Schüler auch durch die Ordnung der gesammten Schule zu allem Guten und Schönen angeleitet, vor allen Fehlern bewahrt werden. Die Gymnasien, wie wir sie jetzt in unsern Gegenden kennen, wurden gegründet als *Seminaria eruditae pietatis*. Dieses Wort muss auch für uns Geltung haben. Ohne mechanischen Zwang, ohne jede Pietisterei muss ein aufrichtig frommer Geist hindurchwehen durch das gesammte Schulwesen. Zum Ausdruck muss er kommen insonderheit in dem gemeinsamen, ich möchte sagen familienartigen Gebet, welches der Lehrer in seiner Klasse spricht, sowie in der Andacht, welche die Schulgemeinden nicht bloss bei besonders wichtigen Gelegenheiten, sondern wie es

nun an den verschiedenen Anstalten sein mag, alle Tage oder ein- bis zweimal alle Wochen zusammenführt.

Weiter soll die Schule in allen ihren Einrichtungen die Schüler an Treue gewöhnen namentlich dadurch, dass regelmässige und sorgfältige Anfertigung der nothwendigen Schularbeiten verlangt wird. Abweichungen von dieser Regel dürfen nie willkürlich stattfinden.

Ferner hat die höhere Schule gewiss den Beruf das anzuregen, was Friedrich der Grosse vor Allem bei der Erziehung verlangt hat, die Selbstständigkeit. Gerade die höhere Schule muss ihre Schüler vornehmlich anregen, dass sie mehr und mehr zur eigenen Thätigkeit gelangen, dass sie nicht mit den elenden Krücken von Nachhülfestunden, Uebersetzungen und was dergleichen mehr ist, sich allmählich vorwärtsschieben, sondern dass sie im lebendigen Eifer voranschreiten und das, was ihnen die Schule darbietet, mehr und mehr in eigener Weise verarbeiten und Anleitung gewinnen, auch selbst zu finden. Die Wichtigkeit des Privatstudiums ist schon vielfach hervorgehoben worden ich möchte heute auch von dem Gesichtspunkte der nationalen Erziehung darauf Werth legen, dass das Privatstudium gefördert werde auf alle Weise. Einem einseitigen Memoriren dagegen, einer Methode, die es darin sucht, dass der Schüler nur gerade das Pensum durchmacht, möchte ich den Krieg erklären. Nicht als ob das alte Wort: tantum scimus quantum memoria tenemus nicht einen guten Sinn hätte; aber doch nur in gewissem Sinne hat es seine Wahrheit.

Schliesslich handelt es sich um Entwicklung des Muthes. Hier stelle ich ganz besonders auch der höheren Schule die Aufgabe, die Körperkraft zu entwickeln und den Körper auszubilden. Dieses Gebiet ist wichtiger und bedeutungsvoller, als es auf den ersten Anblick erscheinen mag. Ich meine, auch vom Gesichtspunkt der nationalen Erziehung ist es von Belang, dass in neuerer Zeit der Turnunterricht mehr zu seinem Rechte kommt. Eine einseitige Ausbildung des Geistes taugt nicht für die Entwicklung unserer Nationalität; die Schule wird daher das Turnen eifrig zu pflegen haben und auch die Turnfahrten nicht verachten, bei denen ja so viel geschehen kann, um den Schüler an Ausdauer und Selbstüberwindung zu gewöhnen. Selbst den Schwimmunterricht wird die Schule nicht unbeachtet lassen dürfen, wenngleich dieser Unterricht nicht Sache der höheren Schule selbst sein soll. Weiter aber scheint es für die Ausbildung des leiblichen Organismus und dann auch sogar für die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten, die gerade in dieser Hinsicht mit dem Körper in innigerem Zusammenhange stehen, nämlich für die Ausbildung der Entschlossenheit und Ausdauer nothwendig zu sein, dass die Schüler in höheren Schulen sich frühzeitig gewöhnen an freies Auftreten und freies zusammenhängendes Sprechen, das auf weiteren Stufen sich steigert zum Referiren, zum freien Vortrage und zum Deklamiren. Unser pommerscher Landsmann Palleske hat jüngst ein trefflich anregendes Buch über die Kunst des Vortrags veröffentlicht, welches diese Seite der Erziehung in mancher Beziehung beleuchtet.

Mit der Ausbildung der Vorzüge des deutschen Nationalwesens, wozu die höhere Schule die Pflicht hat, verbindet sich sachgemäss die Bekämpfung der oben geschilderten Nationalfehler. So komme ich zunächst auf die Erziehung zur Selbstbeherrschung. Ist einmal dem Deutschen die Gefahr der Veräusserlichung nahe gelegt, besonders die Gefahr der Genusssucht, so muss der Nation daran liegen, und die höhere Schule ist

dazu berufen, den Schüler auf Gewöhnung an Selbstbeherrschung hinzuweisen, ich meine eine Selbstbeherrschung, welche den Schüler dahin bringt, eine Freude zu haben an einfachen Genüssen und vor Allem am Genusse der Arbeit, dass die Arbeit dem Schüler nicht eine Last, sondern eine Lust bereite, dass er ferner in dem Unterricht in der Klasse selbst an Ausharren in der Lehrstunde von früh an gewöhnt wird, dass das störende Unterbrechen des Unterrichts, wie es in den unteren Klassen wohl geschieht, gänzlich abkommt, dass der Schüler in seiner körperlichen Haltung sich gut gewöhnen lernt. Wir haben ja zuweilen selbst in oberen Klassen grosse Noth, unsern Schülern die rechte Körperhaltung beizubringen; sie soll vielmehr frühzeitig angewöhnt sein. Und auf den grösseren Spaziergängen und Turnfahrten wird der Schüler an Entbehrung sich zu gewöhnen haben.

Weiterhin folge im Zusammenhange mit dem, was über Schönheitssinn vorher bei der Person des Lehrers angedeutet ist, hier die Bemerkung, dass der Schüler ganz besonders auf höheren Schulen an reinen Geschmack zu gewöhnen ist. Der Gesang- und Zeichenunterricht, die Auswahl der Lesebücher, die Einrichtung der Schulbibliotheken; dies Alles ist hier wesentlich. Der einseitigen Ueberschätzung dilettantischer Kunstübungen aber wird die höhere Schule an ihrem Theile wehren. Ohne den Werth künstlerischer Ausbildung zu verkennen, kann sie das Schönthun und Prunken mit allerlei Kunstübungen, wie es wohl manchem schwachen Schüler eigen ist und der Eitelkeit der Eltern schmeichelt, nicht dulden oder gar fördern.

Als dritter Nationalfehler galt uns die Schwerfälligkeit, welche in der That uns Deutschen und uns Pommern wohl mehr noch als Andern anklebt. In Beziehung hierauf betone ich, dass die höhere Schule den Beruf hat, an frisches Thun zu gewöhnen. Wir haben freilich Geduld mit schwächeren Schülern; aber wir haben daneben in der ganzen Art unseres Unterrichts Bedacht zu nehmen, dass der Schüler allmählich befähigt werde, rasch zu antworten und dass er im weitesten Sinne des Wortes *ex tempore* arbeitet. Um die dazu nöthige Frische zu erhalten, wird das Turnen eine wichtige Ergänzung des ganzen höheren Schulunterrichts darbieten.

Endlich dürfte es sich empfehlen, um der Eigenwilligkeit und dem partikularistischen Wesen zu begegnen, soweit dies in der Schule möglich ist, dass alle Einrichtungen darauf hingehen, den Schüler von vorneherein an eine willige Unterordnung unter die Einrichtungen der Schule, an Fügsamkeit gegen Lehrer, und an gefälliges Wesen namentlich auch gegen Kameraden der Klasse zu gewöhnen. Soweit von Erziehung im engeren Sinne des Wortes.

Neben die Erziehung im eigentlichen Sinne, welche durch Gewöhnung ausgeübt wird, tritt der Unterricht. Dieser kann nach mancher Seite hin zur Förderung der nationalen Erziehung, wie ich sie verstehe, beitragen, theils in den Lehrstunden, theils bei den Schulfeierlichkeiten. Ich brauche hier nicht viel von Königs Geburtstag oder Sedanfeier und dergleichen zu sprechen; ich deute nur eben darauf hin, wie reiche Gelegenheit sich hier bietet, die für nationale Erziehung wichtigen Kenntnisse ungesucht zu erweitern und zu befestigen.

Dass ausserdem der Unterricht in der Geschichte, der deutschen Litteratur und der deutschen Sprache für die nationale Erziehung zu wirken geeignet und auch berufen ist, liegt vollends auf der Hand. Wir werden dem grossen Könige Friedrich II. daher nicht darin folgen



können, dass er dem deutschen Unterricht einseitig eine formale Ausbildung als Aufgabe stellte. Heutigen Tages muss es unbedingt gelten, dass die Einführung in die deutsche Litteratur auch dazu dienen soll, den nationalen Sinn zu wecken, unsere Schüler darauf hinzuweisen, wie viel unsere eigene Litteratur, wenn auch zunächst in unscheinbarer Weise, dazu beigetragen hat, deutsches Nationalgefühl zu beleben und so die Einheit unseres Vaterlandes anzubahnen. Der Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur liegt auf der höheren Schule regelmässig in derselben Hand; um so leichter wird es sein, nach beiden Seiten das eigenthümlich Grosse und auch die Gefahren des Deutschen wahr und treu zu zeigen. Ich meine, Sprache und Litteratur in ihrer geschichtlichen Entwicklung sollen wir unserer Jugend anschaulich machen und dabei lebendig vorhalten, worin die Vorzüge und Fehler unseres Volkes hervortreten. So wird der Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur sich mit dem geschichtlichen Unterricht ergänzen, um die nationale Ausbildung zu fördern. Einzelner Vorschläge enthalte ich mich hier, um die Herren nicht zu ermüden.

Aber die eine Frage scheint mir nicht ganz ohne Antwort bleiben zu dürfen, wie denn zu dem von mir in einigen Umrissen gezeichneten Ideale nationaler Erziehung die humane und religiöse Erziehung sich verhalte. Hier, glaube ich, kann nach dem, was ich vorhin darzulegen versuchte, kein Zweifel sein, dass die nationale Erziehung nicht die religiöse oder humane stören darf, sondern dass der Schüler zur Religion und Humanität auch vermöge der nationalen Erziehung in unserem Sinne heranreift. Dessen wird man sich aber auch als Patriot nicht schämen, dass man seine Schüler zu frommen Menschen heranbildet, sondern wenn wir Schüler haben, die mehr oder weniger deutsch fühlen, deutsch denken, und deutsch handeln und dabei als gute Deutsche auch christlich fühlen, denken und handeln, so ist damit erst recht das Ideal aller Erziehung verwirklicht.

Die nationale Erziehung auch in der höheren Schule als etwas unbedingt Nothwendiges, aber auch als etwas in der geschichtlichen Entwicklung unseres Volkes Begründetes hervorzuheben, das war der Zweck meiner Bemerkungen. Wir wollen hoffen, dass es immer mehr der bewährten Thätigkeit unserer Lehrer gelinge, das Ideal, welches mir vorschwebt, welches aber von anderer Seite vielleicht noch vollkommener und richtiger dargestellt werden kann, in vollem Masse zu verwirklichen.

Director Hess aus Rendsburg: Ich wollte mir nur ein paar Worte erlauben, um dem Ausdruck zu verleihen, dass vielleicht doch Einzelne von den Herren nicht vollständig mit dem einverstanden sind, was der Herr Redner gesagt hat. Wir werden ja mit der Hauptidee um so mehr übereinstimmen, als das, wozu der Redner aufgefordert hat, wie mir scheint, in den meisten Schulen schon geübt wird. Wenn aber die Untersuchung angestellt werden soll, welches denn die Eigenschaften der Deutschen sind, die vorzugsweise in Schulen entwickelt werden können, dann glaube ich, ist die Sache systematischer aufzufassen. Es müssen nicht empirisch einzelne Eigenschaften an einander gereiht, sondern aus der Geschichte und der Lage des Landes diejenigen grundlegenden Eigenschaften abgeleitet werden, die nun einmal die hervorragenden in unserm Volke sind. Ich glaube, dass der Herr Redner etwas nicht mit der Schärfe hervorhob, mit der es hervorgehoben zu werden verdient. Ich glaube, man kann die Eigenschaften unseres Volkes, wenn man die Geschichte und die Culturgeographie fragt, doch auf vier grosse Haupteigenschaften zurückführen: entsprechend dem Klima auf ein ruhiges besonnenes Tempe-

rament, ferner auf eine gewisse Innerlichkeit, auf Individualismus und auf Universalismus. Das Streben nach Besonnenheit ist, glaube ich, in dem Vortrage nicht zur Geltung gekommen. Es ist richtig, unsere Jugend neigt etwas zur Genusssucht, sie hat aber auch eine gute Portion Besonnenheit von Hause aus mitbekommen, und wenn man daran anknüpft, so kann man dem entgegengesetzten Uebel entgegenwirken. Der Verkehr zwischen Schülern und Lehrern, der wenigstens in kleinern Städten möglich ist, kann dem Streben nach Genusssucht entgegenarbeiten. Noch wichtiger ist jener Zug des Universalismus. Dieser muss durchaus gebührende Berücksichtigung finden im geschichtlichen Unterricht. Man muss vor allen Dingen mit grosser Lust und Liebe sich in die Geschichte der fremden Völker hineinbegeben und die Beziehungen der deutschen zu ihnen aufspüren. Man muss streben, diesen fremden Völkern gerecht zu werden, sich bemühen sie zu erkennen, das, was an ihnen gut ist, auch als Vorbild hinzustellen und die Mängel der Deutschen dem gegenüber hervorzuheben. Ich berufe mich in dieser Beziehung auf die tiefen Eindruck machende Rede von Prof. Sybel, welcher sagte, dass wir seit dem deutsch-französischen Kriege Fortschritte gemacht hätten, und dass wir die Franzosen sehr viel mehr zu würdigen gelernt hätten.

Wenn es wahr ist, dass man seine eigene Sprache nur durch Studium fremder Sprachen kennen lerne, so wird man auch den deutschen Charakter durch Vergleichung mit fremden Charakteren kennen lernen. Diese beiden Momente schienen mir in dem Vortrage, mit dem wir sonst wohl in den meisten Punkten übereinstimmen, nicht so hervorgehoben, wie ich es wünschen möchte.

Prof. Kolbe: Ich bin dem Vorredner aufrichtig dankbar für sein gütiges Eingehen auf das, was ich zu bemerken mir erlaubte, aber Sie verzeihen mir, wenn ich darauf pro domo noch etwas antworten möchte. Es war nur eine Skizze, was ich gab, in der ja nicht jede Seite ausgeführt werden sollte, wie es in einem Buche am Orte gewesen wäre. Aber, was ich sagte, ist in so unsystematischer Weise, wie der Herr Vorredner glaubt, doch nicht entstanden. Allerdings haben auch mir vier Tugenden ganz bestimmt vorgeschwebt oder vier Grundzüge unseres Volkes, wie ich dieselben hier gedruckt in den Sätzen, die ich früher einmal für eine Disputation aufstellte, vor mir liegen habe. Ich würde sagen: 1) Innerlichkeit, 2) Treue verbunden mit der Anerkennung fremden Werthes und reger Empfänglichkeit — hier schliesse ich den Universalismus, ohne das Wort gebraucht zu haben, bewusst mit ein — 3) Wahrheits- und Forschungssinn und 4) Tapferkeit. Auch die Besonnenheit, für deren Betonung ich als eine werthvolle Ergänzung dem Herrn Vorredner dankbar bin, scheint mir durch meine Darlegung nicht ausgeschlossen, sondern sie wird zusammenhängen mit dem von mir hervorgehobenen gründlichen Forschungssinn. Diesen kann ich mir eben ohne Besonnenheit nicht denken. Die vier von mir benannten Grundzüge scheinen mir auch nicht bloss aus der Empirie herübergenommen zu sein. Freilich verzichte ich darauf, a priori zu construiren, sondern folge denselben Gesichtspunkten, wie der Herr Vorredner, aus der Geschichte und aus der Geographie herzuleiten, was dem deutschen Volke eigenthümlich ist, meine aber hierbei, etwa in der Art von Schleiermacher, auf Grundlage dessen, was gegeben ist, einen systematischen Zusammenhang erforderlichen Falles eigens nachweisen zu können. Jene Vier-Ordnung, wie ich sie überall durchgeführt habe, wenn sie auch vielleicht nicht sofort klar geworden ist, liegt eben meinem Vortrag zu Grunde.

Director Dr. Mueller-Flensburg: In der ausserordentlich anregenden Debatte ist darauf hingewiesen, dass ein Zug der deutschen Jugend in der Genusssucht bestände. Derjenige Vortrag, der auf der Tagesordnung diesem ersten Vortrag folgen soll, hat ja ganz besonders diese Genusssucht zum Gegenstande, ich möchte vorschlagen, dass der Herr Vorsitzende im unmittelbarem Anschluss hieran den Vortrag über die Schülerverbindungen veranlassen möchte.

Director Kleinsorge: Ich will zunächst nur eine Bemerkung machen, die ich glaube unserer Jugend schuldig zu sein. Herr Prof. Kolbe hob hervor, dass wir Pommern besonders schwerfällig wären. Ich möchte vor den Fremden dieses Vorurtheil nicht vermehren und weitergetragen sehen.

Ich habe früher von jungen Collegen, die jenseits der Elbe her waren — früher musste man, um hier in Stettin Geltung zu finden, wenigstens jenseits der Elbe hersein — (Heiterkeit) sagen hören, die pommerschen Jungen sind nicht leicht zu gewinnen, wenn sie aber gewonnen sind, dann ist viel mehr mit ihnen zu machen als mit denen — ich will nicht sagen woher die andern Herrn waren — (Heiterkeit). Diese Bemerkung glaube ich unserer Jugend schuldig zu sein. Ich will noch an ein Wort meines Vorgängers, des Directors Scheibert erinnern, der einmal bei einer Gelegenheit sagte: Die Pommern sind die Franzosen des Nordens.

Hierauf wurde der erste Gegenstand der Tagesordnung für erledigt angesehen, und es folgte, während Geh. Regierungsrath Dr. Schrader den Vorsitz übernahm, der Vortrag des Director Kleinsorge

### Ueber Schülerverbindungen.

Meine Herren! Ich habe mir diese Aufgabe gestellt, weil ich es für absolut unmöglich hielt, dass in unsern Tagen eine Versammlung deutscher Schulmänner beisammen wäre, die diesen, man kann wohl sagen wunden Fleck nicht berührte. Ich meine die Schülerverbindungen, die ja jedem, dem das Wohl der Schule und das Wohl der Jugend am Herzen liegt, schmerzlich sein müssen. Das Ministerium hat mit ganzem Ernst das Verderbliche dieser Verbindungen hervorgehoben und hat mit ebenso grossem Ernst Massregeln angeordnet, dieses Unwesen zu unterdrücken. Gewiss werden diese Massregeln mit aller Strenge gehandhabt; es kann aber doch die Frage entstehen: werden diese Massregeln im Stande sein das Uebel auszurotten? Und das führt auf die andere Frage: woher kommt denn dieses Uebel? aus welchen Quellen fliesst es? kann man diese nicht verstopfen und die Ursachen entfernen?

Wenn wir auf die Wurzel des Uebels sehen, so möchte ich die Verbindungen herleiten zunächst aus dem der Jugend natürlichen Triebe der Nachahmung. Unsere Jugend wird nicht schlechter geboren wie die vergangene. Die Jugend hat alle Anlagen des menschlichen Wesens; welche von diesen Anlagen aber zur Entwicklung kommen, das hängt rein von der Umgebung ab, in der die Jugend lebt. Absichtlich oder unabsichtlich wirkt die Welt der Erwachsenen fortwährend auf die Jugend ein, und oft sind gerade die unabsichtlichen Eindrücke die mächtigsten. Die Jugend ahmt nach, was sie an den Erwachsenen sieht. Hier liegt es nahe — das Beispiel ist ganz schlagend —, die Schülerverbindungen sind eine traurige Folge der üblen Einwirkung der Studentenverbindungen. Es hat wohl eine Zeit in unsern Tagen, ich meine vor 30—40 Jahren, gegeben, wo man

geglaubt hat, das Studentenwesen oder Unwesen — ich will damit durchaus nicht die Studentenverbindungen ganz verurtheilen — werde aufhören, werde sich umgestalten. Das scheint aber nicht der Fall zu sein. Man sieht ja auch in dem studentischen Wesen eine fortwährende innere Veränderung. Wer hat nicht von den amerikanischen Duellen gehört? das ist eben eine Fortbildung dessen, was früher auch schon vorhanden war. Dann ist die ganze Gegenwart erfüllt von Vereinen, die sich vielfach in Aeusserlichkeiten verlieren, auch die eigentliche Aufgabe, die sie haben wollen, nicht im Auge behalten, sondern eben die Nebensachen.

Meine Herren! Ich möchte zunächst hervorheben, die Jugend ist nicht die Quelle, nicht die Ursache dieser Entartung, die sich in ihr zeigt, sie ist leidend, man muss ihr helfen. Wir können auf das Leben der Erwachsenen, auf die Vereine am allerwenigsten einwirken und auf das Universitätsleben nur in einem geringen Masse, und ich schliesse mich Herrn Prof. Kolbe an, die Lehrer sind ja auch ein Theil der Erwachsenen und gerade der Theil, der mit der Jugend am öftesten in Verbindung kommt. Die Lehrer vor Allen sind das Vorbild und leider auch muss man sagen, die Lehrer müssen vorsichtiger sein. Gerade wie sie bei den Schülern in guten Dingen am meisten verfangen, so spähen auch die Schüler nach den Schwächen der Lehrer, und man soll nicht meinen, dass irgend etwas, was ein Lehrer thut, der Jugend verborgen bleibt, sie hat eine scharfe Beobachtung, und von vielen wird dergleichen absichtlich zusammengetragen. Ich möchte in diesem Punkte an das Goethe'sche Wort erinnern: „Wer erziehen will, der muss viel Entsagung üben“. Ein zweiter Punkt! Was die Quelle angeht, so glaube ich, dass die Schule zu früh eine Selbständigkeit erzielt und erwirkt, die für die ganze Bildung des Gemüths nachtheilig ist. Schon von 9—10 Jahren hat der Knabe Aufgaben zu erfüllen. Man giebt sie ihm, bereitet sie ihm in gewisser Weise vor, aber vielfach für den Langsamen, für den mittelmässig Begabten zu wenig. Im Knaben schon liegt die Regung zur Selbständigkeit, er soll sich früh als selbständig fühlen, was er doch als Mann erst sollte. Da muss er seine Kräfte anstrengen, es fehlt ihm die Hilfe auch da, wo sie ihm nicht fehlen sollte, er muss die schwierigen Gefühle, die ihm die Nichterfüllung seiner Aufgaben zuzieht, ertragen. Man denke nur an eine Nicht-Versetzung. Der Eine nimmts leicht, der Andre kann sich 14 Tage nicht darein finden, die ganzen Ferien hängt er dem Gedanken nach, bis endlich die Schule wieder mildernd eintritt. Ich glaube, dass hier die Schule die Kraft des Knaben zu oft lähmt, während sie helfend und fördernd ihm zur Seite stehen sollte. Das würde einen regen Zusammenhang und eine lebhaft Thätigkeit erwecken, es würde eine Quelle der Gesittung werden, die nichts zu wünschen übrig liesse, während auf der andern Seite das Gemüth zu früh verhärtet und sich zu früh in einem gewissen Gegensatz mit der Schule befindet. Der Knabe fühlt, es geschieht ihm zu viel.

Andrerseits macht die Schule Anspruch auf eine gewisse Unselbständigkeit in Jahren, wo der Schüler dieser Art der Unselbständigkeit entwachsen ist. Hier wäre nicht anders zu helfen als dadurch, dass man erwäge, ob nicht die Zeit der normalen Schul-Jahre abgekürzt werden könnte, sodass auf der einen Seite nicht zu früh eine Selbständigkeit hervorgerufen würde und auf der andern Seite nicht eine Unselbständigkeit, eine knabenhafte Fügsamkeit verlangt würde, über die der Schüler seinen Lebensjahren nach schon hinaus ist. Endlich ist doch wohl ersichtlich, dass dieses ganze Unwesen der



Schüler-Verbindungen aus einem Gefühl der Unbefriedigung entsteht, und ich glaube, dass man nicht kurzweg sagen kann, diese Unbefriedigung ist nicht berechtigt. Denn wenn wir die Haupt-Aufgabe der Schule betrachten und die Art und Weise ihres Strebens, so müssen wir sagen, dass die geistige Anstrengung bei Weitem überwiegt, und die andre Seite, die das Wissen nicht angeht, nicht in gehöriger Weise berücksichtigt wird und ihre Pflege und Befriedigung findet. Ich möchte hierauf ein Hauptgewicht legen, dass diejenigen Bedürfnisse, die ein jugendliches Gemüth hat, neben dem Streben nach Wissen und geistiger Bildung weit mehr berücksichtigt werden müssen, dass man eine weit grössere Sorgfalt auf ihre Befriedigung verwenden müsste. Ich führe als solche Bedürfnisse des jugendlichen Lebens an erstens: das Bedürfniss im Freien mit der Natur zu leben, im Freien leibliche, körperliche Uebung zu vollziehen, Musik zu üben, zusammen zu lesen, dramatisch oder declamatorisch etwas zu leisten. An alle diese Dinge knüpft sich leicht die Befriedigung der Geselligkeit, auf die die Jugend einen berechtigten Anspruch hat; an diese Dinge knüpfen sich dann auch die Vereine; ich mache einen Unterschied zwischen Schülerverbindungen und Schülervereinen; hier kann der Trieb nach Geselligkeit seine Befriedigung finden. Freilich müssen alle Vereine stets unter Leitung und unter Aufsicht der Schule sein. Der Schüler — das muss sich durch sein ganzes Schülerleben hindurchziehen — ist nicht selbständig, er steht in Abhängigkeit von der Schule, das muss festgehalten werden.

Mit den Schülerverbindungen aber die Schülervereine ausschliessen zu wollen, das wäre gewiss sehr unrecht.

Wir haben an unsrer Schule zwei Beispiele. Ich muss sagen: Gott sei Dank, sind wir von diesen Verbindungen und Ausartungen verschont geblieben, wohl auch aus diesem Grunde, weil an unsrer Schule zwei gestattete Vereinigungen bestanden, nicht zu gleicher Zeit, aber hintereinander. Die erste entstand im Jahr 1871 und möchte wohl ihren Grund mit darin finden, dass die Gemüther erregter waren. Diesem Verein hatten wir gestattet, sich einmal wöchentlich in einem öffentlichen Locale zu versammeln, weil er, als er zahlreicher wurde, in einer Privatwohnung nicht mehr unterkommen konnte. Wir waren nicht in der Lage, irgend etwas Ungehöriges zu erinnern, was von dem Verein ausgegangen wäre; im Gegentheil haben wir gesehen, dass die Schüler an Haltung und wirklicher ehrliebender Selbständigkeit gewonnen haben. Ich weiss privatim von Schülern, die mir ganz nahe standen, dass sie diesem Verein mit der grössten Liebe anhängen. Ein Beweis aber, dass nichts Ungehöriges geschah, wurde dadurch erbracht, dass als den Verbindungen die öffentlichen Locale verboten wurden und ich den Schülern ernstlich auseinander setzte, dass auch wir genöthigt seien, das Gesetz zu vollziehen, auch nicht einmal Versuche gemacht wurden, diese Verbindungen unerlaubter Weise fortzusetzen. Dann aber weiss ich, dass gerade diese Verbindung in vielen Gemüthern den innigen Trieb nach freundschaftlicher Vereinigung hervorgerufen hat, dass auch dadurch, dass die Schule das Bestehen des Vereins gestattete, die Schüler noch anhänglicher als früher geworden sind; sie haben mir ihr Bedauern ausgesprochen, dass dergleichen nicht mehr an der Schule bestände, und denken an diese Zeit und zugleich auch an die Schule mit grosser Dankbarkeit zurück. Nichts destoweniger muss ich hervorheben, dass wir auch nachtheilige Einflüsse von diesem Vereine erfuhren. Es nahm dieser Verein gewissermassen die innigste Liebe der Schüler in Anspruch, und viele

waren dem recht eindringenden, ich möchte sagen begeisterten und nachhaltigen Treiben der einzelnen Wissenschaften fern, wir sahen in den wissenschaftlichen Dingen einen gewissen Rückgang, von dem sittlichen Wesen können wir aber dergleichen nicht sagen.

Es besteht noch jetzt ein Verein bei uns, der sich „Eintracht“ nennt, der sich aber nicht in einem öffentlichen Locale vereinigt, dem wir ein Klassenzimmer einräumen, in dem die Schüler alle Wochen einmal thun und treiben können was sie wollen. Sie geben im Jahre einmal ein sogenanntes Fest, zu dem sie Eltern und Lehrer einladen, wo sie Vorträge halten und auch musikalische Dinge betreiben. Auch diesem Vereine können wir in der Hauptsache nur eine gute Wirkung zuschreiben, obwohl man doch immer ein Auge darauf haben muss, dass die dem Verein angehörnden Schüler nicht ungehörige Dinge lesen und sich auch nicht Ueberschreitungen gestatten, zu denen ihnen die Eltern selbst wohl Veranlassung geben, dass sie eben nicht öffentlich als Verein auftreten. Ich muss aber auch in diesem Falle sagen, dass Schüler sowohl wie Eltern sich ohne weitere Widerrede unseren Anordnungen gefügt haben.

Nun, meine Herren, ich glaube kaum, dass Sie eine grosse und nach deutscher Weise tief eindringende Erschöpfung des Gegenstandes erwartet haben. Es sollte mir leid thun, wenn es dennoch erwartet und dieser Erwartung von meiner Seite nicht entsprochen wäre. Ich wollte mir aber gestatten, Ihnen einige Thesen vorzuschlagen und darüber Ihre Meinung zu hören. Diese Thesen werden sich im Wesentlichen an das, was ich eben gesagt habe, anschliessen. Ich werde sie zuerst lesen und dann auch einige Worte hinzusetzen.

- 1) Es sind die nicht auf das Wissen gerichteten berechtigten Bedürfnisse der Jugend zu befriedigen.

Das Wort „berechtigt“ schützt die These wohl vor Nichtannahme. Sie könnte überflüssig erscheinen; es scheint mir aber doch richtig zu sein, dass die Versammlung sich darüber erklärt, ob sie dazu bereit ist, diesen Grundsatz als einen Grundsatz der Schule anzuerkennen. Unter den nicht auf das Wissen gerichteten berechtigten Bedürfnissen der Jugend verstehe ich den Aufenthalt der Jugend im Freien, die Uebung im Freien, z. B. die Rudervereine, die doch, wenn sie nicht übergreifen, etwas Gutes erfüllen und die Tüchtigkeit und Entschlossenheit durch Erfahrung üben. Sollte sich nun diese These Ihrer Zustimmung erfreuen, so glaube ich, dass damit der Annahme der zweiten vorgearbeitet wäre:

- 2) Die Ansprüche an das Wissen der Schüler sind zu vereinfachen und zu ermässigen.

Wenn die gekennzeichneten Bedürfnisse in irgend einer ausreichenden Weise befriedigt werden sollen, so muss natürlich auf der anderen Seite ein Nachlass eintreten. Das ist ja eine oft erörterte Frage, und ich will nur, was das Realschulwesen anbetrifft, sagen, dass meiner Meinung nach die gleichzeitigen Forderungen im Französischen und Englischen übertrieben sind. Man bedenke nur, was es heisst, in zwei fremden Sprachen so weit zu kommen, dass man correct schreibt, und auch Anfänge im Sprechen zu machen. Ueberhaupt, glaube ich, würde für die Jugend eine grosse Erleichterung eintreten, wenn mehr eine Ausgleichung eintritt. Wir müssen ja sagen, dass das Reglement auf die einschichtigste Weise ausgelegt wird, aber ich glaube, dass noch eine weitergehende Ausgleichung beim Abiturienten-Examen wohl eintreten könnte.

3) Schülervereine müssen unter Aufsicht und Leitung der Schule stehen.

Der Schüler muss in seiner ganzen Schulzeit diese Abhängigkeit fühlen; freilich wird ja diese Aufsicht und Leitung eine Schwierigkeit haben, sie wird auch besonders eine pädagogische Schwierigkeit haben, indem sie sich gewissermassen selbst aufheben soll; sie soll immer freier werden, sie soll eben zu der Selbständigkeit hinführen. Der Ansicht aber, dass, wenn einmal Vereine sein sollen, man sie auch sich selbst überlassen müsste, um die Schüler selbständig zu machen, kann ich mich nicht anschliessen; unter gewisser Leitung müssen alle Vereine der Schule stehen.

Wenn aber trotz alledem Ausschreitungen stattfinden, wie ist da zu verfahren? Auf diese Frage soll die vierte These Antwort geben:

4) Für die Disciplin ausserhalb der Schule sind in erster Linie die Eltern und deren Vertreter verantwortlich. Die Schule ist nur in beschränktem Masse im Stande, Ausschreitungen ausserhalb der Schule zu hindern und über dieselben zu richten.

Wenn man die Geschichte der Erziehung durchgeht, so findet man, dass die grössten Männer, die darüber geschrieben haben, und auch die Gesetzgeber die Sache sich erleichtert haben. Der Zwiespalt, an dem unser ganzes Schulwesen leidet, die Trennung zwischen Schule und Haus, ist bei den Spartanern, bei den Jesuiten in der Praxis und theoretisch auch z. B. in der Republik Platos und in Fichtes System vermieden: überall hört der Schüler „er diene nicht Zweien“, er hat nur eine Leitung; und daher sehen wir auch die grossen Erfolge. Freilich bin ich auf meiner Seite der Meinung, dass diese Theilung zwischen Schule und Haus etwas durchaus Deutsches ist und auch eine Grundlage deutscher innerer Freiheit. Ich möchte durchaus nicht daran rühren, aber man soll der Schule nicht aufbürden, was sie nicht leisten kann. Ich halte es für ganz unmöglich in einer grösseren Stadt, auch in einer kleineren, es ist auch ganz unwürdig, dass die Lehrer oder der Director als Spione dienen sollen. Ich habe mich nicht gescheut, wo es nothwendig gewesen ist, und werde mich auch nicht scheuen, einzutreten im Nothfall, aber die Beobachtung des Lebens der einzelnen Schüler ist nicht möglich. Man höre doch nur, wie in kleinen Städten die Lehrer mit Hülfe der Bewohner hintergangen werden.

Wie kann ich ferner eine Sache so untersuchen, wie sie bei jungen Leuten untersucht werden muss, so dass ich ein nach allen Seiten richtiges Urtheil erhalte. Ich will nur an eine Thatsache erinnern: Kann ich wohl die Schüler, die in irgend eine Sache verwickelt sind, auch nur eine Nacht von einander absondern? wenn die Angeklagten aber sich unter einander verständigen können, so kann man keine erfolgreiche Untersuchung anstellen.

Ich danke Ihnen, m. H., für das Gehör, welches Sie mir geschenkt haben, und schliesse meinen Vortrag.

Professor Eckstein aus Leipzig (zur Geschäftsordnung): M. H.! Wir haben eine Anzahl von Thesen gehört, an welche sich Erörterungen knüpfen können. Unter den Thesen sind die beiden ersten so selbstverständlich, dass, wenn wir uns in eine genaue Erörterung darüber einlassen wollten, wir auf eine Reihe von Fragen eingehen müssten, die in den jüngsten Jahren wiederholt behandelt sind. Das können wir doch nicht, da könnten wir acht Tage sitzen und kämen doch zu keinem Ziel.

Nun aber haben wir die folgenden Thesen ganz besonders zu behandeln. Ich finde aber, so sehr ich gerade den Unterschied zwischen Verein und Verbindung anerkenne, gerade das Gefährliche der Verbindung nicht genügend hervorgehoben. Daher würde ich bitten, dass diese Thesen im Tageblatte gedruckt würden, damit wir morgen bequemere Gelegenheit haben, uns an den Wortlaut zu halten. Ich würde ferner bitten, von den beiden ersten Thesen ganz abzusehen. — Auf die Sache selbst gehe ich natürlich nicht ein.

Director Kleinsorge. Zu den beiden ersten Thesen habe ich nichts weiter zu bemerken; ich habe gesagt, es seien Thesen, die sich von selbst verstehen.

Gymnasialdirector Dr. Niemeyer aus Kiel. Es scheint mir, dass diese Thesen sich nicht so ganz von selbst verstehen, wie hier ausgesprochen ist. Die erste These verlangt, dass die berechtigten Ansprüche der Jugend auch ausserhalb des Wissens erfüllt werden und dass die Schule das Ihrige dazu thun soll.

Hier möchte ich Sie auf einen Punkt aufmerksam machen; bevor ich es aber thue, will ich zu erkennen geben meine volle Uebereinstimmung mit dem, was der Herr Vortragende gesagt hat, dass die Quelle des Uebels vielfach zu suchen ist auf den Universitäten. Ich möchte daher wirklich auch die Blicke der betreffenden Behörden darauf lenken, ob es nicht möglich sei, auf den Universitäten etwas zur Abstellung von mancherlei Ueberreibungen zu bewirken. Ich bin ja weit davon entfernt, etwa den Studirenden Verbindungen verbieten zu wollen, aber ich glaube, dass in unserer Zeit diesen Verbindungen auf Universitäten ein übertriebener Werth beigelegt wird, und zwar dadurch, dass auch Leute, die längst die Universitätszeit hinter sich haben, durch allerlei Handlungen und Reden zeigen, dass sie gewissermassen dem Irrthume der studirenden Jugend nachgeben, das Verbindungswesen als Lebenszweck mindestens von einigen Semestern anzusehen. Sie haben wahrscheinlich das Buch des Herrn Director Pilger gelesen und haben dort wohl ebenso wie ich mit der grössten Entrüstung und mit dem grössten Schmerze die Protokolle gelesen, die da über die grössten Nichtigkeiten geführt sind. M. H., das ist auch Nachahmung. Ich bin in der Lage gewesen, Berichte über Verbindungen an Universitäten zu lesen; sie sind ebenso inhaltslos wie diese; sie werden abgeklatscht und an alle Leute herumgeschickt, die seit 20 oder 30 Jahren einmal Mitglieder gewesen sind, mit dem Anspruch, dass sie ihre Berücksichtigung finden. Wenn sich nun Leute finden, die auf die jährlichen Berichte solcher Studentenverbindungen subscribiren und auf diese Weise ihrer Kasse zu Hülfe kommen, dann kann dies die jungen Leute nur in dem Irrthume bestärken, dass die Verbindungen nicht bloss zur Erholung wären, sondern dass sie ein Recht hätten, sie Semester lang zu ihrem Lebenszweck zu machen. Es hat mich auch — und ich scheue mich nicht es auszusprechen — choquirt und befremdet, wenn wir in allen Zeitungen ein Referat gelesen haben, welches die Tüchtigkeit der Studenten davon ableitet, dass der betreffende Referent sie auf der Mensur und auf der Kneipe gesehen und sie auf beiden tüchtig und probat gefunden hatte, gleich als wären dies die einzigen Orte, wo Studenten ihre Tüchtigkeit zu zeigen haben.

Um nun auf die erste These einzugehen, die hier gestellt worden, die berechtigten Wünsche der Jugend zu befriedigen, so mache ich Sie auf einen Mangel in unserer Erziehung aufmerksam. Wir haben für unsere Knaben und noch mehr für unsere erwachsenere Jugend zu wenig Gelegenheit zum Spiel. Es ist das ein grosser Vorzug der englischen Erziehung, dass auf den Schulen und namentlich auf den Pensionaten anstrengend



auch von den 15- bis 16jährigen gespielt wird, und es ist ein grosser Mangel, dass unsere Schüler zu wenig Gelegenheit dazu haben. Der nicht befriedigte Geselligkeitstrieb, der Trieb sich mit ihresgleichen zu tummeln, treibt sie in die Kneipen, weil da noch die einzige Gelegenheit ist, wo sie denselben befriedigen können. Ich habe zu meiner grossen Freude gelesen, dass in Braunschweig der Versuch gemacht worden ist, dergleichen Spiele und namentlich Fussballspiele einzuführen, und zwar mit gutem Erfolge. Ich will nur die Aufmerksamkeit darauf richten, ob nicht unser Turnunterricht mehr den Charakter eines geordneten Spieles annehmen könnte und weniger den Charakter einer technischen Vorbildung nach militärischer Weise.

Das wäre das Wesentlichste, was ich über die erste These zunächst zu sagen hatte. Wenn ich zu der zweiten These auch ein paar Worte sagen soll, so bin ich auch hierin allerdings mit dem Herrn Vorredner einverstanden. Denn wenn wir für eine Sache mehr thun sollen, wird für die andere weniger Zeit bleiben. Ich glaube auch, dass wir die Ansprüche jetzt ein wenig übertreiben, dass wir die Anforderungen an den Gymnasien einigermassen ermässigen können, namentlich in dem Punkte, dass wir nicht in mehreren Sprachen die Fähigkeit correcten Schreibens verlangen, sondern uns mit einer, wenn es sein muss, mit zweien begnügen.

Director Kleinsorge. Ich wollte nur auf die Fassung der These aufmerksam machen. Ich habe unausgeführt gelassen, wer die berechtigten Anforderungen befriedigen soll. Ich habe nicht gesagt, dass die Schule das thun soll.

Oberschulrath Dr. Wendt aus Karlsruhe. Theilweise zurückkommend auf den Antrag des Herrn Rector Eckstein, möchte ich doch auch bitten, wenigstens von der zweiten These Abstand zu nehmen, die wirklich ins Unendliche zu führen droht. Wir sind Vertreter der allerverschiedensten Anstalten, von Gymnasien und Realschulen verschiedener Länder, wo die Forderungen doch immerhin nach verschiedenem Massstabe gemessen werden. Nichts scheint mir in diesem Augenblicke bedenklicher und frivoler, als die Art, wie die Ueberbürdungsfrage von gewisser Seite tractirt wird. Jede Erklärung, die auch nur das leiseste Entgegenkommen nach dieser Richtung enthielte, würde ich für sehr bedauerlich halten.

Was die erste These betrifft, so möchte ich eine Kleinigkeit im Ausdrucke anheimgen. Im Wesentlichen durchaus mit dem Referenten, aber auch mit dem soeben Gehörten einverstanden, möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob der Ausdruck „befriedigend“ nicht etwas zu weit geht. Man hat ja früher so viel davon geredet: die Schule soll alles machen, sie soll erziehen, bilden, zur Vaterlandsliebe anregen u. s. w. Das versteht sich alles von selbst. Aber sie hat ihre Grenze; für sehr viele Gebiete ist sie nicht diejenige, die eigentlich dafür aufkommen soll, und es scheint mir auch z. B. die Befriedigung des Geselligkeitstriebes nicht eine von den Aufgaben zu sein, die die Schule erfüllen kann. Sie möge dazu die Mittel bieten; namentlich die Art, wie die Spiele den Knaben im Turnunterricht bekannt gemacht werden, ist gewiss ein ganz vorzügliches Mittel. Ich würde aber lieber einen Ausdruck nehmen, der ganz allgemein sagt: es muss Rücksicht genommen werden auf diesen natürlichen Trieb. Das Bedürfniss nach Geselligkeit ist auch nach dem Orte ganz verschieden. In kleineren Städten, wo viele auswärtige Schüler zusammen sind, wo sie den ganzen Abend vielleicht in den ungebildetsten Familien zubringen, in denen sie keine Unterhaltung finden, da soll und muss Rücksicht

genommen werden, da ist mit solchen allgemeinen Verboten des Wirthshausesbesuches nichts erreicht, sondern etwas Berechtigtes unterdrückt. Damit fordere ich nicht, dass ein Kneipenleben eintritt, aber die Schule soll Rücksicht nehmen, sie soll Geselligkeit, die unter den Augen des gebildeten Publicums stattfindet und in den Formen, wie sie die Jugend ehren, gestatten. Hier ist die richtige Liberalität der einzige Ausweg, Verbote nutzen auf die Dauer gar nichts. Denn es ist richtig, die Lehrer sind nicht dazu da, Polizeicommissarien zu spielen und alle Winkelkneipen, die es im Orte giebt, alle Abend zu inspiciiren; und wenn sie das nicht thun können, ist es die richtige Liberalität, welche die Grenzen zieht, aber nicht in berechnete Ansprüche der Schüler hinein, sondern die mit einem gewissen Alter eine gewisse selbständige Berechtigung einzelner Persönlichkeiten anerkennt, so dass nicht plötzlich mit dem Abiturienten-Examen auf eine Zeit der absoluten Gebundenheit die einer absoluten Freiheit folgt. Hiermit hängt zusammen, dass jenes gottvergessene Wesen des Corpsburschenthums, welches eben richtig geschildert ist und welches von hochgestellten Herren dadurch unterstützt wird, dass sie nach zwanzig, dreissig Jahren die Kneipen des früheren Corps besuchen, so verderblich einwirkt. So, glaube ich, kann die Lösung nur gefunden werden. Aber mir scheint es zu weit zu gehen, wenn man sagt, wir wollen diese Geselligkeitstrieb befriedigen. Es ist vortrefflich, wenn sich junge Lehrer oder auch ältere finden, die dazu das Talent haben, und mit den Schülern in derartigen Vereinen zusammentreten, aber zu einer Pflicht kann man dies keiner Anstalt machen. Es wird unter Umständen, wenn sich kein Lehrer findet, irgend ein gebildeter Mann in der Stadt geneigt sein, sich der Sache soweit anzunehmen, dass man es gestattet. Deshalb möchte ich beantragen, den Ausdruck „befriedigen“ in „berücksichtigen“ zu verwandeln.

Provinzial-Schulrath Dr. Kruse aus Danzig: Es war mir sehr erfreulich, dass von meinem Freunde Niemeyer ein Gegenstand erwähnt ist, den auch ich mir erlaubt haben würde hier vorzubringen. Es freut mich, mit meinem alten Freunde eines Sinnes zu sein, ohne dass wir in letzter Zeit ein Wort darüber gewechselt haben. Ich wollte hinweisen auf die Entartung des Universitäts-Verbindungswesens, welches tief eingreift in die Frage, die wir hier zu erörtern haben. Bevor ich aber darauf eingehe, möchte ich meinem gleichfalls verehrten Gönner Wendt doch etwas entgegenen. Ich glaube, es ist nicht richtig, zu sprechen von einem gottvergessenen Corpsleben. Ich habe keinen Beruf, das Corpsleben irgendwie zu vertheidigen, und ich stehe hier, um es anzugreifen in der Form, wie es jetzt vorhanden ist; aber es ist übertrieben in solcher Weise davon zu sprechen. Das Corpsleben ist doch etwas Anderes, als dasjenige was entsteht, wenn man sich alle diejenigen ethischen Punkte vergegenwärtigt, aus denen dieses Corpsleben verwerflich ist. Meine Herren! Die Universitätsjugend will allerdings auch ihre kleinen Ausschreitungen haben. Dass hier ein vorübergehender Zug von Thorheit, dass eine Art Comment auf Universitäten herrscht, das ist eigentlich von recht wohlthätigem Einfluss und unsere Universitäten werden sich nicht besonders an solche Verdammungsurtheile kehren. Aber wer mit einigem Interesse beobachtet hat, wie seit den letzten Decennien sich das Verbindungswesen zu seinem Nachtheile verändert hat, der möchte wohl seine Altersgenossen darauf hinweisen, ob nicht aus den Kreisen der erwachsenen Männer etwas geschehen kann, um es wieder in gesündere Bahnen zu lenken.

Ich gestatte mir, einzelne Punkte hier hervorzuheben. In früherer Zeit war man in solcher Verbindung etwa zwei oder drei Semester, hatte dann seine Jugendkrankheit überstanden und wurde ein vernünftiger Mann. (Heiterkeit.) Heutzutage üben die Corps, und ich weiss nicht, ob nicht die übrigen Verbindungen auch, einen dauernden Einfluss über diese Semester hinaus. Sie haben es erfunden und führen es aus, dass, wenn man nicht wenigstens drei oder vier oder ohne besondere Gunst fünf oder auch sechs Semester in den Corps bleibt, der hohe Convent darüber beschliesst, ob besagtem Corpsbruder das Band zu belassen sei; man versucht die jungen Leute zu zwingen, nicht zwei oder drei Semester dieser Verbindung anzugehören, sondern darüber hinaus, und wenn ein solcher junger Mann, was durchaus wünschenswerth ist, die Universität wechseln muss, dann bestimmt das Corps, ob er sich auf der andern Universität mit dem Cartellcorps in Verbindung zu setzen hat oder nicht. Das ist es, was die Dauer eines solchen Verbindungslebens bestimmt, und das ist doch höchst bedenklich. Es wird aber diesem Corpsleben eine Wichtigkeit auch für die Zukunft beigelegt, und es ist Thatsache, dass Männer, hochstehende Verwaltungsbeamte, fortwährend in dieser Verbindung erhalten werden, und namentlich durch die Beiträge dieser alten Herren die Kassen der Verbindungen unterstützt werden. Es ist das eine Erfindung, die zehn Jahre alt ist, so dass kein Kladderadatsch erscheint, in dem nicht der unterfertigte So und So von seinem alten Herrn X die Nachricht giebt, dass er verstorben ist. Das Corpsleben wird verewigt für das ganze Leben der erwachsenen Männer. M. H., ich denke, es ist doch wünschenswerth, dass dahin auch durch die Verwaltungsbehörden, durch den Cultusminister gewirkt wird, dass das Corpsleben eingeschränkt werde. Denn was z. B. die Reisen heutzutage betrifft, so bestimmt eine Körperschaft, die sich S. C. nennt, dass die Studenten von einer Stadt zur andern reisen, um pro patria zu pauken. Das war vor zehn Jahren lange nicht an solche Form gebunden; das sind Entartungen des heutigen Universitätslebens, denen entgegengetreten werden muss; daher copieren die Primaner solche Verbindungen. Ich habe die Acten von 26 Anstalten von Westpreussen gelesen, und kann Ihnen sagen, dass diese Protokolle der Examina, welche die jungen Leute machen müssen, um als Corpsburschen in diese Primanerverbindungen aufgenommen zu werden, die fadeften und die Bierzeitungen die allerschmutzigsten sind. Ich habe die Actenstücke von einem Gymnasium gehabt, wo 10—20 Jahre solche Verbindungen bestanden haben. Ich habe an einem andern Gymnasium eine Verbindung gefunden, wo alte Herren der Verbindung Lehrer der Anstalt gewesen sind.

Dass dem auf alle Weise entgegenzutreten ist, und dass der Herr Minister die Absicht dazu hat, das wissen wir Alle, und den Willen haben auch wir. Es handelt sich doch hauptsächlich um die Mittel, und da scheint es mir doch, als wenn noch nicht hinreichend hervorgehoben wäre, dass auch hierin das Haus die Hauptverantwortung zu tragen habe. Der Gewöhnung zur Selbständigkeit und der Vermeidung eines schroffen Ueberganges, die Herr Oberschulrath Wendt auch betont hat, stimme ich vollständig bei. Die jungen Leute müssen zu einer gewissen Selbständigkeit erzogen werden, und da möchte ich doch auf einen Punkt hinweisen, hinsichtlich dessen das Haus nicht bloss verantwortlich ist, sondern auch wirksam sein kann, wenn in dem Hause Söhne heranwachsen, bis sie in die Tertia und Secunda kommen. Wenn die Selbständigkeit dahin gehen soll, dass die jungen Leute thun oder lassen können, was sie wollen,

so ist das zu viel. Das Wirksame ist aber, dass das Elternhaus stets und alle Tage wissen muss, wo der Sohn gewesen ist und was er gethan hat. Wenn das in einem Hause von vorn herein Sitte geworden ist, dann wird sehr viel vermieden. Man muss natürlich als Vater auch liberal sein. Aber wer weiss, was sein Sohn thut, und wem der Sohn ohne Weiteres bekennt, was er gethan, der kann der Schule seine Mitwirkung leihen. Auf das gefährliche Alter, wo der Uebergang von der Gebundenheit zur Selbständigkeit stattfindet, müssen wir achten, und diesen Uebergang müssen wir allerdings anerkennen, und wir müssen in dieser Beziehung die Abiturienten-Commerse aufrecht erhalten. Es scheint nur, als ob dies eine Art Widerspruch mit mir selbst ist. Aber ich bin der Meinung, wenn wir die jungen Leute entlassen in die akademische Freiheit und ihnen nicht einmal zutrauen wollen, dass sie den letzten Abend mit ihren Jugendgenossen, die sie vielleicht im Leben nicht wiedersehen, zusammensein können, allerdings mit Betheligung der Lehrer, dann trauen wir der Selbständigkeit doch zu wenig zu. Die Hauptsache, auf die es mir ankommt, ist die: Ich möchte in diesen Kreisen die Ueberzeugung wecken oder bestätigen, ich möchte Sie bitten, sie in diejenigen Kreise hineinzutragen, denen sie in den verschiedenen Kreisen Ihres Heimatlandes nahe stehen, dass die erwachsene Männerwelt es unwillig erträgt, dass die Jugend auf unseren Universitäten so sehr entartet. Herbart sagt: „Die beste Erziehung, was nutzt sie? Wie viel wird durch die Universitäten verdorben?“

Vicepräsident Geh. Reg.-Rath Dr. Schrader. Es haben sich noch zum Wort gemeldet die Herren Director Kleinsorge, Professor Adam, Rector Eckstein, Professor Niemeyer und Geh. Rath Dr. Wehrmann. Ist die Versammlung damit einverstanden, dass ich, nachdem diese Herren angehört sind, zur Abstimmung über diese Thesen schreite? (Zustimmung.)

Director Kleinsorge: Mit der Ermässigung der „Befriedigung“ in „Berücksichtigung“ bin ich vollständig einverstanden. Zweitens bitte ich nochmals darauf zu achten, dass in der zweiten These nur davon die Rede ist, die Berücksichtigung eintreten zu lassen, dass aber nicht ausgesprochen ist, wer jenes befriedigen oder berücksichtigen, was sich wohl nach der Aenderung von selbst versteht, vornehmen soll. Dann glaubte Herr Oberschulrath Wendt in der einen These eine Erinnerung an die Ueberbürdung der Schüler zu sehen, die er entschieden zurückwies, und damit ja auch den Beifall der grösseren Zahl der Anwesenden zu erreichen schien. Ich muss nun aber sagen: Ich lade das Odium auf mich, diesen Punkt hier in meiner Weise zur Sprache gebracht zu haben. Ich halte es aufrecht, dass es unsere erste Pflicht ist, dahin zu sehen, dass die Jugend nicht überbürdet wird. Ich sehe keine Gefahr. Soll die Wissenschaft etwa beschränkt werden? Nein, sie soll nur auf eine andere Zeit verlegt werden. In der Schule sollen die Schüler treiben, was ihnen vorgeschrieben ist, aber nachher kann jeder lernen was er will; die Schule soll den Schüler nur hüten vor zu grosser Ausdehnung. Man muss nur an dem Schicksale der Einzelnen theilgenommen und erlebt haben, für wie Viele die Zeit der Jugend nicht eine Zeit der Freude ist, wie Krankheiten sich in ihnen entwickeln, die dem frühen Grabe zuführen. Ich erlaube mir nur hinzuzufügen, was in diesen Tagen in Danzig auf der Versammlung der Aerzte und Naturforscher gesagt worden ist, das alle Beherzigung verdient, und ich glaube, dass diese Hindeutung auf die immer zunehmende Kurzsichtigkeit nicht ohne Erfolg bleiben wird.



Prof. Dr. Adam (Urach): Meine Herren! Ich will mich kurz fassen und nur eins hervorheben. Das Gymnasium hat einen Feind, und wenn es den nicht bekämpft, so ist alles vergebens — das ist die Kneipe. Ich sage dies nicht als ob man spionieren könnte und sollte, aber die Gesetzgebung muss uns in die Hände arbeiten und verbieten, das es Kneipen giebt, die den jungen Leuten schlechten Unterschlupf gewähren. Was dann die Abschiedskneipen angeht, die eine Ueberleitung sein sollen zum Universitätsleben, ich habe auch schon vielen beigewohnt und habe gefunden, dass diese Abschiedscomerçanten schon längst eingeweiht sind in das Kneipenleben. (Heiterkeit.) Eins will ich noch sagen, es ist nicht bloss der Geselligkeitstrieb, der befriedigt werden will, sondern der Kameradschaftssinn, und da könnte man der Sache begegnen.

Rector Prof. Dr. Eckstein: Meine Herren! Es wird sehr bedenklich erscheinen, wenn ich, der ich in meinem Leben auf der Universität nur ein Kameel gewesen bin, (Heiterkeit) hier nun das Wort ergreife für die Corps, nicht um dem, was mein Freund Kruse gegen die Corps gesagt hat, etwa zu widersprechen, sondern um die Seite hervorzuheben, die auch ihre Berechtigung hat. Es hat eine Zeit gegeben, namentlich in Preussen, während der Reaction, wo man die Corps begünstigte und die Verbindungen unterdrückte. Man glaubte in den Corps die rechte Pflanzschule für gute conservative Richtung zu erhalten, und darum wurden alle Ausschreitungen der Corps ignorirt.

Von den Curatoren und Universitätsrichtern in anderen Ländern ist das weniger geschehen, da hat man diese Besorgnisse nicht gehabt. Jetzt nun ist dadurch, dass diese Verbindungen Lebensverbindungen geworden sind — denn das ist eigentlich der technische Ausdruck —, an denen auch die alten Herrn theilnehmen, die Sache wesentlich anders geworden. Die wiederkehrenden Stiftungsfeste, die Abschiedscommerse, die die Verbindungen unter sich halten, und zu denen sie auch die alten Herrn einladen, und dergleichen, die festlichen Fahrten durch die Universitätsstädte und die benachbarten Dörfer, lassen ja gerade dieses Wesen in die Oeffentlichkeit treten in einer höchst frappanten Weise. Ich glaube nun, dass gerade diese Lebensverbindung doch auch ihr Gutes hat, nicht als Beispiel, sondern für die Bildung der jungen Männer. Ich rede nicht aus Erfahrung, aber die Erfahrung habe ich an meinen eignen Kindern gemacht. Die sind alle in solchen Corps gewesen, ohne dass sie mich natürlich gefragt haben. Ich glaube, die Selbständigkeit und die Sicherheit des Auftretens wird wesentlich durch dieses Zusammenleben gebildeter junger Leute genährt, wenn auch dabei der Comment in den Vordergrund tritt. So schwarz mag ich nicht malen, wie Freund Kruse gethan hat. Er hat das auf einer kleineren Universität erlebt, in den grösseren Universitätsstädten tritt das weniger hervor. Also, meine Herren, verurtheilen wir die Corps nicht im Ganzen, verurtheilen wir nur die Ausschreitungen, welche sich geltend gemacht haben, und die nun bei den Schülern am meisten nachgeahmt werden.

Dann noch ein paar gelegentliche Bemerkungen! Abschiedscommerse der Abiturienten gestatten wir auch. Wir Lehrer sind dabei zugegen. Dass die Abiturienten schon in dem studentischen Comment bewandert sind, wundert mich nicht, denn sie hören dergleichen von den älteren Studierenden, und von ihren früheren Commilitonen häufig genug. Wenn nun unser Württemberger College die Kneipe als den fons mali hingestellt hat, so kann er auch in Norddeutschland gute Erfahrungen machen, denn in jeder Gasse

kommen dergl. Kneipen auch in norddeutschen Städten vor, und wenn er seine Hoffnung auf die Polizei setzt, so wird er in kleineren Städten etwas damit erreichen, in grösseren wird er keine Hilfe finden. Also das Unglück liegt — und das hat der erste Redner heute übersehen — in dem Bier (grosse Heiterkeit).

Als wir Studenten waren, da gab es noch kein Bier, sondern es gab einen Haus-trunk. Das Bier hat uns erst eigentlich dieses Unglück gebracht, von dem wir ja nicht wieder loskommen. Darum müssen wir darauf achten, unter gewissen Bedingungen den kameradschaftlichen und geselligen Trieb der Schüler zu fördern, und da wird es sich auch um die Frage handeln, die ja vielfach in Lehrerkreisen und Lehrerversammlungen besprochen ist, wie weit ein gewisser Gasthofs- und Wirthshausbesuch zu gestatten ist. Das gehört ja aber nicht hierher, sondern wird bei der folgenden These zur Besprechung kommen.

Da Herr Director Dr. Niemeyer auf das Wort verzichtet, erhält dasselbe Herr Geheimer Regierungsrath Dr. Wehrmann (Stettin): Ein Ton in dem, was Herr Director Kleinsorge gesagt hat, hat mich und wahrscheinlich auch viele Andere in der Versammlung ganz besonders wohlthuend berührt. Ich möchte ihn zum Schluss hervorheben; es ist der Ton des Wohlwollens gegen die Schüler, und dieser Ton findet ja auch in der ersten These seine Folgerung. Denn wenn wir rechte Liebe zu unsern Schülern haben, wenn wir die jugendliche Natur recht zu verstehen uns bemühen, dann werden wir ja auch nicht bloss auf das Lernen, nicht bloss auf die äussere Ordnung, sondern auch auf die Befriedigung des Gemüths unserer Schüler ein immer reges Auge haben, und werden, wenn wir es auch nur berücksichtigen wollen, thun, was wir können. Die Schule — das ist ja mit Recht hervorgehoben worden — kann nicht alles thun, aber die Liebe der Lehrer, die ihren Schülern nachgeht, die zusieht, wo sie kann, und sie beobachtet, wird doch recht viel thun können. Dass die Schülerverbindungen durch Verbote bekämpft werden müssen, das ist ja wohl gewiss, dass die Verbote aber das Uebel an der Wurzel nicht ausrotten können, das liegt ja auf der Hand. Nun die Schüler innerlich zu ergreifen, sie zu erwärmen für die edlen Bestrebungen der Schule, sie mit Liebe für die Lehrer selbst zu erfüllen, sodass ihnen einigermaßen wenigstens das Familienleben ersetzt oder ergänzt werde, das ist ein sehr wichtiger Gesichtspunkt. Wie das im Einzelnen zu machen sei, dass lässt sich ja nicht ausführen, und darüber werden ja die späteren Verhandlungen gewiss noch manches an die Hand geben, in welcher Form die Vereine zu leiten sind und wie die Schüler innerlich mit andern Gedanken zu erfüllen sind. Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit nur noch auf eins lenken. Dass die Studenten-Verbindungen von unsern Schülern aus sehr nahe liegenden Gründen gern nachgeahmt werden, ist eine Hauptquelle des Unwesens auf der Schule. Wir haben daher unsere Augen auf die Art unserer Studenten-Verbindungen gerichtet und es ist der Wunsch ausgesprochen, dass dagegen etwas geschehen möchte auch von Seiten der Staatsbehörde oder der Universitäten. Diesen Wunsch hege auch ich sehr lebhaft, obwohl ich die Schwierigkeiten nicht verkenne, welche mit der Ausführung verbunden sind. Nur einen Punkt, der meines Erachtens nicht genügend hervorgehoben worden ist, möchte ich erwähnen, das ist das Duell-Wesen. Die Renommisterei ist ja, wie Pilger in seiner Broschüre hervorgehoben hat, ein Hauptreiz dieser Verbindungen und die Renommisterei hat ihren hauptsächlichen Mittelpunkt in dem

Duellwesen. Ich glaube, dass gegen diese nutzlose, den Sinn der Studenten in Anspruch nehmende, ihre Thätigkeit von ihrer eigentlichen Lebensaufgabe, dem Studiren ablenkende Sitte des Duellirens sehr wohl eingeschritten werden könnte. Wir haben ja einen Stand im Staate, den Offiziersstand, der viel mehr dazu bestimmt ist, die Tugend der Tapferkeit und des persönlichen Muthes und der Ehrliche auszubilden, und wo finden wir unter Offizieren ein solches Duelliren, wie unter den Studenten? Es giebt sich also eine einseitige Ueberreizung des Ehrtriebes, eine falsche Auffassung von dem Berufe des Studenten auf den Mensuren kund. Ich glaube, dass sehr wohl durch Verordnung, durch ernste Verbote, durch Einsetzung vielleicht von Ehrengerichten eingeschritten werden könnte, und ich möchte bitten, dass die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt würde. Es liegt uns ja so nahe: wir erziehen unsere Schüler mit allem Fleiss so gut wir können auf unsern Schulen, ermahnen sie zur Bescheidenheit und Friedfertigkeit und zu allen schönen Tugenden. Nun entlassen wir sie auf die Universitäten und sie kommen in ein anderes Treiben hinein, wo sie ganz anderen Tendenzen folgen, und werden verdorben. Es ist ein Jammer, wenn wir das mit ansehen müssen. Wir müssen dringend bitten, dass, was geschehen kann, auch geschehe und wir meinen, dass in administrativer Hinsicht doch mehr als bisher geschehen könnte.

Oberschulrath Dr. Wendt: Wenn ich vorher vom Corpswesen gesprochen habe, so habe ich nur das Verbindungswesen gemeint, das entartet ist. Ich befinde mich meiner Ueberzeugung nach mit Herrn Schulrath Kruse in Uebereinstimmung.

Darauf wird ohne formelle Abstimmung constatirt, dass die These in der Form: „Es sind die nicht auf das Wissen gerichteten berechtigten Bedürfnisse der Jugend zu berücksichtigen“ ohne Widerspruch angenommen ist.

Alsdann wird die weitere Besprechung der Thesen bis auf die nächste Sitzung verschoben und die Tagesordnung für dieselbe festgesetzt. Herr Director Dr. Kammer tritt von seinem Vortrag zunächst zurück. Auf Wunsch des Herrn Rector Eckstein verspricht der Präsident, die Thesen im Tageblatt zum Abdruck bringen zu lassen.

Schluss der Sitzung 10 Uhr.

---

### Dritte Sitzung.

Am 29. September 1880.

Director Kleinsorge eröffnet die Sitzung um 8 Uhr 15 Min. Meine hochgeehrten Herren! Zunächst möchte ich eine kleine Aenderung der Tagesordnung vorschlagen, auf Wunsch der Herren aus der philologischen Sektion, die gern zugegen sein möchten, wenn beschlossen wird über die Frage der Vereinigung dieser Sektion mit der pädagogischen. Und ich würde den Herrn Geheimen Rath Schrader bitten das Wort zu nehmen.

Geheimer Regierungsrath Dr. Schrader (Königsberg): Ich beabsichtige keine Debatte zu eröffnen über das Wenige, was ich zu sagen habe, ich will nur einen Wunsch aussprechen, von dem ich hoffe, dass er durch unsern Herrn Vorsitzenden dem Präsidenten der künftigen Versammlung übermittelt wird. Was ich zu sagen habe ist zunächst mein Vorschlag. Dass ich ihn einbringe, dazu bin ich durch jüngere Berufsgenossen angeregt. Ich darf annehmen, dass der Vorschlag einem allgemeinen Bedürfniss entspricht. Mein Wunsch geht auf eine engere wenigstens zeitweise eintretende Vereinigung zweier Sektionen hin, welche nach meiner Ueberzeugung niemals hätten getrennt werden sollen, auf eine Verbindung der philologischen und pädagogischen, und ich glaube, dass diese Verbindung, von der ich nur sage, dass ich sie für bestimmte Zeiten wünsche, beiden Seiten willkommen und nützlich sein werde, nicht nur um der allzu weitgehenden Vereinzelung der Bestrebungen und Interessen auch auf geistigem Gebiete entgegen zu treten, sondern auch aus Gründen, die in der Sache selbst liegen. Ich hoffe von dem Verdacht frei zu sein, als ob ich der Pädagogik ihr Recht verkümmern wollte, ich bin aber gleichzeitig überzeugt, dass ihre Absonderung von derjenigen Wissenschaft, welche in unsern Gymnasien die Grundlage des Unterrichts bildet, ihr selbst nach mehreren Seiten schadet. Einmal scheint gerade durch diese Absonderung die Fülle der pädagogischen Schriftstellerei in einer ungesunden Weise vermehrt zu werden, und wer einigermaßen den Beruf hat diese Fülle durchzumustern, der weiss, wie er unter derselben zu leiden hat. Es führt dies allerdings noch einen weiteren, anscheinend abliegenden Uebelstand herbei, der gestern schon von Herrn Oberschulrath Wendt berührt worden ist, dass sich Unberufene im Schriftstellern auf unser Gebiet wagen. Wir haben in dieser Beziehung wirklich das Unglaubliche erleben müssen, dass Leute, die, seitdem sie von der Schule fort sind, niemals einen Schulraum betreten haben, so gütig sind uns zu Hilfe zu kommen in einer Sache, von der schon Plato sagt, dass sie die allerschwierigste sei. Wir haben es erlebt, dass ein Irrenarzt unsere Gymnasien für die nach seiner Meinung zunehmenden Geisteskrankheiten verantwortlich macht, und nicht bloss das, sondern er hat uns auch gleich Belehrungen ertheilt, wie wir es anders machen können. Wir haben alle Ursache diese ἀγρευμέτητοι von uns fern zu halten. Ausserdem aber soll meines Erachtens die allgemeine Pädagogik sich stets an der Religionswissenschaft und Philosophie, die Didaktik an den Fortschritten der eigenen Fachwissenschaft sich erfrischen und berichtigen. Nun weiss ich sehr wohl, dass unsere Amtsgenossen sich ganz der Wissenschaft zuwenden, so weit es ihre Zeit erlaubt, allein wenn diese weiter gefördert werden soll, so haben wir die Aufgabe, dies auch auf unsrer Versammlung zum Ausdruck zu bringen. Wenn ich von einer Verbindung der philologischen und pädagogischen Sektion spreche, so denke ich nicht an minutiöse Einzeluntersuchungen, deren Werth ich übrigens anerkenne, sondern ich meine nur, dass bestimmte allgemeine Fragen, die ich mir nachher zu erörtern erlauben werde, aus der Verhandlung in gemeinschaftlichen Sitzungen nicht bloss einen Vorthail für die Pädagogik, sondern auch für die Universität haben, denn die Lehrer der Universitäten sichern sich eine stetige Verbindung mit den Gymnasien und sie sichern sich und uns davor, dass ihnen das Terrain auf unsern Schulen abgegraben wird, und dass mit unreifen oder senilen Vorschlägen alles, was unsere Nation seit Jahrhunderten ausgebaut und erstrebt hat, leichtsinnig untergraben werde. Ich erwarte in dieser allgemeinen Hinsicht eigentlich keinen Widerspruch. Die Schwierigkeit der Frage erhebt sich erst dann, wenn wir unter-



suchen, wie solche Combinationen erfolgreich auszubeuten sind. Ich glaube schon gesagt zu haben, Einzeluntersuchungen eignen sich für unsere Versammlungen nicht, aber Vorträge über solche Fragen, welche die allgemeine Fortbewegung unserer Wissenschaft bezeichnen, werden, glaube ich, für alle Theile nützlich sein. Ich bezeichne nicht die Gegenstände, sondern nur die Richtung, indem ich z. B. auf eine vergleichende Würdigung der metrischen Systeme hinweise, deren täglich sich mehrende Fülle schon Georg Curtius 1872 in Leipzig beklagt hat, wenn ich ferner hinweise auf die geschichtliche Entwicklung der Erklärung solcher Schriftsteller, welche im Vordergrund unserer Betrachtung stehen, ferner auf die gleiche Entwicklung auf dem Gebiet der griechischen Grammatik, auf die zusammenhängende Würdigung des nachaugusteischen Epos und auf Aehnliches. Ich verlange gar nicht, dass die Herrn von den Universitäten zu den Schulbänken herabsteigen sollen, aber wir wollen gern hören und lernen von ihnen, was schliesslich für sie selbst Grund und Ziel ihres Strebens sein muss. Ich schliesse mit der meines Erachtens unbestreitbaren Bemerkung, dass Wissenschaft und Schule um so mehr leiden, je mehr sie ihre Gebiete absondern, dass Pädagogik zur Handwerksroutine wird, wenn sie sich nicht an der Wissenschaft erfrischen kann, dass aber Lehrer und Schüler um so mehr befriedigt werden, je mehr der Lehrer im Stande ist, aus dem Vollen und Ganzen seiner Wissenschaft zu schöpfen. Es ist nicht meine Absicht, Abstimmungen und Debatten einzuleiten; es würde auch nicht die Zeit dazu sein. Ausserdem halte ich nicht dafür, dass wir dazu berechtigt sind. Wir sind kein Philologen-Verein, sondern eine Philologen-Versammlung, und wir sind formell nicht berechtigt die nächste Versammlung zu vinkuliren. Es genügt, wenn mein Vorschlag durch unsern Herrn Vorsitzenden dem Präsidenten der künftigen Philologen-Versammlung, den wir, wenn ich nicht irre, die Ehre haben schon jetzt unter uns zu sehen, zu weiterer Erwägung und Förderung übermittle wird.

Vorsitzender Director Kleinsorge: Wenn Niemand zu dieser Sache das Wort ergreift nehme ich an, dass die Versammlung mit dem Antrage übereinstimmt. — Wir kommen jetzt auf die Verhandlung über das Verbindungswesen zurück und zwar zu These 2: „Die Ansprüche an das Wissen der Schüler sind zu vereinfachen und zu ermässigen“.

Vicepräsident Geh. Regierungsrath Dr. Schrader übernimmt den Vorsitz.

Director Kleinsorge als Thesensteller: Mir scheint die zweite These eine notwendige Folge aus der ersten zu sein, wenn dem Schüler die Zeit gegeben werden soll den Bestrebungen nachzugehen, die nicht auf das Wissen gerichtet sind, da der Tag ja nur eine gewisse Länge hat und wir dem Schüler doch die Nacht nicht verkürzen können.

Oberschulrath Dr. Wendt: Ich komme zurück auf meinen gestrigen Vortrag. Ich bitte dringend, über die zweite These einfach zur Tagesordnung überzugehen, sie unterscheidet sich von der ersten, weil sie das Anerkenntniss enthält, dass die Forderungen überspannt worden sind. Ich will gar nicht sagen, dass sie nicht unter Umständen richtig sein kann; aber so allgemein hingestellt scheint mir die Anerkennung, dass wir Schulmänner in unseren Forderungen unmässig sind, das Bedenklichste, was überhaupt eine Pädagogenversammlung aussprechen kann. (Sehr richtig!)

Prof. Dr. Eckstein: Ich habe schon gestern mich gegen die Thesis erklärt. Die Ueberbürdungsfrage, die ja so unglücklich in die Zeit hineingeworfen und selbst so vielfach durch die Behörden hervorgerufen ist, führt uns zu gar nichts. Wir werden natür-

lich entschieden dagegen auftreten, wir wissen, was wir von unsern Schülern verlangen, und nicht etwa die Söhne der Herren Geheimräthe in Berlin sind im Stande darüber zu urtheilen — denn von ihnen ist ja hauptsächlich die Beschwerde gekommen und in die Welt geschleudert.

Ich meine, die Jugend hat vollkommen Zeit sogar zu Privatstudien, trotz der Forderungen, die an sie gestellt werden. Wenn Sie also nicht dem Antrage Wendt zustimmen wollen, dann würde ich die einfache motivirte Tagesordnung vorschlagen: In Erwägung, dass die Ueberbürdungsfrage zu weit abführen und mancherlei Missverständnisse in weiteren Kreisen veranlassen würde, geht die Versammlung über die Thesis zur Tagesordnung über.

Oberlehrer Dr. Herbst aus Stettin: Bei dieser Gelegenheit möchte ich einen Punkt zur Sprache bringen, der, wie ich glaube, für die ganze Sache von grossem Einfluss ist. Ob die Schüler überbürdet sind oder nicht, hängt nicht allein von den Aufgaben der Schule ab, sondern bei uns in Stettin wenigstens von den Aufgaben, welche das Publikum den Schülern stellt. Ich meine das übermässige Privatstundengeben. Es ist in Stettin zum Theil schon dahin gekommen, dass der Primaner eines Gymnasiums vom Publikum in erster Linie als derjenige betrachtet wird, der dazu da ist, Quintanern und Sextanern Privatstunden zu geben. Hierdurch werden die jungen Leute in hohem Grade in Anspruch genommen. Woher soll dann die Zeit kommen, der Wissenschaft in gehöriger Weise obzuliegen? Ein zweiter Punkt ist der, dass wenn der Primaner als Lehrer in Familien kommt, er dort als Herr so und so auftritt, durch die Geldmittel zu frühzeitig eine Selbstständigkeit erhält und mit diesen Geldmitteln nicht bloss Vereine, sondern auch die Verbindungen unterstützt. Deshalb möchte ich das Privatstundengeben der Schüler auf ein vernünftiges Mass eingeschränkt sehen. Demnach bin ich auch dafür, über diese These jetzt wenigstens zur Tagesordnung überzugehen.

Bei der Abstimmung wird über These 2 zur einfachen Tagesordnung übergegangen.

Es folgt Thesis 3: „Schülervereine müssen unter Aufsicht und Leitung der Schule stehen“.

Director Kleinsorge: Die Thesis geht davon aus, dass Schülervereine zulässig sind. Dabei ist selbstverständlich, dass die Schule von all den Vereinen wissen muss; dieselben dürfen nicht etwas Geheimes haben. Die Aufsicht und Leitung wird eine Sache sein, die vielfachen Beschränkungen unterliegen muss: ich habe nur darunter verstanden, dass die Vereine der Schule bekannt sein müssen, dass vielleicht auch einer oder einige Schüler für den Verein verantwortlich zu machen sind, Auskunft geben müssen, dass dann die Schule die Bestrebungen des Vereins im Auge hat, demselben rathend zur Seite steht, was ja beim Lesen, bei declamatorischen und musikalischen Aufführungen nothwendig ist, und dass sie sich stets in Kenntniss erhalte, um Ausschreitungen oder Abschweifungen vermeiden zu können.

Director Hess aus Rendsburg: Ich schlage vor die Worte fortzulassen: „und Leitung“. An dem Gymnasium, welches ich zu leiten die Freude habe, besteht z. B. ein Ruderclub. Die Primaner rudern fast täglich und wenn nun einer von uns die Leitung übernehmen möchte, dann müsste man sich noch nautische Kenntnisse verschaffen. Der Aufsicht ist auch dieser Ruderclub unterworfen, und im Allgemeinen nehmen wir Notiz

davon, wie die jungen Leute sich bei der Fahrt benehmen, aber eine förmliche Leitung können wir nicht übernehmen.

Prof. Dr. Strack aus Berlin: Das Vereinswesen hat in unsern Tagen in einer so schrecklichen Weise überhand genommen, dass es zur wahren Landplage geworden ist und nicht bloss zur Landplage, sondern zur Hausplage; denn schon die Familienväter werden durch die Theilnahme daran in ihren Pflichten, die sie zu Hause bei Frau und Kindern zu üben hätten, gehindert und von denselben abgewendet. Ich sehe darin die Wurzel des Unwesens begründet, welches sich bereits der Schüler bemächtigt hat, und bin principiell der Ansicht, dass kein einziger Verein unter den Schülern geduldet werden darf; denn alsbald wird sich eine Unsitte damit verknüpfen. Es werden Fehler herauskommen, die wir jetzt nicht ahnen, und es wird alsbald unter dem Deckmantel des Guten und Schönen wieder dahin kommen, dass wir das alte Elend, das wir jetzt eben mit Macht bekämpfen, in allerlei Blüthen vor uns haben. Ich schlage deshalb vor, über diese These zur Tagesordnung überzugehen.

Oberschulrath Dr. Wendt: Einverstanden bin ich mit dem Herrn, der die Worte „und Leitung“ nicht ausgesprochen wünscht. Ganz entschieden aber möchte ich mich gegen den Rigorismus des Herrn, der zuletzt gesprochen hat, erklären. Ich möchte darauf hinweisen, dass unter Umständen Schülervereinigungen ganz ausserordentlich wirken können. Ich möchte gerade auf alte Stettiner Traditionen verweisen, die ich selbst hier durchgemacht habe, und die mir alle Lehrer, welche Schüler des hiesigen Marienstiftsgymnasiums gewesen sind, bestätigen werden. Ich kann aber auch ebenso bestimmt erklären, dass Schülervereinigungen, wenn man nur sicher ist, dass sie vollständig ohne Rückhalt und ohne irgend etwas zu verschweigen dem eintretenden Lehrer oder Director die Thür öffnen und Auskunft geben, — dass solche Schülervereine gut wirken können, und wenn sie nur ein Mittel der Geselligkeit wären, würde ich sie nicht hindern, weil wir sie nicht hindern können, denn wenn wirs thun, so treiben wir die Vereine an Orte hin, wo wir sie nicht finden und wo sie gewiss übel wirken. Ich glaube, wir müssen den Schülern ein gewisses Vertrauen schenken, wir sollen so früh als möglich ihnen vertrauen, und selbst ein dann und wann auftretender Missbrauch ist bei Weitem nicht so schlimm, als wenn man sie von vorn herein fühlen lässt, dass man in ihnen nur unreife Kinder sieht, die zu gehorchen haben. (Lebhaftes Bravo.)

Bei der nun folgenden Abstimmung wird der Antrag Strack auf Uebergang zur Tagesordnung abgelehnt und die These nach Streichung der Worte „und Leitung“ angenommen.

Zur Kenntniss der Versammlung wird hierauf folgende Resolution gebracht:

Die pädagogische Sektion spricht es als ihre Ueberzeugung aus, dass zur wirksamen Bekämpfung der Schülerverbindungen gleichzeitig der gegenwärtigen Entartung des Verbindungswesens auf Universitäten durch die Staatsregierung entgegen zu wirken sei.

Kruse. Wendt. Niemeyer. Schrader.

These 4 lautet: „Für die Disciplin ausserhalb der Schule sind in erster Linie die Eltern und deren Vertreter verantwortlich, die Schule ist nur in beschränktem Masse im Stande Ausschreitungen ausserhalb der Schule zu verhindern und über sie zu richten“.

Director Kleinsorge: Für verständige Eltern versteht sich die Sache von selbst, sie werden ihren Verpflichtungen nachkommen. Es giebt aber auch Eltern, die das nicht anerkennen, und diesen sowie den Behörden gegenüber halte ich es für wichtig, dass über diesen Grundsatz abgestimmt und derselbe womöglich angenommen werde. Viele Eltern glauben, wenn sie die Kinder in die Schule schicken, sie könnten aller Aufsicht entrathen. Manche sind ja nicht in der Lage Aufsicht zu üben. Wie oft höre ich einen Vater sagen: ich habe mein Geschäft, ich kann mich nicht um die Kinder bekümmern. Sie bedenken aber nicht, dass vielleicht durch diese Vernachlässigung ihre ganze Familie in die grösste Trauer versetzt werden kann. Den zweiten Theil habe ich schon in meinen Worten zur Einleitung hervorgehoben. Die Schule ist nicht im Stande, die Schüler ausserhalb der Schule so zu beaufsichtigen, dass sie irgend ein Uebel im Entstehen verhindern könnte; wohl aber haben die Eltern dazu Gelegenheit. Sie können der Schule Nachricht geben und mit Unterstützung der Schule kann dann einem Uebel entgegengewirkt werden. Endlich kann auch die Schule bei irgendwie schwierigen Fällen nur sehr schwer die Thatfachen so klar legen, als dies zur Fällung eines gerechten Spruches nöthig ist. Ich habe schon gesagt, wie das Verhören geht, wir können die Schüler nicht absondern, nicht einmal eine Nacht, und das ist ein Glück, dass wir das nicht dürfen. Daher bitte ich Sie, die These anzunehmen.

Director Dr. Mueller aus Flensburg: Im Anschluss an das, was der geehrte Herr Vorredner gesagt hat, möchte ich mittheilen, dass wir auf der ersten Schleswig-Holsteinischen Directoren-Conferenz, welche im Mai dieses Jahres in Schleswig stattgefunden hat, auch eingehend über diese Frage uns ausgesprochen haben, und wir sind wörtlich zu dem eben gehörten Resultat gekommen.

Prof. Dr. Eckstein: Ich begreife nicht recht, was wir mit dieser Thesis erreichen können. Den Eltern zu sagen, dass sie zunächst für ihre Kinder sorgen müssen, und dass wir nicht alle Verantwortung übernehmen können, kann unsere Sache nicht sein, denn das werden sie von hier nimmer erfahren. Den Behörden eine Belehrung zu geben, dass wir nicht Alles zu leisten im Stande sind, erscheint mir recht überflüssig, denn die wissen das recht gut, und daher haben sie auch in den Verordnungen, welche die jüngste Zeit gebracht hat, auf andere Factoren, die hier mitzuwirken haben, hingewiesen. Deshalb meine ich, es wäre am Zweckmässigsten den ganzen Satz wegzulassen. Wenn die Herren in Schleswig-Holstein zu demselben Resultat gekommen sind, so hatte das seine Berechtigung, denn das war eine Versammlung von Schulmännern, die sich wahrte. Wir brauchen uns nicht zu wahren, weil wir die bestimmte Aufgabe haben, die Gesamtheit zu vertreten, deshalb schlage ich vor über diese These zur Tagesordnung überzugehen und sich nachher über die verlesene Resolution zu einigen.

Director Schneider aus Friedeberg N.-M.: Ich bin der Meinung, dass gerade durch diese These der Kernpunkt getroffen ist. Wenn aber angedeutet wurde, dass wir uns gewissermassen zu wahren versucht und gesagt hätten: „Ihr habt für die Erziehung zu sorgen und wir haben zu sorgen, dass Eure Kinder sich nichts zu Schulden kommen lassen“, so wäre das leicht und billig. Ich meine, die These soll aussprechen, dass wir uns bewusst sind, dass wir das Haus heranzuziehen haben für die Erziehung; wir müssen das Haus zu interessiren suchen für unsere Erziehung. Es fragt sich: wie können wir das? Es ist viel davon gesprochen worden, wir Schulmeister hätten nicht die Aufgabe, Spionirdienste zu üben; aber wir haben wohl die Aufgabe, den Wegen unserer Schüler



nachzugehen, Vieles zu hören und Vieles zu sehen, was wir keineswegs sofort zur Sprache bringen — ganz gelegentlich sprechen wirs einmal zum Schüler aus —; wir folgen also der Spur des Schülers nicht wie Polizei, sondern wie wohlwollende Väter, die erst eintreten mit Strafe, wenn es nicht anders geht. Wir müssen uns davor hüten, aus dem ersten besten Vergehen einen „Fall“ zu machen und grosse Untersuchungen eintreten zu lassen. Wenn wir bei den Fehlern, die wir so sehr hassen müssen, die Liebe für die Schüler behalten, dann werden uns auch die Eltern mit Vertrauen entgegenkommen. Denn dass die Eltern uns vielfach nicht unterstützen, und dass selbst städtische Behörden sich uns nicht freundlich gegenüberstellen, das liegt ausserordentlich oft an uns, weil jene wissen, wenn der Lehrer etwas erfährt, dann macht er einen grossen „Fall“ daraus. Diese Art ist von der grössten Gefahr. Es muss vermieden werden, dass in der Weise vorgegangen wird.

Director Kleinsorge: Wir stehen vor einem grossen Uebel, das die Wirksamkeit der Schule aufzuheben droht. Was bisher dagegen geschehen ist, hat sich als unwirksam erwiesen, sollten wir da nicht die Pflicht haben, auch Alle, die mit uns zu der Unterdrückung des Uebels mitwirken wollen, ernstlich darauf hinzuweisen? Das allein ist die Absicht der These.

Oberschulrath Wendt: Ich möchte auch für Beibehaltung der These sein. Das, was wir in längerer Ausführung vorher gehört haben, schien mir doch von starker Uebertreibung nicht ganz frei zu sein, wenn auch der Gedanke ein ganz richtiger war, denn es ist gar zu häufig, dass, wenn die Eltern von den Folgen gewisser Vergehen zu leiden haben, sie dann kommen und sagen: Ihr straft nicht den Sohn, Ihr straft mich. Demnach muss es ausgesprochen werden, dass die Eltern für den Wandel des Sohnes verantwortlich sind, und das ist an dieser Stelle völlig am Orte. Wenn es auch an dieser Stelle nichts Neues ist, so ist es doch in unsrer Zeit immer von der grössten Wichtigkeit, denn wenn der Drang zu derartigem Kneipenleben um sich greift, so ist er doch wesentlich dadurch hervorgerufen, dass unter den Herrn Vätern dieselbe Neigung den Herrn Söhnen ein sehr bedenkliches Beispiel giebt. Wenn der Vater seine Abende im Wirthshaus zubringt, so meint der Sohn bis zu einem gewissen Punkte dazu ebenfalls berechtigt zu sein, und der Vater wird ihm das Recht niemals mit gutem Gewissen ganz bestreiten können. Man muss dem Vater mit dieser These sagen: Achte auf das Beispiel, das du deinem Sohne giebst. Zweitens ist die These zweckmässig, um mittelbar auf unsre Colleggen einzuwirken. Denn ich glaube, die Schule hat eine Verantwortung auf sich genommen, die sie gar nicht tragen kann; sie hat sich herausgenommen das häusliche Leben der Schüler in einer Weise zu beaufsichtigen, die niemals hätte zu Stande kommen dürfen und doch jetzt gang und gäbe geworden ist, ich meine das Festsetzen täglicher Arbeitsstunden in kleinen Städten. Man braucht nur so fortzugehen, so verlassen sich die Eltern darauf, dass das ganze Leben der Kinder für immer in guten Händen ist. Ich meine, es ist ganz gut, wenn mit dieser These unsern Colleggen gesagt wird: denkt hübsch daran, dass ihr nicht Pflichten auf euch nehmt, die ihr in erster Linie dem Hause lassen müsst. Setzt euch freilich mit dem Hause in Verbindung, das ist aber ein ganz anderes Gebiet, das sich von selbst versteht.

Director Dr. Mueller: M. H.! Ich möchte zuerst fragen, was mein verehrter Freund Director Eckstein für Gründe hat, derartig über die Motive zu urtheilen, die den

Beschlüssen der Schleswig-Holsteiner Directoren zu Grunde gelegen haben. Eine Abwehr ist uns entschieden nicht in den Kopf gekommen. Wir haben Tage lang mit vollem Ernst für die Frage gearbeitet, wie wir für das häusliche Leben der Schüler irgend etwas thun können, und da sind wir mit Erwägung aller Umstände, die hier zur Sprache gebracht sind, zu dem Resultate gekommen, dass die Art und Weise, wie wir schliesslich in Schleswig-Holstein die grösste Disciplin gewahrt haben, die richtige ist. Ich protestire dagegen, dass von einer Abwehr die Rede gewesen ist.

Rector Professor Eckstein. Von einer Abwehr habe ich auch eigentlich nicht gesprochen (Widerspruch); wenn ich davon gesprochen habe, so will ich den Ausdruck in dieser schroffen Form zurücknehmen, der Mensch irrt sich ja einmal in der Hitze des Gefechts (Heiterkeit); man muss die Worte nicht auf die Goldwage legen, wenn man frisch von der Leber weg spricht. Ich meine, wir sind auf Abwege insofern gerathen, als wir vorher eine genaue Belehrung über das Verhältniss von Schule und Haus erhalten haben. Es ist eine wichtige Frage, die wir aber auch hier nicht entscheiden können. In einigen Beziehungen kann ich Herrn Oberschulrath Wendt Recht geben, in anderen nicht. Wir haben, als diese Fragen so recht ernstlich an uns herantraten, insofern eine Verbindung mit dem Hause gesucht, als wir den Eltern der Schüler der oberen Klassen, Prima und Secunda, eine besondere Mittheilung über die strengen Formen und Massregeln, welche die Staatsregierung bei uns sogar noch etwas früher als in Preussen veranlasst hat, um gegen ein derartiges Verbindungswesen einzutreten, zugehen liessen, um die Eltern auf das aufmerksam zu machen, was ihre Kinder zu erwarten hätten, wenn sie sich in diesem Sinne verfehlten. Damit ist die Mitwirkung des Hauses ganz bestimmt herangezogen. Aber damit, dass wir sagen, wir sind nicht verantwortlich, sagen wir lange nicht genug. Die Polizei ist auch verantwortlich, und ihr müsste mehr auf die Finger gesehen werden, dass sie die Wirthschaften controlierte und dafür sorgte, dass sich in diesen derartige Verbindungen nicht einsetzen, und in dieser Beziehung meine ich, genügt es nicht, dass wir sagen: die Familie ist heranzuziehen; und das ist der Grund, weshalb ich die These überhaupt übergangen wissen wollte.

Director Dr. Niemeyer. Ich bin hauptsächlich deshalb mit dieser These einverstanden, weil ich darin ausgesprochen finde, dass die Hauptpflicht, für das Leben ausserhalb der Schule die nöthige Direction zu geben, den Eltern zugeschrieben wird. Ich halte es schon für eine Trübung dieses Standpunktes, wenn hier mehrfach gesprochen wird, wir sollen das Haus zur Mitwirkung heranziehen. Nein, meine Herren, das Haus ist die Hauptsache, dem Hause können wir nur unsere Mitwirkung anbieten und allerdings einige wenige Hilfe leisten. Ich will mich ganz praktisch ausdrücken: die Eltern sind es, die dem Schüler das Taschengeld gewähren, und die Eltern sind es, die dem Schüler den Hausschlüssel gewähren oder nicht gewähren, und das hat mehr Wirkung als Alles, was wir thun können.

Ich möchte aber noch auf einen andern Punkt aufmerksam machen, dass die Schule zum Theil hier und da darin irrt, dass sie für ihre eigentliche Aufgabe, nämlich in dem Unterricht, in allzu hohem Masse die Mitwirkung des Hauses in Anspruch nimmt. Ich glaube, dass es zu oft vorkommt, dass dem Vater gesagt wird: Dein Sohn kommt nicht ordentlich vorwärts, du musst dafür sorgen, dass er zu Hause die Schularbeiten ordentlich macht. Der Vater weiss aber gar nicht, wie er Hilfe leisten soll; er versucht

es, häufig entsteht ein Conflict, wobei der Knabe der unterliegende Theil ist, wodurch aber nicht viel geschafft wird. Wenn das nicht gehen will, wird für häusliche Nachhilfe gesorgt, und wir haben, glaube ich, alle Ursache, dieser häuslichen Nachhilfe im Grossen und Ganzen entgegen zu wirken. Da werden Primaner und Studenten herbeigezogen, die damit ein paar Groschen verdienen, der Schüler wird bei seinen Arbeiten beaufsichtigt, entweder weil sie so gegeben werden, dass er sie nicht mit Leichtigkeit machen kann — und dann sind die Aufgaben verkehrt — oder weil man seiner Trägheit nachgiebt und sie ihm machen lässt. Damit wird wieder ein grosser Uebelstand bewirkt, dass nämlich jüngere Lehrer sich allmählich über das täuschen, was ein Knabe durch eigene Arbeit leisten kann, so dass die Anforderungen schliesslich auf ein Mass gesteigert werden, dass die Eltern nicht mit Unrecht sagen: der Junge hat so furchtbar viel zu thun, er kann nicht fertig werden.

Ich habe dergleichen Erfahrungen mehrfach gemacht und will noch auf specielle Fälle hinweisen. Mir ist erzählt worden — es sind Herren aus Berlin anwesend, die es widerlegen oder bestätigen werden —, dass es in Berlin Gymnasien gibt, wo, wenn Schüler sich zur Aufnahme gemeldet haben, die erste Frage, die von dem Rector an die betreffenden Väter gestellt wird, die ist: wie haben Sie für häusliche Nachhilfe gesorgt? (Heiterkeit.) Ich habe das aus ziemlich guter Quelle, und ich glaube, das ist ausserordentlich verkehrt, denn aus dieser häuslichen Nachhilfe kommt die Unselbständigkeit der Arbeit; und wir Lehrer sollen uns nicht scheuen, und namentlich die Ordinarien der unteren Klassen nicht, uns lieber durch Strafen und Nachsitzenlassen davon zu überzeugen, wie schwer es dem Knaben wird, wenn er unter unserer Aufsicht arbeitet, und wir sollen nicht dem Hause in die Schuhe schieben, was dem Hause entschieden nicht gebührt.

Ich glaube, dass zum Theil wenigstens die Schulen allzusehr geneigt sind, in dieser Beziehung die Hilfe des Hauses da in Anspruch zu nehmen, wo sie allein für den Riss stehen sollten und könnten.

Vicepräsident Geh. Reg.-Rath Dr. Schrader. Es sind noch zwei Redner gemeldet; ausserdem schreitet die Zeit vor. Ich frage daher: Sind die Herren damit einverstanden, dass die beiden Redner, Herr Geh. Rath Wehrmann und Herr Director Dr. Kuebler, noch zum Worte kommen? (Zustimmung.)

Geh. Reg.-Rath Dr. Wehrmann aus Stettin. Die These enthält eine Mahnung an die Eltern, und mit dieser Mahnung bin ich ganz einverstanden. Wir haben eine solche Mahnung gerade hier in Stettin nach der Erfahrung der letzten Zeit wohl nöthig. Denn es haben sich einige Eltern hier dieser Verantwortlichkeit leider entzogen. Diese Mahnung wird ja wohl den Eltern schon durch die Zeitungen zu Ohren kommen. Was wir gestern hier darüber gesprochen haben, steht schon heute Morgen in einer Stettiner Zeitung, jedoch in der Auffassung, dass gemeint sei, die Eltern sollten sich ausschliesslich um die Schüler kümmern, die Schule lehne jede Verantwortlichkeit ab. Dieser falschen Auffassung muss man entgegenreten, sie liegt nicht in der These. Es ist gesagt: „in erster Reihe sind die Eltern verantwortlich“; damit ist ja nicht jede Verantwortlichkeit der Lehrer ausgeschlossen. Das möchte ich aber ganz besonders betonen, auch in Uebereinstimmung mit Vielem, was Herr Director Schneider gesagt hat. Ich habe einen Director kennen gelernt (er ist nicht mehr), der die Flinte ins Korn warf und sagte: es ist nicht möglich, den Kneipenbesuch abzustellen, es ist nicht möglich, als Spion in die

Kneipen zu gehen, wir können es nicht wehren, darum lassen wir es ganz und gar, mögen die Eltern und Pensionsväter dafür sorgen. Wenn die Schüler nichts lernen, dann versetzen wir sie nicht; wenn sie gar nicht versetzt werden können, weisen wir sie fort. Da habe ich gesagt: Freilich ist es eine schwere Aufgabe, hier entgegenzuwirken, aber haben nicht die Pädagogen solche Aufgaben in vieler Hinsicht? wir sind auch nicht im Stande, den Unfleiss und die Trägheit der Schüler auszurotten, wir können nicht jeden Schüler zu einem fleissigen machen, wir werden aber den Kampf gegen die Trägheit doch niemals aufgeben, und so werden wir auch, wenn wir Mitleid mit den Schülern haben, wenn wir den armen Eltern, die ihre Hoffnung auf ihre Kinder setzen, hilfreich in der Erziehung beistehen wollen, uns doch bemühen, zu thun, was wir können. Es wird keiner Behörde einfallen, dem Lehrer vorzuschreiben: du sollst in die Kneipen gehen und herumspionieren, aber wir können die Lehrer bitten, aus wahrer, herzlicher Liebe gegen die armen Schüler ihnen, so weit es geht, nachzugehen, den Versuch zu machen sie zurückzuhalten und mit väterlicher Fürsorge und Aufmerksamkeit, wie Herr Director Schneider sagt, sie auch auf diesen Wegen zu beobachten. Diese Mahnung müssen wir auch in dieser Thesis finden; sie ist auch, wie ich glaube, in dieser These enthalten, da sie von der Verantwortlichkeit der Schule spricht.

Ein Drittes, was gesagt worden ist, dass auch die Polizei das Ihrige thue, halte ich auch für nothwendig, und ich möchte bemerken, dass wir in dieser Beziehung in Pommern das Nöthige gethan haben. Es besteht eine Polizeiverordnung in Bezug auf das Aufnehmen von Schülern in Gasthäuser, und die Polizeibehörden haben sich an den allermeisten Orten willig gezeigt, dieser Verordnung nachzukommen, und haben dadurch die Schule nicht unwesentlich unterstützt. Freilich das Haus, und die Schule in zweiter Linie — das ist auch meine Meinung — müssen die Hauptsache thun.

Director Dr. Kuebler aus Berlin. M. H.! Es wäre sehr erwünscht, wenn auch an dieser Stelle einmal über das Unwesen des Nachhilfeunterrichts verhandelt würde. Diejenigen Anstalten, welche dagegen kämpfen, würden sehr dankbar sein, wenn ihnen dadurch die Waffen, die sie anwenden, geschärft würden. Aber es gehört doch streng genommen nicht zu der Sache, über die jetzt gesprochen wird. Ich erlaube mir nur darum das Wort zu ergreifen, weil Herr College Niemeyer der Berliner Anstalten in einer Weise gedacht hat, die ihnen Unehre bringt. Ich verwahre mich, obgleich ich kein Mandat dazu habe, aber in dem getrosten Vertrauen, dass die Berliner Anstalten es mir nicht verdenken werden, gegen diese Beschuldigung. Ich glaube nicht, dass es irgend eine Anstalt in Berlin gibt, bei welcher den Eltern diese Verpflichtung auferlegt wird, und ich möchte im Gegentheil, weil der Verdacht erhoben worden ist, doch zur Rechtfertigung darum bitten, dass wenigstens ein bestimmter Name genannt wird, damit die Anstalt, die gemeint sein könnte, sich vertheidigen kann.

Vicepräsident. Zur persönlichen Bemerkung haben das Wort die Herren Director Schneider und Director Niemeyer.

Director Dr. Schneider. Ich wollte mich gegen einen Ausdruck des Herrn College Niemeyer wenden. Er bezeichnet als eine Trübung des Standpunktes die Andeutung, die ich gemacht habe. Ich kann nicht zugeben, dass es eine Trübung ist, wenn ich behaupte, wir müssen uns bemühen, die Eltern heranzuziehen zu den Aufgaben der Erziehung. Ich halte das für eine Aufklärung und nicht für eine Trübung.



Director Dr. Niemeyer. M. H.! Ich glaube, Sie werden mir das Zeugniß geben, dass ich, wenn es so heissen soll, die Beschuldigung vorgebracht habe mit aller Reserve. Ich habe gesagt: es ist mir das erzählt worden; ich kann jetzt nicht mehr meine Quelle nennen. Ich habe es deshalb gesagt, um Gelegenheit zu geben widerlegt zu werden. Da das von Herrn Director Kuebler geschehen ist, zunächst gewiss für sein eigenes Gymnasium, so ist die Sache wohl erledigt. Aber dann will ich die Sache auf mich nehmen. Mir ist es wiederholt vorgekommen, dass Eltern ausserordentlich bereit sind, wenn der Schüler nicht fortkommen wollte, zu sagen: ich bin bereit, ihm Nachhilfestunden geben zu lassen; wollen Sie mir nicht jemand dazu empfehlen? wir wissen auch Alle, dass es Fälle giebt, wo in der That solche Nachhilfe nothwendig ist, dass es Schüler giebt, die durch Krankheit zurückbleiben, dass es ausserordentlich schwach befähigte giebt, wir wissen, dass es solche giebt, deren Eltern absolut nicht in der Lage sind, sich um sie zu kümmern. Ich will gar nicht bestreiten, dass etwas von diesem Uebel vorhanden ist. Herr Director Kuebler lehnt das vollständig von sich ab. Ich halte das gar nicht für einen Vorwurf, es handelt sich nur darum, die richtigen Grenzen zu finden. Ich habe darauf hinweisen wollen, dass hier ein Punkt ist, wo meines Erachtens die Schule in der Versuchung ist, von dem Hause etwas zu verlangen, was dem Hause nicht wohl zugemuthet werden kann. Eine Anklage zu erheben hat mir vollkommen fern gelegen.

Was sodann die Trübung oder Aufklärung anlangt, so sind das eben verschiedene Standpunkte. Ich meine, mich dabei ganz klar ausgedrückt zu haben. Ich habe gesagt, die Aufsicht gehöre dem Hause, und dabei bleibe ich. Und wenn wir sagen, wir wollen die Mitwirkung des Hauses heranziehen, so ist der Ausdruck meines Erachtens nicht zutreffend, sondern wir müssen sagen: das Haus hat die Beaufsichtigung zu führen und wir bieten ihm freundlich unsere Mitwirkung an, und ich glaube nicht, dass das etwas ist, was jemand kränken kann.

Vicepräsident Geh. Regierungsrath Dr. Schrader: Wir kommen zur Abstimmung. Die These lautet: 4) Für die Disciplin ausserhalb der Schule sind in erster Linie die Eltern und deren Vertreter verantwortlich. Die Schule ist nur in beschränktem Masse im Stande, Ausschreitungen ausserhalb der Schule zu verhindern und über sie zu richten.

Ich ersuche die verehrten Herren, welche die These annehmen, sich zu erheben. (Geschieht.) Das ist die grosse Mehrheit.

Endlich bringe ich noch zur Abstimmung die Resolution der Herren Kruse und Genossen: „Die pädagogische Sektion spricht es als ihre Ueberzeugung aus, dass zur wirksamen Bekämpfung der Schülerverbindungen gleichzeitig der gegenwärtigen Entartung des Verbindungswesens auf Universitäten durch die Staatsregierung entgegenzuwirken sei.“

Ich bitte wiederum die Herren, welche die Resolution zur ihrigen machen, sich zu erheben. (Geschieht.) Das ist die grosse Mehrheit. Der Gegenstand ist hiermit erledigt und ich übergebe das Präsidium Herrn Director Kleinsorge.

Der Herr Präsident Director Kleinsorge setzt die Tagesordnung für die nächste Sitzung der Sektion fest, und zwar an erster Stelle den Vortrag des Herrn Director Kammer, welcher heute nicht mehr gehört werden kann, weil die Zeit bis zur allgemeinen Sitzung zur Besichtigung der pergamenischen Alterthümer benutzt werden soll.

Schluss der Sitzung 9 Uhr 15 Min.

### Vierte Sitzung

am 30. September 1880 Vormittags 8¼ Uhr.

Vorsitzender Director Kleinsorge teilt eine Resolution mit, welche von Herrn Dr. Claus (Stettin) eingereicht ist mit Rücksicht auf die gestern erledigten Thesen. Dieselbe hat folgenden Wortlaut: „In gerechter Würdigung der Neigung von Schülern zu Verbindungen, haben wir keine Veranlassung zu zweifeln an dem guten Sinne, der in unserer Jugend lebendig ist, sondern können mit vollem Vertrauen in die Zukunft blicken, in der Hoffnung, durch eine grössere Betonung des erziehlischen Elementes bei dem Unterrichte, durch liebesvolles Eingehen nicht blos auf den Gegenstand des Unterrichtes, sondern besonders auf die Person des zu Unterrichtenden, durch bessere Verwertung des deutschen Unterrichts gegenüber der vorwiegend formalen Richtung des Unterrichts in den fremden Sprachen, die Jugend von der Überschätzung wertloser Äusserlichkeiten abzuhalten, sowie durch unsern eigenen Wandel dieselbe zur Mäßigung und Tugend anzuhalten.“ Die Beratung dieser Resolution wird jedoch, nachdem die Thesen einmal erledigt sind und die Zeit auch zu weit vorgerückt ist, auf Vorschlag des Vorsitzenden von der Tagesordnung abgesetzt.

Es folgt nun der Vortrag des Herrn Gymnasial-Director Kammer aus Lyck:

#### Ueber den Umfang und die Methode des kunstgeschichtlichen Unterrichts an Gymnasien.

Die jetzt so vielfach auftauchende und behandelte Frage, in welcher Weise die Resultate der Kunstgeschichte sich auch für das Gymnasium verwerten lassen — ein Thema, das bereits drei Philologen-Versammlungen, zwei Directoren-Conferenzen beschäftigt hat, ohne dass bestimmt formulierte Anträge über Umfang und Methode des kunstgeschichtlichen Unterrichts eine Annahme gefunden — konnte erst Gestalt und Boden gewinnen, seitdem die Kunstgeschichte selbst durch exacte Forschungen und Epoche machende Werke sich das Recht einer selbständigen Wissenschaft errungen hat, während früher die Vertreter der Kunstforschung herüber kamen von der Historie, Philologie, Archäologie, ja von der Medizin und Jurisprudenz. Bezeichnend ist es, dass die grosartigst angelegte, auf dem solidesten Untergrunde der Specialuntersuchungen ruhende, mit dem feinsinnigsten und feinfühligsten Geiste durchgeführte Geschichte der bildenden Künste dem deutschen Volke von einem Königl. Preuss. Obertribunalsrat geschenkt worden ist, und dass der leider so früh seiner Wissenschaft entrissene Alf. Woltmann der Erste war, der im Anfange der sechziger Jahre in Berlin ausgesprochen und ausschliesslich Kunstgeschichte studiert hat. Die jetzt so lebhaft und so glänzend angebaute junge Wissenschaft hat eine Menge von populär gehaltenen kunsthistorischen Werken im Gefolge gehabt, die den weitgehendsten Bedürfnissen Genüge thun und eine Fülle von Anschauungen und Eindrücken durch Bild und Wort in Kreisen verbreiten, die der Wissenschaft sonst ferne bleiben. Ist so das Verlangen nach Ausbildung gerade auf diesem Gebiete ein immer mehr gesteigertes und nach dem grosartigen Vorgange unserer Regierung bei den Ausgrabungen von Olympia und Pergamon, man kann sagen, ein brennendes geworden, also dass der Wunsch in weiten Kreisen gehegt wird, die Schule möchte von dieser Wissenschaft nicht nur Kenntnis nehmen, sondern sie auch förmlich ihrem Lehrplane einverleiben und in ausgiebigster Weise den Schülern mitteilen, so haben auch die Fachkreise und leitenden Behörden, freilich nicht von denselben Motiven geleitet, sich auf das angelegentlichste mit dieser Frage zu beschäftigen begonnen. Das kecke und laute An-

dringen gegen den geschlossenen Bau des Gymnasiums, der in drangvoller, schwerer Zeit, wo Idealität uns Not that gegen die Stürme des Lebens, seine Entstehung fand, ist nicht ganz neuen Datums mehr: die Meinung, dass diese Bildungsstätten ihre Blüte gehabt, dass diese bereits abzuwelken beginnt, ist eine verbreitete, und man führt — was nicht ganz unrichtig ist und zugleich traurig genug! — den Beweis ins Feld, dass von dem, was das Gymnasium hoch und heilig hält, die antike Welt mit ihrem reichen, idealen Gedankengehalte, die Meisten im spätern Leben sich völlig abwenden. Man vergisst freilich hierbei, wie die Eindrücke aus dem Gymnasialunterricht für das ganze Leben auch unbewusst nachwirken, wenn man auch späterhin nicht mehr zu den Quellen zurückkehrt, aus denen der jugendliche Sinn getrunken. Andererseits wird man auch wieder zuzugeben haben, dass in und ausserhalb Trojas viel gesündigt wird, und so mag auch wohl die noch oft vorwiegende grammatische Dressur auf den Gymnasien die Thätigkeit der Phantasie und des frischen Gemütslebens der jungen Seelen verkümmern, so dass die, welche das Gymnasium verlassen, die „ollen Griechen“, die ihnen neben manchem schönen Worte, das zu ihren Ohren geklungen, doch herzlich oft Langeweile bereitet haben, Griechen sein lassen, um sich ins frisch pulsierende Leben zu stürzen und hier mit vollem Behagen sich wohl sein zu lassen. Wenn nun gegenüber dieser allerdings betrübenden Erscheinung die nächstbetheiligten Kreise, Behörde und Schule, der Frage über die Aufnahme der Kunstgeschichte in das Gymnasium ihre lebhafteste Aufmerksamkeit schenken, so geschieht es, weil sie von der Uebezeugung ausgehen, dass dadurch neue Belebung und Befruchtung für die Gymnasialstudien gewonnen, dass der Sinn der Schüler mit einem reicheren Ideenschatze ausgestattet werden könnte: nur bleibt die Frage noch eine offene, wie viel von dem kunsthistorischen Stoffe und in welcher Weise er dem Schüler zu vermitteln wäre.

Es ist nicht zu verwundern, wenn enthusiastische Verehrer der Wissenschaft, die nichts mit den durch Blut und Eisen vollzogenen Thatsachen zu thun hat, sondern die Völker in den Werkstätten ihrer künstlerischen Thätigkeit aufsucht, verlangen, dass diese in ihrer Gesamtheit als Lehrobject in die Schule gehöre, dass die Schüler eine Uebersicht gewinnen über das künstlerische Können der einzelnen Völker, dass sie erfahren, „worin die Verdienste der grossen Meister bestehen, wie jeder von ihnen die Kunst vorfand, wie er sie den Nachfolgern überlieferte.“ Und dabei betont denn der Eine mit Vorliebe diese Partie, der Andere jene, je nach eigenen Neigungen und Studien. Aber wer z. B. die Entwicklung der italienischen Renaissance — und diese Periode verdiente dann vorzugsweise eine eingehendere Behandlung, da das rein Menschliche hier wieder in der schönsten Form zum Ausdruck gekommen ist — vortragen wollte und, mit Giotto beginnend, auf die Alt-Florentiner Orcagna, Masaccio, Fiesole, dann auf die Florentiner Schule des XV. Jahrhunderts, Brunelleschi, Ghiberti, Donato, Philippo Lippi, Verrocchio, Ghirlandajo, ferner auf die Sienesische und Umbrische Schule von Duccio bis Signorelli, Francesco Francia und Pietro Perugino eingehen wollte, Meister von der allerbestimmtesten, ausgeprägtesten Individualität und von bedeutendem Einflusse auf Mit- und Nachwelt, um auf dieser Grundlage, wie das doch geboten wäre, das göttliche Genie des Urbinaten oder des groszen Florentiners Michel Angelo recht zu würdigen: wo fände sich nur die Zeit für derartige Belehrung? und wie könnte diese überhaupt bei Gymnasialschülern Verständnis finden, die von den Zuständen und Sitten jener Gesellschaftskreise, aus denen die Renaissance hervorging, wenig oder gar nichts zu hören bekommen. Selbst

Rafaels Hauptwerke entziehen sich dem Verständnis eines Schülers, die ein feineres und reicher entwickeltes Gemütsleben, ein unablässig gebildetes Auge und gründlichere Kenntnisse erheischen, als sie ein Schüler besitzen kann: wer da verlangt, unsere Primaner sollen so weit zu fördern sein, dass sie die Schule von Athen verstehen und würdigen können, der ist, mindestens gesagt, ein gutmütiger Schwärmer. Und noch weniger findet die moderne Kunst mit ihrem schrankenlosen Subjectivismus irgendwo im gymnasialen Lehrplan einen Punkt, wo eine eingehende Behandlung einsetzen könnte. Eine auch nur die Hauptperioden umfassende allgemeine Kunstgeschichte in die Gymnasien aufnehmen zu wollen, wäre geradezu ein thörichtes Unternehmen.

Welche Periode der künstlerischen Thätigkeit steht aber in innigerem Zusammenhange mit dem Gymnasium, als die des klassischen Altertums, auf dem sich unsere gelehrten Schulen aufbauen? und so begnügen sich auch die Maszvolleren mit der Kunstgeschichte der Griechen und Römer, der sie als Vorläuferin dort die ägyptische, hier die etrusische Kunst vorangeschickt wissen wollen. Das geschieht bei den Einen in der vollen Ueberzeugung, dass hiermit für das Gymnasium dem Kunstinteresse genügt sei, die Anderen betrachten dies als eine vorläufige Abschlagszahlung, indem sie von der praktischen Ansicht ausgehen, dass sie das Ganze nie erreichen werden, wenn sie nicht mit der Hälfte den Anfang machen. Wir können nach dem Obigen diese mit ihren Hoffnungen lassen und wollen die Forderung derer prüfen, die den Kreis der Kunstbetrachtung mit der Beschränkung auf das Altertum abgeschlossen ansehen. Zunächst halte ich auch dies Gebiet noch für zu groß und erkläre mich gegen eine zusammenhängende, wenn auch noch so kurze Uebersicht über die ägyptische Kunst. Wie das Volk mit seiner Neigung zum Geheimnisvollen und Abgeschlossenen, zu ernsten Betrachtungen bei dem steten Hinblick auf den Tod, uns fremd bleibt, keine Spur eines freieren philosophischen Gedankenfluges uns mit ihnen verbindet, so sind auch die in stummer Einsamkeit das Nilthal belebenden Monumente, die Tempel mit ihren Pylonen, ihren Säulenwäldern und bunten Malereien, die Alleen von Sphinxen und Widdern, die Obeliskten, Pyramiden und Felsengräber und Paläste Zeugen einer Vergangenheit, zu der für uns keine Brücke zu führen scheint. Unter dem Eindruck der großartigen Contraste in der Natur ist jenes Volk in der Naturbetrachtung stehen geblieben und in erhabener Verehrung derselben erstarrt; die Pflanzenformen der Säulen sind nichts weiter als vergrößerte, in gleichförmiger Norm erstarrte Copien der Natur, die die freie Schöpfung des menschlichen Geistes nicht ahnen lassen: schon äusserlich vermisst man bei den großen Bauten Klarheit und Zweckmäßigkeit in der Anlage, nirgend ist in organischer Weise die strenge Unterordnung der Teile unter das Ganze bei den phantastischen Bauten ausgesprochen, überall macht sich geltend der Mangel der gestaltenden Persönlichkeit, individueller, die Kräfte wohl abwägender und ihnen Form gebender Freiheit. So interessant die Kunst dieses eigenartigen Volkes, das die Griechen so mächtig anzog, für den Forscher ist, für den Schüler genügt es, wenn der Geschichtsunterricht an geeigneter Stelle die Bauten in Abbildungen und mit der sachlichen Erklärung vorführt, wenn bei der Betrachtung der hellenischen Kunst etwa bei der Architectur oder Sculptur eine einzige Abbildung gezeigt wird, um aufmerksam zu machen, wie das ägyptische Volk, von der Naturbetrachtung ausgehend, in derselben stehen blieb, die Hellenen, gleichfalls treue Beobachter der Natur, ihre Gebilde zu selbständigen Schöpfungen erhoben.



Ferner weise ich zurück auch die Betrachtung der etrusischen Kunst als Einleitung in die römische: so vortrefflich die Etrusker in allem Technischen und im Kunsthandwerk waren, und ihre Geräte, Vasen und Metallarbeiten selbst in Athen ihren Markt fanden, in der freien Kunst blieben sie völlig abhängig von der hellenischen und waren unvermögend, die übernommenen fremden Elemente in eigener Weise umzuprägen. Daz von ihnen ein neues Princip ausging, das Gewölbesystem, wodurch sie auf die spätere Architectur von Einflusz wurden, mag der Schüler gelegentlich erfahren, z. B. bei den Cloakenbauten des Tarquinius.

Streiche ich die Vorstufe für die Betrachtung der römischen Kunst, so gehe ich noch einen Schritt weiter und erkläre, daz auch diese nicht eine eingehende und zusammenhängende Darstellung in der Schule beanspruchen darf. Der nüchterne, bürgerlich-ehrbare Sinn der Römer hatte von Hause aus keine Hinneigung zu der freien Schönheitswelt, Jahrhunderte lebten sie ohne Kunst, um dann im groszen und ganzen demütige Verehrer und Nachahmer der Griechen zu werden. Diese hatten die für die heidnische Gedankenwelt ausreichenden Formen für sie erfunden, und sie in ihrem praktisch verständigen Sinne glaubten die empfangene Erbschaft nicht weiter ausbauen zu dürfen: sie nehmen, was kein Volk vorher zu wagen sich entschlieszen durfte, das durch eine fremde Nationalität Geschaffene in seiner Gesamtheit einfach herüber und übertragen zugleich als Herren der Welt die hellenische Kunst über alle Teile ihres weiten Reiches; nur das specifisch Hellenische bildeten sie um, wie sie z. B. die Kleinheit der Bauanlagen ins Grosze übersetzten, damit auch die gröszer gewordenen Verhältnisse hierin sich behaglicher und mit dem nötigen Pompe einrichten konnten. Daz die Römer die Kunst aus den engen Beziehungen der Nationalität, Religion, Sitte lösten und sie als allgemeine Aufgabe für die gesamte Menschheit übergaben, das ist ihre Bedeutung\*): von einer selbständigen römischen Kunst kann man jedoch nicht sprechen, wenn man von Bauten, wie Colosseum, Basilika, Pantheon absieht und in der Plastik von dem Antinous-Ideale und dem Portrait überhaupt, für das die Römer seit alter Zeit und durch den gewaltigen Gang ihrer Geschichte grosze Hinneigung zeigten. So scheint es mir auch hier den Zwecken völlig entsprechend zu sein, wenn der Geschichtslehrer oder der Philologe die obengenannten Bauten bei passender Gelegenheit den Schülern in Abbildungen zeigt, wenn ferner z. B. die Lectüre des Tacitus durch die Portraits der Kaiser, kaiserlichen Frauen und leitenden Staatsmänner anschaulicher gemacht wird. Denn es ist keine Frage, daz wer die charakteristischen Züge jener historischen Persönlichkeiten gesehen, auch ihre Handlungen besser verstehen wird.

So bleibt denn die griechische Kunst allein übrig: auch hier ist der Kreis noch enger zu ziehen, indem ich die Kunstbetrachtung nur bis auf Alexanders Tod geführt wissen möchte, wozu dann noch anhangsweise käme die rhodische und pergamenische Schule, die einen Schritt über das hinaus thaten, was bis dahin für die Kunstauffassung des Mutterlandes als eigentümlich gegolten hatte. Das Ganze wäre dann durch einen Hinweis darauf abzuschlieszen, wie unter Roms Herrschaft die Griechen mit der ihnen erblich bleibenden künstlerischen Thätigkeit, wenn auch nicht mehr mit der früheren schöpferischen Productivität, unermüdlich das ihnen überlassene Gebiet der Kunst pflegten, die nun losgelöst von den mit den groszen politischen Vorgängen sie verknüpfenden Banden, keines Stilwechsels mehr fähig, Jahrhunderte lang das zerfallende Heidentum

\*) Cf. Schnaase, Gesch. d. bild. Künste II. Bd. 415 ff.

wie mit den letzten Strahlen einer untergehenden Sonne umleuchtete, bis sie bei dem Zusammenfall der gesamten antiken Welt für lange Zeit mit erlosch.

Ferner schliesse ich auch das Eingehen auf die Malerei aus, einmal weil so zu sagen nichts uns von ihr erhalten ist, sodann weil überhaupt diese Kunst mit ihren reichen zum Ausdruck gebrachten Gemütsaffecten, durch complicirtere Compositionen vornehmlich an innerlich Abgeschlossene und Ausgebildete sich wendet: ich habe nie gefunden, dass Primaner selbst vor den Bildern der gefeiertesten Meister der italienischen und deutschen Renaissance mehr als ein stoffliches Interesse gezeigt hätten.

Schon im Vorausgehenden habe ich mit dem Ausdruck „zusammenhängende Betrachtung“ meine Ansicht ausgesprochen und mich gegen eine Behandlung der Kunstgeschichte im Anschluss an eine bestimmt dazu ausgewählte Lectüre erklärt. Da werden natürlich als besonders geeignete Werke genannt Ciceros 4 actio in Verrem, Ovid (man verweist auf die Abschnitte Niobe, Centauren und Lapithen), ferner Vergil, Horaz, vor allen aber Homer, oder es wird für die Plastik auch auf den deutschen Unterricht gelegentlich der Lectüre des Laokoon verwiesen. Abgesehen davon, dass sich doch unmöglich die Wahl der Lectüre lediglich nach kunsthistorischen Gesichtspunkten regeln kann, sind solche Vorschläge überhaupt wohl besser gemeint als ausgeführt, weil sie blasser Theorie ihr Dasein verdanken: wie ungeeignet sie sind, das hat im Einzelnen richtig und mit geiszelnder Schärfe, wozu der Praktiker gegenüber solchen Anträgen wohl sich aufgefordert fühlen mag, ein trefflicher Aufsatz dargethan von L. G. in Fleckeisens Jahrbüchern 2. Teil vom Jahre 1876.

Ein anderer Vorschlag ist von einem begeisterten Verteidiger der antiken Kunst auf dem Gymnasium ausgegangen, von Herrn Dr. Ziemssen, in einem Aufsatz „Die Kunst im Dienste der Klassiker-Lectüre“ (Progr. Neustettin 1875). Mit seinen allgemeinen Ausführungen erkläre ich mich durchweg einverstanden, ich kann ihm aber unmöglich auf dem Wege folgen, durch den er dem gegenwärtig bestehenden Uebel glaubt abhelfen zu können. Er sieht das einzige Heil in illustrierten Klassikerausgaben, in „archäologischen Bilderbüchern“, in denen „der Text Schritt für Schritt begleitet wird von sorgsam ausgewählten antiken Bildwerken“. Für die ersten 20 Capitel einer illustrierten Liviusausgabe giebt er Motive zu Bildern an, die, das hofft er, „den Schüler von Capitel zu Capitel sicher geleiten, jede Schwierigkeit heben, jede Dunkelheit lichten, nichts der unklaren Einbildungskraft überlassen werden“: da finden wir die Niedermetzlung der Trojaner veranschaulicht oder den Tiber als Grenzhüter zwischen Latium und Etrurien, wie der Flussgott den Aeneas ermutigt, und das albanische Mutterschwein zu seiner Seite steht; wir sehen Rea, die Zwillinge nährend, die Aussetzung der Zwillinge, die Säugung der Kinder durch die Wölfin u. s. w. u. s. w. Nun sollten wirklich diese Vorgänge so schwierig und so dunkel sein, dass sie erst durch Illustration dem Schüler nahe gebracht werden müssen? ist es nöthig, der Phantasie solche Krücken zu leihen und sie in ihrem Fluge zu hemmen? Die Lectüre eines Historikers braucht nicht solche Allotria, die den Schüler anstatt ihn zu fördern, zerstreuen und zu dem Verständniss der Stelle selbst nichts beitragen.

Der sehr berufene Vorkämpfer für die Einführung der hellenischen Kunstgeschichte in die Gymnasien, Herr Dr. Rudolf Menge, spricht sich auch in einem 1880 erschienenen Aufsatz „Der Kunstunterricht im Gymnasium“ für eine zusammenhängende Behandlung aus. Er will sie an den Geschichtsunterricht geknüpft wissen und verlegt sie demnach in die beiden Secunden: hier sollen wöchentlich zweimal gegen 10 Minuten von den ge-

wöhnlichen Lehrstunden vorn oder hinten abgebrochen und der Betrachtung von je ein oder nach Umständen auch zwei Werken in der Weise gewidmet werden, dass man das eine Mal etwas Neues vorlegt, das andere Mal zur Sicherung der Selbstthätigkeit der Schüler dasselbe Pensum repetiert. In all diesen Punkten bin ich ganz anderer Ansicht. Ich gehe zunächst hier auf die äusserliche Anordnung ein, auf die 10minutliche Anfügung des Kunststoffes an die Geschichtsstunde. Herr M. hält „ganze regelmässig wiederkehrende Unterrichtsstunden vielleicht für nachtheilig“; denn so sehr auch die Aufmerksamkeit der Schüler, das gesteht er selbst zu, sogar bei stundenlanger Beschäftigung mit diesem Gegenstande eine gespannte bleibt, so hält er es nicht für pädagogisch richtig, dass auf einmal zu lange und zu verschiedene Vorstellungsreihen durchlaufen werden, und verweist auf die Erfahrung, die man im Museum macht, wo zahllose Bilder mit den Augen verschlungen werden. Nun dieser Vergleich ist wirklich nicht zutreffend: was im Museum so ermüdet, ist die Fülle, die den ungeübten Beschauer, der sich nicht orientieren kann, erdrückt, und die verhältnismässig knappe Zeit, die der Reisende, an den doch hier gedacht zu sein scheint, für Besichtigung eines Museums in der Regel ansetzt. Das fällt aber doch fort bei der Einführung in die überall einfache und plastische Kunst der Hellenen, die keine Sprünge kennt, sondern ruhigste, langsamste Entwicklung, zumal das Geschick des Lehrers dafür Sorge tragen wird, überall klaren Zusammenhang durch die Auswahl des Stoffes selbst zu schaffen. Fällt der Grund also weg, so scheint mir auch das Anfügen gegen Schluss der Geschichtsstunde unpädagogisch zu sein. Es ist unmöglich, den Kunststoff in Zusammenhang zu bringen mit dem kurz vorher in der Geschichte behandelten, und meistens wird das einzig bindende doch rein äusserliche Band sein, dass in Beiden vom griechischen Volk die Rede ist; es kann gar nicht ausbleiben bei dem regelmässigen Einhalten der 10 Minuten, dass z. B. die Bauten des perikleischen Zeitalters in Verbindung treten mit den politischen Ereignissen, wenn es hoch kommt des siebenten Saeculums. Trifft so oft Unorganisches in einer Stunde zusammen, und schaut, was eintreten musz, der Schüler mit Verlangen nach den letzten 10 Minuten aus, so scheint mir auch diese Zeit selbst zu knapp bemessen zu sein für irgend eine eingehende Betrachtung; der Stoff wird verzettelt, das Ganze gewinnt den Charakter des Gelegentlichen, Herbeigezogenen, Fragmentarischen, was wieder der Wichtigkeit der Sache Eintrag thun musz. Hält man einen Gegenstand für wert genug zu lehren, so erweise man ihm sein volles Recht und füge ihn nicht einer andern Lection als Anhängsel zu. So urteilt auch der schon oben genannte L. G., der ganze selbständige Stunden für den Kunstunterricht verlangt; er schlägt vor, in der Woche, „wo das schriftliche Abiturientenexamen anfängt und eine gewisse Unterbrechung des regelmässigen Unterrichts eintritt, täglich eine Stunde auf Kunstgeschichte zu verwenden und diesen Coursus auf 3 Semester zu verteilen, damit alle an demselben Anteil haben können: mit 18 Vorträgen in drei Gruppen „hoher Stil“, „schöner Stil“, „römische Zeit“ liesse sich so die gesamte Kunstgeschichte vortragen. Ich will die einzelnen Vorträge dieser 3 Gruppen nicht weiter bemängeln, ich halte aber auch diesen Ausweg, den Gegenstand in die Schule hineinzubringen, für keinen glücklichen; ein Ganzes in 3 Stücke zu zerreißen, von denen jedes vom andern durch ein volles Semester getrennt ist, erscheint mir völlig unthunlich und unpraktisch. Wie lässt sich nur von einem Semester bis zum andern der Zusammenhang festhalten? und wie, wenn die Schüler mit der römischen Zeit zuerst beginnen? oder mit dem schönen

Stil, und die ältere Plastik und die Aegineten kommen  $\frac{1}{2}$  Jahr resp. 1 Jahr später? Damit zerreiszt man die organische, stetige Fortentwicklung der hellenischen Kunst, die als solche aufgefasst und festgehalten werden musz. Es geht nicht anders: wenn man der hellenischen Kunst eine bedeutende, erziehlische und bildende Kraft beilegt, wie man das jetzt zu thun beginnt, so musz sie nicht nebenbei einrangiert werden, sondern eine ihr gebührende selbständige Stellung erhalten. Aber wo den Platz finden? das ist schwer, wohl unmöglich bei dem bestehenden Lehrplan, wenn die Ziele, die derselbe vorschreibt, erreicht werden sollen: es ist aber wohl zu erwarten, dass der griechischen Sprache die Rangstellung eingeräumt werde, die ihr nach ihrem reichen geistigen Gehalt zukommt, d. h. dass ihr in Prima 8 Stunden zugewiesen werden; dann ist die genügende Zeit vorhanden für eine eingehende Betrachtung der hellenischen Kunst. Und was soll bis dahin geschehen, soll dieselbe ganz ruhen? Das meine ich nun nicht, zunächst suche man, wie das der beste Unterricht bisher schon gethan, wo sich die Gelegenheit ungezwungen bietet, auf die hellenische Kunst hinzuweisen, durch Abbildungen das Wort zu beleben und dadurch vollere Anschauungen zu verschaffen: solche Anregungen werden, zumal in groszen, an Kunstinstituten reichen Städten, ihren Nutzen schon tragen, oder man unternehme, was am bildendsten ist, mit seinen Schülern einen Gang durch ein Museum und führe sie peripatetisch in die Kunstgebiete ein. Ich mache aber noch einen andern Vorschlag, mit dem ich zunächst mehr an die kleineren Städte denke, der vielleicht auch auf Widerspruch stoszen wird, ich meine nämlich, der Kunstunterricht, der dem Stoff und der Methode nach ganz anders geartet ist als die übrigen Lehrstunden, könne auch ausserhalb der Schulstunden gelegt werden. Man wende nicht ein, man verkürze damit die Zeit, die der Schüler zu Wichtigerem, Notwendigerem zu gebrauchen habe: zu Wichtigerem und Notwendigerem gewisz nicht, wenn der Unterricht gegeben wird, wie er gegeben werden soll; und mehr Arbeit erwächst den Schülern auch nicht, da für diese Stunden eine eigentliche Präparation nicht notwendig ist. Und kommen werden die Schüler gern, wenn man sie zu solcher gemeinsamen Thätigkeit einladet. Ich habe hier Erfahrung gesammelt. Als ich zu Ostern die Ehre hatte die Anstalt zu Lyck als Leiter zu übernehmen, hatte ich sogleich gegen die bekannten groben Untugenden der Primaner, wie sie das Verbindungswesen erzeugt, energisch einzuschreiten. Indem ich ihnen einen gewohnten Genuss nahm, entschlosz ich mich sogleich zum Ersatz ihnen ein anderes Leben zu eröffnen. Ich lud sie zu kunsthistorischen Stunden ein, die ich als freiwillige Leistung stellte: sie erschienen alle; ich empfahl nur den Bemittelten die Anschaffung der Seemannschen kunsthistorischen Bilderbogen, die ich bezeichnete: sie hatten sie sämtlich in Händen, und doch konnte ich nicht annehmen, dass damals persönliche Zuneigung sie zu mir kommen hiess. Aber ich glaube, sie gewonnen zu haben, indem ich ihnen den Einblick in eine Welt gewährte, die sie nicht nur durch den Reiz der Neuheit fesselte. Eine gemeinschaftliche Fahrt nach einem, durch seine erwählten Kunstschatze nicht allein in unserer Provinz einzig dastehenden Orte, der Kunstschöpfung des Herrn von Farenheid auf Beynühren, beendete unsere gemeinsam gepflegten Studien.

Wer das Leben in kleinen Städten kennt, in denen ein groszer Theil der Schüler in sehr dürftigen Pensionen untergebracht ist, der weisz, in welcher Enge der Umgebung der Schüler schmachtet, wie ihn der Trieb zum sinnlichen Genuss aus seiner unbehaglichen Stätte treibt: ihn vor banausischem Dahinleben und dem „Versinken unter die



Herrschaft sinnlicher Triebe“ zu bewahren, was kann wirksamer sein, als wenn der Lehrer sich seiner annimmt? und auf welcher Grundlage kann ein fesselnderes Band sich um Lehrer und Schüler schlingen, als auf den unerschöpflichen geistigen Schätzen, die das Hellenentum für alle Zeit bietet, und unter denen die vornehmsten sind seine Leistungen auf dem künstlerischen Gebiet. Man streiche aus unserm Volk die Kunst aus: der grösste Teil desselben wird sich dadurch in seiner Behaglichkeit nicht wesentlich gestört sehen: für den Griechen wäre das ein Attentat auf sein Sittengesetz gewesen, da die Kunst, aus ächt religiöser Wurzel entsprungen, ihn zu Andacht und Frömmigkeit erhob und durch die blosze Form in seinem Denken und Handeln sittigend auf ihn einwirkte. Nicht durch bevormundende Lehren und Symbole einer Priesterkaste eingeschränkt, entwickelten die Hellenen zuerst unter allen antiken Völkern eine individuelle Freiheit, die ihr Correctiv trug in dem ihnen innewohnenden und sie als ein künstlerisches Volk bezeichnenden Takt, bis wie weit zu gehen sei: aus solchen Quellen entsprang eine Sittlichkeit, die das Maszvolle als das Schöne, das Maszlose als das den Göttern Verhasste bezeichnete. Eine solche Richtung aber des Volkes, wonach das Sittliche zugleich in der Form des Schönen erschien, musste auf die Kunst ungemein einwirken, die so von Hause aus zur Idealität hingewiesen, alles Besondere, Ungewöhnliche, Bizarre, was die moderne Kunst mit Vorliebe beschäftigt, von der Darstellung ausschloss, und die regelmässige Ausbildung, freilich sehr hoch gefasst, zu der der Mensch sich durch die Bändigung der individuellen Leidenschaften zu erziehen hat, als typisch, vorbildlich und allein würdig für die künstlerische Darstellung hielt. Es ist bezeichnend, dass das Wort ἀλλόκοτος die Bedeutung von πονηρός gewinnen konnte. Wer eine Vorstellung gewinnen will von dem, was die Hellenen unter καλοκάγαθία verstanden, der versenke sich in Phidias' Parthenonfries, auf welchem Jünglinge und Mädchen, Frauen und Männer jedes in individueller Freiheit und selbstbewusst und alle wieder in harmonischem Takte zu einem schönen Ganzen geordnet einherziehen. Die edelste Verklärung des hellenischen Sittenideals! und dieses hat keine Kunst reiner und idealischer dargestellt als die bildende.

Das Maszhalten des Hellenen, sein hoher Vorzug vor den andern antiken Völkern, trug zugleich auch seine Schwäche in sich, insofern es eine angelegte Schranke war, die das individuelle Vordrängen zurückdämmte und bändigte nur in Bezug auf das Wohlbefinden der staatlichen Ordnung; sie war nicht eine innere Läuterung durch Demut und Liebe in Hinsicht auf eine übersinnliche, höhere Welt. Und diese Notwendigkeit der Schranke in ihrer Religion wussten nur die aussergewöhnlichsten und tiefsten Geister zu ihrer Befriedigung sich zu erklären durch die Vertiefung der nothwendig aber gesetzmässig in einer „für das menschliche Auge in unabsehbarer Ferne ihre Pläne verfolgenden Moira“, mochten darüber auch der Einzelnen Häupter zerschmettert werden. Dieses herbe Weh, dieses erschütternde Pathos der Tragödie tönt uns nicht aus der bildenden Kunst entgegen, die, vor den die Seele aufwühlenden Conflicten stehen bleibend „ewig klar und spiegelrein der Menschheit Götterbild“ festhielt und „Sinnenglück und Seelenfrieden“ so vermählend, sittlich veredelnd und ästhetisch beruhigend wirkte. Als dann Egoismus den Untergrund der antiken Staatsordnung unterhöhlte, die Selbstsucht entfesselte, das Persönliche das Allgemeine überwucherte, da zeigte sich auch die Kunst als ein Kind ihrer Zeit, indem sie den geschlossenen, schönen Kreis ihrer Thätigkeit öffnete und hereinliess die Darstellung der individuellen Stimmungen von Freude und Schmerz, und so mehr und

mehr ihren hellenischen Charakter einbüszend, modern wurde, als sie anfang den Einzelnen als Schmuck des Lebens zu dienen.

Ist so die Kunst in religiöser, ästhetischer und historischer Beziehung für das wahre Verständnis des Hellenenthums gerade von der allerwichtigsten Bedeutung, und empfängt der, der sie nicht kennt, vom gesamten klassischen Alterthum nur schattenhafte Vorstellungen, so kommt noch hinzu, dass sie überall den Charakter der Natürlichkeit, Einfachheit, Treue, Wahrheit und Reinheit an sich trägt, so dass sie sich in pädagogischer Beziehung als allein geeignet erweist zur Einführung in den Kunstgeist der Völker überhaupt. Bei den Hellenen hat die Künstler nie die Eitelkeit getrieben zu erfinden und die Sucht, Neues zu produzieren, wie sie z. B. in unserer Zeit so herrschend ist; mit frommer Scheu, weil die Kunst religiös war und immer in Verbindung mit dem Staatsleben stand, behielt man das Geschaffene bei, technisch sich weiter vervollkommnend, bis grosse bahnbrechende Geister die gesetzten Schranken weiter vorrückten: das lässt die hellenische Kunst so leicht erlernen, weil sie klar, durchsichtig, für die darzustellenden Ideen immer die einfachste und natürlichste Form bietet. Darum auch bleibt sie für alle Zeit vorbildlich und alle Kunst knüpft wieder an sie an.

Von diesen Gesichtspunkten aus hat man den Kunstunterricht in das Gymnasium aufzunehmen: er soll durch die Klarheit der Methode die Schüler selbst zur Klarheit, Einfachheit und Wahrheit im Schauen und Denken erziehen, er soll zweitens durch Einführung in die idealsten Schöpfungen des hellenischen Volkes erst das richtige Verständnis des klassischen Altertums vermitteln, was das Gymnasium anstrebt. Das lässt sich im Einzelnen nun überall darthun, sogleich in der Architektur, die ich nicht historisch behandelt wünschte, d. h. den dorischen Stil vom jonischen getrennt und viel später den korinthischen, sondern die drei Stilgattungen sogleich hintereinander. Macht man zunächst auf das Charakteristische aufmerksam, auf den säulengetragenen Tempelbau, bei dem jeder Teil in seiner Bedeutung zum Ganzen aufs klarste sich ausspricht, nirgends tote Masse, überall Leben herrscht, so dass das Ganze sich wie eine neue organische Schöpfung von der Natur abhebt, so wird man besser, als es der Geschichtslehrer irgend thun kann, die Unterschiede der beiden Factoren, die in dem hellenischen Volke die treibenden waren, das dorische und jonische Element entwickeln: dort den antiken Gedanken der Unterordnung unter das Ganze in der rücksichtslosesten, aber durch die groszartige Strenge imponirendsten Gestalt, hier auf derselben Grundlage, doch mehr Gliederung, Freiheit im Einzelnen und das Ganze mit heiterem Ornament umrankt. Ein Glück war es für den jonischen Stamm, dass er von dem mächtigen Staatsgedanken des Dorismus seine Kräftigung empfing; der von Hause aus luxurierende Jonier erhielt so weises Mass und schönen Takt, der sich in der Kunst auch in der Wahl des Ornaments aussprach. Man sieht schon bei dem Erechtheion, diesem Wunder von Anmut und Feinheit, dass es ausgeführt wurde, als die grosse Zeit Athens im Schwinden war, und dass nur noch ein Schritt vom groszen monumentalen Bau zur kleinlicheren und weichlicheren Stilart war. Und bei der korinthischen Säule liesze sich leicht zeigen, wie sie mehr plastisch als architektonisch ist, und warum sie von den Hellenen so lange verschmäht, von den Römern mit solcher Vorliebe gebraucht wurde. Von diesem Grundgedanken aus ist auch das Detail zu behandeln, nicht dass hier blosze Namen für die einzelnen Bauteile zu überliefern sind, sondern dass man ausführt, welchen Zweck sie im ganzen Organismus haben.

Sind die Grundprinzipien an einigen Hauptbauten erörtert und verstanden, dann sind zur Erklärung anderer Bauten, die vorgezeigt werden, die Schüler selbst heranzuziehen, die mit dem allergrössten Interesse und mit Verständnis, das unglaublich wächst, sich beteiligen.

Bei der Plastik, die noch in erhöhterem Grade das Verständnis des Hellenentums eröffnet, würde ich in der archaischen Periode bis auf die Aegineten hin noch etwas länger verweilen, als es nach dem jüngst erschienenen Atlas von Menge möglich ist; ich möchte doch die trefflichen Seemannschen Bilderbogen vorziehen. Wenn auch hier hin und wieder für den gymnasialen Unterricht zu viel Stoff vorhanden sein mag, warum soll nicht ein Mehr für den aufmerksam gewordenen Schüler zu eigner Beschäftigung geboten sein? Es ist meiner Meinung nach sehr wichtig darauf hinzuweisen, warum mit solcher Scheu die Meister in dem Ueberlieferten stehen blieben und so die Plastik Jahrhunderte lang nur allmählig, aber sicher fortschritt; das unverständige Lachen der Schüler beim Anblick der selinuntischen Metopen weicht sehr bald der eifrigsten Hingebung und Bewunderung über den Fortgang dieser Entwicklung, sobald sie erfahren, wie das individualitätslose Lächeln auf den Zügen, die sorgsam drahtartig geordneten Haare, die regelrecht gefälteten, der natürlichen Bewegung nicht folgenden Gewänder, das gezielte Erfassen der Gegenstände mit den Spitzen der Finger, das vorsichtige Auftreten mit den Zehen wie zum feierlichen Tanze, alles immer wiederkehrend wie Regel und Schablone, innerlich doch bedingt war, während zu gleicher Zeit die Formen des Körpers schon die grösste Lebendigkeit und Wahrheit verraten. Es ist wichtig, auch hier gleich die feinen Unterschiede auf dem Boden des Alle bindenden Gesetzes die Schüler auffinden zu lassen, bei den dorischen und jonischen Reliefs, wie sie Staat, Sitte, Temperament und Tracht bedingten. Auch wäre hier, was sehr instructiv wirkt und von den Schülern sofort herausgefunden wird, der Unterschied zwischen archaischer und archaischer Kunst zu behandeln.

Ist man bis zu dem groszen Ereignis gelangt, das das Volk zum vollen Selbstbewusstsein bringt, und die Künstler dies nun auch auf ihrem Gebiet aussprechen lässt; hat man die Vorhalle durchwandert, um mit der nötigen Weihe in den von den herrlichen Götterbildern erfüllten Tempel hellenischer Kunst einzutreten, so hat von nun an der Kunstunterricht aufs innigste an die grosze Litteratur anzuknüpfen und ist nur in Verbindung mit ihr zu erteilen. Es ist das ein groszer Uebelstand, dass unsere Schüler doch nur mit gar spärlichen Bruchstücken jener Litteratur bekannt werden, die ich möchte sagen mit der elementaren Kraft einer Naturmacht die fromme Scheu vor den Göttern, die bedingungslose Unterordnung unter den Staat, die Fülle von Weisheit und Lebenswahrheit zum Ausdruck bringt: soll in der immer mehr und mehr sich materialistisch färbenden Zeit die Jugend und der aus ihr hervorgehende Mann vor dem Versinken in dieselbe bewahrt bleiben, so wird eine Erweiterung des griechischen Unterrichts als Hauptmittel geboten sein. Unsere Schüler gewinnen von der Religion der Griechen gar zu ungenügende und unrichtige Vorstellungen: vor ihren Augen stehen gewisse Szenen aus den homerischen Gedichten, also aus einer Zeit, in der der kindlich einfache Mensch seine Götter im Hassen und Lieben nach sich, nur noch gewaltiger, bildete, was seiner frommen Ehrfurcht vor den die Menschen so überragenden und darum auch in keinen Vergleich mit ihnen zu setzenden Göttern nicht im mindesten Eintrag that. Aus der späteren Zeit,

in der mit ihren schwereren Konflikten und Zweifeln edle Geister jene volkstümliche Religion vertieften und die Götter zu erhabenen, sittlichen Mächten ausbildeten, von denen „Schönes nur zu sagen dem Menschen geziemt, denn die Strafe trifft allezeit den Lästlerer,“ dringen doch nur verhältnismäßig geringe Partien zur Kenntnis der Schüler. Mehr sie in diese Litteratur einzuführen und noch zu besserem Verständnis die Kunst, die auch an ihr sich gebildet, heranzuziehen, das scheint mir für die Belebung und Vertiefung der gymnasialen Studien notwendig zu sein. Auf dem Boden der Religion verschlingen sich unauflöslich wie Geschwister Kunst und Litteratur: Pindar, Aeschylos und Sophokles gehören aufs engste zusammen mit Phidias, Polyklet, Skopas und Praxiteles.

So behandle ich die Kunstgeschichte im Anschluß an die Welt der Dichter und Denker und zur Einführung in dieselbe empfehle ich die populären Aufsätze von Lehrs, die das goldene ABCbuch für alle Philologen sein sollten, die an der Hand eines sicheren Führers in jene große Welt eintreten wollen. Es ist ja richtig, dass dieselben von den heute so lebhaft gepflegten mythologischen Studien nichts wissen wollen, aber die Richtigkeit der letzteren zugeben, so scheint es mir doch durchaus geboten zu sein, ihre Resultate von der Schule fernzuhalten. Was nützt mir für das Verständnis der antiken Litteratur die Entdeckung, dass Hermes z. B. ursprünglich ein Wind- oder ein Regengott gewesen sei, aber ich verstehe ihn als den im Götterleben unter sich und mit den Menschen notwendigen Götterboten, der kräftig und ausdauernd, beredsam und erfindsam, dienstgefällig und hilfreich, Hort der Reisenden, den Schlaf verleihend, und auf der letzten schweren Reise von den gütigen Göttern dem Menschen als Geleiter gesellt, und so verstehe ich die schalkhaft klugen Züge des Hermes von London, im Hermes von Belvedere den Hort der Kämpfer und Gymnasien, wie im Praxitelischen Hermes den Menschen und Göttern freundlichen ἐπιούριος.

Bevor man zur Betrachtung der goldenen Perikleischen Zeit kommt, empfiehlt es sich in größeren Partien des Aeschylus herrliche Dichtung „die Eumeniden“ vorzutragen, die erhabenste Verklärung des athenischen Volkes: „Heil dir im heiteren Segen des Glückes, Heil dir! Heil dir, edles Volk der Stadt, das Kronion nahe wohnt, seiner holden Tochter hold, wohlbedacht zu rechter Zeit! die der Pallas Flügel deckt, diese liebt ihr Vater auch!“ Da ist die Grundlage gewonnen zum Verständnis dieses wunderbaren Volkes, aus dem obige Dichtung hervorgehen konnte, in der gegen die Auge um Auge, Zahn um Zahn strafenden alten Götter der vergebende und gütige Gott in erhabener Höhe gepriesen wird und als die seine Gebote Ausführenden eine Tochter, „die nur im Vater lebt“ und ein Sohn. So gewinne ich die drei wichtigsten Gottheiten der Griechen, über deren Wesen ich die treffendsten Stellen aus den Dichtern vereinige, und in dieser Verbindung knüpfe ich die Werke der Kunst an, die auf solcher Grundlage eine andere Bedeutung bekommen. Und so gehe ich durch den Kreis der olympischen Götter, den Charitinnen und Musen umgeben, hinab zu den Nymphen und Satyrn bis zu den Heroen immer mit Anlehnung an die Dichter und Denker, aus denen überall für derartige Betrachtung reichlicher Stoff zufließt. So eröffnet sich dem Schüler ein wahres Verständnis der Göttertypen, wie sie eine gläubige Kunst geschaffen, und des Götterzusammenlebens, und mit erschlossenem Sinne wird er nun an seine Klassenlectüre herantreten, nicht bloß an die griechische, sondern auch die der Römer, z. B. die schön empfundenen Oden des in griechischem Geist und Grazie lebenden Horaz beruhen auf dieser Welt und



zeigen, wie innig er in der religiösen und ästhetischen Anschauungsweise der Griechen steht: dann aber versteht sich auch ein Gedicht wie I, 10 von selbst, an das man nicht nötig hat einen kunsthistorischen Excurs zu knüpfen, wie vorgeschlagen wird.

Wenn so dieser Unterricht gegeben wird, wie ich ihn mir nur allein fruchtbar denken kann, so versteht es sich von selbst, dass er nur in die Prima gehört und nur erteilt werden kann von dem, der in der griechischen Denkungsweise an meisten zu Hause ist. Wer aber einen solchen Unterricht durchgemacht hat, der wird mit der Einführung in die hellenische Kunst Verständnis für alle Kunst gewonnen haben, und mit tieferem Ideenreichtum und geläutertem Geschmack der Kunst Erscheinungen überhaupt auffassen: es wird ihm nicht ergehen, wie es bei den Meisten heute doch der Fall ist, dass sie die Leistungen der grossen Meister stumm und teilnahmslos betrachten, aber — wenn es hoch kommt — vor Kaulbachs Bildern der Goethegallerie in Bewunderung vergehen.

Aber nur durch einen zusammenhängenden methodischen Unterricht kann ich mir wahrhafte Bildung des Gemüts und Klärung des Verstandes denken, nicht aber in der Art, wie ein Programm noch von diesem Jahr es verlangt, dass die Sextaner mit dem dorischen Tempel und seinen Bauteilen bekannt gemacht werden, die Quintaner mit dem jonischen und korinthischen Stil, dem Windethurm etc., die Quartaner mit Athens Akropolis, die Tertianer mit dem romanischen und gothischen Stil „möglichst genau, dass auch die Verwilderung des späteren gothischen Stils dargethan wird“, und so soll in den oberen Klassen Leonardo da Vinci, Tizian, Rubens, Rembrandt, Schlüter, Canova, Schinkel, Semper u. s. w. ausführlich besprochen werden, und z. B. „Rafaels sixtinische Madonna soll vorteilhaft im Vergleich mit der Madonna Holbeins vorzulegen sein“. Was ist das Alles anders als leere Phrase? Täuschen wir uns doch nicht über die Fähigkeit unserer Schüler! wie sollen sie das Allerschwierigste und Feinste in solcher Fülle verarbeiten? Wie wenig Anschauungen bringen sie mit von Hause? wie wenig überhaupt giebt ihnen unser ganzes öffentliches Leben? wer hier zu viel will, erreicht gar nichts, denn wenn irgendwo so ist hier weises Mass geboten und der Schule Losung ist nicht multa, sondern multum, und das ist eine solide Einführung in die hellenische Kunst.

Nach diesem Vortrage erhält das Wort Prof. Dr. Strack (Berlin): Wir haben dem Herrn Vortragenden gewiss grossen Dank zu sagen für die mannichfache Anregung, die er uns gegeben hat, und namentlich dafür, dass er mit aller Kraft darauf hingewiesen hat, wie überaus wichtig es ist, diesen Gegenstand zum Lehrgegenstand für Gymnasien und Realschulen zu erheben. — Der Herr Vortragende hat aber der Sache eine Beschränkung auferlegt, mit der ich nicht einverstanden sein kann. Der Herr Vortragende hat gemeint, es müsse die Kunstgeschichte abgeschlossen werden mit der Zeit Alexanders des Grossen. Was Sie gestern gesehen haben von den pergamenischen Altertümern, war ja nur ein geringes Bruchstück, dasselbe wird Sie aber schon überzeugt haben, dass unter den Attaliden in Pergamon die Kunst zu einer ganz andern, auf ein ganz bedeutend hohes Gebiet übergehenden geworden ist. Die Kunst hat sich in Pergamon zu einer so eigenthümlichen und eigenartigen entwickelt, sie hat einen solchen Formen-Reichthum, ein solches Verständniss der schönen menschlichen Figur und Muskulatur, der Gewandung etc. dort gefunden, wie nirgend auf einem einzigen Skulptur-Bilde der früheren Epochen. — Wer nun aber das Glück gehabt hat, in Venedig den einen Theil und in Neapel die

übrigen Theile der attalischen Weih-Geschenke zu sehen, wer mit Bewunderung gestanden hat vor dem sterbenden Fechter auf dem Kapitol, wer mit Bewunderung in der Villa Ludovisi den Gallier gesehen hat, der seine Frau erstochen hat, und sich nun selber ersticht, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, der wird nicht zugeben, dass man mit Alexander dem Grossen abschliesst, der wird weiter gehen müssen. — Er wird aber auch in andrer Beziehung nicht dort stehen bleiben. Es ist unmöglich, die römische Geschichte irgendwie zu verstehen, das römische Culturleben irgendwie in sich aufzunehmen und ein lebendiges Bild davon zu empfangen, wenn man nicht auch reden will von der Baukunst. Meine Herren! Schreiten Sie einmal nur durch den Constantinsbogen hindurch, gehen Sie hinan an das Amphitheater der Flavii, schreiten Sie hinauf zum Bogen des Titus und sehen Sie herab auf die ganze Herrlichkeit des römischen Forums, so wird Ihnen klar sein mit einem Blick, dass es unmöglich ist den Schülern irgend einen Begriff von dem zu geben, was Rom war unter den ersten Kaisern, wenn sie nicht eine Anschauung davon gewonnen haben. Ich will nicht reden von den massenhaften und kolossalen Bauten, die nachher unter Caracalla und unter Diocletian aufgeführt worden sind in ihren Thermen, obgleich auch dies als ein ganz wesentliches Stück römischen Lebens zu bezeichnen ist, das Leben in den Bädern. — Aber ich muss noch darauf aufmerksam machen, dass der Vortragende gemeint hat, von antiker Malerei könne nicht die Rede sein, weil keine Spuren von ihr vorhanden wären. Meine Herren! Das Grab von Volsinii mit seinem prächtigen Gastmahl des Plato steht jedem vor Augen, der einmal in Florenz gewesen ist. Aber auch die unendlichen Schätze griechischer Malerei, die uns übrig geblieben sind auf den Vasen, verdienten nicht unberücksichtigt zu bleiben zur Ergänzung dessen, was der Herr Vortragende gesagt hat. Ich pflichte dem Herrn Vortragenden ganz bei, dass die Kunstgeschichte in das Gymnasium und in die Realschule hineingetragen werden muss, ich gehe aber weiter. Ich betrachte Kunst und Litteraturgeschichte nicht als Nebenzweige, sondern als den eigentlichen Kern des Geschichtsunterrichts. Wie derselbe jetzt gelehrt wird, ist er leider weiter nichts als eine Kriegsgeschichte und die Schüler werden angehalten zum Theil oder gewöhnen sich daran gegen die Absicht des Lehrers, in den Massen-Morden Heldenthaten zu sehen und in den Unterjochern fremder Völker Menschen, die gepriesen werden müssen und den Lorbeer zu tragen einzig und allein das Recht haben. Das ist falsch, damit wird kein Idealismus in das Herz des Jünglings gelegt, er wird abgelenkt von den wahren Zielen der Humanität. Es ist ein Schaden für den Geschichtsunterricht, dass die Litteraturgeschichte und Kunstgeschichte eigne Geschichten geworden sind, sie beide sollten den wesentlichen Inhalt des Geschichtsunterrichts überhaupt bilden und die Kriegsgeschichte müsste nebenbei gehen.

Director Mueller (Flensburg): Die Verhandlungen, welche Herr Dir. Kammer in so ausgezeichnete Weise angeregt hat, sind nicht neu. 1864 hat Prof. Piper aus Berlin in Hannover die Sache schon angeregt, namentlich in Bezug auf christlich monumentale Kunst. 1865 ist in Heidelberg glaube ich mehrere Tage verhandelt worden. Ferner ist 1868 in Würzburg durch Prof. Lechner dieselbe Sache in ausführlicher Weise angeregt worden. Etwas Neues hat sich diesmal in dankenswerther Weise ergeben durch die spezielle Anleitung, wie der Unterricht zu betreiben sei. Es handelt sich nun darum, ob der Unterricht überhaupt aufgenommen werden soll oder nicht. Ich muss gestehen, dass ich ein Verehrer der Kunstgeschichte bin, und der Kunst viel Interesse zugewendet

habe, dass ich in den sechziger Jahren mit grosser Begeisterung dieser Angelegenheit gefolgt bin und auch versucht habe im Unterricht dafür etwas zu leisten, indessen das muss ich doch aussprechen, dass es mir bisher ganz unmöglich vorgekommen ist, die nöthige Zeit zu erübrigen. Ich habe auch noch andere Bedenken: Woher sollen die Lehrer kommen? die Archäologie ist ein sehr schweres Studium und dazu sind wenig Lehrer im Stande. Ich habe in meiner Stellung eine grosse Anzahl Lehrer ins Amt eingeführt und nur wenige gefunden, die archäologische Studien gemacht hatten. Ich sehe also darin ein wesentliches Hinderniss. Dann aber glaube ich, jeder derartige freiwillige Unterricht, der ausserhalb der Schulzeit stattfindet, hat einige Bedenken. Er mag dem Einen gelingen, dem Andern gelingt er nicht — und dann klang mir noch so etwas durch, als ob vielleicht der griechische Unterricht verstärkt werden sollte. Dagegen will ich hier Protest einlegen, es wäre wünschenswerth wir könnten 10 Stunden Griechisch geben, aber nach dem jetzigen Lehrplan geht das nicht, wir sind mit unsern lateinischen Stunden auf das äusserste Mass heruntergekommen, es bleibt nur noch ein Mittel, das ist der gelegentliche Unterricht. Ich habe, soweit die Mittel der Schule reichen, Bildwerke angeschafft, ich will jetzt nach Berlin reisen und noch einen kleinen Fonds bei Miccheli oder beim Kgl. Museum anlegen, um einige Gypse zu kaufen zur Ausschmückung der Säle. Wir haben jetzt die schönen Bilder von Lange, daran erwärmen sich die Primaner, aber vollständigen kunsthistorischen Unterricht einzuführen, glaube ich, das geht nicht.

Director Kammer (Lyck): Ich bedaure, dass ich misverstanden bin nicht bloss von Herrn Prof. Strack. Ich glaube, ich habe ausdrücklich gesagt: „wozu im Anhang noch kommt die Geschichte von Rhodos und Pergamon, die einen Schritt hinaus thaten über das, was im Mutterlande als eigentümlich gegolten hatte“. Ferner will auch ich das Römertum in seiner Kunst unsern Schülern nahe gebracht wissen, ich habe auch darauf hingewiesen, dass überall, wo der Unterricht Gelegenheit bietet, diese zu benutzen ist. Wenn wir nun aber in Betreff der Malerei bis auf die Vasen hinuntersteigen sollen, wo ist dann ein Ende abzusehen? Ich halte sie auch nicht für ein geeignetes Lehr-Object, die Betrachtung der Vasenbilder erfordert schon ein viel feineres Kunstverständnis, das über die Anforderungen, welche die Schule stellen kann, hinausgeht. — Herrn Dir. Müller, welcher meinte, dass die Lehrer für den Unterricht nicht vorhanden seien, möchte ich auf eine von mir aufgestellte These aufmerksam machen, in der es heisst, dass Lehrer in dem Examen pro facultate docendi die Berechtigung zu diesem Unterricht sich erwerben müssen. — Ich habe ferner selbst zugegeben, dass der Unterricht in den Lehrplan, so wie er einmal ist, nicht untergebracht werden kann, aber ich habe einen Weg angegeben, wie man dem beikommen kann, und mir ist es — ich kann das als ein Glück betrachten! — gelungen, die Schüler dafür zu erwärmen.

Da von Abbildungen gesprochen worden ist, so möchte ich den Herren die Wandtafeln empfehlen, welche erschienen sind in Karlsruhe bei Prof. Bruno Meyer. Da stellt z. B. eine Wandtafel das römische Haus dar, eine die Akropolis von Athen etc., meiner Meinung nach ganz vollendete Lehrmittel; ausserdem sind in demselben Institute eine Reihe herrlicher Photographien für billiges Geld erschienen z. B. die ägyptischen, die muhamedanischen, die griechischen und römischen Bauten.

Die Debatte wird geschlossen, es folgt der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Euler aus Berlin:

### Der Turnunterricht an höheren Schulen.

M. H.! Die Zeit gestattet nicht, dass ich mich bei einer langen Einleitung aufhalte, ich kann aber nicht unterlassen, an eine Antwort anzuknüpfen, die auf einen telegraphischen Gruss der in Frankfurt a/M versammelten deutschen Turner an Se. Majestät den Kaiser uns vom Monarchen gegeben wurde. Die Antwort lautete: „An den Vorsitzenden Oberbürgermeister Miquel: Ich beauftrage Sie den Genossen des allgemeinen deutschen Turnfestes meinen Dank für ihren Gruss und meinen Wunsch für das fröhliche Gedeihen des mit der körperlichen Bildung zugleich den nationalen Sinn belebenden Turnwesens auszudrücken.“

In diesen beiden Punkten: körperlicher Ausbildung und nationalem Sinn, finden wir den Kernpunkt dessen, was wir im Turnen erstreben. Kürzer und schärfer konnte das gar nicht gesagt werden. Sie ersehen daraus die hohe Werthschätzung, die der Kaiser dem Turnen widmet. Zwanzig Jahre sind es nun, dass ich fast alljährlich die Ehre habe, die Eleven der königl. Turnlehrerbildungs-Anstalt in Berlin Sr. Majestät vorzuführen. Noch in diesem Frühjahr ist der 83jährige Monarch dagewesen, hat eine volle Stunde den Uebungen beigewohnt, nicht sich irgendwo aufgestützt mit der Hand, geschweige denn sich gesetzt. In elastischem Schritt trat er in den Saal, und nach einstündigem Stehen ist er ebenso elastischen Schrittes wieder fortgegangen. In Folge der neuen Räume war es mir zum ersten Male vergönnt, die volksthümlichen Uebungen: das Gerwerfen, das Stabspringen, das Ringen vorzuführen. Der Monarch freute sich über das Ringen, er wog eine Gerstange mit der Hand und meinte, ein tüchtiger Wurf könnte damit ausgeführt werden, er sprach sich mit grossem Wohlgefallen über alle diese Uebungen aus. — Ich glaube, es wird Sie nicht wundern, wenn wir Turner auch vom turnerischen Standpunkt in unserm Kaiser ein Ideal der Männlichkeit und Rüstigkeit erblicken.

Was wollen wir mit dem Turnen? Die Frage ist leicht beantwortet, und doch unterliegt sie so vielen Missverständnissen.

Komme ich auf meinen Dienstreisen in eine Stadt, sehe da den Turnunterricht an einem Gymnasium und tritt bei dem Commando des Lehrers: „Stillgestanden!“ die Schaar hin, kräftig, elastisch, stramm, gerade aufgerichtet, die Schultern zurückgezogen, den Kopf und Blick geradeaus, so habe ich schon ein günstiges Urtheil, wenigstens weiss ich, dass hier tüchtige Disciplin und Straffheit herrscht. Trete ich nun zu den Uebungen an den Turngeräthen heran und sehe da nicht nur körperliche Ausbildung im Einzelnen, sondern auch volle Beherrschung der Gliedmassen, sehe ich, wie die Schüler das nöthige Mass in der grössten Kraftanstrengung zu halten wissen, erblicke ich auch schon in den Augen einen persönlichen Muth, der sich kundgiebt in der Ueberwindung auch schwieriger, selbst gefahrdrohender Uebungen, gepaart mit der nöthigen Besonnenheit, und geht dieser Zug durch die ganze Schule bis zur Prima, so ist das ein vortrefflicher Turnbetrieb, und an dieser Schule ist das erreicht, was wir mit unserm Turnen wollen. Tritt hierzu die geistige Ausbildung, die Pflege des nationalen Sinnes, des Pflichtgefühls, so dürfen auch die Schulen das für sich in Anspruch nehmen, was in einer Reichstags-sitzung im Jahre 1874 General-Feldmarschall Moltke am 16. Febr. von der Armee gesagt hat: „Das blosse Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre oder Vater-



land; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Stand hat unsere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald 60 Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit.“ Das, was hier Moltke gesagt hat, glaube ich, das ist auch ein Ideal für unsre Schulen. Die Körperfrische, die rüstige Mannhaftigkeit ist das, was wir mit unserm Turnen und unsern Körperübungen als Ergänzung des geistigen Schullebens ihnen hinzufügen wollen. Ich muss mich bescheiden weiter darauf einzugehen, ich kann aber nicht umhin, wenigstens das, was unsern Turnern noch immer als das Beste und Schönste darüber gesagt werden kann, anzuführen, nämlich was Jahn davon geäussert hat: „Die Turnkunst soll die verloren gegangene Gleichmässigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen, der bloss einseitigen Vergeistigung die wahre Leibhaftigkeit zuordnen, der Uebersubtilisirung in der wiedergewonnenen Mannlichkeit das nothwendige Gegengewicht geben, und im jugendlichen Zusammenleben den ganzen Menschen umfassen und ergreifen.“

Er nennt die Turnkunst eine menschheitliche Angelegenheit, aber er fügt hinzu: es ist ein Vaterlandswerk, es ist eine nationale Kunst und jede Nation bildet sich seine körperlichen Uebungen selbständig. — Die Italiener treiben sehr eifrig körperliche Uebungen ebenso wie die Engländer, aber die Versuche unser deutsches Turnen rein auf andere Völker zu übertragen sind bisher stets missglückt. Ich glaube das ist der beste Beweis, dass das Turnen etwas Nationales ist.

Vorsitzender Director Kleinsorge: Ich möchte den Herrn Redner unterbrechen. Ich glaube, die These 1 wird gar keinem Widerspruch begegnen, sondern ohne Weiteres angenommen werden. (Zustimmung.)

These 1. Der Turnunterricht an höheren Schulen erstreckt sich für alle turnfähigen Schüler gleichmässig auf den Winter und den Sommer.

(Wird angenommen.)

Prof. Dr. Euler: Wenn Sie die erste These angenommen haben, so bin ich ausserordentlich erfreut, Sie sprechen damit ein grosses Wort gelassen aus. Meine Erfahrungen sind durchaus nicht derartig, dass ich dies hätte voraussetzen können, ich bin noch in neuester Zeit der Meinung begegnet, dass das Turnen im Winter nicht nothwendig sei. Wenn Sie nun auch die zweite These annehmen, so ist dadurch gewonnen, dass über die grossen allgemeinen Turnhallen, die eine bedeutende Masse in sich aufnehmen, der Stab gebrochen ist, und Sie bestätigen, was schon im Jahre 1848 durch eine Ministerial-Verfügung principiell ausgesprochen wurde.

These 2. Es ist dahin zu streben, dass jede höhere Anstalt, besonders jede stark besuchte höhere Anstalt ihre eigenen Turneinrichtungen (Turnhalle und Turnplatz) besitze.

(Wird angenommen.)

Wir kommen zu These 3: „Der Turnunterricht, besonders in den untern und mittleren Klassen, ist ein Klassenunterricht mit festen Klassenzielen und wird vom Turnlehrer selbst theilt. Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, die oberen Klassen zu combiniren und beim Geräthturnen in Riegen unter der Leitung von Vorturnern turnen zu lassen. Letztere sind in besonderen Stunden vorzubilden.“ Wenn ich sage, der Turnunterricht ist ein Klassenunterricht, so trete ich damit aufs allerentschiedenste dem entgegen, dass man eine

grössere Zahl von Klassen zu grösseren Abtheilungen combinirt und diese, da der Lehrer nicht im Stande ist, sie selbst zu unterrichten, dem Unterrichte von Vorturnern überlässt. Die Auffassung, die wir heute vom Turnen haben, ist eine solche, dass wir diesen ganz ebenso ansehen wie den übrigen Unterricht, d. h. die Schüler systematisch von Klasse zu Klasse weiterbilden wollen, und zwar, dass wir im Turnen ein Durchschnittsmass der Bildung ebenso zu erreichen wünschen, wie das bei dem wissenschaftlichen Unterricht der Fall ist. Wir treten also der früheren Auffassung aufs Entschiedenste entgegen, nämlich den turnlustigen, turnrüstigen, turnfähigen Schülern in der Hauptsache einen Vorschub zu leisten, indem wir ganz besonders sie vorwärts bringen und die Andern weniger berücksichtigen. Wir wollen wie zur wissenschaftlichen, so auch zur körperlichen Bildung alle Schüler womöglich gleichmässig heranziehen; das ist nur ausführbar durch einen ganz methodischen Unterricht, der von Sexta aufsteigt, und ihn kann auch nur der Lehrer geben, denn ein Vorturner ist nicht im Stande, besonders den jüngeren Schüler richtig zu beurtheilen, er weiss nicht, welches Mass von Anstrengung er ihm zutrauen darf, er hat nicht die pädagogische Bildung. Es hängt diese These aufs engste zusammen mit einer später zu erörternden wegen der Dispensation vom Turnen.

Vorsitzender Director Kleinsorge: Ich muss den Herrn Redner wieder unterbrechen, wir kommen sonst nicht durch, ich thue dies nur, um die Sache überhaupt durchzubringen, ich würde bitten zunächst andere Redner über diese These anzuhören.

Prof. Dr. Eckstein: Ich hatte erwartet ganz etwas Neues zu hören, und doch enthielten die Gedanken des Herrn Prof. Euler nur Erfahrungen, die wir in unsern Kreisen längst gemacht haben, und mit denen wir vollkommen übereinstimmen. Es ist ja höchst erfreulich, dass der Herr Vorsitzende zur Kürze mahnt, aber es ist hier ein Punkt, in dem ich nicht übereinstimme mit dem sachkundigen Manne. Ich beklage nichts mehr als dieses Klassenturnen, welches von Turnlehrern leider mit aller Entschiedenheit festgehalten und immer empfohlen wird, ich bin auch kein Gegner der Vorturner, deren Thätigkeit halte ich für ausserordentlich wohlthätig und wichtig, aber das Schulturnen, welches die Gesammtheit untereinander bringt und namentlich dem Klassengeist entgegenwirkt — denn durch das Klassenturnen wird der Klassengeist erst recht gefördert — erscheint mir viel zweckmässiger und deshalb kann ich der These 3 in dieser Ausdehnung nicht beistimmen.

Director Kleinsorge: Ich muss mich im Wesentlichen mit dem eben Gehörten in Uebereinstimmung erklären. Ich glaube, dass das Turnen durchaus nicht darunter leidet, wenn mehrere Klassen zu grösseren Abtheilungen vereinigt werden.

Prof. Dr. Euler: Ich muss zunächst Verwahrung dagegen einlegen, dass mir das Wort entzogen wird. Ich wollte in meiner Begründung auf das Riegenturnen eingehen und wollte dies nur für die oberen Klassen in Anspruch nehmen, aber ich muss auf das Wort verzichten, wenn ich meine Begründung nicht angeben kann.

Vorsitzender Director Kleinsorge: Ich glaube auch, dass wir Herrn Prof. Euler schuldig sind ihn anzuhören; er steht ja an einer Stelle im preussischen Staat, welche den grössten Einfluss auf das Turnen übt.

Prof. Dr. Euler: Ich bin hierher gekommen, um die Anschauungen der Versammlung über diesen so wichtigen Gegenstand, dem doch noch so vieles entgegensteht, zu erfahren und gewissermassen mich darüber mit Ihnen auszusprechen. Ich habe sechs

undzwanzig Jahre Turnunterricht gegeben und habe die Summe meiner Erfahrungen und die Erfahrungen anderer Lehrer, die Turnunterricht erteilen, mit den meinigen verglichen und habe gefunden, dass die Mehrzahl der Lehrer für „Klassenturnen“ ist: ein Turnen, welches jetzt überall von Turnlehrern im Interesse der körperlichen Ausbildung der Schüler getrieben wird. Ich verstehe auch nicht recht die Gegenüberstellung des Schulturnens und Klassenturnens, wir wollen ein Schulturnen, und gerade das Turnen in den Klassen, das methodische Vorwärtsschreiten in der körperlichen Durchbildung ist ein Schulturnen. In Betreff des Turnens in den oberen Klassen, in Secunda und Prima bin ich etwas anderer Ansicht als die meisten Turnlehrer; denn meiner Ansicht nach ist es sogar wünschenswerth, dass in den oberen Klassen der Turnunterricht in grösseren Abtheilungen in Riegen durch Vorturner gegeben werde, um gerade das Vorturnersystem nicht ganz fallen zu lassen; ich bin auch der Ansicht — und ich habe das Jahre lang im Unterricht am Wilhelmsgymnasium zu Berlin erprobt —, dass wöchentlich eine Stunde Turnunterricht in den einzelnen Klassen, eine Stunde gemeinschaftliches Turnen mehrerer oberen Klassen, so dass eine grössere Zahl von Schülern in Riegen unter Vorturnern vertheilt ist, durchaus günstig wirkt; auch die praktischen Resultate sind durchaus günstige. Wir bescheiden uns selbst zu sehr mässigen Ansprüchen. Eine gleichmässige körperliche Durchbildung ist das Ideal meiner Bestrebungen. So wie der Schüler geistig ausgebildet wird, so soll er auch körperlich ein gewisses Mass von Gewandtheit, Rüstigkeit und Leistungsfähigkeit erhalten. In den oberen Klassen finden Sie auch noch andere Uebungen; da sind die Wettkämpfe im Ringen, im Gerwerfen, da wünsche ich, dass kräftige, straff ausgeführte taktische Uebungen folgen; ich halte es sogar für sehr wünschenswerth und durchaus für angänglich, dass man in den oberen Klassen auch Uebungen aus der griechischen Elementartaktik vornehme. Ich kann nur die These so festhalten, wie sie hier steht.

Geh. Regierungsrath Dr. Schrader: Es fragt sich, was man mit dem Turnunterricht auf Gymnasien und Realschulen beabsichtigt. Ist der Zweck eine möglichst vollkommene körperliche Ausbildung, dann will ich dem Herrn Prof. Euler nicht widersprechen; handelt es sich aber nur um die nöthige sanitäre und allgemeine Ausbildung des Körpers in Verbindung mit allen übrigen Zwecken, dann halte ich den Klassenunterricht nicht für zulässig. Es wird bei demselben auch noch ein anderes Moment, nämlich das ethische, ausser Acht gelassen. Ich sage nicht, dass die Vorübungen nicht klassenweise geschehen können, aber das allgemeine Turnen muss das Ziel und das wesentliche Mittel bilden. Ich stelle daher den Antrag über These 3 zur Tagesordnung überzugehen.

Prof. Lemecke aus Stettin: Meine Herren, ich habe das Turnen gelernt nach dem System, das hier Schulturnen genannt worden ist, ich habe dann Gelegenheit gehabt zu vergleichen, was das Klassenturnen, welches an der Schule eingeführt ist, an welcher ich mich befinde, leistet. Ich stelle die beiden Erfahrungen einfach neben einander und muss sagen: Alles, was das sogenannte Schulturnen, das allgemeine Turnen, das Riegenturnen leistet, das leistet das Klassenturnen auch; auch nicht ein einziges Stück von dem, was jenem nachgerühmt wird, fehlt beim Klassenturnen; dagegen leistet dieses viel mehr. Ich sehe bei meinen eigenen Kindern, dass sie keinerlei von den Nachtheilen erfahren haben, die hervorgehoben sind; im Gegentheil, sie lernen gut turnen und haben alles das, was Turnen sonst gewähren kann auch. Ich habe mich Jahre lang nicht um das Turnen bekümmert;

ich bin erst später dazu gekommen, mich wieder damit zu beschäftigen, und ich muss sagen, ich sehe Tag und Nacht nebeneinander; das ist die Stellung, die ich dazu genommen habe.

Professor Dr. Euler: Meine Herren, Sie haben hier die Erfahrung an einer Schule in einer Stadt und eines einzelnen Mannes bei seinen Kindern gehört. Ich, meine Herren, habe die Erfahrung an Hunderten von Schulen. Durch meine Stellung bin ich veranlasst, jedes Jahr den Turnunterricht an einer Anzahl von höheren Schulen genau kennen zu lernen. Ich habe ausserdem den Verkehr mit der gesammten Turnerwelt, mit allen Turnlehrern und sehe nicht bloss in Preussen, sondern auch in andern Ländern den Turnunterricht. Die Thesen, die ich schon erwähnt habe, sind der Ausdruck der in 26jähriger Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung, sind der Ausdruck dessen, was ich mit meiner ganzen Manneskraft zu erzielen versucht habe und noch weiter erstreben werde. Ich habe schon erklärt, dass ich mich dabei in Uebereinstimmung mit allen Turnlehrern befinde, welche aus der neueren Schule hervorgegangen sind und welche in Klassen und mit Klassen ganz andere Resultate erzielt haben, als wie sie in der Mehrzahl bei dem Unterricht in grossen Abtheilungen erzielt worden sind und nach der Natur der Sache erzielt werden können. Ich halte es für meine Pflicht, nochmals hervorzuheben, dass der Turnunterricht sich nicht bloss auf die körperlich bevorzugten Schüler erstrecken, sondern alle Schüler umfassen soll, und ich glaube, in dem, was ich am Anfang gesagt habe, liegt auch die ethische Begründung des Turnens. Auch wir erstreben die Ausbildung des sittlichen Muthes, und alles das, was Jahn in seinem Turnen gewollt hat, ist auch für uns noch die Richtschnur.

Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Klix: Meine Herren, ich habe mit Herrn Dr. Euler schon öfter über diesen Gegenstand gesprochen; ich bin nicht seiner Meinung. Er beruft sich auf seine 26jährige Erfahrung; diese ist aber sehr einseitig auf das Turnen gerichtet. Wenn mein verehrter Herr Professor Euler nur zwei Jahr Director eines Gymnasiums gewesen wäre, würde er vermuthlich einen etwas andern Standpunkt zur Sache einnehmen. Ich habe genügend Gelegenheit gehabt, zu beobachten, mit welchen Schwierigkeiten das Klassenturnen auch schon bei der Feststellung des Lectionsplanes verbunden ist. Es ist der Antrag gestellt, über diese These zur Tagesordnung überzugehen; ich unterstütze diesen Antrag, komme aber Herrn Professor Euler soweit entgegen, dass ich die Tagesordnung dahin motivirt wünsche: „Weil die Sache nicht völlig entschieden ist, wollen wir zur Tagesordnung übergehen und weitere Erfahrungen abwarten.“ Vielleicht wird Herr Euler inzwischen auch einmal Gymnasial-Director, und dann werden unsere Meinungen wohl mehr übereinstimmen. (Heiterkeit.)

Rector Professor Eckstein: Nach dem, was mein Freund Klix gesagt hat, könnte ich allerdings aufs Wort verzichten. Ich wollte einfach constatiren: Der Herr Vortragende beruft sich immer auf die Uebereinstimmung aller Turnlehrer; und die ist leider vorhanden; aber es giebt doch eine grosse Anzahl anderer Lehrer, die auch dabei interessirt sind, und die stimmen nicht mit ihm überein; daher kommt eben der Gegensatz, der sich in diesem Punkte geltend macht. Ich sehe ganz ab von den Forderungen, die mit dem Klassenturnen verbunden sind; auf die Schwierigkeiten hinsichtlich des Lokals und des Lectionsplans hat schon Herr Geheimrath Klix hingewiesen. Ich stimme auch dafür, dass zur Tagesordnung übergegangen werde.

Professor Dr. Euler: Herrn Geheimrath Klix wollte ich nur erwidern, dass ich



doch auch mit den Gymnasien und dem Schulleben soviel zusammengekommen bin, dass ich glaube, darüber nicht zu wenig orientirt zu sein, dass ich eine ganze Reihe von Jahren auch an Schulen unterrichtet habe, bis ich meine amtliche Thätigkeit auf das Turnen beschränkte, dass ich aber jedes Jahr mit Gymnasien in Berührung komme und Veranlassung habe, mit Directoren und anderen Männern darüber zu sprechen, dass ich also doch nicht so einseitig bin, wie es den Anschein haben könnte. Ich bedaure, dass nicht von den Directoren, welche selbst Turnunterricht ertheilen, einer zugegen ist; ich würde dann den besten Gewährsmann an einem Director selbst finden.

Nach einer längern Geschäftsordnungsdebatte folgt die definitive Abstimmung. Für den einfachen Uebergang zur Tagesordnung spricht sich nur die Minderheit aus, dagegen für die motivirte Tagesordnung durchaus die Mehrheit. Auf die Anfrage des Präsidenten, ob Herr Professor Euler damit einverstanden sei, die Debatte hier abzubrechen, wünscht dieser, dass die Thesen kurz vorgelesen und zur Abstimmung gebracht werden. Da es zweifelhaft ist, ob die Mehrheit der Versammlung die Debatte abbrechen will, wird durch Gegenprobe constatirt, dass für den Wunsch des Herrn Professor Euler sich nur die Minderheit ausspricht. Darauf schliesst der Präsident die Verhandlungen mit dem Wunsche, dass sie für das Schulwesen von gedeihlichem Einfluss sein mögen.

Vor dem Aufbruch der Versammlung ergreift das Wort Herr Geheimer Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Klix: Meine Herren, wir können diesen Raum nicht verlassen und von den Verhandlungen, die wir gepflogen haben, scheiden, ohne eine Pflicht schuldiger Dankbarkeit zu erfüllen. Wir schulden Dank unserem verehrten Herrn Präsidenten, Herrn Director Kleinsorge, welcher sich mit der grössten Hingebung unseren Arbeiten gewidmet hat, nicht nur durch ihre Leitung, sondern auch dadurch, dass er den Stoff zu den, wie ich glaube, wichtigsten Verhandlungen mitgebracht hat. Ich bitte Sie darum, diesen unseren Dank ihm gegenüber zum Ausdruck zu bringen, indem wir uns Alle vor ihm von den Plätzen erheben. (Geschieht.)

Darauf wird die Sitzung um 10 Uhr geschlossen.

---

## II. Orientalische Sektion.

Die Sektion constituirte sich Montag, den 27. September Mittags 12 $\frac{1}{4}$  Uhr im Conferenzzimmer des Marienstiftsgymnasiums. Nach einem eröffnenden Vortrage des von den Geschäftsführern der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft als Mandataren der Trierer Versammlung zum Vorsitzenden ernannten Prof. A. Müller-Halle, welcher das Gedächtnis pommerscher Orientalisten, insbesondere des Andreas Müller Greiffenhagius erneuerte, wurden die Herren Prof. A. Weber-Berlin zum Vicepräsidenten, Prof. H. Strack-Berlin und Dr. E. Frenkel-Dresden zu Schriftführern durch Acclamation ernannt und die Tagesordnungen der folgenden Sitzungen festgestellt. In diesen wurden, neben der statutenmässigen Erledigung von Geschäften der Generalversammlung der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, folgende Verhandlungen gepflogen: Die zweite Sitzung — Dienstag, 28. Sept., 9—11 Uhr Vorm. — brachte einen Vortrag des Herrn Lic. Dr. K. Kessler-Marburg „Ueber die religionsgeschichtliche Bedeutung der Mandäerlehre“, in welchem derselbe nachzuweisen sich bemühte, dass der in den Acta Archelai enthaltene Bericht über die Vorgänger Mani's den Angaben des Fihrist nicht so stark widerspreche, wie man gewöhnlich annehme. Der Name Terebinthos z. B., oder, wie die bestbeglaubigte Lesart laute, Terbinthos, sei wohl aus dem Appellativum tarbitā (Schüler, alumnus) verderbt. Prof. Weber ist im Gegensatz zum Vortragenden der Ansicht, dass man wegen der Namen bei der Entstehung des Manichäismus buddhistischen Einfluss anzunehmen habe. Prof. Strack bezweifelt den vom Vortragenden behaupteten heidnischen (arabischen) Ursprung des Essenismus und hält die Entlehnung manichäisch-gnostischer Lehren aus der assyrisch-babylonischen Mythologie für unerwiesen. Auch Prof. Weber glaubt, dass man die Waschungen der Essäer nicht als von heidnischen Nachbarn entlehnt anzusehen brauche, und erinnert zur Begründung an die Bedeutung der Waschungen in der brahmanischen Lehre. — In der dritten, Mittwoch den 29. Sept. 9—11 $\frac{1}{4}$  Uhr Vorm. abgehaltenen Sitzung erstattete zunächst Herr Prof. Sachau-Berlin einen Theil des Reiseberichts aus Mesopotamien, welchen er näher in einem umfangreicheren Werke ausführen wird. Seine Mittheilungen bezogen sich u. a. auf das Problem der Lage Tigranocerta's, wie auf die Topographie der Stadt Edessa und ihrer vornehmsten Gebäude, sowie die zum Theil ausserordentlich wichtigen aramäischen und armenischen Inschriften; angeschlossen wurden einige neue Einzelheiten über die Inschriften von Hamath. Hierauf sprach Herr Prof. Delbrück-Jena über den Ursprung des indischen Opferrituals. Es wurden eine Reihe von Detailpunkten nachgewiesen, in welchen symbolische Handlungen, bezw. Geräte, welche beim Opfer vorkommen, lediglich durch die Rücksicht auf bestimmte Einzelausdrücke in den vedischen Texten gegeben erschienen: hieraus folgte der Schluss, dass die gleiche Erklärungsmethode wahrscheinlich auch auf andre hiehergehörige Punkte auszudehnen sein werde. Ueber einige Details entspann sich eine Conversation zwischen dem Vortragenden

und Prof. Weber, welcher übrigens sein Einverständnis mit der Grundanschauung des Vortrages erklärte. Im Verlauf von darauf folgenden Verhandlungen über Geschäftsangelegenheiten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft wurde beschlossen, die Orientalistenversammlung des Jahres 1881, welche von dem auf dasselbe Jahr anberaumten fünften internationalen Congress der Orientalisten nicht wohl getrennt werden kann, mit dem letzteren zu vereinigen, von einer Betheiligung an der Versammlung Deutscher Philologen für dies eine Jahr also abzusehen. — Die vierte Sitzung fand Donnerstag, den 30. Sept. von 9—10½ Uhr statt. Zuerst berichtet Prof. Loth-Leipzig über neuerdings im Faijûm gemachte Funde arabischer Papyri und erörtert die paläographische wie kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Urkunden. Prof. Strack und Prof. Sachau schliessen einige Bemerkungen an über gleichzeitig gefundene Papyri in hebräischer Sprache und in Pehlewi. — Rector Pauli-Uelzen hält einen Vortrag über das Etruskische, welches seiner Ansicht nach weder zu den indogermanischen noch zu den semitischen Dialekten gehört. Historische und aus Eigennamen sich ergebende Momente führen auf Einwanderung der Etrusker aus Asien. — Landesrabbiner Dr. Hamburger-Strelitz hat einen Vortrag über „Nichtjuden im talmudischen Schriftthume“ angekündigt, trägt aber hauptsächlich Hypothesen vor über den Ursprung der Pharisäer und Sadducäer und spricht dann über die Benennungen der Nichtjuden im Talmud, im Uebrigen auf den bezüglichen Artikel in seiner Encyclopädie verweisend. Prof. Strack erklärt die Ausführungen des Redners für theils unerwiesen, theils — fraglich, muss aber der beschränkten Zeit wegen auf die Beweisführung verzichten.

---

### III. Archäologische Sektion.

#### Verzeichniss der Mitglieder.

- |  |  |
|--|--|
| 1. Prof. Dr. Preuner, Vorsitzender, Greifswald.                  | 13. Hache, Rector in Löbau, W.-Pr.                   |
| 2. Dr. Brunn (Leopold), Gymnasiallehrer, Schriftführer, Stettin. | 14. Dr. Holzapfel, Director, Magdeburg.              |
| 3. Dr. Bindseil, Oberlehrer, Schneidemühl.                       | 15. Dr. Müller, Director, Flensburg.                 |
| 4. Dr. Beintker, Gymnasiallehrer, Anklam.                        | 16. Panse, Gymnasiallehrer, Sangerhausen.            |
| 5. Boehmer, Gymnasiallehrer, Conitz.                             | 17. Prof. Dr. Prien, Lübeck.                         |
| 6. v. Boltens Stern, Gymnasiall., Dramburg.                      | 18. Dr. Rönspiess, Gymnasiallehrer, Culm.            |
| 7. Dr. Bormann, Oberlehrer, Berlin*).                            | 19. Dr. Schäfer, Gymnasiallehrer, Stettin.           |
| 8. Dr. Conradt, Oberlehrer, Stettin.                             | 20. Dr. Schmidt (Johannes), Privatdocent, Halle.     |
| 9. Dr. Deiters, Director, Posen.                                 | 21. Dr. Schmidt (Carl), Gymnasiallehrer, Greifswald. |
| 10. Friedrichs, Pastor, Stettin.                                 | 22. Dr. Schnippel, Oberlehrer, Oldenburg.            |
| 11. Dr. Grosse, Gymnasiallehrer, Dramburg.                       | 23. Prof. Dr. Susemihl, Greifswald.                  |
| 12. Dr. Hachtmann, Oberlehrer, Seehausen.                        | 24. Dr. Westphal, Gymnasiall., Freienwalde a/O.      |

Die erste, vorbereitende Sitzung fand am Montag den 27. September nach der ersten allgemeinen Sitzung um 12 Uhr im Zeichensaal der Friedrich-Wilhelmsschule statt. Es waren ausgestellt folgende Gypsabgüsse:

Die pergamenische Gigantomachie und der Kopf des einen der drei Gallier in Venedig; der weibliche Idealkopf aus Pergamon und daneben der Kopf der Demeter von Knidos.

Ausserdem waren ausgelegt eine Anzahl von Abbildungen.

Die Sektion constituirte sich unter Herrn Prof. Dr. Preuner-Greifswald als Vorsitzendem und Dr. Brunn-Stettin als Schriftführer. Nachdem der Vorsitzende die Versammlung begrüsst und die Einzeichnung der Mitglieder in die Liste stattgefunden, wird folgendes Programm für die Sitzungen festgesetzt:

Dienstag den 28. September um 9 Uhr:

Dr. Brunn, über die Aristonophos-Vase.

Mittwoch den 29. September um 9 Uhr:

Prof. Dr. Preuner, über die pergamenischen Skulpturen, besonders die Gigantomachie.

Donnerstag den 30. September um 9 Uhr:

Dr. Brunn, über eine unedierte Vase des Königl. Museums in Berlin.

#### Zweite Sitzung.

Dienstag den 28. September im Zeichensaal der Friedrich-Wilhelmsschule.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung um 9 Uhr und erteilt das Wort dem Herrn Dr. Brunn zu seinem Vortrage

\*) Jetzt Professor in Marburg.



### Ueber die Aristonophos-Vase.

In der archäologischen Sektion der 25. Philologen-Versammlung zu Halle (1867) hielt Graser einen Vortrag über sein Rudersystem der antiken Schiffe und erwähnte am Schluss auch die damals gerade erschienene Dissertation 'de veterum re navali' von R. Zoeller (Greifswald 1867), welche er dahin charakterisierte, dass „sie fast ausschliesslich von lexikographischen Gesichtspunkten aus Zusammenstellungen der Stellen der alten Schriftsteller giebt, in welchen die Namen verschiedener Schiffsgattungen vorkommen, ohne übrigens Schlüsse daraus zu ziehen, und dass sie das Ruderwerk, die Rumpfkonstruktion und Takelage gar nicht in den Bereich der Untersuchung zieht, in allen diesen Punkten vielmehr die Arbeiten des Vortragenden (Grasers), wie sie im Berliner Modell zur Anschauung gebracht sind, einfach stillschweigend adoptiert“.

Dieses Urteil über die Dissertation mag im Allgemeinen kein zu strenges zu nennen sein. Was aber die letzten Aeusserungen Grasers im Besonderen betrifft, so konnte er freilich nicht ahnen, dass in den Schlussworten der Dissertation 'ceterae huius opusculi partes alio loco reperientur' der Hinweis auf eine ausführliche Arbeit über das Seewesen der Alten liegt, in der Grasers Rudersystem, Rumpfkonstruktion und Takelage auf das entschiedenste und erfolgreichste bekämpft wird. Das Manuskript dieser Arbeit ist nach Zoellers Tod in meine Hände gelangt, und ihm verdanke ich die Anregung zu meinen nautischen Studien, von denen eine Probe in meinem in der Festschrift des Stadtgymnasiums enthaltenen Aufsatz ἄκατος Ihnen vorliegt. Ich habe diese Bootsart sachlich und etymologisch genau zu bestimmen gesucht, was bisher, so viel ich weiss, noch nicht geschehen ist, auch von Graser und Zoeller nicht. Der Anhalt zur Bestimmung fand sich nicht sowohl in der griechischen, als vielmehr in der römischen Litteratur. Eine Stelle des älteren Plinius (nat. hist. IX, 94) giebt einen Vergleich einer Muschel, des Papiernautilus, mit einer 'acatus'; der Vergleich beginnt damit, dass das als Eigentümlichkeit der Muschel angegeben wird, dass sie 'acati modo carinata' sei, einen Kiel habe. Da nun keine Schiffsart den Kiel ganz entbehren kann, so muss er bei der ἄκατος besonders scharf gewesen sein. Dies führte mich darauf, das Wort von der vielverzweigten indogermanischen Wurzel *ak* abzuleiten, so dass uns in dem Worte vielleicht das einzige Beispiel in der griechischen Sprache für die Bedeutung scharf vorliegt, die sich bekanntlich im Lateinischen mehrfach zeigt ('acu' u. s. w.). Dass dieser besonders scharfe Kiel, durch den sich dieses Boot gewiss von andern, namentlich der Triere, wesentlich unterschied, seine besondere technische Bedeutung hat, war von vorne herein gleich einzusehen, und um zu dem Verständnis derselben zu gelangen, unterzog ich mich der für einen Laien nicht leichten Mühe, aus rein technischen Büchern die Bedeutung des Kiels kennen zu lernen und in wenigen Sätzen in meiner Abhandlung zusammen zu fassen; Sie finden dieselben S. 56 f. Es ist mir dadurch möglich geworden, den längst bekannten Unterschied zwischen *νήες μακραί* und *βραχεῖαι* oder *τρογγύλαι* auch sachlich genauer zu begründen. Die *νήες βραχεῖαι* bedürfen als Segelschiffe einestheils des scharfen Kiels, um dem von der Seite kommenden Winddruck einen Widerstand entgegenzusetzen, andererseits aber auch der starken Biegung der Seitenwände, wodurch es dem Schiff möglich wird, sich auf die Seite zu legen und den starken seitlichen Winddruck auf die Segel auszuhalten. Hierdurch bekommt das Segelschiff in seiner oberen Kante Verhältnisse der Länge zur

Breite, die völlig verschieden sind von denen bei der Triere und jene richtige Unterscheidung der Schiffe in μακραί und βραχεῖαι oder τρογγύλαι veranlasst hat; schon Meibom ('de fabrica triremium liber.' Amsterd. 1671 und wiederholt im 'thesaurus antiquitatum' v. Graevius tom. XII) legt ein besonderes Gewicht darauf und giebt die Verhältnisse der Breite zur Länge bei den Trieren mit 1 : 8, bei den Segelschiffen mit 1 : 4 an.

Dieser Unterschied liegt in einer der beiden Darstellungen auf der Aristonophos-Vase vor, ist aber bisher von den Interpreten derselben nicht erkannt worden. Diese Vase ist in Caere gefunden und zuerst publiziert von R. Förster in den Monumenti dell' Instituto tom. IX. tav. 4 und besprochen in den Annali tom. XLI (1869). Dargestellt ist auf der einen Seite der Vase die Blendung des Polyphem durch Odysseus, welcher mit vier seiner Genossen einen gewaltigen Stamm in das Auge des niedergefallenen Riesen bohrt, und auf der andern Seite ein Kampf zwischen zwei Schiffen, von denen jedes mit drei bewaffneten Kriegeren bemannt ist. Der Herausgeber bezeichnet die Farbentechnik der Vase als korinthisch: gelblicher Grund fast ohne Firnis; die Malereien braun mit aufgesetztem Grau und Weiss. Die rücklaufende Inschrift: ΑΡΙΣΤΟΝΟΦΟΣ ΕΠΟΙΣΕΝ stimmt aber damit gar nicht überein, die Buchstabenformen sind durchaus nicht korinthisch wie auf der Dodwell-Vase, und ebensowenig die völlig kunstlose Darstellung. Dieselbe ist so roh, die Verhältnisse der einzelnen Körperteile der Krieger so verfehlt, dass Förster kein Bedenken trägt, die Vase für etruskische Nachbildung eines korinthischen Originals zu erklären. So habe auch der Maler die korinthische Buchstabenform der Inschrift in eine ihm geläufigere umgesetzt und dabei den Namen des Künstlers Ἀριστόνομος in den sonst nicht vorkommenden Ἀριστόνοφος verwandelt und in der Verbalform ἐποίησεν aus Versehen einen Buchstaben ausgelassen. Es ist nun nicht meine Absicht, in der vielbehandelten Frage, ob wir hier ein altgriechisches Original oder eine etruskische Nachbildung vor uns haben, ein entscheidendes Wort zu reden, ich hoffe nur einen Beitrag zur Erklärung des einen Bildes, der Seeschlacht, zu geben und dadurch vielleicht ein Scherflein zur Lösung der anderen, ungleich schwierigeren Frage beizutragen.

Förster begnügt sich mit dem Hinweise darauf, dass von den beiden Schiffen jedes ein Deck hat (κατάστρωτος ist), auf der Seite offen (ἄφρακτος) ist und nur eine Ruderreihe hat (μονόκροτος oder μονήρης ist). Er vergleicht, was die Bemannung der beiden Schiffe betrifft, eine von Graser (Die Gemmen des Königl. Museums zu Berlin mit Darstellungen antiker Schiffe. Berlin 1867 No. 53 [XXX]) publizierte Gemme, auf welcher ebenfalls ein mit drei Mann besetztes Boot dargestellt ist. Allein dieser Hinweis genügt nicht für eine befriedigende Deutung des Bildes; Förster selbst möchte gern mehr wissen: er meint, wenn sich ermitteln liesse, seit wann das Deck (τὸ κατάστρωμα) auf den antiken Schiffen in Gebrauch gekommen sei, könne vielleicht auch für die Deutung der Darstellung und das Alter der Vase mehr gewonnen werden. Allein auch hierauf kommt meiner Meinung nach ebensowenig an wie auf die drei Mann Besatzung. Das Wesentliche hat Förster nicht gesehen, was Ihnen nach meinen obigen Erörterungen sofort klar vor Augen liegen wird: wir haben links ein Ruderschiff, eine μακρὰ ναῦς, rechts ein Segelschiff, eine βραχεῖα ναῦς oder genauer eine ἄκατος vor uns. Dieser wesentliche Unterschied ist nicht allein durch die völlig verschiedenen Dimensionen der Rumpfe beider Schiffe gegeben; das Schiff links hat ausserdem die 'Riemen', welche in der Hand der 'Rojer' liegen, bei dem andern fehlen dieselben; sie sind zwar nicht zu sehen, aber deswegen doch auf dem Boote vor-

handen; die 'Rojer' haben die 'Riemen' bei Seite gelegt und kämpfen jetzt selbst (s. Festschr. S. 54); ferner ist hier ein Mast mit einem 'Mars' an der Spitze durch die verschiedenen Taue am Rand des Bootes befestigt, während der Mast dort fehlt. Wie ist es aber zu erklären, dass in dieser Seeschlacht von der einen Partei ein Segelschiff, eine mit Riemen versehene βραχεῖα ναῦς, also eine ἄκατος benutzt wird, während runde oder Segelschiffe doch sonst nur als Kauffahrer im Gebrauch sind? Auch darüber, glaube ich, giebt meine Abhandlung Aufschluss. Die ἄκατοι waren eine Erfindung der Κάρες, d. h. der vorderasiatischen Seeräuber. Ich habe aus mehreren Gründen, die Sie in der Abhandlung S. 55 angegeben finden, diese Erfindung nicht den homerischen Seeräubern zuschreiben können, sondern sie in die nach-homerische Zeit, also etwa in die nächsten Jahrhunderte vor den Pisistratiden gesetzt; ἀκάτια werden noch von Thucydides IV c. 67 λεητικά genannt und nach Strabo p. 758 B (XI c. 2, 12) hatten maeotische Völkerschaften, welche Seeräuberei trieben, ἀκάτια λεπτά, die 25, höchstens 30 Mann fassten und von den Hellenen καμάραι genannt wurden. Wenn also auf diesem Bilde der Aristonophos-Vase bewaffnete Männer auf einer ἄκατος im Kampf mit solchen auf einem Ruderschiff dargestellt sind, so glaube ich nicht fehlzugreifen, wenn ich in der Darstellung eine Seeschlacht zwischen Seeräubern und regulären griechischen Truppen oder, wie ich mich in der Abhandlung ausgedrückt habe, mit kretischer Seepolizei erkenne.

Der Vorsitzende: Verlangt einer der Herren das Wort zum Vortrag des Herrn Dr. Brunn?

Dr. Schäfer-Stettin: Die beabsichtigte Verschiedenheit in der Charakterisierung der beiden auf der Vase dargestellten Fahrzeuge kann nach den Ausführungen des Vortragenden nicht in Zweifel gezogen werden, und es ist mehr wie wahrscheinlich, dass wir in dem einen derselben eine ἄκατος angedeutet sehen. Die Erklärung, welche er sodann für den Umstand giebt, dass wir eine solche im Seegefecht begriffen finden, mag vielleicht das Richtige treffen, aber einen strikten Beweis wird gewiss auch der Vortragende in dem Gesagten nicht erblicken wollen. Was endlich die Frage betrifft, ob wir etwa in der Vase eine etruskische Kopie zu statuieren haben, so scheint mir die bejahende Antwort, die Förster darauf gegeben hat, nicht genügend motiviert. Die Gründe, die er dafür vorbringt, können dem jetzigen Vasenbestande gegenüber nicht mehr Stich halten.

Dr. Brunn: Von einem strikten Beweis kann hier, wie in den meisten Fällen, wo es sich um ähnliche Untersuchungen handelt, allerdings wohl nicht die Rede sein; aber die grösste Wahrscheinlichkeit muss ich doch für meine Deutung in Anspruch nehmen, und diese scheint mir auch Herr Dr. Schäfer nicht bestreiten zu wollen.

Der Vorsitzende bemerkt, dass die Meinung der Archäologen mehr dahin gehen werde, dass in der Aristonophos-Vase nicht eine Kopie, eine affektierte, karikierende Nachahmung, sondern ein echt archaisches Original anzuerkennen sei. Er teilt die zuletzt (von Klein in seiner Schrift Euphronios S. 35, Anm. 1) über sie ausgesprochene Ansicht mit, wonach „die Inschrift der Vase mit dem Alphabet Vorderasiens stimmt, wenn auch nicht mit dem von Melos, dessen Vasen die unsere stilistisch nahe steht“.

Ein rasch in der Sitzung vorgenommener Vergleich der Vaseninschrift mit den Kirchhoffschen Tafeln widersprach dem nicht, ergab aber kein bestimmteres Resultat. Dabei äusserte sich der Vorsitzende dahin, dass man sich bis zu eingehenderen Vergleichen und Ansicht des Originals oder wenigstens einer genaueren Beschreibung der Vase ein bestimmtes Urteil über dieselbe vorbehalten müssen.

Dr. Brunn: Sie gestatten, meine Herren, noch einige Bemerkungen über  
**Grasers Rudersystem und Rumpfkonstruktion,**

nachdem ich in meiner Abhandlung auch seine Takelage besprochen habe. \*) Graser behandelt die Anordnung der Ruder und in Zusammenhang damit die Form des Rumpfes in seiner Schrift 'de veterum re navali', Berlin 1864 § 6 f. Ehe ich Ihnen jedoch seine Ansicht auseinandersetze und bespreche, lege ich Ihnen, um Sie auf einen Hauptpunkt aufmerksam zu machen, zuerst Meiboms in dem schon erwähnten Buch 'de fabrica triremium' dargestelltes Rudersystem vor. Aus mehreren Stellen, namentlich aber einer des Eustathius (θαλάμακες, οἱ καὶ θαλαμίται, οἱ ὑπὸ τοὺς θρανίτας τεταγμένοι ἐρέται) schliesst er zwar richtig, dass die mittleren Rojer, die Zygiten, nicht zwischen den andern beiden in der Mitte sassen, sodass die Ansicht geschlagen wurde, welche die drei Ruderreihen so übereinandersetzte, dass jedesmal die drei Rojer perpendicular übereinander sassen. Meibom irrte aber, indem er aus dieser Stelle schloss, dass die Zygiten nicht im Seitenraum, sondern im Innenraum des Schiffes sassen. Zwar vermeidet Meibom, wie Sie auf dieser Tafel sehen, dadurch eine zu grosse Höhe der Ruderschiffe, aber die obersten Rojer, die Thraniten können so kaum rudern; denn ein Drittel oder Viertel des Riemens muss mindestens innerhalb des Schiffes sich befinden, sonst hat der Riemen einen falschen Schwerpunkt. Diesen Fundamentalfehler hat Graser natürlich vermieden. Er setzt deshalb seine Rojer zwar perpendicular unter-, jedoch auch etwas hintereinander, sodass dieselben auf jeder Seite des Schiffes ein Parallelepipedon bilden, dessen Schmalseiten die Breite eines Mannes (3') 0,94<sup>m</sup> und dessen Langseiten den ganzen Komplex der Rojer bilden. Um nun den Riemen der drei verschiedenen Reihen verschiedene Schwerpunkte zu geben, nimmt er an, dass die äusseren Schiffswände gebogen gewesen seien, eine Ansicht, die vor ihm schon Böckh und der Engländer Melvil ausgesprochen hatten. Ich weise diese Ansicht mit noch grösserer Entschiedenheit zurück als Zoeller. Denn, wie ich schon bei der Aristonophos-Vase Veranlassung nehmen musste hervorzuheben, der ganze Unterschied der νῆες μακραί und βραχεῖαι beruht eben darauf, dass die Ruderschiffe als lange, schmale Schiffe nicht wie die scharfgekielten Segel- oder kurzen, runden Schiffe gebogene Schiffswände haben. Ich habe nach Vorgang eines österreichischen Marineschriftstellers in meiner Abhandlung den Querdurchschnitt eines Ruderschiffes mit einem lateinischen U, den eines Segelschiffes mit einem griechischen Ψ verglichen (s. Festschr. S. 57). Die Ψ-Form finden Sie, wenn auch etwas modifiziert, bei Grasers Triere. Und er begründet sie ausser durch den verschiedenen Schwerpunkt der Riemen auch durch die lateinischen Segel. Durch diese, welche den von der Seite kommenden Wind auffangen, wird dem seitlichen Winddruck bei Grasers Triere ein so grosses Uebergewicht über die längsschiffs gehende Kraft der Riemen gegeben, dass die Ψ-Form auch aus diesem Grunde bei seiner Triere nötig erscheint. So ist Grasers Triere eine Verbindung der beiden Principien, wie sie in den μακραί und βραχεῖαι νῆες vorliegen; sie nähert sich demnach der Bauart der mit Riemen versehenen Segelschiffe,

\*) Dem Vortrag sind vor der Drucklegung einige genauere Ausführungen, namentlich die genauen Masse eingefügt, die der Vortragende nach einer nochmaligen Revision des betr. Abschnittes des Zoellerschen Manuskripts erst nachträglich geben konnte. Doch wurde im Vortrage der arch. Sektion nachdrücklich darauf hingewiesen, dass Zoellers Masse von den Graserschen sich sehr unterscheiden, dass die Triere des ersteren nicht unbedeutend länger ist als die des letzteren (die Zoellerschen und Graserschen Masse in Fussen sind in Klammern vor die in Meter umgerechneten gesetzt).



der ἄκατοι. Diese Vereinigung zweier grundverschiedener Principien ist aber bei den νῆες μακραί auf das entschiedenste zu vermeiden, und da mir, wie ich annehmen zu dürfen glaube, in meiner Abhandlung gelungen ist, die lateinische Takelage Grasers als falsch zu zeigen, so werden wir auch dadurch zu einer scharfen Trennung der beiden Principien geführt. Wir müssen also mit aller Entschiedenheit der Triere die U-Form zuschreiben und doch die Rojer so ordnen, dass der Schwerpunkt der jedesmal höher sich befindenden Riemen ein verschiedener ist. Wir werden dabei einen neuen Fehler Grasers entdecken. Denn von dem an sich richtigen Grundsatz ausgehend, dass bei der Verteilung der Rojer in die beiden Seitenräume des Schiffes möglichst Raum erspart werden müsse, gelangt Graser zu folgender Anordnung:

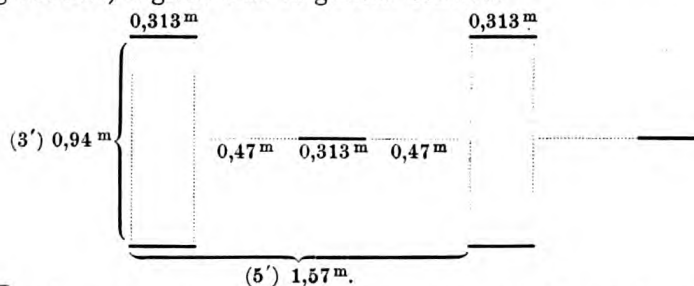
1. (§ 7.) Der Raum, den ein Rojer en face nötig hat, beträgt 8 □', nämlich 2' Höhe und 3' Länge für den Rumpf des Körpers des Rojers und den Kreis, den die Arme des Rojers beim Arbeiten bilden, ferner 1 □' für den Kopf und 1 □' für die Beine; hiermit kann man die Sitze der Kutscher auf den Berliner Omnibus und der Feuerwehrleute auf den Personenwagen der Feuerwehr vergleichen.

2. (§ 8.) Dass dieser Raum ausreichend ist, beweist erstens der Umstand, „dass in alter Zeit die Menschen mit geringen Raumverhältnissen in ihren Häusern zufrieden waren“; zweitens „kann man hiermit die Sitze des Dionysostheaters in Athen vergleichen, welche nur 1 Zoll höher sind als die Rudersitze.“

3. (§ 9.) Die einzelnen σχήματα von 8 □' sind 'singularem modo composita'. „Denn wenn man die eine Figur von 8 □' genau vor die andre setzt, aber 2' höher, sodass die Grenzlinien beider zusammenfallen, und wenn man dieser zweiten Figur ebenso wieder eine dritte, höhere vorsetzt, so bietet der Komplex dieser Figuren, welche 'miro modo altera alteri se accommodant', den Komplex von drei Rojern, welche fast vertikal aufsteigen, d. h. sie sitzen so, dass der jedesmal höhersitzende nicht genau perpendikulär über dem tieferen, sondern etwas mehr nach vorn, d. h. da alle Rojer nach der πρύμνῃ sehen, näher an der πρύμνῃ sitzt.“ Die Rojer sitzen stufenartig hintereinander, sodass die Stirn des Thalamiten an den Sitz des Zygiten, die des Zygiten an den Sitz des Thraniten zu stehen kommt; die Rojer können sich mit dem Oberkörper nur rückwärts, nicht aber vorwärts bewegen. Aber gerade in diesem letzten Punkte irrt Graser bedeutend; er meint, zu einem erfolgreichen Rudern sei keine Vorwärtsbewegung des Oberkörpers nötig. Hieran scheitert sein ganzes „System“. Denn dass auch die Vorwärtsbewegung sehr wichtig ist, zeigen die Ruderböte unsrer modernen Ruderklubs. Bei diesen ist auch für die Vorwärtsbewegung des Oberkörpers die grösste Möglichkeit gegeben. Die Rojer sitzen nämlich hier nicht auf der Bank selbst, sondern auf einem kleinen Sitzbrett, welches auf kleinen Schienen ruht und sich so vorwärts und rückwärts bewegen lässt. Beugt der Rojer, um mit seinem Riemen möglichst weit ausgreifen zu können, seinen Oberkörper nach vorn, so folgt das auf den Schienen ruhende Sitzbrett ('Gleite-Sitz', engl. 'Sliding-seat', eine patentierte amerikanische Erfindung) dieser Bewegung, und ebenso, wenn umgekehrt die Rückwärtsbewegung stattfindet. Weit entfernt nun davon, diese Erfindung des modernen Sports in das Altertum einführen zu wollen, habe ich auf dieselbe nur deshalb hingewiesen, um Ihnen die Bedeutung der Vorwärtsbewegung des Oberkörpers beim Rudern recht deutlich zu machen. Diese Bewegung muss auch den Rojern des Altertums möglich gewesen sein, sowohl wenn das Schiff in seiner Kielrichtung vorwärts bewegt wurde, als auch

besonders beim 'Rückwärtsrudern', dem ἀνακρούεσθαι (s. Festschr. S. 44), welches Graser gar nicht berücksichtigt. Alle Gründe, die Graser für seine Raumersparnis geltend macht, müssen gegen diese Forderung zurücktreten. Und wie kann man auch überhaupt die Rojersitze mit denen der Feuerwehrleute auf den Personenwagen der Berliner Feuerwehr oder mit den Sitzen im Dionysostheater vergleichen wollen, da man hier ganz still sitzt! Nun legt Graser aber bei seiner Anordnung der Rojer noch ein ganz besonderes Gewicht auf eine Stelle in den Fröschen des Aristophanes (v. 1074), wo es heisst: νῆ τὸν Ἀπόλλω, καὶ προσπαρεῖν γ' ἐς τὸ στόμα τῷ θαλάμακι; er hält die Stelle für wichtig genug, um mehrmals auf sie zurückzukommen: 'in os προσπαρεῖν τῷ θαλάμακι ὁ Ζυγίτης ita tantum poterat, si podex vel sedile eius prope os illius erat; quod ita fuisse mea dispositio ostendit'. Ja, das muss man Graser zugestehen, er hat die Stelle sehr wörtlich genommen. Zoeller dagegen sagt mit Recht: „Diese Stelle des Aristophanes beweist nichts, als dass es auch unter den griechischen Schiffen wie zu allen Zeiten viele rohe Gesellen gab, und ausserdem, was auch sonst noch überliefert wird, dass der Thalamit weniger Sold als der Zygite erhielt und deswegen von ihm verachtet wurde“ (vgl. d. Schol. zur Stelle). Diese Worte Zoellers sind sehr decent; man könnte noch hinzufügen, dass es der Leistungsfähigkeit eines Ruderknechtes in diesem Punkte nicht zuviel zugetraut ist, wenn man annimmt, dass die Wirkung des προσπαρεῖν sich auch auf eine etwas grössere Entfernung erstreckt habe; es handelt sich dabei auch, wie Sie gleich sehen werden, um kaum ( $2\frac{1}{2}'$ ) 78 Cm.

Zoeller nimmt an, dass die Ruderbänke zu einander genau\*) die Stellung der Quincunx haben, und zwar so, dass die Thraniten, von Aussen gesehen, gerade über den Thalamiten sitzen (Eustathius), die Zygiten aber zwischen beiden, jedoch so weit zurückgerückt, dass der vordere und hintere Rand seiner Sitzbank gleichweit von denen der Thraniten und Thalamiten entfernt ist. Bei einem Vierruderer würden die Rojer der obersten Reihe gerade über den Zygiten sitzen. Selbst bei einem grossen Menschen beträgt, wenn er sitzt, die Entfernung vom Sitzplatze bis zum Scheitel noch nicht ( $3'$ )  $0,94^m$ . Wir werden daher der Grösse Rechnung tragen, wenn wir die Entfernung zweier über einander befindlicher Ruderbänke auf ( $3'$ )  $0,94^m$  festsetzen. Der Zygite sitzt zwischen beiden, ( $1\frac{1}{2}'$ )  $0,47^m$  höher als die Thalamiten, ebensoviel niedriger als die Thraniten. Die vordere Kante seines Sitzbrettes ist aber zugleich ( $1\frac{1}{2}'$ )  $0,47^m$  von der senkrechten Linie entfernt, die man von der hinteren Kante des Sitzes des Thraniten nach der des Thalamiten zieht. Dasselbe findet im Rücken des Zygiten statt. Die Breite der Sitze nur auf ( $1'$ )  $0,313^m$  gerechnet, ergibt sich folgendes Schema:



\*) Graser kann (p. 7) von seiner Anordnung der Rojepforten (τρήματα) nur sagen, dass sie 'ascendere fere in quincuncis modum disposita'.

Die Entfernung des vorderen Randes des Sitzes eines Thraniten (Zygiten oder Thalamiten) bis zu dem vorderen Rande des nächsten Thraniten (Zygiten oder Thalamiten) beträgt also (5') 1,57<sup>m</sup>, während Graser hierfür nur (4') 1,25<sup>m</sup>\*) hat. Es werden durch diese Anordnung unnötig die 'adminicula', Fussstützen, welche Graser seinen Rojern geben muss; bei Zoeller stützt der Thranit seine Füße auf die Bank des nächsten Zygiten, der Zygite auf die des nächsten Thalamiten, nur für die letzteren endlich sind besondere Querbalken vorhanden, die aber ebensowohl ζυγά heissen als die Balken, auf denen sich die Sitzbretter der Rojer befinden. Ferner werden die schrägen Balken unnötig, die Graser zur Befestigung seiner ζυγά in die innere und äussere Schiffswand haben muss, und die Sie im Atlas des Seewesens von Werner noch deutlicher sehen als in Grasers Abbildungen. Die schräge Lage derselben hat mir etwas sehr Bedenkliches, mir scheint, dass dadurch die Festigkeit derselben sehr beeinträchtigt wird. Bei Zoellers Anordnung sind die ζυγά in senkrechte Balken, σταμῖνες, eingelassen. Diese σταμῖνες der äusseren Schiffswand sind ebenso wie die αἰλίδες der inneren senkrecht; gewölbt sind die ἐγκοίλια, die in den Kiel, die τρόπις, eingelassen sind und die untere Rundung der U-Form herstellen. Die σταμῖνες der äusseren Schiffswand sind mit den Planken, κανίδες versehen, während die der inneren Schiffswand freistehen, sodass die Rojer aus dem innersten Schiffsraum in den Ruderraum gehen können; daher hat auch die innere Scheidewand den Namen διάφραγμα.

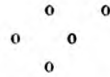
Ehe ich nun den einzelnen Rojern ihren Platz in grösserer oder geringerer Entfernung von der äusseren Schiffswand anweise, will ich erst über die Zahl derselben Einiges sagen, da auch von dieser die Berechnung der Länge der Triere abhängt. Als ich in meiner Abhandlung (S. 64) die Zahl der Masten feststellte, fand ich, dass Graser sich bei der Bestimmung derselben auf eine vereinzelt dastehende Ueberlieferung der Seeurkunden stützte, eine Stelle, welche Böckh, wie sich mir bei der Untersuchung zeigte, mit Recht für verderbt durch ein Versehen des Steinmetzen erklärte. Ebenso hat Böckh auch eine Stelle, wo die Zahl der Zygiten abweichend von den andern Stellen grösser angegeben ist, für fehlerhaft erklärt. Es wird nämlich in den Seeurkunden angegeben als Gesamtzahl

der Thraniten	auf beiden Seiten der Triere	62, also auf jeder Seite	31;
der Zygiten	- - - - -	54, - - - - -	27;
der Thalamiten	- - - - -	54, - - - - -	27.

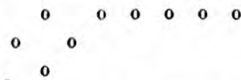
Nur an der einen Stelle Ia 56 lesen wir: [κύρας ... ζυγί]ας ΠΙ. ἄδόκιμοι ΠΙΙ; hier also ist die Gesamtsumme der Zygitenriemen, der probehaltigen (51) und der nicht probehaltigen (7), 58, auf jeder Seite also 29. Während nun Böckh annahm, dass hier der Steinmetz aus einem Versehen statt ἄδόκιμοι ΙΙΙ geschrieben habe ... ΠΙΙ, will Graser gerade die Zahl ΠΙΙ für die richtige halten, um eine Symmetrie herzustellen: dadurch soll die Zahl der einzelnen Ruderreihen auf jeder Seite um je 2 nach aufwärts wachsen. Dass aber Böckhs Ansicht die richtige ist, weist Zoeller schlagend nach. Indem nämlich die hintersten Rojer — d. h. diejenigen, die zunächst an der πρῶτα sitzen, indem alle dieser den

\*) Rechnet Graser nach englischen Fuss (1' = 0,305<sup>m</sup>), so sind es nur 1,22<sup>m</sup>. Die von ihm p. 6 (§ 8 gegen Ende) citierte Stelle des Vitruvius I 2 ('interscalmio, quod διπηχαῖκή dicitur') ist am wenigsten geeignet als Beweisstelle herangezogen zu werden, da διπηχαῖκή eine Emendation Meiboms ist, welche von den neueren Herausgebern schon deshalb verworfen wird, weil der Zusammenhang der ganzen Stelle ein Substantivum, etwa διὰπηγμα (Rose), erwarten lässt.

Rücken zukehren — der drei Reihen so sitzen, dass der hinterste Thalamit der πρῶρα am nächsten, der Zygite weiter nach der πρύμνη und der Thranit noch weiter nach dieser hin sitzt, so ergibt sich für die Lage dieser Rojepforten übereinander folgendes Schema:



und ebenso auch für den äussersten (27.) Thalamiten, den äussersten (27.) Zygiten und den 27. Thraniten in der Nähe der πρύμνη. Zu den 27 Thraniten kommen dann noch 4 weitere Thraniten, welche, da keine Rojer mehr über ihnen sitzen, nur ( $1\frac{1}{2}$ ) 0,47<sup>m</sup> Abstand von einander bedürfen, um sich frei vorwärts und rückwärts bewegen zu können. Für die äussersten Rojepforten an der πρύμνη ergibt sich somit folgendes Schema:



Durch diese Anordnung wird es für Zoeller möglich, der πρύμνη die hoch über das Wasser erhobene, geschwungene Form zu geben, wie sie für die Ruderschiffe auf allen Denkmälern, auch auf der Aristonophos-Vase überliefert ist. Und dies ist, was ich für Zoellers Ansicht noch besonders hervorheben muss, auch nichts Zufälliges, sondern in dem Wesen der Triere als eines möglichst manövrierfähigen Fahrzeuges begründet: beim Wenden des Schiffes auf der Stelle, der ἀνατροπή, welche, wie ich in der Abhandlung S. 44 wahrscheinlich gemacht habe, auf keinen Fall durch die Segel, die in der Schlacht nicht gebraucht wurden, sondern durch ein verschiedenes Rudern auf beiden Seiten des Schiffes bewirkt wurde, bietet wenigstens die πρύμνη in dieser Form nicht den Widerstand gegen das Wasser, den sie bieten würde, wenn sie senkrechter aus dem Wasser aufstiege. Es musste bei der πρύμνη ein Nachteil ausgeglichen werden, den die πρῶρα durch den Sporn bot: dieser, das ἔμβολον, ist nach Zoeller mindestens (10') 3,13<sup>m</sup> lang und vielleicht (4') 1,25<sup>m</sup> hoch, bietet also durch seine beiden Seitenflächen beim Wenden des Schiffes einen nicht geringen Widerstand gegen das Wasser.

Für die Entfernung der Rojer von der senkrechten äussern Schiffswand sind verschiedene Punkte massgebend: einmal der Umstand, dass die Rojepforte höher sein muss als der Sitz des Rojers; zweitens dass der Riemen in einem bestimmten Winkel im Wasser liegen muss; drittens dass der Schwerpunkt eine bestimmte Lage haben muss. Ueber diese Punkte lasse ich Zoellers eigne Worte folgen, da gerade hierin sich seine praktische Kenntniss des Ruderns und seine scharfsinnige Kombination am deutlichsten zeigt:

„Es ist klar, dass, je höher die Rojepforten lagen, um so länger die Riemen sein mussten, wenn sie sowohl ins Wasser reichen als auch leicht bewegt werden sollten. Hierüber haben wir zum Ueberfluss ein Zeugnis der Alten: Seeurkunde II 56: τῶν θηραυτείδων τούτων ἀποφαίνει ὁ δοκιμαστὴς ζυγίας Δ, d. h. als die fertigen Riemen abgeliefert wurden, fand sich, dass 10 Riemen, die als Thranitenriemen mitgegeben waren, zu kurz waren und nur die Länge von Zygitenriemen hatten; ebenso sagt der Scholiast zu Aristophanes Fröschen v. 1074: οἱ δὲ θαλάμακες ὀλίγον ἐλάμβανον μισθὸν διὰ τὸ κολοβαῖς χρῆσθαι κώπαις παρὰ τὰς ἄλλας τρεῖς τάξεις τῶν ἐρετῶν, ὅτι μᾶλλον εἰσὶν ἐγγὺς τοῦ ὕδατος. Es sind hierbei einige technische Punkte zu beachten. Beim Rudern darf der Riemen, wenn das Blatt soweit als es nötig ist eingetaucht ist, mit der Wasserfläche einen spitzen Winkel von



höchstens  $30^\circ$  bilden, sonst wird das Rudern schwach und kraftlos. Eine von der eingetauchten Spitze des Riemens auf die Wasseroberfläche aufwärts projizierte Linie muss ungefähr ( $\frac{3}{4}$ )  $0,235^m$  lang sein, so dass der Riemen sich in einer Länge von ( $1\frac{1}{2}$ )  $0,47^m$  im Wasser befindet. Wenn der Riemen erhoben wird, so muss er bis auf ungefähr ( $1$ )  $0,313^m$  Höhe über das Wasser erhoben werden. Damit die Riemen im Wasser nicht zusammenstossen und dadurch Verwirrung verursachen, müssen die Stangen derselben, wenn sie soweit als sie sollen eingetaucht sind, einander parallel laufen, oder was dasselbe ist, alle müssen in dieser Lage mit der Wasseroberfläche einen Winkel von  $30^\circ$  bilden. Wenn die Riemen aus dem Wasser erhoben werden, müssen sie sich demgemäss einander nähern, denn wenn sie auch dann noch parallel sein sollten, so müssten die längsten Riemen sehr hoch gehoben werden, was offenbar eine Verschwendung von Kraft wäre. Es kommt nun viel darauf an, der wievielste Teil des Riemens sich beim Rudern innerhalb des Schiffes befindet. Graser hält den dritten Teil für notwendig. Aber ich weiss aus eigener Uebung, die ich nicht mit einer Dachplanke in der Luft, sondern mit Riemen im Wasser angestellt habe, dass nicht einmal der vierte Teil erforderlich ist. Wir lesen bei Athenaeus V p. 204A, im Vierzigruderer des Philopator seien die obersten Riemen an den Griffen der Beweglichkeit wegen mit Blei beschwert gewesen. Es ist wahrscheinlich, dass auch bei kleineren Riemen der innere Teil derselben wie noch heute einen grösseren Durchmesser als der äussere hatte, damit das Gleichgewicht hergestellt wurde, soweit es zum Rudern notwendig ist. Denn völlig verkehrt ist Grasers Ansicht, dass der innere Teil des Riemens schwerer als der äussere sein müsse. Mit einem solchen Riemen würde man nur sehr mühsam rudern können. Vielmehr muss der äussere Teil des Riemens schon von selbst durch seine eigne Schwere bis zur nötigen Tiefe ins Wasser sinken. So habe ich Leute mit dem vierten Teil des Riemens bei ( $26$ )  $8,138^m$  langen Riemen ohne allzugrosse Anstrengung rudern sehen. Sodann muss auch das berücksichtigt werden, dass wenn die Riemen am höchsten aus dem Wasser herausgehoben sind, der Griff derselben sich also am niedrigsten befindet, der Griff noch immer ( $9''$ )  $0,235^m$  von der Sitzbank entfernt bleiben muss, da sowohl für die Schenkel der Rojer als auch für den Radius des Riemens mit Hinzurechnung der Dicke der menschlichen Hand Raum übrig bleiben muss. Wenn ich nun meine Berechnung von den Riemen der Thalamiten anfangs, so kann ich wohl annehmen, dass diese, wie auch Graser und andere annehmen, ( $7\frac{1}{2}$ — $8$ ) circa  $2,504^m$  lang wären. Hiervon kommen bei der Kürze dieses ganzen Riemens ( $5\frac{1}{2}$ )  $1,722^m$  auf den äusseren, ( $2\frac{1}{2}$ )  $0,782^m$  auf den inneren Teil. Weniger als ( $2\frac{1}{2}$ )  $0,782^m$  kann man kaum für den inneren Teil ansetzen, da sonst das Rudern sehr unbequem werden dürfte. Zudem waren ja diese Riemen  $\kappa\omicron\lambda\omicron\beta\alpha\iota \pi\alpha\rho\acute{\alpha} \tau\acute{\alpha}\varsigma \acute{\alpha}\lambda\lambda\alpha\varsigma \tau\rho\epsilon\iota\varsigma \tau\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota\varsigma$ . Nehmen wir nun an, dass die Rojepforte des Zygiten ( $1\frac{1}{4}$ )  $0,391^m$  höher war, so musste in paralleler Lage der Riemen derselben von der Rojepforte bis zum Wasserspiegel ( $6\frac{1}{2}$ )  $2,034^m$  lang sein. Mit Hinzurechnung der ( $1\frac{1}{2}$ )  $0,47^m$  im Wasser betrug also die äussere Länge dieses Riemens ( $8$ )  $2,504^m$ , die innere ( $2\frac{2}{3}$ )  $0,835^m$  und die des ganzen Riemens ( $10\frac{2}{3}$ )  $3,339^m$ . Wenn wir nun den Riemen in seiner Rojepforte so erheben, dass seine untere Spitze sich ( $1$ )  $0,313^m$  über dem Wasser befindet, so beträgt der Raum zwischen Griff und Bank noch ( $9''$ )  $0,235^m$  und es zeigt sich, dass die Annahme richtig ist, dass die Rojepforte ( $1\frac{1}{4}$ )  $0,391^m$  höher liegt als die der nächst niedrigeren Reihe. Dies gilt auch für die übrigen Reihen, und wir erhalten folgende Tabelle:

	Thalamit.	Zygit.	Thranit.	4. Reihe.	5. Reihe.
Höhe der Bank über d. Wasser:	$1\frac{1}{4}'$ 0,391 <sup>m</sup>	$2\frac{3}{4}'$ 0,861 <sup>m</sup>	$4\frac{1}{4}'$ 1,330 <sup>m</sup>	$5\frac{3}{4}'$ 1,799 <sup>m</sup>	$7\frac{1}{4}'$ 2,270 <sup>m</sup>
Höhe der Rojeforte üb. d. Wasser:	$2'$ 0,626 <sup>m</sup>	$3\frac{1}{4}'$ 1,017 <sup>m</sup>	$4\frac{1}{2}'$ 1,408 <sup>m</sup>	$5\frac{3}{4}'$ 1,799 <sup>m</sup>	$7'$ 2,191 <sup>m</sup>
Ganze Länge des Riemens:	$8'$ 2,504 <sup>m</sup>	$10\frac{3}{4}'$ 3,339 <sup>m</sup>	$14'$ 4,382 <sup>m</sup>	$17\frac{1}{2}'$ 5,425 <sup>m</sup>	$20\frac{3}{4}'$ 6,469 <sup>m</sup>
Äussere Länge des Riemens:	$5\frac{1}{4}'$ 1,722 <sup>m</sup>	$8'$ 2,504 <sup>m</sup>	$10\frac{1}{2}'$ 3,287 <sup>m</sup>	$13'$ 4,069 <sup>m</sup>	$15\frac{1}{2}'$ 4,852 <sup>m</sup>
Innere Länge des Riemens:	$2\frac{1}{2}'$ 0,782 <sup>m</sup>	$2\frac{3}{4}'$ 0,835 <sup>m</sup>	$3\frac{1}{2}'$ 1,096 <sup>m</sup>	$4\frac{1}{2}'$ 1,356 <sup>m</sup>	$5\frac{1}{2}'$ 1,617 <sup>m</sup>

Wir sehen, dass die Länge der Riemen vom Zygiten ab um je ( $3\frac{1}{3}'$ ) 1,043<sup>m</sup> steigt, und eine allgemeine Formel würde lauten: der Riemen der n<sup>ten</sup> Reihe ist  $(4 + \frac{10n}{3})'$  oder  $(1,25 + 1,043 \cdot n)^m$  lang. Allerdings muss hierbei ausdrücklich bemerkt werden, dass diese Formel nur auf die Drei- bis Fünfruderer, nicht auf die bei Athenaeus V p. 203 C ff. erwähnten Kolossalschiffe anwendbar ist. Für diese bedarf das Rudersystem nicht unwesentlicher Modifikationen, über die an einer andern Stelle einmal gesprochen werden soll. — Der Zygit sass also auf den athenischen Kriegsschiffen von der Aussenwand des Schiffs nicht weiter entfernt als der Thalamit, und erst der Thranit musste ein Wenig näher an die Innenwand rücken. Da die innere Länge seines Riemens ( $3\frac{1}{2}'$ ) 1,096<sup>m</sup> beträgt, so mögen die *καίδες*, die senkrechten Innenwände, durch welche der für die Rojer bestimmte Raum vom Innersten des Schiffes getrennt war, etwa ( $4'$ ) 1,25<sup>m</sup> von dem *τοῖχος*, der äussern Schiffswand, entfernt gewesen sein. Die Bänke der beiden unteren Reihen konnten bis um ( $1'$ ) 0,313<sup>m</sup> kürzer sein.

Jetzt kann es nicht mehr schwer fallen, die Grösse der Triere annähernd zu berechnen. Die Sitze der Thraniten befinden sich ( $4\frac{1}{4}'$ ) 1,330<sup>m</sup> über dem Wasser. Der Thranit selbst bedarf noch ( $3'$ ) 0,94<sup>m</sup>, um zu sitzen. Die Planken des Verdecks (*κατάστρωμα*) kommen hier nicht in Betracht, da sie wohl nur wenig dicker als die Sitzbänke ( $1'' = 0,026^m$ ) waren, die Deckbalken (*στρωτήρες*) konnten aber ohne Mühe so gelegt werden, dass sie die Rojer nicht behinderten. Das Deck befand sich demnach ( $4\frac{1}{4}' + 3' = 7\frac{1}{4}'$ ) 1,330<sup>m</sup> + 0,94<sup>m</sup> = 2,270<sup>m</sup> über dem Wasser. Der Tiefgang des Schiffes betrug sicher nicht mehr als ( $4'$ ) 1,25<sup>m</sup>. Es ist gewiss, dass ein antikes leeres Schiff einen Tiefgang hatte, welcher ungefähr dem dritten Teil der Höhe gleich war; denn in dieser Periode befanden sich auf den Schiffen keine Maschinen; wenn von den 200 Mann der Besatzung jeder mit seiner Habe und den Nahrungsmitteln 100 Kilo wog, so giebt dies 20,000 Kilo (= 400 Centner = 10 Last), ein Gewicht, welches ein solches Schiff höchstens um ein Paar Zoll herabdrücken konnte. Aber noch ein andrer Punkt verdient Berücksichtigung: heute pflegen die Schiffe ganz aus Rippen und zwar aus eichenen Rippen gebaut zu werden. Die antiken Schiffe waren nur unten aus dicken Rippen gebaut; weiter oben befand sich nichts als die verhältnismässig weitläufigen *τραμίνες*, senkrechte Balken der äusseren Schiffswand (*τοῖχος*), auf welchen die Planken, *καίδες*, befestigt waren. Zudem wurde beim Schiffsbau fast nur Fichtenholz oder ebenso leichtes Holz verwendet. Wir werden also sicher nicht irren, wenn wir ( $4'$ ) 1,25<sup>m</sup> als Tiefgang der Triere festhalten. In der Mitte war sie ( $11\frac{1}{4}'$ ) 3,521<sup>m</sup> hoch. Die Breite betrug ( $15-18'$ ) 4,695<sup>m</sup>—5,634<sup>m</sup>; ( $15'$ ) 4,695<sup>m</sup> muss als niedrigste Grenze angenommen werden, da wir die Länge der Thranitenriemen — die Riemen wurden eingezogen und quer durch das Schiff gelegt — auf ( $14'$ ) 4,382<sup>m</sup> berechneten. Es bleibt noch übrig, die Länge der Triere zu berechnen. Wir sahen, dass der *πρῶτα* zunächst der äusserste Thalamit sass; er befand sich ihr ( $5'$ ) 1,57<sup>m</sup> näher als der äusserste Thranit. 27 Rojer plus den zuletzt genannten 5' nehmen einen Raum von ( $26 \cdot 5 + 5' = 135'$ ) 42,255<sup>m</sup> ein. Dazu kommen für den 28.—31. Thraniten, welche letztere vier nur je ( $2\frac{1}{2}'$ ) 0,782<sup>m</sup> auseinandersitzen, noch

(10') 3,13<sup>m</sup>, zu 42,255<sup>m</sup> addiert ergibt (145') 45,385<sup>m</sup>; fügen wir vorn noch (10') 3,13<sup>m</sup>, hinten (15') 4,695<sup>m</sup> Raum hinzu (die παρεξαιρέσιαι), so beträgt die Länge der Triere auf dem Verdeck von Vordersteven Vorderkante bis Hintersteven Hinterkante (170') 53,210<sup>m</sup>. Da aber sowohl πῶρα als besonders auch πρύμνη weit hervorragten, so beträgt die Länge auf dem Wasserspiegel nur (155') 48,515<sup>m</sup> und die Kiellänge (145') 45,385<sup>m</sup>."

Diesen Massen Zoellers setze ich die Grasers gegenüber:

	Zoeller:	Graser (R. N. § 30 ff. u. 51):
Höhe von Kiel bis Deck:	(11 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> ') 3,521 <sup>m</sup> .	(19 <sup>1</sup> / <sub>2</sub> ' engl.) 5,947 <sup>m</sup> .
Breite auf Deck excl. πάροδος:	(15—18') 4,695 <sup>m</sup> —5,634 <sup>m</sup> .	(18') 5,49 <sup>m</sup> .
Breite in der Höhe des Wasserspiegels:		(14') 4,27 <sup>m</sup> .
Länge auf Deck:	(170') 53,210 <sup>m</sup> .	(149') 45,445 <sup>m</sup> .
Länge auf der Wasserfläche excl. ἔμβολον:	(155') 48,515 <sup>m</sup> .	ca. (149') 45,545 <sup>m</sup> .
desgl. incl. ἔμβολον:	(165') 51,645 <sup>m</sup> .	ca. (160') 48,80 <sup>m</sup> .

Für eine technische Bezeichnung des Verhältnisses der Länge zur Breite ist nicht sowohl die Länge und Breite auf Deck, als vielmehr die Länge im Wasserspiegel und die Breite auf Deck massgebend; dabei muss bei der Triere das ἔμβολον hinzugenommen werden: diese ganze Linie übt bei der Drehung des Schiffes den Widerstand gegen das Wasser aus, nicht die Länge des Decks; diese kann durch die hoch erhobene πρύμνη noch vergrößert und dadurch für die Zwecke der Aktion auf Deck noch mehr Platz gewonnen werden. So ist auf unsern Torpedoböten, Fahrzeugen, welche die grösstmögliche Manöverfähigkeit haben müssen, das schon den Alten bekannte Princip der hoch erhobenen πρύμνη (des 'aufgehobten Achterstevens') aufs Ergiebigste in Anwendung gebracht. — Wir haben also folgende Verhältnisse der Breite zur Länge:

Graser: (18') 5,49' : (160') 48,80 = circa 1 : 8<sup>3</sup>/<sub>4</sub>.

Zoeller, Minimum: (15') 4,695' : (165') 51,645 = circa 1 : 11.

Das ist kein geringer Unterschied und erklärt sich, was schon früher betont wurde, daraus, dass Grasers Triere die Eigenschaften eines sehr hochmastigen und dazu lateinisch getakelten Schiffes hat, wobei noch darauf besonders aufmerksam gemacht werden muss, dass bei Graser das ἔμβολον verhältnismässig viel länger ist als bei Zoeller, so dass hierdurch bei Graser sich das Verhältnis etwas anders zeigt, als es in der That sein würde, wenn das ἔμβολον die richtige Länge hätte. Zoellers Triere ist ein Ruderschiff, bei welchem die Takelage eine untergeordnete Rolle spielt, und mit welchem Recht, mag noch aus folgender Erwägung hervorgehen: bekanntlich neigt schon ein günstiger von seitwärts und hinten stehender Wind ein hochgetakeltes Segelschiff so bedeutend, dass das Deck des Schiffes mit der Wasserfläche einen Winkel bis zu 30° bildet. Wie sollten nun bei einem solchen Winde, welcher der beste für Segel ist, die Riemen auf der der Windrichtung zugewendeten Seite (der 'Luvseite') das Wasser auch nur berühren können! Dieses Moment mag noch zu dem in der Festschrift S. 57 ff. angeführten Scheidungsmerkmalen von ναὺς μακρά und βραχεῖα hinzugefügt sein. Dass übrigens das Verhältnis von 1 : 11 zwar ein geringes, aber immerhin kein technisch unmögliches ist, lehrt ein Vergleich mit unseren modernen Dampfschiffen. Zwar unsere Kriegsschiffe können nicht zum Vergleich herangezogen werden, da die Bepanzerung und schwere Armierung geringere Verhältnisse der Länge zur Breite erfordern. Aber bei Handelsdampfern ist das Verhältnis 1 : 11 nicht unerhört. Ich führe einige zuverlässige Beispiele aus dem von dem Bureau Veritas in Brüssel herausgegebenen letzten 'General-Register der Handelsmarinen aller

Länder. 2. Theil. Dampfschiffe. 1880—1881' an: Seedampfer 'Congo', gehört den 'Messageries maritimes' in Marseille, 1 : 11½ (39,6 : 395,5 engl. Fuss); ähnlich der zur selben Rhederei gehörige Seedampfer 'Orinoque'. Allerdings scheint dieses Verhältnis seltener zu sein; häufiger schon ist 1 : 10; 'Leibnitz', Gesellschaft 'Brasil and River-Plate Steam navigation Co. Liverpool', 34,9' : 342,5'; Verhältnis 1 : 9½ scheint häufig im Gebrauch zu sein bei der 'Hamburg.-Amerikan. Packetfahrt-Aktiengesellschaft in Hamburg': 'Lessing' 40,0' : 375,1'; desgleichen 'Herder'. Da nun das Verhältnis 1 : 11 das seltenere ist und seine besondern Gründe haben kann, so mag die Breite der Triere, von der in obigem Verhältnis das Minimum angenommen ist, etwas grösser angesetzt werden: 1 : 10 ergibt für Zoellers Triere eine Breite von circa (17') 5,321<sup>m</sup>.

Wenn nun Graser in seiner Abhandlung 'über die ältesten Schiffsdarstellungen auf antiken Münzen' Berlin 1870 sagt, dass durch seine Messungen der noch jetzt erhaltenen Fundamente der antiken Schiffsschuppen im Piräus die Richtigkeit der Dimensionen seiner Triere sich bestätigt habe, so glaube ich ihm nicht unbedingt Glauben schenken zu dürfen, da seine Unzuverlässigkeit in Angaben und Citaten sich mir schon mehrfach gezeigt hat (vgl. Festschr. Anm. 3). Jedenfalls hatte Zoeller entschieden Recht, unter diese seine eigenhändige Zeichnung der Triere die Worte zu setzen: 'Die athenische Triere zur Zeit des Demosthenes, nach antiken Denkmälern entworfen.'

Der Vorsitzende erteilt das Wort zu diesem Vortrage Herrn Dr. Schäfer-Stettin. Derselbe glaubt den Messungen, die Graser an den in den Hafenbassins des Piräus erhaltenen Resten angestellt hat, keine grosse Beweiskraft beisprechen zu dürfen, da über deren Bedeutung bis jetzt keineswegs die nötige Klarheit herrsche; es sei darum nicht statthaft aus den daraus vermutlich gewonnenen Zahlen auf die Dimensionen der Schiffe einen Schluss zu ziehen. Die demnächst erscheinende Schrift von Dr. Milchhöfer 'der Piräus' werde das, was sich als sicher habe feststellen lassen, enthalten.

Dr. Brunn: Noch ein Paar Worte, meine Herren, gestatten Sie mir zum Schluss, um Ihnen noch an einem Beispiele zu zeigen, wie auch in kleinen Dingen Grasers Arbeiten einer genauen Revision bedürfen. Unter den von ihm publicierten Gemmen des Berliner Museums befindet sich auch eine (Nr. VII 79 in Tölkens erklärendem Verzeichnis; bei Graser 'die Gemmen' u. s. w. Taf. I Nr. III) mit der Aufschrift ΚΑΤΑΠΛΟΥΣ. Das Ruderschiff fährt mit günstigem Winde nach rechts hin. An der Mastspitze, dem 'Top', befindet sich ein Gegenstand, in welchem Graser, dessen ganzes Bestreben dahin geht, die Geräte der antiken Schiffe möglich vollständig und den modernen ähnlich zu machen, lieber ein Schiffsgerät als einen Kranz erkennen möchte. Ich glaube auf der Zeichnung mit Bestimmtheit einen Kranz zu erkennen. Es bestärkt mich in dieser Ansicht auch die genaue Besichtigung des vor der πρύπα des Schiffes schwimmenden Gegenstandes. Ich erkenne darin mit Anwendung der Lupe nicht bloss einen Delphin, sondern einen auf einem Delphin reitenden, wegen der kleinen Verhältnisse ungeflügelten Eros\*). Es ist die Gemme somit ein Geschenk, welches der glücklich heimkehrende Trierarch seiner Braut übergeben will. — Die Erklärung der Gemme findet Beifall und der Vorsitzende schliesst die erste Sitzung kurz vor halb elf Uhr.

---

\*) Eine nachträglich am Original und Gipsabguss vorgenommene Untersuchung hat dasselbe Resultat ergeben.



### Dritte Sitzung.

Mittwoch den 29. September Vormittags um 9 Uhr  
im Zeichensaal der Friedrich-Wilhelmsschule.

Es sind anwesend ausser den Mitgliedern der archäologischen Sektion auch die der philologischen und der pädagogischen Sektion. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Preuner-Greifswald, hält einen Vortrag

#### Ueber die pergamenischen Skulpturen, speziell die Gigantomachie<sup>1)</sup>.

Ich möchte, meine Herren, von der jüngsten und grossartigsten Errungenschaft, die diesmal auch eine unschätzbare Bereicherung Preussens und Deutschlands ist, zu Ihnen reden, von einer Errungenschaft, die eben auch nur erst unter unserem grossen Kaiser und König möglich war und die zudem unter der persönlichen Mitwirkung unseres glorreichen Kronprinzen erfolgte, von den pergamenischen Skulpturen. Es ist das ohne Frage die gewaltigste Bereicherung unseres Antikenschatzes seit den Tagen Lord Elgins. Ja die Parthenonskulpturen sind nicht einmal neu entdeckt worden, wie die pergamenischen, sondern waren stets sichtbar geblieben. Und hat man doch die pergamenischen Skulpturen selbst an Wert ihnen gleichstellen, ja voranstellen wollen. Ehre dem trefflichen, hochverdienten Entdecker Humann, Ehre aber auch den Männern, welche mit hoher Einsicht und Energie die Erwerbung dieses Schatzes für unsere Museen unternommen, beantragt, beschlossen, und mit Humann zusammen durchgeführt haben!

Wir wussten von der Kunst im pergamenischen Königreich während des kurzen für Litteratur und Kunst so wichtigen Bestehens eines solchen im 3. und 2. Jahrhundert vor Chr. Winckelmann redet von ihr auf Grund namentlich von ein paar Nachrichten des Plinius. Sehen wir dabei ab von der Angabe über das Mosaik des Sosos, so ist es hauptsächlich die berühmte Notiz des Plinius (nat. hist. XXXIV, 84): *Plures artifices fecere Attali et Eumenis adversus Gallos proelia, Isigonus, Pyromachus, Stratonicus, Antigonus, qui volumina condidit de sua arte*. Wenn es seither bestritten werden konnte, welcher Eumenes hier gemeint sei, ob der Erste (263—241), wie früher Brunn (Gesch. d. griech. Künstler I S. 442) annahm und noch zuletzt Thrämer (Die Siege der Pergamener über die Galater und ihre Verherrlichung durch die pergamenische Kunstschule. Progr. von Fellin 1877), oder der Zweite (197—159), was namentlich Ulrichs ausgeführt hat, so ist es jetzt ausser Zweifel gesetzt, dass es Eumenes II. war. Es haben sich nämlich zu schon früher bekannten Inschriften neue hinzugefunden, welche ohne Zweifel zu den Bronzewerken der genannten Künstler gehörten<sup>2)</sup>, und diese neuen mit den alten verbunden beweisen nunmehr, dass der Sieg über Antiochos Hierax und die Gallier nicht, wie Thrämer noch zuletzt wieder vermutet hat, schon von Eumenes I., sondern von Attalos I. gewonnen wurde.

1) Es sind jetzt nachträglich einige Aenderungen und Zusätze gemacht. Aber wenn ich es auch sehr gewünscht hätte, es erschien nicht thunlich und es wäre mir in Folge meines gegenwärtigen Amts als Rector auch kaum möglich gewesen, während des Wintersemesters auf einige Tage nach Berlin zu gehen und den Vortrag umzuarbeiten.

2) Vgl. Conze in dem 'Vorläufigen Bericht von Conze, Humann, Bohn, Stiller, Lolling und Raschdorff' über 'die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon'. Berlin 1880. IV und 120 Seiten mit 7 Tafeln. 4. (auch enthalten im 'Jahrbuch der Kön. Preuss. Kunstsammlungen' B. I. Berlin 1880) S. 80 ff.

Aber von Skulpturen aus Pergamon kannte Winckelmann nichts. Erst Nibby (Effemeridi lett. di Roma. 1821 April. p. 49 ff.) wies 1821 in dem sogenannten sterbenden Fechter im capitolinischen Museum einen Gallier nach, und nach dem Funde eines Sarkophags mit der Darstellung einer Schlacht zwischen Römern und Galliern in der Vigna Ammendola führte Raoul Rochette (Bulletin de Férussac 1830 T. XV p. 365 ff.) aus, dass wie auf diesem so in der grossartigen Gruppe in Villa Ludovisi, welche den unsinnigen Namen 'Arria und Paetus' führt, ein Gallier und sein Weib dargestellt sei<sup>3)</sup>, nachdem übrigens schon Heyne, wie R. Rochette selbst bemerkt, den Gegenstand derselben im ganzen richtig erkannt hatte, indem er statt speziell von einem Kelten und seinem Weib im allgemeinen von einem Barbaren sprach<sup>4)</sup>.

Aber Nibby, der an die Niederlage der Gallier auf dem Parnass dachte, liess die Stelle des Plinius unbeachtet, und Raoul Rochette erkannte nicht die enge stilistische Verwandtschaft der Gruppe und der Statue<sup>5)</sup>.

Dann wies Brunn, der in der Geschichte der griechischen Künstler (I. 1857. S. 442 ff.) aus der Kombination der litterarischen Ueberlieferung mit der vergleichenden Betrachtung von Statue und Gruppe in geistvoller Weise die kunstgeschichtlichen Folgerungen zog, nachdem E. Wolff (im Bullettino dell' Instituto 1835) die Aehnlichkeit einiger Statuen in Venedig und Neapel, Burckhardt im 'Cicerone' (S. 488 der 2. Aufl.) die Verwandtschaft der Statuen in Neapel mit dem sogenannten sterbenden Fechter beobachtet, Longpérier (Bull. arch. de l'Ath. fr. 1856 p. 42) eine der venetianischen Statuen als Gallier bezeichnet hatte,<sup>6)</sup> in einem 1865 gehaltenen Vortrage<sup>7)</sup> nach, dass mehrere Statuen, nämlich drei (Gallier) in Venedig, eine (ein Perser) im Vatikan, vier (ein Gallier, eine Amazone, ein Perser, ein Gigant) in Neapel und eine (ein Gallier) in Paris, wozu dann (abgesehen von drei kleinen Bronzekopien aus späterer Zeit im britischen Museum<sup>8)</sup> noch eine Statue in Aix

3) Vgl. Brunn, Gesch. d. griech. Künstler I S. 444 ff. Ich muss aber jetzt hinzufügen, dass schon lange vor Nibby Hirt (in den Horen XII. 1797. S. 12) von dem sterbenden Fechter mit voller Bestimmtheit sagte, dass „die Charakterisierung seines Körpers und seiner Attribute uns in ihm den Gallier erkennen lassen“. Vgl. denselben in Wolfs Analekten I. 1817 S. 145. Seine schon in den Horen angekündigte und nach Stark (Archäologie S. 238) auch wirklich erschienene Abhandlung über den sterbenden Fechter habe ich mir noch nicht verschaffen können.

4) S. Heyne, in den „akadem. Vorlesungen“ S. 239 ff. (dieselben, die mir nicht zur Hand sind, sind nach Stark (Archäologie, S. 213) 1767—1804 gehalten); vgl. Schreiber, die antiken Bildwerke der Villa Ludovisi S. 115. Nach ihm wies Mongez (Mém. de l'Institut, Litt. et Beaux arts. T. II. an VII 1798/99) in der Statue des sterbenden Fechters einen Barbaren nach, indem er zugleich den sog. Paetus als solchen bezeichnete. Hernach sprach Visconti in der 'Notice du Musée Napoléon' (opere varie, IV p. 326) die Vermutung aus, Statue und Gruppe möchten von einem Siegesdenkmal etwa von Cäsar oder Germanicus über Gallier oder Germanen herrühren.

5) Vgl. Brunn, G. d. g. K. I. S. 446. S. über das Schwanken im Urteil R. Rochettes, dessen Aufsatz mir leider nicht zu Gebote steht, noch Welcker, akadem. Kunstmuseum zu Bonn. 2. Aufl. 1841. S. 82. Immer war der Weg gebahnt, wie denn O. Müller in der 2. Aufl. des Handbuchs 1835 in einem eingeschalteten § 157\* der Kunst in Pergamon unter Hinweis auf die Stelle des Plinius und die beiden Werke (sowie den ähnlichen Torso in Dresden), freilich zusammen mit der in Ephesos mit Beziehung auf den „Borghesischen Fechter“, einen Platz gab. Vgl. den Bericht über R. Rochettes Aufsatz in O. Müllers Uebersicht der griech. Kunstgesch. von 1829/1835, 'kleine deutsche Schriften' II S. 741.

6) Vgl. Brunn in den Annali dell' Inst. 1870 p. 300.

7) Abgedruckt a. a. O. S. 292—299.

8) Brunn, Art. 'Antigonos' in Meyers Künstlerlex. II S. 106 a. Die beiden Statuen, früher in Villa

(ein Perser) kam<sup>8a</sup>), zusammengehörten, und ohne Zweifel von dem Weihgeschenk stammten, dessen Pausanias mit den Worten gedenkt (I, 25, 2): Πρὸς δὲ τῷ τείχει τῷ νοτίῳ Γιγάντων οἱ περὶ Θράκην ποτὲ καὶ τὸν ἰσθμὸν τῆς Παλλήνης ὤκησαν, τούτων τὸν λεγόμενον πόλεμον, καὶ μάχην πρὸς Ἀμαζόνες Ἀθηναίων, καὶ τὸ Μαραθῶνι πρὸς Μήδους ἔργον, καὶ Γαλατῶν τὴν ἐν Μυσίᾳ φθορὰν ἀνέθηκεν Ἀτταλος, ὅσον τε δύο πηχῶν ἕκαστον. Attalos (I) hatte also nach Athen ein Weihgeschenk gestiftet, welches in vier Gruppen seinen grossen Sieg über die Gallier und als dessen ideale Gegenbilder die marathonische Schlacht, den Amazonen- und den Gigantenkampf darstellte, und wir besitzen denn auch noch Figuren aus allen vier Kämpfen. Nur haben wir auffallender Weise bloss solche aus den Reihen der Besiegten, keine Sieger, so dass man irre werden und denken könnte, es seien nur Besiegte dargestellt gewesen, hätten wir nicht die Nachricht des Plutarch (Anton. 60), dass von einem Sturm der Dionysos der Gigantomachie ins Theater hinab geworfen sei.

Alle diese Skulpturen, die seit längerer Zeit und die neuerdings als pergamenisch erkannten, stimmten nun aufs beste zusammen. Man sah da entsprechend dem Entwicklungsgange der griechischen Kunst eine vollendete Technik aufgewandt, um in pathetisch erregter Weise, aber mit einem noch nicht gekannten Realismus, nicht bloss ideale Kämpfe und Gestalten, sondern auch Barbaren in historischen Schlachten in natürlichster Charakteristik ihrer Erscheinung darzustellen.

Die Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts hatte dagegen wesentlich einen idealen Charakter gehabt: die des fünften trug den Charakter erhabener Schönheit, ernster Grösse, die des vierten den der vollendeten anmutsvollen Schönheit, und auch sie hielt in dem Ausdruck der nun schon mit Vorliebe dargestellten seelischen und leidenschaftlichen Erregungen, der πάθη, eine Grenzlinie des schönen Masses ein.

Wenn so die griechische Skulptur schon vor der pergamenischen die Richtung auf Darstellung leidenschaftlicher Erregung in einzelnen Gestalten genommen hat, finden wir auch schon längst charakteristische Naturwahrheit angestrebt, wie in den alten Weibern des Alkamenes im Giebel des Zeustempels zu Olympia — von Päonios nicht zu reden, dessen naturalistischer Zug sich nicht bloss in der Giebelgruppe zeigt, sondern auch in der Nike verräth — und wie z. B. in dem Pädagogen der Niobegruppe. Und andererseits übt der Realismus der Pergamener keineswegs eine ausschliessliche und rücksichtslose Herrschaft aus, sondern die alten Tendenzen wirken noch fort. Aber immer sieht man, dass, was früher vereinzelt auftritt, hier nun zum herrschenden Prinzip geworden ist.

Und so möchte ich mich auch denen anschliessen, die den neugefundenen sogen. Dornauszieher den Pergamenern zutheilen, wie dies schon früher Brunn<sup>9</sup>) mit dem Jungen im britischen Museum, der aus der Gruppe zweier sich balgender erhalten ist, gethan hat. Noch gewisser gehört bekanntlich der sogenannte Schleifer in Florenz mit dem in mehreren Repliken vorkommenden geschundenen Marsyas dazu.

---

Albani jetzt im Museo Torlonia Nr. 258, welche Brunn (Annali S. 311 f.) vielleicht als Kopien aber aus blosser Erinnerung mit aller Reserve, Benndorf 8<sup>a</sup>) mit grösserer Bestimmtheit den Pergamenern glaubt anreihen zu dürfen, können hier ausser Frage bleiben. S. noch Schreiber Arch. Ztg. XXXVII. S. 64 f.

8<sup>a</sup>) Vgl. Benndorf in den 'Mitth. des d. arch. Inst. in Athen' I S. 167 ff.

9) Im angef. Art. 'Antigonus'. Vgl. Robert, il fanciullo dalla spina in den Annali dell' Inst. XLVIII. 1876 S. 132, der zur Vergleichung mit dem Dornauszieher die betrunkene Alte im capitolinischen Museum und den in mehreren Wiederholungen vorhandenen alten Fischer beizieht.

Wenn nun die genannten Werke, abgesehen von dem 1874 in Rom gefundenen Dornauszieher, unserem bisherigen Antikenbestand angehören und nur durch eine für die Meisten freilich zur Gewissheit erhobene Wahrscheinlichkeit der pergamenischen Kunst zugetheilt werden können<sup>10)</sup>, so besitzen wir seit 1871 einzelne Reliefplatten, seit dem vorigen Jahre Massen von Skulpturen, die aus Pergamon selbst nach Berlin gebracht sind. Dieselben stammen zum grössten Teile von einem Altar, über den eine Stelle bei einem untergeordneten Autor, die zuerst Wieseler<sup>11)</sup> hervorgezogen hat, berichtet. Ampe- lius sagt in seinem achten Capitel: *'Miracula mundi.'* § 14. *Pergamo ara marmorea magna, alta pedes quadraginta cum maximis sculpturis; continet autem gigantomachiam.* Der Altar war darnach 40 Fuss hoch und es befanden sich sehr grosse Skulpturen an ihm, welche eine Gigantomachie darstellten.

Nach den Funden bestand derselbe aus einem ungefähr quadratischen Hauptbau von etwas über 100' im Quadrat (34, 6  $\times$  37, 71), auf dessen Fläche ein nicht vorgelagerter, sondern in das Viereck eingeschnittener Treppenaufgang hinaufführte. Dieser Hauptbau war rings von dem 2,30<sup>m</sup> hohen Fries umgeben, der in hoch erhabenem Relief offenbar als das ideale Gegenbild der Kämpfe der Pergamener gegen die Gallier, welche in der Nachbarschaft dargestellt waren, wie die oben erwähnten Inschriften beweisen, die Schlacht der Götter gegen die Giganten zeigte. Oben auf der Fläche stand eine Säulen- halle, inmitten deren sich der eigentliche Altar erhoben haben muss. An der inneren Rückwand war dann wahrscheinlich der kleinere Fries angebracht, von dem ebenfalls zahlreiche Platten gefunden sind, die Reliefs von 1,57<sup>m</sup> Höhe tragen. Man hat in ihnen einige Szenen aus dem Mythos von Herakles und Telephos erkannt, von denen die pergamenischen Könige abstammen wollten. Die gefundenen Stücke dieses Frieses — es sind etwa 30 grössere — lagen aber, als ich sie sah, noch in ihren Kisten in einem ohnehin schlecht beleuchteten Saale. Ich muss daher, soviel des Interessanten die Platten auch so schon zeigten, darauf verzichten, heute über dieselben zu reden, wie denn auch die Berliner Publikation nur erst sehr vorläufig von ihnen spricht. Aehnliches gilt von den zahlreichen Statuen, die, wie es scheint, zum Teil in und vielleicht auf der Säulen- halle gestanden haben. Viele davon — die meisten sind weiblich — sind wohl Porträt- statuen und von untergeordnetem Werte. Am imposantesten sind jedenfalls die Reste des grossen Frieses. Diese waren auch, als ich sie sah, ausgepackt und wenigstens ein Teil derselben auch schon von dem Kalk gereinigt, der, zum Teil aus den dadurch für immer verlorenen Stücken gebrannt, sie bis auf unsere Tage entstellt, aber auch geschützt hat. Aber es ist auch jetzt noch nicht gelungen, eine zusammenhängende Reihenfolge aus den gegen hundert grösseren und zahllosen kleineren Fragmenten herzustellen. Nur im allgemeinen können wir uns die Komposition vergegenwärtigen.

---

10) Ich darf nicht unterlassen hinzuzufügen, dass Furtwängler, der Satyr aus Pergamon (40. Winckelmannsprogramm. Berlin 1880) eine Statuette ähnlichen Stils publiciert hat, die wirklich in Pergamon gefunden ist. Dabei mag auch noch die Notiz über einen um 1863 aus der Citadelle von Pergamon ins britische Museum gekommenen kolossalen Torso aus bläulichgrauem Marmor aus einem Briefe Newtons in der Arch. Ztg. (XXI. 1863. S. 72. Vgl. Bursian im Art. 'Griech. Kunst' in Ersch und Grubers Encyclopädie I Sektion, 82 Teil, S. 482 A. 81) erwähnt werden.

11) Art. 'Giganten' in Ersch und Grubers Encykl. I. Sektion, 67 Teil, S. 184 unter den 'nach- träglichen Bemerkungen'.



Man sah da ringsum Götter, grösstenteils zu Fuss, wie Zeus und Athena, wie Apollon, Artemis, Hekate, Dionysos; andre auf Wagen: so Helios auf einem Viergespann, während von einem geflügelten Viergespann vermutet wird, dass es zu Zeus gehört, eine andre Gottheit auf einem Zweigespann, eine weitere, wohl Poseidon, auf einem Zweigespann von Hippokampen; einige Göttinnen erschienen reitend: Eos (?) zu Pferde, Selene (?) ebenfalls auf einem Pferd oder Maultier; Kybele auf ihrem Löwen in wildwogendem, doch in der Hauptsache schon entschiedenem Kampfe gegen die Giganten, welche in allen Gestalten erscheinen, in denen sie im Verlaufe der griechischen Kunst nacheinander dargestellt wurden: in voller Menschengestalt, jugendlich und als reifere Männer, in Waffenerüstung, wie in der hesiodischen Theogonie (wo freilich Flach den betreffenden Vers wieder streichen will), auf den ältesten Vasen und in dem neugefundenen Relief am Schatzhaus der Megareer zu Olympia, als Wilde, mit Fellen sich schützend, doch in voller menschlicher Bildung, dann aber auch mit Schlangenbeinen, mit zwei, mit vier Flügeln, dazu einzelne in noch unerhörter Gestaltung, mit Hörnern und Ohren wie Tritonen, mit Löwenkopf und -tätzen, mit Buckelochsennacken und -ohren (wohl auch -hörnern).

Die Götter kämpfen mit ihren Waffen, unterstützt von ihren Tieren. Dem Zeus bringt sein Adler neue Blitze, während ausserdem noch vier andre Adler gefunden sind, die Blitze bringen oder selber kämpfen. Athenas Schlange windet sich gleich denen der Laokoongruppe um den Gegner, den sie an den Haaren niedergerissen hat; Dionysos ist von seinem Panther begleitet, Hekate und Artemis von Hunden. Dagegen kämpfen dann aber auch die Schlangen, in welche die Beine der Giganten auslaufen.

So kämpfen an den Enden der beiden Treppenwangen, von denen die rechte hier ausgestellt ist, Adler mit Gigantenschlangen. An der linken Treppenwange schliessen sich dann weitere Platten an. Man erkennt wohl mit Recht Hephästos; daneben ist vielleicht Hestia abgebildet; nach ihnen kommt noch ein Götterpaar im Kampfe mit Giganten, der Gott mit einer kammartigen Mütze bedeckt, wie von Fischhaut, ob Nereus? Links um die Treppenecke dürfen wir dann vielleicht in einer Göttin in langem weitem Gewande Amphitrite (*Ἀμφιτρίτη* steht auf einem Eckblock) erkennen. Die Namen *Ποσειδών*, *Ῥακεανός*, *Τρίτων*, ein Hippokamp mit einer Deichsel von dem Gespanne des Poseidon, ein ganz eigentümlich gebildeter Seekentaur, letzterer als Kämpfer über den hingesunkenen Giganten mit dem dem sogenannten sterbenden Alexander ähnlichen Kopfe hinweg, gehören wohl alle hierher, sind aber noch nicht bestimmt einzureihen. An einer zweiten Ecke sah man Dionysos gefolgt von zwei Satyrn, begleitet von seinem Panther. An einer dritten Ecke, wohl auf der Nordseite, an der Nordostecke, befand sich die Platte, auf der man eine weibliche Gestalt erblickt, die den einen Fuss auf einen Gigantenkopf gesetzt hat. Dass man sie aber nicht etwa Aphrodite nennt, verbietet eben die Inschrift mit diesem Namen, da diese nicht an einem Eckblock sich befindet. Ueber dem gefallenem erhebt sich nach rechts hin ein schlangenbeiniger, geflügelter Gigant<sup>12</sup>). Eine vierte (die Südost-)Ecke zeigte auf der Ostseite Hekate und Artemis. Hier ist es gelungen, eine Folge von sieben Platten herzustellen. Links kämpft

12) Er kämpft nach der „Beschreibung der Pergamenischen Bildwerke“ (Berlin 1881) gegen eine Göttin mit langen Locken, an die sich dann die Platte mit einem stehenden Gott, der wider einen niedergestürzten Giganten ausholt, und an diese wieder die des von einem Giganten von hinten mit Armen und Beinen umstrickten Gottes, und endlich die mit dem über einen niedergestürzten Giganten wegschreitenden, mit beiden Armen die Keule erhebenden Herakles (?) anschliesst.

da Hekate, mit sechs Armen Fackel, Schwert, Speer, Schild, Schwertscheide haltend, gegen einen wohl erhaltenen, früher für eine Wassergottheit angesehenen Giganten, während ihr Wolfshund einen andern ins Bein beisst, sie selbst von zwei Schlangenbeinen angegriffen wird; rechts kämpft Artemis über einen Giganten weg, den ein Wolfshund vor ihr im Nacken gepackt hat, gegen einen Giganten von edelschöner Männlichkeit.

Nach der „Beschreibung“ ist nun auch noch die Plattenreihe, wenn auch fragmentarisch, zusammengestellt, die sich von der Südostecke aus auf der Südseite hinzieht. An der Ecke kämpft eine Göttin mit kürzerem, flatternden Mantel, unterstützt von einem Hunde, gegen einen schlangenbeinigen Giganten; dann stürmt in entgegengesetzter Richtung eine Göttin mit langen Locken und Diadem, eine Fackel schwingend, gegen einen Giganten mit menschlichen Beinen, aber mit Flügeln, an denen sich Seegewächs zeigt, und mit Hörnern und spitzen, in Seegewächs auslaufenden Ohren. Neben ihm sinkt ein jugendlicher Gigant vornüber zu Boden, sterbend, ein Bild des Todesgrauens. Endlich reihte sich wohl hier auch der Apollon an, der mit der Rechten den Bogen hält, mit der Linken einen neuen Pfeil aus dem Köcher nahm, während ein Gigant unter ihm hingestürzt liegt, bemüht, seinen Oberleib noch aufrecht zu erhalten. Wohl ebenfalls unfern von einer (fünften) Ecke war der Zug des Helios zu schauen, dessen Rossen, die über einen Leichnam wegstürmen, ein Gigant in den Weg tritt, voran Eos(?) und Selene(?) reitend.

In einer weiteren Gruppe haben sich nach der „Beschreibung“ noch folgende Platten zusammengefunden: auf einer tritt eine jugendliche geflügelte Göttin einem Giganten, den sie an den Haaren zurückreisst, auf das linke Schlangenbein, im Begriff ihm eine kurze Lanze von oben in die Brust zu stossen; auf der nächsten kämpft ein Gott mit einem gewappneten Giganten Schild an Schild; auf der dritten wirft eine reich bekleidete Göttin<sup>13)</sup> ein Gefäss, um das sich eine Schlange windet, auf einen ins Knie gestürzten bewaffneten Giganten; auf einer vierten, vor der nach der Beschreibung nur eine Platte zu fehlen scheint, stürzt sich der stiernackige Gigant auf einen Gott, der ihm das Schwert in die Brust stösst.

Ausserdem sieht man — auch nach der „Beschreibung“ noch vereinzelt — einen Giganten von hinten, dessen Gesicht von einer Fackel versengt wird, einen Gott im Kampfe mit dem Giganten mit Löwenkopf und -taten, auf weiteren Platten eine Göttin in kurzem Mantel mit einer Fackel wohl in beiden Händen, eine zweite in reichem Lockenhaar, die mit der Linken einen von Schmerz überwältigten Giganten an den Haaren fasst, mit der Rechten eine rätselhafte Waffe schwingt<sup>13)</sup>, eine dritte, die mit beiden Händen einem Giganten, auf dessen Hüfte sie tritt, die Lanze in die Brust stösst, eine vierte mit lang auf den Rücken fallenden Locken, welche die Lanze in der Rechten schwingt. Ihr ist ein Gigant in die gezückte Lanze gefallen, von dem aber nur der Arm, mit dem er dies thut, erhalten ist<sup>14)</sup>. Neben der Göttin zerfleischt ein Löwe einen gestürzten Giganten, wie auf einer andern Platte ebenfalls ein Löwe einen solchen niedergeworfen hat.

Leider muss man aber bis jetzt bekennen, dass die meisten dieser Gottheiten für

13) Es ist dies übrigens die am wenigsten gelungene Gruppe.

14) Da die „Beschreibung“ S. 15 f. ihn gleichwohl geflügelt und schlangenbeinig nennt, so muss sie dafür doch Anhaltspunkte haben.

15) Der Erklärung von Roscher (Augsb. Allgem. Ztg. 1880. Beil. S. 4571) aus Cornelius Nepos (Hannib. 10) und Justin XXXII, 4 wird die Bemerkung in der „Beschreibung“ gelten, dass die Schlange nicht aus dem Topfe krieche.

uns noch völlig namenlos sind. Rätselhaft sind gleich die vier zuletzt genannten Götter und Göttinnen alle. Rätselhaft ist, welche Gottheit auf dem Zweigespann kämpfte; von welcher letzterer man nur noch einen Gewandzipfel und den Schild sieht. Wer ist ferner z. B. der Gott, den ein Gigant von hinten um den Leib fasst? Wer derjenige, der nackt mit Schwert und Schild gegen einen ins Knie gesunkenen ebenfalls mit einem Schild bewaffneten Giganten kämpft? Wer sind die Göttinnen, die mit dem Rücken gegen einander, die eine mit einer Fackel, die andere mit einem Hunde neben sich, gegen die Giganten anstürmen? Und wenn man in den Resten des Speerkämpfers mit einem mit Blitzen und Sternen gezierten Schild Ares erkennen möchte, so kann die Inschrift Ἄρης wieder nicht über diesem Gotte — oder Giganten, denn auch ein solcher kann es gewesen sein — gestanden haben, da dieselbe einem Eckblock angehört, das Relief aber keine Eckplatte ist. In einem noch nicht genannten geflügelten Gotte vermutet Conze einen Windgott. Ganz ohne Namen bleibt aber wieder die Göttin, die dem Giganten auf das Gesicht tritt, wie die geflügelte, die einen von hinten gefasst hat, wie der Gott, der mit dem löwenköpfigen Giganten kämpft. Mit einiger Sicherheit allerdings wird man in dem mit einer Keule kämpfenden Heros den Herakles erkennen. Wer ist aber wieder der Gott, auf den sich der stiernackige Gigant mit der ganzen Wucht seines Körpers stürzt, und der diesem ruhig das Schwert in den Leib stösst? Sicher dagegen ist auch ausser den schon genannten die auf ihrem Löwen reitende Kybele, aber schwieriger zu deuten ist gleich wieder die Göttin, welche ihr vorausschreitet.

Es sind ausser den genannten Inschriften: Ἀμφιτρίτη, Ποσειδῶν, Ὀκεανός, Τρίτων, Ἄρης, Ἀφροδίτη — abgesehen von dem Namen der Athena und dem der Gigantenmutter Γῆ sowie dem des Heros Ἡρακλῆς — folgende Götternamen erhalten: (Ἑ)νύω, Διώνη, Λη[τ]ῶ, Θέμις, [Ἀ]τερῖη (Tochter des Koios, Schwester der Leto, Mutter der Hekate); Εὐ... und ...α. Aber sowohl Ares und Aphrodite als all die letztgenannten ist es eben noch nicht gelungen, auf die einzelnen Figuren anzuwenden und von den erstgenannten Seegöttern ist dies nur in dem oben angedeuteten beschränkten Masse der Fall<sup>16</sup>). Von Gigantennamen ist noch kein bekannter nachgewiesen. Vollständig sind erhalten: Χθονόφυλος, Ἐρυσίθων und Ὀχθαῖος; ausserdem unvollständig: ΑΛΛΗΚ....., ....ΑΓΓΕΥΣ, ...ΦΕΓ....., ....ΜΝΕΥΣ, ΑΜΙ....., ΒΡΟ..... Zweifellos gehört die Inschrift Ἀθηνᾶ zu der Reliefplatte mit einer Gottheit, die freilich ganz unverkennbar ist, zu der herrlichen Platte, wo Athena mächtig ausschreitend einen Giganten an den Haaren niedergerissen hat, während Ge (Γῆ) mit schmerzzerfülltem Haupt aus der Erde sich erhebt und flehend das Gewand der Athena fasst, über ihr weg aber Nike dieser den Siegeskranz auf das Haupt setzt. Und ebenso herrlich ist endlich die Platte, die offenbar das Seitenstück zu jener bildet, wo Zeus je einen Giganten rechts und links neben sich durch Aegis und Blitz niedergeworfen hat und eben einem dritten dasselbe Schicksal bereitet, welches immer wieder Andere aus der Hand des Gottes, dem fortwährend seine Adler neue Blitze bringen, ereilen wird.

Diesen beiden Gottheiten war doch wohl wegen der in der Nähe gefundenen

16) Die Götternamen standen in der Hohlkehle des Gesimses über dem Relief, die der Giganten auf einem architektonischen Gliede darunter, sind daher getrennt gefunden. Nur der Name Γῆ steht auf der Platte selbst. [Zusatz: Hirschfeld (Westermanns Monatshefte, L. Bd. 1881 S. 50) vermutet in den mit dem Rücken gegeneinander gekehrten beiden Göttinnen auf der Südseite an der Südostecke (s. oben u. S. 185) Leto und Asterie.]

Inschriften der Altar geweiht, nicht der Athena allein, die freilich in diesen überwiegend hervortritt, obwohl sich nicht erweisen lässt, dass eine Weihinschrift von Eumenes an Zeus und Athena Nikephoros, die allerdings einem grossen Weihgeschenk angehörte (Conze, vorl. Bericht S. 77 f.), wirklich vom Altarbau stammt.

Es ist da eine unermessliche Fülle von Leben und Bewegung, Kampf und Leidenschaft, Siegesstolz und Verzweiflung, göttlicher Hoheit und unbeugsamem Trotz, von herrlichem Siegen und ingrimmigem Unterliegen dargestellt, und es ist dies mit vollendeter Meisterschaft geschehen, mit einem erstaunlichen anatomischen Wissen und einem wunderbaren künstlerischen Können, ja man ist ab und zu versucht, zu sagen: mit virtuosenhafter Bravour.

Wir haben zur Vergleichung von anderen Darstellungen der Gigantomachie, was Skulpturen betrifft, bis jetzt nur wenig gehabt, während wir allerdings eine lange und interessante Reihe von Vasenbildern, sowie eine Anzahl geschnittener Steine, auch Münzen und vereinzelte Werke in andern Kunstgattungen mit Gigantenkämpfen besaßen. Wir wussten<sup>17)</sup>, abgesehen von Einzeldarstellungen, z. B. von Herakles' Kampf gegen einen einzelnen Giganten am Throne des Apollon zu Amyklæ, namentlich von Gigantenkämpfen im Giebel des Thesauros der Megareer zu Olympia — diese sind ja zum grossen Teile jetzt wiedergefunden —, am Apollontempel zu Delphi (aus Euripides), am Zeustempel zu Agrigent, an der inneren Seite des Schildes der Athena Parthenos, am argivischen Hera-tempel, auf dem Kapitol in Rom, endlich von einem Bronzework in Konstantinopel, und besaßen von sicher hergehörigen grösseren Skulpturwerken ausser einigen sehr zerstörten Metopen vom Parthenon und einer ebenfalls sehr zerstörten von Selinunt nur zwei halbe und eine ganze Platte von zwei selinuntischen Tempeln, wozu nun die Skulpturen vom Thesauros der Megareer gekommen sind, und eine Anzahl Reste aus römischer Zeit<sup>18)</sup>. Doch ist zur eingehenden Vergleichung mit diesen Resten erst die Zeit, wenn wir unsern neuen Schatz vollständiger übersehen können<sup>19)</sup>.

Conze macht einige interessante Vergleiche. Er erinnert (S. 52) bei einem Gigantenkopf an den sogenannten sterbenden Alexander in Florenz (s. oben S. 184); bei dem jugendlichen sterbenden (S. 185) erinnert er (S. 60) an die sogenannte Medusa Ludovisi; bei dem Giganten, dessen Bein die Schlange der Athena umwindet, an die Laokoongruppe; bei dem Apollon an den von Belvedere, nicht ohne den pergamenischen Skulpturen den Vorzug zu geben vor dem Laokoon, insofern dieser modern überarbeitet ist (S. 55), vor dem Apollon, da der pergamenische ein ganz anderes Wesen von Fleisch und Blut sei als jener, an welchen er in der Bewegung oberflächlich erinnere (S. 61). — Bei dem Kampfe der Artemis gegen den jugendlichen Giganten kamen Conze (S. 58) Schillers Johanna und Montgomery in den Sinn. Ein Beschauer ward (S. 54) durch die reitende Selene, von deren vollem Nacken das Gewand herabgeglitten ist, an Palma Vecchio gemahnt.

Gewiss wir werden von diesen Skulpturen mit hoher Bewunderung erfüllt. Wir gehen mit steigender Bewunderung, ja mit Staunen von einer Gruppe zur andern. Dabei

17) Vgl. Wieseler, Art. 'Giganten' in Ersch und Grubers Encyklop. I Sektion, 67 Th., S. 158 ff. und Overbeck, Kunstmythologie II S. 339 ff.

18) Vgl. Stark, die Gigantomachie auf antiken Reliefs u. s. w. Heidelberg 1869. 4.

19) Nur die schon von Conze, Vorläuf. Ber. S. 55 hervorgehobene Aehnlichkeit eines Giganten auf dem vaticanischen Relief aus Villa Mattei, wo auch ein schlangenbeiniger Gigant neben solchen in Menschengestalt erscheint, mit dem dritten Giganten bei Zeus mag auch hier erwähnt werden.



finden sich freilich überraschende Einzelheiten. So ist ein in Flammen auflodernder Blitz des Zeus in erstaunlich realistischer Weise durch den Schenkel eines niedergeworfenen Giganten gebohrt, während auf der andern Seite von Zeus ein anderer Gigant, vor seiner Aegis, wie es scheint, sich in Krämpfen windet. Dort sieht man eine Göttin eine Urne, um die eine Schlange sich ringelt, als Waffe auf einen Giganten werfen. Wer ferner hätte in griechischer Kunst eine Hekate dargestellt zu sehen erwartet mit nur einem Leibe, und gleichwohl mit drei Köpfen und mit sechs Armen zugleich kämpfend? Dann wieder befremdet der Gigant mit dem Stiernacken von unglaublicher Roheit.

Natürlich sind nicht alle diese Massen von einer, sie sind von mehreren Händen ausgeführt. Einzelne Gestalten scheinen mit Werken zu wetteifern, die mit Recht zu den am meisten bewunderten gezählt werden, andere scheinen bis jetzt wenigstens etwas weich und stumpf. Alle aber haben etwas an sich, das zwar wiederum die Virtuosität der Künstler beweist, aber an griechischen Werken überrascht: ich meine die unglaublich raffinierte, ja etwas pedantische Vollendung, mit der alles Detail und auch das Beiwerk ausgeführt ist. Nicht bloss die Flügel u. dgl., sondern auch die Pelze, die eigentümlichen, übrigens (vgl. Conze S. 61) auch auf gewissen anderen Skulpturen vorkommenden Säume an den Gewändern, die bis in die tiefsten Falten der stürmisch bewegten Gewandmassen hineingearbeiteten Bruchlinien derselben, endlich insbesondere auch das Schuhwerk sind mit einer Accuratesse gearbeitet, als wäre das unter Rat und Aufsicht der betreffenden Handwerker geschehen.

Es ist noch nicht die Zeit, ein fertiges Urteil über diese Skulpturen abzugeben. Man hat indes von kompetenter Seite<sup>20)</sup> namentlich drei Sätze als das bisherige Ergebnis der Betrachtung ausgesprochen. „Es verschwinde die zu niedrige Vorstellung von einer Zeit des Verfalls —“; „es verschwinde jene zu enge Vorstellung — von einer pergamenischen Kunstschule neben einer rhodischen —“; „es verschwinde endlich“ — an diesen letzten Satz hat unser Herr Präsident Kern schon vorgestern erinnert — „der zu einseitige Begriff antiker Kunst, in dem die Meisten befangen sind.“

Aber wenn wir auch in mancher Hinsicht damit übereinstimmen, so mögen denn doch auch einige Einwendungen dagegen gestattet sein. Gewiss werden wohl auch die, deren Begriffe von antiker Kunst schon weitere waren, Grund finden, sie zu berichtigen und noch mehr als bisher zu erweitern. Diese Skulpturen müssen gerade auch auf die ausübenden Künstler sowie auf die weiteren Kreise der Kunstliebhaber einen gewaltigen Eindruck machen; so nahe steht ihre Formensprache der der Renaissance und der neuesten Zeit, — aber doch wohl mehr nur die Formensprache als die Empfindungsweise. Sie beweisen fürs zweite, dass es im dritten und zweiten Jahrhundert noch grosse Meister gab. Aber abgesehen davon, dass man daran doch wohl schon seit längerer Zeit nicht mehr zweifelte, wenn die meisterhaften Leistungen dieser Künstler auch unsre höchste Bewunderung erregen, — fehlt nicht auch ihnen, was die Kunst des fünften und vierten Jahrhunderts so unendlich gross macht, dass diese Geist und Herz befreit und erhebt, dass sie zur Seele spricht?

Schon die Idee, den Kampf der Götter gegen die Giganten unmittelbar als Seitenstück zu den Kämpfen von Menschen darzustellen, ist, wie denn schon V. Valentin (Grenz-

20) Conze, Pergamon. Ein Vortrag geh. in der k. Akad. d. W. 29. Jan. 1880. Berlin 1880. S. 13.

boten 1880 I S. 68) Bemerkungen nach dieser Richtung hin gemacht hat, dem frömmern Sinne der älteren Zeit fremd. Wenn diese mythische Kämpfe als ideale Gegenbilder menschlicher Schlachten darstellte, so waren es Amazonen- und Kentaurenkämpfe, waren es die Kämpfe um Ilion; eine unmittelbare Zusammenstellung von historischen Schlachten fand wohl in älterer Zeit nur mit letzteren und wieder von diesen mit dem grossen Götter- und Gigantenkampf, nicht aber von historischen Schlachten mit den Gigantenkämpfen statt. An die Stelle des frommen Gedankens, dass durch die Götter, die ja auch in den mythischen Schlachten selbst leitend und handelnd dargestellt werden, stets die Ordnung, die Gesetzmässigkeit, die Kultur den Sieg über das Dunkel, die wilden Mächte der Unordnung und Barbarei davontragen, tritt so die anmassliche Gleichstellung menschlicher mit göttlichen Thaten. Freilich hier an diesem Altar finden wir eine solche Zusammenstellung nicht so unmittelbar wie in Athen. Aber ein 400' langes Relief mit Gigantenkämpfen wirkt denn doch notwendig ermüdend. Und so möchte man hier, da doch einmal diese Idee den pergamenischen Skulpturen zu Grunde liegt, umgekehrt wünschen, dass nur eine oder die andre Seite des Altars von der Gigantenschlacht, andre von anderen Darstellungen eingenommen wären. Ich kann mir nicht helfen, ich finde auch hierin eine gewisse Masslosigkeit.

Auch das möchte ich bezweifeln, dass durch die neuen Funde jene zu enge Vorstellung — „aus einem vorläufigen bequemen Fächerwerke erhaltener Nachrichten hervorgegangen“ — „von einer pergamenischen Kunstschule neben einer rhodischen verschwinde“. Ich gebe zu, dass „entsprechend dem Genius jener Zeit dasselbe umfassende Vermögen hier ist wie dort“. Ich möchte auf eine Vergleichung rhodischer und pergamenischer Kunst jetzt nicht eingehen. Aber ich weiss nicht, ob durch die neuen Funde, wenigstens weiss ich nicht, und davon allein kann für jetzt die Rede sein, ob durch die Gigantomachie unsre bisherigen Vorstellungen von pergamenischer Kunst umgestossen werden. Ich möchte die Charakteristik einer pergamenischen Kunst als solcher noch nicht fallen lassen, sondern diese jetzt wenigstens vielmehr nur zu berichtigen und zu vertiefen suchen. Mir scheint eben doch gerade die pergamenische Kunst immer zuerst einen Schritt weiter aus dem Hellenenthum herauszumachen, als wir das bis jetzt wenigstens sonst in der griechischen Kunst gefunden haben. Wussten wir bisher, dass sie es durch die realistische Bildung von Barbaren that, so finden wir sie jetzt auf demselben Wege auch bei der Bildung von Göttern und der Darstellung von Götterkämpfen weiter gehen, als irgendwo sonst die gleichzeitige griechische Kunst, und wir glauben z. B. in einzelnen Bildungen wie in jener Hekate orientalische Luft wehen zu fühlen, etwas von einer Rückwirkung des Orients auf das Hellenenthum zu spüren. Beachtenswert ist wohl auch in dieser Richtung, dass keine einzige weibliche Figur nackt erscheint (Conze, vorl. Bericht S. 61).

Freilich, ein Köpfchen ist gefunden von ganz hinreissender Anmut und Schönheit. Aber wo gehört dieses hin, wo stammt es her? Man hat schon von mehr als von einer Seite auf die Verwandtschaft desselben mit der Venus von Milo hingewiesen<sup>21)</sup>. Von diesem Köpfchen möchte ich noch reden, während ich von all den andern Statuen, die noch gefunden sind, wie von dem Telephos-Fries schweigen muss.

<sup>21)</sup> Vgl. Conze, vorl. Bericht S. 71. Benndorf in den arch.-epigr. Mittheilungen a. Oesterreich IV. S. 71.

Es ist von überwältigender Schönheit, und wie ich glaube aussprechen zu müssen, auch von hervorragender Wichtigkeit. Ich darf hier nur auf die Thatsache hinweisen, dass auch der in manchem Betracht eigentümliche, wundervolle mit Recht oder Unrecht sogenannte Asklepioskopf aus Melos ist, wobei uns denn in den Sinn kommen mag, dass eine von dem einen der pergamenischen Künstler ausgeführte, hernach von Prusias entführte Asklepiosstatue in Pergamon stand.

Allein ich kann mich noch nicht überzeugen, dass Schöpfungen wie dieser Asklepios, wie die Venus von Milo, wie das Köpfchen aus Pergamon dem dritten oder zweiten Jahrhundert angehören. Neuerdings hat Benndorf (a. a. O.) durch Vergleichung eines Köpfchens aus Tralles zu zeigen gesucht, dass die Venus von Milo kein Originalwerk sei, dass sie mit jenem Köpfchen auf ein gemeinsames Original zurückgehe. Aber jene Aehnlichkeit ist doch nur eine äusserliche, wie Benndorf selbst anerkennt. Der Stil des Kopfes von Tralles erinnert ihn an Praxiteles. Mit Recht, wie mir scheint. Ich habe es schon wiederholt ausgesprochen<sup>22)</sup>, dass sich der Stil des Praxiteles und Skopas wohl unterscheiden lasse, und ebenso, dass der der Venus von Milo von dem beider Künstler verschieden sei. Aber ich glaube dabei bleiben zu müssen, dass der Stil, der sich in dieser ausspricht, nicht einer weit späteren Entwicklungsstufe der griechischen Kunst, sondern einer ungefähr gleichzeitigen, verschiedenen Richtung angehört. Jedenfalls werfen die pergamenischen Funde durch das Köpfchen auch etwas mehr Licht auf die Venus von Milo, die uns noch so grosse Rätsel aufgibt.

Möchte es mir wenigstens gelungen sein, auf die hohe Bedeutung der pergamenischen Funde für die Geschichte der Kunst einige Streiflichter fallen zu lassen!

An diesen Vortrag, der mit Beifall aufgenommen wurde, reihten sich noch einige Besprechungen, die auch in der dritten Sitzung am Donnerstag fortgesetzt wurden, über die Unterschiede der idealen Kunst des fünften und des vierten Jahrhunderts und der realistischen pergamenischen, wobei auch Parallelen zwischen dem weiblichen Idealkopf aus Pergamon und dem der knidischen Venus gezogen wurden.

---

#### Vierte Sitzung.

Donnerstag den 30. September im Zeichensaal der Friedrich-Wilhelms-Schule.

Der Vorsitzende eröffnet die Versammlung um 9 Uhr und erteilt das Wort an Dr. Brunn-Stettin zu seinem Vortrag

#### Ueber eine unedierte Vase des Königlichen Antiquariums in Berlin.

Meine Herren! Meine nautischen Studien sind nicht bloss nach der technischen Seite der Kenntnis des antiken Seewesens hin ergiebig, sie eröffnen auch neue Gesichtspunkte auf anderen Gebieten der Archäologie. Was Graser nur ganz kurz in einer Anmerkung (U. p. 234) berührt, giebt mir Anlass zu weitergehenden Untersuchungen. Es handelt sich, wie ich auch in der Festschrift S. 60 f. ausgeführt habe, um die Ueber-

---

<sup>22)</sup> S. den Bericht in der Arch. Zeitung XXX (1872) S. 109 und meine Schrift: „Die Venus von Milo“ S. 30 f.

lieferung des Athenaeus und späterer Lexikographen, dass ἄκατος auch eine Art von Trinkgefässen gewesen sei. Ersterer sagt XI p. 482 F: ἄκατος· ποτήριον ὅμοιον πλοίῳ; ähnlich Hesychius, die συναγωγή λέξεων χρησίμων in Bekkers Anecdota u. A: διὰ τὸ ὅμοιον τρογγύῳ πλοίῳ. Aber ἄκατος ist nicht die einzige Schiffsbenennung, die auf Trinkgefässe angewendet ist, und Letronne in seinen gegen Panofkas 'Recherches sur les véritables noms des vases grecs et sur leurs différents usages' (Paris 1829) gerichteten 'Observations sur les noms des vases grecs' (im 'Journal des savants' Paris 1833 S. 35) weist mit aller Entschiedenheit den Gedanken von der Hand, aus dieser Gleichheit der Benennungen und den Erklärungen der Grammatiker auf eine Aehnlichkeit oder gar eine genaue Uebereinstimmung in der Form beider Körper zu schliessen; dies sei schon deshalb unmöglich, weil alle Schiffe mehr oder weniger länglich, die Vasen aber rund seien. Er sucht deshalb die Gleichheit der Benennungen anders zu erklären, er führt sie auf die Vorliebe der Komiker zurück, grosse Trinkgefässe mit Schiffsbezeichnungen zu benennen, namentlich mit solchen, welche Lastschiffe bedeuten; ähnlich nenne Magnus Troil in Walter Scotts 'Pirat' seine grosse Punschbowle sein 'gutes Schiff'. In Betreff der ἄκατος wendet sich dann Letronne noch besonders gegen Panofka. Dieser hatte in seinen 'Recherches' unter Nr. 30 nach Athenaeus XI p. 502 A. ἄκατος für eine μετόμφαλος φιάλη erklärt. Dort (= Meineke, fragm. com. gr. II p. 793; Bergk, poet. lyr. 3. Ausg. III p. 1277, 6 und jetzt bei Kock, com. att. fragm. p. 734 Nr. 3) heisst es:

Θεόπομπος δ' ἐν Ἀλθαίᾳ ἔφη·  
 Λαβοῦσα πλήρη χρυσέαν μετόμφαλον  
 φιάλην· Τελέστης δ' ἄκατον ὠνόμαζέ νιν,  
 ὡς τοῦ Τελέστου ἄκατον τὴν φιάλην εἰρηκότος.

Es muss zunächst darauf hingewiesen werden, dass ἄκατον an dieser Stelle eine Emendation Porsons für das handschriftlich überlieferte ἄκρατον ist. Sicher\*) überliefert ist ἄκατος als Bezeichnung für Trinkgefässe nur von Antiphanes bei Meineke, fragm. com. gr. III p. 5 Nr. V (= Athenaeus XV p. 692 F):

Ἀρμόδιος ἐπεκαλεῖτο, παιᾶν ἦδετο,  
 μεγάλην Διὸς κωτήρος ἄκατον ἥρ' τις.

Es ist ferner von Wichtigkeit, dass das Wort ἄκατος nicht eine allgemein gebräuchliche Benennung für eine Art von Trinkgefässen war, sondern von den Komikern metaphorisch dafür gebraucht wurde. Aus jener Stelle des Theopomp nun einen Schluss zu ziehen, scheint schon deshalb gewagt, weil die Lesart noch für zweifelhaft gelten kann. Mag immerhin Porsons Konjektur (vgl. die Leipziger Ausgabe d. Medea des Euripides [1824] zu v. 139 p. 34), durch die wir für Valckenaers einen fehlerhaften Tetrameter zwei tadellose Trimeter erhalten, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben, so bleibt doch die Möglichkeit, dass hier ein andres Wort gestanden hat. Angenommen jedoch, Porsons Lesart ist die richtige, so wird man Letronnes Worten beistimmen: 'la conclusion à tirer de ce passage, c'est au contraire que le nom d'acatos donné à cette phiale n'était qu'un caprice du poëte dithyrambique Téleste, autrement le passage de Théopompe n'aurait pas

\*) Allerdings berichtet die cun. λέξ. χρ. bei Bekker, anecd. p. 371, 5: ἄκατος· φιάλη, διὰ τὸ ὅμοιον τρογγύῳ πλοίῳ· οὕτω Θεόπομπος. Aber streng genommen ist es ja nicht Theopomp, sondern Telestes, der oben das Wort gebraucht; es scheint deshalb nicht unbedingt ausgeschlossen, dass sich das Citat der cun. λέξ. χρ. in dem angeführten Verse auf eine andre Stelle des Theopomp bezieht.



de sens.' Wenn er aber weiter annimmt, der Witz des Telestes bestehe darin, dass er die Schale wegen ihrer Grösse so genannt habe, so ist dieser Schluss nicht zwingend. Denn in diesem Falle würde wohl wie von Antiphanes μεγάλης hinzugesetzt worden sein. Diese letzte Stelle zeigt deutlich, dass die Grösse nicht eine unbedingte Eigenschaft der ἄκατος ist. Ein Vergleich, wie ihn Letronne annimmt, ist demnach nur insoweit zulässig und verständlich, als die Etymologie der angewendeten Schiffsbenennung das Schiff schon an sich als ein grosses (z. B. ὀλκάς) oder einen hohlen Raum (z. B. κῆφος) bezeichnet. So finden wir bei Pherekrates (Meineke II p. 324): κύλικας ὥπερ ὀλκάδας οἶναγωγούς, und Anaxilas (ib. III p. 348; I p. 19) sagt: ἡ Φρύνη .. τὸν .. ναύκληρον λαβοῦσα καταπέπωκ' αὐτῷ κῆφει. Hat aber das Wort durch seine Etymologie einen bestimmten andern Sinn, der sich auf Eigentümlichkeiten der Form bezieht, so muss die Benennung hierin ihren Grund haben. So liesse sich z. B. wohl denken, dass eine Schuhart wegen ihrer ungeschickten Grösse zum Scherz ὀλκάς genannt würde, wie ja auch wir in diesem Sinne von 'Oderkähnen' sprechen; wenn aber ein Schuh ἄκατος oder ἀκάτιον hiesse — und letzteres ist wirklich der Fall (Hesychius; Bekker, anecd. p. 371, 4: ἀκάτια· ὑποδημάτων εἶδη u. s. w.; Etym. magn. 25, 1: ἀκάτιον· κανθάλιον; und Pollux 7, 93: εἶδος γυναικείων ὑποδημάτων) —, so müsste derselbe gewiss eine bestimmte Eigenschaft haben, welche diese Benennung veranlasste: diese Schuhe können natürlich nicht 'carinata' gewesen sein, sie werden gleichsam 'prora rostrata', vorn spitz zulaufend gewesen sein; es sind diese ἀκάτια vermutlich den bei Aristophanes Lysistr. 45 und dem Komiker Theopomp (vgl. d. Schol. zur Stelle des Aristophanes und Pollux 7, 92) vorkommenden περιβαρίδες sehr ähnlich, die ebenfalls ihren Namen von einer Bootsart, von βάρις oder βάρις haben (Herodot II 41; 96 und bei den Tragikern). Daher glaube ich auch, dass der Witz des Telestes, wenn anders Porsons Konjektur die richtige Lesart giebt, in der Etymologie des Wortes liegen muss. Allerdings muss ich gestehen, dass mir die Konjektur zweifelhaft wird, da auf die μερόμφολος φιάλη die Bezeichnung ἄκατος gar nicht zu passen scheint, muss aber ebenso bekennen, dass ich nichts andres an die Stelle zu setzen weiss: möglich, dass die vielen, bis jetzt noch nicht alle völlig gekannten Bedeutungen der vielverzweigten Wurzel ἄκ einmal eine passende Deutung geben (vgl. Festschrift S. 72 Note 15). Durch all diese Umstände werden wir doch auf eine längliche, spitz zulaufende, und wenn wir das 'inflexa puppe' des Mucianus hinzunehmen, hintenübergebogene, vielleicht mit einem Henkel versehene Vasenart gewiesen. Dem widerspricht aber alles, was von Vasen bis jetzt gefunden ist, und die Zweifel an dem länglichen, vorn geschnäbelten Trinkgefäss wären auch so vielleicht noch gerechtfertigt, wenn nicht wenigstens ein Vasenbild uns einen bestimmten Anhaltspunkt gäbe. Durch Herrn Dr. Furtwängler in Berlin, mit welchem ich meine Ansichten über die längliche Vasenform persönlich austauschte, bin ich auf eine der diesjährigen Erwerbungen der königlichen Vasensammlung in Berlin aufmerksam gemacht worden. Es ist ein Alabastron schönen Stils, Nr. 2696 des Inventars, von dem ich Ihnen die Lithographie heute vorlegen kann. Das rotfigurige Bild zeigt folgende Darstellung: Eros überreicht einem Mädchen einen länglichen, spitz zulaufenden hohlen Gegenstand, dessen dem Mädchen zugewendetes Ende nach Innen henkelartig umgebogen ist. Dies und die Grösse — der Gegenstand ist grösser als ein Frauenfuss — macht es unmöglich, in ihm die Schuhart ἀκάτιον oder περιβαρίς zu erkennen; es ist wohl kaum daran zu zweifeln, dass uns hier der erwünschte Beleg für das längliche Trinkgefäss ἄκατος gegeben ist.

Nachdem darauf verschiedene Exemplare der Lithographie unter die Anwesenden verteilt und von diesen besichtigt worden waren, wurden einige Einwände gegen die gegebene Erklärung erhoben. Einige Mitglieder wiesen besonders darauf hin, dass die eigentümliche Handbewegung und die Kopfneigung des Mädchens sowie die ganze zum Boden geneigte Haltung des Eros, endlich doch auch die nicht unbedeutende Grösse des Gefässes auf etwas anderes als ein Trinkgefäss hinweise. Es wurde demselben die allgemeine Bezeichnung 'Toilettegefäss' gegeben und der Vortragende aufgefordert, nach diesem Gesichtspunkt hin die Darstellung noch einmal zu prüfen und den geeigneten griechischen Namen für diese Art von Gefässen festzustellen. Der Vortragende glaubte darauf nicht unerwähnt lassen zu dürfen, dass eine ähnliche Ansicht über das Vasenbild auch in Athen, als die Vase zuerst bekannt wurde, von Herrn Dr. Milchhöfer ausgesprochen wurde, und wenn auch diese Deutung nicht unbedingt sicher zu sein scheint, so erklärt sich der Vortragende doch bereit, der Aufforderung Folge zu leisten, da hierdurch die Lösung des Rätsels, welches das Vasenbild bietet, vielleicht gefördert wird.

Von Toilettegefässen können hier zwei Arten in Betracht kommen, welche dem fraglichen Gegenstand seinen Platz entweder auf dem Waschtisch oder unter dem Bett anweisen. Die erste Art, λέβης, ist schon aus Homer, die zweite, ἀμῖς, aus Aristophanes und den Komikern bekannt. Ueber die verschiedensten Arten von Geräten und Gefässen haben wir ausserdem zwei Stellen. Die erste, aus Klearch *περὶ γρίφων*, führt Athenaeus XIV p. 648 F so ein: τοῦ δὲ ἡμῖν παρακειμένου μελιπήκτου μέμνηται Κλέαρχος ὁ Σολεὺς ἐν τῷ περὶ γρίφων οὕτως λέγων· 'σκεύη κελεύοντα λέγειν ὅμοια εἰπεῖν'

τρίπους χύτρα λυχνεῖον ἀκταία βάθρον  
σπόγγος λέβης σκαφεῖον ὄλμος λήκυθος  
σπυρίς μάχαιρα τρύβλιον κρατὴρ ῥαφίς.

Es folgen, was für unsre Frage wertlos ist, die ὄψα und τραγήματα. Die zweite Stelle ist Pollux 10, 122, wo unter den κεράμεια σκεύη von Axionicus (Meineke III p. 535 Nr. III) angeführt werden:

Τρύβλια χύτρα λοπάδιον ὄξις χοῦς ἀμῖς  
Λεκάνη θυεῖα κάνθαρος σείων λύχνος

und die angeredete Person sagt:

ὕπρησία σοι παντελής, γραῦ, κεραμίων.

Beide in Frage kommenden Gefässarten finden wir hier erwähnt, λέβης bei Klearch, und ἀμῖς bei Axionicus. Man könnte an λέβης denken, dessen hierhergehörige Bedeutung schon aus Homer (θ 386) bekannt ist, aber in der Stelle des Athenaeus hat es die andre Bedeutung, 'Kessel' (Φ 362), da nur von Küchengeräten die Rede ist, und für die erste Bedeutung die längliche Form anzunehmen, ist völlig unbegründet. Die Körperbewegung des Eros und die Handbewegung des Mädchens dagegen finden eine passende Erklärung, wenn wir die Darstellung so auffassen, dass der Eros dem Mädchen eine ἀμῖς überreicht. Dieses Gefäss — es heisst nicht σκάφιον, wie aus den Thesmophoriazusen des Aristophanes v. 633 (σκάφιον Ξένυλλ' ἤτησεν, οὐ γὰρ ἦν ἀμῖς) hervorgeht\*) oder gar σκαφεῖον (s. S. 195) —

\*) Pollux 10, 44 f. macht eine Scheidung von ἀμῖς (τῷ ἀνδρὶ) und σκάφιον (τῇ γυναικί), welche durch die obige Stelle des Aristophanes (die Pollux selbst anführt mit den Worten: ἄμφω δὲ παράλληλα

kommt nicht nur bei den Komikern (Aristophanes Wespen v. 807. 935. Frösche 543), sondern auch bei Demosthenes (g. Konon § 4) vor. Die Tragiker aber, Aeschylus und Sophokles, nannten es in verlorenen Stücken οὐράνη (Athen. I p. 17 C f.), der letztere in der Πανδώρα auch ἐνουρήθρα (Pollux 10, 44), während Eupolis denjenigen schalt, der zuerst 'ἀμίδα, παῖ' beim Gelage gesagt habe. Homer dagegen, fügt Athenaeus hinzu, geht nie so weit, wie Aeschylus und Sophokles, dass er seine Helden, wenn sie trunken sind und sich zanken, sich mit solchen Gefässen werfen lässt; auch nicht einmal die Freier, die er doch als besonders zügellos darstellen will, werfen damit, sondern mit etwas anständigerem, mit einem Kuhfuss nach Odysseus.

Dass die Form dieser Gefässe, wenigstens der von Frauen gebrauchten länglich war, ist an sich wahrscheinlich, und man darf daraus, dass das Wort ἀμὶς bei den Komikern für die von Frauen und Männern gebrauchten vorkommt, nicht schliessen, dass beide Arten die längliche Gestalt hatten. Es scheint auch in der Etymologie des Wortes nichts zu liegen, was auf diese Form hinwies. Denn wenn ἄμη auch die 'Harke' heisst, mit welcher Heu eingesammelt wird, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob der Name daher komme, dass diese Instrumente spitz sind, sondern dass sie zum Einsammeln, Einernten (ἀμάω) gebraucht werden. Eher könnte man aus der Stelle in des Aristophanes Wespen v. 808:

ἀμὶς μὲν, ἣν οὐρητιάς, αὐτῇ

παρὰ τοὶ κρεμήσεται ἐγγὺς ἐπὶ (ἀπὸ?) τοῦ παττάλου

auf eine längliche Gestalt schliessen wollen: ein längliches Gefäss muss sich leichter an einen Nagel hängen lassen als ein rundes; aber auch ein solches lässt sich aufhängen, wenn der Nagel gross genug, ein Pflock ist. Nur das folgt unbedingt aus der Stelle, dass die ἀμίδες Henkel hatten, also in der Schiffersprache 'inflexa puppe' waren, und diese hat ja auch das Gefäss auf unsrer Vase; denn wenn auch dieser Henkel nicht geschlossen rund ist, so lässt sich das Gefäss doch gewiss an denselben aufhängen.

Was bedeutet nun aber an jener Stelle des Klearch ἀκταία? In den älteren Ausgaben las man ἀκταῖα. Diese Lesart der Vulgata, welche auch Casaubonus billigte, liess die Stelle unverständlich, bis Dalecampius 'actaea' übersetzte und dazu bemerkte: 'Pila ex Attico marmore Pentelico. Hesychius.' Schweighäuser führte dann in den 'animadversiones' die griechischen Worte des Hesychius an, welche lauten: ἀκταία· ἡ Ἀττικὴ πρῶτως οὕτως ἐκαλεῖτο καὶ ἡ ἐκ τοῦ ἀκτίτου λίθου κατασκευασθεῖσα τοῦ Πεντελικοῦ, und deshalb empfahl er im Texte des Hesychius zu ergänzen: θύεια, 'sive per librariorum culpam intercidisse illud apud Hesychium existimes, sive statuas sic vulgo olim simpliciter dixisse Graecos, ἀκταίαν, pro ἀκταίαν θύειαν, Atticum mortarium, scilicet ex Attico marmore Pentelico confectum.'

ἐν Πολυεῖδῳ (!) Ἀριστοφάνῃ) sich als unrichtig erweist; denn die von ihm für die Bedeutung von κάρφιον aus dem Αὐτόλυκος des Eupolis angeführte Stelle: τί δῆτ' ἄν, εἰ μὴ τὸ κάρφιον αὐτῇ παρῇν; lässt die Deutung zu, dass wie bei Aristophanes die ἀμὶς fehlte und ein Napf benutzt wurde. Uebrigens wechselt Pollux ja auch den Namen des Stückes des Aristophanes. (Droysen übersetzt den Vers richtig: 'Xenylle verlangte 'nen Krug, denn ein Nachtopf war da nicht', aber die Anmerkung: 'das Griech. sagt vielmehr, dass die tapfere Frau ein Mannsnachtgeschirr (κάρφιον!) forderte, da ein weibliches, seitlich eingedrücktes, oblonges nicht zur Stelle war; ein Unterschied, den unsere Sprache nicht mit besonderem Namen bezeichnet, obschon er in der Praxis nicht fehlt' — bedarf der Verbesserung!) — Dagegen lässt Juvenal 6, 264 bei dem kriegsgeübten Weibe mitten in ihren unweiblichen Hantierungen doch die weibliche Natur hervortreten, indem es nach dem 'scaphium' greift, eine nicht unpassende Analogie weiblicher Gewohnheit zu der im Texte S. 196 f. behandelten Stelle aus der Lysistrate des Aristophanes.

Es folgt eine Auseinandersetzung über den Accent des Wortes. Dass ferner im folgenden Vers dasselbe Gefäss, der Mörser, unter dem Namen ὀλμος vorkomme, bereite keine Schwierigkeit; denn dieser sei cylindrisch geformt und ausserdem von Holz (Aristophanes Wespen v. 238 f.), die θύεα dagegen rund (τρογγύλη; vgl. Wolken v. 676). Das ist indes ein weiter Umweg, und statt θύεα liessen sich vielleicht noch andre Wörter finden; vielmehr liegt es jetzt näher, an ἄκατος zu denken. Aber dieses Wort passt nicht in das Metrum, und was an dieser Stelle noch einmal besonders hervorgehoben werden muss: ἄκατος ist eine metaphorische Bezeichnung für Trinkgefässe, die nur den Komikern und vielleicht nur dem Antiphanes und Theopomp (Bekker, anecd. p. 371, 5), ferner dem Telestes eigen ist, es ist kein Name, der für Trinkgefässe wirklich in Gebrauch war. Dagegen scheint das Deminutivum ἀκάτιον wirklich in Gebrauch gewesen zu sein. Zwar ist auch dieses Wort nachweislich nur von einem Komiker, Epikrates, gebraucht (Athen. XI p. 782 F = Meineke fr. com. gr. II p. 372 Nr. II):

Κατάβαλλε τὰκάτια καὶ κυλίκια  
αἴρου τὰ μείζω κτέ;

aber wenn auch, wie Böckh sagt, der Dichter hier mit der doppelten Bedeutung des Wortes spielt, so möchte doch der Umstand, dass es unmittelbar neben κυλίκια steht, darauf hinweisen, dass es eine wirklich gebräuchliche Benennung für längliche Gefässe war; ist es doch auch sehr wahrscheinlich, dass die Schnabelschuhe wirklich ἀκάτια hiessen, indem auch die andre Benennung περιβαρίδες von einer Bootsart entlehnt ist. Ich stehe deshalb nicht an, statt ἄκατος in den Text des Athenaeus ἀκάτιον zu setzen, welches keine metrische Schwierigkeit bietet, und einerseits passt es schon deshalb in den Zusammenhang, da nach Schweighäuser a. a. O. die Lösung dieses γρίφος nur darin besteht, dass κεύη, Namen von Küchengeräten, in Verse gebracht sind, welche zuerst Salmasius als iambische Trimeter erkannt hatte\*), andererseits ist ἀκάτιον doch wohl noch etwas andres als καφεῖον, nämlich ein längliches Schöpfgefäss, καφεῖον aber ein kleiner Eimer oder Fass zum Ausgiessen\*\*), τρύβλιον endlich ein Trinkgefäss\*\*\*).

Indem ich mit dem Vorstehenden der in der archäologischen Sektion an mich ergangenen Aufforderung nachgekommen zu sein glaube, will ich doch ein Bedenken gegen diese Erklärung des rätselhaften Gegenstandes anführen. Glaubt man meiner ersten Deutung desselben als eines länglichen Trinkgefässes das entgegenhalten zu müssen, dass derselbe hierzu zu gross sei, so trifft dieser Vorwurf die zweite Deutung vielleicht in gleichem Masse, ja man könnte für die erste Deutung sogar anführen, dass die etwas grosse Gestalt die durch die Neigung des Kopfes vielleicht ausgedrückte Verlegenheit des Mädchens veran-

\*) Uebrigens bietet die ganze Stelle des Athenaeus Schwierigkeiten. Schweighäuser a. a. O. schlug vor κελεύοντος statt κελεύοντα zu lesen, Meineke, anal. crit. in Athen. p. 316 möchte eins der beiden Wörter λέγειν oder εἰπεῖν tilgen.

\*\*) Bekker, anecd. p. 301, 30: καφεῖον· ὁ καδίσκος ὃ καταχέονται αἱ γυναῖκες. ἐκλήθη δὲ οὕτως, ἐπεὶ καὶ κκάφη εἶδος τι πλοίου καὶ ὁμοίотροπος ἐστὶ τῷ πλοίῳ ὁ καδίσκος. ἔστι καὶ κουράς εἶδος τὸ καφεῖον καὶ εἶδος ἄμης γεωργικῆς. Gegen die auf die längliche Form hinweisende Etymologie von κκάφος s. G. Curtius Grundzüge<sup>4</sup> S. 166 und diese Verhandlungen S. 191; auch wird κάδος von Aristophanes bei Pollux 10, 185 (εἰς κάδον λαβὼν τιν' οὐρεὶ πίττινον) ebenso wie Thermoph. v. 633 κκάφιον gebraucht, wenn eine längliche ἀμὶς nicht gerade zur Hand ist.

\*\*\*) Aristophanes, Acharner v. 276 ff.: ἐὰν μεθ' ἡμῶν συμπίης, ἐκ κραιπάλης ἔωθεν εἰρήνης βοφῆσει τρύβλιον.



lasse. Diese Zweifel löst auch nicht ein zweites Vasenbild, welches mir nachträglich durch das lebhafteste Interesse, welches Herr Dr. Furtwängler der von mir angeregten Frage entgegenbringt, bekannt geworden ist; der Güte des Herrn Geheime-Rat Prof. Dr. E. Curtius und der Liberalität des verehrten Präsidiums der Philologenversammlung verdanke ich es, dass mir die Publikation auch dieser Vase überlassen ist. Es ist eine unteritalische Hydria; Fundort und gegenwärtiger Aufbewahrungsort sind nicht mehr festzustellen. Zeichnungen derselben befinden sich im Apparat des archäologischen Instituts zu Rom und der Königl. Museen in Berlin (L 211 = O 118). Die Darstellung ist hier etwas vollständiger als dort. Hinter dem Eros kommt noch eine Frau mit der Tānie in der Hand; die andre stützt ihre linke Hand auf eine niedrige ionische Säule, und in der Rechten hält sie, was eine Berücksichtigung des Originals, wenn sie möglich werden sollte, vielleicht noch deutlicher erkennen lassen würde, ein Stäbchen oder ebenfalls ein Band. Der von Eros überreichte Gegenstand ist wie einige andre Gegenstände, z. B. die Tānie, die Knöpfe der Schuhe u. s. w. weiss und die Knochenteile der Flügel braun. Hierdurch wie durch den Stil überhaupt kennzeichnet sich die Vase als unteritalisch. Das von Eros überreichte Gefäss selbst nun hat auch auf der Hydria ohne Zweifel eine Schiffsform: dieselbe ist hier sogar noch deutlicher als dort, aber es ist die längliche Form der  $\nu\eta\epsilon\varsigma \mu\alpha\kappa\rho\alpha\iota$ , während dort die mehr rundliche der  $\nu\eta\epsilon\varsigma \beta\rho\alpha\chi\epsilon\iota\alpha\iota$  unverkennbar ist. Jedoch macht dies für unsere jetzige Frage keinen Unterschied. Denn wie bei den Schuhen die im Worte liegende Bedeutung nicht scharf ('carinata'), sondern spitz ('prora rostrata') ist, so auch bei dem Gefäss, ja man könnte das auf der Hydria dargestellte Gefäss in diesem Sinne noch eher ein  $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\iota\omicron\nu$  nennen. Aber ist es auch hier mit Sicherheit eine  $\acute{\alpha}\mu\iota\varsigma$  zu nennen? Ist es auch hier nicht für diesen Zweck ungeschickt in der Grösse? Ich meine, auch hier hat die Deutung derselben als eines länglichen Trinkgefässes keine gewichtigeren Gründe gegen sich als dort.

So muss die Deutung der beiden Vasenbilder, bei welchen es sich offenbar um denselben Gegenstand handelt, doch noch unentschieden bleiben, und ich will mich gern damit begnügen, die Frage angeregt und das Material zur Lösung derselben, soweit es bis jetzt möglich ist, zusammengetragen zu haben. Vielleicht bringen einmal spätere Funde eine sichere Lösung. Nur das muss ich mit Entschiedenheit aufrecht erhalten, dass die Komiker die Bezeichnungen  $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\omicron\varsigma$  und  $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\iota\omicron\nu$  nur dann anwenden konnten, wenn sie von länglichen Gefässen sprachen. Dazu nötigt die Analogie der Schnabelschuhe zu sehr, und dass keine Gefässe der Art bis jetzt gefunden sind, kann seine besonderen Gründe haben, welche uns vorläufig noch unbekannt sind.

Anders freilich würde sich die Frage lösen, wenn sich nachweisen liesse, dass Antiphanes — und vielleicht auch Telestes — mit  $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\omicron\varsigma$  einen besonders unsauberen Witz machten, indem sie die Trinkgefässe mit einem Namen beehrten, der nur auf die sonst  $\acute{\alpha}\mu\iota\delta\epsilon\varsigma$  genannten Gefässe anwendbar war, — wenn gerade für diese Gefässe die längliche Form so allgemein bekannt gewesen wäre, dass man bei der Bezeichnung  $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\omicron\varsigma$  und vielleicht auch  $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\iota\omicron\nu$  an sie denken musste oder konnte. Dass alle Lexikographen diesen Sinn des Witzes nicht kennen, ist kein Hindernis, sie gehen auf ein und dieselbe Quelle zurück, welche für uns keinen entscheidenden Wert hat. Denn aus den angeführten Stellen der Komiker lässt sich freilich dieser Sinn nicht erkennen. Was mir die Möglichkeit — nur als eine solche will ich es durch die nachfolgenden Schlussbemerkungen hingestellt wissen —

zu einer solchen Auffassung an die Hand giebt, ist eine allerdings unsichere Stelle des Aristophanes. Von den Frauen nämlich, welche Lysistrate nach Athen entboten hatte, um durch einen gemeinsamen Beschluss die Männer zum Frieden zu zwingen, sind einige ausgeblieben, andere kommen sehr spät. Der Zweck der Weiberversammlung scheint der Lysistrate so wichtig (v. 14: οὐ περὶ φαύλου πράγματος; er ist ein μέγα πρᾶγμα v. 23; vgl. v. 71), dass ihr das Ausbleiben oder Zuspätkommen der Frauen völlig unverzeihlich erscheint. Die einen schlafen noch (v. 15), andre sind schwer von Hause fortzubekommen: χαλεπή τοι γυναικῶν ἔξοδος (v. 16), da ist nicht allein vielerlei im Hause noch zu besorgen (v. 17—19), sondern auch die Toilette erfordert ihre Zeit: Myrrhine konnte ihren Gürtel im Dunkeln nicht finden, von der Gattin des Theogenes aus Acharnä heisst es in den Handschriften (v. 64):

ἡ γοῦν Θεογένους,  
ὥς δεῦρ' ἰοῦσα, τᾰκάτιον ἤρετο.

Den metrischen Fehler korrigierte Bentley (zu Kallimachus fragm. 227), indem er θοῦκατειον ἤρετο schrieb, eine Lesart; die auch Suidas kennt. Auch der Codex Ravennas hat, obwohl τᾰκάτιον im Text steht, das Scholion: τὸ Ἐκάτης ἔσανον, während das Scholion zu v. 62 die Lesart τᾰκάτιον zu erklären sucht: ἐπειδὴ δὲ κέλητα εἶπεν, ἐπήγαγεν ἀκάτιον. Das Scholion zu v. 64: τὸ Ἐκάτης ἔσανον ist sehr dürftig, während die Lesart θοῦκατειον ἤρετο sehr erklärungsbedürftig ist. Dass Theogenes ein κομπαστής ist, was im Scholion zu v. 62 steht, ist aus Vögel v. 821 und 1127 und Wespen v. 1183 entlehnt, nützt aber nichts zur Erklärung unsrer Stelle: man muss mit Bothe daran erinnern, dass Theogenes ein ψευδόπλουτος war, ein μεγαλέμπορος zu scheinen wünschte, dass er aber abergläubisch war und deshalb Hekate anbetete, die, wie uns Hesiod Theogon. 411 belehrt, Ehren und Reichtum schenkte; seine Frau soll nun denselben Aberglauben haben und deshalb sich hierdurch abhalten lassen, rechtzeitig in Athen zu erscheinen. Das scheint aber eine gezwungene Erklärung, welche nicht in den Zusammenhang passen will, da die übrigen Frauen durch häusliche Geschäfte und Toilettensorgen sich abhalten lassen, der Einladung der Lysistrate pünktlich zu folgen. Vielmehr wird auch sie wieder einmal, wie schon öfter, durch etwas ähnliches zurückgehalten, und da passt die Lesart des Bisetus\*): τᾰκάτιον ἀνήρετο, wenn wir τᾰκάτιον in dem angedeuteten Sinne nehmen, besser in den Zusammenhang; ihr Gatte scheint ja auch kein sauberer und anständiger Kamerad gewesen zu sein (Friede v. 928). Mit diesem Sinne mag die Lesart schon in alexandrinischer Zeit unverständlich geworden sein und zu Aenderungen herausgefordert haben. Dass aber das Scholion zu v. 62: ἐπειδὴ δὲ κέλητα εἶπεν, ἐπήγαγεν ἀκάτιον auf gute Quellen zurückgehe, kann man nicht annehmen: wie sollte ein alexandrinischer Gelehrter glauben können, die Acharnerin brauche, wie die Salaminierinnen ihre κέλητας, ein Fahrzeug ἀκάτιον, um nach Athen zu gelangen?

Mag nun immerhin diese Auffassung der Stelle des Aristophanes ihre Gegner haben — sie ist von mir selbst nur als eine Möglichkeit hingestellt worden —, das wird mir gewiss auch von diesen zugegeben werden, dass durch die Etymologie des Wortes ἄκατος wir in bestimmtester Weise auf längliche, spitz zulaufende, ich will jetzt nicht

\*) Citiert im Kommentar von Bothe; vgl. die Leipziger Ausgabe der Scholien zu Aristophanes (1823) Bd. II: ἡ Θεογένους, γυνὴ δηλονότι: τᾰκάτιον δὲ, τὸ ἀκάτιον, τοῦτο δ' ἦν εἶδος πλοῖω ἀλιευτικοῦ. ἀνήρετο δὲ, ταῖς χερσὶν ἔλαβεν, ἀνέλαβεν. ἀπὸ τοῦ ἀναίρομαι. Bei Pollux 10, 44 findet sich für dieselbe Handlung im Passiv: ἀναιρουμένου (im Gegensatz zu τιθεμένου), welches wohl in ἀναιρουμένου zu ändern ist.

mehr sagen Trinkgefässe — aber doch Gefässe in allgemeiner Bedeutung des Wortes hingewiesen sind.

Herr Prof. Dr. Preuner (brieflich, d. Greifswald d. 7. April 1881): '... Da ich nun noch einmal über die Sache an Sie schreibe, darf ich nicht unterlassen Sie auf einen Artikel im 'Dictionnaire des antiquités' von Daremberg und Saglio (Paris 1873 ff.) aufmerksam zu machen. Dort (I p. 14 f.) finden Sie unter dem Artikel 'acatus, acatium' — derselbe ist mir erst nachträglich bekannt geworden — eine der Ihrigen ähnliche Auffassung der Form des Gefässes, dazu Abbildungen zweier Gefässe der entsprechenden Form im Louvre und die eines Vasenbildes aus d'Hancarville, 'Vases d'Hamilton' 1767. t. II pl. 121, wo eine weibliche Gestalt in der Linken einen Eimer, in der Rechten ein längliches Gefäss so hält, dass sie offenbar daraus etwas ausgiesst; — nach Saglio, der Athenaeus XV p. 692 F. citiert, libiert sie daraus.'

Die Gefässe aus der Sammlung des Louvre sind allerdings beide länglich, eines hat am einen Ende einen Henkel, der Ausguss an der andern Seite ist durch einen Löwenkopf verziert; das zweite Gefäss hat auf beiden Seiten einen geschnäbelten Ausguss. Die Form dieser beiden Gefässe stimmt ziemlich genau mit der desjenigen, mit welchem auf dem Vasenbild die weibliche Gestalt geschöpft hat und eben ausgiessen will — auch dieses Gefäss hat einen Henkel und einen Ausguss —, es sind also alles drei dieselben Gefässe. Saglio konstatiert nun die längliche Form und will den Gefässen diesen oder auch einen anderen von den Schiffsnamen geben, welche sich auch für Gefässe gebraucht finden ausser ἄκατος: 'cymbe, cymbium, scapha, trieres'. Offenbar handelt es sich bei der von d'Hancarville publizierten Vase, von der das 'Dictionnaire' nur die eine ausgiessende Figur gibt, nicht um ein Trinkgefäss, sondern ein Schöpfgefäss, und dies heisst ἄνη. Die Darstellung nämlich auf der einhenklichen Kanne zeigt eine bacchische Scene. In der Mitte zwischen einem kleineren und einem grösseren Eimer steht das Mädchen, welches, mit der Nebris über dem Doppelchiton, in der Linken den kleineren Eimer, in der Rechten das Schöpfgefäss hält. Vor ihr steht ein Jüngling mit Thyrsosstab; die Flügel an seinem Kopfe und die Rose in seiner Hand sind gewiss apokryph, wie mir Herr Dr. Milchhöfer versichert, den ich um eine Besichtigung der Publikation, welche auch Herrn Prof. Preuner nicht zu Gebote stand, gebeten. Links hinter dem Jüngling sitzt ein anderer (Pan?), ein Tierfell über der Schulter, hinter Felsen. Rechts hinter dem schon erwähnten Mädchen steht eine Frau mit Thyrsosstab und Teller in der erhobenen Hand. Die Abbildung macht im allgemeinen den Eindruck, dass sie in den Details nicht zuverlässig ist, immerhin aber entspricht das fragliche Gefäss der ganzen Darstellung. Wenn nun das Schöpfgefäss ἄνη länglich ist, so lässt sich dasselbe auch für ἀνίς annehmen. Es gewinnt dadurch sowohl die Annahme Wahrscheinlichkeit, dass Aristophanes mit den Worten τὰκάτιον ἀνῆρετο in dem oben angedeuteten Sinne seinen Zuschauern wohl verständlich gewesen ist, als auch wird Porsons Emendation in dem Verse des Theopomp, welche mir bisher aus Gründen der Etymologie nicht unbedingt sicher schien, aus sachlichen Gründen jetzt fast zweifellos sicher.

Kurz vor Schluss der Drucklegung dieser Verhandlungen erhalte ich den Abdruck einer Abhandlung in den 'Mittheilungen des deutschen archäologischen Instituts in Athen'

VI S. 21 ff. von U. Köhler 'aus den attischen Seeurkunden', welche der Verfasser die Güte hatte mir zuzusenden. Herr Prof. Köhler ist mit dankenswertester Bereitwilligkeit meinem in der Festschrift (S. 64 und Anm. 16) ausgesprochenen Wunsche entgegengekommen, dass eine erneute Revision der vier dort angeführten Stellen der Seeurkunden vorgenommen und noch vor Erscheinen des betreffenden Bandes des Corpus Inscriptionum Atticarum bekannt gegeben werden möchte. Herr Prof. U. Köhler teilt daselbst S. 38 mit:

'Von den vier von Graser angezogenen Stellen sind drei von Ross verlesen. Urk. Ia Z. 56 ist statt  $\zeta\upsilon\gamma\iota\lambda\alpha\varsigma$   $\text{P}^{\text{I}}$ ,  $\acute{\alpha}\delta\acute{o}\kappa\iota\mu\omicron\iota$   $\text{P}^{\text{II}}$  zu lesen  $\zeta\upsilon\gamma\iota\lambda\alpha\varsigma$   $\text{P}^{\text{I}}$ ,  $\acute{\alpha}\delta\acute{o}\kappa\iota\mu\omicron\iota$   $\text{III}$ . Damit fällt der einzige scheinbare Grund 58 Zygiten für die Triere anzunehmen weg\*). Urk. Xc Z. 90 ist Ross von einer Zeile in die andre gekommen, statt  $\iota\tau\omicron[\upsilon\varsigma]\ \acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\omicron\upsilon\varsigma$  ist zu lesen  $\iota\tau\omicron\nu\ \acute{\alpha}[\kappa\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu]$ ,  $\kappa\epsilon\pi\alpha\acute{\iota}\alpha\varsigma\ \acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\omicron\upsilon\varsigma$ . Urk. VIIb Z. 14 steht auf dem Stein  $\iota\tau\omicron\nu\]$   $\text{AKATEION}$  ohne Zahlzeichen. Dagegen ist allerdings Urk. Ib Z. 35 hinter  $\iota\tau\omicron\nu\]$   $\acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\omicron\nu$  das Zahlzeichen I geschrieben, aber mitten in einer Reihe von Gegenständen, die gezählt werden, so dass man nicht gerade einen Schreibfehler anzunehmen braucht. Dass die Triere nur einen Kuttermast hatte, erhellt aus der eben besprochenen Inschrift\*\*). In dieser ist Col. b Z. 5. 6 zu lesen:  $\iota\tau\omega\lambda\upsilon\ \acute{\alpha}\kappa\alpha\tau\epsilon\acute{\iota}\omega\nu\ \acute{\alpha}\rho\iota\theta\mu\acute{o}\varsigma$  [ $\acute{\epsilon}\pi\iota\ \nu\alpha\upsilon\varsigma$  —]  $\Delta\Delta\Delta\Delta\text{II}$ . Daraus ergibt sich, dass die Zahl der Maste derjenigen der Schiffe entsprach, andernfalls würde erst die Zahl der Maste angegeben und dann fortgefahren sein  $\omicron\upsilon\tau\omicron\iota\ \gamma\acute{\iota}\gamma\upsilon\nu\omicron\nu\tau\alpha\iota\ \acute{\epsilon}\pi\iota\ \nu\alpha\upsilon\varsigma$  mit der Zahl der Schiffe. In der Ausgabe der Inschrift herrscht an der ausgeschriebenen Stelle Verwirrung, der Herausgeber hat eine Zeile übersprungen, und die zu den  $\kappa\epsilon\pi\alpha\acute{\iota}\alpha$  gehörigen Worte  $\alpha\upsilon\tau\alpha\iota\ \gamma\acute{\iota}\gamma\upsilon\nu\omicron\nu\tau\alpha\iota\ \kappa.\ \tau.\ \lambda.$  auf die  $\iota\tau\omicron\iota$  bezogen\*\*\*).'

'Ich habe diese Mittheilungen hier um so lieber gemacht, da mir die Resultate für Böckh charakteristisch zu sein scheinen. Man bewundert einerseits die unvergleichliche Solidität der Forschung des Gelehrten, der sich an einmal als richtig Erkanntem durch scheinbar entgegenstehende Zeugnisse nicht irre machen liess; andererseits den lebenswürdigen Charakter des Mannes, welcher die Zuverlässigkeit seines Mitarbeiters Ross nicht in Zweifel ziehen mochte und die in der Ueberlieferung bemerkten Fehler lieber auf Rechnung der anonymen Steinmetzen des Alterthums setzt. Es ist eine Freude in den Fusstapfen eines solchen Vorgängers zu wandeln. Man wird nicht nur belehrt, man fühlt sich innerlich gehoben.'

\*) Siehe diese Verhandlungen S. 174.

\*\*) Derselben, welche Festschrift S. 63 als von C. Schäfer ediert erwähnt ist.

\*\*\*) [In dem Buche „La Trière Athénienne“ von A. Cartault (Paris 1881), welches mir soeben zugeht, haben Grasers Hypothesen über die Zahl der Maste (S. 179 ff.) und der Zygiten (S. 128 ff.) Aufnahme gefunden]. U. Köhler.



#### IV. Philologische Sektion\*).

Die Verhandlungen der philologischen Sektion wurden von Prof. Dr. Kiessling-Greifswald geleitet. Am 28. und 30. September sprach Dr. Conradt-Stettin „Ueber die Eingangs- und Klageanapästien und den Schlussthrenos in Aeschylos' Persern“. Die Hauptgesichtspunkte aus seiner Schrift „Die Abtheilung lyrischer Verse im griechischen Drama u. s. w. Berlin 1879“ als bekannt voraussetzend, beginnt der Vortragende mit einem Hinweis auf die Wichtigkeit der ältesten Dramen des Aeschylos besonders in metrischer Hinsicht. Zu den wenigen Metren, welche sich bei den Tragikern zuerst finden, gehören die Marsch- und Klageanapästien; ob sie von ihnen erst erfunden sind, steht dahin. Eine Betrachtung der Klageanapästie lehrt, dass die Zeilen nicht über das Dimetron hinausgegangen sind. In dem Schlussthrenos der Perser von v. 931 an, wo die antistrophische Responsion beginnt, werden die ersten 4 Strophenpaare ausführlich besprochen, wobei der Vortragende den in seiner oben citierten Schrift gegebenen Text rechtfertigt. Derselbe weicht übrigens von Dindorf nur wenig ab, wie denn auch der Vortragende im Gegensatz zu Weil der Ansicht ist, dass der Text verhältnismässig gut überliefert ist. Dieser erste Theil des Threnos (v. 931—1013) erweist sich als unmittelbar nach der Verszahl gegliedert. Wir finden a)  $2 \times 7$  b)  $2 \times 13$  c)  $2 \times 13$  d)  $2 \times 6$  Zeilen. Bei einem lyrischen Kunstwerke, wie es der vorliegende Threnos ist, muss man voraussetzen, dass der Dichter sich im Voraus über die Ausdehnung des Ganzen wie der einzelnen Strophen klar geworden ist. Man kann also in dem zweimaligen  $2 \times 13$  unmöglich einen Zufall sehen, zumal wenn man bemerkt, dass das erste und vierte Strophenpaar a) und d) ebenfalls zusammen  $2 \times 13$  Verse ergeben. — In den Eingangs- und Klageanapästien (v. 1 ff.), bei welchen der Parömiacus den Schluss der Gruppen deutlich bezeichnet, finden wir folgende Gliederung:

a) v. 1—7. Einleitung. Der Chor stellt sich den Zuschauern vor.

b) v. 8—58. Haupttheil. Bericht über den Zug nach Griechenland.

Letzterer zerfällt in zwei Unterabtheilungen, von denen die erste, die Schilderung der Kernvölker enthaltend, bis v. 32 reicht und sich in vier Gruppen von  $8 + 5 + 8 + 5$  Zeilen gliedert. Denn die vv. 18—20 (Dindorf) sind mit dem Mediceus in zwei Dimeter zusammenzuziehen, indem man  $\xi\beta\alpha\nu, \tau\omicron\iota \mu\epsilon\nu$  etc. liest, während die vv. 30—32 (Dind.) ebenfalls mit dem Mediceus in vier Zeilen zu schreiben sind. — Die zweite Unterabtheilung v. 33—58 gliedert sich in drei Gruppen von  $8 + 8 + 10$  Zeilen.

c) v. 59—64. Schluss.

Fassen wir zusammen.

a) Einleitung 7 Verse.

b) Haupttheil 1)  $8 + 5 + 8 + 5 = 13 + 13 = 26$ .

2)  $8 + 8 + 10 = 2 \times 13 = 26$ .

c) Schluss 6.

Wir haben also eine Gliederung ganz ähnlich der des Schlussthrenos, auch hier ergeben Einleitung und Schluss zusammen dieselbe Grundzahl 13. Hier kann kein Zufall walten, zumal da das Eingangsglied, den Bewegungen des Chors entsprechend, eine gewisse Regelmässigkeit gehabt haben muss. Sollten sich nun nicht auch in der Mitte des Dramas,

\*) Da dem Präsidium von dem Herrn Vorsitzenden dieser Sektion leider kein Bericht über dieselbe zugegangen ist, so muss es sich darauf beschränken den vom Herrn Oberlehrer Dr. Eckert (Stettin) in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasial-Wesen erstatteten Bericht nach eingeholter Erlaubnis hier abdrucken zu lassen.

auch in den Trimetern, analoge Bildungen finden? Ist doch der Ursprung des Dramas aus der Lyrik sicher; sollten da diese späteren stichischen Partien ihrer Ausdehnung nach nicht in ein festes Verhältniss zu den lyrischen gesetzt sein? Nehmen wir die Darius-scene v. 681 ff. Da haben wir zunächst 13 Trimeter, auf welche ein anderes Metrum folgt. Ebenso ergiebt der Schluss dieser Scene, da wo sich Darius verabschiedet v. 839 ff. 13 Verse; seine ganze letzte Rede umfasst jedenfalls  $52 = 4 \times 13$  Verse. Das Zwiesgespräch des Chors mit Darius v. 787—799 enthält wieder 13 Verse. Was zwischen diesen beiden Partien übrig bleibt, ergiebt unter völliger Beibehaltung der Verszählung Dindorfs und anderer 91 Zeilen d. i.  $7 \times 13$ . Die Streichung von v. 778 erweist sich nach einer neueren historischen Entdeckung über Marafis als unzulässig. — Die Reponsion stichischer Partien ist ja sicher beim Epirrhema in der Parabase der Komödien, ferner bei einer gewissen Anzahl von Syntagmata bei Aristophanes, z. B. Vögel 452 ff., wo wir  $\sigma\tau\rho\phi\eta + 63$  Tetrameter  $+ \alpha\nu\tau\iota\sigma\tau\rho\phi\eta + 63$  Tetrameter haben. Man erinnere sich ferner an Sophokles Elektra mit ihren  $3 \times 144$  Trimetern; auch der Philoktet zeigt ähnliche Verhältnisse. Freilich darf man nicht mit Nauck und Richter beliebige Verse in diesen Dramen streichen, unbekümmert darum, dass man dadurch jene überlieferten Zahlenverhältnisse stört, deren Bedeutung man dann kurzweg leugnen muss. — Ohne wesentliche Abweichungen von der Ueberlieferung anzunehmen, kann man also die Grundzahl 13 in den verschiedensten Gliedern der Perser nachweisen. Die Frage, ob dieselbe nur für die lyrischen Partien oder auch für die stichischen oder gar für das ganze Stück eine Bedeutung hat, wird nach diesen Ausführungen nicht mehr von der Hand zu weisen sein. Mit Aufdeckung einzelner Fehler oder Versehen, wie der Vortragende ein solches in seinem oben erwähnten Buche z. B. für v. 99 eingesteht, darf die Kritik sich jedenfalls einer Prüfung des Principis nicht überhoben glauben.

Director Kammer-Lyck sprach über die Composition des XI. Gesanges der Ilias und seine Beziehung auf den XVI. Gesang. Er ging auf die psychologische Entwicklung der Situation und der Personen ein und versuchte auf diese Weise die bisher in einem Theile des Epos gefundenen Schwierigkeiten zu erklären, als unbedeutend oder nicht vorhanden hinzustellen und so den Nachweis zu liefern, dass derselbe einheitliche Composition eines und desselben Dichters sei. Gegen dieses Resultat wurde namentlich von Director Bellermann-Berlin Einspruch erhoben. Derselbe äusserte sich beifällig über die Beachtung des psychologischen Elementes in dem Vortrage, auch auf Unebenheiten geringer Art, wie sie im letzten Theile des Vortrages zusammengestellt waren, wolle er kein Gewicht legen; aber es gebe zwei Hauptpunkte, in denen er den Ausführungen des Vortragenden sich nicht anschliessen könne; erstens sei es unbegreiflich, dass Patroklos XVI. 25 unter den Verwundeten nicht auch den Machaon nennt, sodann übersteige die Masse der auf einen Tag zusammengedrängten Handlung in der That jeden Glauben. Durch diese Bemerkungen glaube er nicht den Vorwurf zu verdienen, den Dichter meistern zu wollen, anstatt sich von ihm entzücken zu lassen; dieses und Kritik an ihm üben seien zwei Dinge, die sich nicht ausschliessen. — Der Vortragende bedauert, dass es ihm nicht gelungen, den Vorredner über den ersten Punkt zu überzeugen, in Bezug auf den zweiten Punkt habe er sichere Beweise, die er nächstens veröffentlichen werde, dass ein Theil der in Rede stehenden Partie des Epos als Interpolation auszuscheiden sei, wodurch jene Schwierigkeit gehoben werde.

## V. Deutsch-romanische Sektion.

I. Vorsitzender: Prof. Dr. Reifferscheid, Greifswald.

II. Vorsitzender: Prof. Dr. Sachs, Brandenburg.

Als Mitglieder hatten sich eingezeichnet:

- |   |   |
|---|---|
| 1. Dr. Holzapfel, Direktor, Magdeburg.            | 21. Dr. Jonas, Posen.                         |
| 2. Prof. Dr. Mahn, Steglitz b. Berlin.            | 22. Dr. Steinbrück, Colberg.                  |
| 3. Prof. Dr. Michaelis, Berlin.                   | 23. Dr. Wolffgramm, Prenzlau.                 |
| 4. Dr. Leist, Seehausen i. d. Altmark.            | 24. Dr. Teuber, Eberswalde.                   |
| 5. Heinze, Gymnasialdirektor, Anklam.             | 25. Dr. G. Breddin, Oberlehrer, Magdeburg.    |
| 6. Dr. Lehfeld, Brandenburg.                      | 26. Priebe, Stettin.                          |
| 7. Dr. Hoffmann, Stettin.                         | 27. Dr. Wöhler, Oberlehrer, Greifswald.       |
| 8. Dr. H. Ziemer, Colberg.                        | 28. Dr. Otto Schröder, Berlin.                |
| 9. Jobst, Stettin.                                | 29. P. Manke, Anklam.                         |
| 10. P. Kühnel, Gymnasiallehrer, Neubrandenburg.   | 30. Cand. phil. G. Lüdtke, Stettin.           |
| 11. Prof. Dr. Imelmann, Berlin.                   | 31. Dr. Reyher, Stettin.                      |
| 12. Prof. Dr. Sachs, Brandenburg.                 | 32. Prof. Heidrich, Nakel.                    |
| 13. Schaub, Gymnasiallehrer, Berlin.              | 33. Prof. Dr. Kolbe, Stettin.                 |
| 14. Dr. H. Varnhagen, Privatdocent, Greifswald.   | 34. G. Heine, Seminardirektor.                |
| 15. Dr. Emil Henrici, Realschullehrer, Berlin.    | 35. Dr. Gustav Hinrichs, Berlin.              |
| 16. C. Marold, Gymnasiallehrer, Königsberg i. Pr. | 36. Dr. Claus, Oberlehrer, Stettin.           |
| 17. Dr. Henning, Privatdocent, Berlin.            | 37. Dr. Knörrich, Gymnasiallehrer, Oldenburg. |
| 18. Dr. Blasendorff, Pyritz.                      | 38. Dr. Schweppe, Gymnasiallehrer, Stettin.   |
| 19. Hasenjäger, Kammin.                           | 39. Prof. Dr. Al. Reifferscheid, Greifswald.  |
| 20. Hubert, Posen.                                | 40. Dr. H. Eckert, Oberlehrer, Stettin.       |

Schriftführer: Dr. E. Henrici, Berlin, C. Marold, Königsberg i. Pr., Dr. H. Varnhagen, Greifswald.

### Erste Sitzung.

Montag den 27. September, Vormittags 12 $\frac{1}{2}$ —1 $\frac{1}{2}$  Uhr.

Der in Trier gewählte erste Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Reifferscheid aus Greifswald, eröffnete die konstituierende Sitzung der Sektion mit einer Begrüssung der Versammlung und einer kurzen Darlegung des Verhältnisses der deutschen und der romanischen Philologie zu ihrer älteren Schwester, der altklassischen. Darauf wurde Herr Prof. Dr. Sachs aus Brandenburg zum stellvertretenden Vorsitzenden und die Herren Dr. E. Henrici aus Berlin, C. Marold aus Königsberg i. Pr., Dr. H. Varnhagen aus Greifswald zu Schriftführern gewählt. Der erste Vorsitzende berichtete dann über seine zu Gunsten des 'Mittel-niederdeutschen Wörterbuches von Schiller und Lübben' an das kaiserliche Reichskanzleramt gerichteten Eingaben und deren Erfolg, theilte die Grüsse verschiedener skandinavischer Germanisten und Romanisten in Kopenhagen und Christiania und mehrerer holländischer Germanisten in Leiden mit, die zu ihrem Bedauern an den Arbeiten der Sektion nicht

theilnehmen konnten, und veranlasste die Absendung des folgenden Telegramms an den schwerleidenden Dr. Wilh. Mannhardt\*) in Danzig: 'Die deutsch-romanische Sektion der deutschen Philologenversammlung sendet Ihnen herzlichsten Gruss. Sie hofft, dass Ihre Gesundheit Ihnen den baldigen Abschluss Ihrer langjährigen höchstwichtigen Forschungen über antiken, lettischen und germanischen Volksglauben gestattet.'

### Zweite Sitzung.

Dienstag den 28. September, Vormittags 8—10 Uhr.

Vor Eintritt in die Tagesordnung machte der erste Vorsitzende Mittheilungen über eine an das Präsidium der Philologenversammlung gerichtete Eingabe, in der beantragt worden, 'getrennt von der germanistischen Sektion eine Sektion für moderne Philologie zu bilden'. Auf das Materielle des Antrages ging er nicht ein, sondern machte nur auf zwei irreführende Ausdrücke in demselben aufmerksam. Er erklärte als erster Vorsitzender der deutsch-romanischen Sektion: 1. es gebe keine 'germanistische' Sektion, sondern seit der Leipziger Philologenversammlung, auf der bedeutende Vertreter der romanischen und der deutschen Philologie sich aufs entschiedenste gegen jedwede Secession ausgesprochen, eine 'deutsch-romanische', in der Germanisten und Romanisten gleiches Recht hätten. 2. sei der Ausdruck 'moderne Philologie' im Zusammenhange der Eingabe irreführend, insofern man darunter auch die romanische Philologie verstehen könne. Die Romanisten wollten sich aber nicht von den Germanisten trennen. Die Namen der meisten Unterzeichner der Eingabe zeigten, dass es nicht auf streng wissenschaftliche Zwecke, sondern wesentlich auf die rein praktischen Bedürfnisse der Schule abgesehen sei. Es sei daher wünschenswerth, um jedes Missverständnis zu verhüten, dass ein Name gewählt werde, der diese Absicht deutlich ausspreche. Nachdem der zweite Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Sachs, dessen Name in der Eingabe genannt worden, sich mit aller Entschiedenheit gegen jeden Zusammenhang mit den sogenannten neuphilologischen Bestrebungen verwahrt hatte, fragte der erste Vorsitzende die Versammlung, ob sie die Ansicht der Vorsitzenden theile. In diesem Falle möge sie dieselben ausdrücklich durch Aufstehen autorisieren, in der allgemeinen Sitzung ihre Ansicht als Ansicht der deutsch-romanischen Sektion zu vertreten und insbesondere die irreführenden Ausdrücke der Eingabe zu berichtigen. Alle Mitglieder der Sektion erhoben sich und gaben bereitwilligst die erbetene Autorisation.

Darauf verlas der erste Vorsitzende die telegraphische Antwort des Dr. Mannhardt\*\*) und vertheilte seine Begrüssungsschrift, die erste Probe seiner 'Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts. Mittheilungen aus Handschriften mit Einleitungen und Anmerkungen', eines Werkes, welches in mehreren Bänden eine kritische Auswahl der bedeutendsten Briefe und der nur handschriftlich verbreiteten lateinischen und deutschen Gedichte des siebzehnten Jahrhunderts

\*) Am 25. December 1880 erlag Dr. Mannhardt seinen Leiden.

\*\*) Sie lautet: 'Professor Reifferscheid. Philologen-Versammlung. Stettin. Der deutschen und romanischen Sektion und Ihnen besonders Heil und herzlichsten Dank für den freundlichen, überraschenden, aufrichtenden, anspornenden Gruss. Mannhardt.'



nach den Originalhandschriften enthalten soll. Ausserdem waren als Geschenke für die Sektion eingegangen: 1) von der Buchhandlung S. Calvary & Cie. in Berlin zehn Exemplare des 'Jahresberichtes über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 1. Jahrgang' und eine grosse Anzahl von Probeheften und Prospekten desselben Unternehmens. 2) von Herrn Dr. F. J. Wershoven in Brieg a. O.: Kritiken über sein englisches Lesebuch und seine technisch-naturwissenschaftlichen Vocabulare.

Nach der Vertheilung dieser Schriften erhielt Herr Privatdocent Dr. R. Henning aus Berlin das Wort zu seinem Vortrage:

'Ueber das germanische Haus'.

Die Geschichte des germanischen Hauses gehört zu den interessantesten, noch wenig geförderten Problemen unseres deutschen Alterthums. Alle bisherigen Ansichten über die Urgeschichte desselben bedürfen einer gründlichen Revision, da sie nicht auf hinreichendes Material gestützt sind. Eine umfassende Betrachtung wird auch zu anderen und bestimmteren Resultaten führen. Dabei sind die ältesten sprachlichen Benennungen der einzelnen Theile des Hauses sowie die historischen Zeugnisse bei antiken und mittelalterlichen Schriftstellern mit Sorgfalt zu verwerthen. Diese ergeben wenigstens so viel, dass die Germanen schon in der Frühzeit ihrer gemeinsamen Entwicklung in gezimmerten Häusern von ähnlicher einfachster Anlage wohnten. Zu einer hinreichenden Vorstellung aber werden wir nur gelangen, wenn wir an die noch vorhandenen Denkmäler der bäuerlichen Architektur anknüpfen, in denen eine erstaunlich zähe Tradition fortwaltet. In den Publikationen zahlreicher Lokalforscher und Vereine ist auch so viel schätzbares Material zusammengebracht, dass wir bereits die Stilarten der meisten Gegenden sehr vollständig übersehen können.

Der archäologischen Betrachtung sind bisher wesentlich nur zwei Typen geläufig, der fränkisch-oberdeutsche und der sächsische. Aber ein völlig gleiches Anrecht auf Berücksichtigung haben auch der friesische, der dänische und der nordische, sowie einige andere, die uns nur in versprengten Ueberbleibseln vorliegen. Alle diese ländlichen Bauarten sind jedoch unter einander so verschieden, dass es sehr schwer fallen wird, sie auf einen gemeinsamen Grundtypus zurückzuführen, der uns den urgermanischen repräsentieren könnte. Das friesische Haus darf zwar für jene ältesten Zeiten ausscheiden, da es in seiner jetzigen Gestalt auf einer Kombination des sächsischen und fränkischen beruht, auch die Grundform des dänischen lässt sich augenblicklich kaum schon erkennen. Dagegen ist von besonderer Wichtigkeit das norwegische, welches mit dem schwedischen identisch ist. Es zeigt eine hervorragende Ursprünglichkeit der Anlage, ja seine Urform dauert in den abgeschiedenen Gebirgsthälern noch heute fort. Dies norwegische Bauernhaus ist ein längliches Rechteck, dessen Front der Giebel bildet. Es besteht aus zwei Räumen, einem hinteren, dem Wohnraum von annähernd quadratischer Form und einer vorn am Giebel gelegenen Vorhalle von der Breite des Hauses. Letztere ist in allen Landschaften gleich üblich oder hat doch, wo sie geschwunden, noch Spuren ihres früheren Daseins zurückgelassen, nur ist sie unter dem Einfluss des Klimas fast durchgängig mit Wänden bekleidet, und in der Regel halbiert, so dass die eine Hälfte als Vorrathskammer dient, während die andere den Eintritt in den eigentlichen Wohnraum vermittelt. Es ist dies die sogenannte 'Heerstube', die ohne weitere Eintheilung von der einen

nackten Holzwand bis zur anderen, von der Diele bis zum Dache reicht. Mitten auf der Diele ist der breite niedrige Heerd aus Steinen geschichtet. Ueber dem Feuer hängt der grosse Kessel an einem Seile, das von einem einfachen Gerüst herabläuft. Der Rauch zieht durch eine verschliessbare Dachöffnung, welche nicht nur den Schornstein sondern auch die Fenster ersetzt, so dass das Tageslicht diesen halb dunklen Raum nie völlig zu durchdringen vermag. Zu den Seiten des Heerdes stehen Sitze, an den Wänden sind Bänke und Lagerplätze angebracht.

Dieser einfache nordische Typus muss neben den bekannten Formen des sächsischen und fränkischen Hauses vor Allem berücksichtigt werden. Er gewinnt sogar eine erhöhte Bedeutung, wenn wir entdecken, dass er nicht auf Skandinavien beschränkt ist, sondern — abgesehen von einigen Anbauten — auch völlig getreu auf dem deutschen Festland sich wiederfindet: in Hinterpommern, in Posen und Polen bis zur Weichsel, also in denjenigen Gegenden, welche zwar Jahrhunderte lang von Slaven besetzt waren, in denen aber zuvor dieselben Ostgermanen siedelten, zu denen auch die Skandinavier gehören. Wenn nun dies ostdeutsche Haus von dem benachbarten slavischen durchaus verschieden ist, dagegen völlig zu dem skandinavischen stimmt, so ist die Vermuthung nicht abzuweisen, dass uns in ihm thatsächlich noch das ostgermanische Bauernhaus vorliegt, welches die nachgewanderten Slaven ruhig beibehalten haben.

Ist nun das ostgermanische Haus so alten Ursprunges, so erhebt sich die weitere Frage, ob es nicht auch das gemeinsam germanische war. Wir dürften es annehmen, wenn es nachzuweisen gelänge, wie die übrigen Typen daraus sich entwickelt haben. Einen solchen Erklärungsversuch kann ich in dieser Skizze nicht antreten. Aber unsere Vermuthung gewinnt schon die grösste Wahrscheinlichkeit, wenn wir erkennen, dass Häuser derselben Anlage auch bei anderen arischen Stämmen die nachweislich ältesten sind. Das ostgermanische Haus ist identisch mit dem ältesten griechischen, das uns in den einfachsten Bestandtheilen des homerischen Hauses vorliegt, noch deutlicher aber in der ältesten griechischen Tempelform, dem *templum in antis*, das klärlich auch nur eine Nachbildung des ältesten Wohnhauses ist. Der ostgermanischen Vorhalle entspricht der *πρόδομος* des homerischen Hauses, der *πρόναος* des *templum in antis*, der nordischen 'Heerd'- oder 'Rauchstube' der eigentliche *δομος* und *ναός*. Und auch das altitalische Haus mit seinem *vestibulum* und dem *atrium*, dem schwarzen Raum, dürfte dieselbe Einteilung gehabt haben.

Diese weitgehende Uebereinstimmung darf uns endlich zu der Annahme berechtigen, dass wir in dem ostgermanischen Hause thatsächlich eine direkte Erbschaft aus einer Zeit zu erblicken haben, wo noch die Nationen ungetrennt derselben Kultursphäre angehörten. Es wäre das Haus der Wanderung, das unsere Vorfahren ebenso aus ihrer alten Heimat mit herübergeführt hätten wie ihre Hausthiere und Saaten, wie Pflug und Egge und andere industrielle Geräthschaften.

Eine eingehendere Darlegung behält der Vortragende einer ausführlichen Geschichte des deutschen Hauses vor.

Da dieser Vortrag die ganze übrige Zeit der Sitzung in Anspruch genommen, so konnte der erste Vorsitzende dem Redner nur noch den Dank der Versammlung für seinen gründlichen und gelehrten Vortrag aussprechen und musste den Rest der Tagesordnung auf den folgenden Tag verschieben.

### Dritte Sitzung.

Mittwoch, den 29. September, Vormittags von 8½–10 Uhr.

Nach der Eröffnung der Sitzung durch den ersten Vorsitzenden um 8½ Uhr hielt Herr Prof. Dr. Michaelis aus Berlin einen Vortrag:

„Ueber das ß in romanischen und deutschen Drucken.“

Dass das Zeichen ß in Drucken mit lateinischen Lettern ursprünglich nichts anderes als *fs* war, welche in eine Letter zusammengezogen wurden, bestätigt sich auf alle Weise. Es tritt zunächst schon in den Aldinischen Drucken als Schlusszeichen, namentlich bei Abkürzungen ein. Dann wurde in den älteren Drucken mit lateinischen Lettern gewöhnlich vor den Vokalen *i*, *é*, *ò* statt *ff* gesetzt *fs*, in der Cursiva statt *ff* ähnlich *ßs*, oder verschmolzen *ß*: *poßet*, aber *poßit*. So tritt uns namentlich die Endung *-ißimus* während des 16. und 17. Jahrhunderts durch ganz Europa, so weit gedruckt wurde, entgegen. In Frankreich setzte man *aßez*, aber *aussi*; *paßer*, aber *paßé*; in Italien und Spanien *paßò*, aber *paßò*; in England *possession*, *progression* etc. Von den Drucken aus ist dann diese Gewohnheit auch auf die Handschriften, namentlich der Gelehrten, übergegangen. Man vergleiche in dieser Beziehung das Facsimile eines Briefes des Henricus Stephanus in Renouard, *Annales de l'Imprimerie des Estienne*. 2. ed. p. 368, wo das Zeichen uns in musterhafter Kalligraphie entgegentritt. Die von mir in der Zeitschrift für die Interessen des Realschulwesens VIII, 571 ausgesprochene Ansicht, dass dabei der nachfolgende Vokal durch seinen höheren Klang auf den *s*-Laut eingewirkt habe, unterliegt manchen Bedenken; es scheint doch wenig wahrscheinlich, dass eine so feine Lautunterscheidung vom Ende des 15. Jahrhunderts ab auf so weitem Gebiete und so schnell sich ganz gleichmäßig sollte entwickelt haben; ferner erregt es Bedenken, dass das tiefere *ò* dieselbe physiologische Wirkung ausgeübt haben sollte wie *i* und *é*. Ich gelangte daher zu der Ansicht, dass wir es hier wesentlich mit einem technischen, typographischen Einflusse zu thun haben. Man vermied einfach *ff*, resp. *ff* vor solchen Zeichen, die noch eine Signatur über sich haben, um die Kollision und das durch dieselbe leicht eintretende Abbrechen der Lettern zu vermeiden. Dies wird bestätigt durch J. N. H. Fuchsens Grundsätze einer verbesserten Orthographie in der hochdeutschen Sprache. Zweite Auflage. Erfurt 1745. S. 40.

Das Wiedereintreten der Unterscheidung von *ß* und *ff* im Deutschen von der ersten Anregung durch Philipp von Zesen (1640) ab, nach der sogenannten Gottsched-Adelungschen Regel, erscheint darnach sowohl von der technischen wie von der sprachwissenschaftlichen Seite aus betrachtet als ein von den Vorgängen in den romanischen Sprachen völlig verschiedener Vorgang, da das Fraktur-*ß* unzweifelhaft aus *f* und *z* entstanden ist.

In den Drucken mit lateinischen Lettern beschränkte man sich gewöhnlich auf das cursive *ß*; ein Antiqua-*ß* fand ich zuerst in der vom Pfalzgrafen Christian August Sulzbacher Linie zu Sulzbach 1667 herausgegebenen Uebersetzung des Boetius, hier nur als Endzeichen für *ß* und *ss* gebraucht.

1822 führte Jakob Grimm im ersten Bande der Grammatik das cursive *ß* im Sinne der historischen Schule ein, 1826 im zweiten Bande dafür das Antiqua-*ß*.

In der in Oesterreich durch Ministerialverordnung vom 2. August 1879 eingeführten Schulorthographie ist das ß für die Lateinschrift vorgeschrieben; den Schulen Baierns und Preussens ist dagegen der Gebrauch des wieder in zwei Lettern aufgelösten fs für die Wiedergabe des deutschen ß zur Vorschrift gemacht. Jedenfalls bietet das einheitliche Zeichen ß für den einfachen deutschen Laut dem Unterrichte weniger Schwierigkeiten als die Wiederauflösung in fs: eine Bezeichnung des Lautes, welche aus dem Deutschen heraus überhaupt keine Erklärung findet. Es ist daher zu wünschen, dass auch im deutschen Reiche, ähnlich wie in Oesterreich, das Zeichen ß für deutsches ß bewahrt werde und in allgemeinen Gebrauch komme.

Im Namen der Sektion dankte Herr Prof. Reifferscheid dem Vortragenden für seine anregenden Auseinandersetzungen und wies hin auf die Wichtigkeit genauer Untersuchungen über die orthographischen Ansichten und Bestrebungen früherer Zeiten. Darauf ertheilte er das Wort dem zweiten Vorsitzenden, Herrn Prof. Dr. Sachs. Derselbe sprach:

„Ueber die nothwendige Einheit der deutsch-romanischen Sektion.“

Ausgehend von einer kurzen Geschichte der deutsch-romanischen Sektion und in ihr zu Tage getretener Secessionsbestrebungen, deren letzte er durch eindringliche, gegen eine solche gerichtete Worte in der leider doch am 28. stattgefundenen Eröffnungssitzung der neuphilologischen Abtheilung vergebens zu bekämpfen versucht hatte, setzte er auseinander, wie diese Secession derer, welche einer der Mitunterzeichner als aus der alten Sektion gleich den Plebejern Roms fortziehende bezeichnet hatte, durch nichts begründet sei, da ein inniger Zusammenhang zwischen den germanistischen und romanistischen Fächern besteht, wie ihn auch die Akademie für neuere Sprachen anerkannt und festgehalten hatte. Eine Trennung ist nicht praktisch, da an und für sich die Zahl der Mitglieder jeder einzelnen gering, sie ist aber auch theoretisch nicht zu billigen, da vielmehr die innigste Vereinigung der zwei noch relativ jungen Wissenschaften geboten ist a) durch den Ursprung der romanischen Sprachen, die alle des Studiums des Germanischen nicht entbehren können; b) durch eine innige Durchdringung der Vorstellungen und literarischen Beziehungen; c) durch die bisherige Behandlung des Studiums der romanischen Literaturen, welches an Germanisten seine wesentlichsten Begründer gehabt hat. Auch die Geschichte der einzelnen romanischen Literaturen zeigt für jede derselben eine so innige Durchdringung romanischer und germanischer Elemente und führt so energisch uns die segensreiche Verschmelzung beider vor die Augen, dass selbst wenn das sogenannte praktische Bedürfnis der Schulen eine Trennung verlangen sollte, was auch zu leugnen ist, im Interesse strengerer Wissenschaftlichkeit vor einer solchen Beschränkung gewarnt werden müsste. Aber Theorie und Praxis sind keine Gegner; die wahren Neuphilologen, mag auch das Reglement von 1868 von neueren Sprachen reden, unter denen man in erster Linie französisch und englisch zu verstehen pflegt, werden nach wie vor aus einer engen Verschwisterung der zwei Gebiete für ihre Wissenschaftlichkeit wie für den praktischen Zweck der Schule den grössten Vortheil ziehen, und auch hier wird der alte Wahrspruch *viribus unitis* seine schönste Bewahrheitung finden.

Nachdem der Vortragende geschlossen, fragte Herr Prof. Reifferscheid, ob einer der Anwesenden noch in derselben Angelegenheit sprechen wolle. Da sich Niemand zum



Wort meldete, sprach er dem Redner den Dank der Sektion aus für die beherzigenswerthen Worte, die derselbe über die enge Zusammengehörigkeit der Germanisten und Romanisten gesprochen. Er berichtete darauf, dass er nach dem in der letzten Sektions-sitzung gefassten Beschlusse in der allgemeinen Sitzung des vorhergehenden Tages die irreführenden Ausdrücke der „Eingabe“ mit denselben Worten berichtigt, die er in der Sektion gebraucht, und betonte, dass der Vorstand der diesjährigen deutsch-romanischen Sektion sich der vollsten Uebereinstimmung seiner Ansicht mit der aller bisherigen deutsch-romanischen Sektionen bewusst sei.

Herr Dr. Emil Henrici aus Berlin sprach dann:

„Ueber die Handschriften von Hartmanns Iwein.“\*)

Der Vortrag ging aus von der Thatsache, dass Lachmanns Ausgabe des Iwein seit vierzig Jahren die Grundlage ist für alle metrischen und textkritischen Untersuchungen im Mittelhochdeutschen. Wenn Paul die Grundsätze der Lachmannschen Textkritik angriff, so erkannte auch er damit den Einfluss und die Wichtigkeit der Lachmannschen Ausgabe an. Es fragt sich nun, ob der Variantenapparat den heutigen Ansprüchen noch genügt und ob es überhaupt möglich ist auf Grund desselben Untersuchungen über das Verhältnis der Handschriften vorzunehmen, wie dies Paul gethan hat.

Zur Beantwortung dieser Fragen theilte der Vortragende die Ergebnisse seiner Untersuchung über die von Lachmann a genannte Dresdener Papierhandschrift mit. In Dresden sind zwei Handschriften No. 65, folio, einst in Gottscheds Besitz, und No. 175, 4°, früher Rust in Bernburg gehörend. Lachmann gibt an, er habe die erste Handschrift No. 65 benutzt, dies ist falsch; er hat No. 175 mit a bezeichnet. Zu dem Irrthum wurde er durch Adelung, Altdeutsche Gedichte in Rom, s. XX, verleitet, und er konnte den Irrthum nicht umgehen, weil er selbst die Dresdener Handschriften nie gesehen hat, sondern nur von einer, No. 175, eine Abschrift benutzte. Diese in Berlin liegende Abschrift Ms. germ. fol. 32 ist nur äusserlich schön, im übrigen aber voll Fehler und zeigt die gewöhnlichen Schreibermanieren: Verlesungen, Verschreibungen, Auslassen von Worten und Zeilen, sogar willkürliche Aenderungen an Stellen, die dem Schreiber unverständlich blieben. Das Schlimmste bleibt aber, dass in dieser Abschrift nichts über die Beschaffenheit der Handschrift angegeben ist. Denn in der Handschrift ist ein Blatt mit den Versen 518—573 aus einer anderen Handschrift im vorigen Jahrhundert ergänzt, zwei andere Blätter sind vom Buchbinder, gleichfalls erst vor hundert Jahren, vertauscht, so dass v. 7971—8018 hinter 8066 stehen. Von alledem wusste Lachmann nichts, sondern gibt Lesarten aus 518—573 als a an und ebenso die Umstellung der genannten Verse als in der Handschrift geschehen.

Die Ergänzung der Verse 518—573 geschah durch Gottsched aus der ihm gehörenden Handschrift, jetzt Ms. Dresd. No. 65, folio, von Paul f genannt. Andererseits aber ergänzte Gottsched seine Handschrift Vers 53—92 aus Rust (a), so dass also 1) a 518—573 = f ist, 2) f 53—92 = a.

Lachmanns Apparat ist nun durchgängig auf Abschriften und Drucke, nicht auf die Handschriften gegründet. Es ist also der Schluss berechtigt, dass auch die übrigen

\*) Vgl. seinen Aufsatz: 'Die Dresdener Iweinhandschrift' in der Zeitschr. f. d. Alterth. und d. Litteratur N. F. XIII (1881), 123 ff.

Drucke und Abschriften ebenso unbrauchbar sind wie die von a. Ausserdem hat Lachmann nur wenig mehr als die Hälfte der Handschriften benutzt.

Lachmann konnte nach seinen kritischen Grundsätzen auch mit diesem Material eine Ausgabe herstellen, da er in einer Handschrift, der Heidelberger A, die ausreichende Grundlage für einen Text erkannte und das Verhältnis der übrigen Handschriften für unwesentlich hielt. Auf dem Grunde des Lachmannschen Materials ist dies auch der einzig mögliche Standpunkt und völlig unmöglich ist es mit Lachmanns Variantenapparat Untersuchungen über das Verhältnis der Handschriften anzustellen.

Paul, welcher dies dennoch gethan hat, ist denn auch in jeder Weise irre gegangen. Denn er hat mit den Fehlern des Lachmannschen Apparates als mit Thatsachen gerechnet und aus den falschen Voraussetzungen nothwendigerweise falsche Schlüsse gezogen. Vermehrt hat er das Material nur um eine Anzahl Verse der Rostocker Handschrift, aber wieder nach der Abschrift eines anderen, und um einige Stellen der zweiten Dresdener Handschrift (f). Aber hier ist er wieder in die grössten Irrthümer verfallen, denn er gibt Lesarten aus f 53—92 an, welche Verse, wie vorher nachgewiesen ist, erst im vorigen Jahrhundert aus a ergänzt sind. Das hätte jeder sehen müssen, der die Handschrift selbst in der Hand gehabt hat.

Der Vortragende schloss mit der Bemerkung, dass mit dem vorhandenen Material textkritische Untersuchungen überhaupt nicht angestellt werden können, und dass er selbst mit der Herstellung eines neuen Apparates beschäftigt sei.

Der erste Vorsitzende dankte dem Redner im Namen der Versammlung für seine überraschenden Aufschlüsse über den Lachmannschen Apparat und sprach die Hoffnung aus, dass es dem Redner bald möglich sein werde, sein Versprechen zu erfüllen. Er hob hervor, dass die hohe Bedeutung der Lachmannschen textkritischen Arbeiten für die deutsche Philologie dadurch nicht im Geringsten vermindert werde.

Es folgte alsdann der Vortrag von Herrn C. Marold aus Königsberg i/Pr.:

„Ueber die Vorlagen der gotischen Bibelübersetzung.“

Der Vortragende wies zunächst auf die Behandlung dieser Frage durch Bernhardt hin und auf die Resultate seiner Untersuchungen. Er hob hervor, dass, um den Charakter der griechischen Vorlage zu erkennen, der von Bernhardt eingeschlagene Weg der einzig richtige sei, dass aber seine Resultate nicht ganz zutreffend seien. Nicht A ist in erster Linie als der Text anzusehen, dem die griechische Vorlage für die Evangelien nahe gestanden hat, sondern die asiatische Textklasse und besonders  $\Gamma(\Delta)\Lambda\Pi$ , A ist erst in zweiter Linie zu berücksichtigen als ein Text, der zwischen der alexandrinischen und asiatischen Recension vermittelt. Ebenfalls wesentlich asiatischer Text war aber auch die griechische Vorlage für die Episteln, denn D, mit dem die gotische Uebersetzung wohl am häufigsten übereinstimmt, nimmt eine Mittelstellung ein zwischen den asiatischen und alexandrinischen Texten einerseits und den italischen andererseits, und die Uebereinstimmung mit vorzugsweise asiatischen Texten, wie KL, ist fast ebenso gross, während A auch hier nur ein wenig hinter den asiatischen Texten zurücksteht. Zur weiteren Bestätigung des asiatischen Charakters der griechischen Vorlage dienen sodann alleinstehende Uebereinstimmungen mit Lesarten bei asiatischen Kirchenvätern, wie im zweiten Corintherbriefe bei Chrysostomus, oder Uebereinstimmungen mit der armenischen Uebersetzung. Darauf ging

der Vortragende auf das Lateinische über, dessen ursprüngliche Benutzung er als ausser Frage stehend hinstellte. Der Uebersetzer hat es in weit ausgedehnterem Maasse zu Rathe gezogen, als Bernhardt es in seiner Ausgabe der gotischen Denkmäler zugesteht. Soll hier die Frage nach der Beschaffenheit des Italatextes, dessen sich der Uebersetzer bediente, entschieden werden, so darf man nicht allein auf Zusätze und Auslassungen, welche das Gotische mit lateinischen Texten gemeinsam hat, achten, sondern muss vor allen Dingen Umschreibungen bildlicher Ausdrücke, Umschreibungen für Worte, die dem Gotischen fehlten, ins Auge fassen. Hat man dadurch sichern Boden gewonnen, so wird man auch abweichende Konstruktionen, Stellungen u. s. w. richtig behandeln können. Dafür wurden einige Beispiele gegeben. So wird Lc. II, 14 und Phil. I, 15 εὐδοκία mit gods vilja übersetzt nach dem lat. bona voluntas, oder Röm. X 1 mit vilja nach dem lat. voluntas; oder Mc. I, 11 εὐδοκεῖν mit vaila galeikan nach bfg<sup>1</sup> bene complacere (b bene placere). Col. I, 10 werden die griechischen Worte περιπατῆσαι ἀξίως τοῦ κυρίου εἰς πᾶσαν ἀρεκίαν übersetzt mit ei gaggeith vairthaba frauins in allamma thata galeikaith nach deg ut ambuletis digne deo in omne quod placeat (g in omnibus quae placent). Wenn ferner Joh. XVIII, 2 συνήχθη ὁ Ἰησοῦς mit gaidija Iesus übersetzt wird, so ist auch dieses im Anschluss an convenerat Iesus (abg) oder conveniebat J. (cf) geschehen; und wenn wir an dieser Stelle in dem Italatexte e colligit se lesen, so gibt uns dieses eine Erklärung, wie der Uebersetzer an anderen Stellen auf sik galisan für συνάρεσθαι verfallen ist. Es wurde sodann auf die Umschreibungen des Futurs mit haban und duginnan verwiesen, die den lateinischen Umschreibungen mit habere und incipere entsprechen, auf Abweichungen des Gotischen vom Griechischen in der Wahl eines Tempus, im Numerus und bei Adjektiven im Steigerungsgrad, wo das Lateinische in den meisten Fällen von Einfluss gewesen ist. Doch hat der Uebersetzer auch hierbei im Ganzen sich seine Freiheit gewahrt und hat sich an schwierigen Stellen vom Lateinischen meistens nur den Weg weisen lassen. Was die Italatexte selbst betrifft, an die die Aenderungen sich anlehnen, so kommen für die Evangelien vorzugsweise in Betracht aef (die Bezeichnungen der Texte schliessen sich durchweg an Tischendorf an), sodann c und ab und zu d und die anderen Italatexte; von ihnen gehören ac dem afrikanischen, f dem italischen Texte an, während e und d Mischcodices sind. Es scheinen aber acef in besonderem Zusammenhange zu stehen, wie sich durch auffallende Uebereinstimmung von Lesarten gegenüber den andern Texten darthun lässt. Die Italacodices müssten aber, soweit es nicht von Tischendorf geschehen ist, neu verglichen werden, da sie grossentheils nur in alten Ausgaben vorhanden sind; dann liesse sich erst sicheres behaupten. In den Episteln, wo die Benutzung des Lateinischen vielleicht etwas öfter nachzuweisen ist, ist d derjenige Text, dem sich die Aenderungen meistens zuneigen, demnächst der dem Kommentar des Ambrosiaster zu Grunde gelegte Text, in weiterer Folge erst g und die übrigen minder bedeutenden Italatexte. Auch hier gehörte die Vorlage der Klasse der Mischcodices an. So ergibt sich, dass der Uebersetzer der gotischen Bibel einen griechischen und einen lateinischen Text benutzt habe, die nicht mehr rein einen bestimmten Charakter zeigten und dass zu seiner Zeit bereits eine Vermischung der einzelnen Recensionen bestanden. Die nähere Begründung für diese Ausführungen will der Vortragende, da er sie bereits zum grossen Theil ausgearbeitet hat, baldigst geben.

Herr Prof. Reifferscheid sprach dem Redner den Dank der Sektion aus für

seine gelehrten Auseinandersetzungen und forderte ihn auf, seine eingehenden Forschungen über das Verhältniß der gotischen Bibel zu den benutzten Vorlagen recht bald zu veröffentlichen\*).

#### Vierte Sitzung.

Donnerstag, den 30. September, Vormittags 8<sup>1</sup>/<sub>4</sub>—10<sup>1</sup>/<sub>4</sub>.

Nachdem Herr Prof. Reifferscheid die Sitzung eröffnet, hielt Herr Prof. Dr. Mahn aus Berlin seinen Vortrag:

„Ueber die Entstehung der italienischen Sprache aus den lateinischen, griechischen, deutschen und keltischen Elementen und über die dabei wirkenden Principien und Ursachen“\*\*).

Der Vortragende zeigte, wie das Italienische zunächst aus der spätrömischen, schon ausgearteten Volkssprache und unter dem Zusammenstoss mit den im 5. und 6. Jahrhundert einbrechenden nordischen Germanen entstanden sei; daher die grosse Menge deutscher Wörter im Italienischen; griechische und keltische Wörter aus der frühesten Zeit finden sich mehr darin als man gewöhnlich annimmt; gering ist die Zahl der arabischen Wörter; noch geringer die der slavischen, ungeachtet der Nachbarschaft. Dann führte er aus, wie die italienischen Wörter aus diesen verschiedenen Elementen entstanden sind: 1. Durch Abkürzung: a) überhaupt; b) durch Aphärese; c) durch Syncope; d) durch Abschleifung der Endungen; e) durch den Ausfall einzelner Buchstaben. 2. Durch Umstellung oder Versetzung. 3. Durch Erweiterung der Form: a) vermittelt Einschiebung von Buchstaben; b) durch Einschiebung von Buchstaben um den Hiatus zu tilgen, der durch Auswerfung von Buchstaben entstanden war; c) durch Verlängerung des Wortes am Ende. 4. Durch Einmischung, Einwirkung oder Anbildung. 5. Durch Umdeutung oder Volksetymologie. 6. Durch Entstellung oder Ausartung. 7. Unter Erweiterung der ursprünglichen Bedeutung. 8. Mit Veränderung der Bedeutung. 9. Einzelne Appellativa entstehen aus Eigennamen, Ortsnamen und Personennamen. 10. Lateinische Abstracta werden zu italienischen Concretis. 11. Nur wenige Wörter entstehen durch Reduplication oder Geminatio. 12. Zuweilen findet das Gegentheil statt, indem man das, was man für eine Reduplication hält, vereinfacht. 13. Zuweilen wird der Artikel zum Wort geschlagen. 14. Umgekehrt wird anlautendes l oder lo als Artikel angesehen und fällt fort. 15. Ein Grundwort kann der Begriffsunterscheidung wegen in zwei Wörter auseinander gehen. 16. Zuweilen haben umgekehrt zwei Wörter auf eins Einfluss. 17. Damit gleichlautende Grundwörter nicht zusammenfallen, scheidet man sie durch Veränderung der Form. 18. Die gewöhnlichen Gesetze der Lautlehre in den romanischen Sprachen gelten auch im Italienischen, so z. B. die der Assimilation und der Dissimilation. 19. Ausserdem gibt es aber in der italienischen Sprache eigenthümliche Lautgesetze, z. B. Wechsel des st mit sk, lateinisch stloppus, italienisch schioppo. 20. In der Wortbildung, d. i. in der Ableitung und Zusammensetzung ist die italienische Sprache reicher als die lateinische Mutter etc. etc.

\*) In der Germania XXVI (1881), 129 ff. ist damit der Anfang gemacht.

\*\*) Derselbe ist erschienen Berlin 1881, Dümmlers Verlag.



Der erste Vorsitzende dankte im Namen der Versammlung dem Redner für seinen gehaltreichen Vortrag und übergab den Vorsitz Herrn Prof. Sachs, der ihm das Wort ertheilte für seinen Vortrag:

„Ueber Heinrich Rückerts Bedeutung als Germanist.“

Wie Friedrich Rückert in seiner Totalität als Dichter und gelehrter Forscher nur von wenigen seiner Zeitgenossen verstanden worden, so hat auch sein Sohn Heinrich nicht die Beachtung bei seinen Lebzeiten gefunden, die er vor vielen Andern als vielseitiger und geistvoller Germanist, Geschichtsforscher und Publicist verdiente. Trotz seiner grossen Kränklichkeit, deren Schwere nur wenige würdigen können, war er unermüdlich thätig als Docent und Schriftsteller für die Förderung und Bereicherung seiner Wissenschaft und für die Verbreitung der Wahrheit im Dienste des nationalen Gedankens, den er mit seltener Innigkeit erfasst hatte. Sein reiches, auf langjährigen sprachwissenschaftlichen und historischen Studien beruhendes Wissen, besonders sein feines Verständnis der Stimmungen und Empfindungen der deutschen Volksseele befähigten ihn, in der deutschen Alterthumsforschung neue Bahnen zu eröffnen, hätte nur der sieche Körper mit dem Riesengeiste gleichen Schritt halten können! Wie J. Grimm fühlte Heinrich Rückert sich besonders hingezogen zur Erforschung des unbewussten Geisteslebens des deutschen Volkes, wie es sich in Sprache und Literatur, in Glaube und Sitte kundgiebt, aber auch den Gestaltungen des öffentlichen und staatlichen Lebens der Deutschen in Vergangenheit und Gegenwart wandte er seine volle Aufmerksamkeit zu. Die gesammte deutsche Entwicklung wusste er im grossen weltgeschichtlichen Zusammenhange zu erfassen.

Als Heinrich Rückert seine germanistische Thätigkeit begann, hatte die neue Wissenschaft der deutschen Philologie gegen die offene Feindschaft und hochmüthige Missachtung der seit Jahrhunderten gepflegten Disciplinen für ihre Lebensberechtigung zu kämpfen. Die Heftigkeit des Kampfes lässt sich aus mannichfachen, überaus scharfen Aeusserungen Rückerts in seinen älteren Aufsätzen erkennen. Rückert erregte um so mehr Anstoss bei klassischen Philologen wie bei Historikern alten Stils, weil er von jeher darauf bedacht war, seine Studien dem engen Bereiche der Schule zu entrücken und ihre Ergebnisse zum Eigenthum der Gesamtbildung der Nation zu machen. An typischen Beispielen suchte er dem grösseren Publikum die geistigen Strömungen, welche das wissenschaftliche Treiben der Zeit beherrschten, verständlich zu machen. Er hatte eine bewunderungswürdige Fähigkeit, die wissenschaftlichen Fortschritte in ihrer Totalität und in ihrem Zusammenhange mit dem Gesamtgeiste und dem Gesamtstreben der Zeit aufzufassen. Es lässt sich nicht ermessen, wie grosse Verdienste er sich durch seine zahlreichen populären Aufsätze um die deutsche Gesamtbildung erworben hat. Von einem beschränkten Standpunkte aus könnte man freilich bedauern, dass er nicht seine ganze kostbare Zeit im strengen Dienste der Wissenschaft verwandt habe, aber seine grosse Kränklichkeit hinderte ihn am stetigen langandauernden Arbeiten: er war froh, wenn er wenige Wochen nicht bei voller Gesundheit, sondern nur mit dem vierten oder fünften Theil seiner Kräfte thätig sein konnte. Daher kommt es, dass fast alle seine grösseren Werke eine gewisse Unvollendung zeigen und dass er seine bedeutendsten literarischen Pläne unausgeführt lassen musste. Der Vortragende, dem der gesammte literarische Nachlass Heinrich Rückerts zur Verfügung gestanden, charakterisierte besonders

eingehend die wichtigen grösseren Werke, welche Rückert nur projektiert hatte. Zunächst die literarhistorischen: „Geschichte der Entwicklung der gesammten Epik des deutschen Mittelalters“, als Vorarbeiten dazu: „Untersuchungen über die Technik der Kudrun in Komposition und Versifikation“, eine „Sammlung der kleineren althochdeutschen und späteren epischen und episch-lyrischen Stücke mit eingehenden literarhistorischen und kulturhistorischen Untersuchungen“ u. a. Durch seine eigenartige Begabung war Rückert befähigt, die hohen Anforderungen, welche er an literarhistorische Arbeiten stellte (vergl. Kleine Schriften I. 42), zu erfüllen. Das zeigen die Einleitungen zum König Rother und zum Heliand und die vielen in seinen Besprechungen literarhistorischer Werke aufgestellten Probleme.

Während Rückert auf dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte fast nur Entsagung übte und, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht über grossartige Pläne hinaus kam, hat er auf dem der deutschen Grammatik wenigstens einen Theil seiner schönen und anregenden Forschungen veröffentlichen können. Mit besonderem Eifer und dem glücklichsten Erfolge erforschte er die mundartlichen Verhältnisse. Er hatte richtig erkannt, dass die deutsche Dialektforschung, je mehr sie sich zur Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung unserer Dialekte vertiefe, um so weniger mit der Untersuchung der eigentlich sprachlichen Einflüsse sich begnügen dürfe, sondern überall mit Hülfe der Kulturgeschichte die sprachlichen Erscheinungen zu erklären habe. Er war sich bewusst, dass er der deutschen Dialektforschung Aufgaben stelle, wofür die allgemeine deutsche Sprachgeschichte noch nichts geleistet habe, aber er hielt es für wichtig, dass man sofort den vollen geistigen Gehalt des Arbeitsfeldes übersehen könne. Das Problem der Entwicklungsgeschichte der deutschen Schriftsprache beschäftigte Rückert viele Jahre lang. Zu Anfang des Jahres 1870 gedachte er seine Studien darüber zu einem vorläufigen Abschlusse zu bringen und in der Zacherschen Handbibliothek eine kritische Geschichte der deutschen Sprache erscheinen zu lassen, ein Handbuch mit selbständig wissenschaftlicher Grundlage und wissenschaftlichem Zweck, aber in präciser Form. Das grossartig angelegte Werk blieb 1875 innerlich und äusserlich unvollendet, es sollte drei Bände umfassen, aber nur die beiden ersten erschienen. Der zweite Band ist unvollständig: es fehlt die 3. und 4. Abtheilung des zweiten Buches, wie der Vortragende aus nachgelassenen Notizen Rückerts folgerte. Hätte Rückert dieses Werk, welches auch in seiner Unvollendung anregend wirkt, nach seiner Absicht ausführen können, so würde in der Geschichte der deutschen Philologie sein Name neben dem Jakob Grimms glänzen.

Am wenigsten sagte Rückerts Eigenart die philologische Textkritik zu, er dachte sogar gering von dieser Seite der philologischen Thätigkeit, wie wir aus seinen Aeusserungen in der Minerva vom Jahre 1851 sehen. Es wäre daher ungerecht, wenn man ihn allein nach seinen kritischen Ausgaben beurtheilen wollte. Dass er auch auf diesem Gebiete Vortreffliches zu leisten verstand, beweist seine Ausgabe des „Wälschen Gastes“, die selbst M. Haupt wegen ihres Fleisses und ihrer Sauberkeit lobte. Leider konnte Rückert mit seinen umfassenden Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe des Renners nicht zum Abschlusse kommen. Aus dem was er gelegentlich über die Ergebnisse seiner Rennerforschung, die er in den letzten Lebensjahren wieder aufnahm, K. Bartsch und dem Vortragenden brieflich mitgetheilt, erkennt man, wie viel auch hier die Wissenschaft durch seinen frühen Tod verloren hat.

Höheren Werth als die bloss kritischen haben die Ausgaben mit erklärenden Anmerkungen in der Sammlung von Bartsch, der König Rother und der Heliand. Besonders letztere zeigt, wie geistvoll Rückert altdeutsche Dichtungen in ihrer Individualität zu erfassen und aus ihr heraus zu erklären verstand. Seine Eigenart und vielseitige Begabung kamen hier zur schönsten Geltung. Man kann von ihm sagen, er war zum Erklärer geboren. So haben denn auch die zahlreichen exegetischen Vorlesungen Rückerts unberechenbaren Nutzen gestiftet. Seine vielen Zuhörer, welche an höhern Schulen wirken, haben von ihm die Kunst der Erklärung poetischer Erzeugnisse gelernt.

Eigenthümlich ist, dass auch diese Ausgaben des König Rother und des Heliand im Sinne Rückerts unvollendet geblieben sind. Zu dem König Rother und wohl auch zum Heliand wollte er die eigentlich schulmässige Ergänzung, den gelehrten kritischen Apparat in der weitesten Bedeutung des Wortes, nachträglich liefern in den von Bartsch projektierten „Kritischen Beiträgen zu den deutschen Dichtern des Mittelalters“. Zu dem Heliand gedachte er ausserdem ein vollständiges Wörterbuch auszuarbeiten, wie er es anfangs auch zum Rother gewollt. Leider kam er nicht über den ersten Entwurf hinaus. Und doch hätte er hier wieder die beste Gelegenheit gehabt, Zeugnis abzulegen von seiner Meisterschaft in der Darlegung der Begriffsentwicklung der Wörter.

Mitten im Drucke des Heliand überraschte ihn der Tod und so sanken mit ihm viele Hoffnungen zu Grabe. Es war dem geistvollen und feinsinnigen Gelehrten nur vergönnt gewesen, an einigen Bruchstücken zu zeigen, wie viel er unter günstigen Umständen zu leisten vermocht hätte. Wir müssen es ihm hoch anrechnen, dass er trotz seiner schweren Kränklichkeit soviel gethan. „Wer ein Herz hat für die heiligste Angelegenheit jedes ehrlichen Menschen, das Vaterland, der wird sein Bild mit dem Lorbeerkranze des heldenhaften Streiters schmücken“.

Im Namen der Versammlung dankte Herr Prof. Sachs dem Vortragenden für die warmen Worte, mit denen er den zu früh verstorbenen H. Rückert gefeiert hatte; darauf übernahm Herr Prof. Reifferscheid wieder den Vorsitz, verlas die Bestimmung der Statuten über die Wahl des Präsidenten und Vicepräsidenten für die deutsch-romanische Sektion der nächsten Philologenversammlung und bat, dass Vorschläge gemacht würden. Herr Prof. Sachs schlug den Geh. Hofrath Prof. K. Bartsch und den Privatdocenten Dr. Behaghel in Heidelberg vor. Herr Dr. Henrici den Professor Dr. Martin in Strassburg. Bevor der erste Vorsitzende die Anträge zur Debatte stellte, bemerkte er, dass es herkömmlich sei, bei der Wahl des Präsidenten die dem Ort der Philologenversammlung zunächst gelegene Universität zu berücksichtigen. Darnach könne nur Heidelberg, nicht Strassburg in Betracht kommen. Nach einer kurzen Diskussion wurde Geh. Hofrath Prof. Dr. K. Bartsch zum ersten Präsidenten, Privatdocent Dr. Behaghel zum Vicepräsidenten gewählt.

Auf Antrag des Herrn Prof. Sachs wurde dann beschlossen, die deutschen Gemeinden in Welschtirol durch Zusendung von Geldmitteln und deutschen Büchern in geeigneter Weise zu unterstützen.

Darauf schloss der erste Vorsitzende die diesjährigen Sitzungen der deutsch-romanischen Sektion mit Worten des Dankes für die rege Theilnahme, mit der die Mitglieder den verschiedenen Vorträgen gefolgt. Den Dank der Versammlung dem Präsidium gegenüber sprach Herr Prof. Dr. Michaelis aus.

---

## VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

### Erste Sitzung.

Montag den 27. September.

Professor Dr. Junghans (Stettin) eröffnet die Sitzung in dem physikalischen Zimmer des Marienstifts-Gymnasiums unter Begrüssung der anwesenden Herren und unter Hinweis auf die beiden Grassmann (Vater und Sohn), welche in dem Sitzungszimmer eine lange Reihe von Jahren als Lehrer gewirkt haben. Darauf wird die Wahl des Vorstandes vollzogen. Gewählt werden Professor Dr. Junghans (Stettin) als Vorsitzender, Professor Dr. Erler (Züllichau) als dessen Stellvertreter, Dr. Tramm (Anclam) und Wienke (Stettin) als Schriftführer.

---

### Zweite Sitzung.

Dienstag den 28. September.

Vortrag des Dr. Schönn (Stettin). 1) Vorführung und Erläuterung zweier dynamoelectrischer vom Mechaniker Hager in Stettin gebauter Maschinen. 2) Ueber eine neue Methode der Untersuchung des Spectrums der Gase.

Zunächst wurde folgender Satz erläutert: Im Grossen und Ganzen stammt alle Energie auf der Erde von der Sonne. Die Pflanzen sind Organismen, welche die kinetische Energie des Lichtes der Sonne in chemische Affinität, d. h. in eine Art der potentiellen Energie umwandeln; die Thiere dagegen sind Organismen, welche chemische Affinität, d. h. potentielle Energie in kinetische Energie z. B. Wärme, strömende Electricität, Muskelenergie umwandeln. Bei den mannigfachen Umwandlungen der Energie dient uns die Kohle als Ausgangspunkt; indem wir sie verbrennen, verwandeln wir ihre chemische Affinität in kinetische Energie der Wärme, welche letztere wir wieder vermittelt der Dampfmaschine in kinetische Energie der sichtbaren Bewegung umsetzen, und nun ist es von grosser Wichtigkeit diese letztere Energie wiederum in strömende Electricität umzuwandeln. Diese Umwandlung geschieht durch die dynamoelectrischen Maschinen, und man ist dadurch im Stande Energie, d. h. das Vermögen Arbeit zu leisten, durch Drahtleitungen von einem Punkte der Erde an sehr entfernte Orte fortzuleiten. Der electriche Strom der dynamoelectrischen Maschine lässt sich wiederum in Wärme, Licht und chemische Affinität umsetzen. Wird der electriche Strom einer dynamoelectrischen Maschine in eine zweite geleitet, so wird die ursprüngliche kinetische Energie der sichtbaren Bewegung wiederum in Energie der sichtbaren Bewegung zurückverwandelt. Aber auch direct kann man chemische Affinität in die kinetische Energie der strömenden Electricität und dann in Bewegungsenergie umwandeln, indem man den durch eine galvanische Batterie gewonnenen



electrischen Strom in einen Electromotor leitet. Die Umwandlung eines weniger dichten electrischen Stromes in einen solchen von grösserer Dichtigkeit geschieht mittelst der Inductions-Apparate; diese dichtere Electricität kann man dann wieder in Wärme und Licht umsetzen, indem man den Funken von einer Metallelektrode zu einer andern übergehen lässt; man erhält so ein bequemes Mittel das Licht von glühenden Dämpfen verschiedener Metalle durch Spectralapparate zu zerlegen.

Im zweiten Theil seines Vortrags theilt Herr Dr. Schönn mit, dass er im vorigen Winter die ultravioletten Strahlen einer Reihe von Metaldämpfen mittelst eines von ihm angegebenen und vom Mechaniker Hilgers in London construirten Spectralapparates untersucht habe; dieser Apparat habe Linsen und rechtwinklige Prismen aus Bergkrystall für ultraviolette Strahlen und eine neue Vorrichtung im Okular, um ultraviolette Strahlen direct sichtbar zu machen. Als etwas ganz neues zeigte der Vortragende Gasröhren mit einem Fenster aus Bergkrystall. Bisher auf die gewöhnlichen Geisslerschen Röhren angewiesen, vermochte er den ultravioletten Theil des Spektrums der Gase nur in sehr geringer Ausdehnung zu untersuchen, da Glas die ultravioletten Strahlen fast alle absorbiert. Er hofft nun, wie früher für Metaldämpfe, so jetzt für verschiedene Gase Messungen der ultravioletten Strahlen ausführen zu können. Die Stickstoffröhre giebt bei Anwendung eines wenig leistenden Inductors vorläufig vier ultraviolette Linien. Am Schluss des Vortrages wurde gezeigt, wie gerade die ultravioletten Strahlen bei den meisten Fluorescenz- (also auch bei Phosphorescenz-) Erscheinungen eine Hauptrolle spielen. Die vorgezeigten Gasröhren mit Bergkrystallfenster wurden nach Angabe des Vortragenden von dem Mechaniker Max Kohl in Chemnitz angefertigt.

Ferner kam der Antrag des Herrn Professor J. C. V. Hoffmann, Redacteurs der „Zeitschrift für math. und naturwiss. Unterricht“, betreffend die engere Verbindung der deutschen Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften durch Bildung eines — dem allgemeinen Realschulmännerverein analogen — Vereins zur Wahrung und Förderung der Standes- und Fach-Interessen der deutschen Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften an höheren Schulen, zur Berathung. Herr Hoffmann beantragt: „die Sektion für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht der Philologen-Versammlung wolle aus den Lehrern der Mathematik und Naturwissenschaften eine Commission (von 5 Mitgliedern) erwählen zur Ausarbeitung eines Vereins-Statuten-Entwurfs, welcher in der Zeitschrift für math. und naturw. Unterricht (Jahrgang 1881, spätestens im 3. Heft) zwecks allgemeiner Kenntnissnahme und Discussion seitens der Fachgenossen veröffentlicht und in der nächsten Versammlung (1881) der Specialberathung unterbreitet werde.“

Der Versammlung schien es am zweckmässigsten zu sein, dass sich Herr Hoffmann nach eigenem Ermessen aus verschiedenen Theilen Deutschlands einige Mathematiker cooptire, um mit denselben den Zweck und die Statuten eines etwa zu gründenden Vereins festzustellen, dieselben in seiner Zeitschrift mitzutheilen und dann auf der nächsten Versammlung in Karlsruhe der mathematischen Sektion vorzulegen. Man ging dabei von dem Gesichtspunkte aus, dass die gegenwärtige Sektions-Versammlung, so zahlreich sie auch sei, doch mehr einen lokalen Charakter habe, weil in derselben Süddeutschland gar nicht vertreten sei.

Dritte Sitzung.

Mittwoch den 29. September.

Vortrag des Dr. Lieber (Stettin): „Ueber das analytische und geometrische Princip bei Lösung planimetrischer Aufgaben aus der Elementar-Mathematik.“

Es ist schon vielfach darüber gestritten, ob man in der Mathematik bei Lösung planimetrischer Aufgaben dem analytischen oder dem geometrischen Princip den Vorzug geben solle. Weit entfernt die Frage in dieser Allgemeinheit zu behandeln, will ich nur darüber sprechen, welche Bedeutung dieselbe für die Elementar-Mathematik hat. Selbst bei dieser beschränkten Fassung des Gegenstandes verzichte ich gern darauf, die Frage nach einer bestimmten Richtung hin zu entscheiden, vielmehr bin ich mir wohl bewusst, dass meine Auseinandersetzungen mannigfachen Widerspruch erfahren können.

Unter geometrischer oder synthetischer Analysis versteht man diejenige, in der man durch rein geometrische Betrachtungen zu der Construction gelangt, während bei der analytischen oder rechnenden Analysis die durch algebraische und trigonometrische Rechnungen gewonnenen Resultate zu construiren sind. Während also bei dieser Algebra und Trigonometrie die Haupt-Hülfsmittel sind, und es später bei der geometrischen Construction nur auf eine geschickte Vereinigung der durch die Formel erhaltenen Resultate mit den in der Aufgabe gestellten Bedingungen ankommt, so kommt es bei jener hauptsächlich darauf an, durch rein geometrische Betrachtungen aus den Bedingungen der Aufgabe auf die Lage unbekannter Gebilde einen Schluss zu machen.

Die pädagogische Seite der Frage kann zunächst mit wenigen Worten abgemacht werden. Niemand wird wohl bestreiten, dass beim ersten Unterricht die geometrische Analysis ausschliesslich zu verwenden ist. In Tertia und zum Theil auch noch in Secunda ist ja die rechnende Analysis gar nicht durchführbar. Ueberhaupt liefert bei einfachen Aufgaben, bei denen der geometrische Zusammenhang der gegebenen Stücke auf der Hand liegt, bei denen also namentlich keine Hülfslinien zu ziehen sind, die geometrische Methode stets einfachere Constructionen. Ich werde sogleich auf die Definition von einfacher Construction näher eingehen. Zunächst möchte ich meine Behauptung nur durch zwei einfache Beispiele illustriren. Soll z. B. ein Dreieck construirt werden aus einer Seite, dem gegenüberliegenden Winkel und der zu der gegebenen Seite gehörenden Höhe, so ergeben sich ohne Weiteres zwei Oerter für die dritte Ecke des Dreiecks, nämlich der über der Seite liegende Kreisbogen und eine zur gegebenen Seite in der Entfernung der Höhe gezogene Parallele. Ebenso leicht ergeben sich zwei Oerter, wenn statt der Höhe die sogenannte Mittellinie gegeben ist, d. h. die Linie, welche die Mitte der gegebenen Seite mit der gegenüberliegenden Ecke verbindet. Wie gestaltet sich nun aber die Construction mit rechnender Analysis? Ist  $c$  die gegebene Seite,  $\gamma$  der ihr gegenüberliegende Winkel,  $h_c$  die Höhe auf die gegebene Seite,  $t_c$  die Mittellinie nach derselben und  $\delta$  die Differenz der beiden anderen Winkel, so erhält man, wenn  $c, h_c, \gamma$  gegeben, die Formel  $\cos \delta = \frac{2 h_c}{c} \sin \gamma - \cos \gamma$ ; und wenn  $c, t_c, \gamma$  gegeben, entweder  $\cos \delta = \frac{4 t_c^2 - c^2}{2 c^2 \cot \gamma} \sin \gamma - \cos \gamma$  oder

$$a^2 + b^2 = \frac{1}{2} c^2 + 2 t_c^2 \text{ und } ab = \frac{4 t_c^2 - c^2}{4 \cos \gamma}, \text{ resp. } a + b = \sqrt{\frac{4 t_c^2 - (4 t_c^2 + c^2) \sin \frac{1}{2} \gamma^2}{\cos \gamma}} \text{ und}$$

$$a - b = \sqrt{\frac{(4t_c^2 + c^2) \cos \frac{1}{2} \gamma^2 - 4t_c^2}{\cos \gamma}}, \text{ also Formeln, deren Construction sicherlich einem}$$

Anfänger Schwierigkeiten bereitet, und aus denen sich überhaupt wohl schwerlich eine geschickte Construction wird herleiten lassen. Oder wollte man die Sache auf die Spitze treiben, so könnte als Beispiel die erste geometrische Constructions-Aufgabe, welche überhaupt gelöst zu werden pflegt, angeführt werden, ein Dreieck aus den drei Seiten zu construiren. Welch eine unbeholfene Construction würde sich aber ergeben, wenn man die Winkel aus den trigonometrisch für sie berechneten Formeln construiren wollte.

Allerdings muss man zugeben, dass diese Beispiele für rechnende Analysis sehr ungünstig gewählt sind. Andere Beispiele können ebenso leicht aufgestellt werden, in denen die rechnende Analysis den Vorzug hat, und wieder andere, in denen beide Methoden gleich gut angewendet werden können. Daher empfiehlt es sich auch bei weiter vorgerückten Schülern, welche bereits hinreichende Gewandtheit im Operiren mit algebraischen und trigonometrischen Formeln haben, beide Methoden anzuwenden; und zwar um so mehr, als die rechnende Analysis bei einiger Sicherheit in algebraischen und trigonometrischen Operationen immer zum Ziele führt und ausserdem eine Controlle darbietet, ob die Aufgabe überhaupt durch geometrische Construction lösbar ist, denn jeder, der bei Behandlung einer geometrischen Aufgabe auf Schwierigkeiten stösst, wird zunächst versuchen, dieselbe algebraisch zu lösen, und gelangt er hierbei zu einer Gleichung, welche den zweiten Grad übersteigt, so hat er die Ueberzeugung erlangt, dass dieselbe durch Construction mit Lineal und Zirkel nicht lösbar ist.

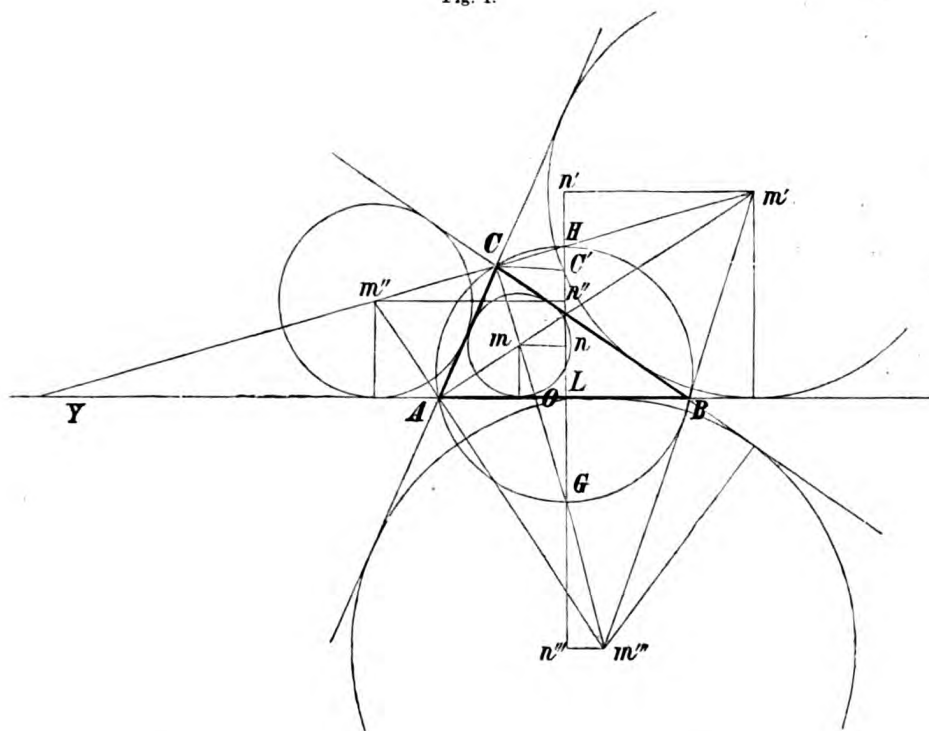
Hiermit wäre wohl die pädagogische Seite der Frage abgethan und das Resultat wäre wohl dies, dass die Aufgaben beim ersten Unterricht ausschliesslich geometrisch zu lösen sind, dass hingegen später beide Methoden in Anwendung zu bringen sind, schon aus dem Grunde, um, wie wir später sehen werden, den innigen Zusammenhang zwischen beiden den Schülern zum Bewusstsein zu bringen.

Wenden wir uns nun zu einer Vergleichung beider Methoden, so ist es vor allen Dingen nöthig, dass wir den Begriff „Einfachheit“ in Rücksicht auf die Lösung der geometrischen Constructions-Aufgaben definiren. Vor allem muss man die mechanischen Constructions-Operationen von den Gedankenoperationen, die zur Auffindung der Construction nothwendig waren, streng scheiden. Sehr häufig wird eine Lösung als elegant und einfach bezeichnet, weil ihr ein einfacher nahe liegender Gedankengang zu Grunde liegt, während die Constructions-Operationen, die zu ihrer praktischen Ausführung nothwendig sind, sich als weitläufiger und umständlicher erweisen als bei einer anderen Lösung. — Als Beispiel hierzu führe ich die bekannten Lösungen des Apollonischen Berührungs-Problems an. Die bekannteste in viele unserer elementar-mathematischen Bücher aufgenommene Lösung derselben beruht auf einer successiven Zurückführung auf die einfacheren Fälle. Gewiss liegt dieser Lösung ein so einfacher Gedankengang zu Grunde, dass sie ohne Bedenken in einer Secunda durchgenommen werden könnte; doch würde die Ausführung der einzelnen Operationen überaus lästig werden und ein unübersehbares Linien-Gewirr liefern. Im Gegensatz hierzu ist die Steinersche Lösung in der Ausführung ausserordentlich einfach, wo hingegen die ihr zu Grunde liegenden Betrachtungen doch schon so schwierig sind, dass man sie von dem Schulunterricht ausschliessen muss.

Ferner bilden die mechanischen Hilfsmittel, die bei der praktischen Ausführung

einer Construction benutzt werden, ein wichtiges Moment für die Beurtheilung der Einfachheit derselben. So sind z. B. die Steinerschen Constructionen mit blosser Benutzung des Lineals und eines festen Hilfskreises, oder die Mascheronischen Constructionen mit blosser Benutzung des Zirkels in gewissem Sinne durchweg einfacher als die Euclidischen Constructionen, weil diese sowohl Lineal als Zirkel benutzen. Zählt man dagegen die bei einer Construction nothwendigen Einzeloperationen ab, indem man dabei das Ziehen einer geraden Linie und das Schlagen eines Kreisbogens als äquivalent ansieht, so ergibt sich nicht selten für ein und dieselbe Aufgabe eine grössere Anzahl von Einzeloperationen bei der Steinerschen als bei der Euclidischen Lösung. Eigentlich ist das Ziehen einer geraden Linie (als Verbindungslinie zweier Punkte) eine weit verwickeltere Operation als das Schlagen eines Kreisbogens; so dass von diesem Gesichtspunkt aus die Steinerschen Constructionen im Allgemeinen gegen die Euclidischen im Nachtheil sein würden.

**Fig. 1.**



Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder zu unserem eigentlichen Thema, der Vergleichung beider Methoden, so ist zunächst zu sagen, dass derjenige, welcher beide in vollem Masse beherrscht, im Allgemeinen in beiden zu derselben Lösung gelangen wird; es gibt Fälle, in denen beide Hand in Hand gehen, so dass man jede rechnende Operation, welche man vornimmt, auch in die Geometrie übersetzen kann. Und wenn sich auch hiervon nur wenige Beispiele anführen lassen, so wird man wenigstens vielfach durch Rechnung den Zusammenhang mit einer auf synthetischem Wege gefundenen Construction nachweisen können.







Constructionen gelangen, denen man ihre analytische Herkunft gar nicht mehr ansieht, die vielmehr den Eindruck machen, als ob sie das reinste geometrische Vollblut in sich trügen.

Ein anderes bekanntes Beispiel möchte ich noch zur Illustration des Zusammenhangs von algebraischer und synthetischer Lösung anführen.

Ein Quadrat zu zeichnen, so dass die Seiten desselben resp. ihre Verlängerungen durch vier gegebene Punkte gehen.

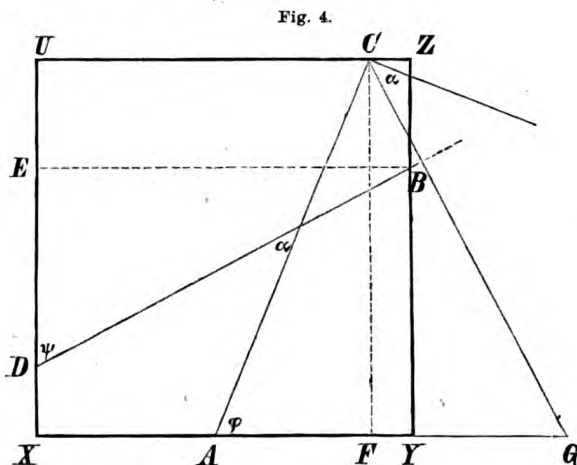


Fig. 4.

$XYZU$  sei das gesuchte Quadrat und  $A, B, C, D$  seien die Punkte, durch welche die Seiten gehen. Lösen wir die Aufgabe zunächst trigonometrisch; um Dreiecke zu erhalten, wird man  $BE \perp XU$  und  $CF \perp XY$  fällen; man sieht dann, dass  $BE = CF$  ist. Bezeichnen wir  $\angle CAF$  mit  $\varphi$  und  $BDE$  mit  $\psi$ , und den Winkel, welchen  $AC$  und  $BD$  bilden, mit  $\alpha$ , so ist  $AC \sin \varphi = BD \sin \psi$ . Ausserdem ist  $\varphi + \psi = R + \alpha$ . Aus der Summe zweier Winkel und dem Verhältniss ihrer Sinus lassen sich nun die Winkel leicht berechnen. Um hier-

aus eine Construction zu erhalten, suchen wir diese beiden Formeln geometrisch zu interpretiren. Man wird aus denselben leicht Folgendes herauslesen: Es giebt ein Dreieck, dessen Seiten  $AC$  und  $BD$  mit den ihnen bezüglich gegenüberliegenden Winkeln  $\psi$  und  $\varphi$  sind, und der dritte Winkel des Dreiecks wird  $2R - (R + \alpha) = R - \alpha$  sein. Dieses Dreieck wird also erhalten, wenn wir  $R - \alpha$  an  $AC$  in  $C$  antragen; es sei  $AGC$ . Hierbei ergiebt sich nun, dass  $CG$  senkrecht  $DB$  steht; und da ferner  $CG = BD$  ist, so ist  $G$  bestimmt und damit die Aufgabe gelöst. — Suchen wir nun dieselbe Aufgabe rein geometrisch zu lösen. Die Bedingung, dass die Seiten des Quadrats gleich sein müssen, wird uns ebenfalls darauf führen, die Senkrechten  $BE$  und  $CF$  zu fällen; da dieselben gleich sind, so kann man sie zu homologen Stücken congruenter Dreiecke machen; wir werden also an  $CF$  ein Dreieck anlegen, welches congruent  $BED$  ist; es sei  $CFG$ . Der Umstand, dass die homologen Seiten congruenter und in entsprechender Lage befindlicher Dreiecke sich unter gleichen Winkeln schneiden, führt uns darauf, dass  $CG \perp BD$  steht, da ja zwei andere homologe Seiten  $CF$  und  $BE$  auf einander senkrecht stehen. Somit ist Punkt  $G$  bestimmt und wir erhalten dieselbe Lösung wie vorher.

Dieselbe Construction ist freilich mit einer ganz anderen Analysis in Grunerts Archiv von Clausen in Dorpat mitgetheilt.

Eine andere ziemlich nahe liegende geometrische Analysis ist folgende:  $U$  liegt auf einem Halbkreise über  $CD$ , und  $Y$  auf einem Halbkreise über  $AB$ ;  $UY$  wird die nicht durch  $U$  und  $Y$  gehenden Halbkreise halbiren.

Die erwähnte Aufgabe ist verhältnissmässig einfach; der Gedankengang ist in der ersten Construction bei beiden Methoden derselbe, denn in beiden wird man darauf







selbe ja mittelst quadratischer Gleichungen reduciren lassen, wie es z. B. bei der Construction des regulären 17ecks der Fall sei.

Ferner theilt Dr. Petersen noch eine andere Lösung der Aufgabe mit, ein Dreieck aus den drei Radien der äusseren Berührungskreise zu construiren. Es ist  $q_a(s-a) = q_b(s-b) = q_c(s-c)$ . Zeichnet man daher einen beliebigen Kreis und zieht von einem beliebigen Punkte ausserhalb desselben nach dem Kreise Strecken, welche  $= q_a, q_b, q_c$  sind, so sind die anderen Abschnitte dieser Sekanten (natürlich vom Punkt aus gerechnet) proportional mit resp.  $s-a, s-b, s-c$ , wodurch das Dreieck der Gestalt nach bekannt wird.

von Lühmann (Königsberg Nm.) constatirt, dass der Gedankengang der Lösung ein einfacher sei, die Ausführung der Construction jedoch eine sehr complicirte sein würde.

Dr. von Fischer-Benzon (Kiel) macht auf einen etwas in Vergessenheit gerathenen Satz aufmerksam, welcher sich in Francoeur's Lehrbuch der Mathematik (übersetzt von Kulp) im zweiten Buch § 22 findet und sich vorzüglich eignet, Schwierigkeiten, welche sich bei Betrachtung incommensurabler Grössen aufdrängen, zu verringern. Der Satz findet sich, soviel dem Vortragenden bekannt, nur in den Lehrbüchern von Haller von Hallerstein und in dem Handbuch der Mathematik von Ligowski. Ligowski hat auch den Vortragenden speciell auf diesen Satz aufmerksam gemacht, welchen Francoeur die Methode der Grenzen nennt und der etwa so lautet:  $a, \alpha, b, \beta$  sind gleichartige Grössen;  $a$  und  $b$  sind constant,  $\alpha$  und  $\beta$  veränderlich, und zwar so, dass sie gleichzeitig wachsen und abnehmen. Existirt nun die Relation  $a + \alpha = b + \beta$ , und kann man  $\alpha$  und  $\beta$  gleichzeitig so klein machen, wie man will, so ist  $a = b$ . Die Richtigkeit dieses Satzes lässt sich auf der mittleren Stufe, also in Secunda anschaulich darstellen, sie lässt sich in Prima indirect beweisen. Ist die obige Gleichung richtig, so ist sie es auch in der Form  $a - b = \beta - \alpha$ ; sind nun  $a$  und  $b$  nicht gleich, so wird  $a - b$  etwa gleich  $\pm c$  sein; dann ist auch  $\beta - \alpha = \pm c$ . Haben aber  $\alpha$  und  $\beta$  eine bestimmte Differenz, so kann man sie nicht gleichzeitig so klein machen, wie man will, kommt also in Widerspruch mit der ersten Annahme.

Als Beispiele für die Anwendbarkeit des Satzes werden folgende zwei Sätze angeführt: Werden zwei gerade Linien von drei Parallelen  $AD, BE$  und  $CF$  geschnitten, so verhalten sich die auf der einen Geraden abgeschnittenen Strecken ebenso wie die auf der anderen abgeschnittenen Strecken; also  $\frac{BC}{AB} = \frac{EF}{DE}$ . Sind die Strecken aber incommensurabel, so trägt man einen aliquoten Theil von  $AB$  von  $A$  aus auf  $BC$  ab; der letzte Theilpunkt möge auf  $G$  fallen; dann zieht man  $GH \parallel CF$ . Jetzt ist  $\frac{BG}{AB} = \frac{EH}{DE}, \frac{BC-GC}{AB} = \frac{EF-HF}{DE}, \frac{BC}{AB} - \frac{GC}{AB} = \frac{EF}{DE} - \frac{HF}{DE}$ . Da man aber  $GC$  und  $HF$ , und also noch mehr die Quotienten  $\frac{GC}{AB}$  und  $\frac{HF}{DE}$  gleichzeitig so klein machen kann, wie man will, so muss  $\frac{BC}{AB} = \frac{EF}{DE}$  sein.

Um darzuthun, dass der Inhalt einer Kreisfläche gleich dem halben Producte aus Umfang und Radius ist, verfährt man folgendermassen: Man zeichnet um den Kreis ein beliebiges Tangentenpolygon. Bezeichnet man seinen Inhalt mit  $F$ , den Umfang mit  $u$  und den Kreisradius mit  $r$ , so ist  $F = \frac{1}{2} ur$ . Die Fläche des Polygons setzt sich aber

zusammen aus der Kreisfläche  $K$  und einem Ueberschuss  $\alpha$ ; und der Umfang des Polygons ist gleich dem Umfange des Kreises  $u$  und einem Ueberschuss  $\beta$ , also ist  $K + \alpha = (u + \beta) \cdot \frac{1}{2} r$ . Da man nun  $\alpha$  und  $\beta$  durch Verdoppelung der Seitenzahl des Polygons gleichzeitig so klein machen kann, wie man will, so ist endlich  $K = \frac{1}{2} ur$ .

Erlcr (Züllichau) constatirt, dass der Satz nicht neu ist und sich z. B. im Cours élémentaire von Joachimsthal für die Berechnung des Kreises findet. Er bediene sich dieses Satzes in folgender Weise: Wenn zwei veränderliche Grössen, die stets einander gleich sind, zwei unveränderlichen beliebig genähert werden können, so sind auch diese einander gleich. Die veränderlichen Grössen seien  $x$  und  $y$ , die unveränderlichen  $a$  und  $b$ . Vorauss.  $x = y$ ,  $a - x = \alpha$ ,  $b - y = \beta$ ,  $\alpha$  und  $\beta$  können beliebig klein gemacht werden. Beh.  $a = b$ . Beweis. Durch Subtraction erhält man  $a - b = \alpha - \beta$ . Links stehen zwei unveränderliche Grössen, also muss auch ihr Unterschied unveränderlich sein; also ist auch der Unterschied  $\alpha - \beta$  der veränderlichen Grössen  $\alpha$  und  $\beta$  unveränderlich; und da  $\alpha$  und  $\beta$  beliebig klein gemacht werden können, so ist er Null, also  $a = b$ .

#### Vierte Sitzung.

Donnerstag den 30. September.

Vortrag über „Optische Täuschungen und ihre Bedeutung für die Theorie des Sehens.“ Von Dr. Eugen Dreher, Docent an der Universität Halle-Wittenberg.

Hochverehrte Anwesende! Dass uns die Sinne vielfach täuschen, ist hinreichend bekannt, und dennoch sind es einzig und allein die Sinneswahrnehmungen, auf welche hin der Mediciner wie der Naturforscher, ja, in letzter Instanz auch der Philosoph und Mathematiker seine Theorien gründet. So ist es denn für die Erkenntnisslehre von höchster Wichtigkeit, festzustellen, in wie fern uns die Sinne täuschen, und das Warum ihrer Täuschung zu erforschen.

Wenn ich hier von Täuschungen der Sinne spreche, so verstehe ich darunter nicht jene Täuschungen, welche durch die „specifischen“ Energien der Sinne bedingt sind, wie etwa die, dass wir mit dem Auge nur Licht und Farbe wahrnehmen, mit dem Ohre hingegen nur Ton und Schall, d. h. also Wahrnehmungsqualitäten, die nichts weiter als Symbole oder Zeichen äusserer Vorgänge sind, meine auch nicht jene Täuschungen, zu denen wir bei allen Sinneswahrnehmungen in Folge der der Seele innewohnenden Anschauungsformen von Raum und Zeit gelangen; sondern verstehe ausdrücklich darunter die Täuschungen, welche wir auf Grund von Vergleich von Sinneswahrnehmung mit Sinneswahrnehmung und daraus gezogenem Schlusse als unrichtige Symbole äusserer Vorgänge aufzufassen haben.

Wenn aber von optischen Täuschungen, die uns hier interessiren, in diesem Sinne die Rede ist, so muss zwischen zwei Klassen derselben streng unterschieden werden und zwar 1) zwischen solchen, die ihr Zustandekommen der Organisation unseres Auges mit Einschluss des zu ihm gehörigen peripherischen und centralen Nervenapparates verdanken, und 2) solchen, die ihren Grund in einer uns unbewussten Einmischung der Psyche haben. Erstere wollen wir, da ihr Auftreten durch materielle Einflüsse veranlasst wird: „physio-optische“, letztere, im Gegensatze hierzu, da sie aus seelischen Einflüssen hervorgehen, „psychooptische“ nennen.

Zu der erstgenannten Klasse von optischen Täuschungen, zu den physiooptischen, gehören also alle die Erscheinungen, die aus den Gesetzen der Lichtbrechung der Augenmedien resultiren, wie die Phänomene der Linienperspective, ferner die Wahrnehmung des Regenbogens, die der Höfe um Sonne und Mond. Selbstverständlich reihen sich hieran jene mehr oder minder subjectiven Erscheinungen, welche ihren Grund in ungenügender Vollkommenheit genannter Medien haben, wie das Auftreten der sogenannten Mouches volantes, das der Farbensäume um entfernte Gegenstände.

Auch gehören alle Phänomene hierher, die durch eine der Aussenwelt nicht entsprechende Erregung des Sehnerven zu Stande kommen, wie die Fortdauer des Lichteindrucks nach bereits erfolgter Aufhebung seiner Ursache, das Phänomen des successiven Farbencontrastes, das des Sichabtönens farbiger Bilder bei geschlossenem Auge und das Auftreten von Lichtphantasmen bei gewissen Reizungszuständen des Nerven. Auch würden hierzu noch diejenigen Erscheinungen zu rechnen sein, die in Folge einer Ueberstrahlung, einer Irradiation, durch welche benachbarte, nicht direct von Licht afficirte Nervenfasern in Mitleidenschaft gezogen werden, resultiren, z. B. das bekannte Phänomen, dass die von der Sonne hellerleuchtete Mondsichel zu einem Kreise von einem grösseren Radius gehört, als die übrige nur schwach vom Erdlicht erhellte Scheibe.

In Betreff der zweiten Klasse der optischen Täuschungen, in Betreff der psychooptischen, wie wir sie genannt haben, deren eingehendere Behandlung diesem Vortrage zu Grunde liegt, bemerke ich, dass ihr Studium deswegen auf grössere Schwierigkeit stösst als das der ersteren, weil wir hier das Grenzgebiet von Naturwissenschaft und Psychologie betreten und in gleicher Weise beiden Wissenschaften Rechnung zu tragen haben. Diese Schwierigkeit wird dadurch noch erhöht, dass wir bei der Analyse dieser Wahrnehmungen auf Thätigkeiten der Psyche stossen, die so eigenartig und wunderbar sind, dass man daran zweifeln möchte, wenn nicht die schlagendsten Belege ihr Vorhandensein bestätigten, dass sie in unserer Seele wirklich verliefen. Dieser Zweifel entspringt aus dem Umstande, dass beim Zustandekommen dieser Erscheinungen ein Factor der Seele eingreift, den wir im Gegensatze zu den Thätigkeiten des Ichs, die gleichbedeutend mit den bewusst verlaufenden sind, das Unbewusste nennen wollen, ohne uns vorläufig Rechenschaft über das Wesen des Unbewussten zu geben.

Da nun bei der Erklärung psychooptischer Täuschungen dem Unbewussten seelische Functionen, wie Urtheilen, Schliessen und ein Sichvorstellen zugeschrieben werden, Thätigkeiten also, die der Analogie gemäss einen hohen Grad von Bewusstsein voraussetzen, so zweifelten mehrere Psycho-Physiologen, unter ihnen Helmholtz, an ihrem wirklich unbewussten Verlaufe, suchten die uns hier entgegnetretenden unbewussten Thätigkeiten als nur scheinbar unbewusst verlaufend hinzustellen und leiteten dies Scheinbar-Unbewusste aus dem Umstande her, dass durch Uebung und Gewohnheit bewusst verlaufende Thätigkeiten sich bei einem so geringen Kraftaufwande seitens des Bewusstseins vollziehen können, dass ihr Verlauf uns unbewusst erscheint. Gehen, Reiten, Schlittschuhlaufen, Klavierspielen, Arbeitsleistungen also, die bei ihrem Erlernen einen grossen Kraftaufwand von Bewusstsein erforderten, später beinahe aber mechanisch verlaufen, werden als Belege für die Helmholtzsche Auffassung angeführt.

Diese Ansicht schien auch mir die zutreffende zu sein, da ich von der Einheit der Seele, die ich für identisch mit dem Ich erachtete, ausging und so keine seelischen



Thätigkeiten zulassen konnte, die nicht bewusst, und sei der Grad dieses Bewusstseins auch noch so gering, verliefen.

Später belehrte mich jedoch eine schärfere Zergliederung dieser Thätigkeiten an der Hand von mir neuentdeckter, höchst auffallender Phänomene vom Gegentheile und führte mich so zur Anerkennung von seelischen Thätigkeiten, die, obwohl der Psyche angehörig, dennoch nicht ihr Zustandekommen dem Ich verdanken, sondern nur ihre Producte dem Bewusstsein übermitteln, wodurch sie dann dem Bewusstsein gegenüber gehalten, unbewusst erscheinen, womit keineswegs ausgeschlossen ist, dass sie nicht an und für sich bewusst verlaufen könnten. —

Es soll hier meine Aufgabe sein, Ihnen auf streng exactem Wege, von den Wahrnehmungen des Sehsinnes ausgehend, den unbewussten Factor des Zustandekommens dieser Wahrnehmungen darzulegen und Ihnen meine darauf gegründete Theorie des die Raumesfrage treffenden Theiles des Sehproblems in Kürze zu erörtern.

Zu diesem Zwecke will ich auf diejenige Erscheinung zurückgreifen, zu deren Erklärung zum ersten Male das Unbewusste in der Seele angewendet worden ist. Es ist dies das so bekannte Phänomen, dass der aufgehende Vollmond bei weitem grösser erscheint, als der im Zenithe schwebende. In beiden Fällen hat der Sehwinkel des Mondes, also auch das Netzhautbild des Mondes gleiche Grösse, wie sorgfältigste Messungen dargethan haben, und dennoch macht sich ein so erheblicher Unterschied in der Erscheinung geltend.

Ein arabischer Astronom, Alhazen, der im zwölften Jahrhunderte lebte, soll der Erste gewesen sein, welcher mit Zuhilfenahme unbewusster Seelenthätigkeiten dies Phänomen richtig deutete und so hierfür die Erklärung gab, die heute allgemein in der Wissenschaft anerkannt ist. Sie wissen, dass die Erklärung darin fusst, dass wir den am Horizonte stehenden Mond unbewusst bei gleichem Sehwinkel weiter, als den im Zenithe schwebenden verlegen sollen, weil bei erstgenannter Stellung uns mehr Anhaltspunkte für die Beurtheilung seiner Entfernung gegeben sind, als bei letzterer.

Dass wir in der That beim monocularen Sehen das flächenhafte Netzhautbild mit Zugrundelegung von Urtheilen, Schlüssen und Vorstellungen körperlich auslegen und ihm so Tiefendimension geben, beweist der Umstand, dass wir ein korrekt ausgeführtes Landschaftsgemälde bei längerem Betrachten mit einem Auge ebenso plastisch zu sehen bekommen, als die dem Gemälde entsprechende Landschaft. Dass sich aber dieser Gestaltungsprocess, den wir so bei der Betrachtung von Gemälden ausführen, unbewusst vollzieht, lehrt eine scharfe Beobachtung unserer hierbei gemachten Wahrnehmungen, durch welche sich herausstellt, dass bei dem Zustandekommen dieses unter unserem Auge verlaufenden Gestaltungsprocesses unser Bewusstsein auch nicht im geringsten betheiligt ist, sondern dass unser Bewusstsein vielmehr nur dasjenige wahrnimmt oder empfindet, was bereits durch einen anderen Factor der Seele zurecht construiert ist. Der Grund aber, warum wir bei der Betrachtung eines Gemäldes die verschiedenen Gegenstände, die die Fläche des Bildes in zweidimensionaler Weise vereinigt, auseinanderrücken, indem wir die einen näher, die anderen weiter vom Auge verlegen, liegt darin, dass uns der Maler durch Perspective, Licht- und Schattenvertheilung und durch Colorit naturentsprechende Anhaltspunkte für körperliche Auslegung gegeben hat. Bei diesem, wie bemerkt, unter unserem Auge sich vollziehenden Gestaltungsprocesse können wir auch bei genügender Aufmerksamkeit deutlich wahrnehmen, dass Gegenstände, die sich von uns entfernen,

ihrem Sehwinkel entsprechend grösser, aber dafür auch verschwommener werden, während andererseits diejenigen Gegenstände, welche uns näher rücken, ebenfalls ihrem Sehwinkel entsprechend kleiner, dafür aber auch schärfer werden. Betrachten wir daher ein den Aufgang des Vollmondes darstellendes, perspectivisch richtig ausgeführtes Gemälde, so wird der Mond in dem Masse, wie er mehr und mehr in die Tiefe tritt, grösser und grösser, bis er endlich die Grösse erreicht hat, die uns bei genannter Stellung so auffallend erscheint. Der Maler könnte somit allenfalls auf den Gestaltungsprocess unseres Auges rechnen, um uns die abenteuerliche Grösse des dem Horizonte entsteigenden Mondes zu vergegenwärtigen, doch, da der volle Gestaltungsprocess sich nicht ohne Schwierigkeiten vollzieht, so thut der Künstler gut, um gleich von vornherein der Phantasie zur Hülfe zu kommen, die Mondscheibe grösser zu malen, als es die Perspective erfordert.

Alhazen hatte daher vollkommen Recht, wenn er die scheinbar ungleiche Grösse des Mondes in genannten Stellungen aus den Anhaltspunkten für die unbewusste Schätzung seiner Entfernung herleitete. Dem Bewusstsein ist jedoch ein solches Schlussverfahren fremd, denn nie würden wir bewusst schliessen, dass, wenn zwei Gegenstände  $a$  und  $b$  gleichen Sehwinkel haben, zwischen  $a$  und meinem Auge jedoch mehr Marksteine liegen, als zwischen  $b$  und ihm,  $a$  grösser sein müsse als  $b$ . Dieses Schlussverfahren wird aber sofort ein vernünftiges, wenn wir statt der Marksteine wirkliche Punkte setzen und annehmen, dass die Entfernung aus der Summe der sie zusammensetzenden Punkte bestehe. Wir sehen so, dass der Seele eine unbewusste Mathematik, wie sie Fries nennt, innewohnt, die jedoch bei der Einseitigkeit ihrer Prämissen, auf die Aussenwelt angewendet, zu falschen Resultaten führen kann.

Es darf uns daher nicht überraschen, wenn wir beim Sehacte vielfach auf solche aus unrichtigen Prämissen hervorgegangene Resultate stossen, deren Erklärung oft schwer fällt, da unserem Bewusstsein ein Aufstellen derartiger Prämissen zu fern liegt. Zu ihrer Vergegenwärtigung möge hier noch ein Phänomen Erwähnung finden, dessen anerkannte Erklärung dazu dienen wird, recht klar zu zeigen, wie sehr das unbewusste Schlussverfahren von dem bewussten abweicht.  $\triangle ABC$  und  $\triangle abc$  seien zwei congruente gleichschenklige Dreiecke, von denen  $\triangle ABC$  in einem nur geringen Abstände gerade über  $\triangle abc$  steht. Trotz der thatsächlichen Congruenz beider Dreiecke hat es den Schein, als sei  $\triangle abc$  dem Inhalte nach um etwa  $\frac{1}{3}$  kleiner als  $\triangle ABC$ . Diese Täuschung resultirt aus dem Umstande, dass wir verleitet werden, durch die Zuspitzung des Dreiecks  $abc$  unbewusst zu urtheilen,  $\triangle ABC$  müsse sich dem entsprechend verjüngen. Da jedoch das Auge lehrt, dass die erwartete Verjüngung nicht eintritt, so schliessen wir unbewusst,  $\triangle ABC$  müsse grösser sein als  $\triangle abc$ , welcher Schluss sich auf die primitive Sinneswahrnehmung überträgt, diese durch Umgestaltung zu einer secundären macht und uns so die angegebene Täuschung vorspiegelt, wodurch es den Schein gewinnt, als sei die erst in zweiter Reihe auftretende Erscheinung das Resultat der direkten Sinneswahrnehmung.

Das Unbewusste der Seele ist aber auch fähig, selbst da noch Lichteindrücke zu schaffen, wo kein materieller Grund dazu vorhanden ist, wie z. B. die beständige Ausfüllung der durch den blinden Fleck bedingten Lücke des Gesichtsfeldes beweist. Diese Ausfüllung geschieht durch eine unbewusst fortarbeitende Thätigkeit der Psyche, welche letztere auf Grund des ihr vorgeführten Materials diese Lücke stets ergänzt.

Diese secundären Sinneswahrnehmungen erstrecken sich aber nicht allein auf

räumliche Verhältnisse, sondern auch auf erst in der Zeit erfolgende, und geben so oft zu Bewegungsphänomenen Veranlassung, die kein Correlat in der Aussenwelt finden. Am lehrreichsten sind hier, wie Sie wissen, die mit dem „Stroboskop“ (Zootrop = Lebensrad) auszuführenden Versuche.

Bei der Rotation genannten Apparates werden aufeinanderfolgende Stadien einer Bewegung, d. h. genügend zusammengehörige Momentbilder, als wirklich verlaufende Bewegung vorgeführt. Die Spalten der rotirenden Trommel bewirken, dass wir die Bilder nur einzeln zu sehen bekommen. Die Drehung muss jedoch annähernd so schnell sein, dass, wenn das eine Bild für die Wahrnehmung erloschen ist, das nächstfolgende an seine Stelle tritt.

Durch die uns innewohnende Anschauungsform der Zeit verbinden wir unbewusst die gesehenen einzelnen Momentbilder zu einer Bewegung, welche secundäre Sinneswahrnehmung uns auch in der That zum Bewusstsein gelangt, während die primäre, die der einzelnen Stadien der Bewegung, wegen ihrer kurzen Dauer, dem Bewusstsein verloren geht. Es sind also hier nicht die Nachbilder, welche, wie mehrfach angenommen wird, Veranlassung zu der Bewegung geben, sondern es ist vielmehr eine uns unbewusst durch die Zeit vermittelte Verkettung von zusammengehörigen Netzhautbildern, die, aufeinanderfolgend gedacht, eine wirkliche Bewegung repräsentiren könnten.

Streng genommen, ist jede wahrgenommene Bewegung eine secundäre Sinneswahrnehmung, herbeigeführt durch einen unbewussten Schluss, dem die Prämisse zu Grunde liegt, dass derselbe Gegenstand zu ungleichen Zeiten verschiedene Lage im Raum einnehmen kann.

Aber auch wirklich verlaufende Bewegungen können mehrfach Täuschungen über ihre Art in uns wachrufen. Betrachtet man z. B. die schwingende Pendellinse einer Wanduhr, so gewinnt es allmählich den Schein, als ob die Linse sich nicht mehr in ein und derselben Ebene bewege, sondern als ob sie eine langgestreckte, auf dem Mantel einer Kugel gelegene Ellipse beschreibe, wobei die Bewegung sowohl von links nach rechts, als auch umgekehrt erfolgen kann. Diese Erscheinung findet darin ihre Erklärung, dass die Linse, wenn sie das Maximum ihres Ausschlages erreicht hat, zwei Zeiteinheiten an dieser Stelle verweilt, während sie sonst an jedem Punkte ihrer Bahn nur eine verharret. Dieser hierdurch herbeigeführte Stillstand macht sich geltend und verleitet die Psyche, ihrem Beharrungsvermögen gemäss unbewusst zu schliessen, die Schwingungsebene müsse sich geändert haben, wodurch dann der von der Linse durchlaufene Bogen sich für uns in eine langgestreckte sphärische Ellipse verwandelt.

Sehr interessante Täuschungen, auf welche ich in meinen Abhandlungen: „Ueber das Wesen der Sinneswahrnehmungen“ schon früher aufmerksam gemacht habe, resultiren, wenn man an eine Uhr zwei Pendel in zwei nah hintereinander gelegenen Schwingungsebenen anbringt, von denen das eine Pendel im entgegengesetzten Sinne des anderen schwingt. ~~Seiten~~ bekommen wir in diesem Falle die richtige Gangart der Pendel zu sehen, da wegen des geringen Abstandes beider Schwingungsebenen diese meistens mit einander verwechselt werden. Identificiren wir beide Ebenen, so scheinen die Pendellinsen aufeinander zu stossen und nach erfolgtem Anpralle wieder zurückzufliegen. Vertauschen wir aber die Schwingungsebenen, so sehen wir, auf Grund des vorher erwähnten todten Punktes, beide Pendel sich in einer langgestreckten Kugelellipse, eins hinter dem anderen, bewegen, bald in diesem, bald in jenem Sinne.

Die Täuschung der sphärisch elliptischen Bewegung tritt uns hier auffallender entgegen, als wenn ein Pendel allein schwingt.

Die angeführten Beispiele beweisen, welchen Täuschungen das Sehen unterworfen ist. Ja, ohne dass wir es wollen, führen uns manche der erwähnten Erscheinungen zu dem Paradoxon, dass derjenige bisweilen **unrichtig** sieht, der **normal** sieht, um dem Widerspruche in schärfster Form seinen Ausdruck zu geben.

Obwohl sich in den bisher erwähnten Phänomenen hinreichende Belege für das eben aufgestellte Paradoxon finden, so will ich dasselbe dennoch hier an einem recht eclatanten Falle erhärten, da derselbe mir gleichzeitig einen Ausgangspunkt bietet, auf die Kernfrage des Sehproblems, auf das Zustandekommen der Schwahrnehmung, einzugehen.

Ich habe hier die Form des Medaillons eines Medusenhauptes, also ein Sousrelief, um die in der Kunstsprache übliche Bezeichnung dafür zu wählen. Betrachten Sie es aus hinreichender Entfernung mit zwei Augen, so erscheint dasselbe nicht als ein Sousrelief, sondern als ein deutliches Basrelief, welches sich aus einer beckenförmig eingesunkenen Vertiefung erhebt.

Nähern Sie sich der Form allmählich, so schwindet die Täuschung mehr und mehr, bis Sie endlich das richtige Sousrelief zu sehen bekommen. Schliesst man jetzt das eine Auge, so tritt wieder das vorher gesehene Basrelief in Erscheinung. Es folgt also hieraus, dass das binoculare Sehen von dem monocularen abweichen muss, eine That- sache, welche in stereoskopischen Versuchen ihre Bestätigung findet.

Genanntes Phänomen veranlasste mich, diejenige Stellung aufzusuchen, von der aus ich noch deutlich bei binocularer Betrachtung das Sousrelief als Basrelief wahrnahm. Von diesem Standpunkte aus liess ich eine stereoskopische Aufnahme der Form auf photographischem Wege anfertigen, um mich zu überzeugen, ob das Stereoskop im Stande sei, die durch den Sehact herbeigeführte Täuschung aufzuheben.

Bevor ich jedoch auf die hierdurch erlangten Resultate eingehe, halte ich es für zweckmässig, in Kürze diejenige Theorie des stereoskopischen und des binocularen Sehens darzulegen, die damals, wie ich diese Versuche anstellte, als richtig galt. Gehe ich hierbei von einem einfachen Falle aus!

Nehmen wir an, wir betrachteten eine vor unseren Augen befindliche undurchsichtige Kugel, so ist klar, dass wir mittelst des rechten Auges mehr von der rechten, mittelst des linken jedoch mehr von der linken Hälfte der Kugel zu sehen bekommen. Beide Sehbilder, in ihrem naturgemässen Zusammenhange gedacht, müssen also ein grösseres Stück der Kugel vergegenwärtigen, als jedes einzeln für sich.

Man schloss hieraus, dass das Sehen mit zwei Augen ein plastischeres sei, als das mit einem, ein Schluss, den ja auch die bis dahin mit dem Stereoskope angestellten Experimente bestätigten.

Die gemachte Folgerung war jedoch unrichtig, weil man nur undurchsichtige, nicht aber auch durchsichtige Körper in Betracht gezogen hatte, und man ahnte auch nicht, dass auch stereoskopische Versuche angestellt werden können, — auf welche ich alsbald näher eingehen werde — die gerade das Gegentheil von den bis dahin bekannten Erscheinungen zur Anschauung bringen.

Zugegeben aber, dass durch das binoculare, oder auch durch das stereoskopische Sehen uns die Körperlichkeit der Dinge mehr zur Anschauung gelange, als durch das



monoculare, so folgt hieraus, dass die Wahrnehmung der Tiefendimension umso mehr in den Vordergrund treten muss, je abweichendere Bilder von demselben Gegenstande auf correspondirende Theile der Netzhäute fallen. Von diesem Gedanken ausgehend, suchten denn Wheatstone und Helmholtz den gegenseitigen Abstand unserer Augen dadurch künstlich zu erweitern, dass sie bei Zugrundelegung einer grossen Standlinie Projectionen von den zu betrachtenden Gegenständen aufnahmen. Um so eine möglichst grosse Parallaxe zu gewinnen, benutzte Wheatstone sogar die Libration des Mondes, in der Erwartung, einen stereoskopischen Beleg für die auf theoretischem Wege gefolgerte eiförmige Gestalt unseres Trabanten zu liefern.

Es ist nicht zu verkennen, dass durch genannte Methode äusserst plastische Anschauungen zu Stande kommen; nur in Einem irrte man sich, und zwar darin, dass man annahm, die so erzielten Anschauungen entsprächen der Natur der Dinge.

Um das eben Gesagte verständlicher zu machen, muss ich jetzt auf meine vorher erwähnten Experimente zurückkommen.

Wie oben bemerkt, hatte ich diese Form des Medusenhauptes aus einer Entfernung stereoskopisch aufnehmen lassen, wo für mein binoculares Sehen der Eindruck der Vertiefung verschwunden war und der der Erhebung sich unverkennbar geltend machte, in der Erwartung, ob das Stereoskop diese Täuschung bestätigen oder aufheben würde. Die hierbei gewonnenen Bilder erscheinen einzeln gesehen dem Auge deutlich reliefartig und nur mit grossem Willensaufwande gelingt es, sich vereinzelte Theile des Bildes als Stücke eines Sousreliefs vorzustellen, welche Vorstellung jedoch von kurzer Dauer ist und bald der eines Basreliefs Platz macht. Wir erkennen hieraus, dass auch das Bewusstsein die Seh Wahrnehmung beeinflussen kann, doch ist diese Beeinflussung, der des Unbewussten gegenüber gehalten, von secundärer Bedeutung, und dies um so mehr, da die durch den Einfluss des Willens erzielten Wahrnehmungen etwas unsicher und schwankender Natur sind, während diejenigen, die unbewusst zu Stande kommen, ausgeprägter und feststehender sind. So können wir z. B. planimetrische Figuren bewusst stereoskopisch deuten, wobei jedoch die so gewonnene sinnliche Anschauung etwas Unruhiges bekommt.

Unter dem Stereoskope betrachtet, gewann das Doppelbild ein stark, ich möchte sogar sagen, ein übertrieben reliefartiges Ansehen, welches, so unverkennbar es auch in Erscheinung trat, dennoch nur kurze Zeit vorhielt. Das Relief sank ziemlich schnell ein, wurde flächenhaft und verwandelte sich schliesslich in ein feststehendes Sousrelief von bedeutend grösserer Tiefe als die der photographirten Form, so dass die durch das Stereoskop wachgerufene Anschauung, mit der Wirklichkeit verglichen, als eine offenbare Verzerrung angesehen werden musste.

Dreierlei fiel mir bei diesem Experimente auf, und zwar 1) dass ich anfangs ein nicht zu verkennendes Relief sah, 2) dass die Umwandlung vom Relief zum Sousrelief nicht unmittelbar, sondern allmählich erfolgte und 3) dass das zuletzt entstandene unveränderliche Sousrelief eine deutliche Verzerrung seines Originalen war.

Da es hier zu weit führen würde, Sie mit dem Gange meiner auf diese merkwürdigen Erscheinungen hin angestellten Versuche bekannt zu machen, so muss ich mich begnügen, Sie mit den daraus gewonnenen Resultaten, so weit wir sie für unsere Zwecke gebrauchen, vertraut zu machen und diese durch Experimente zu belegen.

Wir erblicken jeden Gegenstand beim binocularen Sehen oder beim Stereoskopiren

nur dann wahrheitsgetreu, wenn Projectionen desselben auf correspondirende Theile unserer Netzhäute fallen, die genau einer Augendistanz entsprechen, welche gleich ist dem gegenseitigen Abstände unserer Augen.

Wird dieser Abstand, oder, was dasselbe sagt, wird die Parallaxe zu gross genommen, so übertreiben wir hierdurch die Wahrnehmung der Tiefendimension, im entgegengesetzten Falle beeinträchtigen wir sie, so dass wir in beiden Fällen Entstellungen zu sehen bekommen, von denen die letzteren an Plasticität der Wirklichkeit nachstehen, also, wie vorher angedeutet, trotz ihrer stereoskopischen Auffassung dennoch an Körperlichkeit der durch Linienperspective wachgerufenen Anschauung nachstehen, wie Ihnen diese von der Form des Medusenhauptes bei erweiterter, richtiger und verkürzter Standlinie gemachten Aufnahmen beweisen werden.

Meistens sind nun die stereoskopischen Bilder von einer Standlinie aufgenommen, die etwas grösser ist als eine grosse Augendistanz, wodurch eine übertriebene Tiefendimension resultirt, ein Umstand, der mehrfach ästhetisch wirksam sein kann, der aber eine unrichtige Vorstellung von den Gegenständen wachruft.

Ich brauche jetzt wohl kaum noch zu sagen, dass bei der photographischen Aufnahme der Form die Linsen der Camera obscura für meine Augendistanz zu weit auseinander gestanden hatten, wodurch mir, wie vorher bemerkt, schliesslich ein (unveränderliches) übertriebenes Sousrelief zur Anschauung gelangte.

Wir wollen jetzt zuerst die Frage beantworten, wie das Endresultat des stereoskopischen, oder des binocularen Sehens zu Stande kommt und für den Augenblick von den dem Endresultate vorangehenden Anschauungen Abstand nehmen. Hierzu müssen wir aber auf das Wesen der Sinneswahrnehmungen eingehen.

Alle Sinneswahrnehmungen finden in letzter Reihe ihren materiellen Grund in Erregungszuständen des Gehirnes. Diese Bewegungen der Materie nimmt aber das Ich nicht als solche wahr, sondern erst durch die Vermittelung unbewusst in der Psyche verlaufender Processe. Das Unbewusste in der Psyche denke man sich als die von dem Bewusstsein unabhängige selbständige seelische Function gewisser Nervencentren, deren Producte in Form von „specifischen“ Sinnesbildern in das Bewusstsein gelangen und von diesem als etwas Fremdes erfasst und percipirt werden. (Eine Begründung meiner soeben gegebenen Auffassung des Unbewussten habe ich meinem Werke: „Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie“, Berlin, Peters, auf Grund der Zellentheorie und der Descendenzlehre mit Herbeiziehung psycho-physiologischer Experimente zu geben versucht. Der hier zu behandelnde Stoff verbietet mir, näher auf das Wesen des Unbewussten einzugehen.)

Das Unbewusste ist es also auch beim Sehacte, welches zuerst durch die Erregungen des Sehhügels afficirt wird und aus ihnen auf eine Ursache schliesst. Diese Ursache verlegt das Unbewusste in Folge ihm innewohnender Gesetze in die Aussenwelt und construirt uns so erst das Bild der Sinneswahrnehmung zurecht, welches alsdann von dem Bewusstsein, von dem Ich, percipirt wird.

Ein einzelnes Netzhautbild giebt jedoch an und für sich nur Veranlassung zu einer flächenhaften Sehwahrnehmung, da jeder Punkt des wirklichen, oder besser gesagt des vermeinten Gegenstandes in gleiche, nur geringe Entfernung von dem Auge geradlinig in den Raum hineinverlegt wird. — Anders verhält es sich aber, wenn zwei ab-

weichende, einer körperlichen Verschmelzung fähige Bilder ein und desselben Gegenstandes auf correspondirende Theile der Netzhäute fallen.

Hierdurch sind für die Lage jedes Punktes des wirklichen, oder des vermeinten Körpers zwei Richtungen gegeben, womit dann der ganze Körper in räumlicher Beziehung bestimmt ist. Die Construction dieses Körpers übernimmt nun beim binocularen Sehen mit Zugrundelegung unserer Augendistanz das Unbewusste der Psyche und erschliesst uns so für den Sehsinn die Tiefendimension des Raumes. Diesen sich unbewusst vollziehenden Process habe ich eine „Parallaxenconstruction der Sehlinien“ genannt und nachfolgendes Gesetz für ihn aufgestellt:

„Werden zwei einer körperlichen oder flächenhaften Verschmelzung fähige Bilder auf correspondirende Theile der Netzhäute geworfen, so sucht die Psyche sich **zuletzt** daraus einen Gegenstand zurecht zu construiren, der wenn er in der Aussenwelt vorhanden ist oder wäre, Projectionen auf correspondirende Theile der Netzhäute werfen würde, die den darauf befindlichen gleich sind.“

Ich sage die Psyche sucht sich einen Gegenstand zurecht zu construiren, da sie mehrfach nicht das Endresultat ihres Gestaltungsprocesses erreicht. Der Grund hiervon liegt in unbewussten Urtheilen, Schlüssen und Vorstellungen, die die primitiven Constructionen der Psyche beeinflussen und abändern.

Diese secundären unbewussten Thätigkeiten stammen aus der Erfahrung her, welche nicht bewusst, sondern unbewusst, — von gewissen Nervencentren — gemacht ist, und zwar für den Sehsinn in Folge des **binocularen** Sehens. Die sich hierbei ursprünglich vollziehende: „Parallaxenconstruction der Sehlinien“ hat in der Psyche eine Menge von mehr oder minder intensiven Anschauungen von der Körperlichkeit der Gegenstände bewusst wie unbewusst wachgerufen, wodurch später die sich vollziehende Parallaxenconstruction oft erheblich beeinflusst wird, wobei jedoch die unbewussten Vorstellungen um Vieles bestimmter und klarer, als die bewussten sind.

So erwähnte ich vorher, dass bei stereoskopischer Betrachtung der Aufnahme des genannten Sousreliefs sich zuerst die deutliche Vorstellung eines Reliefs geltend machte. Diese Erscheinung erklärt sich jetzt einfach daraus, dass uns die Vorstellung eines Reliefs gewöhnlich unbewusst näher liegt, als die eines Sousreliefs, da sich erstere durch häufigere Anschauung der Psyche unbewusst mehr eingepägt hat, als letztere.

Diese Annahme erklärt ferner auch, warum wir das Sousrelief beim Betrachten mit einem Auge als Relief zu sehen bekommen, welche unbewusste Relief-Vorstellung von der bewussten, dass man es mit einem Sousrelief zu thun hat, nicht zu verdrängen ist.

Als Beleg für das Vorhandensein unbewusster Vorstellungen möge noch nachfolgendes hierher gehöriges Experiment dienen, welches so recht geeignet ist, den Antagonismus von der sich beim binocularen Sehen vollziehenden Parallaxenconstruction der Sehlinien und von vorhandenen unbewussten Vorstellungen zu veranschaulichen.

Ich habe hier die stereoskopische Aufnahme des zu der Form des Medusenhauptes gehörigen Reliefs. Ich zerschneide sie in der Mitte und lege die Bilder vertauscht in das Stereoskop. Die vertauschte Lage der Bilder bedingt nach den Gesetzen der Parallaxenconstruction ein Sousrelief. Dieses tritt jedoch nicht sofort in Erscheinung, sondern macht erst einem unverkennbaren Relief Platz, welches sich ganz allmählich verflacht,

alsdann einsinkt und sich schliesslich in ein Sousrelief von einer durch die Parallaxe bestimmten Tiefe verwandelt.

Gleichzeitig erkennen wir hieran, dass sich der Sehprocess nicht momentan, wie es unter gewöhnlichen Umständen scheint, vollzieht, sondern seine Zeit erfordert, die jedoch durch häufige Uebung und Gewohnheit auf ein Minimum reducirt wird, wodurch es in der bei weitem grössten Mehrzahl der Fälle scheint, als ob das richtige Sehen die unmittelbare Folge des Nervenreizes wäre, während in Wirklichkeit der Gestaltungsprocess sich nur so schnell vollzogen hat, dass dem Bewusstsein keine Zeit gelassen wurde, die einzelnen Stadien zu erfassen.

So erkennen wir denn, dass es allein das Unbewusste ist, welches unser Ich mit der Aussenwelt in Beziehung setzt und welches so für das Bewusstsein eine Menge von Leistungen verrichtet, welche wir bewusst zum Theil nur schwierig, zum Theil auch gar nicht verrichten können. Zwar sind die Beziehungen zwischen innerer und äusserer Welt, wie uns die Sinnestäuschungen beweisen, nicht immer harmonisch, aber diese Störungen in der Harmonie finden ihre Auflösung in dem gesetzmässigen Wirken in uns liegender Seelenkräfte, die beständig darauf hinarbeiten, eine Erscheinungswelt herzustellen, die ein treues Symbol der der Forschung verschlossenen Wirklichkeit ist.

So verdanken wir es denn, im strengsten Sinne des Wortes, einer Sinnestäuschung, dass wir auch die nur einigermaßen entfernten Gegenstände noch körperlich zu sehen bekommen, da hier bei unserer geringen Augendistanz die zur Hervorbringung der Plastizität nöthige Parallaxenconstruction ihre Dienste versagt und so die unbewusste Vorstellung ergänzend eingreifen muss. Diese durch Sinnestäuschung herbeigeführte Erweiterung unseres physischen Horizontes bedingt selbstverständlich auch die unseres geistigen, so dass sie uns gestattet, auch in den Fällen zu urtheilen, wo direkte Sinneswahrnehmung unzureichend ist. — Freilich muss das Sehen erlernt werden (was leider, wie die Ausbildung und Erziehung aller unserer Sinne, auf unseren Schulen noch sehr vernachlässigt wird), aber ist das Sehen erlernt, so wächst unsere Sicherheit den uns umgebenden Verhältnissen gegenüber und gleichzeitig erschliesst sich uns ein unerschöpflicher Brunn ästhetischer wie wissenschaftlicher Genüsse\*).

An den Vortrag schloss sich eine lebhafte Discussion, an welcher sich die Herren Kramer (Halle a./S.), Jahn (Dramburg), Erler (Züllichau), Schönn (Stettin) und Sauer (Stettin) beteiligten. Den Ansichten des Vortragenden trat besonders Herr Kramer bei, während von Seiten der übrigen Herren insbesondere gegen die unbewusste Einwirkung der Psyche auf den Sehprozess Widerspruch erhoben wurde.

Auf Veranlassung von Erler (Züllichau) wird noch die Frage besprochen, ob es rathlich sei, die Determinanten zum Unterrichtsgegenstande auf Gymnasien zu machen. Er selbst habe noch keinen Versuch damit gemacht, halte aber die Einführung derselben für sehr bedenklich. Das Gymnasium habe nicht die Aufgabe, künftige Mathematiker auszubilden; und wenn nun die Determinanten als ausgezeichnetes Hilfsmittel umfangreicher Rechnungen empfohlen würden, so seien sie bei der geringen Anwendung, welche

\*) Diejenigen von den hochverehrten Herren, die sich für meine von mir hier skizzirte Theorie interessiren sollten, verweise ich auf meine Arbeiten: „Beiträge zur Theorie des Sehens“ im Archiv f. Anatomie und Physiologie von Reichert und du Bois-Reymond, Jahrg. 1875 u. 1876 und „Das Wesen der Sinneswahrnehmungen“ in der Zeitschrift für Philosophie von Fichte und Ulrici, Jahrg. 1876 u. s. w.



auf dem Gymnasium davon gemacht werden könne, als solches hier eben in keiner Weise anzusehen. Für die gewöhnlich in unsern Sammlungen, auch in dem Lehr- und Uebungsbuch von Diekmann und Heilermann enthaltenen Aufgaben böten die Determinanten keine Erleichterung. So sei ein materieller Nutzen derselben nicht anzuerkennen. Dagegen empföhlen sich die Determinanten durch ihre Allgemeinheit; es sei sehr verlockend, für ein System von  $n$  Gleichungen des 1<sup>ten</sup> Grades mit  $n$  Unbekannten sofort nach Studnicka  $x_n = \frac{a_n \Delta}{\Delta}$  hinschreiben zu können. Es sei ihm aber sehr zweifelhaft, ob die grosse Mehrzahl unserer Schüler, selbst wenn mit vieler Mühe und grossem Zeitaufwande der in diesem kurzen Ausdruck enthaltene umfangreiche Algorithmus eingeübt sei, den diesem Resultate zu Grunde liegenden Gedanken mit der wünschenswerthen Ueberzeugung von seiner Richtigkeit klar sich vorstellen werde, während wohl mit Sicherheit behauptet werden könne, dass die Gedanken, auf welchen die gewöhnlichen Eliminationsmethoden beruhten, auch dem Schwächsten klar gemacht werden könnten. Wolle man aber die Determinanten einführen, so scheine ihm allerdings der von Diekmann und Heilermann eingeschlagene Weg, welche schon von III ab dieselben zur Anwendung brächten, der beste, während er sich durchaus dagegen erklären müsste, erst in I. einen blossen — sit venia verbo — Fetzen aus der Lehre von den Determinanten zu bringen. Diekmann biete auch manche allgemeine Gesichtspunkte für die quadratischen Gleichungen. Bei Lichte betrachtet seien aber die Resultate höchst dürftig. Wenn er z. B. in der Hoffmannschen Zeitschr. (XI. 173) untersuche, welche quadratischen Gleichungen mit zwei Unbekannten sich auf einfache quadratische Gleichungen zurückführen lassen, und finde, es seien die drei Gruppen

- 1)  $ax^2 + bxy + cy^2 + dx + ey + f = 0,$   
 $\mu ax^2 + \mu bxy + c_1 y^2 + \mu dx + e_1 y + f_1 = 0,$
- 2)  $ax^2 + bxy + cy^2 + dx + ey + f = 0,$   
 $a_1 x^2 + \mu bxy + \mu cy^2 + d_1 x + \mu ey + f_1 = 0,$
- 3)  $ax^2 + bxy + cy^2 + dx + ey + f = 0,$   
 $a_1 x^2 + b_1 xy + c_1 y^2 + \mu dx + \mu ey + \mu f = 0,$

so leuchte dies Resultat ohne jede Kenntnis der Determinanten bei dem blossen Blick auf diese Gleichungen von selbst ein, und überdies sei das von Diekmann eingeschlagene Verfahren durch den Umweg, den die Aufsuchung des Hilfsfaktors  $\lambda$  verlange, weit umständlicher als das gewöhnliche.

Wegen der vorgerückten Zeit soll von einer Discussion abgesehen werden; doch fordert der Vorsitzende auf Erlers Wunsch auf, dass sich noch jemand äussern möge, der für die Einführung der Determinanten, wo möglich aus eigener Erfahrung, sei. Dr. Julius Petersen (Kopenhagen) giebt darauf an, dass in Dänemark, wo die Scheidung der Schule in eine sprachliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung auf einer weit früheren Stufe (mit dem 15. Jahre) einträte, in dieser letzteren Abtheilung in Wirklichkeit die Determinanten ohne Schwierigkeit gelehrt würden; allerdings hätten aber diese Schüler die Mathematik zu ihrem späteren Berufe in ausgedehnterem Masse zu betreiben. — Da sich niemand weiter zum Worte meldet, wird zur Abstimmung geschritten und fast einstimmig ausgesprochen, dass die Determinanten vom Gymnasial-Unterrichte auszuschliessen seien.

## VII. Neusprachliche Sektion.

Die neuphilologische Sektion constituirte sich am 28. September durch Wahl eines Präses und zweier Schriftführer. Alsdann begann Herr Prof. Schmitz aus Greifswald seinen Vortrag über

„Begriff und Umfang des Faches der neueren Philologie.“

Derselbe wurde am 29. September fortgesetzt und am 30. beendet. Von einer Diskussion musste, weil es an Zeit dazu gebrach, Abstand genommen werden; jedoch wurden einige der angeregten Punkte gesprächsweise nach dem Vortrage erörtert.

Der Vortragende sagte in seiner Einleitung: Der erstaunliche Aufschwung, welchen die französisch-englische Philologie im letzten Decennium genommen habe, ermuntere zu einer erneuten Ueberschau des ganzen Fachs. Der am meisten in die Augen fallende Beweis für diesen Aufschwung sei der bedeutende Nachwuchs von Docenten und Lernenden. In Greifswald z. B., wo noch gegen Ostern 1872 etliche gewichtige Stimmen äusserten, es sei dort zur Herstellung einer ordentlichen Professur kein Bedürfniss vorhanden, fanden sich im Sommersemester desselben Jahres 8 Zuhörer für neuphilologische Vorlesungen ein. „Seitdem ist, unter verschiedenen ungünstigen und missgünstigen Verhältnissen, die Zahl derselben von Semester zu Semester gestiegen. Und im Sommersemester 1880 besuchten die Vorlesung über altfranzösische Literaturgeschichte 39, die über Ariosts Orlando Furioso 38, im Seminar die französische Abtheilung 39, die englische Abtheilung 40.“

Er weist dann auf die grosse Bereicherung hin, welche die Literatur der neueren Philologie in Deutschland, in Frankreich, in England erfahren habe; überall erschienen neue Auflagen, neue Ausgaben, neue Zeitschriften, neue Ankündigungen von diversen Unternehmungen. Bei dem so bedeutenden Aufschwung, den das neuphilologische Fach genommen, konnte es nicht ausbleiben, dass verschiedene Ansichten und Richtungen, verschiedene Fragen, Zweifel und Irrthümer hervortraten, die den Begriff und Umfang des genannten Faches betreffen, seine Haupt- und seine Hülfswissenschaften, die Theorie und die Praxis, die Vertretung desselben auf der Universität, in der Schule und in anderen Lebenskreisen. Deshalb wolle er jeden einzelnen Fragepunkt einer besonderen Beachtung unterziehen; und er theilte demgemäss seinen Vortrag in folgende Abschnitte:

1. Der Begriff der Philologie überhaupt.
2. Was nicht zum Begriff der Philologie gehört.
3. Der Name unseres Faches.
4. Verschiedene Auffassungen.
5. Französisch und Englisch zusammen.
6. Gymnasium oder Realschule für unser Fach die rechte Vorbildungsstätte?
7. Unser bleibendes Verhalten zur alten Philologie.

8. Die griechische Frage.
9. Unser Verhalten zur deutschen Philologie.
10. Die romanischen und germanischen Sprachen.
11. Die allgemeine Sprachwissenschaft.
12. Die allgemeine Literaturwissenschaft.
13. Uebersicht unseres eigentlichen Faches.
14. Pflege unseres Faches auf der Universität.

15. Schluss. — Aus diesem sind folgende Sätze besonders hervorzuheben: „Wir fassen also die neuere Philologie, ganz nach dem Vorbild der alten Philologie, als ein wissenschaftliches Berufsfach, mit der allgemeinen praktischen Bestimmung, im Dienste der höheren Schulen zu wirken. — Wir betrachten als unsre eigentlichen Objecte die lebenden Sprachen, die allseitige Beherrschung derselben, das Verständniss und den Gebrauch (Wissen und Können). — Wir betrachten die Geschichte unsrer Sprachen und die Bekanntschaft mit den älteren Sprachstufen als die Grundlage für das volle Verständniss der lebenden Sprachen, als eins der wichtigsten Mittel zu unsrem Zweck.“

Wir müssen es bei dieser kurzen Uebersicht des in vielfacher Beziehung anregenden und belehrenden Vortrags des Herrn Professor Schmitz bewenden lassen, da der ganze in Stettin gehaltene Vortrag bereits im Druck erschienen ist und zwar in: *Encyclopädie des philologischen Studiums der neueren Sprachen, hauptsächlich der französischen und englischen. Von Bernhard Schmitz. Zweites Supplement. Zweite Auflage. Nebst einer Abhandlung über Begriff und Umfang unseres Faches. Leipzig 1881. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch).*

In der Schlusssitzung wurde für die nächste Philologen-Versammlung in Karlsruhe vorschriftsmässig ein Präses: Oberlehrer Dr. Lambeck aus Stralsund (durch Wiederwahl), ein Vice-Präses: Professor Dr. Schmitz aus Greifswald und zwei Schriftführer: Oberlehrer Bölddeker aus Stettin und Dr. Knörich aus Oldenburg (die beiden Letzteren durch Wiederwahl), bestimmt.

---

Die 35. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner, deren Verhandlungen vorliegen, im Jahre 1880 nach Stettin zu verlegen, war von der 34. Versammlung in Trier am 26. September 1879 beschlossen worden. Die telegraphische Benachrichtigung hierüber ging am Abend desselben Tages bei den gleichzeitig gewählten Präsidenten ein und wurde von ihnen, da eine freundliche Aufnahme der Versammlung in der Stadt nach einer vorgängigen Anfrage bereits für sicher angenommen werden konnte, sofort mit Dank und Zustimmung erwidert. Die demnächst erbetene Allerhöchste Genehmigung durch Kabinetts-Ordre vom 2. Februar 1880 wurde nach einem Rescript des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 28. Februar 1880 durch das Königliche Provinzial-Schulcollegium von Pommern den Präsidenten bekannt gegeben, zugleich mit der Nachricht, dass zu den Kosten der Versammlung aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds ein Beitrag von 3000 M. allergnädigst bewilligt sei.

Nach diesen günstigen Entscheidungen konnten die Vorbereitungen für die Versammlung, welche während des Winters nur zwischen den Präsidenten und einem engeren Kreise von Fachgenossen besprochen waren, in grösserem Umfange vorgenommen werden. Eine am 23. April 1880 in der Aula des Stadtgymnasiums abgehaltene Versammlung, welche von eingeladenen Vertretern aller Berufszweige zahlreich besucht war, bekundete ein lebhaftes Interesse für das Unternehmen und gelangte zu dem Ergebniss, dass nach den Vorschlägen der Präsidenten ein vorläufiges Programm für die Versammlungstage angenommen und die Bildung von Ausschüssen für die einzelnen Geschäftszweige eingeleitet wurde. Es wurden in Folge dessen fünf Ausschüsse gebildet: ein Finanz-, ein Redactions-, ein Empfangs-, ein Wohnungs- und ein Vergnügungs-Ausschuss, letzterer mit mehreren Subcommissionen\*). Je zwei Delegirte des Vergnügungs-

---

\*) Mitglieder der Ausschüsse (im Hauptverzeichniss [Sign. \*] mit Stand und Titel aufgeführt):

1. Finanz-Ausschuss. Vors. Wolff, Vertr. Dohrn; Kassirer Reimarus; Schriftf. Lieber, i. V. Steffenhagen; Allendorff, Geiseler, Greffrath, Th. Kreich, Küster, Rabbow.

2. Redactions-Ausschuss. Vors. Herbst; Schriftf. Brunn; v. Bülow, Dannenberg, Eckert, Haag, König, Lemcke, C. F. Meyer.

3. Empfangs-Ausschuss. Vors. Laetsch, Stellv. Steffenhagen; Böhmer, Gaebel, Jahr, Jonas, Orlovius, Schmolling, Schneidewin, Schridde, Sydow, Textor.

4. Wohnungs-Ausschuss. Vors. Balsam, Stellv. Couvreur; Schriftf. Rühl, Stellv. Priebe; Aron, Böddeker, Boysen, Brunnemann, Freund, Hoffmann, Modritzki, Müller.

5. Vergnügungs-Ausschuss. Vors. Bock; Schriftf. Eckert. Subcommissionen a) für das Festmahl: Th. Kreich, Schür, Marburg; b) für die Festabende im Börsengebäude: Kanzow, Geiseler, Gaebel, J. Grassmann, Kolisch, A. Kreich, A. Müller, Schweppe; c) für die Oderfahrt: Lemcke, Brunnemann, Dekkert, Holberg, Koppen, Kolisch. [Oderbeleuchtung, s. u.] d) Für den Commers: Brunnemann, Eckert, Grassmann, Kolisch, C. Müller; e) für das Liederbuch: Eckert, Brunn, Grassmann, Haag, Herbst, C. Müller; f) für die Fahrt nach Swinemünde: Lemcke, Metzler, Sievert, Wegener.

Fast ausnahmslos ist in allen Sitzungen der Ausschüsse und Commissionen auch das Präsidium persönlich vertreten gewesen.



und Finanz-Ausschusses und je einer der übrigen Ausschüsse bildeten mit dem Präsidium zusammen den Gesamtvorstand für die äusseren Angelegenheiten der Philologen-Versammlung.

Durch diese Organisation wurde es erreicht, dass das Präsidium, welches inzwischen seinerseits eine umfangreiche Correspondenz sowohl über Vorträge für die Hauptversammlungen und bezw. die Sektionen als über Fahrpreismässigungen auf den deutschen und österreichischen Eisenbahnen und über die Wahl des nächsten Versammlungsortes geführt hatte, in der Lage war, im Monat Juli ein die wesentlichsten Punkte umfassendes Programm auszuschicken.

Ein kürzeres Ausschreiben mit Benennung der Versammlungstage und der Sektionsvorstände (s. S. 1) war bereits im Mai den Fachzeitschriften des deutschen Reiches zugegangen und von allen mit dankenswerther Bereitwilligkeit unentgeltlich zum Abdruck gebracht worden.

Die Versendung des Programmes selbst erfolgte an alle in dem statistischen Jahrbuch der höheren Schulen (B. G. Teubner) für 1880 aufgeführten Anstalten des deutschen Reiches mit öffentlichen Berechtigungen, sowie an die ausgedehnteren Anstalten anderer Kategorien und im nördlichen Deutschland überhaupt an alle Schulen mit akademisch gebildeten Lehrern, ferner an alle höheren Schulen der österreichisch-ungarischen Monarchie mit deutscher Unterrichtssprache, an sämtliche Professoren und Docenten, welche an Universitäten mit deutscher Lehrsprache eine dem Fachinteresse der Philologen-Versammlungen und ihren Sektionen nahestehende Wissenschaft vertreten, endlich an die technischen Mitglieder der Schulbehörden in Deutschland und Deutsch-Oesterreich. Der Königlich preussische Minister der Unterrichts u. s. w.-Angelegenheiten, der Unterstaatssecretär des Ministeriums, der Director und die vortragenden Räte der Unterrichts-Abtheilung, sowie das Königliche Schulcollegium der Provinz wurden besonders eingeladen.

Seit Anfang August gingen Anmeldungen ein, zuerst nur spärlich, allmählich in steigender Progression, sowohl von auswärts, als vom Orte selbst, wo das lebhafteste Interesse für die herannahende Versammlung immer weitere Kreise erfasste. Dennoch waren bis zum 24. September Abends erst 452 Mitglieder angemeldet; bis zum 25. Abends stieg die Zahl auf 524, bis zum 27. (dem ersten Versammlungstage) auf 603, schliesslich auf 616. Aber inzwischen war auch die Thätigkeit am Versammlungsorte weiter gegangen. Dem wachsenden Zudrange entsprach gleichmässig die Bereitwilligkeit der Stettiner Einwohner und die Umsicht des Wohnungsausschusses: auch der späteste Ankömmling hat, wenn er nicht selbst ein Logis im Gasthofs vorzog, noch ein Privatquartier erhalten können.

Am Sonntag den 26. September prangte vom Morgen ab Stettin zur Begrüssung seiner philologischen Gäste im festlichen Flaggenschmuck. Den Tag über erfolgte auf dem Bahnhofe der Berlin-Stettiner Eisenbahn, deren Königliche Direction für die bequeme Anreise der auswärtigen Festgenossen dankenswerthe Veranstaltungen getroffen hatte, im Vestibül des Kaisersaales der Empfang der ankommenden Gäste und die Ausgabe der nothwendigsten Festschriften, während ein anderer Theil derselben auf dem ständigen Bureau im Stadtgymnasium den hiesigen und auswärtigen Mitgliedern behändigt

wurde\*). Am Abend fand in den von den Vorstehern der Kaufmannschaft gütigst bewilligten unteren Sälen des Börsengebäudes zu gegenseitiger Begrüssung der Festgenossen

\*) Festschriften für die 35. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

A. Auf Veranlassung des Präsidiums herausgegeben.

1. Tageblatt der 35. Vers. D. Ph. u. Sch. in Stettin 1880. No. 1 bis 5. Red. Oberlehrer Dr. Herbst. 14 S. gr. 4. Stettin, Herrcke & Lebeling.
2. Führer durch Stettin für die 35. V. D. Ph. u. Sch. zusammengestellt vom Redaktions-Ausschuss. 15. S. 8. Nebst einem Plan von Stettin und einer Karte der Umgegend (von C. F. Meyer, Druck von Dietze & Thomas, Stettin).
3. Liederbüchlein für die 35. V. D. Ph. u. Sch. — 20 S. 12. Stettin, Druck von Herrcke & Lebeling.
4. Wanderkarte und Frequenzstatistik der deutschen Philologen-Versammlungen. 1837—1879/80. Für die XXXV. Versammlung zu Stettin. Entworfen von G. Weicker. Gezeichnet von C. F. Meyer. (Druck von Dietze & Thomas, Stettin.)

B. Begrüssungsschriften.

5. Germanorum philologos et paedagogos Stetinum convenientes A. MDCCCLXXX M. Sept. ea qua par est observantia salvere iubent Gymnasii Mariani collegae. Inest Reineri Phagifacetus addita versione Sebastiani Brantii recensuit Hugo Lemcke. Stetini MDCCCLXXX. (F. Hessenland, j. bei Mayer & Müller, Berlin.) 53 S., 8.
6. Festschrift des Stettiner Stadtgymnasiums zur Begrüssung der XXXV. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner. Stettin, Herrcke und Lebeling. 72 S. 8. (Inhalt: Zur Würdigung des Melissos von Samos. Vom Gymnasial-Dir. Prof. F. Kern. S. 1—24. Quaestiones Taciteae. Vom O.-L. Dr. F. Herbst. S. 25—38. AKATOC. Von Gymn.-L. Dr. Brunn. S. 39—72.)
7. Festschrift der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Inhalt: Beiträge zur Geschichte des Pommerschen Schulwesens im 16. Jahrhundert. Mit urkundlichen Beilagen. Von Dr. G. von Bülow, k. Staatsarchivar. VIII u. 83 S. 8. (Stettin, Herrcke & Lebeling.)
8. Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Al. Reifferscheid, o. ö. Prof. in Greifswald. I. (Probebogen, cart.) Heilbronn, Gebr. Henninger. Zur Begrüssung der deutsch-romanischen Sektion. (50 Exempl.)
9. W. Roeder, kgl. Gymnasiallehrer: Beiträge zur Kritik und Erklärung des Isaïos. Jena. Frommann 1880. 25 Exempl.

C. Geschenke.

10. Deutsche Litteraturzeitung. Herausgegeben von Dr. Max Roediger. I. Jahrgang, Nr. 1. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. (Vom Verleger, für alle Mitglieder der Versammlung.)
11. Jahresbericht über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft, herausg. von C. Bursian. VIII. Jahrgang. Probeheft. Berlin, S. Calvary & Co. (Vom Verleger, wie No. 10.)
12. Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Herausgegeben v. d. Gesellschaft f. deutsche Philologie in Berlin. I. Jahrgang 1879. Berlin, S. Calvary & Co. (Vom Verleger, 8 Exempl. Dazu 30 Exempl. Probeheft, 100 Exempl. Prospect.)
13. Von der Verlagsbuchhandlung Friedberg & Mode in Berlin eine grosse Anzahl von Büchern ihres Verlages, welche im Bureau der Versammlung vertheilt worden sind.
14. F. J. Wershoven (in Brieg): Kritiken über sein englisches Lesebuch und über seine Vocabulare. (8 Exempl. für die deutsch-romanische Sektion; vom Verfasser.)
15. K. Weinholz (in Rostock): Erinnerungsstäbe aus dem Leben, Rostock 1878. Ideismen. Rostock 1874 und 1879. Je 2 Expl. (Später noch durch eine grössere Zahl von Schriften des Verfassers ergänzt.)

die bereits ausserordentlich zahlreich besuchte Vorversammlung statt, welche bis zu später Stunde lebhaft hin und her wogte und viele Collegen und Freunde sich finden liess, von denen nicht wenige dann noch an anderen Orten im kleineren Kreise der neuen Begegnung sich freuten.

Vom 27. bis 30. September wurden Vormittags, in der Regel von 10 $\frac{1}{2}$  Uhr an, in der mit Fahnen und Guirlanden decorirten Aula der Friedrich-Wilhelms-Schule, in deren Logen zahlreiche Zuhörerinnen den Verhandlungen ihre Theilnahme schenkten, die allgemeinen Sitzungen gehalten, die erste am 27., welche schon um 10 Uhr begann, ausgezeichnet durch die Begrüssung der Versammlung von Seiten des Oberpräsidenten der Provinz und des Oberbürgermeisters der Stadt (s. den Bericht). An diese allgemeinen Sitzungen schlossen sich, am 27. nachfolgend, an den übrigen Tagen voraufgehend, in verschiedenen Räumen der Friedrich-Wilhelms-Schule und der beiden Gymnasien die Verhandlungen der Sektionen, wie sie im Vorstehenden aufgezeichnet sind. Auch die wissenschaftlichen und Kunst-Sammlungen, welche Stettin aufweisen kann, waren in dieser Zeit den Gästen zugänglich gemacht.

Die Nachmittage und Abende boten andere Mittelpunkte für genussreiche Vereinigung. Am 27. Nachmittags 5 Uhr fand in der von dem Curatorium bewilligten Aula des Marienstifts-Gymnasiums eine Recitation von Sophokles' König Oedipus durch R. Türschmann statt, welcher sich zu diesem Vortrage vor Kennern antiker Kunst und Dichtung besonders gern bereit erklärt hatte und von gespanntester Aufmerksamkeit wie von lebhaftestem Beifall des dichtgedrängten Auditoriums belohnt sah.

Am Abend war im Börsengebäude, welches Dank der Liberalität der Kaufmannschaft und der Abendhallen-Gesellschaft in allen seinen Theilen zur Benutzung frei stand, eine Reunion mit Tanz veranstaltet. Zur freien Vereinigung und Recreation dienten namentlich die unteren Räume, in den oberen Sälen bewegte sich die Tanzgesellschaft, welcher der philologische Charakter des Festes sogleich durch die Tanzkarte zu Gemüthe geführt wurde, die — mit ebensoviel Literaturkenntniss wie Künstlerlaune entworfen — zu jedem Tanze zugleich Wort und Bild aus einem Drama Shakespeares dem Auge darbot\*). Auch im Verlaufe des Festabends kam das fachmännische Gepräge der

16. Nonymnos 'Οδυσεύς πρὸς 'Ρεσκριπτοφάγους ἀφιῖσι. Vom Verfasser (Regierungsrath Ehrenthal in Marienwerder). 2 Expl.
17. Rethwisch, Dr. Conr., der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preussens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Grossen. Berlin, 1881. (Vom Verleger Robert Oppenheim.) 1 Expl.
18. Krichenbauer, A., Gymn.-Dir. in Znaim, Theogonie und Astronomie. Ihr Zusammenhang nachgewiesen an den Göttern der Griechen, Aegypter, Babylonier und Arier. Wien, Konegen. (Vom Verfasser, 1 Expl.)

\*) Die Tanzkarte, von Stadtrath Bock erfunden und gezeichnet, bildete einen Carton von 8 Seiten in Duodez. Titel: Ort und Datum. Reunion mit Tanz. (Vignette.) „Was haben wir für Spiel und Tänze?“ Sommernachtstraum. — S. 3. (Vignette.) „Mögt ihr ein Auf- und Niedergehen uns schenken für unsern Tanz!“ Liebes-Leid und Lust. Polonaise, Walzer. — (Vignette.) „Beliebt es euch, einen Bergomaskertanz zu hören?“ Sommernachtstraum. Polka. — S. 4. (Vignette.) „Doch zum Tanz, ich bitte, gieb mir die Hand!“ Wintermärchen. Contretanz. — (Vignette.) Sie haben einen Tanz, es ist ein Gemengsel von Luftsprüngen“. Wintermärchen. Polka Mazurka. — S. 5. (Vignette.) „Stärke dich ein wenig, ermuntere dich ein wenig!“ Wie es euch gefällt. Pause. — (Vignette.) „Was

Vereinigung noch zu besonderem Ausdruck. Zur Einleitung des letzten Tages vor der „Pause“ wurde von vier Knaben in Rococotracht ein Katheder in den Saal gerollt, auf welchem in gleichem Kostüm, überragt von einem allerdings anachronistischen Kartengestell und umgeben von allerlei Hausrath der Schule ein Präceptor der alten Zeit thronte, der nach gebühlichem Eintritt erwartungsvollen Schweigens in Kapuzinerweise eine gewaltige Strafpredigt wider die Entartung der modernen doctores und magistri zu Lust und Spiel begann\*). Am Ende der Strafpredigt traten die Paare vor den gestrengen

ist das für ein Gang? — Kein falscher Galopp!“ Viel Lärm um nichts. Galopp. — S. 6. (Vignette.) „Ich will eins tanzen — dann sollen sie den Bauerntanz drehen!“ Liebes-Leid und Lust. Rheinländer. — (Vignette.) „Warum gehst du nicht in einer Gaillarde und kommst in einer Courante?“ Was ihr wollt. Quadrille à la cour. — S. 7. (Vignette.) „Lasst den gewohnten Tanz uns nicht versagen!“ Die lustigen Weiber von Windsor. Walzer. — (Vignette.) „Der Himmel verhelfe mir zu einem guten Tänzer!“ Viel Lärm um nichts. Cotillon. — S. 8. (Vignette.) „Bleibt zurück!“ König Heinrich VIII. Das Hospitiren ist nicht gestattet.

\*) Tanz-Reunion der XXXV. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner. Stettin, d. 27. September 1880.

Heisa, juchheisa, dudeldumdei!  
Das geht ja hoch her! Bin auch dabei.  
Ist das eine Sitzung von frumben Schulmeistern?  
Oder ein Chorus von unsaubern Geistern?  
Treibt man so mit dem Montag Spott,  
Als hätte der allgütige Gott  
Ihn nicht zur Schule und Zucht geschaffen?  
Soll man den Schultag verschlaraffen?

Ei, wie das tänzelt, schlupft und schwänzelt,  
An denen Weiblein 'rumscharwenzelt!  
Wie das bebändelt und hergestutzt,  
Mit köstlicher Leinwand aufgeputzt!  
Ist das deutsch ehrbare Schulmeisterart,  
Inepte zu kräuseln Haare und Bart?  
Hat man so simplicitatem vergessen,  
Die ehrlichen Hände in Handschuh zu pressen,  
Das rosin menschlich Fell mit weissen  
Ledernen Lügen zu übergleissen?  
Ziemt sich solch Treiben für euch doctores,  
Magistros, ja — eheu! — selbst directores?  
Soll ein praeceptor sich vor der Welt  
So zeigen, als Schalksnarren dargestellt?  
Mit Salben und Narden den Schädel schmieren  
Und sanctam musicam profaniren?  
Den Boden in wüstem Reigen stampfen  
Und gar wohl schlemmen und schlampampfen?  
Denkt Keiner dess — Gott sei's geklagt! —  
Was noster philosophus Cicero sagt?  
„Quis unquam sobrius saltat?“ Das ist:  
„Wer tanzt jemal, so er nüchtern ist?“  
„Nisi forte insanit: oder sein Verstand  
Gieng“ — so man hier merket! — „aus Rand und  
Band.“

Das sind also vom alamodischen Schlage  
Die paedagogi von heutzutage!  
Ei, lasst doch eure palmas, Handflächen, besehn,  
Ob drin wohl redliche Schwielen stehn  
Vom fleissigen Klopfen und Bakelschwingen,  
Den Würmlein mores beizubringen?  
Nein, baculum lässt man im Winkel trauern,  
Codices verstocken und versauern,  
Würmlein sitzen ohne Zucht und Ehr',  
Seufzen kläglich nach lieblicher Lehr',  
Frau Philologia's Haar sich räuft:  
Philologus noster tanzen läuft!

Nun aber freilich, woher ist's kummen,  
Dass unartig worden selber die Frummen?  
— Woher ist, so Genesis uns verkünd't,  
Zur Erden kommen all Aerger und Sünd?  
Wer thät zuerst schlecken und schnabuliren,  
Den armen Adam mit Aepfeln traktiren?  
Wer führte in Schaden Seele und Leib?  
Die Eva war es, es war das Weib!

Ja, wer sie so sieht in dem tänzlichen Röckchen,  
Mit hurtigen Füßen und flatternden Löckchen,  
Die lieben Wangen wie Apfelblüthe,  
Die Lippen lächelnd in säntflicher Güte,  
Der Aenglein schalkisch freundliches Blinken,  
Dem könnten sie wohl fast lieblich bedünken!  
Ist aber Alles nur Schein und Flitter:  
Die Schale ist süß — der Kern ist bitter.  
Denn so dem anders und besser wär',  
Was Teufel lockten sie euch hieher  
In solch spitzbübischer Verkleidung  
Zu eitel Bocksprüngen und Narretheidung?  
Oder seid ihr etwa hergezogen  
Mit Dintfass, Gänsekiel, Schreibebogen,



Richterstuhl, um statt der Bouquets und Orden andere lehrreiche Andenken zum Ausstanzen zu empfangen: die Damen allerlei pädagogisches Handwerkszeug, von der Schiefertafel bis auf das Birkenreis zu niedlichen Galanterieartikeln verarbeitet, die Herren Schleifen mit sinnvollen Sprüchen über Lehrers Leid und Lust, Tanzfreuden und Liebes-Rosen oder Dornen, die aus den Sprachen aller Zeiten und Zonen von einer gelehrten Commission säuberlich auserlesen waren, zum Theil nicht ohne ernsthafte Zuspitzung\*). Trotz ungemein zahlreicher Betheiligung verlief das Fest, um dessen Ordnung ebenso im Ballsaale als in den Restaurationsräumen sich Philologen von Fach und Mitglieder der Stettiner Kaufmannschaft in rühmlichem Wetteifer aufopfernd bemüht hatten, zu allseitiger Zufriedenheit, und erst lange nach Mitternacht erreichte die erste gesellige Vereinigung während der eigentlichen Festtage, welche zugleich die auswärtigen Gäste und ihre Stettiner Wirthe einander nahe zu bringen geeignet war, ihr Ende.

Nepotem, Caesarem zu tractiren  
Oder auch Heftlein zu corrigiren?  
Nein, o ihr Heuchler und Pharisäer,  
Ihr kommt hierher als Jungfrauenspäher,  
Παρθενόπαι, sagt Vater Homer:  
Und wenn hier Grammatik zu treiben wär',  
Für euch gäbs nur ein substantivum:  
Puella, puellae, und ein adjectivum:  
Pulcher, chra, chrum zu dekliniren,  
Nebst: Amo, amas zu conjugiren!  
Oder seid ihr gar schon vorgeschritten,  
Treibt Unfug auch nach der zweiten und dritten?  
Wirds bibo, bibi, bibitum, bibere sein:  
Ebrietas, tatis kommt hinterdrein,  
Und morgen früh als Jammernahrung  
Alec, alecis, der saure Harung!

Bene, so müsset ihr selbst euch schaffen  
Stracks eure Buss und saure Straffen.  
Auch sollen die Jungfern hie gleich euch schenken  
Für morgig Elend ein Angedenken:  
Nur als ein Denkkettlein sollt ihr tragen,  
Weislich zu sorgen um künft'ge Plagen,  
So scharf nachtreten alljederzeit  
Greuelvoller Unmässigkeit.

Doch eia! Wie soll man die Mägdlein fassen?  
Soll man sie sonder Bussung lassen?  
Ohn künft'ger Frumbheit hoffend Ahnung,  
Ohn herzlich liebliche Vermahnung?  
Nein doch, denn die, so hierhergekommen  
Und Väter und Gatten mitgenommen,  
Sind allzumal artig, hübsch und jung  
Und fähig vielleicht noch der Besserung.

Woher aber fleusset lehrsamer Jugend  
Viel edel Zucht, Lehr, köstliche Tugend?

Verfasser ist Dr. H. Hoffmann in Stettin, welcher die Dichtung auch selbst vortrug.

Ist nicht die Schule der treffliche Born,  
Geistlicher Füll' unerschöpflich Horn?  
Drumb, scholae zu mahnen, sei Jeder bescheert  
Ein Angebindlein, von mässigem Werth,  
So mans rein physice betrach't,  
Und das doch Keine zu Recht veracht't.  
Ja, liebe Jungfräulein, ihr sehet da  
Lauter artige Schul-Utensilia:  
Mäpplein, Heftlein oder Pennale,  
Schiefertafeln und Lineale,  
Lehrbüchlein, so mystische Zahlen künden,  
Fibeln, ABC zu ergründen,  
Weltküglein und Chartas; fein describirt,  
Auch gute Dinte, wohlrecommandirt,  
Dintenwischer, die Feder zu putzen,  
Und, wohl auch etwas — von leiblichem Nutzen!  
Und wess man sonst noch mag bedürfen,  
Die Weisheit flüssig einzuschlürfen.

Das sollt ihr nun fleissig bei euch tragen,  
Nicht heut nur, auch in künft'gen Tagen,  
So euch Versuchung will überschlipfen,  
Wieder leichtfertig zum Tanz zu hupfen  
Und gar zu solcherlei Ungebühren  
Den guten Adam zu verführen:  
Dann schauet nur fromm solch Dinglein an  
Und denket, was Jede noch lernen kann,  
So sie will redlich zu Hause bleiben  
Und dort brav rechnen, lesen, schreiben:  
Dann wandelt sie sittig und ernst fürbass  
Und rufet: Apage Satanas!

So sollt ihr hinfort bei diesen Geschenken  
Täglich der lieben Schule gedenken:  
Und in parenthesi denket fein  
Manchmal auch der guten Schulmeisterlein.

\*) Z. B. Διογένης ἰδὼν μαιράκιον ἀτακτοῦν τὸν παιδαγωγὸν ἐτύπησεν. Hermogenes.

Am zweiten Haupttage, Dienstag den 28. September, bildete das solenne Festmahl den Sammelpunkt der philologischen Gesellschaft. Dasselbe war, da es an anderen Sälen von geeigneter Grösse durchaus mangelte, in der städtischen Turnhalle hergerichtet, welche wie alle sonst genannten städtischen Localien von Magistrat und Stadtverordneten mit bereitwilligem Entgegenkommen für die Zwecke der Versammlung eingeräumt worden war. Dieselbe war durch geschmackvolle Draperieen in einen höchst stattlichen Festraum verwandelt, und in ihr eine vierfache Reihe von je zwei Längstafeln, je zu 51 Plätzen, und eine Quertafel zu 28 Plätzen aufgestellt; zuletzt wurde gar eine zweite Quertafel von nahezu gleicher Ausdehnung angeschoben und ebenfalls vollständig besetzt, sodass im ganzen über 450 Tischgenossen vereinigt waren. Aber auch für diese zahlreiche Versammlung wurde es durch das umsichtige Verfahren der Tischcommission ermöglicht, dass jeder Gast zum voraus seinen Platz kannte und beim Erscheinen den bestellten Wein bereits vorfand. Und wie beim Tanze, so bot sich beim Festmahle ein beziehungsreich illustriertes Special-Programm der Erwartung nicht weniger als der Erinnerung zum willkommenen Anhalt\*). — Um 3 Uhr war die Tischgesellschaft vereinigt, an der Marschallstafel zwischen den Präsidenten der Versammlung als Ehrengäste Herr Geheimer Regierungsrath Dr. Wehrmann von Seiten des Provinzial-Schulcollegiums und als Vertreter der Stadtgemeinde Stettin die Herren Oberbürgermeister Haken, Bürgermeister Sternberg und Stadtverordneten-Vorsteher Dr. Wolff, denen andere Träger bekannter Namen von hier und auswärts nach Möglichkeit in wechselnder Reihe sich anschlossen. Die Capelle des 34. Infanterie-Regiments begleitete die Tafel mit Musik, und bald wurde die Vereinigung auch durch festliche Trinksprüche gehoben. Den ersten Toast auf Seine Majestät, den tapferen gerechten gütigen Kaiser, den Protector auch der 35. Philologen-Versammlung brachte der Präsident Gymnasial-Director Professor Franz Kern aus; die Versammlung, welche ihn jubelnd aufnahm, sang weiter stehend den ersten

\*) Die Tischkarte, ein Carton in gebrochenem Royalquart-Format, zeigt auf der Vorderseite den Titel umrahmt von Weinranken, zwischen denen sich geschäftige Gnomen mit den Schätzen von Küche und Keller bewegen, darüber und darunter Vignetten zu den bezeichneten Scenen aus Shakespeare, oben „Kein Schultag heut“ (Die lustigen Weiber von W.), unten: „Du bist ein Gelehrter: lass uns also essen und trinken!“ (Was ihr wollt). In ähnlicher Weise steht auf der linken Innenseite die Speisekarte zwischen Bildern zu den Sprüchen „Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt“ oben und „Prost die Mahlzeit“ (Liebes-Leid und Lust) unten. Auf der rechten Innenseite umschliessen die Weinkarte Illustrationen zu folgenden Sprüchen, oben: „Studiert, was ihr am meisten liebt“ (Der Widerspenstigen Zähmung), unten „Guter Wein ist ein gutes geselliges Ding“ (Othello), an der Seite in gehöriger Folge „Eine ganze Ladung von Bourdeaux!“ (König Heinrich IV., 1. Theil), „Eine Flasche Rheinwein!“ (Hamlet), „Du hast ein Fläschchen Sect nöthig!“ (Was ihr wollt). Die Rückseite enthielt den Tafel-Plan in dem ursprünglich vorgesehenen Umfange, darüber mit Bild: „Sitzt nieder! esst! willkommen unserm Tisch!“ (Wie es euch gefällt), an den Seiten absteigend die illustrierten Worte, links „Nehmt Platz!“ (Macbeth), rechts „Ein jeder an seinen Platz“ (Timon), links „Denke jetzt nichts als Fröhlichkeit“ (Wintermärchen), rechts „Lasst Lust und Laune walten!“ (Kaufmann von Venedig), links „Euch allen ein gesegnet Mahl!“ (K. Heinrich VIII.), rechts „Nun wohl bekomme es euch!“ (Der Widerspenstigen Zähmung). — Das Menu selbst war verwandelt in einen *Conspetus ciborum*: *Ius Iulianum cum bubula medulla. Mugil cum boletis. Bos cruentus more Britannico. Siliquae, asparagi cum lumbulis. Assum Ferinum. Obsonium dulce et acre. Frigidum Semilassi. Butyrum caseusque. Mocca.* — Erfinder und Zeichner auch der Tischkarte ist Stadtrath Bock in Stettin; nur die modern-classische Fassung des *Conspetus* ist billig dem Vorsitzenden des Redactionsausschusses zugefallen.

Vers der Nationalhymne und beschloss auf Vorschlag des Präsidiums die Absendung nachfolgenden Telegrammes an Seine Majestät:

Euer Kaiserlichen Majestät bringen die mit Allerhöchster Genehmigung zu Stettin versammelten Deutschen Philologen und Schulmänner ehrfurchtsvollst Dank und Huldigung dar.

(Die Allergnädigste Erwiderung Seiner Majestät s. in dem Bericht über die III. allgemeine Sitzung.) Der nächste Festruf, ausgebracht von dem zweiten Präsidenten Gymnasialdirector Dr. G. Weicker, galt der preussischen Unterrichts-Verwaltung und an ihrer Spitze dem Minister Herrn von Puttkamer. Namens der Schulverwaltung erwiderte Geh. Regierungs- und Provinzial-Schulrath Dr. Wehrmann nach einer kurzen Ueberschau über die Entwicklung und den Bestand der pommerschen Lehranstalten, deren Mitglieder sich der Anregung durch die eben tagende Vereinigung besonders erfreuten, mit einem Hoch auf die 35. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner. Den Dank für diesen Toast brachte Rector Professor Dr. Eckstein aus Leipzig, wenn nicht der Senior der Versammlung, doch sicher das stätigste Mitglied derselben schon seit dem Jahre 1844, in einer beziehungsreichen, von Geist und Humor übersprudelnden Rede mit einem Hoch auf „Stettin, die alte und doch auch moderne Stadt“. Hiervon nahm Oberbürgermeister Haken Veranlassung, wie Tags zuvor beim Beginn der ersten Vorträge, so nun auch hier bei fröhlicher Vereinigung im Namen der Stadt die werthen Gäste, die fremden Philologen zu begrüßen und zu feiern. Es folgte der aus weitester Ferne herbeigekommene Gast Professor Dr. Jülz aus Innsbruck mit einem Hoch auf Präsidium, Bureau und Festausschüsse, deren Bemühungen er als Präsident der Innsbrucker Versammlung von 1874 zu schätzen wisse. Namens der Ausschüsse sprach Stadtschulrath Balsam auf die anwesenden Vertreter der Wissenschaft, aus deren Kreise Professor Dr. Preuner, derzeit Rector der Universität Greifswald, mit einem Hoch auf die Frauen „unsere Göttinnen, nicht im Olymp, sondern hier auf Erden“ die Reihe der planmässig vorgesehenen Trinksprüche beschloss. Alle diese Trinksprüche gelangten trotz der mehr und mehr sich steigernden Fröhlichkeit in der Versammlung zu allgemeinem Gehör. Dann aber brausten die Ströme der Unterhaltung von allen Enden gar zu mächtig in einander. Nur einen Toast brachte Oberbürgermeister Haken auch nach Schluss des Redeprogramms noch zur Geltung; er feierte mit kurzen Worten, aber unter stürmischem Beifall der Versammlung „Professor Eckstein, das älteste und doch ewig junge Mitglied der Deutschen Philologentage“. Damit war nun wirklich das Ende der Reden erreicht. Aber auch als die solenne Tafel aufgehoben war, hielt die Freude an neuer oder erneuter Bewegung die Festgenossen in kleineren Gruppen noch an manchen Orten vereinigt, um die Eindrücke der letzten Tage mit einander auszutauschen.

So wohl gelungen aber die bisherigen Festlichkeiten erscheinen mochten, Tanz und Festmahl liessen sich auch an anderen Orten ebensogut veranstalten: ihren ganz eigenartigen Reiz konnte die Oderstadt erst entfalten, wenn die Gäste, gleich den schiffahrtslustigen Einwohnern, sich ihrem Strome anvertrauten. Dabei erst konnten die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung, dabei auch der Anwohner Geschick und Freudigkeit für vereintes Zusammenwirken zur Begrüssung der fremden Gäste recht zur Geltung kommen. Daher war eine Oderfahrt von vornherein für die festlichen Tag in Aussicht genommen: die Erleuchtung der Ufer konnte freilich nur von dem entgegenkommenden

Interesse der Bewohner gehofft und erbeten werden. Aber auch hochgespannter Erwartung hat es gewiss an Befriedigung nicht gefehlt. Auf die Oderfahrt richtete sich das besondere Interesse der einheimischen wie der auswärtigen Festgenossen. Allerdings wuchs damit auch die Aufgabe der Schifffahrts-Commission, die Zahl der Schiffe, anfangs auf vier bemessen, musste bald auf fünf, demnächst auf sechs gesteigert werden: aber was geplant war, gelang — um so erfreulicher am Schluss, je mehr noch bei Beginn der Fahrt Besorgnisse laut werden mochten.

Das Wetter war am 29. September nach Mittag etwas regnig, als sich um 2 $\frac{3}{4}$  Uhr vom Dampfschiffs-Bollwerk aus die Festflottille in Bewegung setzte. Sie bestand nach der letzten Augmentation aus sechs Dampfern, die in drei Paaren hinter einander abstießen: „Cüstrin“ und „Löwe“, „Blücher“ und „Stadtrath Hellwig“, „Olga“ und „Anna“, — „Cüstrin“, auf welchem die Kapelle des Königsregimentes concertierte, als Admiral- oder Signalschiff im ersten Paare voran. Die Fahrt ging durch den Dunzig nach dem Dammschen See, leider noch immer bei so viel Nebel, dass der sonst so herrliche Rückblick nach Stettin auf das alte Herzogsschloss und die davorliegenden Schiffe, auf die mächtig hervorragende Jakobikirche und den grünen Kranz der Anlagen, welcher die Stadt auf der Nordostseite umgiebt und sich nach Grabow hinzieht, nicht recht genossen werden konnte. Auch auf dem Dammschen See, über dessen Ufergelände die dem Führer beigegebene Karte von C. F. Meyer vorsorglich zu orientieren gesucht hatte, beeinträchtigte der Mangel an weiterer Fernsicht den Reiz, welchen solche Fahrt sonst bietet. Doch war zumal für die Binnenländer, aber auch für viele Stettiner des Neuen und Fesselnden noch immer genug, die Stimmung blieb gehoben, und als die Schiffe durch den Cameelstrom und die Königsfahrt wieder in die Oder einlenkten, brach auch die Sonne durch, in deren Glanze die Ufer von Cavelwisch bis Glienken und Gotzlow sich schon ganz freundlich präsentierten. Um 5 Uhr wurde in Gotzlow (Sommerlust) gelandet und kurze Station zur Erfrischung gemacht. Dann zog die Gesellschaft im langen Zuge, die Musik voran, wie eine Riesenprocession über die Uferhöhen, um die grosse Wasseroberfläche des Dammschen Sees, die sie vorher zu Schiffe durchmessen hatte, nun mit dem Auge noch einmal im Ganzen zu überschauen. Der Zug ging über Frauendorf, an der Kirche vorbei nach Elisenshöhe, wiederum nur zu kurzer Rast, denn die Zeit drängte. Erst in Wellnitz' Garten, wo bereits das Oderufer wieder erreicht war, konnte in den für die Theilnehmer an der Fahrt reservierten Räumen etwas länger geruht werden. Aber um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde doch bereits wieder zum Aufbruch geblasen: denn der Hauptreiz der ganzen Fahrt, dessen Genuss nur durch Pünktlichkeit erkaufte werden konnte, stand noch bevor. Präcis um 7 Uhr musste die Rückfahrt angetreten werden; und tausend Schiffsgäste in die Dampfer, welche soeben mit einer wanderscheuen Minorität der Gesellschaft von Gotzlow her anlegten, einzunehmen, dazu die Schiffe selbst mit gehörigem Abstand in das Fahrwasser zu bringen, bedurfte es Zeit. Um 7 Uhr nahm der Regierungsdampfer „Oder“, welcher, von den Leitern der Illumination und der Kapelle bestiegen, nunmehr als Signalschiff diente, die Spitze; die Festflottille, welcher zahlreiche Privatdampfer und kleinere Bote sich anschlossen, setzte sich langsam in Bewegung und die Oderbeleuchtung begann. Zuerst sandte nur Elisenshöhe und die Nachbarvilla durch das Abenddunkel leuchtenden Abschiedsgruss: aber wie nun das führende Schiff mit dem grün-weiss-rothen Signalkreuz am Maste die Höhe der Orte erreichte, da flammte es am linken Ufer plötz-



lich auf, von einem Etablissement zum andern. Majestätisch strahlten in zauberhaftem Glanze die gewaltigen Bauten der Zülchower Mühlen und der Cementfabrik wie die niedriger gestreckten Bauten einer anderen Fabrik näher am Ufer; Raketen schossen empor, dazwischen Garben von Leuchtkugeln und Schwärmern, und bengalische Flammen verbreiteten ihr buntes Licht, der Umgebung angepasst, dass die Bauten wechselnd roth und weiss, die Baumgruppen grün erhellte waren. Auch von dem höheren Ufergelände strahlte eine von Alters her der Litteratur und Kunst gastlich offene Villa (die Tilebeinsche) freundlich grüssend durch die alten Bäume, die Strassenhäuser zeigten ihre Fensterfront illuminiert, auf den Höhen flammten Feuer, und wo etwa einmal eine Lücke zu bleiben schien, ruhte das Auge nur gern sich aus, um den nächsten Eindruck desto wirkungsvoller aufzunehmen. So glitten die Schiffe feierlich ruhig dahin bis Bredow. Da erglühten die Werften des „Vulcan“ und die Eisenplatten des vorliegenden gewaltigen Panzerschiffes von feurigem Lichte; dann folgten abwechselnd Guirlanden von Ballons, lange Reihen von Fackeln und kleinen Flämmchen, besonders am Regierungsbauhof; an dem (ehemaligen) Petroleumhofe in der Nähe fiel ein weisser bengalisch beleuchteter Triumphbogen in die Augen; daneben bot eine tageshell beleuchtete Menschengruppe, die um ein Transparent sich schaarte, festlichen Anblick; weiterhin folgten die Schiffsbaustätten von Aron & Gollnow, von Möller & Holberg und dann wie Glühwürmer in den Blattkronen leuchtende Flammen längs Grabow, während im Hintergrunde die Villen der Nachbarstadt in den mannigfaltigsten Lichtfarben strahlten, die eine durch einen riesigen Stern, eine andere durch eine Monstrekerze auf dem Aufsichtsthurme noch besonders hervortretend. Gegenüber dem Grabower Ort war bei dem Oder-Dunzig-Kanal von den Ingenieuren der neuen Anlage auch das rechte Oderufer wirkungsvoll beleuchtet. Und nun nahte sich der schwimmende Festzug wieder seinem Ausgangspunkte. Aber bis zuletzt grüssten die Werften und Lagerplätze oberhalb Grabow, der Logengarten und die Nachbarhäuser mit flammendem Willkommen. Ja als die Schiffe das engere Hafengebiet erreicht hatten, sprühten noch einmal von den alten Festungswällen Unmassen von Leuchtkugeln empor, in bunter Mischung, und selbst als es zum Anlegen kam, traten die Häuser der Rheder und Kaufherren am Dampfschiffsbollwerk geschmackvoll illuminiert den wiederkehrenden Festgästen entgegen. Die Fenster waren mit Damen besetzt, welche die Ankommenden mit frohem Zuruf und winkenden Tüchern begrüßten, und eine dichtgedrängte Zuschauermasse füllte das Bollwerk. Voll der empfangenen Eindrücke verliessen die Festgenossen die Schiffe, welche sie binnen einer Stunde in würdevoll hingleitendem Zuge an einer feenhaft glänzenden Scenerie vorübergeführt hatten. Es hatte sich aufs neue bewährt, dass eine solche Oderfahrt die schönste populäre Festlichkeit ist, welche Stettin zu bieten vermag, eine Festlichkeit „wie sie an anderen Orten so allgemein vielleicht nur gekrönten Häuptern entgegengebracht wird“<sup>\*)</sup>. Einfache Pflicht der Dankbarkeit ist es, aus der grossen Menge der opferwillig mitwirkenden Bewohner der Oderorte wenigstens die Männer zu nennen, durch deren Bemühung es gelungen ist, die allseitig geneigten Bestrebungen vieler zu einer schönen Gesamtwirkung zu vereinigen. Es sind dies Director Dr. Delbrück für Zülchow-Bredow, Stadtrath Koppen für die Strecke Grabow-Logengarten und

<sup>\*)</sup> N. Stett. Ztg. vom 30. Sept. Nr. 456. Die dem Präsidium freundlich zugesandten Tagesberichte dieser Zeitung und der „Ostseezeitung“ haben auch im übrigen für manche Angaben des Berichtes zum Anhalt gedient.

für das nähere Stadtgebiet Apotheker Weichbrodt hier. Sie sind es neben und vor anderen, die bald darauf das Festlied gefeiert hat, — quorum lumen illustravit modo flumen!

Nach der gemeinsamen Aufnahme dieser erhebenden Eindrücke konnten die Festgenossen den Tag unmöglich in der Vereinzelung beschliessen. Wenigstens die grosse Mehrzahl derselben, an 500 Personen, sammelte sich noch um 9 Uhr in der Turnhalle, wo die Tafeln ähnlich wie am Tage zuvor eingerichtet waren, zum Commers. Das Präsidium desselben hatte auf Ersuchen ein würdiger Vertreter der akademischen Kreise, Professor Dr. Susemihl aus Greifswald, übernommen: als leitende Mitglieder der Stettiner Spezialcommissionen blieben Rechtsanwalt Brunnemann und Oberlehrer Dr. Eckert ihm ad latus; sechzehn Tischpräsidenten fungierten noch ausserdem an den acht Längstafeln. Mächtig erbrauste der feierliche Festgesang „Sind wir vereint zur guten Stunde“, und unmittelbar darauf brachte der Präses in ernsten markigen Worten auf Seine Majestät den Kaiser, das Vorbild edler Männlichkeit, den ersten Toast aus. Es folgte das zweite Lied, das solenne Gaudeamus\*), das so recht der gehobenen Stimmung des festlichen Tages entsprach, und mit sicherem Griff knüpfte Professor Dr. Delbrück aus Jena (Präsident der Geraer Versammlung von 1878) sogleich an die oben mitgetheilten Zeilen an; frisch und packend, dass es allgemeinen Widerhall fand, dankte er im Namen der Gäste für die überaus herzliche Aufnahme wie für die vielfachen herrlichen Genüsse, welche sie gefunden hätten, und schloss mit einem Hoch auf Stettin. Launig erwiderte Stadtrath Bock mit einer Selbstkritik des Vergnügungsausschusses, als dessen Vorsitzender er das Wort ergriffen hatte, und mit einer Historie der Bierfabrikation seit den Tagen des Osiris, um mit einem Toast auf die ersten richtigen Kenner des Bieres, die deutschen Philologen, zu schliessen. Nur diese drei Toaste waren offiziell vorgesehen: aber es gab der Redelustigen mehr, und auch die Versammlung war gern zum Hören aufgelegt. Director Steinhausen-Greifswald feierte die alten Philologen, welche die Fröhlichkeit der Jugend nicht verschmähten, Director Bellermand-Berlin alle diejenigen, welche durch ihre Bemühungen zu dem schönen Gelingen der Festversammlung beigetragen hätten, worauf Stadtrath Bock abermals voll unerschöpften Humores erwiderte; Oberlehrer Dr. Claus-Stettin trug zu allgemeiner Erheiterung ein launiges deutsch-lateinisches Gedicht vor, welches praktische Vorschriften über das Trinken enthielt, und unter besonders lebhaftem

\*) 1. Gaudeamus igitur, Dum coniuncti sumus!  
Post incundas ferias, Post molestas operas Nos habebit humus.

2. Ubi sunt, qui ante nos Mundum docuere?  
Urguet illos Cerberus Ex erectis manibus Baelum remisere.

3. Vivat paedagogica, Vivant directores! Docens ordinarius Et auxiliarius Et calefactores!

4. Vivant philologicae Institutiones Et canorae regulae Nec non mathematicae Demonstrationes!

5. Vivant, quae philologi Vitam comitantur, Et coniugio probatae Et ad taedas expectatae Et quae clam amantur!

6. Vivant, hospitaliter Qui nos exceperunt! Vivant item, quorum lumen Illustravit modo flumen Et qui nos iuvere!

7. Vivat Pomerania, Quae nos alit humus! Cibos praebet optimos, Cyathos plenissimos, Quibus functi sumus!

8. Invidis ne credite Quae conviciantur: Terram dicunt horridam, Gentem dicunt barbaram; sed calumniantur.

9. Quin hic terrae angulus Diis praedilectus: Hic fecundi aëres, Florent mites anseres, Anserinum pectus.

10. Nonne locus aptus est, In quo desipiatur, Ut iubet Horatius, Dignus quem philologus Nemo non sequatur.

11. Ergo et paragraphus Mente quae servatur, Vivat! lex undecima, Regularum regula: Bibere pergatur!

Beifall sprach Professor Adam aus Urach, einer der wenigen zum Feste erschienenen Schwaben, anknüpfend an die Waffenbrüderschaft der Pommern und Würtemberger bei Champigny, auf die Einheit des deutschen Südens und Nordens. Auch nach diesen Reden wurde noch mancher Salamander gerieben, und erst gegen Mitternacht schloss, um freier Unterhaltung Raum zu lassen, der offizielle Commers, mit ihm zugleich die letzte allgemeine Festlichkeit der Philologenversammlung.

Am Mittag des 30. September wurde auch in ernster Sitzung der Schluss der 35. Versammlung förmlich ausgesprochen. Die Ausflüge, welche am Nachmittage und Tags darauf noch stattfanden, hatten demnach eine freiere Stellung im Programm, aber wie sie nach ihrer Frequenz immerhin einen sehr erheblichen Theil der Festgesellschaft vereinigten, so waren sie auch in ihrem Wesen durchaus ebenbürtige Ausläufer der grossen Versammlung. Die zahlreichen Aufmerksamkeiten, welche eben bei diesen Ausflügen den Gästen geboten wurden, galten ihnen als deutschen Philologen, und manchen Theilnehmern werden gerade diese letzten Stunden des Beisammenseins unvergesslichen Eindruck gemacht haben.

Am Nachmittage des 30. September musste die Philologengesellschaft freilich sich theilen: keiner der Orte, die zum Ziele neuer Wasserfahrten ausersahen waren, hätte schicklich die ganze Zahl aufnehmen können, aber nach Gebühr fanden sich auch nach jeder Seite, von welcher freundliche Einladungen ergangen waren, annähernd gleichviel dankbar empfängliche Gäste. Nach den waldigen Höhen im Südosten der Stadt hatte Commerzienrath Toepffer sen. zum Besuche seines Parkes und der Cementfabrik von Toepffer, Grawitz & Co. geladen, stromabwärts nach Norden lockte die Erlaubnis zum Besuche der grossen Schiffsbauwerkstätten des „Vulcan“ in Bredow und ein vom Verein der jungen Kaufleute angebotenes Gartenconcert in Gotzlow. Für jede der beiden Fahrten mussten zwei Stromdampfer vollständig besetzt werden.

Etwa 2½ Uhr stiessen zur ersten Fahrt die Festschiffe mit mehr als 250 Insassen vom Bollwerk am Personenbahnhofe ab. Nach einstündiger Fahrt durch die südlichen Stromarme, zwischen grünen Wiesen hindurch, landete man an der Cementfabrik bei Finkenwalde und sah sich hier sogleich herzlich anheimelnd begrüsst und gästlich erquickt. Nach einer Wanderung durch die ausgedehnten Räume der Fabrik ging es dann in langem Zuge, ein Musikcorps an der Spitze, auf den sich hin- und herziehenden Wegen des Parkes zu der geräumigen durch hängende Lampenkronen festlich erleuchteten Tropfsteingrotte, aus deren Nischen Transparentbilder, Momente aus der Nibelungensage darstellend, die Eintretenden geheimnisvoll anschauten. Bergleute im Feiertagsgewande waren emsig bemüht, die Durstenden mit vorzüglichem Bier zu laben, und bald sprach zum guten Trunke der Nestor der anwesenden Philologen, Rector Professor Dr. Eckstein aus Leipzig, auch ein gutes Wort aus dankerfülltem Herzen auf das Gedeihen der gastfreien Firma und das Wohl ihrer Besitzer. Der Sohn des leider erkrankten Hauptes der Firma, Hr. Toepffer jun., antwortete mit einem Hoch auf die deutschen Philologen, und kaum war dies verklungen, so stieg im Hintergrunde der Grotte ein Vorhang, und in Transparenschrift glänzte den Gästen folgender Gruss entgegen:

Gegrüsset seid, ihr Philologen,  
Willkommen hier in unserm Park,  
Ihr, die das deutsche Volk erzogen  
Zu echten Männern treu und stark.

Das deutsche Reich im Kampf gegründet,  
Gehalten durch ein festes Band —  
Es ist die Lieb, die ihr entzündet,  
Die Lieb zum theuren Vaterland.

Ihr lehret uns der Weisheit Sätze,  
Ihr führt uns ein in Sinn und Wort,  
Ihr findet auf der Erde Schätze,  
Beherrscht Zahl und Mass und Ort.

Was rastlos in des Daseins Ringen  
Der schlichte Mann gestaltend schafft,  
Was seinem Wirken giebt Gelingen,  
Das danket er der Wissenschaft.

Zu gleicher Zeit vernahm man diese Worte von einem unsichtbaren Sängerkhor gesungen. Dann kamen die Sänger (von der Stettiner Handwerker-Ressource unter Leitung des Lehrers Riecke) zum Vorschein, mit freudigem Hoch begrüsst, und Lied und Wort liessen in erfrischendem Wechsel zwei Stunden voll reinsten Frohsinns nur zu rasch vergehen. Endlich musste doch aufgebrochen werden. Fackeln und bengalische Flammen erhellten auch den Rückweg, vorüber an der mächtigen Kalkgrube, aus deren Tiefe Reisigfeuer emporloderten. Aber noch von den Dampfschiffen aus erschallte von neuem ein vielhundertstimmiger Dankesgruss an Herrn Commerzienrath Toepffer, den „geistigen Schöpfer“ aller reichen Genüsse, die man soeben aufgenommen hatte.

Der Schein der Illumination von Finkenwalde leuchtete über Strom und Wiesen auch hinüber zu den Genossen der zweiten Ausfahrt, welche nicht minder befriedigt inzwischen das Concert in Gotzlow genossen. Sie waren, auch ihrerseits mehr als zweihundert, um 3 Uhr in ihren Festschiffen vom Dampfschiffsbollwerk an der Handelshalle abgefahren und zunächst am Vulcan in Bredow gelandet. Hier von den Directoren und Ingenieuren der grossartigen Anstalt begrüsst vertheilte sich unter kundiger Führung derselben die Gesellschaft zur Besichtigung der einzelnen Arbeitsstätten, die einen in die Werkhäuser, zur Tischlerei, zur Dampfscheere, zum Riesenhammer, zur Kesselschmiede, zur Montieranstalt u. s. w., die anderen zum Bau des schwimmenden Docks; eine grosse Zahl wandte sich sogleich der gewaltigen eben in Ausrüstung begriffenen Panzercorvette „Württemberg“ zu, um den Riesenbau des Schiffes auch im Innern nach allen Richtungen zu durchmustern, endlich aber erstiegen alle die einladenden Treppen zu den noch auf der Werft liegenden schmucken Glatdeckscorvetten „Olga“ und „Carola“. Hier bot sich überraschend und doch nach der Wanderung, die auf und ab und hin und her geführt hatte, erquickend am improvisierten sauberen Büffet ein Trunk kühlen Gerstensaftes, zugleich willkommen, um immer aufs neue, wie die Schichten der Wandernden sich ablösten, auf das Wohl des Vulcan oder auf die deutsche Kriegsflotte, deren Fahrzeuge hier sichtbar erstanden, zu trinken. Dankender Festruf grüsste die freundlichen Führer und Wirthe auch beim Scheiden, als die Schiffe abstiessen, um zu dem Concert zu führen, welches der Gäste in Gotzlow noch wartete. Gern lauschte man hier am Ufer des Stromes der Musik, welche die kunstfertige Kapelle des 34. Infanterieregiments zu hören gab, und freute sich in Erwartung der Illumination, welche von dem Verein der jungen Kaufleute sinnig vorbereitet war. Leider liess eintretendes Regenwetter die geschmackvollen Arrangements nicht zu ungetrübter Entfaltung kommen; aber als man endlich im Gartensalon Zuflucht suchen musste, sass man um so dichter beisammen, hörte man um so viel näher die Musik und trennte sich auch hier nicht vor später Stunde und nicht ohne ein freudiges Hoch auf die gütigen Veranstalter des Gartenfestes.

Den letzten Abschluss endlich erhielten die festlichen Veranstaltungen am Freitag den 1. October durch eine Ausfahrt nach Swinemünde. Sie vereinigte allerdings nur noch eine Minderzahl der Genossen; immerhin fanden sich gegen hundert Fahrgäste zusammen, Binnenländer, die zum ersten male die See sehen wollten, und Stettiner, die



ihren Gästen gern das Geleit gaben. Am hellen Morgen ging die Fahrt auf dem schönen Dampfer „Prinzess Royal Victoria“ die Oder hinab, durch die kleineren Binnenwasser und über das Haff, durch die Kaiserfahrt und die Swine, endlich gar zwischen den Molen hinaus auf die Rhede, wo günstiger Weise mehrere Kriegsschiffe vor Anker lagen. Nach der Rückkunft wurde in Parteen nach dem Strande gewandert oder durch die Stadt, die es sich nicht hatte nehmen lassen, zu Ehren der Gäste ebenfalls Flaggenschmuck anzulegen, und am Mittag vereinigte ein frohes Mahl, bei welchem der Bürgermeister freundliche Worte der Begrüssung sprach und auch sonst manch ernster und heiterer Spruch geredet wurde, noch einmal den Rest des Philologenkreises. Die Rückfahrt über das Haff war freilich von Unwetter getrübt, aber der frische Muth der Jugend wurde durch die Ungunst des Himmels nicht verdüstert und liess über munterem Liederklang auch die Aelteren gar nicht an Sorgen denken. „Selten mag durch Nacht und Regenschauer eine fröhlichere Gesellschaft über das Haff gefahren sein.“ (Z. f. G.-W. 1881, S. 178.)

Die nächsten Tage führten wohl auch die Letzten der Auswärtigen vom Versammlungsorte wieder hinweg; aber immer wieder wird hier und draussen, wie zahlreiche Stimmen bezeugen, der schönen Tage, in denen man vereint bald Früchte der Wissenschaft und bald den Reiz des Verkehrs genoss, mit Freuden gedacht.

---



ATHENISCHES ALABASTRON  
DER KÖNIGLICHEN VASENSAMMLUNG IN BERLIN

Lith. v. Carl Leub. Becker.

Druck v. H. v. H. v. H.





UNTERITALISCHE HYDRIA.





10/- B

VERHANDLUNGEN

DER

FÜNFUNDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

STETTIN

673

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1880.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.



---

LEIPZIG,  
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.  
1881.



## CONTENTS

### Part II. — *THE PRINCIPLES OF THE THEORY OF THE*







Nener Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

1881. II. Semester.

**Aristophanis Plutus.** Recensuit ADOLPHUS VON VELSEN. [VI u. 85 S.] gr. 8. geh. n. *M* 2. —

**Kayser's, K. L.,** Homerische Abhandlungen. Herausgegeben von HERMANN USENER. [XLVIII u. 106 S.] gr. 8. geh. n. *M* 3. —

**Schaefer, Arnold,** Abriss der Quellenkunde der Griechischen und Römischen Geschichte. Zweite Abteilung: Die Periode des Römischen Reiches. [IV u. 199 S.] gr. 8. geh. n. *M* 3. —

**Schmelzer, Carl,** Gymnasial-Direktor, Entwürfe zu griechischen Exercitien. [IV u. 60 S.] gr. 8. kart. n. *M* — 80.

**Stoll, G. W.,** Professor am Gymnasium zu Weisburg, die Meister der römischen Litteratur. Eine Übersicht der klassischen Litteratur der Römer für die reifere Jugend und Freunde des Altertums. [IV u. 427 S. mit 1 Stahlstich.] 8. geh. *M* 4.20, in Leinwand gebunden *M* 5.20.

**Vaniček, Alois,** k. k. Gymnasialdirektor zu Neuhaus in Böhmen, etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache. Zweite umgearbeitete Auflage. [VIII u. 388 S.] gr. 8. geh. n. *M* 6. —

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum  
Teubneriana.

**Appiani historia Romana.** Edidit LUDOVICUS MENDELSSOHN. Volumen alterum. [VI S. u. S. 565—1227.] 8. geh. *M* 4.50.

**Poetae latini minores.** Recensuit et emendavit AEMILIUS BAEHRENS. Vol. III. [308 S.] 8. geh. *M* 3. —

Schulausgaben griechischer und lateinischer Klassiker  
mit deutschen Anmerkungen.

**Ciceros** ausgewählte Briefe. Für den Schulgebrauch erklärt von JOSEF FREY. Dritte Auflage. [VIII u. 239 S.] gr. 8. geh. *M* 2.25.

——— **Tusculanarum disputationum libri V.** Für den Schulgebrauch erklärt von OTTO HEINE. Dritte verbesserte Auflage. Zwei Hefte. gr. 8. geh. *M* 2.70.

Einzeln:  
I. Heft: Lib. I et II [XXV u. 106 S.] *M* 1.20.  
II. — Lib. III—V [II u. 160 S.] *M* 1.50.

**Cornelius Nepos.** Für Schüler mit erläuternden und eine richtige Übersetzung fördernden Anmerkungen versehen von Dr. JOHANNES SIEBELIS, weil. Professor am Gymnasium zu Hildburghausen. Zehnte Auflage, besorgt von Dr. MAX JANCOVIVS, Oberlehrer am Vitzthum'schen Gymnasium zu Dresden. [XVI u. 196 S.] gr. 8. geh. *M* 1.20.



19- B

VERHANDLUNGEN

DER

FÜNFUNDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

STETTIN

673

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1880.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.



---

LEIPZIG.

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1881.



# Inhalt.

	Seite
Verzeichniss der Mitglieder . . . . .	1—7
Vertheilung der Mitglieder nach den Landschaften . . . . .	7
Festschriften und Geschenke . . . . .	8
<b>Erste allgemeine Sitzung</b> . . . . .	9—32
Eröffnungsrede des Präsidenten Direktor Dr. <i>Wendt</i> (Karlsruhe) . . . . .	9—15
Begrüssungen durch den Präsidenten des Grossh. Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichts <i>Nokk</i> und Bürgermeister <i>Schnetzler</i> (Karlsruhe) . . . . .	15—16
Vortrag des Direktor Dr. <i>Genthe</i> (Hamburg) über die Beziehungen der Griechen und Römer zum Balticum . . . . .	17—31
<b>Zweite allgemeine Sitzung</b> . . . . .	32—75
Vortrag des Prof. Dr. <i>Studemund</i> (Strassburg) über zwei Parallel-Komödien des Diphilus . . . . .	33—42
Anhang: Die Fragmente der Plautinischen Vidularia von W. <i>Studemund</i> (Strassburg) . . . . .	43—65
Vortrag des Geheimrath Prof. Dr. <i>E. Curtius</i> (Berlin) über die Ausgrabungen in Olympia . . . . .	66—75
<b>Dritte allgemeine Sitzung</b> . . . . .	75—135
Vortrag des Direktor Dr. <i>Hettner</i> (Trier): Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica . . . . .	75—92
Geschäftliche Mittheilungen des Prof. Dr. <i>Eckstein</i> (Leipzig) . . . . .	92—95
Vortrag des Privatdocent Dr. <i>Koch</i> (Marburg) über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert . . . . .	95—117
Vortrag des Prof. Dr. <i>Böckel</i> (Karlsruhe) über Hermann Köchly . . . . .	117—135
<b>Vierte allgemeine Sitzung</b> . . . . .	135—172
Vortrag des Prof. Dr. <i>Ziegler</i> (bisher in Baden, jetzt in Strassburg) über die Entstehung der alexandrinischen Philosophie . . . . .	136—145
Vortrag des Oberlehrer Dr. <i>Soltau</i> (Zabern) über den Ursprung von Censur und Censur in Rom . . . . .	146—170
Berichte über die Verhandlungen der Sektionen. . . . .	170
Schlussworte des Präsidenten Geh. Hofrath Dr. <i>Wachsmuth</i> . . . . .	170—172
<b>Verhandlungen der pädagogischen Sektion.</b> . . . .	173—227
Erste (konstituierende) Sitzung. . . . .	174—175
Zweite Sitzung . . . . .	176—200
Vortrag des Direktor <i>Schmalz</i> (Tauberbischofsheim) über den mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache im Gymnasium sowie Verhandlungen darüber . . . . .	176—187
Vortrag des Prof. Dr. <i>Schiller</i> (Giessen) über die Stellung des Griechischen in der preussischen Gymnasial-Reform und das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung . . . . .	187—200
Dritte Sitzung. . . . .	201—204
Verhandlungen über den Vortrag von Prof. Dr. <i>Schiller</i> . . . . .	201—204
Vierte Sitzung . . . . .	204—218
Vortrag des Prof. <i>Bruno Meyer</i> (Karlsruhe) über die Kunstwissenschaft und die Mittelschule . . . . .	204—206
Vortrag des Prof. <i>Bihler</i> (Karlsruhe) über die Methode des französischen Sprachunterrichtes auf den badischen Gymnasien sowie Verhandlungen darüber . . . . .	206—218
Fünfte Sitzung . . . . .	219—227
Vortrag des Direktor <i>Pähler</i> (Wiesbaden): Zur Begründung einer Resolution sowie Verhandlungen darüber . . . . .	219—227
<b>Verhandlungen der orientalischen Sektion</b> (Bericht des Sektionsvorstandes Prof. Dr. <i>Merx</i> ) . . . . .	228—232
Vortrag des Dr. <i>Cornill</i> (Marburg) über die kritische Methode, welche bei Bearbeitung schwieriger, ev. verdorbener alttestamentlicher Texte, speziell des Ezechiel angewendet werden müsse . . . . .	229—230
Vortrag des Dr. <i>Teufel</i> (Karlsruhe) über Schah Tamâsp I. . . . .	230—231
Vortrag des Prof. Dr. <i>Schlottmann</i> (Halle) über den Zusammenhang der altsemitischen mit der ägyptischen und der Runenschrift. . . . .	231
Vortrag des Prof. <i>Lefmann</i> (Heidelberg) über die Stellung der Dynastie der Bhārata in dem Veda. . . . .	231—232



	Seite
<b>Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion</b> . . . . .	233—255
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	233—236
Zweite Sitzung . . . . .	237—247
Vortrag des Vorsitzenden Geh. Hofrath Prof. Dr. <i>Bartsch</i> (Heidelberg) über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Übungen . . . . .	237—245
Vortrag des Prof. <i>Bechstein</i> (Rostock) über die Floia, das älteste makkaronische Gedicht der deutschen Literatur . . . . .	245—247
Vortrag des Herrn <i>F. Armitage</i> (Heidelberg) über die Deklination der parisyllabica masculina mit drei Endungen im Provenzalischen . . . . .	247
Dritte Sitzung . . . . .	247—248
Vortrag des Archivrath <i>Wülcker</i> (Weimar) über Luthers Stellung zur kur- sächsischen Kanzlei . . . . .	247—248
Vierte Sitzung . . . . .	248—255
Vortrag des Dr. <i>Rieger</i> (Darmstadt) über Klingers goldenen Hahn . . . . .	248—250
Vortrag des Prof. <i>Fischer</i> (Stuttgart) über den Vokalismus des schwäbischen Dialekts . . . . .	250—253
Vortrag des Dr. <i>Kluge</i> (Strassburg) über deutsche Etymologie . . . . .	253—255
<b>Verhandlungen der archäologischen Sektion</b> . . . . .	256—272
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	256—262
Vortrag des Hofrath Prof. Dr. <i>von Urlichs</i> (Würzburg) über Phidias in Rom . . . . .	256
Vortrag des Prof. Dr. <i>Blümner</i> (Zürich) über den angeblichen „nudus talo in- cessens“ des Polyklet . . . . .	257—262
Zweite Sitzung . . . . .	262—271
Vortrag des Professor Dr. <i>Holm</i> (Palermo): Zur Topographie des Rückzuges der Athener von Syrakus 413 v. Chr. . . . .	262—271
Dritte Sitzung . . . . .	271—272
Vortrag des Geheimrath Prof. Dr. <i>Curtius</i> (Berlin) über die Rekonstruktion der Giebfelder des olympischen Zeustempels . . . . .	271—272
<b>Verhandlungen der philologischen (kritisch-exegetischen) Sektion</b> . . . . .	273—299
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	273—274
Geschäftliches . . . . .	274
Zweite Sitzung . . . . .	274—293
Vortrag des Prof. <i>A. Hug</i> (Zürich) über Handschriften und Texteskritik in Xenophons Kyropaedie . . . . .	274—284
Vortrag des Dr. <i>Hanssen</i> (Strassburg) über die Gliederung der im Codex Palatinus erhaltenen Sammlung der Anakreontea . . . . .	284—293
Dritte Sitzung . . . . .	293—299
Vortrag des Prof. <i>May</i> (Offenburg) über Benutzung altklassischer Autoren durch einige Chronisten des Mittelalters . . . . .	294
Vortrag des Dr. <i>Galland</i> (Strassburg) über die Quantitätslehre Herodians . . . . .	294—299
<b>Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion</b> . . . . .	300—328
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . .	301—307
Vortrag des Prof. <i>Helmes</i> (Freiburg) über die Behandlung der schriftlichen mathe- matischen Hausarbeiten der Schüler; die Unerlässlichkeit solcher Arbeiten und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur. Eine Mitteilung aus alter Erfahrung . . . . .	301—307
Vortrag des Prof. Dr. <i>Bauer</i> (Karlsruhe): Vorführung einiger physikalischer Apparate . . . . .	307
Zweite Sitzung . . . . .	308—328
Vortrag des Prof. <i>Rebmann</i> (Karlsruhe) über den naturgeschichtlichen Unterricht im Gymnasium sowie Verhandlungen darüber . . . . .	308—319
Vortrag des Prof. Dr. <i>Sachse</i> (Strassburg) über einige Eigenschaften des ebenen Vier- ecks und damit verwandter ebener Figuren und von Ebenen begrenzter Körper . . . . .	319—326
Vortrag des Prof. <i>Strack</i> (Karlsruhe) über mathematische Terminologie sowie Verhandlungen darüber . . . . .	326—328
<b>Verhandlungen der neusprachlichen Sektion</b> . . . . .	329—334
Vortrag des Prof. <i>Gutersohn</i> (Karlsruhe) über den gegenwärtigen Stand der englischen Schulgrammatik sowie Verhandlungen darüber . . . . .	330—334

# Berichtigung.

Seite 15, Zeile 7 und 11 ist zu lesen Stocker statt Stockert.  
Seite 135, Zeile 5 v. u. ist zu lesen Sonnabend, den 30. September statt Sonntag, den 30. September.

## Verzeichniss der Mitglieder.

### Präsidium.

1. \*Wendt, Dr., Gymnasialdirector und Oberschulrath. Karlsruhe.
2. Wachsmuth, Dr., Geh. Hofrath und Professor. Heidelberg.

### Secretariat.

3. \*Bissinger, Professor. Karlsruhe.
4. Brandt, Dr., Privatdocent. Heidelberg.
5. Kägi, Dr., Professor. Zürich.
6. Stocker, Professor. Karlsruhe.

### Vorsitzende der Sectionen.

7. v. Sallwürk, Dr., Oberschulrath. Karlsruhe. (Pädagogische Section.)
8. Merx, Dr., Professor. Heidelberg. (Orientalische Section.)
9. Bartsch, Dr., Geh. Hofrath und Professor. Heidelberg. (Deutsch-romanische Section.)
10. v. Duhn, Dr., Professor. Heidelberg. (Archäologische Section.)
11. Hartel, Dr., Professor. Wien. (Philologische Section.)
12. Helmes, Dr., Professor. Freiburg i. B. (Mathemat.-naturwissenschaftliche Section.)
13. Lambeck, Dr., Oberlehrer. Köthen. (Neusprachliche Section.)

### Mitglieder.

- |   |  |
|---|--|
| 14. Ableiter, Dr., Professor. Ulm.                          | 20. Albrecht, Dr., Oberschulrath. Strassburg i. E. |
| 15. Ackermann, Alfr., Buchhändler. (B.G. Teubner.) Leipzig. | 21. Amersbach, Professor. Konstanz.                |
| 16. *Adam, Professor. Karlsruhe.                            | 22. Ammann, Gymn.-Dir. Bruchsal.                   |
| 17. Adam, Professor. Urach.                                 | 23. Armbruster, Oberschulrath. Karlsruhe.          |
| 18. Albracht, Dr., Oberlehrer. Pforte a. S.                 | 24. Armbruster, geistl. Lehrer. Karlsruhe.         |
| 19. Albrecht, Dr., Oberlehrer. Kolmar.                      | 25. Armitage. Oxford.                              |
|   | 26. Arnold, Professor. Mannheim.                   |

\*) Die Mitglieder des Karlsruher Ortsausschusses sind mit \* bezeichnet. Es sind folgende: Director Dr. Wendt, Vorsitzender. Bürgermeister Schnetzler. Professor Bissinger, Secretär. Finanzausschuss: Consul Bielefeld, Vorsitzender, Bankier Kölle, Stabsapotheker a. D. Ziegler. Wohnungsausschuss: Stadtrath Leichtlin, Vorsitzender, Stadträthe Römhildt und Schwindt. Vergnügungsausschuss: Realgymnasiumsdirector Kappes, Vorsitzender, Stadträthe Glaser und Hoffmann; speciell für das Festessen: Professor Leutz; für die Festfahrt: Professor Dr. Büchle; für den Commers: Professoren Dr. Goldschmit, Keim und Rebmann. Empfangsausschuss: Professor Dr. Firnhaber, Vorsitzender, Professoren Adam, Funck; Gutersohn, Hammes, Heim, Dr. Mangelsdorf, Müller, Dr. Stock, Zutt; Dr. Luckenbach, Lehramtsprakt. Fleuchaus; Reallehrer Baader, Bender, Bergmann, Bopp, Kemmer, Klumpp, Konrad, Specht, Tritscheler.

27. Arnsperger, Ministerialrath. Karlsruhe.
28. Ascherson, Dr., Custos. Berlin.
29. Autenrieth, Dr., Gymn.-Dir. Zweibrücken.
30. Bächle, Professor. Offenburg.
31. Bächtold, Dr., Professor. Zürich.
32. Barack, Dr., Oberbibliothekar. Strassburg i. E.
33. Barack, M. Stuttgart.
34. Barthold, Stadtrath. Karlsruhe.
35. Bartholdy, Realschuldirektor. Strassburg i. E.
36. Bartholomä, Dr., Privatdocent. Halle a. S.
37. Bartning, Rentner. Karlsruhe.  
Bartsch, Dr., Geh. Hofrath und Professor; s. Sectionsvorstände.
38. Bauer, Dr., Professor. Karlsruhe.
39. Baumann, Lehramtspraktikant. Mannheim.
40. Baur, Director. Kolmar.
41. Bech, Dr., Professor. Zeitz.
42. Becherer, Oberschulrath. Karlsruhe.
43. Bechstein, Dr., Professor. Rostock.
44. Bechstein, Dr., Oberlehrer. Strassburg.
45. Beck, Generalarzt. Karlsruhe.
46. Becker, cand. phil. Heidelberg.
47. Behaghel, Otto, Dr., Professor. Heidelberg.
48. Behaghel, Wilhelm, Dr., Professor. Heidelberg.
49. Behrle, Professor. Offenburg.
50. Behrle, Professor. Rastatt.
51. Bender, Gymn.-Dir. Offenburg.
52. Bender, Dr., Gymn.-Rector. Ulm.
53. \*Bender, Lehrer. Karlsruhe.
54. Benecke, Director. Berlin.
55. Benguerel, Director. Strassburg i. E.
56. Berger, Seminardirektor. Karlsruhe.
57. \*Bergmann, Reallehrer. Karlsruhe.
58. Bernhard, Professor. Hall.
59. Bernouilli, Professor. Basel.
60. Bertram, Dr., Professor. Pforte a. S.
61. Besse, Professor. Kolmar.
62. \*Bielefeld, Consul. Karlsruhe.
63. Bielefeld, Stadtrath. Karlsruhe.
64. Bihler, Professor. Karlsruhe.  
Bissinger, Professor. Karlsruhe. S. Secretariat.
65. Blase, Gymn.-Lehrer. Darmstadt.
66. Blatz, Oberschulrath. Karlsruhe.
67. Blaum, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
68. Bloch, Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
69. Blümner, Dr., Professor. Hottingen b. Zürich.
70. Böckel, Dr., Professor. Karlsruhe.
71. Böckh, Stadtrath. Karlsruhe.
72. Boldt, Professor. Mannheim.
73. Bolza, Volontär. Freiburg i. B.
74. Bösche, Dr. Frankfurt a. M.
75. Bossler, Dr., Director. Darmstadt.
76. Brambach, Dr., Oberbibliothekar. Karlsruhe.
77. Brandl, Professor. Sinsheim.
78. Brandt, Professor. Baltimore.  
Brandt, Dr., Privatdocent. Heidelberg. S. Secretariat.
79. Brünnow, cand. phil. Vevey.
80. Buchenau, Dr., Gymn.-Dir. Rinteln.
81. \*Büchle, Dr., Professor. Karlsruhe.
82. Büniger, Professor. Baden.
83. Caspari, Professor. Mannheim.
84. Cathiau, Dr., Gewerbeschulvorstand. Karlsruhe.
85. Christ, Dr., Professor. München.
86. Claasen, Professor. Mannheim.
87. Clemm, Dr., Professor. Giessen.
88. Cornill, Dr., Privatdocent. Marburg.
89. Cramer, Dr., Oberlehrer. Gebweiler.
90. Cramer, Dr., Director. Mülheim a. Rh.
91. Cuers, Dr., Gymn.-Lehrer. Frankfurt a. M.
92. Curtius, Dr., Geh. Rath u. Professor. Berlin.
93. Dammert, Gymn.-Dir. Freiburg i. B.
94. Dammert, Director. Hagenau.
95. Danner, Professor. Mannheim.
96. Dauber, Dr., Professor. Karlsruhe.
97. Deimling, Dr., Professor. Karlsruhe.
98. Demoll, Professor. Kenzingen.
99. Derichswiler, Gymn.-Dir. Saargemünd.
100. Desepte, Stadtrath. Karlsruhe.
101. Dewitz, Professor. Offenburg.
102. Dieck, Dr., Oberlehrer. Pforte a. S.
103. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
104. Döhle, Dr., Strassburg i. E.
105. Doll, Prälat. Karlsruhe.
106. Döring, Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
107. Dorn, Oberstudienrath. Stuttgart.
108. Dorn, W., cand. phil. Heidelberg.
109. Dreikorn, Professor. Mannheim.  
v. Duhn, Dr., Professor. Heidelberg. S. Sectionsvorstände.
110. Durler, Professor. Achern.
111. Durler, Lehramtspraktikant. Freiburg i. B.
112. Dürr, Dr., Professor. Heilbronn.
113. Dürr, Stadtrath. Karlsruhe.
114. Ebeling, Dr. Berlin.
115. Eckstein, Dr., Geh. Rath u. Rector. Leipzig.
116. Egelhaaf, Dr., Professor. Heilbronn.
117. Eichrodt, Oberamtsrichter. Lahr.
118. Eiselein, Professor. Konstanz.
119. Eisenlohr, Professor. Durlach.

120. Eisinger, Director. Mülhausen i. E.
121. Emlein, Professor. Lörrach.
122. Engelhardt, Stadtrath. Karlsruhe.
123. Enthofen, Dr., Strassburg i. E.
124. Erdmann, Dr., Strassburg i. E.
125. Erhardt, cand. phil. Heidelberg.
126. Eymann, Gymn.-Assistent. Zweibrücken.
  
127. Faltin, Dr., Professor. Barmen.
128. Fecht, Prem.-Lieutenant a. D. Karlsruhe.
129. Fehleisen, Präceptor. Weinsberg.
130. Fell, Dr. Köln.
131. Fertsch, Oberlehrer. Weissenburg i. E.
132. Fink, Professor. Baden.
133. Finzer, Professor. Tauberbischofsheim.
134. \*Firnhaber, Dr., Professor. Vorstand der Höh. Bürgerschule. Karlsruhe.
135. Fischer, Dr., Director. Bernburg.
136. Fischer, Dr., Professor. Stuttgart.
137. Flach, Dr., Professor. Tübingen.
138. Fleischer, Gymn.-Oberlehrer. Mülhausen i. E.
139. \*Fleuchaus, Lehramtspraktikant. Karlsruhe.
140. Föhlisch, Dr., Lehramtspraktikant. Pforzheim.
141. Forschner, stud. phil. Heidelberg.
142. Förstemann, Dr., Hofrath und Professor. Dresden.
143. Forster, Gymn.-Dir. Konstanz.
144. Forstmann, Dr. Strassburg i. E.
145. v. Freyhold, Dr., Professor. Pforzheim.
146. Friedberg, Dr., Rechtsanwalt. Karlsruhe.
147. Friedrich, Professor. Freiburg.
148. Friedrich, W., Gymn.-Lehrer. Mülhausen i. Thüringen.
149. Frühe, Gymn.-Dir. Baden.
150. Fulda, cand. phil. Frankfurt a. M.
151. \*Funck, Professor. Karlsruhe.
  
152. Galland, Dr. Strassburg i. E.
153. Gantrelle, Professor. Gent.
154. Garlipp, Dr., Professor. Freiburg i. B.
155. Garrecht, Professor. Wertheim.
156. Gehrke, Gymn.-Lehrer. Gebweiler.
157. Geiser, Präceptor. Ellwangen.
158. Genthe, Dr., Gymn.-Dir. Hamburg.
159. Geyer, Dr. Saarburg.
160. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn.
161. Glaser, Dr., Reallehrer. Giessen.
162. \*Glaser, Stadtrath. Karlsruhe.
163. Goldammer, Gymn.-Lehrer. Karlsruhe.
164. \*Goldschmit, Dr., Professor. Karlsruhe.
165. Goos, Gymn.-Lehrer. Durlach.
166. Gossweiler, Dr. Basel.
  
167. Grimm, Dr., Präsident. Karlsruhe.
168. Grober, Dr., Gewerbeschuloberlehrer. Mülhausen i. E.
169. Grohe, Dr., Professor. Pforzheim.
170. Grotz, Präceptor. Stuttgart.
171. Grumbacher, Rechtsanwalt. Karlsruhe.
172. Gruno, Dr., Rector. Biedenkopf.
173. Günther, Professor. Ansbach.
174. Günther, Dr., Bürgermeister. Karlsruhe.
175. \*Gutersohn, Professor. Karlsruhe.
176. v. Gutschmid, Dr., Professor. Tübingen.
  
177. Haas, Lehramtspraktikant. Durlach.
178. Hachtmann, Dr., Professor. Dessau.
179. Hägele, Director. Buchsweiler.
180. Hahn, Professor. Zweibrücken.
181. \*Hammes, Professor. Karlsruhe.
182. Hanssen, Dr. Strassburg i. E.
183. Hardeck, Dr., Geh. Legationsrath. Karlsruhe.
184. Hart, Dr., Oberlehrer. Zabern i. E.
- Hartel, Dr., Professor. Wien. S. Sectionsvorstände.
185. Hartmann, Dr., Professor. Heilbronn.
186. Hasselbaum, Dr., Professor. Kassel.
187. Hauber, Professor. Stuttgart.
188. Haug, Gymn.-Dir. Mannheim.
189. Häussner, Dr., Professor. Bruchsal.
190. Hehle, Dr., Professor. Ehingen.
191. \*Heim, Professor. Karlsruhe.
192. Heinsheimer, Secretär. Karlsruhe.
193. Heintzeler, Präceptor. Böblingen.
194. Heldmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Kassel.
- Helmes, Professor. Freiburg i. B. S. Sectionsvorstände.
195. Hermann, Dr., Professor. Mannheim.
196. Herrmann, Director. Metz.
197. Herzog, Professor. Stuttgart.
198. Herzog, Dr., Professor. Tübingen.
199. Hettner, Dr., Museumsdirector. Trier.
200. Heuser, Professor. Kassel.
201. Heyer, Dr., Director. Bischweiler.
202. Hilgard, Dr., Lehramtspraktikant. Heidelberg.
203. Himmelreich, Reallehrer. Weimar.
204. Himmelstern, Dr., Professor. Durlach.
205. Höchstetter, Professor. Karlsruhe.
206. Höcker, Lehramtspraktikant. Freiburg i. B.
207. Höfer, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
208. Hoffmann, Lyceallehrer. Strassburg i. E.
209. \*Hoffmann, Stadtrath. Karlsruhe.
210. Hoffmann, Lehramtspraktikant. Offenburg.
211. Höhler, Professor. Karlsruhe.
212. Holder, Dr., Hofbibliothekar. Karlsruhe.



213. Holdermann, Professor. Karlsruhe.
214. Holländer, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
215. Holm, Professor. Palermo.
216. Holtzmann, Dr., Professor. Freiburg i. B.
217. Holtzmann, Lehramtspraktikt. Freiburg i. B.
218. Hornburg, Dr., Oberlehrer. Metz.
219. Hoyer, Stadtrath. Karlsruhe.
220. Hug, A., Professor. Zürich.
221. Hug, Th., Dr., Professor. Zürich.
222. Hüttemann, Oberlehrer. Strassburg i. E.
223. Ihne, Dr., Professor. Heidelberg.
224. Imhoof-Blumer, Dr. Winterthur.
225. Jäger, Professor. Mannheim.
226. v. Jan, Oberlehrer. Saargemünd.
227. John, Dr., Professor. Hall i. W.
228. Jolly, Dr., Exc., Staatsminister a. D. Karlsruhe.
229. Joos, Geh. Referendär. Karlsruhe.
230. Jülg, Dr., Professor. Innsbruck.
231. Kägi, Dr., Professor. Zürich. S. Secretariat.
232. Kannengiesser, Dr. Strassburg i. E.
233. \*Kappes, Realgymnasiumsdirector. Karlsruhe.
234. Kaufmann, Dr. Strassburg i. E.
235. Kautt, Stadtrath. Karlsruhe.
236. Kautzmann, Lehramtspraktikt. Heidelberg.
237. Keim, Bahninspector a. D. Karlsruhe.
238. \*Keim, Professor. Karlsruhe.
239. Keiper, Dr., Gymn.-Lehrer. Zweibrücken.
240. v. Keller, Professor. Tübingen.
241. Keller, Professor. Ettlingen.
242. Keller, Professor. Freiburg i. B.
243. Kiefer, Professor. Karlsruhe.
244. Kienitz, Dr., Professor. Karlsruhe.
245. Kilian, stud. phil. Karlsruhe.
246. Kinkel, Dr. Zürich.
247. Klein, Dr., Lehramtspraktikant. Karlsruhe.
248. Kluge, Dr., Privatdocent. Strassburg i. E.
249. Knapp, Dr., Professor. Ulm.
250. Kneis, Dr., Reallehrer. Freiburg i. B.
251. Koch, Professor. Freiburg i. B.
252. Koch, Dr., Privatdocent. Marburg.
253. Köhler, Professor. Tauberbischofsheim.
254. Kölbing, Dr., Professor. Breslau.
255. Könitz, Assistent. Karlsruhe.
256. \*Kölle, Bankier. Karlsruhe.
257. Kösch, Professor. Heilbronn.
258. Kossmann, Hofrath. Karlsruhe.
259. Kossmann, stud. phil. Karlsruhe.
260. Kramer, Secretär. Karlsruhe.
261. Kränkel, Gymn.-Dir. Donaueschingen.
262. Krempp, Professor. Rastatt.
263. Krohn, H. Paris.
264. Krohmayer, Gymn.-Dir. Weissenburg i. E.
265. Krüger, Dr., Schulrath. Dessau.
266. Krüger, Lyceallehrer. Metz.
267. Krummacher, Dr., Director. Kassel.
268. Kuhn, Dr., Professor. München.
269. Kuhn, Gymn.-Dir. Rastatt.
270. Kühne, Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.
271. Kuntze, Professor. Karlsruhe.
272. Lang, Professor. Offenburg.
273. Lange, Dr., Gymn.-Lehrer. Kassel.
274. Langenbeck, Dr., Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.
275. Lauter, Oberbürgermeister. Karlsruhe.
276. Lechner, Professor. Ansbach.
277. Lefmann, Dr., Professor. Heidelberg.
278. \*Leichtlin, Stadtrath. Karlsruhe.
279. Lempfried, Gymn.-Lehrer. Saargemünd.
280. \*Leutz, Professor. Karlsruhe.
281. Levis, Kaufmann. Karlsruhe.
282. Lindner, Dr. Leipzig.
283. Löhlein, Dr., Rector. Karlsruhe.
284. Lohmeyer, Dr., Bibliothekar. Kassel.
285. \*Luckenbach, Dr. Karlsruhe.
286. Ludwig, Dr., Gymn.-Lehrer. Bremen.
287. Luthmer, Oberlehrer. Zabern. i. E.
288. Lüttgert, Dr., Director. Lingen.
289. Maier, Professor. Tübingen.
290. Maier, A., Professor. Karlsruhe.
291. Maier, Lehramtspraktikant. Bruchsal.
292. Maisch, cand. phil. Tübingen.
293. \*Mangelsdorf, Dr., Professor. Karlsruhe.
294. Mathy, Professor. Mannheim.
295. Maurer, Diaconus. Emmendingen.
296. May, Professor. Offenburg.
297. Mayer, Stadtrath. Karlsruhe.
298. Mayer, K. A., Director a. D. Karlsruhe.
299. Meess, Stadtrath. Karlsruhe.
300. Meichelt, Professor. Offenburg.
301. Merker, stud. phil. Wittenberg.
302. Merx, Dr., Professor. Heidelberg. S. Sect.-Vorstände.
303. Meyer, Bruno, Dr., Professor. Karlsruhe.
304. Meyer, Robert, Dr., Professor. Karlsruhe.
305. Meyerv. Waldeck, Collegienrath. Heidelberg.
306. Michel, Dr., Gymn.-Lehrer. Hagenau.
307. Milinovsky, Oberlehrer. Weissenburg i. E.
308. Mohl, Präceptor. Stuttgart.

308. Mohr, Professor. Lahr.
309. Möller, Oberlehrer. Metz.
310. Möry, Professor. Karlsruhe.
311. Mühlhäuser, Lehramtspraktikt. Mannheim.
312. Müller, Professor. Bruchsal.
313. Müller, Dr., Professor. Halle a. S.
314. \*Müller, Professor. Karlsruhe.
315. Müller, Professor. Metz.
316. Müller, K. K. Assistent a. d. Universitäts-Bibliothek. Würzburg.
317. Müller-Strübing. London.
318. Neff, Progymn.-Dir. Durlach.
319. Neff, Professor. Freiburg i. B.
320. Neitzert, Dr., Gymn.-Lehrer. Weimar.
321. Nerlinger, Stadtrath. Karlsruhe.
322. Nestle, Dr., Diaconus. Münsingen.
323. Neumann, Professor. Freiburg i. B.
324. Nick, Dr. Darmstadt.
325. Niemann, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
326. Nissen, Dr., Professor. Strassburg i. E.
327. Nokk, Präsident des Ministeriums der Justiz, des Kultus u. des Unterrichts. Karlsruhe.
328. Nöldecke, Th., Professor. Strassburg i. E.
329. Nusch, Professor. Speier.
330. Nussbaum, Dr., Gymn.-Lehrer. Mülh. i. E.
331. Obertimpfner, Stadtpfarrer. Karlsruhe.
332. Oehler, Lehrer. Strassburg i. E.
333. Ortmann, Dr., Conrector. Schleusingen.
334. Oeser, Dr., Professor. Karlsruhe.
335. Oster, Dr., Seminardirector. Ettlingen.
336. Oesterlen, Rector. Stuttgart.
337. Pähler, Dr., Gymn.-Dir. Wiesbaden.
338. Palm, Professor. Mannheim.
339. Pauli, Dr., Gymn.-Rector. Uelzen.
340. Pax, Dr., Professor. Konstanz.
341. v. Pezold, Privatier. Karlsruhe.
342. Pfaff, Dr., Professor. Karlsruhe.
343. Pielmann, Professor. Pforzheim.
344. Planck, Dr., Oberstudienrath. Stuttgart.
345. Plattner. Königshofen bei Strassburg i. E.
346. Platz, Professor. Karlsruhe.
347. Platz, Professor. Pforzheim.
348. Plew, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
349. Prächter, Gymn.-Lehrer. Durlach.
350. Pressel, Dr., Gymn.-Rector. Heilbronn.
351. Prien, Dr., Professor. Lübeck.
352. zu Putlitz, Exc., Generalintendant. Karlsruhe.
353. Rauch, Dr., Hofrath u. Professor. Wertheim.
354. \*Rebmann, Professor. Karlsruhe.
355. Reimer, Buchhändler. Berlin.
356. Reinhardt, Gymn.-Oberlehrer. Frankfurt a. M.
357. Rettinger, Professor. Bruchsal.
358. Reuss, Dr., Prof. Neuhof bei Strassburg i. E.
359. Reuss, Dr., Professor. Pforzheim.
360. Reuss, Pianist. Karlsruhe.
361. Rheinhard, Professor. Stuttgart.
362. Richter, Professor. Zweibrücken.
363. Rieger, Dr. Alsbach.
364. Riese, Dr., Professor. Frankfurt a. M.
365. Riester, E., Lehrer. Mutterstadt.
366. Riester, G., Studienlehrer. Winnweiler.
367. Ristelhuber, Professor. Strassburg.
368. Ritter, Professor. Heidelberg.
369. v. Rohden, Dr. Hagenau.
370. \*Römhildt, Stadtrath. Karlsruhe.
371. Rösch, Professor. Heilbronn.
372. Rösiger, Dr., Professor. Konstanz.
373. Rosshirt. Kolmar.
374. Rothmund, Professor. Karlsruhe.
375. Sachse, Dr., Professor. Strassburg.
376. Sadée, Professor. Freiburg i. B.  
v. Sallwürk, Dr., Oberschulrath. Karlsruhe.  
S. Sectionsvorstände.
377. Sarrazin, Dr., Lehramtspraktikant. Baden.
378. Schady, Dr., Univ.-Bibliothek. a. D. Heidelberg.
379. Schäfer, Gymn.-Lehrer. Linden b. Hannover.
380. Schäfer, Gymn.-Lehrer. Kolmar.
381. Schambach, Professor. Altenburg.
382. Schanzenbach, Professor. Stuttgart.
383. Schauenburg, Dr., Gymn.-Dir. Crefeld.
384. Schauenburg, Verlagsbuchhändler. Lahr.
385. Scheffer-Boichorst, Dr., Professor. Strassburg i. E.
386. Schiller, Dr., Gymn.-Dir. Giessen.
387. Schindler, Kreisschulrath. Baden.
388. Schirmer, Oberlehrer. Metz.
389. Schlegel, Dr., Gymn.-Dir. Wertheim.
390. Schlottmann, Professor. Halle a. S.
391. Schmalz, Progymn.-Dir. Tauberbischofsheim.
392. Schmezer, Professor. Mannheim.
393. Schmidt, Subrector. Pirmasenz.
394. Schmidt, Dr., Professor. Wien.
395. Schmitt, Professor. Freiburg.
396. Schmitt, Dr., Buchhändler (B. G. Teubner).  
Leipzig.
397. Schneider, Dr., Gymn.-Dir. Pforzheim.
398. \*Schnetzler, Bürgermeister. Karlsruhe.
399. Schöll, F., Dr., Professor. Heidelberg.
400. Schöll, R., Dr., Professor. Strassburg i. E.
401. Schönflies, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
402. Schrader, Dr., Gymn.-Lehrer. Mülhausen i. E.
403. Schröder, Dr. Strassburg i. E.
404. Schuler, Dr., Professor. Rastatt.

405. Schultess, Dr., Professor. Strassburg i. E.
406. Schumacher, Professor. Karlsruhe.
407. Schumann, Dr., Strassburg i. E.
408. \*Schwindt, Stadtrath. Karlsruhe.
409. Schwindt, Fabrikant. Karlsruhe.
410. Seeberg, Pastor. Karlsruhe.
411. Seidenadel, Dr., Professor. Rastatt.
412. Seitz, Professor. Donaueschingen.
413. Seldner, Dr., Professor. Mannheim.
414. Settegast, Dr., Professor. Riesbach b. Zürich.
415. Seybold, cand. theol. Tübingen.
416. Sickel, Reallehrer. Strassburg i. E.
417. Sickinger, cand. phil. Heidelberg.
418. Siebeck, Professor. Basel.
419. Silbereisen, Professor. Lahr.
420. Simon, Dr., Oberlehrer. Strassburg i. E.
421. Simon, G. H. Berlin.
422. Sittl, Dr. München.
423. Sitzler, Dr., Professor. Tauberbischofsheim.
424. Sixt, Gymn.-Lehrer. Stuttgart.
425. Slavyk, Dr. Strassburg i. E.
426. Smend, Professor. Basel.
427. Socin, Dr., Professor. Basel.
428. v. Soden, Dr., Professor. Reutlingen.
429. Sohnke, Dr., Professor. Karlsruhe.
430. Soldan, Dr., Professor. Basel.
431. Soltan, Dr., Oberlehrer. Zabern i. E.
432. Specht, Rector. Karlsruhe.
433. Speck, Gymn.-Lehrer. Echternach.
434. Spemann, Dr., Bürgermeister.
435. Stadtmüller, Professor. Heidelberg.
436. Steiert, Professor. Rastatt.
437. Steinhauer, Gymn.-Lehrer. Rastatt.
438. Stelzner, Professor. Pforzheim.
439. Stern, Professor. Pforzheim.
440. Stichter, Professor. Zweibrücken.
441. Stjernström, Bibliotheksassistent. Upsala.
442. \*Stock, Dr., Professor. Karlsruhe.
443. Stocker, Professor. Karlsruhe. S. Secretariat.
444. Stösser, Professor. Baden.
445. Stoy, Professor. Jena.
446. Strack, Dr., Professor. Karlsruhe.
447. Studemund, Dr., Professor. Strassburg i. E.
448. Stutzel, Gymn.-Lehrer. Barmen.
449. Süpfle, Dr., Professor. Metz.
450. Surber, Dr., Gymn.-Lehrer. Zürich.
451. Süsskind, Gymn.-Lehrer. Stuttgart.
452. Tauber, Oberlehrer. Bischweiler.
453. Teufel, Dr. Karlsruhe.
454. Thilo, Professor. Heidelberg.
455. Thoma, Professor. Gent.
456. Thorbecke, Dr., Professor. Heidelberg.
457. Thurneysen, Dr. Basel.
458. Tomaszewski, Dr., Gymn.-Dir. Konitz.
459. Trautz, Kreisschulrath. Karlsruhe.
460. Treiber, Professor. Heidelberg.
461. Treutlein, Professor. Karlsruhe.
462. Tröbst, Dr. Hameln.
463. Trübner, Buchhändler. Strassburg i. E.
464. Trück, Professor. Karlsruhe.
465. Trunk, Professor. Offenburg.
466. Turban, Exc., Staatsminister. Karlsruhe.
467. Uhlig, Dr., Gymn.-Dir. Heidelberg.
468. Ullmann, Professor. Baden.
469. v. Ungern-Sternberg, Geh. Rath. Karlsruhe.
470. v. Urlichs, Dr., Hofrath u. Prof. Würzburg.
471. Veil, Dr., Professor. Stuttgart.
472. Vierordt, Stadtrath. Karlsruhe.
473. Vierordt, Dr. Karlsruhe.
474. Vogel, Dr., Professor. Leipzig.
475. Vogel, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
476. Vogelgesang, Realgymn.-Dir. Mannheim.
477. Vogt, Dr., Gymn.-Dir. Kassel.
478. Vorländer, Dr., Oberlehrer. Saarburg.
479. Waag, stud. phil. Karlsruhe.
480. Wachsmuth, Dr., Geh. Hofrath u. Professor. Heidelberg. S. Präsidium.
481. Wacker, Professor. Durlach.
482. Wackernagel, Professor. Basel.
483. Wagner, Dr., Geh. Hofrath u. Oberschulrath. Karlsruhe.
484. Wagner, Dr., Privatdocent. Erlangen.
485. Wallraff, Oberschulrath. Karlsruhe.
486. Weber, Dr., Professor. Heidelberg.
487. Weber, Stadtrath. Karlsruhe.
488. Wegehaupt, Gymn.-Dir. Neuwied.
489. Weiland, Gymn.-Dir. Lahr.
490. Weissenborn, Dr., Professor. Mühlhausen i. Thüringen.
491. Weizsäcker, Dr. Ludwigsburg.
492. Wendt, Dr., Gymn.-Dir. u. Oberschulrath. Karlsruhe. S. Präsidium.
493. Westerborg, Gymn.-Lehrer. Barmen.
494. Wichmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Mühlhausen i. E.
495. Widmann, Stadtrath. Karlsruhe.
496. Wiener, Dr., Lehramtspraktikant. Karlsruhe.
497. Wilckens, Professor. Lahr.
498. v. Wildenradt. Pforzheim.
499. Wildermann, Dr., Gymn.-Oberl. Saargemünd.
500. Wilser, Dr., prakt. Arzt. Karlsruhe.
501. Windeck, stud. phil. Hirschberg.

500. Windhaus, Dr. Darmstadt.	513. Wunder, Stadtrath. Karlsruhe.
501. Windisch, Dr., Professor. Leipzig.	514. Wundt, Stadtrath. Karlsruhe.
502. Wingerath, Dr., Realschuldir. Strassburg i. E.	
503. Winnefeld, stud. phil. Karlsruhe.	515. Zangemeister, Dr., Professor. Heidelberg.
504. Winterling, Dr., Professor. Erlangen.	516. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
505. Wintterlin, Professor. Stuttgart.	517. Zepf, Lehramtspraktikant. Pforzheim.
506. Winzer, Dr., Professor. Mannheim.	518. Ziegler, Dr., Professor. Strassburg.
507. Wirz, Dr., Professor. Zürich.	519. *Ziegler, Stabsapotheker a. D. Karlsruhe.
508. Wissmann, Gymn.-Lehrer. Weissenburg.	520. Ziemer, Dr., Oberlehrer. Kolberg.
509. Witte, Dr. Strassburg i. E.	521. Zimmermann, Dr., Gymn.-Rector. Basel.
510. Wizemann, Dr., Professor. Stuttgart.	522. Zöllner, Dr., Oberlehrer. Kolmar.
511. Wolpert, Studienlehrer. Augsburg.	523. Zürn, Professor. Rastatt.
512. Wülcker, Dr., Archivar. Weimar.	524. *Zutt, Professor. Karlsruhe.

### Vertheilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Es nahmen Theil	
aus <b>Karlsruhe</b> . . . . .	<b>126</b>
„ <b>Baden excl. Karlsruhe</b> . . . . .	<b>134</b>
	<b>Baden überhaupt . . . . . 260</b>
„ <b>Elsass-Lothringen</b> . . . . .	<b>85</b>
„ <b>Württemberg</b> . . . . .	<b>43</b>
„ <b>Bayern</b> . . . . .	<b>21</b>
„ <b>Grossh. Hessen</b> . . . . .	<b>7</b>
„ <b>Preussen, Prov. Hessen-Nassau</b> . . . . .	<b>17</b>
„ „ „ <b>Rheinland</b> . . . . .	<b>10</b>
„ „ „ <b>Sachsen</b> . . . . .	<b>11</b>
„ „ „ <b>Brandenburg (sämmlich aus Berlin)</b> . . . . .	<b>7</b>
„ „ „ <b>Hannover</b> . . . . .	<b>4</b>
„ „ „ <b>Schlesien</b> . . . . .	<b>2</b>
„ „ „ <b>Pommern</b> . . . . .	<b>1</b>
„ „ „ <b>Westpreussen</b> . . . . .	<b>1</b>
(aus Preussen insgesamt 53.)	
„ <b>Königreich Sachsen</b> . . . . .	<b>8</b>
„ <b>den sächs. Herzogthümern</b> . . . . .	<b>6</b>
„ <b>Anhalt</b> . . . . .	<b>6</b>
„ <b>Mecklenburg</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>Hamburg, Bremen, Lübeck je 1</b> . . . . .	<b>3</b>
	<b>Aus dem deutschen Reich . . . . . 493</b>
„ <b>der Schweiz</b> . . . . .	<b>19</b>
„ <b>Oesterreich</b> . . . . .	<b>3</b>
„ <b>Belgien</b> . . . . .	<b>2</b>
„ <b>Luxemburg</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>Frankreich</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>Italien</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>Schweden</b> . . . . .	<b>1</b>
„ <b>England</b> . . . . .	<b>2</b>
„ <b>Amerika</b> . . . . .	<b>1</b>
	<b>Im Ganzen . . . . . 524</b>

Aus Karlsruhe 24 pCt.



### Festschriften und Geschenke.

*Festschrift zur XXXVI. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Karlsruhe in den Tagen vom 27.—30. September 1882.* Mit 2 Tafeln in Lichtdruck. Karlsruhe 1882. 121 S. 4°. Vom Grossh. Oberschulrate.

Inhalt: Prof. Funck in Karlsruhe: Die badische societas latina. — Prof. Baumann in Mannheim: Die antiken Marmorskulpturen des Grossh. Antiquariums zu Mannheim. — Prof. Schmitt in Freiburg: Qua ratione veteres et quot inter actores Terentii fabularum in scena edendarum partes distribuerint. — Prof. Stadtmüller in Heidelberg: Emendationes in poetis graecis. — Dir. Schmalz in Tauberbischofsheim: Ueber den Sprachgebrauch des Asinius Pollio. — Prof. Schellhammer in Wertheim: Ueber aequivalente Abbildungen räumlicher Gebilde.

*Festschrift zur Begrüssung der in Karlsruhe vom 27.—30. September 1882 tagenden XXXVI. Philologen-Versammlung*, verfasst von den philologischen Collegen an der Heidelberger Universität. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 124 S. 8°.

Inhalt: C. Wachsmuth: Die Wiener Apophthegmensammlung. — F. Schöll: Zu den sogenannten Proverbia Alexandrina des Pseudo-Plutarch (cod. Laur. pl. 80, 13). — G. Uhlig: Zur Wiederherstellung des ältesten occidentalischen Compendiums der Grammatik. — K. Zangemeister: Die Periochae des Livius. — F. von Duhn: Bemerkungen zur Würzburger Phineusschale. Mit 2 Abbildungen.

*Festlieder, den Mitgliedern der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet.* Karlsruhe, 27.—30. September 1882. 32 S. 12°.

*Illustrierter Führer durch die Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe.* VIII u. 87 S. 8°, mit 2 Karten. (Von der Stadt Karlsruhe gegeben.)

*Wegweiser durch das Grossh. Sammlungsgebäude*, herausg. von der Verwaltung desselben. 4 S. 8°.

*Führer durch die Grossh. vereinigte Sammlungen zu Karlsruhe*, herausg. von dem Grossh. Conservator der Alterthümer. Karlsruhe 1881. IV. und 99 S. 8°.

*Der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Karlsruhe* überreicht von der Redaction und dem Verlag der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Trier 1882. 32 S. 8°.

Inhalt: W. Harster, Bronzegeräte aus Rheinzabern nebst 2 Tafeln. Dazu Nr. 10 des Correspondenzblattes dieser Zeitschrift.

*Philologische Rundschau*, herausg. von C. Wagener und E. Ludwig. Bremen 1882. II. Jahrg. Nr. 40., überreicht von der Verlagshandlung von M. Heinsius in Bremen.

*Philologische Wochenschrift*, herausg. von W. Hirschfelder. II. Jahrg. Nr. 14. 8. April 1882.

*Das System der deutschen Sprache.* Von K. Kärcher. Karlsruhe 1882. 31 S. 8°. (50 Exemplare für die pädagogische Section.)

*Beiträge zur Wielandbiographie.* Aus ungedruckten Papieren, herausg. von H. Funck. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 55 S. 8°. (20 Exempl. für die germ.-romanische Section.)

*Eumenius von Augustodunum und die ihm zugeschriebenen Reden.* Der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet von S. Brandt. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. 46 S. 8°. (25 Exempl. für die philologische Section.)

*La lumière électrique, journal universel d'électricité* par M. Th. du Moncel. 1881. Nr. 2. (50 Exempl. für die mathem.-naturw. Section.)

*Zur Geschichte und Theorie der Abbildungsmethoden.* Von W. Fiedler. 51 S. (10 Exempl. für die mathem.-naturw. Section.)

*Die Saadjänische Uebersetzung des Hohen Liedes ins Arabische* von A. Merx. — *Ibn Duraid's kittāb Almalahin* von H. Thorbecke. Festschrift für die orientalische Section der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe am 26. bis 29. September 1882. Heidelberg 1882. 76 S. 4°.

*The Madras journal of literature and science for the year 1881.* ed. by G. Oppert. Madras and London 1882. 337 S. 8°. (1 Exempl.)

*Zur Reform des höheren Unterrichtswesens.* Von P. W. Forchhammer. Kiel 1882. 24 S. 8°. (50 Exempl.)

*Tageblatt der XXXVI. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe 1882.*

Redigirt von Prof. Bissinger und Dr. Brandt. Nr. 1—5. Dinstag 26. bis Samstag 30. September.

## Erste allgemeine Sitzung

am Mittwoch den 27. September 1882, Vormittags 9 Uhr  
im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Die Sitzung wird von dem Präsidenten, Herrn Director Dr. Wendt, mit folgender Ansprache eröffnet:

Hochgeehrte Herren!

Ein Jahr später, als auf der 35. Stettiner Versammlung beschlossen wurde, vereinigt Karlsruhe in diesen Tagen die deutschen Philologen und Schulmänner. Auch wenn die damals abgegebene Erklärung nicht schon der Hindernisse erwähnt hätte, welche für 1881 obwalteten, hätte die Verschiebung erfolgen müssen. Gerade in den Herbsttagen des vorigen Jahres war unsere Stadt der Schauplatz anderer Festlichkeiten, welche auf die ausschliessliche Teilnahme der Bevölkerung ein volles Recht hatten. Nicht einmal die äusseren Schwierigkeiten der Beschaffung des Lokals, der Einquartierung u. a. wären zu überwinden gewesen. Vor allem hätten wir auf diejenige Beteiligung unserer Mitbürger verzichten müssen, ohne welche solchen festlichen Tagen der eigentliche Reiz und der gemütherfreuende Hintergrund fehlt.

Freilich setzt uns die Verzögerung der Gefahr aus, dass Sie nach der längeren Unterbrechung mit allzu gesteigerten Erwartungen zu uns kommen. Und doch werden Sie manches, was frühere Philologentage auszeichnete, hier nicht finden. Das badische Land wird ja den meisten von Ihnen längst bekannt sein. Wenn auch viele nur im Hindurchgehen einen flüchtigen Blick darauf geworfen haben, so werden Sie doch die grosse Heimatsliebe der Einwohner verstehen. In der That ist die Zahl derjenigen Badener nicht ganz gering, welche es kaum begreifen können, dass Deutsche auch im Norden und vollends im Nordosten des Vaterlands ein menschenwürdiges Dasein zu führen glauben. Dieselben aber, welche die Vorzüge ihres „Ländles“ so gut kennen, halten von ihrer Hauptstadt eigentlich nicht viel. Und es ist wahr, schöner wäre es, wenn sich jener Markgraf Karl von Baden-Durlach vor 167 Jahren seine neue Residenz lieber etwas näher dem Schwarzwald oder dem Rhein gegründet hätte. Zudem entwarf er den bekannten Plan von geradezu erschreckender Regelmässigkeit, und die einzelnen Strassen sahen einander so gar verzweifelt ähnlich. Wie kann man sich wundern, wenn Goethe 1779 bei der Abreise von hier klagt: „Die Langeweile hat sich (dort) von Stund zu Stund verstärkt.“ Reichte doch das „holde Karlsruhe“ — so nennt es Frl. v. Klettenberg einmal — nur vom Schlosse bis an den jetzigen Marktplatz. Nach dem Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts kamen nun die Zeiten einer höchst eigentümlichen Renaissance. Aber nicht glücklich wetteiferte die Säulenfaçade der Marktkirche mit dem griechischen Parthenon, und niemand wird behaupten, dass die Pyramide des Marktes oder der genau

ebenso imposante nahe Obelisk den Eindruck des Erhabenen machen. Ausser diesen aber erinnerte in der ganz modernen Stadt nichts an die Vorzeit, es müssten denn die alten Stämme sein, die im Innern und der Umgegend noch vom ursprünglichen Walde stehen geblieben sind. Kein malerisches altes Gemäuer, keine romanische oder gotische Kirche mahnt an das Mittelalter; an der Geschichte des Humanismus, zu welcher der Vorsitzende der Philologenversammlung 1865 in seiner Eröffnungsrede Beiträge aus der Vergangenheit Heidelbergs brachte, hat Karlsruhe noch nicht teilnehmen können. Auch sonst vermag des letzteren Umgebung mit der Lieblichkeit des Neckarthals, mit dem köstlichen Bergpanorama von Freiburg nicht zu wetteifern.

Und dennoch hoffen wir, dass Sie die Wahl Ihres Festortes nicht bereuen werden; dass es unserer Stadt gelingen werde, manch ungerechtes Vorurteil zu widerlegen.

Reizlos ist die Natur in unserer Umgebung keineswegs; kräftiger Baumwuchs und ausgedehnter Waldschatten erfreuen den Wanderer; auch im Innern ist die anmutige Unterbrechung der Steinmassen durch grüne Wipfel und Gartenanlagen noch nicht geschwunden. So kurz die Geschichte unserer Stadt sein mag — wir haben uns derselben nicht zu schämen. Der Fürst, dessen ehernes Bild vor dem Schlosse steht, Karl Friedrich, war einer der edelsten seiner Zeit und nahm auch an der Entwicklung unserer Litteratur lebendigen Anteil. Allmählich erweiterte nun die badische Hauptstadt ihren Umfang, sie ward stattlicher und ist namentlich in den letzten Jahrzehnten offenbar in ein ganz neues Stadium getreten. In der Hauptsache blieb sie freilich immer noch was sie war, eine kleine deutsche Residenz; sie wurde kein Stapelplatz des Handels, kein Centrum der Wissenschaft oder Vorort deutscher Kunst. Aber ebenso wenig blieb ihr von dem etwas fern, was die Blüte einer Stadt ausmacht. Auffallend hat sich ihr Aeusseres verschönt, stattliche Gebäude beweisen gesteigerten Wohlstand. Reichhaltige, wohlgeordnete Sammlungen bekunden sorgsame Pflege der Kunst und Wissenschaft. In so manchem Staatsbau wie in den geräumigen Parkanlagen verrät sich geläuterter Kunstgeschmack, und unter den Gelehrten und Künstlern, die in unsrer Stadt gewohnt haben und wohnen, ist so mancher weit gefeierte Name. So erfreut, meinen wir, Karlsruhe durch den unverkennbaren Eindruck eines kräftigen Fortschreitens. Aber auch in der inneren Entwicklung waren die letzten Decennien für das ganze Land eine Zeit reichen Segens. Hatte sich schon vorher in Baden ein freieres politisches Leben geregt, so verband sich damit nun die entschieden nationale Richtung. Schon ehe das neue Reich begründet war, erklärte unser Grossherzog, sein Entschluss stehe fest, der nationalen Einigung unausgesetzt nachzustreben. Das ist geschehen, und damit verband sich eine ebenso planvolle als gemässigte Gesetzgebung. Von jener echten Freimütigkeit eingegeben, welche alle schlummernden Kräfte zur selbstthätigen Entwicklung ruft, entsprach diese ganz dem mild humanen Wesen eines Fürsten, dem jeder Fortschritt der geistigen Bildung ebenso Herzenssache ist, als das materielle Gedeihen seines Volkes.

Auch dem Unterrichtswesen des Landes hat sich die ganze Richtung der gegenwärtigen Regierung förderlich erwiesen. Vor nunmehr etwa 15 Jahren begann auf diesem Gebiete eine Neugestaltung, welche seitdem im Wesentlichen stehen geblieben ist. Es war dabei nicht die Absicht, alle Schuleinrichtungen in genaue Uebereinstimmung mit denen anderer Länder zu bringen. Einförmigkeit ist vielleicht auf keinem Gebiete so wenig wünschenswert als auf diesem. Aber im Wesentlichen lenkte man doch mit voller Entschiedenheit in die Bahnen, auf denen sich anderweit das deutsche Schulwesen

bewegte. An den humanistischen Anstalten wurde der altklassische, namentlich der griechische Unterricht verstärkt, an Stelle der früher drohenden Verflachung grössere Gründlichkeit gefordert, den philologischen Studien überhaupt diejenige Geltung und Ausdehnung beigelegt, ohne welche im Grunde doch alle den alten Sprachen zugewandte Mühe eine verlorene ist. Wurde selbst im Volksschulwesen das Princip der gemischten Schule durchgeführt, so verstand es sich fast von selbst, dass an den höheren Unterrichtsanstalten die Stellung der Lehrer gesetzlich für unabhängig von der Confession erklärt wurde; und dieser Zustand ist bei uns längst der selbstverständliche. — Ueber den Erfolg aller dieser Massnahmen zu urtheilen, ziemt niemand weniger als uns selbst. Hoffentlich aber spricht der lebendige Eifer der Fachgenossen so wie das Interesse und die Freudigkeit, mit welcher diese Versammlung in unseren Mauern aufgenommen wird, dafür, dass wir an wissenschaftlichem Sinn nicht hinter dem übrigen Deutschland zurückgeblieben sind. Wir sind stolz darauf, so manchen Meister unsrer Wissenschaft und eine so grosse Zahl mitstrebender Genossen in unsrer Mitte zu sehen. Wir dürfen versichern, dass auch unsre Mitbürger diese Versammlung als eine Ehre empfinden, und wie bereits eine nicht geringe Anzahl derselben mit freundlichster Bereitwilligkeit unsre Vorbereitungen unterstützt hat, so kommt auch unseren Verhandlungen belebende und erfreuliche Teilnahme entgegen.

Gegen frühere Zeiten dürfte sich allerdings die Bedeutung der Philologenversammlungen allmählich etwas geändert haben. Mit frohem Danke empfinden wir, dass es nicht mehr solcher Anlässe bedarf, um an des Vaterlands Einheit zu erinnern. Andererseits hat die zunehmende Leichtigkeit des Verkehrs die Zahl ähnlicher Congresses ausserordentlich vermehrt, und es ist wohl möglich, dass solche Erwägungen auch auf die äussere Einrichtung der Versammlung einwirken werden. Im Wesentlichen wird ihre Aufgabe bleiben, die sie war. In der Vereinigung der Männer der Wissenschaft soll ans Licht treten, was diese selbst errungen hat und was sie erstrebt, allen Mitarbeitern zur Anregung und Förderung. Aber auch weiteren Kreisen möchten wir darthun, dass die Bedeutung der Philologie nicht bloss in der Schulung des heranwachsenden Geschlechtes besteht. Sie hat aller historischen Forschung das Gewissen geschärft und in den verschiedensten Wissenszweigen die ursprüngliche Ueberlieferung von der unvermeidlichen späteren Verderbnis, den wirklichen Thatbestand von der anrankenden Mythe unterscheiden gelehrt. Aus dem Bau der Sprache erschliesst sie die Zustände, die Denk- und Sinnesweise entschwundener Geschlechter und trachtet als treueste Helferin aller geschichtlichen Forschung die Gegenwart aus der Vorzeit zu begreifen. Vor allem sucht sie die Meisterwerke der Kunst und Litteratur auszudeuten und sorgt dadurch an ihrem Teil, dass die edelsten Geistesschöpfungen in der Menschheit fortleben und fortwirken. Auf beiden Gebieten, auf dem der Forschung und dem der Interpretation, ist freilich, wie in allen menschlichen Dingen, die Aufgabe eine unendliche. Wer da meinen wollte, endlich sei doch des Suchens genug, da des Wissenswerten so viel gefunden sei, dem mögen auch unsere Verhandlungen zeigen, wie sehr die Studien sich im Laufe der Zeiten erweitert haben. Da ist denn wohl die Frage der Beherzigung wert, in wie weit die Bewältigung des Stoffes dem Gelehrten zu überlassen, der Unterricht der Jugend aber damit zu verschonen sei. Auch die Vertreter der Wissenschaft dürfen nie vergessen, dass bei aller Erweiterung der Studien doch das Verständnis der eigentlichen Klassiker die Hauptaufgabe bleibt. — Allerdings ertönt der Ruf nach einer Reform unserer Schulen jetzt lauter als je.



Soll er bedeuten, dass wir unablässig nach vernünftiger Concentration und Vervollkommnung unserer Methode streben sollen, so versteht sich solche Forderung ganz von selbst. Verlangt man, dass wir uns nach ganz neuen Grundlagen für den Unterricht umsehen sollen, so hiesse das, die Axt an den stolzen, noch in voller Kraft prangenden Baum legen. Eine ganz eigentümliche Erscheinung ist es, dass in demselben Masse, wie einerseits die Klagen erschallen, zugleich der Zudrang gerade zu den humanistischen Schulen in fast beunruhigender Weise wächst. Es ist das kein Zeichen gesunder Zustände. Hier tritt eine bedenkliche Seite des soweit greifenden Berechtigungswesens mehr und mehr zu Tage; es führt in immer steigender Zahl den höheren Unterrichtsanstalten Zöglinge zu, denen es um altklassische Bildung gar nicht zu thun ist, in deren Interesse es vielmehr liegt, nur einen vorgeschriebenen Teil der ganzen Bahn mit möglichster Bequemlichkeit zurückzulegen. Nach dieser Seite thut Abhülfe in der That not. Man sollte sich entschliessen, alle und jede Berechtigung an die Bedingung zu knüpfen, dass der ganze Lehrkurs irgend einer Lehranstalt, sei sie eine humanistische oder realistische, vollständig durchlaufen werde. Unsere Gymnasien haben jedenfalls keinen andern Zweck als für die Universität vorzubereiten; danach bestimmt sich ihr Ziel und ihr Lehrgang. Welche Kenntnisse aber und welche Vorbildung zu den höheren Studien erforderlich ist, das kann nur die Wissenschaft selbst entscheiden. Und so führen alle Erwägungen immer wieder auf das Eine zurück, dass die Philologie selbst die Stellung behaupte, welche ihr gebührt. — Nun soll heut nicht aufs neue dargethan werden, weshalb die Beschäftigung mit antiker Sprache und Litteratur für formelle und ideale Bildung unersetzlich ist. Nur der eine Gesichtspunkt sei hervorgehoben, dass wir unserer Nationallitteratur ohne Kenntnis des Altertums nicht volles Verständnis entgegenbringen können. Immer mehr dringt die Ueberzeugung durch, dass überall der tiefere Zusammenhang der Dinge nicht aus allgemeiner philosophischer Construction, sondern auf dem Wege historischer Entwicklung begriffen werden muss. Wer aber das deutsche Geistesleben, wie es sich in der Litteratur spiegelt, bis zu seinen Quellen verfolgt, der sieht sich hauptsächlich auf die Schriften der Alten gewiesen. Es war kein inhaltleeres Wort, wenn Klopstock, also der Dichter, der sonst unter allen am wenigsten hellenischen Geist in sich trug, sich doch selbst als Lehrling der Griechen bezeichnete. In der Erkenntnis der „edeln Einfalt und stillen Grösse“ der alten Werke gingen unsern Dichtern die Augen auf für das wahre Wesen der Kunst. Wer kann Lessing, wer Herder und Goethe würdigen, ohne zu wissen, was ihnen das Altertum war? Aber auch er, der für die sittliche Hebung der Nation das meiste von allen gethan hat, auch Schiller war unablässig darauf bedacht, hellenische und germanische Bildung zu vermitteln. Allerdings muss gerade er oft genug als Beispiel dafür dienen, dass doch auch ohne Kenntnis der griechischen Sprache Grosses zu erreichen sei, da einem Manne wie ihm die Uebersetzungen genügt hätten. Genau mit ebenso viel Recht könnte man daraus, dass er die Schweiz aufs treueste zu schildern wusste, ohne sie je gesehn zu haben, folgern, dass zur Kenntnis des Landes jede Schweizerreise entbehrlich sei. Er selbst hat wenigstens sein mangelhaftes Verständnis des Griechischen aufs tiefste beklagt, und noch im Mannesalter war er nah daran, seiner ohnehin allzufrüh sich verzehrenden Kraft noch die Aufgabe aufzubürden, gründlicher Griechisch zu lernen. Freilich meinen die Gegner humanistischer Bildung, für ihn sei überhaupt die Beschäftigung mit dem Hellenentume kein Glück gewesen; durch die Einwirkung dieser allzu fremden Welt

sei die elementarische Kraft, die seine Jugendwerke zeigen, gelähmt worden. Genau das Gegenteil ist die Wahrheit, und es ist Zeit, dass eine Beurteilung des Dichters wieder aufgegeben werde, welche den Gang seiner Entwicklung gründlich verkennt. Von allen den Einflüssen, welche auf ihn eingewirkt, hat doch wohl das klassische Altertum den stärksten geübt. Schon der Knabe und Jüngling begeistert sich für die grossen Männer des Plutarch; ihn fesselt das Pathetische und Heroische, zu einfach ist ihm Homer, den er damals in der Ursprache gelesen zu haben scheint. Ueberhaupt zieht ihn seine entschieden rhetorische Begabung zu den Römern. Er übersetzt Virgil, der republikanisch gesinnte Jüngling schwärmt für den Tyrannenmörder Brutus und lässt Hektor und Andromache mit pathetischer Sentimentalität reden. Wie ganz anders steht er dem Altertum einige Jahre später gegenüber. Da ist ihm der Adel und die Formvollendung der griechischen Werke aufgegangen. Ihn erhebt der Gedanke, dass es dereinst — wie er sagt — solch Volk gab, „das an Wahrheit und Schönheit glaubte“, dass „der Mensch dort etwas zu stande brachte, was mehr ist als er selbst“. Das hat er zuerst ausgesprochen, als er die Mannheimer Antikensammlung kennen gelernt hatte, dieselbe, die auch auf Goethe so bedeutsam gewirkt hatte. Da war ihm zu Mute, als werde er „empfangen von dem allmächtigen Wesen des griechischen Genius“, und er nennt den Tag, wo er in diesen Tempel der Kunst trat, einen der seligsten, die er durchlebt habe. Von jetzt an sucht seine Phantasie das Bild der edeln Humanität, welche die moderne Menschheit sich wieder gewinnen müsse, in Hellas, und in immer neuer, sich unablässig vertiefender Darstellung, in Gedichten und Prosa, verfolgt er diesen Gedankengang. Gerade dadurch gelingt es ihm, sich aus der trüben Gährung der Jugend in die reinere Sphäre geläuterter Kunstform zu erheben. Wie hat man ihn missverstanden, wenn man ihn tadelt, dass er bei seiner Forderung einer ästhetischen Erziehung den Ernst des Lebens durch das ästhetische Spiel habe verdrängen wollen?, er, der nach Goethes schönem Wort das Leben selbst an dieses Spiel setzte. Denn gerade darin geht er ja über die Lehre hinaus, welche ihm die Philosophie des Jahrhunderts bot, dass ihm die Freude am Schönen nicht bloss das interesselose Wohlgefallen an der Form, sondern eine den ganzen Menschen emporhebende Kraft war. Den höchsten der sittlichen Begriffe zieht er heran, um sich das Wesen der Schönheit klar zu machen, indem er sie als Freiheit in der Erscheinung auffasst, und nun weist er nach, wie Verständnis und Pflege des Schönen nichts geringeres bedeutet, als Versöhnung der sinnlichen und sittlichen Seite der menschlichen Natur. So durchbricht er den allzustarren Pflichtbegriff seines grossen Zeitgenossen, ohne doch je an der Majestät seiner sittlichen Grundanschauung zu rütteln. Aber an die Stelle des zwingenden Imperativs tritt die freie Neigung, an die des Gesetzes die Liebe. Mit prophetischem Blick erkannte er, wie aus solcher Weltanschauung eine edlere Gestaltung des geselligen und staatlichen Lebens hervorgehn müsse. Jetzt ist ihm auch der Sinn erschlossen für die Einfalt und Natürlichkeit der Antike gegenüber der sentimentalischen Poesie seiner Zeit; nicht müde wird er sie zu rühmen, jene Bilder der Schönheit, die „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen“ vor dem entzückten Blick stehn und ausgestossen haben „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“. Wenn aber die moderne Menschheit sich vielfach der Natur entfremdet und dadurch ihren sittlichen Adel gefährdet hat, so tröstet ihn, dass auch uns noch die Sonne Homers lächle. Dass durch die Poesie der Ernst des Lebens verflüchtigt werden solle, war erst die Lehre der Romantiker, welche sich dadurch

in den schärfsten Gegensatz zu Schiller setzten. Man kann der Kritik nicht immer Unrecht geben, wenn sie in seinen Dichtungen ein allzustarkes Hervortreten des rhetorischen Elements tadelt. Aber gerade dadurch ist er der Lehrer seines Volkes geworden, welches er aus der niederen Alltäglichkeit herausgerissen hat. Zunächst wollte er ihm zum Bewusstsein bringen, dass der Einzelne sich als einen Theil der ganzen Menschheit fühlen müsse; es wollte ihm nicht genügen, damals ein Deutscher zu sein. Aus der alten Welt wurde ihm die Hoheit des Wortes Vaterland klar. — Hatte der Jüngling einst für schrankenlose Freiheit geschwärmt, der Mann wusste, dass für seine Zeitgenossen die republikanische Staatsform nicht passte; er wollte sie frei machen im Geiste, damit sie sich die politische Freiheit erwerben könnten.

Am deutlichsten liegt die Einwirkung des klassischen Altertums in Schillers dramatischer Poesie zu Tage. Längst ist nachgewiesen, was er sich von den griechischen Tragikern angeeignet hat. Nur darauf sei hingewiesen, wie er von ihnen vor allem den weihvollen Ernst herübergenommen hat, vermöge dessen er es vermochte, der dramatischen Kunst eine neue Aera zu eröffnen. Die Scene war ihm ein heiliger Bezirk, wie sie es den Hellenen gewesen war, und auch wenn er den Schicksalsbegriff der alten Tragödie erneuert, thut er es nur, um die furchtbare Allmacht einer höheren Weltordnung zur Anschauung zu bringen, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt. — So wurde er an der Hand der Griechen der grösste Tragiker der modernen Welt. —

Die deutsche Nation ist Schiller in seinem Entwicklungsgange gefolgt. Gar zu weit liegt die Zeit noch nicht hinter uns, wo man noch zweifelte, ob denn wirklich Homer dem Virgil, Demosthenes dem Cicero, Thukydides dem Tacitus überlegen sei. Fast hatte man in den Tagen des nationalen Elends und der philiströsen Beschränktheit vergessen, dass denn doch 300 Jahre früher die Wiedergeburt des geistigen Lebens durch die wiedergewonnene Kenntniss der Griechen möglich geworden war. Wohl ziemt es, dessen in unseren Tagen eingedenk zu sein. Immer lauter werden die Stimmen, welche zur Zeitersparnis und um Raum für nützlichere Studien zu gewinnen, unserem Unterricht seine eigentliche Krone mit dem Griechischen nehmen wollen. Aber so gewiss bisher erhöhtes Interesse für die hellenische Litteratur immer die Zeiten kräftiger Erhebung bezeichnete, eben so sicher würde heute die Vernachlässigung derselben ein Beweis trauriger Erschlaffung sein. Erscheint es doch als ein Gesetz unserer Entwicklung, dass aus den Gedanken und Empfindungen bei uns die That geboren wird und dass der nationale Aufschwung erst innerlich erfolgt, um dann in oft langsamem, doch unaufhaltsamem Prozesse auch die äusseren Zustände umzugestalten. Unsere Zeit hat wirklich erlebt, was Schiller im Geist sah; er vor allen hat der Nation die Ziele gesteckt, nach denen sie gestrebt hat. Wo seitdem die herrlichsten Kämpfe gefochten, die teuersten Opfer auf dem Altar des Vaterlandes gebracht wurden: wenn die Nation um einig zu werden, alles Kleine hinter sich warf, überall war es sein Geist, der in ihr fortlebte. — Unser Stolz aber ist es, dass wir der Jugend zu vermitteln haben, was unseren grössten Männern das Höchste war. Möge denn unsere Wissenschaft nie zu toter Gelehrsamkeit und eitler Vielwisserei herabsinken, überall durch Begeisterung den Geist wecken, und solchem Ziele auch unsere Versammlung geweiht sein.

Und damit erkläre ich die 36. Versammlung der Philologen und Schulmänner für eröffnet. Unser erstes Geschäft ist, derer zu gedenken, welche seit 2 Jahren durch den Tod abgerufen wurden und nun von ihrer Arbeit ruhen. Es sind grosse Namen darunter;

die Mehrzahl wird mehr im Geist und Gedächtnis derer fortleben, auf welche sie zu wirken berufen waren. (Verlesung der Namen.)

Die Versammlung fordere ich auf, ihr Andenken zu ehren, indem sie sich von ihren Sitzen erhebt.

Nunmehr haben wir das Bureau der Versammlung zu bilden. Ich schlage Ihnen vor, folgende Herren als Schriftführer zu wählen: Prof. Bissinger vom Gymnasium zu Karlsruhe, Dr. Brandt von Heidelberg, Prof. Dr. Kägi aus Zürich und Prof. Stockert vom hiesigen Realgymnasium.

Zu Schriftführern werden demgemäss ernannt die Herren Prof. Bissinger aus Karlsruhe, Privatdocent Dr. Brandt aus Heidelberg, Prof. Dr. Kägi aus Zürich, Prof. Stockert aus Karlsruhe.

Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen ergreift dann der Präsident des Grossh. Ministeriums der Justiz, des Cultus und des Unterrichts Nock das Wort, um die Versammlung als Vertreter der Grossh. Regierung zu begrüßen:

Hochgeehrte Herren!

Von allerhöchster Seite ist mir der ehrenvolle Auftrag geworden, die 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Namens des Landesherren freundlichst zu begrüßen. Seine Königl. Hoheit der Grossherzog bedauern aufrichtig, dem hohen und warmen Interesse, das Höchstderselbe den idealen Bestrebungen dieses Vereins stets entgegengebracht, nicht durch persönliches Erscheinen Ausdruck geben zu können. Höchstderselbe sendet aber seine herzlichsten, besten Wünsche für ein recht anregendes, der Wissenschaft und Schule gleich förderliches Zusammensein dieser Versammlung in der Residenz Karlsruhe.

Gestatten Sie mir, hochgeehrte Herren, auch ein grüssendes Wort Namens der Grossh. Staatsregierung beizufügen. Unter der feinsinnigen Initiative und kraftvollen Förderung unseres gnädigen Fürsten und Herren wird die Pflege der Wissenschaft und die Erziehung der heranwachsenden Generationen in unserem Lande mit dem vollen Ernste erfaßt, der diesen grossen Aufgaben gebührt. Wir begrüßen es daher freudig, dass eine Versammlung hier tagt, die es zu ihrer Aufgabe gemacht hat, in schönster Weise das sich immer mehr vertiefende und stets breiter gestaltende philologische Fachwissen auf die gemeinsamen Grundlagen und Ziele hinzuweisen und zugleich mit den grossen Interessen der Schule in lebendiger Verbindung zu erhalten. Karlsruhe, als die Geburtsstätte von August Böckh, ist gewiss ein Versammlungsort bester Vorbedeutung. Möge dem guten Omen die reichste Erfüllung werden und Ihre Arbeit eine fruchtbare und segensvolle sein. Seien Sie uns von ganzem Herzen willkommen!

Präsident: Im Namen der Versammlung spreche ich den ehrerbietigsten und wärmsten Dank aus für diese freundliche Begrüssung.

Namens der Stadt Karlsruhe begrüsst Herr Bürgermeister Schnetzler die Versammlung mit folgenden Worten:

Hochgeehrte Herren!

Es ist mir durch die Gemeindebehörde der erfreuliche Auftrag zu teil geworden, der 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, ehe sie in die Erledigung ihrer mannigfaltigen wissenschaftlich und praktisch bedeutungsvollen Aufgaben eintritt, den herzlichen Willkommgruss der Stadt entgegenzubringen.



Nachdem vor nicht vielen Monden die Vertreter der deutschen Volksschule in diesem Saale getagt haben, muss es uns Bürgern von Karlsruhe als eine ganz besondere Ehre erscheinen, nun zum zweiten Male eine grosse Anzahl von Männern aus den verschiedensten Gauen des deutschen Vaterlandes hier vereinigt zu sehen, deren schöner und edler Beruf in der Pflege der nationalen Bildung besteht. Darf doch die Stadt in diesem Umstande ein ermunterndes Zeugnis dafür erblicken, dass ihr Name keinen so üblen Klang hat in den Kreisen der Lehrenden, sowohl jener, welche in den breiten Massen der werdenden Staatsbürgerschaft die Fundamente würdigen Geisteslebens zu legen haben, als auch der anderen, denen es obliegt, fortbauend auf dieser Grundlage Stein über Stein bis zu den lichtumstrahlten Höhen wahrer und echter Wissenschaftlichkeit zu fügen. — Hochgeehrte Herren! Durch das öffentliche Leben unserer Tage, dem vorzugsweise die Lösung wirtschaftlicher und socialer Probleme als schwere Aufgabe zugefallen ist, zieht die naturgemässe Folge eben dieses Umstandes, ein mächtiger Strom, welcher mit reissendem Gefälle an den stillen Blumengärten reingeistigen Besitztums vorbeibraust oder diese gar unter schäumenden Wellen zerstörend begräbt. Wer von diesem Strome fortgerissen ist, der legt an jede Erkenntnis, die ihm geboten, und an jede Bestrebung, zu der er aufgefordert wird, den einzigen Massstab: was nutzt mir das? wozu kann ich das gebrauchen? d. h. wie viel trägt's mir ein? und man möchte im Hinblick auf solches Getriebe schier zu der pessimistischen Ansicht gelangen, dass nichts mehr etwas gilt, als das Geld, dass nichts mehr etwas vermag, als das Vermögen, und dass das Zeitalter keine Schätze mehr sein eigen nennt, als welche sich in Mark und Pfennig einschätzen lassen. Nun, meine Herren, Mark und Pfennige, irdisch Geld und Gut, eine gesicherte physische Existenz gehören ja mit zu den notwendigen Grundlagen auch des geistigen und sittlichen Gedeihens, und ich möchte nicht so blind sein, dies zu verkennen und das Ringen der Zeit auf den wirtschaftlichen Gebieten für eine Barbarei zu erklären. Der Mensch lebt nicht allein vom Worte, sondern auch vom Brote, und kein Bankier ist es, sondern ein Dichter, der uns gesagt hat: „Not ist das Grab der Poesie“. Aber, meine Herren, das Eine thun und das Andere nicht lassen, dürfte auch hier der richtige Wahlspruch sein, und von diesem Standpunkte aus ist es erfreulich, das Programm der heutigen Versammlung zu durchlesen und daraus zu erkennen, dass die deutschen Philologen und Schulmänner unentwegt durch den realistischen Zug der Gegenwart fortfahren, das Wissen um des Wissens willen hoch zu halten und mit unermüdlichem Eifer aus dem Schutte vergangener Jahrhunderte und entlegener Länder die Schätze zu heben, welche das geistige Leben unseres Volkes bereichern und darum in vielfältig gegliedertem Zusammenhange demselben auch praktische Zinsen tragen.

Hochgeehrte Herren! Möge Ihre heute beginnende Tagung fruchtbringend sein für die deutsche Wissenschaft, dass in zahlreichen stillen Studierstuben sich neue Lichter mit klärendem Scheine entzünden, und möge sie auch fruchtbringend sein für die Ihnen anvertraute deutsche Jugend, für welche so viel von der Wesensidentität des Philologen mit dem Schulmanne abhängt.

Dies wünscht Ihnen nebst einer freundlichen Herbstsonne, angenehmer Geselligkeit und — man muss es ja leider beifügen — nebst gefeitem Vergnügungszuge gewiss recht herzlich die Einwohnerschaft von Karlsruhe.

Nachdem der Präsident auch für diese Begrüssung den aufrichtigen Dank der Ver-

sammlung ausgesprochen, ertheilt er Herrn Director Dr. Genthe aus Hamburg das Wort, da der ursprünglich für die erste Sitzung bestimmte Vortrag des Herrn Geh. Rathes Dr. Curtius wegen verspäteten Eintreffens der Gypsmodelle verschoben werden muss.

Es spricht Herr Director Dr. Genthe:

### Ueber die Beziehungen der Griechen und Römer zum Balticum.

#### Hochansehnliche Versammlung!

Vor eine schwierige Aufgabe sehe ich mich durch die Aufforderung des Präsidiums unserer Versammlung, bereits heute meinen Vortrag vor Ihnen zu halten, gestellt. Statt nach Olympia, wo die griechische Kunst ihre herrlichsten Auferstehungsfeste feiert, und wohin sich das begeisterte Interesse der gebildeten Welt richtet, sollen Sie in die wenig gekannten und wenig bedeutenden Küstenländer der Ostsee geführt werden, um dürftigen Spuren eines Verkehrs nachzugehen, welcher einst nach diesen Ländern vom klassischen Süden aus gereicht hat. Um so mehr Veranlassung habe ich, freundliches Gehör zu erbitten, zumal da die Entwicklung des Gegenstandes nicht immer mühelos sich für den Hörer gestalten wird.

Die Vorgeschichte des europäischen Nordens ist bekanntlich ein schwieriges Gebiet. Spät in die Geschichte eingetreten entbehren die Länder desselben dennoch des Lichtes hellerer geschichtlicher Kunde, welches die ältesten Kulturländer des Orients und das Mittelmeerbecken umleuchtet. Wohl haben griechische und römische Schriftsteller eine Anzahl Namen von Völkern, Inseln, Flüssen und Bergen des Ostseegebietes überliefert, aber wir vermögen wenig damit anzufangen. Die Namen bleiben uns Namen. Wir vermögen sie nicht geographisch zu bestimmen. Was ist Baunonia des Timaios für eine Insel? Was Balcia oder Basilia des Xenophon von Lampsakos? Was ist Thastris bei Ptolemaios? Wir wissen es nicht zu sagen. Nur das wissen wir, dass die Namen dem Ostseegebiete angehören. So bedauerlich diese Thatsache an sich ist, so ist sie doch vergleichsweise keine befremdliche, wenn man bedenkt, wie schwer es für die geographisch-historische Forschung ist, selbst in den Teilen Deutschlands, welche eine Zeit lang im Machtbereich der römischen Waffen lagen und der Schauplatz bestimmter geschichtlicher Ereignisse gewesen sind, mit Sicherheit Völkergebiete abzugrenzen oder auch nur geographische Bezeichnungen wie „silva Hercynia“ oder „saltus Teutoburgiensis“ auf die heutige Geographie zu übertragen.

Und doch scheint es manchmal, wenn man die antiken Quellenschriftsteller im Zusammenhang durchforscht, selbst bei diesen dunkeln Ländern, als schimmerte zwischen den Zeilen der Berichte ein helleres Licht; vor das Auge des Lesenden treten für Augenblicke Länder, Zeiten und Völker in festerer, klarerer Gestalt, aber sowie ruhige Kritik sich ihnen naht, zerflattern sie wieder in Nebel. Es geht dem Forscher wie Odysseus mit dem nichtigen Schemen seiner Mutter in der Unterwelt; wie jener kann er sagen:

Dreimal strebt' ich hinan voll heisser Begier der Umarmung;  
Dreimal hinweg aus den Händen wie nichtiger Schatten und Traumbild,  
Flog sie, und heftiger ward in meinem Herzen die Wehmut.

Auch die Wissenschaft, deren Zauberstab sonst schon so manche Thür der Erkenntnis in Zeiträumen, die weit vor den geschriebenen Quellen geschichtlicher Ueberlieferung liegen, geöffnet hat, die vergleichende Sprachkunde, ist für die älteste Geschichte der Ostseeländer machtlos. Die jetzigen Anwohner sind an Stelle der ursprünglichen

getreten, ohne dass diese schriftliche Reste ihrer Sprache hinterlassen hätten. Noch seit Beginn christlicher Zeitrechnung haben grosse Wanderungen dort stattgefunden, aber keine Denkmäler gestatten uns wie in Aegypten, Assyrien, Indien, Persien einen Einblick in den Kulturstand der einzelnen ausgewanderten oder eingewanderten Völker. Der jetzige Zustand zeigt Uralters neben verhältnismässig Jungem; dem an Altertümlichkeit dem Sanskrit oft noch näher als das Griechische stehenden Litauischen und Altpreuussischen gegenüber finden wir die neugermanischen Sprachbildungen der skandinavischen Halbinsel. So ist es in der That ein merkwürdiger Gegensatz. Ueber den Mittelmeerländern im Süden Europas helles Licht der Geschichte, welches dem Gange des Tagesgestirnes entsprechend im Osten am hellsten aufstrahlt, im Westen allmählich an Britanniens Küste in Dämmerung versinkt; über den Ländern des nordeuropäischen Mittelmeeres — so kann man ja die Ostsee nennen — eine nur an den Rändern gelichtete Nacht der Geschichtslosigkeit. Und doch lebten zur Zeit, wo Griechenland in Olympia seine Feste feierte und wo Rom im Kampfe mit den Nachbarvölkern die ersten kraftvollen Schritte zu seiner späteren Weltherrschaft that, an den Gestaden der Ostsee deutsche Völker, an deren Grenzen der Wellenschlag der klassischen Kultur bereits heranreichte. Deutschlands Geschichte wird künftig nicht mehr mit dem Auftreten der Cimbern und Teutonen begonnen werden dürfen, sondern mit der Entrollung des Kulturbildes eines halbttausendjährigen Zeitraumes, welcher, uns heute erkennbar, vor jenem Zeitpunkte lag. Und wenn es uns auch versagt bleiben wird, bestimmte Thaten aus diesem Zeitraume zu ermitteln, so ist doch Aussicht, Abgrenzungen der Zeiträume im allgemeinen und ein Bild ihres Kulturganges in seinen Grundzügen zu gewinnen.

Dieses Bild allmählich durch mosaikähnliches Zusammenfügen von hundert und aber hundert Lokalforschungen zu entwerfen, ist die mit Aussicht auf Erfolg in Angriff genommene Aufgabe der deutschen prähistorischen Forschung. Das ist das Gebiet, auf welchem die deutsche Prähistorie als jüngste Wissenschaft — sie ist eigentlich erst zwölf Jahre alt — ihren älteren Schwestern, den historisch-philologischen Disciplinen, helfend und ergänzend zur Seite tritt. Was ich Ihnen heute hier vorzutragen beabsichtige, soll im Wesentlichen die Verwertung dessen sein, was die rührige anthropologische Forschung in den letzten fünfzehn Jahren für die Ermittlung der Beziehungen des klassischen Südeuropas zu den Ostseeländern an neuen Gesichtspunkten oder neuem interessanten Materiale zu Tage gefördert hat. Nur in dieser hypothetischen Verbindung der klassischen Völker mit dem baltischen Völkerkreis und der zu ihrer Besprechung erforderlichen Verbindung moderner Prähistorie mit klassischer Philologie sehe ich einen Rechtstitel, vor dieser hochansehnlichen Versammlung an dieser Stelle zu sprechen. Ich unternehme diese Aufgabe nicht ohne gewisse Bedenken. Einerseits weiss ich sehr wohl, dass die Prähistorie in den Kreisen meiner eigentlichsten Fachgenossen, der klassischen Philologen, bisher nur wenig Anhänger gefunden hat, und bin sehr wohl der Thatsache eingedenk, dass ein so treffliches und bedeutendes Buch, wie das von Wolfgang Helbig über die Italiker in der Poebene, bei weitem nicht die Beachtung in Deutschland findet, die es verdient, nur weil es den Philologen zu prähistorisch und den Prähistorikern zu philologisch ist. Andererseits aber würde, was das Interesse des Gegenstandes anlangt, mich eine Bemerkung Alexander v. Humboldt's bedenklich machen können. Dieser hat sicher Recht, wenn er sagt, die Bedeutung der Kultur der antiken Mittelmeervölker verhalte sich zu

der unserer Tage wie die Quadrate der Axen des mittelländischen Meeres zu den Quadraten der Axen des atlantischen Oceans. Ebenso verhält sich unzweifelhaft die Bedeutung der Ostseeländer zu der Bedeutung der Mittelmeerländer. Aber, meine Herren, der Gegenstand hat ein eminent vaterländisches Interesse. Die Ostsee bespült unsere deutschen Küsten, und so möge mir dieser Gesichtspunkt bei denen unter Ihnen freundliches Gehör verschaffen, welche gewohnt sind, den grossen Bahnen universalhistorischer Entwicklungen nachzugehen.

Der Ausgangspunkt der litterarischen Erörterung unseres Gegenstandes in neuester Zeit liegt in dem 1867 erschienenen verdienstvollen kleinen Buche des Schweden C. F. Wiberg „der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr“ (übersetzt von J. Mestorf), in welchem auf S. 26—67 die Reise des Pytheas, der Bernsteinhandel, die Verbindung der pontischen Griechen mit dem Samlande, sowie der römische Handel auf der adriatisch-baltischen Strasse auf Grund der bis damals bekannt gewordenen Funde, nicht ohne mannigfache Irrtümer und empfindliche Lücken, aber doch methodisch richtig und, was die Ergebnisse betrifft, in bahnbrechender Weise behandelt sind. Drei Jahre darnach erschien der erste Band von Karl Müllenhoff's deutscher Altertumskunde. In diesem Werke solidester Gelehrsamkeit (Moriz Haupt sagte gelegentlich, es sei wohl das gelehrteste Buch, welches in neuerer Zeit geschrieben sei) sind dem Bernsteinhandel der Alten, der Reise des Massalioten Pytheas c. 325 v. Chr. nach dem europäischen Norden, der Kunde der Griechen vom Norden, besonders vom Nordwesten Europas, den Teutonen, Kelten und Skythen mehrere besondere Abschnitte gewidmet. Die Quintessenz derselben bezeichnet Müllenhoff selbst im Vorworte mit einem gewissen kritischen Frohgeföhle zu charakteristisch, als dass ich es mir versagen möchte, sie im Wortlaute anzuföhren. Er sagt: „Ich glaube es doch erreicht zu haben, dass hinfort im Ernst unter einigermassen verständigen Leuten nicht mehr davon die Rede sein kann, ob die Phönizier oder Griechen den Bernstein aus der Ostsee geholt haben, oder dass seinethalben ein stätiger, direkter Verkehr vom Pontus oder Adria aus dahin vor dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestand. Dieser glänzende Zopf und Kometenschweif, der schon so lange dem preussischen Namen anhängt, ist ihm, wie ich meine, für immer abgeschnitten, und allein die im Gebiete der Ostsee gefundenen griechischen Münzen und Werke geben die Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit, dass hier auch, aber, soviel wir sehen, ohne den Bernstein, ein Verkehr mit dem Süden nicht ganz fehlte, wie er erweislich wegen desselben im Westen zwischen den Mündungen des Rheins und der Rhone unterhalten wurde. Und dies Ergebnis, wenn auch zum Teil ein negatives, war immerhin einiger Mühe wert.“ Für dieses Ergebnis konnte es Müllenhoff nur erwünscht sein, dass ich in meinem 1874 erschienenen Buche „über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden“ und in einer zwei Jahre darnach veröffentlichten Abhandlung „über den Anteil der Rheinlande an dem Bernsteinhandel“ den Nachweis führte, dass vom Altertume bis in die neueste Zeit die Bernsteinfischerei in der Nordsee eine ziemlich beträchtliche gewesen ist und dass der Nordseebernstein auf der Rheinstrasse schon im sechsten und fünften Jahrhundert vor Chr. im Austausch gegen italische, besonders etruskische Industrie-Erzeugnisse eine der wichtigsten Rimessen bildete. — Die kleine Schrift Oskar Brenner's „Nord- und Mitteleuropa in den Schriften der Alten bis zum Auftreten der Cimbern und Teutonen“ (München, 1877) bringt zwar eine kritische Musterung der auf



das gesamte Gebiet bezüglich antiken Quellenstellen mit hinzugefügten geographisch-geschichtlichen Erläuterungen, ist aber für unseren Gegenstand ohne Belang. — Dagegen ist die mit weit weniger Kritik und weniger philologischen Kenntnissen geschriebene Schrift I. N. v. Sadowski, „die Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dnjepr und Niemen an die Gestade des baltischen Meeres“, eine von der Akademie der Wissenschaften zu Krakau gekrönte Preisschrift, welche Albin Kohn aus dem Polnischen übersetzt hat, wertvoll durch neues Material, welches der Verfasser besonders für die oro-hydrographischen Bedingungen der Handelswege im Weichsel- und Odergebiet, sowie für die geschichtliche Nachweisung der ehemals bestehenden Heerwege, Furten, Pässe und Thore durch jene weitgedehnten Sumpf- und Waldlandschaften aus den Akten der polnischen Reichstage beigebracht hat; auch die ausführliche Einleitung des Uebersetzers, eines Kenners der prähistorischen Funde in der Provinz Posen und des polnischen Ostens, gibt dem Buche mehr Wert, als einige Kritiken glauben lassen. — Schliesslich muss ich als hierher gehörig noch eine Arbeit erwähnen, die sehr wenig bekannt geworden ist, nämlich die Abhandlung des Regierungsrats G. v. Hirschfeld in Marienwerder „über die im Gebiete der Ostsee, unteren Weichsel und Netze nachgewiesenen vorrömischen Geräte und Gefässe aus Erz, deren Stellung zum alten Handel, Ursprung und Herkunft.“ Dieselbe ist im ersten Jahrgang der Zeitschrift des historischen Vereines in Marienwerder 1876 erschienen und behandelt auf nahezu 200 Seiten auf breiter Grundlage die gesamten commerciellen und industriellen Beziehungen der Mittelmeervölker zu dem Norden, dann spezieller die „aus Münzen, Kauris, Inschriften, Bronzen und bemalten Thongefässen nachweisbaren Spuren der alten Kulturvölker in den östlichen Provinzen des preussischen Staates“, sowie die örtliche Richtung und Bewegung des vorchristlichen Handelsverkehrs, welcher diese Spuren hinterlassen hat. — Die sehr fleissige Arbeit schiesst oft über das Ziel hinaus und ist nicht kritisch genug, aber sie ist ein nennenswerter Versuch, die in den Provinzen Preussen und Posen gefundenen Bronzen durch eingehende Vergleichung mit sicheren griechischen und vorrömischen Fundstücken zu einem wirklichen Beweismaterial für urzeitlichen Handel zu machen. Denn das muss man einräumen, dass völlig identische Geräte, wenn sie im Süden und im Norden gefunden werden, Verbindungslinien darstellen, mit welchen die Wissenschaft zu rechnen hat. Wenn z. B., um Material zu dem hinzuzufügen, welches in den oben genannten Werken noch nicht behandelt ist, Virchow bei Zaborowo im Posenschen eine archaische Ciste aus gehämmertem, nur genietetem Bronzebleche fand, welche bis auf die geringste Einzelheit ganz mit den Gefässen übereinstimmt, welche wir über Hallstatt bis nach Bologna verfolgen können, wo sie in dem grossen Gräberfelde der Certosa in Menge gefunden worden sind, und wenn gleiche Gefässe bei Hannover und eins bei Lübeck gefunden sind, so sind das sichere, geschlossene Verkehrslinien, die wir convergierend von Lübeck, Hannover und Zaborowo nach Bologna ziehen können, und es wäre für ihre Bestätigung nicht einmal der Umstand nötig, dass die Lübecker Ciste eine etruskische Inschrift trägt. — Ein anderes Beispiel. Professor Henning erläuterte 1880 auf dem anthropologischen Kongresse in Berlin unter den dort zum ersten Male vereinigten Denkmälern deutscher Runen zwei eiserne Lanzenspitzen. Die eine war 1858 bei Kowel in Wolynien, die andere 1865 bei Müncheberg (Provinz Brandenburg) gefunden. So genau und so ähnlich sind sie einander, so genau stimmen die Ornamente und die Methode der

Ornamentierung — es ist s. g. Silbertauschierung —, dass man sagen muss, sie stammen aus derselben Fabrik, oder vielmehr derselbe Mann hat sie gemacht. Dazu tragen beide gotische Inschriften, die eine den Namen Tilarids = geschickter Reiter, die andere Ranga oder Raniga (?). Beide geben für eine Zeit, die reichlich so früh wie Ulfilas Bibelübersetzung ist, eine Verkehrslinie von Wolynien nach Brandenburg, und Prof. Henning hatte Recht zu sagen, dass diese Lanzen spitzen im dritten oder vierten Jahrhundert sehr gut auf dem Zuge verloren gegangen sein können, als die Goten von der Weichsel nach dem Schwarzen Meere zogen.

Doch zurück zur Sache. Es gilt zunächst das in den genannten Schriften angeführte Beweismaterial kritisch zu sichten und durch das zu vervollständigen, was in den letzten fünf Jahren neu hinzugekommen ist. Lassen Sie mich diese Übersicht mit einer allgemeinen Bemerkung beginnen. Wenn Sie die geschichtliche Speziallitteratur unserer Ostseeländer aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert mustern, so tritt Ihnen ein unverkennbares Streben entgegen, Spuren einer direkten Verbindung der klassischen Welt mit unserem Norden nachzuweisen. Ich möchte sagen, in jener Zeit politischer Zerrissenheit ist es eine Äusserung gemeinsamen deutschen Stammgefühles, dass man den romanischen Völkern an Adel nicht nachstehen will. Man empfindet es als einen Mangel edler Herkunft, dass man weltgeschichtlich mit den Griechen nichts, mit den Römern nur vorübergehend und nur im Süden und Westen zu thun gehabt hat. Man sucht die geschichtlichen Ahnen weiter zurückzuverfolgen, um auf dem Turnierplatze ahnenstolzer Völker als ebenbürtig zu gelten. Und so stark ist das Streben, in grauer Vorzeit einen Zusammenhang der Heimat mit dem klassischen Süden zu entdecken, dass es am Ende des 17. Jahrhunderts zu einer grossartigen Fälschung führt, die bis zu dieser Stunde erst einen Teil des Glaubens eingebüsst hat, den sie in weitesten Kreisen der Gelehrten gefunden hatte. Zwischen 1687—1697 kamen bei Prillwitz in Mecklenburg-Strelitz eine grosse Zahl von Götzenbildern und sonstigen Altertümern zu Tage, welche man mit dem Hauptheiligtum der slavischen Obotriten, dem von Otto I. 955 verbrannten Rethra an der Tollense, in Verbindung brachte. Einen Teil derselben gaben erst 1771 Masch u. Woge auf 50 Tafeln heraus, eine weit grössere Zahl der als Slavophile bekannte polnische Graf Potocki (*Voyage dans quelques parties de la basse Saxe*. Hamburg) 1795; eine ganze Partie ist bis heute noch nicht publiciert. Unter diesen Figuren waren einige mit griechischen Inschriften versehen, andere trugen ein antikes Gepräge, welches sie auch ohne Inschriften zu beglaubigen schien. Infolgedessen vertrat Mone 1823 in seiner Geschichte des Heidentums im nördlichen Europa geradezu die Ansicht, Griechen seien durch den Bernsteinhandel in so lebhaften Verkehr mit der südlichen Ostseeküste getreten, dass sie in Rethra zur Gottesverehrung zugelassen, dort durch Künstler ihrer Heimat gefertigte Götterbilder aufgestellt und so bewirkt hätten, dass die wendische Religion neben eingedrungenen Gottheiten der Nachbarvölker auch solche griechischen Ursprungs zeige. Denn die Gottheiten Opora und Nemisa = Nemesis seien durch Inschriften beglaubigt. Der Götze Schwayxstyx sei zwar ein alt-preussischer, aber seine Erzfigur verrate griechische Künstlerhand. Ferner sei Aphrodite in einer weiblichen Figur, die auf einer Muschel stehe, sehr wohl erkennbar, und ebenso Eros in Knabengestalten mit Tauben auf dem Kopfe. Während der Streit über diese s. g. Prillwitzer Idole noch hin- und herwogte — es hatte doch eine Anzahl Zweifler mehr oder weniger starke Bedenken geäussert — wurde ein anderer Fund hoch oben aus

dem NO. bekannt, welcher mittelbar sehr für die Echtheit der Prillwitzer Antiken zu sprechen schien und der geschichtlichen Forschung einen ungeahnten weiten Ausblick versprach. Bei Koltzen in Livland wurde an der Küste ein Grabfund gemeldet, welcher eine Urne enthielt, deren bleierne Deckelplatte eine griechische Inschrift trug, dazu einen Bronzeschild oder grosse Flachschißel mit getriebenen Figuren, mehrere Bronzestatuetten und einige Münzen von Syrakus, von Thasos und dem Demetrios Poliorketes, also aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. Man glaubte das Grab eines griechischen Seefahrers gefunden zu haben, der nach Bernstein ausgezogen war und an der baltischen Küste sein Ende gefunden hatte. Die Fahrt des Massilioten Pytheas schien plötzlich aus ihrer früheren Vereinzelung in einen bestimmten Kulturzusammenhang gebracht zu sein. In Grabaltertümern Livlands wie in der Nationaltracht der Eingeborenen fand man direkte Einwirkungen und Nachklänge altgriechischen Handelsverkehrs mit den Liven. Die Danziger Lokalsage, dass griechische Kolonisten dort einst gewohnt hätten und im Jahre 270 von da weiter nach Westen gezogen wären, wurde wieder lebendig. Kurz, Sie finden seitdem in prähistorischen Schriften, ja selbst in des argwöhnischen Müllenhoffs Altertumskunde jenen merkwürdigen livischen Fund als eine wissenschaftliche Thatsache verzeichnet, mit der man zu rechnen habe. Leider beruht auch dieser Fund auf einer Fälschung. Hören Sie in der Kürze den Sachverhalt. Für die Prillwitzer Idole musste es jeden Sachkenner mit dem tiefsten Argwohn erfüllen, dass jeder Götze in Runenschrift seinen Namen und die Bezeichnung 'Rethra' als dorthin gehörig trug. Ja selbst die einzelnen Geräte, z. B. die Opfermesser, trugen gleiche Bezeichnungen. Nie hat ein heidnisches Volk den Namen seiner Götter so gemissbraucht. Dennoch gieng aus der vom Grossherzog 1824 veranlassten Untersuchung die Masch'sche Sammlung in ihrem wesentlichen Bestande als zuverlässig echt hervor. Die Potockische dagegen fiel. Man ermittelte den Töpfer, der mit Benutzung vorhandener Figuren Gussformen und Modelle gemacht hatte, den Goldschmied, der mit einem Schrotpunzen Runen nach einem Buche hatte einschlagen müssen u. s. w. Dass auch die Sammlung Masch auf Fälschungen beruhe, wissen wir erst durch Lisch, und viele wissen es noch heute nicht. Noch auf der prähistorischen Ausstellung in Berlin 1880 wurde Percunust vielfach als echt betrachtet, aber er wie Voda und Sieba und Nemisa sind aus schnödem, citronengelbem Messing; die beiden Radegaste, welche selbst von starken Zweiflern als echt angesehen waren, erwiesen sich als vervollständigte Kopien verstümmelter Bronzefiguren, anscheinend spätrömischer Bacchusbilder; die Originale fand Lisch in einer zurückgestellten Schachtel des Museums. Ebenso erwies sich die Figur 107 bei Potocki als echt römische Figur eines Kämpfers, der Zernebog als echt byzantinisch, aber die Runenschriften als gefälscht und zwar nach dem in Clüvers Mecklenburg mitgetheilten ungenauen Alphabete. — Was den livländischen Fund anlangte, so war die Bleiplatte mit griechischer Inschrift angeblich von dem Finder zu Flintenkugeln verbraucht, der Bronzeschild aber zu landwirtschaftlichen Zwecken. Das Übrige kam durch den Grafen Mellin, auf dessen Grund und Boden der Fund gemacht worden war, in das Museum zu Mitau. Dort hat nun eine genauere Prüfung der Gegenstände (besonders durch Berkholtz) neuerdings ergeben, dass die Ketten, Ringe u. s. w. der heidnisch-livischen Zeit des neunten oder zehnten Jahrhunderts angehören und unmöglich mit jenen Antiken zusammen in ein Grab gelegt sein konnten. Schliesslich erkannte der Direktor des Berliner Münzkabinetts, dass die Tetradrachmen von Syrakus und die Bronzemünze des Demetrios Poliorketes moderne

Abgüsse des 17. oder 18. Jahrhunderts seien. Nur die Statuette erwies sich als echt römisch und nur die Münze von Thasos als echt griechisch, aber als ein gewöhnlicher Typus, der bei Sammlern und Händlern leicht zu haben ist. Möglich, dass diese beiden Antiken in Wirklichkeit dort gefunden sind und den Anlass gegeben haben, alle jene Fundstücke mit ihnen am Strande zu vergraben, um durch die anscheinend zufällige Auffindung den als leichtgläubig bekannten Grafen zu täuschen. Aber man wird gut thun, unter so verdächtigen Umständen lieber auf die Beweiskraft dieser Gegenstände zu verzichten.

Damit sind die beiden Hauptstützen, auf welchen bisher der antiquarische Beweis für urzeitliche Handelsbeziehungen der Griechen zum Balticum beruhte, gefallen. Und doch fehlt es nicht an sicheren anderweitigen Spuren. Beginnen wir im NO. Bei Dreimannsdorf in Livland ist eine Bronzemünze von Kyrene gefunden, bei Dorpat eine Münze von Neapolis, eine ähnliche 1707 im Samlande bei Fischhausen, bei Gr. Hubnicken in demselben Gebiete eine jüngere athenische aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., nicht weit davon vor 1770 eine Münze von Rhodus, bei Königsberg eine altathenische. Auch auf den Inseln des Balticums treten dergleichen Funde auf. Auf der Insel Gottland fand man eine Kupfermünze von Panormos und zwei makedonische Silbermünzen von Philipp II. Nach Westen zu nehmen die Münzfunde ab. Doch bestätigt O. Montelius in seinen *Remains from the Iron age of Scandinavia*. 2 Parts. (Stockholm 1869.) das Vorkommen griechischer Münzen in der Landschaft Schonen. Bei Husum, also schon ausserhalb unseres Gebietes, an der holsteinischen Westküste eine Bronzemünze des Philippus Arridaeus (326—317), bei Sct. Albrecht, dem Messplatze von anderthalb Jahrtausenden; eine barbarische Nachbildung eines makedonischen Goldstaters des vierten Jahrhunderts. Nicht in Betracht kommen eine bei Stettin angeblich an einer Chaussee, und eine auf Rügen gefundene Münze, gegenwärtig im Besitz des Hrn. Dr. v. Sallet in Berlin: beide sind im höchsten Grade verdächtig (Dr. Kühne in den *Balt. Stud.* XXVII. S. 203). Wohl aber darf ich noch zwei Funde hinzufügen, welche, obwohl sie keine Münzen betreffen, doch ebenso gute Beweiskraft haben wie Münzen. Bei Kopenhagen wurde vor einigen Jahren eine blaue Glasschale in schöner silberner Fassung mit griechischer Inschrift gefunden, und in diesem Frühjahr kam in einem Hünengrabe im Innern Jütlands (Amt Viborg, d. h. NW.-Spitze) ein  $3\frac{3}{4}$ " hohes, trichterförmiges Trinkglas mit griechischer Inschrift zu Tage. Nach den Zeitungen bedeutete die Inschrift „Presse den Wein gut aus“. Leider ist es mir bis jetzt nicht gelungen, brieflich Näheres zu erfahren.

Nun fragt es sich: Rühren diese Funde von direktem Seeverkehr der Griechen im Balticum her oder nicht? Darf man unter Anerkennung von Müllenhoffs, meines Erachtens sicher erbrachtem Beweise, dass Pytheas nur bis zur Westküste Holsteins gekommen ist, darf man, sage ich, annehmen, wie C. Grewingk, der bekannte Spezialforscher für das Ostbalticum, es thut, dass seit der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. griechische, bez. massaliotische Seefahrer an die Ostküste der Nordsee (Holstein, Schleswig, Dänemark und Norwegen) kamen und von da ihren Einfluss landeinwärts bemerkbar machten, bis im dritten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. grossgriechische, bez. von Sicilien ausgehende Seefahrt durch Kattegat und Sund über Schonen, Oeland, Gottland und Oesel zur Kenntnis des Rigaischen Meerbusens führte? Die Sache scheint möglich. Betrachten wir das Fundgebiet näher, so ergibt sich, dass von 12 Funden 5 auf Livland und die ostpreussische Küste, 1 auf Westpreussen, 3 auf Gottland, 2 auf Schonen



und 1 auf das westliche Holstein kommen, 1 Glasgefäß auf Jütland, 1 auf Seeland. Die grösste Dichtigkeit zeigt also der Osten, vom Rigaischen Meerbusen bis zur Weichselmündung, dann folgt Gottland, welches auch im Mittelalter der wichtigste Brückenpfeiler für den Verkehr von der Westküste nach der Ostküste des *Balticum* war (vgl. Wisby); alles übrige bildet einen weiten, dünnen Streuungskegel. Man könnte nun annehmen, der Umstand, dass die griechischen Münzen an der Bernsteinküste am häufigsten vorkämen, rühre davon her, dass die Bewohner der Ostseeinseln nur von dem vorübergehenden Verkehre berührt wurden, während das Fundgebiet des Bernsteins natürlich der Boden für einen stetigeren Handel gewesen sei und daher mehr Anlass für die Verbreitung griechischen Geldes geboten habe. Damit würden die Dichtigkeitsverhältnisse der Funde im *Balticum* an sich erklärbar sein, aber nicht der Umstand, dass im Hinterlande griechische Münzen in gleicher Dichtigkeit wie an der Küste, und im Donaugebiet sogar in steigender Zahl gefunden werden. Ein solcher Thatbestand macht es an sich unwahrscheinlich, dass griechische Seefahrt von Westen her durch den Sund sich den Weg in das *Balticum* bahnte. Noch unwahrscheinlicher aber wird dies bei folgender Erwägung. Wenn man jene Annahme gelten lassen will, dann wird man doch zugeben müssen, dass Pytheas der eigentliche Pionier der fraglichen Handelsrichtung gewesen sei. Jedes Schiff, welches aus dem massilischen oder sonst einem westgriechischen Hafen nach dem germanischen Meere abging, hätte Bestätigung, Berichtigung, Erweiterung der von jenem Entdeckungsreisenden zuerst vermittelten Kunde bringen müssen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Was Pytheas gesehen und berichtet, findet keine Fortsetzung, so wenig, dass zwei so bedeutende Träger des geographischen und geschichtlichen Wissens der folgenden Jahrhunderte, wie Polybios (c. 213 v. Chr.) und Strabon (c. 14 n. Chr.), den Pytheas geradezu wegen seiner von keinem Seefahrer nach ihm bis zu ihrer Zeit bestätigten Angaben über das sagenhafte Nordmeer und die Bernsteinküste einen Lügner und Schwindler schelten.

Wir werden daher zu der Mutmassung geführt, dass jene Funde nicht von griechischem Seeverkehr, sondern von Landhandel herrühren, und dass die auf den Inseln und in Skandinavien ausgegrabenen griechischen Münzen durch den vorzeitlichen Seeverkehr der Ostseevölker unter sich von der Bernsteinküste nach Westen weiter verbreitet wurden. Diese Vermutung täuscht uns nicht. Von der baltischen Ostküste führen uns eine Anzahl von Funden südostwärts durch das Binnenland bis zu dem geschichtlich sicheren Handelsgebiet griechischer Städte. Ohne die prähistorische Forschung unserer Tage und das durch sie erweckte Interesse weiter Kreise würden diese Funde, weil sie unscheinbar sind, schwerlich beachtet, oder, wenn auch von den Findern aufbewahrt, wahrscheinlich nie zu wissenschaftlicher Kenntnis gekommen sein. Auch hier gilt es zunächst Kritik zu üben und einen Fund zu streichen, der von Hrn. v. Hirschfeld 1876 in seiner bereits erwähnten Schrift als ein Beweis uralter Handelsverbindungen der Ostseeküste mit den südlichen Kulturstaaten in Anspruch genommen ist (a. a. O. S. 106 f.). Bei Wapno (Rgb. Bromberg, zwischen Exin und Wongrowitz) kam eine jetzt in Berlin (Mus. Nr. 5690) befindliche Goldmünze zum Vorschein, welche in roher Zeichnung einen Reiter und daneben eine Umschrift zeigt. Von Hirschfeld und Baurat Crüger, dem eine besondere Schrift über die im Rgbz. Bromberg gefundenen Altertümer verdankt wird, hielten die Münze für uralte, weil sie in einer nur mit der Hand geformten Urne gefunden sei, die notwendig viel älter sein müsse, als die in derselben Gegend gefundenen, auf der Drehscheibe ge-

formten und gut gebrannten, z. T. gemalten Grabgefäße, von denen manche obenein römische Beigaben enthielten. Dieser Grund ist gar nicht zwingend. In vielen Gegenden sind derartige verschiedene Gefäße in ziemlicher Nähe bei einander gefunden worden und mit solchen Beigaben, dass ihre ungefähre Gleichzeitigkeit zugegeben werden muss. Nun hatte Müllenhoff schon 1874 richtig gesehen, dass die Umschrift nicht etruskisch ist, sondern eine Runeninschrift. Eine 1880 während der Ausstellung in Berlin ermöglichte genaue Prüfung hat statt des ursprünglich angegebenen φόβος die sichere Lesung Sabar ergeben, mit welchem Worte wir zunächst allerdings nichts anzufangen wissen, und dazu die unzweifelhafte Gewissheit, dass wir es mit einem germanischen s. g. Goldbrakteaten zu thun haben. Das Zeichen, welches von Crüger abenteuerlicherweise als Münzzeichen von Damaskus angesehen war, ist nichts anderes als das auf zahllosen Altertümern des Südens wie des Nordens und u. a. auch auf den oben besprochenen gotischen Lanzenspitzen vorkommende Hakenkreuz. Diese Münze darf also nicht mehr, wie es z. B. v. Sadowski gethan hat, unter griechischen Fundstücken aufgeführt werden. Dagegen bleiben als Beweismaterial folgende Funde: aus der Provinz Posen mehrere bei Gnesen gefundene makedonische Goldmünzen; aus Ost-Schlesien (Öls) ein Goldstater Alexanders d. Gr., bei Tlukomic (am Wege von Bromberg nach dem Labsonka-Ufer) eine Tetradrachme von Thasos, bei Labsens eine barbarische Nachbildung einer solchen, die aber wahrscheinlich späterer Zeit angehört als das Original; aus Mähren bei Sebeč (Szasz Sebes) ein Schatzfund von 50 Münzen der Städte Apollonia, Dyrrhachium und Thasos; aus Siebenbürgen erstens ein bei Klausenburg gemachter Fund von 10 Tetradrachmen von Thasos und 2 makedonischen Münzen, sodann weiter südlich im Marosthale bei Körös-Banya über 70 Silbermünzen von Apollonia, endlich am linken Ufer der Maros bei Szasváros ein Schatz von mehreren Tausend Goldstateren des Lysimachos. In Ungarn kommen makedonische Münzen so häufig vor, sowohl echte als barbarische Nachprägungen (die übrigens an Metallwert nicht geringer sind als die echten), dass es unnötig ist die einzelnen Fundorte aufzuzählen. Ebenso sind auf dem rechten Donau-Ufer, wie die Sammlungen des Belgrader Museums beweisen, Münzen von Athen, Thasos, Apollonia und Dyrrhachium, den Städten der Propontis und des Pontus gefunden.

Das älteste und daher wichtigste Verbindungsglied in der Kette dieser Funde, die uns von der baltischen Küste in zunehmender Dichtigkeit nach dem Süden führen, habe ich noch nicht genannt. Es ist der 1824 bei Schubin (Rgzb. Bromberg) gemachte Fund, welchen v. Levezow 1833 in den Abhh. der Berliner Akademie eingehend besprochen hat. Derselbe umfasste 36 Silbermünzen mit Rad und Gorgonenkopf auf der Vorderseite, und einem Quadratum incusum auf der Rückseite, einem Stempel, von welchem man jetzt annimmt, dass alle mit ihm versehenen Münzen in Athen geprägt worden sind, dazu 1 Münze von Erythrä oder Orchomenos und 2 andere Münzen. Dieser Münzfund erregte mit Recht das grösste Aufsehen. Er ist auf das argwöhnischste geprüft worden, namentlich von Direktor Dr. Friedländer in Berlin. Derselbe stiess sich mit Recht daran, dass mit jenen altathenischen Münzen, deren jüngste dem Jahre 358 angehört, unmöglich eine späte milesische Münze und ein jüngerer athenischer Triobolos, welche mit jenen 36 zusammen eingeliefert waren, zugleich hätten verloren sein können. Doch hat er, da sich alle anderen Verdachtsmomente als hinfällig erwiesen, die Möglichkeit zugegeben, dass diese 2 Münzen, die wahrscheinlich anderweitig in der Umgegend von Bromberg gefunden sind, von dem

Geldwechsler, der den ersten Fund aufkaufte, irrtümlich hinzugefügt seien. Und so hat denn auch Th. Mommsen diesen Fund ausdrücklich als einen für urgeschichtlichen Völkerverkehr zwischen Nord und Süd bedeutsamen anerkannt. Besondere Bestätigung hat demselben überdies eine weitere altathenische Münze gebracht, die ebenfalls das Gorgoneion und das Quadratum incusum zeigt, und neuerdings im östlichen Teile der Provinz Posen gefunden ist. Zu diesen Münzfunden, die wir natürlich nur als einen kleinen Bruchteil dessen betrachten dürfen, was an solchen Zeugnissen der Erde bisher schon entnommen worden, aber leider unbeachtet in alle Winde zerstreut oder eingeschmolzen ist, hat man sich in neuester Zeit besonders bemüht noch anderweitige Zeugnisse aufzufinden. Man hat aufmerksam nach Gerätschaften, Waffen und Schmucksachen griechischen Stiles sowohl unter den Altertümern der Ostseeländer wie unter denen der zwischen dem Balticum und dem Pontus gelegenen Länder geforscht. Unter anderen hat Albin Kohn mehrere derartige Funde ausdrücklich geltend gemacht, besonders den reichen Bronzefund von Floth bei Czarnikau. In der That enthält dieser Fund einige sehr merkwürdige Stücke, u. a. eine sogenannte Mitra (Brustpanzerstück) von 12" Länge, welche einer von Brøndsted auf Euböa erworbenen sehr ähnlich sieht. Aber ich möchte trotzdem auf diese Ähnlichkeit kein entscheidendes Gewicht legen. Es fehlt durchaus noch an einem genügend umfangreichen und zuverlässigen Vergleichsmateriale für griechisches Kleingerät. Griechenland hat erst angefangen Sammlungen von den bisher misachteten Gegenständen anzulegen. Es dürfte z. Z. noch schwer halten, einen Weg einzuschlagen, wie ihn für Gegenstände etruskischer Herkunft z. B. der Vorstand des Breslauer Provinzialmuseums eingeschlagen hat. Derselbe hat nämlich alle charakteristischen in Schlesiens Grabaltertümern vorkommenden Bronzegegenstände archaischeren Charakters abbilden lassen und diese Tafeln darauf an Hrn. Prof. W. Helbig in Rom gesandt mit der Bitte, wo in italischen, besonders etruskischen Funden sich Parallelen fänden, diese zu sammeln. Er hat die Genugthuung gehabt, eine reiche Sammlung etruskischer Grabaltertümer zu erhalten, welche zu den schlesischen Fundstücken die schlagendsten Parallelen bilden. In Griechenland wäre es z. Z. noch unmöglich, einen solchen Auftrag ohne weite Reisen und langjähriges Sammeln auszuführen. Wenn daher in neueren anthropologischen Werken, z. B. bei v. Bonstetten, Wiberg, Worsaae, v. Sadowski u. a., auch ziemlich viel von dem griechischen Charakter gewisser transalpinischer, besonders nordischer Bronzen gesprochen wird, so muss ich das doch als ein noch sehr unsicheres Gebiet bezeichnen. Wir befinden uns nämlich der Schwierigkeit gegenüber, Griechisches von Etruskischem zu unterscheiden, und das ist für den ganzen Zeitraum, während dessen griechische oder italische Bronzen allmählich nach dem Norden gelangt sein können, um so schwieriger, als in demselben das etruskische Kunstgewerbe unter griechischem Einflusse stand. Dazu kommt, dass Griechenland nach Etrurien, Etrurien nach Griechenland exportierte. Wenn ich daher auch angesichts der Funde an bronzenem Kleingerät in Dodona und Olympia die Möglichkeit zugebe, dass ein Teil der Fundstücke, welche ich bisher als etruskisch in Anspruch genommen habe, griechischen Ursprungs sei, so liegt doch auch wieder die Möglichkeit vor, dass von jenen Funden in Griechenland manches etruskisch ist. — Ich habe diese Bemerkung einschalten zu sollen geglaubt, um mich vor denjenigen unter Ihnen zu rechtfertigen, welche vielleicht erwartet haben, von mir auch derartige Altertümer in den Kreis der Beweisführung gezogen zu sehen, weil gerade ich seiner Zeit meine Untersuchung über die Ausdehnung etruskischen Handels nach dem Norden wesentlich auf solche Vergleichen gegründet habe.

Nehmen wir nun den verlassenen Faden der Untersuchung wieder auf, so sehen wir nicht ohne eine gewisse Ueberraschung, dass die Münzfunde im Binnenlande sämtlich auf die griechische Handelsstrasse hinweisen, welche von der Donau aus, die Karpathen zur Rechten lassend, durch Siebenbürgen und Ungarn nach dem Weichselgebiet gieng und auf dem linken Weichselufer die baltische Küste erreichte. Tlukomic, Labsens, Schubin, Gnesen in der Provinz Posen, Öls in Schlesien, führen uns hinab zu dem grossen Völkerthore zwischen den Quellen der Oder und Weichsel, von diesem durch Mähren, Ungarn und Siebenbürgen zur Donau. Die auf dem rechten Ufer derselben in Serbien sich gleichmässig fortsetzenden Funde von Münzen derselben Städte (Athen, Thasos, Apollonia und Neapolis) weisen uns auf die im Gebiet der Morawa entlang nach dem des Wardar (Axius) und Štruma (Strymon) sich ziehenden Strassen, welche rechts und links von der Halbinsel Chalkidike bei Thessalonike und Amphipolis mündeten. Da haben wir an der makedonischen Küste auf einer Strecke von 10 Meilen die Städte Apollonia und Neapolis, ihnen kaum 5 Meilen gegenüber gelagert die Insel Thasos, und als Verbreitungsherd der attischen Münzen nach dem Norden an der Einfahrt in die Propontis den thrakischen Chersones, jene attische Provinz, welche von dem älteren Miltiades in der Mitte des 6. Jahrhunderts kolonisiert wurde und erst ca. 350 vor Chr. dem Mutterlande endgiltig verloren gieng.

Die von den meisten heutigen Forschern gehegte Hoffnung, welche besonders seit Wiberg als völlig sicher betrachtet wurde, von der Bernsteinküste und der Weichsel her ähnliche Spuren eines griechischen Handels den Dnjepr entlang zum Pontus zu finden, erweist sich als trügerisch. An dem oberen Laufe der Düna und des Njemen ist kein Fund zu verzeichnen, keiner auf dem rechten Weichselufer, keiner aus dem für den Völkerverkehr seit alter Zeit so wichtigen Quellgebiet des San und des Dnjestr. Von den griechischen Handelsplätzen am Pontus aber reichen die Funde nordwärts nicht wesentlich über Kiew hinauf, und was sich dort findet, ist jüngeren Datums. Die herkömmlichen Vorstellungen von einem sehr alten griechischen Handel, der vom Pontus aus direkt sich nach dem Norden weit hinauf bewegt habe, sind daher sehr zu beschränken. In der Stelle des 4. Buches des Herodot, wo die handschriftliche Überlieferung angibt, dass Griechen 40 Tagereisen aufwärts den Borysthenes (Dnjepr) zu befahren pflegten, muss 40 in 14 geändert werden. Dafür gibt es einen positiven und einen negativen Beweis. Der negative Beweis ist folgender. Herodot, der doch die Ströme Skythiens der Reihe nach ausdrücklich nach ihrer physikalischen Beschaffenheit wie nach ihrer Brauchbarkeit für den Handel beschreibt, weiss für den Dnjepr noch nichts von den gewaltigen Stromschnellen, welche von Alexandrowsk bis Jekaterinoslaw den Strom für Schifffahrt ganz unbrauchbar machten. Ein Weg von 40 Tagereisen würde aber fast die Hälfte des ganzen Dnjeprlaufes ergeben und hätte mehr als 50 Meilen über die Stromschnellen hinaus führen müssen. Dass Herodot sie aus Flüchtigkeit nicht erwähnt habe, ist eine geradezu ausgeschlossene Annahme. Er hat sich persönlich längere Zeit in Olbia (Cherson) aufgehalten, um Land und Leute kennen zu lernen, und hat uns in nahezu 67 Kapiteln des 4. Buches eine ethnographische Schilderung Skythiens gegeben, welcher aus der gesamten antiken Litteratur nur die in 95 Kapiteln des 2. Buches Herodots enthaltene Schilderung Ägyptens und die Germania des Tacitus an die Seite gesetzt werden können. — Der positive Grund ist aber der, dass Herodot selbst sagt, man kenne den Lauf des Stromes bis zu den skythischen Königsgräbern im Lande Gerrhos; durch was für Völker er aber



nördlich davon fließt, könne niemand angeben. Nun sind aber diese Königsgräber in den gewaltigen Kurganen, welche südlich der Stromschnellen, kleine 14 Tagereisen landeinwärts liegen, wiedererkannt, während 100—120 Meilen von der Mündung dergleichen nicht vorkommen.

Dazu kommt, dass meine Ansicht auch durch die Altertümer unterstützt wird, welche die kaiserlich russische Kommission aus jenen Gegenden gesammelt hat. Von der Küste nämlich zwischen Dnjepr und Bug sehen wir einen breiten Streifen skythisch-hellenischer Mischkultur, der aber nach den Stromschnellen zu bedeutend abnimmt, während er nach Westen nach dem Bug stärker wird und namentlich im Quellgebiet des unter 48° 10' nördl. Br. von W. in den Dnjepr mündenden Nebenflusses Tjasmin (Teasmina, Tasmina) zahlreiche griechische Münzen vom 4. Jahrhundert ab bis in späte Zeit aufweist, welche von Czâki gesammelt sind und jetzt in der Fürstl. Czartoryskischen Sammlung zu Kurnik sich befinden. Auch griechische Vasen und schöne Bronzen fehlen nicht. Iwan Funduklej hat in seiner leider russischen Revue der Grabhügel und Wälle des Kijewer Gouvernements eine Anzahl veröffentlicht. Mit Kijew selbst hören die griechischen Fundgegenstände im wesentlichen auf. An dem von da bis Smolensk bequem schiffbaren Strome kommen nur versprengte Stücke vor.

Wir gewinnen also den Eindruck, dass von den 3 grossen Systemen der Wasserwege zwischen Ostsee und dem Schwarzen Meere das östlichste, die Dnjepr-Beresina-Düna-Linie, welche in den Rigaischen Meerbusen führt, gar nicht in Betracht kommt, wenn es sich um griechisch-baltischen Handel handelt; das mittlere, das sogen. Oginski-System, welches auf Dnjepr-Pripeč-Schtschara-Njemen in das Samland führen konnte, bleibt fragwürdig, und nur das 3., welches durch Dnjepr-Bug-Narew und Weichsel gebildet wird, zeigt deutliche Spuren eines Handels, der bis zum Breitengrad von Alexandrowsk wohl direkt von Griechen betrieben wurde, dann aber ganz in die Hände skythischer Kaufleute übergieng.

Für diesen skythischen Handel hat v. Sadowski einiges interessante Material neu beigebracht. Der Handel mit dem Salz der Limane an der Küste des Schwarzen Meeres von Bessarabien bis an die Krim, welchen Herodot schon als einen sich nordwärts bewegenden kannte, hat noch heute seinen Mittelpunkt zwar tief unten in Kremenczuck auf der Mitte zwischen Kijew und Alexandrowsk, dehnt aber seine Sphäre über ganz Litauen bis an das jetzige Ostpreussen aus. Diese vielleicht vielen befremdliche Thatsache wird Ihnen in anderem Lichte erscheinen, wenn ich erwähne, dass die russischen Ostseeprovinzen bis vor einem Jahrzehnte fast nur englisches und spanisches Salz verbrauchten, welches ihnen über Memel zugeführt wurde, und dass die russischen Kaufleute der Stadt Pinsk an der Pina (Gouvernement Minsk) sich vor wenig Jahren eigens um Verbesserung der Oginski-Kanal-Schiffahrt bemüht haben, weil sie sonst die Konkurrenz des von Preussen versendeten Salzes nicht aushalten könnten und ihr nordwestlichstes Absatzgebiet verlieren würden.

Dieser Salzhandel, welcher von Süden begann und allmählich weiter nach Norden reichte, hat wahrscheinlich auch zuerst zur Kenntnis des Bernsteins geführt, nicht gleich des baltischen, sondern des binnenlitauischen. v. Sadowski teilt nämlich mit, dass am Narew, dem Nebenflusse der Weichsel, durch Raczynski ein seit uralter Zeit betriebenes Graben von Bernstein festgestellt worden ist. Die dortigen Bewohner, z. B. die Kurpjen in der Gegend von Myszeniec verstehen mit Hilfe des gewöhnlichen Spinnrades sehr geschickt Pfeifenteile, Korallen, Tassen u. dergl. aus den gegrabenen Bernsteinstücken zu verfertigen. Damit ist ein sehr wichtiges Verbindungsglied für den Bernsteinhandel

gegeben. Da der Handel mit Limansalz auf dem Dnjepr und Pripeč entschieden bis in jene Gegenden gereicht hat, so war das gerüchtweise Bekanntwerden fossilen Bernsteins bei den pontischen Griechen sehr wohl möglich. Durch diese erklärt sich nun auch eine bisher nicht unterzubringende Angabe des Philemon bei Plinius (*succinum fossile esse et in Scythia erui duobus locis*). An dem Narew wird nämlich der Bernstein seit alters an 2 Orten, in der Gegend von Prasnysz und Ostrolenka, gegraben und zwar in solcher Menge, dass die Verpachtung der Bernsteingruben noch 1834, für welches Jahr Gawazecki aus den Wojewodschaftsakten von Plock Mitteilungen veröffentlicht hat, sehr einträglich war. Diese Gruben sind die einzigen älteren Datums im Binnenlande des ehemaligen Skythiens. Ihre Entfernung vom Schwarzen Meere, der von Stamm zu Stamm weit-hin sich bewegende Tauschhandel der Skythen, der erst bei Alexandrowsk griechische Händler erreichte, lassen es begreifen, dass er selten und erst im 3. Jahrhundert vor Chr. nach Olbia kam, zu Herodots Zeit jedenfalls noch nicht. In den reich ausgestatteten Gräbern der Krim und der Halbinsel Taman erscheint er in der That selten und nicht vor dem 3. Jahrhundert, und wo er auftritt, tritt er als Kostbarkeit unter Edelgestein auf. So ist, wie der eben veröffentlichte Comptes-Rendu der Petersburger Kommission berichtet, 1879 in einem Grabe mit einer wahrhaft mykenischen Fülle goldener und silberner Gefässe und Schmucksachen ein Halsband, bestehend aus 21 Granaten, 11 Bergkrystallen, 12 Chalcedons, 1 Amethyst und 10 Bernsteinperlen gefunden, Ein ähnliches hat Dubois früher abgebildet. Alles in diesen Gräbern zeigt aber die prunkvolle griechisch-skythische Mischkultur, nicht die leiseste Spur orientalischer, speziell phönikischer Einflüsse. Man hat deshalb kein Recht, diesen Bernstein als arabischen zu vermuten oder ihn als nordischen, baltischen, der nach phönikischen Häfen kam, in Anspruch zu nehmen. Griechisch-skythischer Handel hat ihn an die Küste des Pontus gebracht und wahrscheinlicher aus dem Gebiet des Narew als von der baltischen Küste.

Wohl aber werden wir an Phönizier bei dem Funde denken müssen, welcher in neuester Zeit aller Augen auf sich gezogen und das Interesse erneut auf die Anfänge des Bernsteinhandels gerichtet hat. Ich meine Mykenä. In dem 3. und 4. Grabe fand Schliemann unter dem reichen Goldschmucke eine solche Fülle durchbohrter grösserer und kleinerer Bernsteinkugeln sorgfältiger Arbeit, welche als Gehänge gedient hatten, dass er bei zwei Leichen je an 400 Stück zählte. Dieser Bernstein weist uns also nicht auf die phönikischen Handelskolonien hin, welche bis zum 7. Jahrhundert v. Chr. an der Nordküste des Schwarzen Meeres die Vorläufer der späteren milesischen waren, sondern auf phönikische Fahrten nach dem NW. Europas, auf welche ja durch eine von Oppert 1878 in Lissabon mitgeteilte assyrische Urkunde vom Jahre 950 ein neues Licht gefallen ist. Der König berichtet darin u. a., „er habe wunderbare Jagdzüge gemacht, er habe dies und jenes gesammelt, und er habe Karawanen, die fischen gehen in dem Meere, das der Polarstern beherrscht, den Safran, welcher anzieht“ (= Bernstein) gefunden.

Von direktem griechischen Seeverkehre nach dem europäischen Norden bleibt für vorchristliche Zeit also nur die Entdeckungsreise des Pytheas, die ihn bis zur cimbrischen Halbinsel führte. Das Balticum ist durch sie nicht erschlossen worden. Was an griechischen Funden im Ostseegebiet zu Tage gekommen ist, weist vielmehr auf Landhandel hin. Für diesen ist die physikalische Möglichkeit eines pontisch-baltischen Weges zu direktem Handel zuzugeben, die thatsächliche Benutzung dieses Weges aber

geschichtlich unbeweisbar. Dagegen ist die Thatsache eines lebhaften westlicheren griechisch-baltischen, mehr und mehr direkten Handels nach der Bernsteinküste seit dem 4. Jahrhundert bis in das 2. v. Chr. hinab gesichert und die Strassenrichtung von Makedonien (Rumelien) durch Serbien, Ungarn, Schlesien, Posen und Westpreussen in Funden erkennbar.

Landhandel blieb auch der Handel der Römer nach dem Balticum, obwohl sie die Ostsee zuerst von Westen her zu Schiffe erreichten. Ich will, um Ihre Geduld nicht zu ermüden, nur noch wenig darüber bemerken. Die Römer lernten die Ostsee zuerst unter Augustus kennen. Ein Zeugnis ersten Ranges gibt davon Kunde. In der grossartigen, die Kundgebungen der ägyptischen und assyrischen Könige nachahmenden Urkunde über seine Herrschaft, welche uns auf den Tempelwänden von Ancyra erhalten ist, sagt Augustus ausdrücklich, dass der Befehlshaber seiner Flotte „auf sein Geheiss von der Rheinmündung ostwärts bis zu einem Punkte geschifft sei, bis zu welchem zuvor weder zu Lande noch zu Wasser irgend ein Römer gelangt sei“. Der Name des geographischen Punktes ist leider im lateinischen Texte zerstört. Ob er in der griechischen Parallelübersetzung, welche jetzt durch Humans Energie zum ersten Male vollständig abgeformt ist, erhalten worden ist, steht dahin. Als Wirkung dieser Fahrt darf jedenfalls die dieser Notiz folgende Angabe gelten, dass Cimbern, Charuden, Semnonen u. a. Völker dieses Himmelsstriches durch besondere Gesandtschaften seine (des Augustus) Freundschaft gesucht hätten. Damit waren die Pforten des Balticums direktem Einflusse der Römer erschlossen. Schnell mehrt sich die geographische Kenntnis dieser nördlichsten Teile der damals bekannten Welt, und die Energie, mit welcher diese Kenntnis von dem römischen Handel ergriffen und ausgebeutet wird, hat etwas Imponierendes. Sie zeigt von einer ungemeinen Rührigkeit römischen Unternehmungsgeistes und Expansionsfähigkeit ihres Handels und Kraft der Provinzialindustrie, welche unsere Vorstellungen von dem abwelkenden Römerreich zu beschränken nötigen. Aber nicht von der See her, sondern zu Lande von der Donau her ziehen die römischen Händler nach den Südküstenländern der Ostsee. Von dort aus, von Carnuntum aus, schickt auch Nero im Jahre 64 seine Handelsexpedition durch Ungarn nach dem Bernsteinlande, um dort das kostbare und von der Mode damals begünstigte Fossil in Masse aufkaufen zu lassen. Was dieser rasch die preussische Küste erreichende, über die Inseln im Westen und Osten nach Skandinavien herübergehende Handel an deutlichen Spuren hinterlassen hat, übersteigt alle Erwartung. In Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreussen, Kurland, Livland und Finnland, dazu Oesel, Gottland, Oeland, Bornholm, Schweden, Norwegen, Dänemark wimmelt es von römischen Münzen. Römische Münzen sind in Ostpreussen häufiger als die Münzen der Hochmeister, und nicht nur um einzelne Münzen handelt es sich dabei, sondern um zahlreiche Schatzfunde, unter denen z. B. der 1089 Stück umfassende Sesterzfund von Schreitlaucken unter allen bisher bekannten der drittgrösste und diesseits der Alpen der einzige nach NO. zu gemachte ist. Während in Bayern bis 1860 nur 43 Fundorte römischer Münzen bekannt geworden waren, habe ich in der Provinz Preussen deren 108 ermittelt. Und nicht nur Münzen sind es, sondern römisches Gerät aller Art, selbst eine Anzahl Statuetten. Schon vor 10 Jahren waren römische Kasserollen und Siebe, zum Teil mit Fabrikstempeln versehen, von Lorange verzeichnet in Dänemark 93, in Norwegen 28, in Schweden 12, Glasgefässe in Dänemark 36, Norwegen 24, Schweden 9; Holzeimer mit Bronzebändern Dänemark 17, Norwegen 30, Schweden 1.

Dazu eine überreiche Fülle von Kleingerät aller Art, Löffel, Zangen, Ringe, Gürtelhaken, Beschläge, Ketten, Pferdegebisse, Sporen, Haarnadeln, Fibeln, Bronze- und Glasperlen u. s. w. Diese Gegenstände sind z. T. erst in neuester Zeit als römisch erkannt, seitdem man sie nicht mit den in den mittelitalischen Museen befindlichen verglich, sondern mit denen, welche in den deutschen Lokalsammlungen, so besonders in den ehemaligen Römerstädten an Donau und Rhein sich finden. Man erkannte, dass nicht Italien, sondern die Provinzialstädte die Träger des Exportes gewesen sind, und dass die Exportgegenstände selbst Erzeugnisse einer nach römischen Mustern arbeitenden, aber im Geschmack allmählich entartenden Provinzialindustrie waren. So gross ist die überzeugende Gewalt dieser Thatsachen gewesen, dass selbst die skandinavischen und dänischen Altertumsforscher, welche sich so sehr gegen die Annahme italischer Einwirkungen auf ihr Vaterland sträubten, gegenwärtig eingestehen, dass vor der durch das freie Germanien allmählich heraufdringenden römischen Kultur die s. g. Bronzezeit in Skandinavien gewichen ist und dass die Herrschaft des Eisens seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. im Balticum durch die Römer herbeigeführt ist. Der greise Forscher Worsaae in seiner Vorgeschichte des Nordens 1878 und Ingvald Undset, unter den Jüngeren wohl der bedeutendste, in seinem eben beendeten grossen Werke über das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa 1882, sprechen dies offen aus.

Von Augustus bis zum Untergange des Reiches dauert dieser Einfluss. Als das weströmische Reich gesunken war, setzt Byzanz den gewinnbringenden Handel allein fort, aber in rasch abnehmendem Umfange. Neu belebt wird er durch die Araber, welche im 8. bis 10. Jahrhundert auf den einst von den Griechen erschlossenen Strassen rührig nach der nordischen Küste ziehen, überall in den Münzen ihrer Kalifen, in Schmuck aus Silberfiligran und in dem für den Kleinhandel bestimmten s. g. Hacksilber Spuren hinterlassend. Es kommt eine Zeit, wo die Ostsee sozusagen ein arabisches Handels-*Meer* ist.

Ich bin am Ende. In die eben im Fluge gemusterten breiten Bahnen römischer und arabischer Handelsbewegungen nach dem Norden habe ich Sie auf einer von einzelnen Spuren angedeuteten älteren griechischen Strasse geführt. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, welche Sie mir auch da geschenkt haben, wo nicht grosse Kulturbilder geboten werden konnten, sondern wo die Untersuchung vorsichtig wie der Fuss des Wanderers von Stein zu Stein in dem hinfliessenden Bache, so von Spur zu Spur in dem völkerverwischenden Strome der Vergangenheit tasten musste. Die Spuren werden sich, des bin ich gewiss, mehren. Sie haben vielleicht gelesen, wie jetzt an der samländischen Bernsteinküste ein unterseeischer Pflug, den ein Taucher unten führt und ein Dampfer oben zieht, den Boden aufreisst und das kostbare Fossil in ungeahnt grossen Stücken zu Tage fördert, so unlängst ein Stück von 8½ Pfund. — Das, dünkt mich, ist ein gutes Sinnbild für die mit den verbesserten Mitteln moderner Wissenschaft auch in ungeahnte Tiefen dringende und reichen Gewinn zu Tage fördernde geschichtliche Forschung unserer Zeit und der Zukunft.

Da niemand zur Discussion das Wort verlangt, spricht der Präsident dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und schliesst dann nach einigen geschäftlichen Mitteilungen um 11 Uhr 40 Minuten die allgemeine Sitzung.

Nachdem von 12 Uhr ab die Sectionen in den Räumen des Grossh. Gymnasiumsgebäudes sich konstituiert hatten, vereinigten sich die Mitglieder der Versammlung um



3 Uhr in dem kleinen Saale der Festhalle zum Festessen. Die Reihe der Toaste eröffnete der erste Präsident, Director Dr. Wendt, mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser Wilhelm und Seine Königliche Hoheit den Grossherzog Friedrich, in welches die Versammlung begeistert einstimmte. Zugleich wurden durch abgesendete Telegramme Seine Majestät der Kaiser und Seine Königliche Hoheit der Grossherzog von der Allerhöchstdenselben dargebrachten Huldigung in Kenntniss gesetzt.

Der zweite Präsident, Geheimer Hofrat Dr. Wachsmuth toastete hierauf auf die badische Regierung und ihren anwesenden Vertreter, Herrn Präsidenten Nokk; dieser erwiderte in schwungvoller Rede mit einem Hoch auf die Philologenversammlung.

Geheimrat Dr. Curtius folgte mit einem Trinkspruche auf die Stadt Karlsruhe; ihm dankte der Vertreter der Stadt, Bürgermeister Schnetzler, und schloss seine Rede mit einem Hoch auf die Leiter der Versammlung.

Es schlossen sich daran noch Trinksprüche auf die deutsche Jugend (Geheimrat Dr. Eckstein aus Leipzig), auf den Entdecker Olympias, Curtius (Director Schauenburg aus Crefeld), die philologischen Damen (Professor Dr. Hermann aus Mannheim).

Nach dem Festmahle begab man sich Abends 7 Uhr in das Grossh. Hoftheater, dessen sämtliche Plätze die Huld Seiner Königl. Hoheit des Grossherzogs den Teilnehmern der Versammlung zur Verfügung gestellt hatte. Als Festvorstellung wurde Glucks Oper Iphigenie auf Tauris gegeben, deren in jeder Beziehung mustergiltige Aufführung den reichsten Beifall der Versammlung hervorrief.

### Zweite allgemeine Sitzung

am Donnerstag den 28. September 1882, Vormittags 10 Uhr  
im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Präsident Director Dr. Wendt: Ich habe zunächst der Versammlung ein Telegramm Seiner Königl. Hoheit des Grossherzogs mitzuteilen, welches gestern Abend eintraf (die Versammlung erhebt sich):

„Herrn Director Dr. Wendt in Karlsruhe. Mainau, den 27. Sept. 1882. Ich ersuche Sie, den in Karlsruhe versammelten deutschen Philologen und Schulmännern Meinen wärmsten Dank für die Huldigung zu übermitteln, welche dieselben Mir so freundlich gewidmet haben. Ich bedaure, den Telegraphen benützen zu müssen, um Mich mit dieser Versammlung deutscher Männer der Wissenschaft und der Schule in Verbindung zu setzen, da Ich vorgezogen hätte, in mündlichen Verkehr mit Ihnen zu treten. So aber bitte Ich Sie, Herr Director, der Festversammlung Meine Teilnahme an ihren Bestrebungen zu übermitteln und auszusprechen, wie sehr Ich wünsche, dass alle Teilnehmer an dem Philologentag mit dem Aufenthalt in Karlsruhe zufrieden sein mögen. Friedrich, Grossherzog.“

In dem Augenblicke, wo ich dieses verlesen habe, ist auch folgendes Telegramm von Seiner Majestät dem Kaiser angekommen:

„Berlin, den 28. September 1882. Seine Majestät haben sich über den Ausdruck der Huldigung gefreut und lassen verbindlichst danken. Kabinetsrath Wilmowski.“

Nun übernimmt der zweite Präsident, Geh. Hofrat Dr. Wachsmuth, den Vorsitz und erteilt nach einigen geschäftlichen Mitteilungen das Wort Herrn Professor Dr. Studemund aus Strassburg zu seinem Vortrage:





### Ueber zwei Parallel-Komödien des Diphilus<sup>1)</sup>.

#### Hochansehnliche Versammlung!

Unter den letzten Ausläufern der klassischen poetischen Litteratur der Griechen nimmt, namentlich seit der Zeit Alexanders des Grossen, die auf Erfindungen einer höheren Phantasie verzichtende neue Komödie die hervorragendste Stelle ein. Die zu ihr gehörenden Stücke waren zum guten Teil nicht Lustspiele im engeren heutigen Sinne dieses Wortes, sondern bürgerliche Schauspiele. Die Mehrzahl der Stoffe ist nicht an das profane oder sakrale öffentliche Leben angeschlossen, sondern bezieht sich auf Vorgänge des bürgerlichen Privatlebens, wie sie nicht nur in der griechischen Welt, sondern auch bei anderen Völkern analog vorkommen konnten. Daraus erklärt sich die Leichtigkeit, mit der gerade die neue Komödie von solchen Völkern mit Glück nachgeahmt wurde, deren Litteratur an die griechische anknüpft, also vor allen anderen von den Römern in der *fabula palliata*.

Stattlich sind die Zahlen von Stücken, welche für die bedeutendsten unter den griechischen Dichtern der neuen Komödie bezeugt sind: so für Menander 108<sup>2)</sup>, für Philemon 97<sup>3)</sup>, für Diphilus 100<sup>4)</sup>. Die dafür notwendig vorauszusetzende Leichtigkeit der Produktion erklärt sich zum Teil dadurch, dass die gleichen oder ähnliche Motive und Verwickelungen und ähnliche gehäufte Wunderlichkeiten des Zufalls in einer grösseren Anzahl von Komödien wiederkehrten, so dass nur die Verwendung jener Motive virtuos variirt und durch Beimischung ergötzenden Scherzes und durchdachte Charakterzeichnung der auftretenden Personen dem Geschmack der Zuhörer angepasst zu werden brauchte. Zwar sind wir über den Inhalt von Stücken der *véa κωμῳδία* direkt nur mangelhaft unterrichtet. Die mehr oder weniger freien Nachahmungen des Plautus und Terenz geben einen nicht ausreichenden Ersatz für die verlorenen griechischen Originale. Aber wenigstens in Einem Fall sind wir in der Lage, den griechischen Dichter Diphilus aus Sinope bei der auffallenden Verwendung eines analogen Stoffes in zwei Schauspielen derartig gleichsam in seiner Werkstatt zu beobachten, dass das Fabrikmässige der Komödiendichtung deutlich zu Tage tritt. Diesen Parallelismus zwischen zwei bürgerlichen Schauspielen des Diphilus will ich versuchen nachzuweisen.

Unter den handwerksmässig verwandten Motiven fand sich in der neuen Komödie und dementsprechend in ihren römischen Nachbildungen besonders häufig die Verwicklung durch Schiffbruch und Seeraub<sup>5)</sup>, und die Lösung der Verwicklung durch eine *ἀναγνώρισις*, welche zum Teil mechanisch mit Hilfe von Kinderschmuck- und Spielsachen (*crepundia*) der das Hauptinteresse in Anspruch nehmenden Person herbeigeführt wird. In die Reihe dieser Crepundien-Stücke gehört der wahrscheinlich im letzten Jahrzehnt seines Lebens von Plautus verfasste *Rudens*, die Nachbildung eines nicht mit seinem griechischen Titel genannten

1) Von der beifolgenden lithographirten Tafel waren Exemplare unter die Anwesenden verteilt.

2) Diese Zahl überliefern der Anonymus de comoedia bei A. Meineke, *Historia critica comicorum graecorum* pag. 538, 8 und Suidas; vgl. dagegen Gellius Noct. Att. XVII 4.

3) Diese Zahl überliefert der genannte Anonymus pag. 538, 2. 3; Suidas: *πρὸς ἐνενήκοντα*.

4) So derselbe Anonymus pag. 538, 11.

5) Vgl. Moriz Haupt, *Opuscula* III. pag. 18.



moralischen Schauspiels<sup>1)</sup> des Diphilus<sup>2)</sup>. Der Inhalt dieses Stückes ist bekannt. Ich gebe ihn hier so wieder, dass ich diejenigen Punkte stärker hervorhebe, welche in der später zu besprechenden Parallel-Komödie wiederkehren.

Das Stück spielt an der Meeresküste von Kyrene, vor einem Tempel der Venus, an den sich Myrtengebüsch<sup>3)</sup> anschliesst, und vor dem Hause des Alten Daemones, der einst in Attika in behaglichem Wohlstande gelebt hatte; nachdem ihm ein Seeräuber sein einziges Töchterchen im Alter von drei Jahren geraubt und gewissenlose Freunde sein Vermögen bedenklich geschmälert hatten, war er mit dem Reste seiner Habe nach Kyrene ausgewandert, um sich dort ein neues Heim zu gründen. In der der Handlung des Rudens vorausgehenden Nacht hat ein starker Sturm an der Meeresküste gewüthet. Ein Schiff, auf welchem sich in Kyrene mit einem verruchten Genossen aus Agrigent ein Kuppler eingeschifft hatte, um in seiner Gewalt befindliche Mädchen nach Sicilien zu schaffen, wird von dem Sturm vernichtet, und der Zufall will, dass sich zwei Mädchen, Palaestra und deren Freundin, an jene eben beschriebene Stelle der Küste retten. Palaestra ist, wie sich später bei der Wiedererkennung durch Crepundien erweist, eben jene dem Daemones als Kind geraubte Tochter. Der Seeräuber hatte sie an jenen Kuppler verkauft, der sie, in schnöder Hoffnung auf einstigen reichen Gewinn, in Kyrene in den für eine Hetäre wichtigen Kunstfertigkeiten unterrichten liess. Auf ihrem Wege zur Musikschule hatte ein reicher, aus Attika stammender Jüngling sie erblickt und, von Liebe zu ihr ergriffen, um den Preis von 30 Minen dem Kuppler abgekauft. Einen Teil der Summe hatte er als Aufgeld baar bezahlt. Ehe der Rest entrichtet war, hatte sich der Kuppler, durch den Agrigentinischen Parasiten auf die Möglichkeit glänzenderen Gewinnes in Sicilien aufmerksam gemacht, mit diesem Gefährten und mit seinen Mädchen dorthin eingeschifft. Dem Liebhaber hatte er, um die Vorbereitungen zur Reise zu maskiren, vorgespiegelt, er wolle mit den Mädchen im Venustempel an der Küste opfern, und ihn sogar selbst zum Festschmause eingeladen. Der vorhin erwähnte Schiffbruch bewirkt, dass Palaestra und ihre Freundin, freilich aller Mittel beraubt, aber doch scheinbar von ihrem Peiniger befreit, Zuflucht im Venustempel suchen und bei der Priesterin desselben auch finden. Trachalio, ein Sklave des Liebhabers der Palaestra, von seinem Herrn, der den flüchtigen Kuppler zu erwischen sucht, nach dem Venustempel beordert, erkennt die zufällig, um Wasser zu holen, in die Nachbarschaft geschickte Gefährtin der Palaestra und erfährt von ihr die glückliche Rettung aus dem Schiffbruch; nur eins sei zu beklagen: das Kästchen (die *cistella*), in dem sich die Crepundien der Palaestra befanden — die einzigen Gegenstände, die sie noch aus dem väterlichen Hause besass und mit deren Hilfe sie hoffen durfte, dereinst ihre Eltern wiederzufinden — sei in und mit einem Koffer (dem *uidulus*) des Kupplers in den Fluten begraben. Trachalio geht in den Tempel, um Palaestra zu trösten. Bald darnach tritt der ohne Wissen der Mädchen ebenfalls aus dem Schiffbruch gerettete Kuppler mit seinem Genossen auf. Er erfährt von einem Sklaven des Daemones auf seine Frage, dass sich zwei Mädchen in den Venustempel gerettet haben, und stürzt in den Tempel, um sich der Mädchen zu bemächtigen. Trachalio ruft um

1) Vgl. Ritschl's Opuscula II. pag. 738 f.

2) Vgl. Rud. prol. 32.

3) Vgl. Rud. 732.

Hilfe, und der in der Nähe des Tempels wohnende Daemones gewährt die Hilfe. Die Mädchen flüchten zu dem vor dem Tempel stehenden Altar. Die Leute des Daemones bändigen den Kuppler. Trachalio ruft seinen Herrn herbei, und dieser zieht den Kuppler wegen der versuchten Unterschlagung der Anzahlungssumme vor Gericht. — Nun fehlt nur noch das Kästchen mit den Crepundien der Palaestra, um der Unschuld ihr Recht und dem Bösen seine Strafe werden zu lassen.

Da kehrt Gripus, ein Sklave des Daemones, vom Fischfange zurück, hoch erfreut über einen unverhofften Fang: denn beim Fischen ist ihm der Koffer des Kupplers in sein Netz geraten, und er hofft ihn für sich behalten zu können. Trachalio aber hat das Auffischen des Koffers bemerkt, und da Gripus auf den Vorschlag Trachalio's, ihm für Verschwiegenheit die Hälfte von dem Werte des Koffers zu geben, nicht eingeht, kommen die Streitenden überein, die Sache dem Daemones als Schiedsrichter zu übertragen. Bei der Verhandlung vor diesem erklärt Trachalio sich zufrieden geben zu wollen, wenn ihm das in den Koffer eingeschlossene Kästchen mit den Erkennungszeichen der Palaestra ausgeliefert würde. Das Kästchen wird geöffnet, und an den Crepundien erkennt Daemones, dass Palaestra seine ihm einst geraubte Tochter ist. Trachalio wird abgeschickt, um seinen Herrn, den Liebhaber, aufzusuchen und ihm die frohe Nachricht zu bringen. Dieser hat inzwischen seinen Process gegen den betrügerischen Kuppler gewonnen. Der Kuppler verspricht, um möglichst viel zu retten, dem Gripus für die Rückgabe des Koffers ein Talent. Diese Summe nimmt Daemones als Herr des Gripus in Anspruch: die eine Hälfte lässt er dem Kuppler gegen Freilassung der mit Palaestra geretteten Freundin, welche der ebenfalls freigelassene treue Sklave des Liebhabers, Trachalio, zur Frau erhalten wird; die andere Hälfte des Geldes macht den glücklichen Finder des Koffers, Gripus, zum Freien. Palaestra aber und ihr Liebhaber werden ein Paar.

Der Inhalt des Rudens ist derartig, dass sich der römische Dichter von dem griechischen Original des Diphilus nicht wohl weit entfernt haben kann<sup>1)</sup>. Auf keinen Fall war diese Entfernung auch nur annähernd so weit gehend, wie dies in der possenartigen Casina geschehen ist, welche Plautus, nach dem Ausweise des Prologs<sup>2)</sup>, mit Zugrundelegung der Clerumenoe des Diphilus gearbeitet hat<sup>3)</sup>.

Eine seltsam nahe Verwandtschaft mit dem Rudens zeigen die im Ambrosianischen Palimpsest in Mailand erhaltenen grösseren und die von römischen Nationalgrammatikern citirten kleineren Fragmente der Plautinischen Vidularia<sup>4)</sup> oder Kofferkomödie. Schon der Name dieses Stückes weist auf eine ähnliche Situation wie im Rudens hin. Ja der Rudens hätte zweifellos den Namen Vidularia als Titel führen können<sup>5)</sup>. Gerade der Umstand, dass Plautus dem Rudens keinen von *uidulus* abgeleiteten Titel gab, sondern dafür den entlegeneren Namen *rudens* „das Schiffstau“ wählte, welches hinter dem Koffer des Kupplers nachschleppt und an welchem Trachalio den mit seiner Beute davoneilenden Gripus zurückzuzerren sucht, macht es äusserst wahrscheinlich, dass der Rudens von

1) Vgl. W. A. B. Hertzberg „Des . . . Plautus ausgewählte Komödien, . . . übersetzt“ (Stuttgart 1861) S. 368 und 375.

2) Vgl. Cas. prol. 32.

3) Vgl. C. E. Geppert in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1863, XVII. pag. 625 f.

4) Ueber die Komödiennamen auf *-aria* vgl. Ritschl, Parerga pag. 139 ff.

5) Vgl. Ritschl, Parerga pag. 73. 167.

Plautus später gedichtet ist als die *Vidularia*. Dieser Titel so gut wie der Titel *Cistellaria* waren offenbar von Plautus schon präoccupirt, als er an die Abfassung des *Rudens* heranging<sup>1)</sup>. — Aus der nur teilweise möglichen Lesung zweier als eine Blattlage zusammenhängender Blätter<sup>2)</sup> des Plautinischen Palimpsestes habe ich im Jahre 1870 versucht, eine „erste Ausgabe“ der *Vidularia*-Reste unter Berücksichtigung der sonstigen bei Grammatikern erhaltenen Citate aus diesem Stücke herzustellen<sup>3)</sup>. Das Wichtigste, was sich für den Inhalt der *Vidularia* theils direkt, theils indirekt aus den erhaltenen Resten ergibt, ist folgendes:

Der Schauplatz der *Vidularia* ist (wie im *Rudens*) an der Meeresküste, und zwar nicht unwahrscheinlich wieder in der Nähe eines Venustempels; wenigstens wird in einem Fragment (XV.) ein Myrtengebüsch erwähnt. Wie im *Rudens* das Landhaus des gutmütigen Alten *Daemones*, des Vaters der *Palaestra*, nahe dem Venustempel liegt, so gehört zur Scenerie der *Vidularia* ein Haus des Landguts des gutmütigen Alten *Dinia* (Δεινίαν). Dazu kommt in der Scenerie der *Vidularia* ferner das Haus eines Fischers, Namens *Gorgo*. *Nicodemus*, ein (gleich der *Palaestra*) freigeborner Jüngling aus guter Familie ist (wie *Palaestra*) schiffbrüchig. Er hat durch den Schiffbruch im Meere einen Koffer, den *uidulus*, verloren, der (unter anderen Kostbarkeiten?) auch einen Siegelring enthielt, welcher (ebenso wie die *Crepundien* der *Palaestra*, die im Koffer des Kupplers verpackt waren) später die ἀναγνώρισις des *Nicodemus* durch seinen Vater *Dinia* ermöglicht. Aehnlich wie *Palaestra* war *Nicodemus* von seinem Vater so lange Zeit getrennt gewesen, dass Vater und Sohn sich später nicht durch den Anblick wiedererkennen.

Doch ich kehre zum Gang der *Vidularia* selbst zurück. Nach dem Schiffbruche war *Nicodemus* zunächst von dem Fischer *Gorgo* in dessen Haus aufgenommen. Da *Nicodemus* mittellos ist, verdingt er sich als ländlicher Arbeiter bei dem wohlwollenden alten Nachbar des *Gorgo*, bei seinem ihm unbekannten Vater *Dinia*; der wichtigste Teil der Scene, die dies Verdingen enthielt, ist im Palimpsest erhalten. — Der Fischer *Gorgo* stösst beim Fischen auf einen Koffer, offenbar den *uidulus* des *Nicodemus*. Diesen Koffer erspäht von dem Myrtengebüsche aus ein Sklave *Cacistus* und sucht ihn an sich zu reißen, während *Gorgo* (vielleicht um im Tempel der *Venus* für den Fang zu danken?) den Koffer am Gestade hatte stehen lassen. Aehnlich wie im *Rudens* *Gripus* und *Trachalio* um den Besitz des Koffers streiten, streiten hier *Gorgo*, der den *Cacistus* rechtzeitig ertappt, und *Cacistus* um den Besitz des Koffers in einer Scene, deren Schlussverse im Palimpsest erhalten sind; am Ende dieser Scene beschliesst *Cacistus*, sich nach einem befreundeten Rechtsbeistande umzuschauen, während *Gorgo* den Koffer in seinem Hause birgt. Darauf erscheinen auf der Bühne *Dinia* und *Nicodemus*, dem der Alte die harte Sklavenarbeit aus Mitleid erlässt und eine Silbermine ohne Zinsen leiht, damit *Nicodemus* sich weiter helfen könne. In dieser Scene, deren Anfang im Palimpsest erhalten ist, fällt dem *Dinia* ähnlich der Klang der Stimme des *Nicodemus*, seines ihm unbekannten Sohnes, auf, wie im *Rudens*<sup>4)</sup> *Daemones* beim Anblick der *Palaestra* unwillkürlich an seine ihm einst

1) Vgl. Teuffel „Studien und Charakteristiken“ pag. 276.

2) Denn die sonstigen kleineren Trümmer der *Vidularia* im Palimpsest sind wertlos.

3) *Commentatio de Vidularia Plautina*, Greifswald, 1870.

4) V. 742 ff.

geraubte Tochter erinnert wird. Aus den bei Grammatikern citirten Fragmenten der Vidularia geht hervor, dass der Koffer einem Sequester, also aller Wahrscheinlichkeit nach dem Dinia, übergeben wurde, welcher mithin eine analoge Funktion übernimmt wie Daemones im Rudens. Bei der Oeffnung des Koffers wird mit Hilfe des darin befindlichen, dem Nicodemus gehörigen Siegelrings, dessen Bild mit einem zweiten Ringe, offenbar dem des Dinia, stimmt, Nicodemus als Sohn des Dinia erkannt: ziemlich übereinstimmend mit der Art, wie im Rudens Palaestra als Tochter des Daemones erkannt wird.

Den Inhalt einiger anderer Fragmente der Vidularia, die, gleich den zuletzt berücksichtigten, bei Grammatikern erhalten sind, übergehe ich hier, da sich aus denselben zu wenig Sicheres über den sonstigen Inhalt dieses Schauspiels ermitteln lässt<sup>1)</sup>.

Die hervorgehobenen Einzelheiten aus dem Inhalte der Vidularia zeigen eine so frappante Aehnlichkeit mit dem Rudens, dass die beiden Stücke als Parallel-Komödien bezeichnet werden können, oder, um einen hier nicht ganz zutreffenden Ausdruck der modernen Kunstsprache für Gegenstände der bildenden Künste zu wählen, als „Pendants“.

Es ist fast undenkbar, dass dieser Grad von Aehnlichkeit in zwei Plautinischen Stücken erreicht wurde; wenn nicht derselbe griechische Dichter, dem Plautus den Inhalt des Rudens entlehnte, auch der Verfasser desjenigen Schauspiels gewesen ist, dem er den Stoff zur Vidularia entnahm. Da nun nach der ausdrücklichen Angabe des Rudens-Prologs<sup>2)</sup> Diphilus der Verfasser des griechischen Originals des Rudens war, so ist von vornherein wahrscheinlich, dass der gegen die Wiederholung derselben Motive in seinen Komödien keineswegs spröde Diphilus auch der Verfasser des der Vidularia zu Grunde liegenden Originals gewesen ist. Diese Vermutung hoffe ich mit Hilfe eines erst vor wenigen Jahren von mir gemachten Fundes zur Gewissheit erheben zu können, wenn Ihre Geduld ausreicht, um mir auf etwas schwierigerem Wege zu folgen.

Der XVII. Fasciculus des Codex Ambrosianus G 82 ord. sup. des Bibeltexes, welcher bekanntlich über die Reste einer Plautus-Handschrift geschrieben ist, enthält ausnahmsweise nicht 8 Blätter, sondern nur 7<sup>3)</sup>. Die beiden äusseren Blattpaare des Fasciculus (d. h. die Blätter 1 und 7, und 2 und 6) enthalten Teile der Plautinischen Bacchides, das mittelste Blattpaar (d. h. die Blätter 4 und 5) enthält eben jene vorher besprochenen Hauptreste der Vidularia. Das diesem mittelsten Blattpaare vorhergehende Blatt (d. h. das 3. Blatt des Fasciculus), welches die Seitenzahlen 243 und 244 trägt, ist ein siebartig durchlöcherter und namentlich in seiner oberen Hälfte sehr stark beschädigtes Einzelblatt; ein Teil seines oberen Randes ist verloren, so dass nicht gesagt werden kann, ob der Rand einst eine den Titel des Stückes angegebende Aufschrift trug oder nicht<sup>4)</sup>. Ich habe bei wiederholtem Aufenthalt in Mailand im Ganzen wohl länger als einen Monat gebraucht, um von der verzweifelt schwer lesbaren Rückseite des Blattes (Seite 244) ein

1) Dass auch die Liebe ihre Stelle in der Vidularia hatte, scheint das bei Priscian inst. gramm. VII 36 erhaltene Fragment (XI.) zu beweisen.

2) V. 32: *Primumdum huic esse nomen urbi Diphilus Cyrenas uoluit.*

3) Vgl. C. E. Geppert „Ueber den Codex Ambrosianus und seinen Einfluss auf die Plautinische Kritik“, Leipzig 1847, S. 6.

4) Ueber das absichtliche Fortlassen der den Titel des Stückes angehenden Aufschriften auf den oberen Rändern gewisser Seiten des Palimpsestes vgl. meine Auseinandersetzungen in den Commentationes philologiae in honorem Theodori Mommseni etc. 1877, pag. 788 fgg.



unvollkommenes Apographum herzustellen<sup>1)</sup>. Auf der nicht mit abgebildeten Vorderseite (Seite 243), welche noch stärker als die Rückseite beschädigt ist, liessen sich keinerlei Spuren von schwarzer Tinte erkennen. Wäre die Vorderseite so weit wie die abgebildete Rückseite beschrieben gewesen, so würden sicher Buchstabenreste wahrnehmbar gewesen sein. Daraus wird äusserst wahrscheinlich, dass auf der Vorderseite weiter nichts als didaskalische Notizen standen, wie sie sonst (abwechselnd rot und schwarz<sup>2)</sup>) geschrieben) einem auf der nächsten Seite beginnenden Plautinischen Stücke im Palimpsest vorangeschickt zu werden pflegen. Die Rückseite enthielt also wahrscheinlich den Anfang eines Plautinischen Stückes und mithin, wenn diesem ein Prolog vorangeschickt war, eben den Prolog. In meinem Apographum ist nur im allgemeinen der Charakter der Schriftzüge festgehalten; es giebt keineswegs ein ähnlich genaues Bild von den Resten, wie es etwa eine Photographie darstellen würde. Aus Zangemeisters und Wattenbachs *Exempla codicum latinorum litteris maiusculis scriptorum* (Heidelberg 1876) Tafel 6 ist das Aussehen des Plautinischen Palimpsestes genügend bekannt<sup>3)</sup>.

Wenn ein Buchstabe genügend sicher und in fast allen seinen Teilen erkennbar war, wie z. B. die Buchstaben KOMINEM zu Anfang der letzten von den 19 Zeilen, welche jede Seite des Palimpsestes zu enthalten pflegt, so ist er im Apographum ohne weitere darüber oder darunter stehende Zeichen wiedergegeben.

Wenn ein Buchstabe zu unsicher schimmerte, als dass ich für die Richtigkeit meiner Lesung eintreten könnte, habe ich unter den Buchstaben einen Punkt gesetzt; so z. B. unter das S, welches in der fünften Zeile die achte Buchstabenstelle einnimmt. — Wenn die Lesung wegen der Verblässung der Tinte sehr unsicher ist, habe ich über den Buchstaben ein Fragezeichen gestellt; so z. B. in der 10. Zeile über das E, welches dort die 12. Buchstabenstelle einnimmt. — Wenn die Buchstabenschimmer so undeutlich sind, dass das von mir Abgeschriebene nicht viel mehr Wert hat als etwas Erratenes, dem keine erhaltene Spur zu widersprechen schien, habe ich beide Zeichen zugleich angewandt, d. h. unter den Buchstaben einen Punkt gesetzt und über den Buchstaben noch ein Fragezeichen gestellt; so z. B. in der dritten Zeile unter und über die drei Schlussbuchstaben TIT.

Zahlreiche Buchstaben sind dadurch nur bruchstücksweise erkennbar, dass ein Teil derselben durch die später aufgetragene Bibelschrift bedeckt ist. Diesen Zustand bezeichne ich durch einen wagerechten Strich unterhalb des Buchstaben; also z. B. in der 19. Zeile ist von dem an achter Stelle stehenden S der obere Teil von der Bibelschrift bedeckt, nur der untere Teil ist frei; von dem in der 19. Zeile unmittelbar darauf folgenden Buchstaben E ist der mittlere Teil von der Bibelschrift bedeckt, der oberste und unterste Teil sind frei.

Andere zahlreiche Buchstaben sind dadurch verstümmelt, dass Teile von ihnen in Löchern ausgefallen sind, welche infolge des fortschreitenden Verwesungsprocesses des Codex eingetreten sind. Diesen Zustand bezeichne ich durch einen Kreis unterhalb des

1) Vgl. die beigeheftete lithographirte Tafel.

2) Vgl. *Commentationes philologicae in honorem Theodori Mommseni etc.* 1877, pag. 802.

3) Ein weniger treues Abbild gewährt Angelo Mai, *Plauti fragmenta inedita etc.*, Mediolani 1815, zu pag. 34.

Buchstaben; z. B. der viertletzte Buchstabe der 19. Zeile ist jetzt durch ein Loch repräsentirt, dessen Form genau zu einem I passt; der erste Buchstabe der 17. Zeile war zwar, wie sich aus den erhaltenen Resten desselben, die den äussersten linken und den äussersten rechten Teil desselben bildeten, ersehen lässt, sicher ein U, der mittlere Teil dieses Buchstaben aber ist in einem Loch ausgefallen. Von dem in der 17. Zeile unmittelbar darauf folgenden Buchstaben ist der mittelste Teil in einem Loch ausgefallen, erhalten sind der oberste und der unterste Teil; aber die Lesung ist so unsicher, dass es zweifelhaft ist, ob gerade ein O dort geschrieben war; daher der Zusatz eines Fragezeichens oberhalb des O.

Zuweilen sind Reste der Bibelschrift und Durchlöcherungen derartig verbunden, dass eine genaue Scheidung dieser beiden Hemmnisse für die vollkommene Lesung eines Buchstaben unmöglich ist. Diesen Zustand habe ich durch mehrere schraffierte Linien bezeichnet; so ist z. B. der obere Teil der beiden Anfangsbuchstaben CR in der elften Zeile infolge von Resten der Bibelschrift und von Durchlöcherungen unlesbar; nur der untere Teil jedes dieser beiden Buchstaben ist erhalten; der auf diese beiden Buchstaben folgende (dritte) Buchstabe der elften Zeile ist ganz in dem bezeichneten Zustande, seine Lesung als E daher durch ein darüber gesetztes Fragezeichen als völlig unsicher angegeben; bei dem unmittelbar darauf folgenden (vierten) Buchstaben der elften Zeile lassen sich die Hindernisse der Lesung genauer scheiden: der äusserste Teil dieses Buchstaben nach links ist erhalten, die Mitte desselben ist von der Bibelschrift bedeckt, der äusserste Teil nach rechts ist in einem Loch ausgefallen; die Lesung des Buchstaben als D ist dadurch sehr zweifelhaft.

Wenn ich mich Angesichts des Codex überzeugt habe, dass statt des in der Zeile stehenden Buchstaben auch ein anderer gelesen werden kann, so ist dieser in Minuskelschrift darüber gesetzt; z. B. der dritte Buchstabe der vierten Zeile ist mit seinem oberen Teile in einem Loch ausgefallen, es kann daher nicht gesagt werden, ob er ein T war, wie im Texte steht, oder ob er ein I oder ein E war. — Wenn ich den darüber stehenden Minuskelbuchstaben in runde Klammern eingeschlossen habe, wie z. B. bei dem zehnten Buchstaben der fünften Zeile der Fall ist, so bezeichnet dieses, dass die in Klammern stehende Lesung etwas weniger wahrscheinlich ist als die im Texte stehende; also an der eben genannten Stelle ist die Lesung des Buchstaben als A etwas wahrscheinlicher wie die Lesung als X. — In eckige Klammern schliesse ich diejenigen Buchstaben, deren Lesung erheblich unwahrscheinlicher erschien als die im Texte stehende; z. B. der drittletzte unter den überhaupt erkennbaren Buchstaben der elften Zeile, dessen unterer Teil in einem Loch ausgefallen ist, schien viel wahrscheinlicher als O wie als I gedeutet werden zu müssen.

Wenn ganze Stücke von Zeilen in einem Loch ausgefallen sind, so habe ich die Länge des Loches durch einen wagerechten Strich in der Zeilenmitte bezeichnet; so z. B. sind die Anfänge der drei ersten Zeilen so weit in Löchern ausgefallen, als im Apographum die wagerechten Striche reichen. — Wenn ich mich Angesichts des Codex durch genaue Ausmessung der Länge eines Loches überzeugen konnte, dass der Umfang desselben ausreicht, um bestimmte, dem Wortsinne beispielsweise angemessene Buchstaben zu fassen, so sind oberhalb des das Loch bezeichnenden wagerechten Striches die einst dort möglicherweise geschrieben gewesenen Buchstaben in Minuskeln darüber gesetzt; z. B. am Schluss der fünften Zeile kann GRATIAS gestanden haben, doch ist statt des vierten und

fünftens dieser Buchstaben jetzt ein ungefähr dem Umfange eines T und eines I gleichkommendes Loch vorhanden.

Wenn endlich infolge von Resten der Bibelschrift und zahlreichen Durchlöcherungen ganze Stücke von Zeilen unlesbar sind, so habe ich schraffierte Striche auf den Zeilen in der entsprechenden Ausdehnung angewandt; also z. B. hinter den drei Anfangsbuchstaben der 12. Zeile, welche als INT gedeutet werden können, ist infolge von Resten der Bibelschrift und Durchlöcherungen eine unlesbare Stelle, deren Ausdehnung ausreicht, um beispielsweise die Buchstaben ELLE zu fassen.

Nach diesen zum Verständnisse des Apographum unerlässlichen Bemerkungen wende ich mich zur Ermittlung des einstigen Inhaltes der Seite 244. Der Text ist eingerückt geschrieben, wie es bei fortlaufenden iambischen Senaren der Fall zu sein pflegt. Alle Prologe sind ausnahmslos in iambischen Senaren abgefasst. Die Zeilen 2—17 enthielten einen aus 16 iambischen Senaren bestehenden Prolog zu einer Plautinischen Komödie. Die erste Zeile der Seite war wohl bestimmt<sup>1)</sup>, den mit roter Tinte zu schreibenden Titel PROLOGUS aufzunehmen; in der 18. Zeile, deren Anfang allem Anschein nach nicht beschrieben war, stand wohl der Name desjenigen, der den mit der 19. Zeile beginnenden, ebenfalls in iambischen Senaren verfassten Anfangs-Monolog<sup>2)</sup> des Stückes zu sprechen hatte<sup>3)</sup>.

Dass die Zeilen 2—17 einen Prolog enthielten, wird nicht sowohl durch die Anrede mit *uos* in der 13. und in der 17. Zeile erwiesen, als durch die 11. Zeile, welche man geneigt ist, zu dem Senare:

*credo argumentum uelle uos [cogn]os[cer]e*

zu ergänzen; nur erwähne ich, dass den Resten der Züge nach nicht sowohl *[cogn]os[cer]e* als z. B. *[pern]os[cer]e* dagestanden zu haben scheint; auch die nächste Zeile, die 12., wird man nicht Anstand nehmen, zu dem Senare:

*int[elle]g[etis] poti[us]<sup>4)</sup>, q[uid] a]g[an]t, q[ua]nd[o] a]gent<sup>5)</sup>*

zu ergänzen. Der Prologsprecher weist also die an den PROLOGUS gewöhnlich gestellte Forderung, den Inhalt der Komödie, das *argumentum*, zu erzählen, mit dem Bemerkten zurück, dass diese Erzählung überflüssig sei: es werde sich vielmehr aus der Handlung selbst ergeben, um was es sich handele.

Sieht man vom Pseudolus-Prolog ab, von welchem nur zwei Verse erhalten sind, so zerfallen diejenigen Prologe zu Plautinischen Stücken, welche von einem PROLOGUS, nicht von einer Gottheit oder von einem im Stücke auftretenden Schauspieler gesprochen werden, in drei Klassen:

1) Ebenso ist auf Seite 35 des Palimpsestes die erste Zeile von Tinte leer, und der Trinummus-Prolog beginnt mit Zeile 2. Ebenso ist auf Seite 120 die erste Zeile von Tinte leer, und der Pseudolus-Prolog beginnt mit Zeile 2.

2) Ebenso beginnen noch folgende Plautinische Stücke hinter dem Prologe mit einem in iambischen Senaren abgefassten Monolog: Truculentus, Trinummus, Menaechmi, Captivi.

3) Sicher stand in Zeile 18 nicht CACISTUS.

4) Vgl. z. B. Plaut. Merc. 17.

5) Vgl. Poen. III 1, 49: *Hos te satius est docere, ut, quando agas, quid agas, sciant.*

1) In den der Casina und dem Poenulus vorausgeschickten Prologen wird ausser der Erzählung des *argumentum* auch das *nomen* (d. h. Namen und Verfasser des griechischen Originals und des lateinischen Stückes) angeführt.

2) Bloss das *argumentum* wird erzählt, das *nomen* nicht erwähnt in den den Captivi, Menaechmi, Truculentus voranstehenden Prologen.

3) Bloss das *nomen* wird erwähnt, das *argumentum* zu erzählen abgelehnt in dem der Asinaria vorausgehenden Prologe. In dem an letzter Stelle genannten Prologe wird nach allgemeinen guten Wünschen und Aufforderungen zur Aufmerksamkeit folgendes gesagt (V. 6 fgg.):

*Nunc quid processerim huc et quid mihi uoluerim,  
Dicam: ut sciretis nomen huius fabulae.  
Nam quod ad argumentum attinet, sane breuest.  
Nunc quod me dixi uelle uobis dicere,  
<Id> dicam: huic nomen graece Onagost fabulae.  
Demophilus scripsit, Maccius uortit barbare.  
Asinariam uolt esse, si per uos licet.  
Inest lepos ludusque in hac comoedia.  
Ridicula res est: date benignam operam mihi.  
Uti uos alias, pariter nunc Mars adiunet.*

Damit schliesst der Prolog zur Asinaria.

Zu dieser durch den 15 Senare umfassenden Asinaria-Prolog repräsentierten Klasse gehört offenbar auch der auf der in Rede stehenden Seite 244 vorliegende Prolog.

Nun beginnt die 7. Zeile dieser Seite mit Zügen, welche sich zu keinem lateinischen Wortkörper ergänzen lassen; wohl aber weisen dieselben mit fast zwingender Sicherheit auf das griechische Wort *σχεδία*<sup>1)</sup>, d. h. „ein aus dem Stegreife gebautes Fahrzeug, das jemand zur Zeit der Not, so gut er es eben kann, verfertigt, im Gegensatz zu einem nach allen Regeln der Kunst vollständig ausgebauten Fahrzeuge“<sup>2)</sup>.

Im Prologe zur Casina erfolgt die Angabe des *nomen* (V. 30 fgg.) mit folgenden Worten:

*Comoediai nomen dare uobis uolo.  
Clerumenoe uocatur haec comoedia  
Graece, latine Sortientes. Diphilus  
Hanc graece scripsit, postid rursum denuo  
Latine Plautus cum latranti nomine.*

Ähnlich heisst es nach der Überlieferung im Prologe zum Poenulus (V. 53 fgg.).

Im Prologe zum Mercator (V. 5 fg.) lautet der betreffende Passus folgendermaassen:

*Graece haec uocatur Emporos Philemonis,  
Eadem latine Mercator Macci Titi.*

1) Vgl. Festus pag. 334 (ed. Müller): [*Schedia*] genus nauigii [inconditum, id est trabibus tantum inter] se connexis factum, quo mercimonia circumferunt post amissam [nauem]. u. s. w.

2) Vgl. übrigens auch den Eigennamen *Σχεδία* in G. E. Benselers „Wörterbuch der griechischen Eigennamen.“



In der einem Prologe gleichkommenden Scene des *Miles gloriosus* (II 1) hat die analoge Stelle folgende Gestalt nach der Überlieferung (86 fg.):

*Alazon graece huic nomen est comoediae:  
Id nos latine gloriosum dicimus.*

Endlich in dem *Trinummus*-Prologe lautet die (interpolierte) Stelle (V. 18 fgg.) also:

*Huic graece nomen est Thensauro fabulae.  
Philemo scripsit, Plautus uortit barbare.  
Nomen Trinummo fecit. nunc hoc uos rogat  
Ut liceat possidere hanc nomen fabulam.*

Wenn man sich nicht etwas weiter von den Zügen, welche ich in der 7. und 8. Zeile der Seite 244 zu erkennen glaubte, entfernen will und nur annimmt, dass das gegen den Schluss der 7. Zeile gelesene C vielmehr ein Rest des zweiten O des Wortes [COM]O[EDIA] war, so ergibt sich als Ergänzungsmöglichkeit dieser beiden Senare z. B.:

*Sc[h]edi[a haec] uo[catast a] g[r]ae[co<sup>1</sup>] com]o[edia]  
[P]oeta, ha<nc> noster f[ecit] V[idularia]m,*

wobei man annehmen muss, dass in der 8. Zeile der Schreiber, statt die Schlussbuchstaben NC des Pronomens *hanc* hinzuzufügen, mit seinen Augen gleich zu dem N, mit welchem das Pronomen *noster* anfängt, abirrte.

Also: „Cχεδία ward diese Komödie vom griechischen Dichter genannt, unser Dichter (d. h. Plautus) machte daraus die *Vidularia*.“ Dass nur der Titel des griechischen Stückes, nicht auch der Eigennamen des griechischen Dichters erwähnt wird, darf nicht befremden; dasselbe ist der Fall in der einem Prologe gleichkommenden Scene des *Miles gloriosus* (II 1) und vielleicht<sup>2</sup>) im *Poenulus*-Prologe.

Cχεδία als Komödien-Titel ist uns nun nur für einen einzigen griechischen Dichter bezeugt, und dieser Dichter ist gerade Diphilus. Das *Etymologicum Magnum* hat einen Vers aus diesem Stücke bewahrt<sup>3</sup>).

Damit ist Diphilus als Verfasser der Originale der beiden Parallel-Komödien *Rudens* und *Vidularia* erwiesen; und wenn meine Ausführung auch nicht dazu beigetragen haben wird, das Ansehen des seine Motive mechanisch wiederholenden Diphilus zu erhöhen, so hat sie doch hoffentlich geholfen, die Arbeitsart dieses Rivalen des Philemon und Menander klarer zu stellen<sup>4</sup>).

1) Ähnlich wie hier ist der Schluss des iambischen Senars von der Caesura Penthemimeres an z. B. gebaut: *Men. prol. 30 Mortales multi, ut ad ludos, conuenerant*, *Capt. prol. 40 Et hic hodie expedit hanc docte fallaciam*, *Capt. prol. 15 Vos qui potestis ope uostra censerier*; vgl. auch z. B. *Poen. prol. 28*, *Amph. prol. 42. 100*, *Merc. 15*, *Cist. I 3, 23*; Brix zu *Mil. Glor. 503*, u. s. w.

2) Vgl. aber Gepperts Anmerkung zu *Poen. prol. 53*.

3) Vgl. A. Meineke, *Fragmenta comicorum graecorum* I. pag. 456; IV. pag. 410; V. pag. CCCVIII.

4) Die lithographierte Tafel ist durch Schuld des Strassburger Lithographen in einer Anzahl von Exemplaren sehr mangelhaft ausgefallen: Zeile 7 soll der über dem zweiten Buchstaben in Klammern stehende Buchstabe ein u sein; ebenso der Z. 8 über dem A stehende Buchstabe; über dem letzten O in Z. 8 soll ein c stehen; über dem S in Z. 8 soll ein Fragezeichen stehen; über dem ersten T in Z. 9 soll p, i, e, ? stehen; über den drei Strichen vor dem ersten O in Z. 9 soll e mit einem Fragezeichen

# Anhang.

Die Fragmente der Plautinischen Vidularia<sup>1)</sup>  
auf Grund einer erneuten Vergleichung des Ambrosianischen Palimpsestes  
zusammengestellt<sup>2)</sup> von  
W. Studemund.

<T. MACCI PLAVTI VIDVLARIA>  
<GRAECA SCHEDIA DIPHILV>

## I. Fragment (nach A).

### <PROLOGVS>

υ	-	υ	-	υ	hānc rem uetere nómīne	1					
υ	-	υ	-	υ	(d)éstitit	2					
υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	3	
Laudátus	-	υ	-	υ	-	υ	grá(ti)as	4			
υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	fero.	5
Sc(h)edi(a haéc)	uo(catast á)	g(r)ae(co com)o(édia)	6								
(P)oéta, ha<nc>	noster f(écit)	V(idulária)m.	7								
Is qu-	υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	8
Prius nóscite-	υ	-	υ	scitis ípsus (e)s(t).	9						
Credo árgumentum uélle uos	(per)nós(cer)e:	10									
Int(élle)g(etis póti)us	q(uid a)g(an)t, q(uá)nd(o a)gent.	11									
υ	-	υ	-	υ	-	υ	uos ín loco monitúm	υ	-	12	
υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	13	
υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	υ	-	14	

stehen; die Buchstaben OF in Z. 9 sind folgendermaassen zu bezeichnen: <sup>?</sup>OF; das letzte T in Z. 10 ist so zu bezeichnen: <sup>?</sup>T; in Z. 12 soll der vor dem zweiten G über den Strichen geschriebene kleine Buchstabe ein a sein; in Z. 14 ist der Punkt über dem vorletzten Buchstaben zu tilgen; in Z. 15 ist der drittletzte Buchstabe so zu bezeichnen: <sup>?</sup>E; Z. 16 muss über dem sechsten Buchstaben ein Fragezeichen stehen; Z. 19 muss der elfte Buchstabe so aussehen: E, der fünfzehnte so: E. Am Ende der Zeilen 3, 5, 9, 14, 15 scheint nichts weiter gestanden zu haben; Z. 16 ist die Lesung des zwölftletzten Buchstaben sehr unsicher.

1) Der Text der Vidularia nahm in A, wie es scheint, höchstens 47 Seiten (jede zu 19 Zeilen) ein; da für die Brechung längerer Verse und für die Szenenüberschriften eine Anzahl Zeilen in Abrechnung kommen, so umfasste diese Komödie schwerlich viel über 800 Verse.

2) In den Anmerkungen berühre ich fast ausschliesslich solche Einzelheiten, welche in meiner früheren Ausgabe der Vidularia (1870) nicht besprochen sind. Die genauen Lesarten der im Ambrosianus erhaltenen Reste der Vidularia wird mein Apographum dieses Codex bringen.

Prolog 1. Ob *uetere* oder *ueteri* in A stand, ist unsagbar; dieser Ablativ ist in A nur noch Pseud. 412 erhalten, wo die Lesung *UETERE* erheblich wahrscheinlicher ist als *UETERI*; *uetere* haben Pseud. 412 BCD und Cas. prol. 5 BJ, dagegen Stich. 768 *ueteri* BCD || 1 Dieser Vers lässt sich in mannigfacher Weise ergänzen, z. B. unter Berücksichtigung von Cist. II 1, 29, Amph. prol. 118 || 2 Dieser Vers scheint auf (*d*)*estitit* oder (*r*)*estitit* ausgegangen zu sein.



NICODEMVS	
Té ego audi(ui dí)cere	3
Operárium te uéllé ru(s condú)c(ere).	4
DINIA	
Re(ct)e aúdiuisti.	
NICODEMVS	
Quíd uis operis (fíe)ri?	5
DINIA	
Qu(id t)u ístuc curas? án mihi tutor ádditu's?	6
NICODEMVS	
Dare póssum opinor sátis bonum operárium.	7
DINIA	
Est tíbi in mercede seruos, quem des, quíspia(m)?	8

eines trochäischen Septenars: Men. 432 BCD; Rud. 641 BCD; Mil. 277 (*quid iam negoti est* A falsch, *quid negotii* [ohne *est*] BD, *quid nego tu* [ohne *est*] C). | Dieselben Worte vertreten ferner einen Ditrochäus innerhalb der trochäischen Septenare Curc. 601 BJ und Merc. 967 BCD; also scheint auch Epid. 713 das in BEJ überlieferte *Hóc ita esse*. — *Quid est negotii* zu *Quid negotist?* umgestellt werden zu müssen. | Dieselbe Wortfolge *Quid negotist* steht ferner in Cretici Rud. 951 BCD und in Bacchien Cas. III 5, 26 (A hat *qu(id n)ego est*, BJ *quid negotii est*), d. h. in denjenigen Rhythmen, in welchen Verschleifungen fast nie zugelassen werden. | Most. 742 wird die zweite Hälfte des iambischen Octonars folgendermaassen herzustellen sein: *sed quid negotist?* — *Éloquár*; die Überlieferung von BCD führt auf *sed quid est negóti?* — *Éloquár*; vgl. Brix in den Jahrb. f. Philol. 1881 p. 54 || 6 Zu dem Ausdruck *Quid tu istuc curas?* vgl. Aul. 429; Most. 889; Cas. II 6, 33; Rud. 1068 || Zu *tutor* vgl. Aul. 430 || Zu *additus* vgl. Aul. 556; Mil. 146. 298. 550; Capt. 708 || 7 Die Lesung *SATIS* ist in A wahrscheinlicher als die Lesung *SIUIS*. Bei der im Text gegebenen Schreibung tritt Hiatus und Syllaba anceps hinter dem 4. Iambus ein; diese Freiheit wird weder durch die Ergänzung <tíbi> *sat bónum* noch etwa durch *Dare pósse opinor sátis bonum* <me> *operárium* in plausibler Weise entfernt. Die metrisch tadellose Lesung *Dare póssum, opinor, si uis bonum operárium* liesse sich empfehlen durch Stellen wie z. B. Asin. 654. Zu der Phrase *dare possum* vgl. z. B. Aul. 158; Poen. III 3, 82; Pseud. 735 || 8 *seruus* A und 9 *seruum* A. Ebenso schreibt A *seruus*: Capt. V 9, 24; Cas. prol. 39; III 6, 12 zweimal; III 6, 13; Epid. III 4, 53; in der Überschrift zu Mil. III 1; Most. 786; Pers. 7; Pseud. 154. 472. 610 [*seruun* (= *seruusne*)]. 617. 636. 727. 1210 [(*seru*)us?]; in der Überschrift zu Rud. II 7; Stich. 58. 59; Trin. 1055; Truc. II 1, 39; vgl. auch *serus* [statt *seruus*] Pseud. 445. Dementsprechend steht in A *conseruus* Mil. 176 und 271. Ebenso schreibt A *seruum*: Epid. III 4, 50; Mil. 477; Most. 721; Poen. III 5, 28. 32; V 2, 70; Pseud. 461; Trin. 434. 435; und ebenso *conseruum* Stich. 433. Viel seltener ist in A *seruos* als Nominativ (Mil. 364; Pers. 291; Pseud. 737; Mil. 563 [wo *seruos* statt *seruom* ver-schrieben ist]) sowie *conseruos* (Mil. 261. 276), und *seruom* als Accusativ (Pers. 291; Poen. III 5, 16) geschrieben. An anderen Stellen ist es unsicher, ob *seruus* oder *seruos* (Stich. 153) bzw. (*se*)*ruum* oder (*se*)*ruom* (Men. 251) in A stand. Ähnlich überwiegt bei den übrigen auf -vös und -vom ausgehenden Casus der Nomina in A die Schreibart mit uu: vgl. z. B. *abauus* Mil. 373; *auus* Mil. 373, Trin. 645; *proauus* Mil. 373 | *aceruum* Cas. I 38 | *aeuum* oder *aeuom*, unsicher: Poen. V 4, 14 | *aluum* Pseud. 823, Rud. 589 | *neruom* Rud. 872 | *curuum* Cas. I 36 | *festiuum* Poen. I 2, 95; aber *festiuom* Poen. III 3, 82 | *ignauom* Most. 856 | *nouus* Most. 941, Pseud. 700, Truc. I 2, 33; *nouum* Cas. prol. 70 und IV 2, 3; *noum* (so) Pseud. 434; aber *nouom* Pseud. 569 | *saluus* Bacch. 536 [zweimal; an der zweiten Stelle ist auch die Lesung *saluos* möglich], Epid. IV 1, 22, Pers. 579, Pseud. 974, Stich. 316. 402. 471, Truc. II 4, 8; aber *saluos* Poen. III 5, 6 und IV 2, 36 | *saluum* Epid. I 1, 5, Stich. 584, Trin. 180. 1073, Vidul. fragm. V 31; aber *saluom* Men. 286(?), Mil. 1413, Poen. III 3, 73. 74, Pseud. 309 | *uiuus* Pseud. 339; aber *uiuos* Men. 245 und *uiuom* Pseud. 309. Vgl. auch die Verbalformen *uiuiunt* Cas. III 5, 52 und *uiunt* (so) Trin. 1075



NICODEMVS

Inópia seruom í(ps)e (tibi er)o mé loc(o). 9

DINIA

Quid tú? locastin q(uaéso te umquam quoípiam)? 10

Nam equidém te m(i esse séruritum haud árb)itrór. 11

NICODEMVS

Non súm, si quidem tu nó(n uis me condúcere): 12

Verúm si pretium dás, du(ces te)cúm simul. 13

DINIA

Labóriora, aduléscens, uitast rústica. 14

[A schreibt Poen. V 4, 10 *iuuentu(te)* und *iuuentutem* Pseud. 202; Pseud. 19 *iubabo* (so); *iuuas* Pseud. 732; *iuuat* Epid. I 2, 10; *iuues* Trin. 189; *iuuit* Stich. 405; *adiuuas* Pers. 614, Poen. IV 2, 60; *adiuu(at)* Mil. 1134; *ad(iuu)et* Rud. 257. Ebenso *uuidis* Rud. 573; *uuidus* Rud. 585; *inpluuium* Mil. 573]. Anders schreibt A in Verkleinerungssilben: vgl. (*par*)*uolae* Poen. V 6, 9; *paruolas* Poen. IV, 2, 74; *paruolum* Stich. 161; *seruoli* Stich. 446. In den Stammsilben hat A folgende Schreibungen: *uolgem* Mil. 1035; *uolgo* Stich. 167; aber *peruulgatum* Pseud. 124 | *uolt*: Cas. IV 4, 27; Merc. 478; Mil. 183; Most. 772; Pers. 7. 373. 599; Poen. III 3, 48; IV 2, 70; V 2, 159; V 4, 46; Rud. 772; Stich. 17. 253; Trin. 361 zweimal; *uolt* oder *uult*, unsicher: Stich. 254; *neuolt* Trin. 364; aber *uult*: Cas. III 5, 57; Epid. II 2, 60; Pers. 515; Poen. V 2, 38; Trin. 284. 438. 444. 564; Truc. I 2, 20; *neuult* Epid. IV 2, 16 | *uoltis*: Poen. III 3, 31; Pseud. 370; aber *uultis* Pers. 693. 709 | *uolturios* Most. 832. 833. 834. 838 | *uoltus*? Epid. IV 1, 33. Vgl. auch das unten zu Vidul. V 7. 31. 32 Bemerkte || 9 Zu dem Ablativus causae *inopia* vgl. Asin. 142; Pseud. 799; Terent. Adelph. 105; Heaut. 528 || Die Ergänzungen der Verse 9–12 sind durchaus unsicher; so passt die Ergänzung des Verses 9 zwar zu den Resten in A, giebt aber zu künstliche Ausdrucksweise || 10 Zu dem Fragesatze *Quid tu?* vgl. O. Seyffert 'Studia Plautina' (Berlin 1874) p. 18 || 13 *praetium* A. Dieselbe fehlerhafte Schreibung mit *ae* hat A in diesem Worte Mil. 558 *praetei* (als Genitiv), Pers. 429 *praetio*, Pseud. 169 *prae(tio)*; vgl. auch Most. 842, wo *OPERERAE(PRETIUM)* oder *OPERERAE(TIUMEST)* geschrieben gewesen scheint. Die richtige Schreibung mit *e* hat A dagegen an folgenden Stellen: Cas. I 10; V 2, 5; Epid. 494. 502; Merc. 487; Mil. 31. 727. 729; Pers. 579. 586. 625; Poen. I 2, 118. 119; V 4, 1. 48; Pseud. 265. 849; Stich. 235; Trin. 257. 274 || 13 Zu *tecum simul* vgl. z. B. Pseud. 693. 1034; Rud. 760. 1210; Men. 27; Bacch. 576. 577. 591; Epid. 41; Men. 405; Most. 405. 930; Pseud. 1327; Rud. 53; Cist. IV 2, 104; Merc. 255; Men. 1074. 731; Merc. 788; Mil. 1318; Aul. 655; Pseud. 58; Stich. 364; Pseud. 1123; Amph. 744; Cist. I 1, 94; u. s. w. || 14 *laboriosa* A mit einfachem *s*, und so schreibt A dieses Suffix in der grossen Mehrzahl der Fälle: *comfragosas* Men. 591 | *curiosi* Stich. 198 | *curiosus* Stich. 208 | *damnoseis* Pseud. 415 | *dolose* Pseud. 959 | *doloso* Mil. 198 | *dolosus* Pseud. 1251 | *elleborosus* Most. 952 | *famosum* Cas. V 4, 13<sup>1</sup> | *glorioso*: Pers. 307. Stich. 277 | *gloriosum* Pseud. 674 | *gloriosus* in der Subscriptio zum Miles pag. 382 Zeile 7; ferner auf dem oberen Rand folgender zum Miles gehörenden Seiten als Titel: 361, 367, 221, 269, 275, 281, 287, 289, 61, 55, 307, 433, 421, 431, 445<sup>b</sup>, 435, 407, 417, 445<sup>a</sup>, 427<sup>a</sup>, 379, 381 | *imperiosus* Pseud. 996 | *latebrose* Trin. 279 | *malitiose* Mil. 562 | *malitosum* Mil. 569 | *moros* (statt *morosi*) Poen. I 2, 166 | *morosos* Trin. 669 | *mulierosus* Poen. V 5, 24 | *negotiosus*: Pseud. 645; Truc. I 2, 38 | *odiosa* Pers. 349 | *odiosus*: Men. 502; Mil. 742; Pseud. 30 | *otiosum* Truc. I 2, 34 | *otiosus* Truc. I 2, 40 | *perfidiose* Vidul. V 6 | *propudiosa* Truc. II 2, 16 | *ridiculosissimos* Stich. 389 | *robiginosam* Stich. 228 | *uentriosus* Pseud. 1218 | vgl. auch *uno(se)*? Most. 607. Dagegen erscheint in diesem Suffix doppeltes *s* in A: *laboriossi* Merc. 507; *negotiossam* Stich. 356; *odiossae* Trin. 37; *o(pe)r(os)sa(m)*? Cist. fragm. in A pag. 311, 6; *radiosus* Stich. 365; unsicher ist Stich. 334, ob *propudios(e)* oder *propudios(se)* geschrieben war || *adulescens* etc. (mit *u* in der zweiten Silbe) schreibt A konstant; und zwar *adulescens*: Cist. fragm. in A pag. 300, 14; Epid. I 1, 1; III 4, 23; Men. 284. 498; Merc. 550; in der Überschrift zu Mil. III 1; Most. 653. 950; Pers. 579; Poen. III, 3, 66; V 5, 28. 36; Pseud. 434. 615; Rud. 554. 563; Stich. 550; Trin. 12. 193; Truc. 246; Vid. V 17 | *adulescenti*: Epid. I 2, 61; Stich. 542;

NICODEMVS	
Vrbána egestas édepol aliquantó magis.	15
DINIA	
Talís iactandis tuaé sunt consuetaé manus.	16
NICODEMVS	
At quális exercéndas nunc intéllego.	17
DINIA	
Mollítia urbana atque úmbra corpus cándidumst.	18
NICODEMVS	
Sol ést ad eam rem píctor: afrum fécerit.	19
DINIA	
Heus, cú- ∪ illic éstur - ∪ - ∪ - .	20
NICODEMVS	
Miseró male ess(e) - ∪ - ∪ - ∪ - .	21
DINIA	
Quod abs t(e) ∪ - ∪ - quaesó ut mi inpértias.	22
NICODEMVS	
Si tíbi pudico (sérúo) opust et nón malo,	23

Trin. 359. 750; *aduléscente* (statt -i) Trin. 326 | *aduléscentem*: Cas. prol. 62; Epid. IV 2, 33; Merc. 540; Poen. V 2, 84; Trin. 214. 771; Truc. II 2, 47 | *aduléscente*: Trin. 428 | *aduléscentum*: Pseud. 364 | *aduléscentiā*: Merc. 264; Pseud. 437; Trin. 301 | *aduléscentulam*: Mil. 789 | *aduléscentulus*: Trin. 366 | *aduléscentulum*: Pseud. 871 | *aduléscentulo*: Mil. 367. 390 | Überall, wo der betreffende Vokal deutlich lesbar ist, wird in der dritten Silbe dieser Wörter *E*, nicht *I* geschrieben; zweifelhaft, ob da *e* oder *i* geschrieben war, ist nur an folgenden Stellen: Men. 494 [(*adu*)<sup>i</sup>*lescens*]; Merc. 550; Poen. III 3, 66; V 5, 36; Pseud. 615; Rud. 563; Vidul. III 14; Epid. I 2, 61; IV 2, 33; Trin. 214; Mil. 264 [(*adu*)<sup>i</sup>*lescuntulo*]; Mil. 390 || *uita est A* || 19 *afrum* habe ich geschrieben, vgl. Meineke inc. com. fragm. XCV<sup>b</sup> (IV. p. 628): χρῶν δὲ τὴν εἰς ἡλίου λάμπων φλογὶ | αἰγυπτιώκει, welches wie das Original des oben stehenden Plautinischen Verses aussieht (vgl. auch Poen. V 5, 12); *aerum* oder *xerum* hat A; möglich wäre auch *atrum* als Gegensatz zu *candidum*, vgl. Most. 259 || 20 Die Interjektion *heu* (in A kann statt des ersten Buchstaben auch *R*, weniger wahrscheinlich *A* gelesen werden; der zweite Buchstabe war *E* oder *I* oder *T* oder *P*) ist hier kaum im Einklange mit dem Plautinischen Sprachgebrauch (vgl. Langen 'Beiträge' p. 315); auch für die Interjektion *heu* ist hier kaum eine geeignete Stelle. — Das folgende Wort kann man allenfalls zu *cua(meis)* oder *cua(mus)* ergänzen; auch an *cun(cis)* [= *conchis*, vgl. Priscian. inst. gramm. I 35] habe ich gedacht || 22 Dieser Vers ist um so weniger sicher ergänzbar, da die Zahl der Möglichkeiten sich vergrößert, wenn *ut* als statt *uti* verschrieben angenommen wird || *quaesso* A; dieselbe Schreibung findet sich in A auch Pseud. 1317. Sonst schreibt A *quaeso*: Cas. prol. 68; IV 4, 24; Cist. fragm. in A pag. 300, 6; Men. 498; Merc. 529; Mil. 399. 496. 568; Most. 578. 835. 948; Pers. 688; Poen. II 22; V 2, 80; V 4, 18. 96; Pseud. 22. 277. 993; Rud. 510; Stich. 410; Trin. 189 || *m(ih)i impertias* A || 23 *si tibi* als Anfang hat die erneute Collation des A ergeben || Statt *seruo opust* steht in A nach einem Loche, dessen Umfang den der Buchstaben *SERUO* ein wenig übersteigt: *est opus*. Obwohl die Betonung *est opus* an dieser Versstelle durch Messungen wie z. B. Truc. 904 gestützt werden kann, habe ich doch vorgezogen, die an dieser Versstelle üblichere Betonung *opúst* (vgl. Truc. 873. 936; Merc. 466; Mil. 469 und wohl auch Curc. 322) herzustellen.

Qui - ∪ - iór sit quam seruí tui,	24
Cibíque minumi máxumaque indústria,	25
Minumé mendace, em mé licet conducere.	26
DINIA	
Non édepol equidem crédo mercennárium	27
Te esse.	
<NICODEMVS>	
<An> non credis - ∪ - ∪ - ∪ -	28
∪ - ∪ - ∪ - ∪ - dicát simul	29
∪ - ∪ - ∪ - ∪ - operárium	30
(DINIA) ∪ - ∪ - ∪ - unde conducám mihi?	31
Multúm labor(et, p)auílum mereat, paúllum edi(t),	32
Minus óperis nihilo fáciat quam qui plúrumum.	33
NICODEMVS	
Nec míhi nisi unum prándium quicquám duis	34
Praetér mercedem.	
DINIA	
Quíd merendam?	
NICODEMVS	
Né duis,	35
Neque cénam.	
DINIA	
Non cenábis?	
NICODEMVS	
Immo ibó domum.	36

Dem Raum nach würde z. B. *homine* besser als *seruo* zu der Ausdehnung des Loches in A passen || 25 *minimi* A || 26 *minime mendacem em* A || 27 Die richtige Schreibart *mercennarius* mit doppeltem *n* haben auch Poen. II 55 die Handschriften BCD || 28 vgl. Poen. II 43 || 28—31 über die Verteilung der Worte unter die Redenden ist nichts Sicheres feststellbar || 32 Wie hier, ist in A mit *ll* überliefert *paulum* Poen. I 2, 102 und *paullo* Pseud. 380; dagegen *paulum* Epid. II 2, 54 und *paulo* Trin. 191 (auch Pseud. 896 passt dem Raume nach besser *paulo* als *paullo*), sowie *paulisper* Bacch. 486, Mil. 196, Pseud. 38. Ähnlich schreibt A *aulas* Capt. IV 4, 8 und Cas. IV 1, 16; aber (*a*)*ull(a)* Mil. 856. || 33 Abgesehen von einer Stelle, wo *pro nihilo* (Pers. 637), und zwei Stellen, wo *de nihilo* steht (Curc. 478; Truc. 769), verbindet Plautus *nihilo* nur mit Komparativen: und zwar mit *minus* ausser der obigen Stelle noch Men. 953; Poen. I 2, 150; Pseud. 938; Rud. 1022; vgl. auch Most. 200; (Cist. I 1, 32 ist *ni(hi)l* zu schreiben) || 34 Wegen des auffallenden *nec* ist Vers 33 vielleicht dem Nicodemus zu geben und *faciam* statt *faciat* zu schreiben || 35 *maerendam* A; dagegen Most. 966 hat A richtig *merendam* || 36 *cena* etc. und *cenare* etc. und *incenatus* (mit *e* in der Stammsilbe) überliefert A konstant; und zwar: *cena*: Bacch. 537 [zweimal]; Cas. III 6, 16. 18; IV 2, 2; Epid. I 1, 6; Poen. V 3, 32; Pseud. 892; Stich. 533; Trin. 470. 484; Truc. I 2, 26 | *cenam*: Capt. 910; Cas. IV 1, 8; Mil. 712; Most. 1005; Pseud. 854. 879. 881. 890; Stich. 185. 190. 428. 433. 439. 442. 447. 486. 510. 511. 512. 588. 595. 596. 598. 602. 609. 611. 612; Trin. 468 | *cenā*: Stich. 222. 223. 626 | *cenae*: Stich. 212 | *cenās*: Pseud. 819 | *cenabis*: Stich. 325 | *cenabitis*: Cas. IV 2, 1 | *cenabo*: Stich. 482 | *cenandum*: Most. 701 | *cenant*: Stich. 487 | *cenare*: Stich. 598 | *cenares*: Pers. 710 | *cenās*: Stich. 430; Truc. II 4, 8. 9 | *cenassit*: Stich. 192 | *cenat*: Pseud. 844. 845; Stich. 415 | *cenaturum*: Stich. 511 | *cenauero*: Cas. IV 2, 2 | *cenauit*: Stich. 599 | *cenem*: Stich. 190. 471 | *cenet*: Cas. IV 1, 15 | *ceno*: Stich. 612 | *cenatas*: Truc. II 2, 24 | *incenatus*: Pseud. 846; Trin. 473 | *incenatum*: Cas. IV 2, 9; *incenato*: Stich. 611.

DINIA

Vbi hábitas?

NICODEMVS

Hic apud piscatorem Górginem.

37

DINIA

Vicínus igitur és mihi, ut tu praédicas.

38

Zwischen dem III. und dem V. Fragment fehlten (in A), wie es scheint, 152 Zeilen (bezw. Verse).

IV. Fragment.

CACISTVS<sup>1)</sup>

— — — — — malo hunc ádligari ad hóriam,  
'Vt semper piscétur, etsi sít tempestas máxuma.

V. Fragment (nach A).

CACISTVS

'Tbo et quaeram, sí quem possim sóciorum nancísier,  
Seú quem nórim qui áduocatus ádsit: iam hunc nouí locum.  
Hícine uos habitátis?

1

2

GORGO

Hísc<e> in aédibus: huc addúcito.

3

IV. <sup>1)</sup> Fulgentius (de abstrusis sermonibus, ed. Lersch pag. XIV sq.) schreibt dieses Fragment dem *Plautus in Cacisto* zu || Die Abweichungen der einzelnen Codices gebe ich weder zu diesem noch zu den übrigen bei Grammatikern erhaltenen Fragmenten der *Vidularia* an || *horia* findet sich bei Plautus auch Rud. 910 und 1020, *horiola* Trin. 942.

V. 2 Zu *aduocatus adsit* vgl. Amph. 1037 und 1419 (vgl. auch *asto aduocatus* Cas. III 3, 5) || 3 Vgl. z. B. Rud. 110; Cist. IV 2, 80; Men. 307 fg., u. s. w. || Statt des in A überlieferten *hiscinaedibus* darf man nicht etwa schreiben *hic in aedibus*; denn die Stelle Amph. 699 fg. (*ALC. Nam dudum ante lucem et istunc et te uidi. AM. Quo in loco? ALC. Hic in aedibus, ubi tu habitas.*) ist ganz anderer Art (vgl. Amph. 1080) || Gegen die Wortstellung *hiscie in aedibus* ist nichts einzuwenden. Freilich scheint die Thatsache nicht allgemein genug bekannt zu sein, dass Plautus die übrigen Präpositionen, wenn von ihnen ein von einem Adjektiv (oder Pronomen) begleitetes Substantiv abhängt, in der bei weitem überwiegenden Zahl der Fälle vor das Adjektiv (oder Pronomen) und Substantiv stellt; selten stellt er die Präposition zwischen Adjektiv und Substantiv, noch seltener zwischen Substantiv und Adjektiv. Folgende Ausnahmen von dieser Regel habe ich gelegentlich gesammelt:

1) *in*: *tuam in prouinciam* Cas. I 15 ABJ am Versschluss; *tuam in rem* Cist. III 4 BJ; *measque in aedis* Merc. 786 ABCD; *meo ego in loco sedulo curabo* Pers. 843 BCD im Canticum; *sin tuamst quippiam in rem* Pseud. 253 BCD im Canticum; *hoc in equo <quae> insunt* Bacch. 941 nach Luchs im Hermes VIII p. 124, *hoc in equo insunt* BCD; *hoc recipimur in loco* Stich. 685 [A]BCD am Versschluss; *aliquam in arborem* Aul. 678 BDEJ am Versschluss; *quamque in urbem* Poen. prol. 106 BCD; *tali ut in luto haeream* Pers. 535 ABCD am Versschluss; *unum in diem* Pseud. 534 (*unum quidem diem modo* BCD; über die Stellung von *unus* vgl. auch Langen 'Beiträge zur Kritik und Erklärung des Plautus' p. 223) am Versschluss; *uno in saltu* Cas. II 8, 40 BJ; *uno asto in loco* Men. prol. 56 BCD am Versschluss; *ullo in saeculo* Aul. 126 BDEJ im Canticum; *singula in subsellia* Amph. prol. 65 BDE am Versschluss; *omni in aetate* Poen. I 2, 18 B (*in omni etc.* CD unmetrisch) im Canticum; *omnibus in locis* Men. 984 BCD im Canticum; *omnibus in extis* Poen. II 18 ABCD; *pauca in uerba* Pers. 661 BCD; *summam in crucem* Stich. 625 ABCD am Versschluss; *postrema in comoedia* Cist. gr. 6 BJ am Versschluss; *antiquam in gratiam* Amph. 1141 BDEJ am Versschluss; *ueram in uiam* Cas. II 6, 17 BJ am Versschluss; *lignea in custodia* Poen. V 6, 28 ABCD am Versschluss; *deteriorem in uiam* Trin. 680 BCD



am Versschluss; *medio in mari* Epid. 679 ABE (*inmedio in mari* J) am Versschluss, wo die Umstellung *in medio mari* nahe liegt (vgl. Asin. 100); *magno in genere* Mil. 703 ABCD; *laevo in femine* Mil. 203 ABCD; *antiquam coniugi in concordiam* Amph. 475 am Versschluss (BDEJ stellen: *in concordiam coniugis*).

*ingenium in meum* Most. 135 im Canticum (*in ingenium meum* BCD unmetrisch); *aetate in sua* Men. 839 BCD am Versschluss; *uerba in pauca* Asin. 88 BDEJ; *rebus in dubiis egenis* Capt. 406 BDJ.

2) *abs*: *num oculis concessi* <*abs*> *tuis* Epid. 681 ABEJ am Versschluss, wo *abs*, nicht *a*, zu ergänzen war; vgl. über die Notwendigkeit der Ergänzung der Präposition: Men. 849 (ed. Vahlen), Cas. II 4, 23, Trin. 989, Truc. 477, Aul. 660.

3) *ad*: *hancine ego ad rem* Rud. 188 B im Canticum; *unam ad amicam* Asin. 825 BDEJ; *aliquem ad regem* Trin. 722 BCD; *aduortendum ad* (ut BCD) *animum* (?) Merc. 11 ist eine unsichere Konjekture von Acidalius.

4) *aduorsum*: *tuam aduorsum sententiam* Merc. 380 BCD am Versschluss, wo schon Bothe *tuam* vor *sententiam* stellte, um eine gefälligeren Ictuierung zu erreichen.

5) *ante*: *meosne ante oculos* Truc. 925 BCD; *hasce ante aedis circust* Mil. 991 nach der nicht sicheren, aber möglichen Konjekture von Brix, *Tam* (am C) *est ante aedis circust* BCD.

6) *cum*: *tuo cum domino* Most. 977 ABCD; *maximo cum clamore* Amph. 244 BDEJ im Canticum; *malo cum auspicio* Asin. 374 BDEJ; *magna cum cura* Pers. 54 B (*cum magna cura* CD); *magna cum cura* Men. 895 BCD; *nec minus bono cum iure* Most. 658 ABCD.

*damno cum magno meo* Asin. 187 BDEJ am Versschluss; *flagitio cum maiore* Epid. 516 ABEJ; *uiris cum suis* Cist. I 1, 38 BJ im Canticum; *uiris cum summis* Pseud. 174 BCD (aber *quae* schrieb statt *cum* Brix) im Canticum; *malo cum tuo* Asin. 130 BDEJ im Canticum; *malo cum magno suo* Rud. 656 BCD; vgl. auch Asin. 471.

7) *de*: *meo de studio* Asin. 210 BDEJ; *falsis de pugnis* True. 486 BCD.

8) *ex*, *e*: *tua ex re* Amph. 570 BDEJ im Canticum (Capt. [959] hat Bosscha das in BJ überlieferte *tua ex re* in *tuam rem* verbessert); *tuo ex ingenio* Pers. 212 BCD; *mea ex crimina* Pers. 264 ABCD; *meo e conspectu* Capt. 434 BDJ; *mea ex sententia* Merc. 370 BCD und Cist. I 2, 7 BJ am Versschluss; *et tua et tua huc ornatus reueniam ex sententia* Capt. 447 BDJ; *tua te ex uirtute et mea* Mil. 738 ABCD.

*ciuibus ex omnibus* Stich. 12 ABCD im Canticum; *nomine ex uero* Stich. 242 BCD (*e* statt *ex* hat A); *lenone ex Ballione* Pseud. 193 BCD (A hat nach anderer Recension *lenone exbaliato*) im Canticum; *quo nemo adaeque iuuentute ex omni Attica* Most. 30 BCD, wo es nahe liegt, umzustellen: *adaeque ex omni iuuentute Attica*.

9) *per*: *caeruleos per campos* Trin. 834 BCD im Canticum.

10) *pro*: *uterque tuo pro iure* Cas. II 6, 19 BJ (richtig; vgl. Rud. 1393); *istis tuis pro dictis et malefactis* Amph. 285 BDEJ; *uteri pro ui* <*no*> Stich. 768 BCD.

*maledictis pro istis* Curc. 195 BEJ.

Keine Abweichungen von der regelrechten Stellung in dem oben behandelten Falle habe ich notiert für *absque apud circum circiter* [ganz vereinzelt steht die kühne Anastrophe *loca haec circiter* Cist. IV 2, 8 im Canticum] *cis clam* (*contra*) *erga* [über Truc. II 4, 52 vgl. Langen 'Beiträge' p. 156] *extra inter intra ob penes pone post prae praeter prope propter secundum sine sub super supra trans*.

Es ist daher immerhin misslich, durch Konjekture eine solche freiere Stellung der Präposition gegen die Handschriften herbeizuführen. Vgl. z. B.: Curc. 278, wo Camerarius unwahrscheinlich *platea in ultima* statt des handschriftlichen *in platea ultima* schrieb; Amph. 950 *qui in mea nauis fuit* (so BDEJ gut), *mea in nauis* unnötig Lindemann; Mil. 421 *in istis aedibus* O. Seyffert gut, *in hisce aedibus* B<sup>2</sup>CD, Camerarius und Ritschl *hisce in aedibus*; Poen. prol. 78 *in illis aedibus* gut die Vulgate nach CD, *in illis cae cae diebus* B, Geppert *hisce in aedibus*; Pseud. 1254 *itaque in loco festiuo* ABCD gut, Ritschl *ita loco in festiuo*, im Canticum; Pseud. 578 haben *ego in meo pectore* BCD wahrscheinlicher als *meo ego in pectore* A (wenigstens für den Anfang dieser Worte); Poen. I 2, 29, wo BCD *omnibus rebus* bieten, ist, wenn *in* ergänzt wird, diese Präposition vielleicht nicht vor *rebus*, sondern vor *omnibus* zuzusetzen; Poen. I 2, 118 ist *in secundo salue pretio* (ABCD haben *in secundo salue in pretio*) wohl etwas wahrscheinlicher als die Lesart der Vulgate *secundo salue in pretio*; Men. 328 *cas maximam malam crucem* B<sup>1</sup>CD (vgl. Luchs in meinen 'Studien' I p. 19), *in* fügt F vor *malam* hinzu; über Men. 849 vgl. Luchs a. a. O. I p. 20; Amph. 264 ist Fleckeisens Änderung *hasce hodie ad aedis* ebenso unnötig wie Guyets *hodie has ad*

At ego uidulum intro condam in arcam atque occludam probe.	4
Tú si quem uis ínuenire tíbi patronum, quaérita.	5
Pérfidiose númquam quicquam hic ágere decretú(m)st mihi.	6
CACISTVS (allein zurückbleibend)	
Qúr, malum, patrónum quaeram, póstquam litem pérdidi?	7
Némo homo miser é(st) u - u - uque infelíx fui,	8
Vídulum q(ui) ubi u(id)i, non me circumspexi céntiens:	9
Vérbero illic ínter mo - l u - u insidiás dedit.	10
Tám scio quam mé(d) hic stare: cáptam praedam pérdidi,	11
Nísi quid ego meí simile aliquid cóntra conciliúm paro.	12

*aedes* gegenüber dem *hodie ad aedis* has der Codices BDEJ; Merc. 198 schreibt Bergk in der Zeitschrift für Altertumswiss. 1855 Nr. 37 *<eadem> ad saxa*, unwahrscheinlich; Poen. V 5, 25 hat A gut *adire certum est hanc amatricem*, BCD fügen *ad* vor *amatricem* hinzu (vgl. Langen 'Beiträge' p. 101 fgg.); Merc. 153 ergänzt Acidalius *paucos <cis> mensis* weniger wahrscheinlich als Gruter *<cis> paucos menses*; Rud. 1243 schreibt Fleckeisen kaum richtig *Maiore ut cum dote abeat <hinc>* statt des in BCD überlieferten *Vt cum maiore dote abeat*; Amph. 111 hat Fleckeisen selbst seine frühere Umstellung *summo ex Ioue* statt *ex summo Ioue* (so BDE) widerrufen; Poen. I 1, 47 *ex alio oppido* BCD am Versschluss gut (vgl. III 1, 57), Geppert ändert falsch *alio ex oppido*; Men. 1151 haben ABCD falsch *nostra ex sententiá*, statt *nostra* schrieb schon Camerarius *nobis*; Mil. 309 ist die von Brix herrührende Konjekture *illaec suo se ex hospitio edit foras* unwahrscheinlich, vgl. Brix im Kritischen Anhang p. 145; Capt. 296 schreibt man *tua <ex> re* (vgl. Amph. 569), vielleicht ist *ex* vor *tua* einzuschieben (vgl. Pseud. 336. 338); [bei Terenz Adelph. I 1, 15 beruht die Lesart *sed fratre ex meo* nur auf einer Konjekture Guyets]; Most. 174 schrieb Ritschl 'Neue Plautinische Exkurse' I 90 *hoc ob uerbum* unwahrscheinlich, obgleich Lorenz in seiner Ausgabe p. 245 diese Stellung als nachdrücklichere vorzieht, *ob hoc uerbum* haben BCD unmetrisch, *ob istuc uerbum* gut Brix und Fleckeisen (vgl. auch Langen 'Beiträge' p. 239); Men. 985 ist Ritschls Schreibung *quando <hae>c <mea meus> erus ob facta* falsch; Epid. 705 ist mit *istam ob rem te* nicht das Richtige getroffen, *iste ab ore* haben BEJ, *ISTAA* — scheint in A zu stehen; Cist. V 7 schreibt Langen a. a. O. p. 80 *praeuorti hoc certumst rebus <prae> aliis omnibus*, vgl. aber Bacch. 526; Most. 211 schreibt Bothe gegen die Handschriften *tuo pro capite*, vgl. aber Ritschl. Übergangen habe ich in der vorstehenden Anzählung natürlich diejenigen Verse, in welchen die Präposition zwischen dem Casus obliquus von *qui quae quod* bzw. *quis quid* und dem Substantiv steht; vgl. darüber unten zu Vers 35 dieses Fragments || 4 vgl. Pseud. 354 *argentum intro condidi* und Truc. 920 *condidi intro quod dedisti* || 6 Dass das in A überlieferte *decretust mihi* in *decretumst mihi* und nicht etwa in *decretum mihist* zu ändern ist, zeigen z. B. folgende Schlüsse iambisch ausgehender Verse oder Kola: *decretumst mihi* Asin. 247, Merc. 1, Poen. II 53, Stich. 218; *certumst mihi* Capt. 773, Cas. I 1, 3; *certumst tibi* Mil. 749; *decretumst dare* Cist. III 17, Mil. 77; *certumst dare* Trin. 511; *conlubitumst mihi* Bacch. 13, Cist. I 2, 9, Most. 295; *dictumst mihi* Pseud. 501; *edictumst mihi* Pers. 239; *ereptumst mihi* Rud. 711; *gratumst mihi* Capt. 414; *ictumst mihi* Curc. 394; *licitumst mihi* Asin. 152; *mandatumst mihi* Curc. 412, Mil. 956; *abeundumst mihi* Aul. 105; *dicundumst tibi* Amph. 619, Most. 948; *moderandumst mihi* Curc. 486; *perdumst tibi* Bacch. 86; *pereundumst mihi* Asin. 244; *redeundumst mihi* Men. 49; *mecumst tibi* Curc. 688, Stich. 334; *tantumst mihi* Pers. 585; u. s. w. || 7 *qur*, wie hier A bietet (die Lesung *quid* passt nicht zu der Form des Loches in A), ist in A die häufigste Schreibart: Cas. III 5, 31; Merc. 471 zweimal; 504; 773; Mil. 682; Pers. 620; Poen. I 2, 140 zweimal (ob das erste *Mal qur* oder *cur* in A stand, ist unsicher); I 2, 141 (wie es scheint); V 4, 102; V 5, 38; Pseud. 27; 182; 348; 914. Seltener schreibt A *cur*: Men. 493; Mil. 1402; Poen. V 4, 55; Pseud. 1295; Epid. IV 2, 17 und Stich. 705 unsicher. Am seltensten schreibt A *quor*: Epid. V 2, 45 und wahrscheinlich auch IV 2, 5 || 8 Dem Sinne nach lässt sich z. B. allenfalls ergänzen: *Nemo homo miser e(st) adaeque ut ego sum at)que infelix fui* || 9 vgl. Rud. 1167 fg.: *Meque adeo scelestum, qui non circumspexi centiens Prius, me ne quis inspectaret, quam rete extraxi ex aqua.* || 10 zu *insidias dedit* vgl. Langen 'Beiträge' p. 215 || 12 Die Lesart des A habe ich unverändert gelassen. Mit *mei simile* spielt Cacistus auf seinen Namen (κάκιστος) an. Nahe liegt es, das überlieferte *concilium* in *consilium* zu verändern (vgl. Men. 847 etc.);

Hic astabo atque obseruabo, si quem amicum conspicer.

13

DINIA  
SENEA

NICODEMVVS  
ADVLESCENS

CACISTVS  
SERVVS

DINIA

Ne tu edepol hodie misérias multás tuas

14

nahe auch, das überlieferte *nisi quid* in *nisi quidem* zu verändern (vgl. Asin. 818; Cist. I 1, 89; Men. 993; Mil. 183. 216. 272; Pseud. 223; Trin. 1063). Der Pleonasmus des Ausdrucks *nisi quid* . . . . *aliquid* findet seine Analogie in solchen Ausdrücken, wie sie z. B. von Brix in den Jahrbüchern f. Philol. 1870, p. 778 fg., von demselben zu Mil. 432, von Goetz zu Epid. 313, in meiner Epistula critica hinter R. Klusmanns Emendationes Frontonianae p. XXI besprochen sind. Adjektivisches *aliquid* (vgl. Fr. Neue, Formenlehre II. p. 238 fg.) ist bei Plautus auch Men. 847 in BCD überliefert; am gewöhnlichsten ist bei Plautus allerdings die Konstruktion von *aliquid* mit dem Genetivus partitivus (Truc. 425 schrieb Brix *non aude aliquid dare mihi munusculi*?; BCD geben mit umgekehrter Wortfolge *mihi dare*; *aliquid* steht in B, *aliquod* in CD; im Versschluss hat B *munusculum*, CD *munus ciuili*, Camerarius machte daraus *munusculum*; danach ist es wenigstens denkbar, dass im Archetypus der Handschriften BCD *aliquid* . . . *munusculum* geschrieben war. Beachtenswert ist, dass Rud. 683 die Codices BCD geben *Nisi quid re pr(a)esidium apparas*, wofür man freilich mit Wahrscheinlichkeit *praesidi* geschrieben hat). Adjektivisches *aliquod* ist bei Plautus in BCD überliefert Men. 765 (vgl. darüber A. Spengel 'Reformvorschläge' p. 375), Truc. 53. 54 (vgl. über den letzten Vers Schölls Ausgabe). 445. — Wie hier, steht in einem mit *ni*(si) beginnenden Satze das Pronomen *aliquis* auch Men. 847 *haereo*, *Ni occupo aliquid mihi consilium*; Capt. 528 fg. *Neque iam Salus seruare, si uolt, me potest, nec copias, Nisi si aliquam corde machinor astutiam*; Capt. 539 *Occisast haec res, nisi reperio atrocem mi aliquam astutiam*; Terent. Phorm. 179 *Nullus es, Geta, nisi iam aliquod* (Priscian I. p. 152, 6 *aliquid*) *tibi consilium celere reperis*; Heaut. 391 *Nisi si prospectum interea aliquid est, desertae uiuimus*; Heaut. 669 fg. *Ita hac re in angustum oppido nunc meae coguntur copiae, Nisi aliquid uideo, ne etc.* || 13 Die Form *conspicer* findet sich zufällig bei Plautus sonst nicht. Derselbe verwendet für die erste Person Singularis des Indicativus des Präsens neben einander die Formen *conspicio* und *conspicor*, aber so, dass die letztere nur am Schluss akatalektischer iambischer oder katalektischer trochäischer (wie hier *conspicer*) Verse (Amph. 1070; Aul. 388; Bacch. 181. 279. 669; Epid. 4. 431; Men. 522. 1132; Merc. 109. 256; Rud. 1202) und an der diesem Versschluss analog gebauten Stelle am Schluss eines einen iambischen Quaternar bildenden iambischen Kolons (Epid. 186. 345; Rud. 335) sowie am Schluss eines akatalektischen kretischen Tetrameters (Rud. 214) und endlich am Anfang des zweiten Kolons eines trochäischen Septenars (Cist. IV 1, 4) steht. An den übrigen Versstellen schreibt Plautus *conspicio*. In dem baccheischen Tetrameter Capt. 926 wird, da in Bacchien solche Wortformen, welche Plautus sonst nur am iambischen Versschluss und den diesem entsprechenden Stellen zulässt, nicht selten vorkommen, weder mit Fleckseisen zu schreiben sein: *Quomque hinc <ego> conspicio in potestate nostra*, noch mit Brix: *Quomque istunc conspicio in etc.*, noch mit Spengel (Philolog. 29, p. 183): *Quomque hinc in potestate conspicio nostra*, sondern mit Ausmerzung des in Bacchien nicht häufigen Choriambus (statt  $\cup - \cup$ ): *Quomque hinc conspicor in potestate nostra* (BJ geben *conspicio*), wie schon Geppert vorgeschlagen hat; in A ist von diesem Verse im Eingang CUMQ·K und am Schluss NOSTRA lesbar || 14 Die Ordnung der Personen des A (DINIA NICODEMVS CACISTVS) habe ich unverändert beibehalten, obschon es evident ist, dass Cacistus vor Nicodemus spricht; Dinia und Nicodemus kommen eben zusammen auf die Bühne, auf welcher Cacistus zurückgeblieben ist || 14 Die Wortstellung und Betonung *ne tu edepol* findet sich auch Mil. 408 und Trin. 952. Dementsprechend steht *ne ego edepol* Aul. 447; *ne ille edepol* Asin. 409, Bacch. 1047; *ne illi edepol* Amph. 782; *ne illa edepol* Asin. 560; *ne illum edepol* Pers. 8; *ne iste edepol* Stich. 272; *ne istuc quidem edepol* Most. 1008 (vgl. Jahrb. f. Philol. 1876, p. 75); vgl. auch Titinius fragm. 79. Dieselbe Stellung, aber andere Betonung findet sich Amph. 843 *Ne ista edepol*. — Die andere Stellung findet sich namentlich bei trochäischem Fall: vgl. *edepol ne ego* Men. 908, Stich. 587, Trin. 433; *edepol ne tu* Asin. 901, Bacch. 545, Cas. IV 3, 12, Mil. 471; *edepol ne me* Most. 985; *edepol, ere, ne tibi* Men. 1020; *edepol ne hic* Men. 899; *edepol ne ille* Merc. 643; *edepol ne illic* Aul. 610; *edepol ne illi* Epid. 619; *edepol ne illa* Amph. 510; *edepol ne istuc* Pseud. 1214. (Vgl. auch *edepol ne nos* Terent.

Mihi nárauisti eóque ab opere máxume	15
Te abíre iussi, quía me miserebát tui.	16
CACISTVS	
Illic ést adulescens, quém tempe(st)as -m -	17
— f- — — — — que- — — — —	18
Etíam ego audiui — — — — — mut- —	19
In ópus ut sese cónlocauit quám (cit)o.	20
(Po)l háut cessauit, póstquam — — — áttigi(t).	21

Hec. 274; *edepól ne me* Hec. 799). Dieselbe Stellung, aber andere Betonung findet sich: *edepól ne ego* Curc. 386, *edepól <ne> ego* Cas. II 5, 18; *edepól ne tu, aula* Aul. 580; *eú, edepól ne tu* Men. 160; *edepól ne tibi* Poen. III 3, 82; *edepól ne istam* Epid. 406; vgl. auch Bacch. 1055 fg. || 14 Zu *miserias multas* vgl. Stich. 420. 421, Men. 1133 (wo A die Bothesche Konjektur durch seine Schreibung *multeis miserieis* bestätigt); vgl. auch Capt. 924 und Langen 'Beiträge' p. 110 || 14—15 vgl. Merc. 14 *aut Soli aut Lunae miserias narrant suas* und Merc. 17 *uobis narrabo potius meas nunc miserias* || 15 *narare* schreibt A nur hier mit einfachem *r*, sonst stets *narrare*: Poen. V 2, 67 *narra*; Pers. 493 und Truc. II 2, 58 *narrabo*; Pers. 499 *narrabunt*; Mil. 395 *narrandum*; Pers. 499 *narrant*; Poen. II 45 und Stich. 380 *narrare*; Truc. II 2, 29 *narras*; Merc. 481 *narrauisti*; Poen. V 6, 2 *narrat*; Pseud. 20 *narrato*; Mil. 386 *narratur*; Stich. 144 *narraueris*; Merc. 482 *narrauisse*; Mil. 1404 *narro*; Pseud. 1008 *narret*; Bacch. 519 *quam si ad sepulchrum mortuó narret* (so, oder *narres*, hat A) *logos*. [Die schlechte Schreibung *sepulchrum* hat A nur an dieser Stelle Bacch. 519; die richtige *sepulcrum* Epid. 175 und Mil. 372, und *sepulcro* Pseud. 412; vgl. Corssen 'Über Aussprache u. s. w.' II. p. 153 und I. p. 46. Dagegen schreibt A konstant *pulcher etc.* mit *ch*: nämlich *pulcher* Mil. 59. 63; *pulchra* Epid. II 1, 10 und Poen. V 4, 22; *pulchre* (statt *pulchrae*) Poen. V 4, 9; *pulchram* Poen. I 2, 125; *pulchre* Epid. III 4, 36, V 1, 18, Men. 472, Mil. 404, Pers. 554. 580. 587, Poen. II 11, III 2, 1, Pseud. 926; *pulchrum* Epid. V 1, 19, Mil. 68, Poen. I 2, 93; *pulchritudine* Poen. V 4, 21] || 18. 19 Die erneute Einsicht in A hat ergeben, dass auf den Versuch einer auch nur annähernd vollständigen Ergänzung dieser Verse sowie auf die Ermittlung, wer das Einzelne gesprochen hat, verzichtet werden muss || 19 *Etíam ego audiui* scheint in A zu stehen; diese seltsame Ictuerung im Eingang ist durch kein völlig analoges Plautinisches Beispiel stützbar; vgl. zu der Betonung: Langen 'Beiträge' p. 54 fg. || 20 vgl. Merc. 552 fg. *tum in otium Te conlocos* || Zu *ut . . . quam cito* vgl. Brix in den Jahrb. f. Philol. 1870, p. 778 || *collocauit* A. Diese Ähnlichkeit von *con-* an einen mit *l-* beginnenden Wortstamm ist in A selten: vgl. *collibertus* Poen. IV 2, 88; *colliga* Epid. V 2, 26. 29, *colligandae* Epid. V 2, 23 (in diesem Worte findet sich in A im Epidicus sogar einfaches *l* geschrieben: *coliga* V 2, 18, *coligas* V 2, 19, *coligo* V 2, 23). Gewöhnlich beginnen in A die hierher gehörigen Composita mit *conl-*: vgl. z. B. *conlabasc(unt)* Stich. 522; *conlaudant* Trin. 293; *conlaudas* Poen. V 4, 11; *conlibitunst* Merc. 258; *conligi* Mil. 250; *conlinunt* Poen. I 2, 93; *conlocare* Pers. 8; *conlocos* Merc. 553; *conloco* Cas. V 2, 9; *conloquar* Most. 783; *conloqui* Pers. 728; *conlocutus* Pseud. 620. Ebenso schreibt A *inl-* (nicht *ill-*) in den entsprechenden, mit *in* zusammengesetzten Wörtern: vgl. z. B. *inlecebra* Cist. fragm. in A pag. 309, 19 und Truc. I 2, 82; *inl(ex)* Pers. 408; *inlice* Pers. 597; *inliciatis* Truc. II 2, 43; *inlutis* (so) Poen. I 2, 103; *inluxit* Pers. 712. Bei den Zusammensetzungen mit *ad* (vor *l-*) ist das Verhältnis in A ähnlich wie bei denen mit *con* (vor *l-*): vgl. z. B. *all(ata)* Pseud. 670, *allatae* Pers. 498, *allatus* Pseud. 717; *al(l)igem* Pseud. 318; *a(lle)gauit* unsicher Pseud. 1162; dagegen: *adlatae* Epid. II 2, 66; *adlaudabilem* Pers. 673; *adlegarunt* Poen. III 5, 28, *adlegat* (so) Cas. prol. 55, *adlegauit* Cas. III 4, 14 und prol. 52 (ob *d* oder *b*, ist hier nicht sicher entscheidbar); *adlexero* Poen. III 3, 58, *adlicere* Trin. 383; *adloquar* Merc. 712 und Stich. 464, (*ad*)*loquar* Pseud. 1290, *adloqui* Most. 714<sup>a</sup> und 714<sup>b</sup> und Truc. II 1, 15; *adlucere* Pers. 515; *adludiabo* Stich. 382, *adludiato* Poen. V 4, 64. Grösseres Schwanken zeigt sich in A bei *per* (vor *l-*): vgl. z. B. *pellig(am)* Pseud. 31 und 61 (oder *e* statt *i* in der zweiten Silbe), *pellig(re)* Pseud. 997 (oder *e* statt *i* in der zweiten Silbe), *pellige* Pers. 497 (oder *e* statt *i* in der zweiten Silbe), *pelligo* Pers. 500, Pseud. 40, *pellexerunt* (?) Men. 343; dagegen: *perlegere* Bacch. 923 und (aber, wie Pseud. 40, unsicher, ob *e* oder *i* in der zweiten Silbe) Pseud. 993, *perlēgi* Pers. 517, *perlongum* Trin. 745. Beachte ferner *transloqui* Pers. 411 in A || 21 Die Lesung und Ergänzung dieses Verses ist sehr unsicher; statt *haut* scheint mehr *haec* in A zu stehen; zwischen *postquam* und dem unsicheren *attigi(t)* würde



DINIA

Mirúmst ní au(diui) tuám u(ocem u)squa(m géntium).	22
ú - -ós parentú - - - tus f- - -	23
Rem míhi na(rrauit) éde(po)l - - - -	24
Puer- - - - - - - - - - -	25

NICODEMVS

Egéntiorem (hóminem, quam ego su)m, néminem	26
Neque ésse cred(o néque fuisse) néque f(o)re.	27

DINIA

Caue tu ístuc dixis: ímmo etiam argentí minam,	28
--	----

*t(eram)* in den Raum passen || 22 Die Ergänzung auch der Verse 22—24 ist sehr unsicher || 22 Statt *mirumst ní* schien in A *mirum est si* zu stehen; man erwartet nach dem sonstigen Sprachgebrauch des Plautus *mirum ní* (ohne *est*): vgl. Amph. 320, Cas. III 2, 24 und namentlich Brix zu Men. 338 und zu Mil. 1041. Die Lesart *au(diui)* schien nicht sonderlich zu den winzigen Resten in A zu passen || *usquam gentium* steht ebenso am Versschluss Mil. 684 und Pseud. 98; vgl. auch Aul. 411 und Poen. IV 2, 3; *nusquam gentium* steht am Versschluss Amph. 620, Cas. prol. 70, Merc. 606 || 26—27 Die unsichere Ergänzung dieser zwei Verse ist infolge der neuen Vergleichung des A möglich geworden || 27 Statt des ersten *Neque* passen die Züge in A besser zu *ATQ*. || 27 Die Lesung der beiden Anfangsbuchstaben des letzten *NEQ*. ist in A sehr unsicher || 26 Zu *hominem . . . neminem* vgl. Asin. 756, Merc. 141; Amph. 566, Asin. 466, Cas. II 4, 14, Mil. 332, 1411, Pers. 211, Rud. 968, Truc. 300 (vgl. auch Capt. 828; Trin. 543). Zu der Verbindung des Komparativs (*egéntiorem*) mit *neminem* vgl. Bacch. 1180, Cas. II 3, 28, III 1, 6, Merc. 141, 142, Pers. 209 || 27 Zu dem Ausdruck vgl. Amph. 553 *Quia id quod neque est neque fuit neque futurumst Mihí praedicó*; Bacch. 1087 *Quicumque <ubi>ubi sunt qui fuerint quique futuri sunt pósthac*, wonach, wie schon Ritschl vermutete, der verderbte Vers Pers. 778 *Qui sùnt qui erùnt quique fuerint quique futuri sunt pósthac* zu verbessern ist; vgl. auch Capt. 606 fg. und Mil. 775 fg. || 28 Dieselben Worte *caue tu istuc dixis* stehen auch Merc. 484. Altertümliche Formen wie *dixis* u. dgl. m. liebt Plautus auch sonst mit *caue* zu verbinden, wenn nach diesem nicht die Partikel *ne* steht: Vgl. Asin. 256 *caue tñ idem fáxis*, Asin. 625 *uerbúm caue fáxis*, Mil. 1125 *ístuc caue fáxis*, Mil. 1245 *caue sis fáxis*, Mil. 1372 *caue fáxis*, Truc. 943 *caue faxis*, Most. 808 *caue tu illam flócci fáxis mülíerém*; Most. 523 *caue respéxis*; Bacch. 910 *caue pársis in eum diceré*; Bacch. 1188 *caue culpá tua amíssis*; Asin. 467 *uerbó caue supplicássis*; *caue demutássis* Vidul. fr. V 36; Bacch. 402 *caue sis té superáre séruom síris faciundó bené*; Epid. 400 *caue síris cum filiá mea cópulári hanc*. Vgl. auch Pers. 51 *caue fuás mi in quaestíone* (wo Kampmann *sis* statt *fuas* wollte; vgl. C. F. W. Müller 'Plautinische Prosodie' p. 188); Aul. 618 *caue tu illi fidélis, quáeso, pótius fueris quám míhi*; Epid. 435 *incértus tuóm caue ad me réttuleris pedém*. Im iambischen Versschluss wendet Plautus (hinter *caue*) gern Formen an wie *dixeris* u. dgl. m.: vgl. Trin. 555 *caue sis dixeris*, Pers. 389 *caue sis tu istuc dixeris*; Poen. V 2, 63 und Trin. 513 *caue sis féceris*, Mil. 1368 *caue istuc féceris*, Stich. 285 *caue quémquam flócci féceris*, Cas. II 5, 24 *tu istós minútos caue deos flócci féceris*, Men. 994 *caue quisquám, quod illic minítetur, uóstrum flócci fécerit*; Aul. 90 *caue quémquam aliénúm in aedis íntromíseris*; Amph. 608 *caue quicquám, nisi quód rogábo té, míhi respónderis*; Cist. fragm. in A pag. 300, 15 *caue sis cum amóre tu ínquam béllum sumpseris*; Merc. 113 *caue pígritiáe praeuórteris* (vgl. Brix zu Mil. 205 und Langen 'Beiträge' p. 79); vgl. auch die ebenso im Versschluss stehenden Formen: Bacch. 1033 *caue tibi ducénti númmi diuidiáe fuánt*, Capt. 431 *caue tu* (BDJO [d. h. Otto-bonianus 687] *cauto*) *mi iratús fuás*. — Seltener sind jüngere Formen: z. B. Most. 810 *caue tu <id> illi obiectes* (wo man *obixis* erwartet; vgl. Cas. II 6, 52 *caue* [so Bothe statt des *ne* der Hss. BJ] *obixis manum*; Poen. I 3, 37); Epid. 433 *caue praeterbítas illas aedis*; Capt. 439 *caue fidém fluxám gerás* am Versschluss; Most. 1025 *tu caue quadráginta ácepsisse hinc té* (*hinc ne* BCD, A lässt diese beiden Wörter ganz aus) *negés* am Versschluss; Poen. prol. 117 *caue dirumpátis*; Curc. 461 *caue mora in te sit míhi*, Cas. III 1, 16 *séd tu caue in quaesítíone míhi sis*; Stich. 37 *caue sis audíam ego istuc* im Canticum; Pers. 816 *caue sis me attigás* im Canticum; Rud. 704 *caue tu hárum cónchas spérnas*. — Wenn hinter *caue* noch *ne* folgt, hat Plautus, neben altertümlichen Formen, mehr jüngere Formen angewandt: vgl.

Quam me órauisti út darem tibi faénori, 29  
Iam ego ádferam ad te: faénus mihi nullúm duís. 30

NICODEMVS

Di tíbi illum faxint fílíum saluóm tuum, 31  
Qum míhi, qui uiuam, cópiam inopí facis: 32

Aul. 584 fg. *caue sis tibi, ne tu inmutássis nómen*; Amph. 845 *caue sis né tu te úsu pérduís* am Verschluss; Trin. 1011 *caue sis tibi, ne bíbuli ín te cóttabi crebrí crepént* am Verschluss; Most. 324 *caue né cadas* im Canticum; Pseud. 1296 *caue né cadam* im Canticum; Most. 326 *caue modo ne prius in uia accumbas* im Canticum. — Vgl. auch Poen. I 3, 36 fg. *nunc mihi cautióst, ne meámet culpa méo amori óbiexím morám*; Bacch. 597 fg. *mihi cautióst, ne núcifra(n)gíbula excússit éx malis méis*; Pseud. 170 *ne quíspíam tundát cruminám, cautióst* (so Spengel). — Hinter allen übrigen von *caueo* abgeleiteten Formen (auch hinter *praecauere*) stehen bei Plautus (nach *ne*, welches nie fehlen darf und folglich auch Cas. V 2, 23 gegen die Hss. BJ zuzusetzen ist) niemals altertümliche Subjunktivformen, sondern nur die später allgemein üblichen jüngeren Formen: vgl. Amph. 944; Asin. 372. 373; Aul. 103; Bacch. 418. 544; Capt. 253. 255; Cas. V 2, 23; Cist. II 1, 55; Men. 270 fg.; Merc. 189. 466; Most. 902. 924; Pseud. 128. 298. 478. 898 fg.; Rud. 378; Stich. 122; Truc. 37; Merc. 333 fg. ||

29 Vielleicht schrieb Plautus ohne Hiatus *me<cum>* oder *me<d>*, vgl. Langen 'Beiträge' p. 317 fgg. und p. 241 || *taenori* A. Konstant schreibt A *faenus* etc. mit *ae*: Most. 580. 584. 592. 600. 602. 603 (dreimal). 604. 605 (dreimal). 606. 610. 612. 631. 917; Vidul. V 33. 34; nur einmal (Pseud. 287) schreibt A *fenusculum* || 31 *saluum* A, vgl. oben zu Vidul. III 8 || *saluom facere* hat Plautus auch Merc. 139 || Dieselbe Form *faxint* findet sich so, dass *di* das Subjekt ist, auch in folgenden Versen überliefert vor: Aul. 149. 257. 788; Capt. 172; Cist. I 1, 53; II 1, 46; Merc. 285 (so die Palatinen); Most. 463; Pers. 652; Poen. IV 2, 87. 89; V 4, 38; suppl. 29; Pseud. 315 (so A, *faciant* Pall.). Dagegen ist *faciant* überliefert, wo *di* Subjekt ist, an folgenden Stellen: Amph. 380; Aul. 545. 789 (zweimal); Bacch. 617. 626; Cas. IV 3, 15; Curc. 131; Men. 1021; Mil. 570. 1419; Most. 222; Pers. 488. 823 || Ebenso wie hier schreibt A *tuum*: Capt. IV 4, 1; Cas. IV 4, 4; Epid. IV 2, 13; Men. 1062; Merc. 522; Mil. 39. 604; Most. 789; Pers. 28. 316. 496. 548. 706; Poen. I 3, 17. 18; III 1, 70; IV 2, 57; V 2, 5; V 4, 7; Pseud. 120. 648. 1165. 1287; Stich. 10. 36. 42. 371. 372. 507. 622; Trin. 1. 73. 187. 280. 329. 388. 445. 521. 648. 665; Truc. II 2, 36; II 4, 31. | Desgleichen steht *tuum* (als Gen. Plur.) Poen. V 2, 102. | Ebenso konstant findet sich in A die Schreibung *tuus*: Cas. III 2, 13; III 3, 18; III 6, 8. 13. 15; Cist. fragm. in A pag. 310, 15; Epid. II 2, 35. 58; III 4, 53; V 1, 35; Merc. 475. 478; Mil. 176. 276; Most. 670. 711. 925; Pers. 177. 277. 514; Poen. III 3, 59; IV 2, 30. 70. 72; V 2, 98; V 4, 57; Pseud. 638. 660. 1162. 1162; Stich. 21. 510. | Ebenso steht in A *suum*: Bacch. 493; Cas. prol. 55. 60; Cist. fragm. in A pag. 297, 16 und pag. 312, 4; Mil. 184; Most. 979. 1044; Pers. 618; Poen. IV 2, 82; Pseud. 297. 438. 861 (823 und 1238 ist die Lesung des vorletzten Buchstaben unsicher); Stich. 35. 40. 96. 284. 693; Trin. 315. 354; desgleichen *suumpte* Mil. 391. | Ebenso *suus*: Pseud. 206 und Stich. 133. | Dass überhaupt die Schreibung *-uum* und *-uus* in A die regelmässige ist, wenn das erste *u* vokalisches ist, zeigen folgende Beispiele: *annuus* Pseud. 178 | *contenuum* (so) Stich. 214 | *mortuum* Cas. I 24; III 5, 1; Most. 1000; Stich. 640 | *emortuum* Men. 243 | *mortuus* Pers. 20; Pseud. 310. 339; Trin. 494. 496 [statt *mortuust* ist Pseud. 309 *mortuumst* geschrieben] | *emortuus* Cist. fragm. in A pag. 299, 11 (sehr unsicher); Stich. 216 | *mutuum* Pseud. 286; Trin. 438. 761. 1050. 1055 | *patruus* Cist. II 1, 38. 40; Poen. V 4, 74 (V 4, 57 ist es zweifelhaft, ob *patruus* oder *patruos* in A stand) | *perpetuum* Most. 765 | *strenuum* Pseud. 697 | *triduum* Mil. 742; Most. 958. 959. | Allein steht in A die Schreibung *continuum* Mil. 742. | Auch in der 3. Person Pluralis Indicativi Praesentis bleibt *uu* in A unverändert: vgl. z. B. *diluunt* Pseud. 816; *metuunt* Pseud. 304; *ruunt* Truc. II 2, 50; vgl. übrigens auch *restingunt* Cas. IV 1, 16. || 31—32. Zu der Konstruktion vgl. Mil. 1419; Capt. 355 fg.; Poen. I 1, 80 *multa tibi di dent bona, Quom hoc mi obtulisti . . . spectaculum*; Poen. III 3, 54 *Di deaeque uobis multa bona dent, quom mihi Et bene praecipitis et bonam praedam datis*; Poen. III 3, 74 *Multa tibi di dent bona, quom me saluom esse uis*. Auffallende Ähnlichkeit zeigen Ausdrücke der Vidularia mit dem Poenulus auch sonst; vgl. z. B. das zu Vidul. fr. XIV Bemerkte || 32 Die Schreibung der Konjunktion als *qum* ist in A selten. Ich habe die Stellen, an welchen diese Konjunktion in A überliefert ist, nicht voll-

Sed quín accedat faénus, id non póstulo.

33

DINIA

Defaénerare hóminem egentem haú decet.

34

ständig gesammelt. Aber schon aus der folgenden Auswahl von Stellen zeigt sich deutlich, dass einzelne Komödien in der Ambrosianischen Recension auf orthographische und orthoepische Einzelheiten hin konstanter durchkorrigiert waren als andere. 1) *cum* ist geschrieben: Bacch. 482. 536. 677. 955. 961; Capt. V 1, 2. 3. 5. 6; Cas. IV 4, 18; Cist. fragm. in A pag. 300, 5 und pag. 309, 12; Epid. II 1, 1; II 2, 33. 43; V 2, 26; Mil. 181. 360. 391. 562. 578. 860. 1419; Most. 588. 720. 1064; Pers. 172. 190. 356. 564; Poen. I 2, 143; II 16; III 5, 15; IV 2, 82. 92. 102; V 3, 19; V 4, 105; V 5, 49; Pseud. 401. 819. 907. 931; Stich. 124. 301; Trin. 194. 342. 399. 504. 505. 529. 664; Truc. I 2, 16. 88. 89; II 1, 32; II 4, 8. 30. 32<sup>b</sup>. 33<sup>a</sup>. 2) Dagegen *quom* ist geschrieben: Bacch. 518. 926; Cas. prol. 40; I 42. 45. 46. 51; III 2, 25 [*quo*, verschrieben]. 32; Men. 254. 298. 363. 448. 454. 543 [*qu(om)*]. 1145 [*qu(om)*]. 1148 [*qu(om)*]; Merc. 295. 393 [*qu(om)*]. 468. 492. 522. 533. 534. 541. 552. 754 [*qu(om)*]; Pers. 191. 291; Poen. I 2, 71. 193; III 2, 12; III 3, 54; V 4, 34. 85; Pseud. 612. 623. 683. 823; Rud. 497 [*qu(om)*]. 534. 743. 766. 771. 847; Stich. 31. 35. 63. 65. 82 [*quam*, verschrieben]. 99. 113. 146. 244. 460. 511; Trin. 290. 402 [*quam*, verschrieben]. 3) *qum* ist geschrieben: Pers. 350. 650; Pseud. 142; Trin. 404. 671. 1051. Endlich 4) *quum* ist geschrieben:

Pseud. 163 [*quum*]. 184. 1131. 1134. 1146; Trin. 256. 423. | Dasselbe Schwanken der Überlieferung zwischen *quo*- und *qu*- und *cu*- in A zeigt sich bei allen, von diesem Pronominalstamm abgeleiteten Formen: vgl. z. B. *quouis* (Genitiv): Men. 477, Pseud. 210, Truc. I 2, 101, *qu(oi)us* Rud. 1005; *quius* Pers. 648; *cuius*: Cas. III 6, 12, Epid. II 1, 7, Men. 221. 575, Mil. 17, Most. 908, Pers. 261. 386 (statt *quouis*), Stich. 69. 545, Trin. 358. 501. 533. 536; *cuius*: Most. 962. 970. 1067 [*quouis* modo steht in A statt *quouis* modi Pseud. 741] | *quoi*: Bacch. 485, Capt. V 4, 31, Cas. III 3, 3, Cist. I 1, 81, Epid. V 1, 12, Men. 362. 474, Mil. 180, Pers. 333. 613, Pseud. 597. 682. 704. 1217; dagegen *cui*: Cas. III 4, 28, Epid. III 4, 17. 19, Mil. 550, Most. 599. 948, Pers. 390. 393. 440, Poen. II 33, IV 2, 45, Pseud. 97. 627. 1203, Stich. 117. 340. 341, Trin. 90. 354. 558. 638. 1061; *qui* (statt *cui*) Epid. I 2, 57. | Dasselbe Schwanken herrscht in den Zusammensetzungen: *cuidam* Cas. III 3, 5, Trin. 342; *quoipiam* Pseud. 219; *quoiquam* Pseud. 134; aber *cuiquam*: Cas. III 5, 41, Mil. 351, Poen. IV 2, 63; *cuique* Stich. 520. | Ebenso *quoiū*: Merc. 529, Pseud. 702, Stich. 370; aber *quū* Trin. 45; *cū* Bacch. 948 und *cuium* Trin. 534 | *quoiates* oder *quoiatis* Poen. V 2, 34; *quoiatis* Poen. V 2, 33. | Gleiches Schwanken findet sich in A auch in den Endungen der Nomina und Verba: vgl. z. B. *coqu(os)* oder *coqu(us)* Men. 357; *quoquos* (so) Pseud. 382; *cocus* Pseud. 168 | *coquom* Pseud. 848. 851. 956; *quoquom* (so) Men. 218; *coquum* Merc. 782; *cocum* Capt. IV 4, 9 | *equos* Bacch. 944; aber *equus*, wie es scheint, Bacch. 936 und 943; *equum* Cist. fragm. in A pag. 300, 1 und 7 | *equolam* Cist. fragm. in A pag. 309, 4 | Ferner das Adjektiv *aequom*: Bacch. 524; Cist. fragm. in A pag. 297, 10; Poen. II 20; V 4, 84; Pseud. 444; Stich. 4. 6. 40. 44. 112. 113. 131. 293. 548; *equom* (statt *aequom*) Stich. 494; *aequonst* (statt *aequomst*) Bacch. 924; *aequost* (statt *aequomst*) Stich. 99; *aequom* oder *aequum*, unsicher: Bacch. 488; Pseud. 269. 455; Stich. 423; *aequum*: Mil. 725; Trin. 304. 451; *aequum*: Mil. 730; Most. 682; Pers. 399. 587; Poen. II 43; Trin. 175. 306. 552; Truc. II 1, 12; *aequum* Trin. 392; (*aequum*) oder (*aequm*) oder (*aecum*) Epid. V 2, 58 | *antiquum* Pers. 507; *antiquum* Most. 789 | *reliquom* Merc. 547 und (unsicher) Cas. V 1, 4; *reliquum* oder *relicum*, unsicher: Cist. II 1, 30 | *cocunt* Pseud. 819 | *delingunt* Stich. 328 | *locutus* Trin. 563 | *conlocutus* Pseud. 620 | *elocutus* Mil. 476; *elocutum* Poen. IV 2, 63 | *obsecuta* Cist. I 1, 86 | *persecutus* (mtt Punkt über *i*, statt *persecutus*) Mil. 269. || 32 *copiam facere* (*alicui*) hat Plautus auch: Asin. 75. 848; Capt. 373 fgg. 748; Cas. II 8, 13 fg.; Cist. I 2, 19; Mil. 971; Pers. 539; Curc. 330; Merc. 906; Trin. 135 (*nec qui deterior esset, faceres copiam*). Vgl. auch Mil. 769 fg.; Pers. 255 fg.; Rud. 392. 557 fg.; Bacch. 422 || 32 Zu *qui uiuam* vgl. Trin. 561 *qui uiuamus, nihil est* und Capt. 581 *nec tibi qui uiuas domist* || 32 Der von dem Redaktor der Ambrosianischen Recension gestattete Hiat hinter dem reinen vierten Fuss lässt sich z. B. allenfalls durch Einschlebung eines Pronomens (*hanc*) hinter *copiam* beseitigen: vgl. z. B. Mil. 769; Pers. 255; Capt. 374; Mil. 971 || 34 Die durch die Plautinischen Handschriften repräsentierten Recensionen lassen den Hiat in der Caesura Penthemimeres meist nur hinter einem auf einen langen Vokal oder auf -m ausgehenden Worte zu; doch ist weder die Veränderung zu *defaenerari* noch die Zusetzung des Pronomens *me* wahrscheinlich || 34 Es ist nicht absehbar, weshalb Plautus mit Hiat

hinter *egentem* geschrieben hat *hau decet* und nicht das sonst üblichere *non decet*. So steht *non decet* im iambischen Versschluss: Amph. prol. 35, 820, Capt. 966, Merc. 37 und entsprechend am Schluss des ersten Quaternarius in längeren iambischen Versen Asin. 470 und Cas. II 3, 14; vgl. auch Amph. 522. Der Hiat würde auch durch die Form <con>*decet* vermieden werden. Auf keinen Fall darf *hau*<*d ad*>*decet* geschrieben werden, wie W. Wagner in „The Academy“ 1870 (November 15) vorschlug. Denn das Compositum *addecet* scheint Plautus nur dann angewandt zu haben, wenn das dieser Form vorhergehende Wort auf einen Vokal oder auf -m so ausgeht, dass Elision stattfindet: vgl. Amph. 1004, Cas. II 2, 26, Bacch. 128, Merc. 415, Most. 901 (*ut esse addecet* B, *ut esse adesset* C, *ut esse addet* D, *UTESSE* A, Ritschl unrichtig *esse ut addecet*), Pers. 220 (?), 836 (*Té mihi dicto audientem esse addecet*; Ritschl stellte, um die Betonung *mihi* zu vermeiden, die Worte unrichtig so um, dass ein Hiat in der Diärese des trochäischen Septenars vor *addecet* stattfände: *Té mihi dicto esse audientem addecet*), Poen. I 2, 115, Pseud. 569, 738 (*hominem addecet* A mit Nonius und Priscianus, *hominem decet* die Palatinen), Rud. 112 (*esse* <*ad*>*decet*), 115, 1391, Stich. 518, Trin. 78, Truc. 227 (nach A *similem esse addecet*, die Palatinen geben nach abweichender Recension hinten *condecet*). Überhaupt verdienen unter den Plautinischen Composita, deren erster Teil eine mit einem Vokal beginnende Präposition ist, diejenigen eine besondere Untersuchung, deren Bedeutung von dem Simplex nicht abweicht; so verwendet Plautus *incedere* wenigstens in der Mehrzahl der Fälle so, dass in der oben angegebenen Weise Elision davor stattfindet (an mehreren Stellen, wo die Hss. Formen von *incedere* hinter einem Worte, das auf einen Konsonanten ausgeht, bieten, hat man, um das Metrum herzustellen, längst die entsprechenden Formen des Simplex *cedere* substituiert: z. B. Asin. 405; Bacch. 1069; Merc. 600; Poen. III 1, 74; u. s. w.; vgl. auch Stellen wie z. B. Aul. 47; Cas. III 6, 6; Curc. 291); ähnliches scheint fast bei *adaequare admonere attingere* etc. der Fall zu sein 34 *hau decet* A. Wie hier, schreibt A auch sonst vor Konsonanten meist *hau*: vgl. z. B. *hau bonu*<*m*> Trin. 462; *hau celo* Mil. 1014; *hau dicet* Bacch. 506; *hau facile* Poen. IV 2, 49; *hau falsum* Mil. 381; *hau ferme* Poen. IV 2, 40; *hau liceat* (so) Pers. 377; *hau liquet* Trin. 233; *hau magna* Poen. V 2, 152; *hau magni* Pseud. 221; *hau male* Pers. 593. 697, Pseud. 1305, Stich. 118; *hau mali* Pseud. 142; *hau mentire* Poen. I 2, 78; *hau mentitus* Pseud. 1084; *hau metuo* Cist. II 1, 19; *hau mirum* Merc. 482; *hau multos* Mil. 170; *hau nosco* Trin. 445; *au* (so) *parco* Rud. 222; *hau places* Pseud. 653; *hau placet* Stich. 297; *hu* (so, statt *hau*) *possum* Pers. 612; *hau postulo* Stich. 488; *hau potui* Most. 792, Pers. 552; *hau probe* Pers. 23; *hau probus* Stich. 59; *hau quit* Pers. 11; *hau salubriter* Cas. IV 3, 4; *hau sane* Merc. 541; *hau satis* Cas. II 2, 17; *hau scimus* Pseud. 683; *hau scio* Epid. IV 1, 16; *hau sinam* Pseud. 1222; *hau solent* Pseud. 1333; *hau somnum* Pseud. 215; *hau tuo* Epid. V 2, 22; *hau uerbum* Pers. 500; *hau uestrum* Poen. III 1, 69. Seltener steht in A *haud* vor Konsonanten: vgl. z. B. *haud bonum* Most. 720; *haud dicam* Trin. 90; *haud dico* Mil. 1427; *haud facile* Mil. 701; *haud factu* Most. 791; *haud magni* Stich. 235; *haud malus* Men. 576; *haud multo* Poen. V 6, 23; *haud nego* Truc. II 4, 36; *haud possumus* Stich. 72; *haud quaeritant* Men. 574; *haud repudio* Poen. V 2, 94; *haud scio* Most. 783; *haud sordere* Poen. V 4, 6; *haud te* Poen. III 5, 10. Am seltensten steht in A *haut* vor Konsonanten: vgl. z. B. *haut dudum* Pers. 498; *haut nescias* Trin. 62; *haut tantillum* Trin. 60; *aut* (so, statt *haut*) *consuetudine* Trin. 362 | Vor Vokalen schreibt Plautus nie *hau* (dadurch wird die von Brix im Kritischen Anhang zu Mil. 827 vorgetragene Konjektur hinfällig), sondern entweder (sehr selten, vgl. z. B. Epid. IV 1, 22) *haut*, oder (sehr häufig) *haud*: vgl. z. B. Cas. III 5, 24; IV 4, 21; Men. 201. 521. 1400; Merc. 512; Most. 857. 959; Pers. 535; Poen. IV 2, 30. 36; V 6, 21; Pseud. 1084; Stich. 70. 205. 494; Truc. I 2, 41. 91; Pseud. 654 (wo *aud* statt *haud* geschrieben ist). § 35 Die Stellung *quam ad . . . diem* ist bei Plautus die regelrechte, gleichviel ob es sich um das Fragepronomen oder um das Relativpronomen handelt: vgl. *quam ad rem* Epid. 276, Merc. 252, Mil. 771, Rud. 611, Truc. 70; *quem ad modum* Amph. 442, Bacch. 474. 734, Curc. 370, Merc. 352, Mil. 186. 201. 257. 884. 904. 1162, Pers. 35; *quemnam ad modum* Bacch. 190; Trin. 236; *quod ad exemplum* Trin. 921; *quam se ad uitam et quos ad mores* Bacch. 1077; *qua de re* Cas. II 3, 35, Men. 812, Pers. 109, Poen. I 2, 104, III 4, 23, Rud. 1060; *nescio qua de re* Merc. 365 (vgl. Luchs in meinen 'Studien' I. p. 233 und im Hermes VI. p. 268); *quo de genere* Capt. 277; *quibus de signis* Epid. 597; *quo ex oppido* Poen. V 2, 34 nach den Palatinen; *quo in loco* Amph. 699, Curc. 711, Epid. 81, Stich. 244; *quo in . . . loco* Curc. 467; *quem in locum* Men. 823; *quas in aedis* Cist. I 3, 21; *quo in periculo* Bacch. 830; *qua in patria* Pers. 594; *qua in regione* Most. 659; *quanto in periculo et quanta in*



Caue démutassis.

NICODEMVS

Ųsque donec sóluero.

36

# VI. Fragment.

<DINIA>

Ánimum aduortite ámbó sultis. uídulum hic adpónite:

1

Égo seruabo, quási sequestro détis, neutri réddibo,

2

Dónicum haec diiúdicata rés erit. ∪ - ∪ -

3

# VII. Fragment.

<GORGO?>

Haúd fugio sequéstrum - ∪ - ∪ - ∪ - ∪ -<sup>1)</sup>

# VIII. Fragment.

<- ∪ -?> nunc ápuđ sequestrum uídulum posúimus<sup>2)</sup>.

*pernicie* Bacch. 827; *quam ob rem* Amph. prol. 17. 1142, Asin. 842, Aul. 416. 736, Capt. 669, Cas. III 5, 41, Cist. fragm. in A pag. 310, 10, Curc. 172, Most. 415. 987, Men. 230, Mil. 319. 1420, Pers. 531. 782, Poen. I 2, 97. 167, Pseud. 89. 1256, Stich. 82. [208<sup>b</sup>], Trin. 985, Amph. 990, Cist. fragm. in A pag. 322, 10, Curc. 442. 667, Most. 461, Rud. 430, Stich. 41, Men. 823 (viersilbiges *nam quam ob rem* ist seltsam überliefert Amph. 552 im Canticum; kaum ist dasselbe auch Mil. 360 herstellbar, wo ABCD *quámmam ob rem* geben, Guyet schrieb falsch *ob quammám rem*); *qua pro re* Rud. 1378. Auch ohne dass ein Substantivum dabei steht, stellt Plautus bekanntlich die Präpositionen gewöhnlich hinter das Pronomen relativum oder interrogativum: vgl. z. B. Rud. 555 *quo ab A*, *a quo* BCD; *quo ab caueas* Asin. 119; *quem ad* Bacch. 176; *qua ex* Epid. 170; *quo ex* Asin. 765. [dagegen stellt Terenz *ex* stets vor dieses Pronomen: *ex qua* Phorm. II 1, 41; V 8, 49; *ex quo* Hec. IV 1, 12. 13. 18; V 3, 42; *ex quibus* Adelph. V 3, 36; *ex quanta* Hec. V 4, 36]; *qua in* Cas. II 2, 13 (B); *quos inter* Merc. 752; *quam per* Poen. prol. 13; *qui pro* Asin. 397; *quem propter* Aul. 786, Rud. 1411, Truc. 391; *quam propter* Bacch. 1032; *quas propter* Trin. 1164. Dagegen findet sich *abs qua* (so AB<sup>2</sup>D, *aps qua* B<sup>1</sup>C) Men. 345; *a quo* trapezita Epid. 143 (C. F. W. Müller wollte *quo a*); *in quem* Trin. 548; *per quem* Poen. V 4, 14; *propter* <quam> Mil. 1086; *de quoio* Poen. III 1, 32; *e quantillis* Poen. V 3, 48. Ich übergehe die allbekannten Formen *quacum quicum quibuscum*, da daneben *mecum tecum nobiscum uobiscum secum* stehen; ebenso *quem penes* (Amph. 653; Poen. V 4, 15), *quam penes* (Truc. 25. 858), *quos penes* (Trin. 822?), da sich daneben *me . . . penes* Trin. 1146 und Aul. 654 findet [dagegen steht Truc. 901 und Capt. 234 *penes sese*; Poen. V 4, 71 *penes nos*; Trin. 733 *penes me*], vgl. auch Langen 'Beiträge' p. 153; ähnlich wie *penes* steht bekanntlich auch *aduorsum* [oder *aduorsus*] bald hinter dem Personalpronomen (Amph. 750. 936; Aul. 690; Bacch. 127. 698; Poen. I 2, 188 [dagegen Pers. 200 ist wohl *mi aduorsum incedit* statt *me adu. inc.* zu schreiben]; auch *illaec aduorsum* findet sich Rud. 1348), bald vor dem Personalpronomen (*aduorsum te* Stich. 589; *aduorsum nos* Stich. 68; *aduorsum se* Mil. 1080), nur dass *aduorsum* häufiger als *penes* in der Anastrophe steht; ähnlich findet sich auch *nos secundum* Mil. 1349. Bekannt ist auch, dass *super* (Bacch. 195) und *erga* bei Plautus nachgestellt werden können (vgl. Langen 'Beiträge' p. 156fg.), über *clam* vgl. Langen a. a. O. p. 229fg. || 36 Zu der Bedeutung von *demutare* vgl. namentlich Pseud. 555. 566; zu der Form *demutassis* vgl. das oben zu Vidul. V 28 Bemerkte || Zu der Verbindung *usque donec* (bezw. *donicum*, oder *dum*) vgl. Mil. 269; Rud. 716; Most. 116; Men. 728; Truc. 104. 322, sowie die von Langen 'Beiträge' p. 140 angeführten Stellen.

VI. 1—3 citiert Priscian inst. gramm. VI 32 (vgl. VI 35 und XIII 11); 2 citiert Nonius p. 508; *donicum* zog das Glossarium Plautinum aus || 1 vgl. Cas. II 6, 41 *Périisti*. — 'Animum aduórtite ámbó, Merc. 968 'Animum aduórtite igitur ámbó, Mil. 766 Nunc hoc ánimu aduórtite ámbó; Capt. 110 Aduórtite ánimu sis || 3 vgl. Ritschl opuscul. II. p. 241.

VII. <sup>1)</sup> Priscian inst. gramm. VI 32.

VIII. <sup>2)</sup> Priscian inst. gramm. X 37.

IX. Fragment.

Óppositast claxéndix.

<NICODEMVS?>

At ego sígni dicam quíd si<e>t<sup>1</sup>).

X. Fragment.

Sígnum recte cónparebat: húius contendi ánulum<sup>2</sup>).

XI. Fragment.

<NICODEMVS>

Ímmo id, haec quod nóstra patriast ét quod híc meus <ést> pater,  
Íllie autem Sóterinis ést pater ∪ - ∪ -<sup>3</sup>)

Fragmente der Vidularia, deren Stelle nicht bestimmbar ist.

XII. Fragment.

<DINIA?>

Malím moriri meós quam mendicárier:

Boní miserantur íllum, hunc inridént mali<sup>4</sup>).

XIII. Fragment.

<GORGO>

Ibi út piscabar, fúscina ici uídulum<sup>5</sup>).

XIV. Fragment.

Quid múlta uerba? plúrumum luctáuimus<sup>6</sup>).

XV. Fragment.

Nescío qui seruos é myrteta prósilit<sup>7</sup>).

IX. <sup>1</sup>) Priscian inst. gramm. V 37 || Vgl. Amph. 421 *signi dic quid est?*, Amph. 787 *uide sis signi quid siet*.

X. <sup>2</sup>) Nonius p. 258 || Zu dem Gebrauch von *recte* vgl. z. B. Langen 'Beiträge' p. 8.

XI. <sup>3</sup>) Priscian inst. gramm. VII 36; vgl. Ritschl 'Acta' II 1, p. 79 Anm. || *quod haec nostra est patria et* die Hss. des Priscian || Zu der Verbindung *patria . . . pater* vgl. Men. 1083. 1090; Capt. 43. 384. 686. 699; Merc. 660; Pers. 594. 620.

XII. <sup>4</sup>) Nonius p. 138 || Zu *malim moriri . . . quam* vgl. z. B. Truc. 742; Asin. 810 fg.; Aul. 661 || Zu der Form *moriri* vgl. Langen 'Beiträge' p. 82 || Zu *mendicari* vgl. Langen a. a. O. p. 60 || Zu dem Gedanken in Vers 2 vgl. z. B. Curc. 241.

XIII. <sup>5</sup>) Nonius p. 123.

XIV. <sup>6</sup>) Nonius p. 468 || Dieselbe Formel *Quid multa uerba?* steht Poen. II 37 und III 3, 89; *Quid multa?* allein schreibt man Truc. 20; Truc. 405 steht *Quid multa uerba faciam?* || Zu *luctauimus* vgl. Brix zu Mil. 172 und Langen 'Beiträge' p. 63.

XV. <sup>7</sup>) Priscian inst. gramm. IV 12 || *prosilit* Bothe, *prosiluit* Priscian und Porphy. zu Horaz Od. I 38, 7 (ed. Meyer, stark verderbt) || Über die Betonung *nescio qui* vgl. Luchs im Hermes VI p. 264—273 || Die jüngere und kürzere Form der Präposition, *e*, ist bei Plautus viel seltener überliefert als *ex*. Meine Sammlungen zu Plautus und Terenz sind nicht vollständig; sie genügen aber, um zu zeigen, dass weder die Natur des folgenden Konsonanten noch die Stellung der Präposition unter oder nicht unter dem metrischen Ictus von entscheidendem Einfluss war. Nur das Eine lässt sich behaupten, dass *e* etwas seltener unter dem metrischen Ictus überliefert ist, als ohne diesen.

A. Bei **Plautus**: I. e:

1) unter dem metrischen Ictus: *é colina* Most. 1 BCD und Nonius (vgl. auch Most. 5); *é conspectu* Capt. 434 BDJ (wohl falsch überliefert; vgl. die Wortfolge), 749 BJ; *é fano* Curc. 216 BEJ, Poen. I 2, 110 ABCD; *é mari* Rud. 272 BCD, 300 BCD, 562 ABCD; *é me* Most. 745 BCD und Poen. IV 2, 65 AB (wohl in *ex me* zu ändern); *é meo* (??) Aul. 539 BDJ; *é patria* Capt. 537 BJO [d. h. Otto-bonianus 687] (danach hat man <é> *patria* auch Poen. V 4, 16 geschrieben); *é periculo* Bacch. 965 CD; *é praetore* Pers. 487 A; *é quantillis* Poen. V 3, 48 BCD [A scheint (*et e*) *quantillis* gehabt zu haben]; *é Rhodo* Merc. 390 CD (B und Ritschl lassen [vgl. Asin. 499] die Präposition aus, vgl. aber Merc. 257); *é robigine* Rud. 1300 BCD; *é scapha* Rud. 173 BCD; *é senatu* Aul. 549 BDJ; *é summo* Capt. 305 BDJ; *é uirtute* Poen. V 5, 49 ABCD.

2) ohne den metrischen Ictus: *e bálineis* Pers. 90 B, aber a CD; *e ballistario* Poen. I 1, 74 BCD; *e caelo* Trin. 940 BCD, 941 BCD; *e cápite* Most. 1110 BCD; *e conspectu* Amph. 518 BDEJ, Pers. 727 ABCD, Truc. 541 B; *e cúnis* Amph. 1115 BDEJ; *e fano* Poen. IV 1, 5 BCD, Rud. 334 BCD, 663 BCD, 706 ABCD; *e férro* Rud. 1300 BCD (*effero* bzw. *efero* ist überliefert); *e liberis* Mil. 718 A; *e litore* Rud. 1019 ABCD; *e lido* Rud. 43 BCD; *e máribus* Trin. 902 BCD; *e multis* Poen. V 4, 33 ABCD; *e náui* Amph. 329 BDEJ, Poen. III 3, 38 ABCD; *e nócte* (verderbt) Amph. 550 BDEJ; *e nice* Curc. 55 BEJ; *e Pérsia* Pers. 461 BCD; *e pórtu* Amph. 412 BDEJ, 701 BDE, Bacch. 288 BCD; *e prómpt(u)aria* Amph. 156 BDEJ; *e próximo* Asin. 53 BDEJ, Aul. 290 BDJ, Mil. 1136 A (BCD lassen die Präposition aus); *e sómno* Mil. 689 A; *e Sósia* Amph. 305 BDEJ; *e te* (Mostr.) Most. 365 BCD (*ex* statt *e* ist einzusetzen); *e uinc[u]lis* Capt. 413 BDJO; *e uultu* Amph. 960 BD (*et u. EJ*); *e uóltu* Aul. 717 (Came-rarius, *et uóltu* BDEJ); *e conspectu* hat Dousa gebessert Pers. 467, wo die Codices *in* bieten.

II. **ex**:

*ex Bállione* Pseud. 193 BCD (A *exbaliato*); *ex bonis* Capt. 235 BDJ; *ex cápite* Cas. II 6, 39 BJ; *ex Carysto* Pseud. 737 ABCD; *ex catenis* Men. 84 BCD; *ex cera* Pseud. 33 ABCD; *ex Chrýsalo* Bacch. 362 BCD; *ex cóncha* Rud. 704 BCD; *ex cónfidente* Merc. 856 BCD; *ex conspectu* Men. 876 BCD, Pseud. 1106 BCD; *ex cópia* Cas. II 8, 63 BJ; *ex córpore* Capt. 841 BJ, 1001 BJ; *ex cruciatu* Epid. 611 BEJ; *ex crumina* Asin. 590 BDEJ, Pers. 264 ABCD; *ex cursura* Asin. 327 BDEJ; *ex Demetrio* Bacch. 912 BCD; *ex disciplina* Pseud. 1274 BCD; *ex dúlci* Curc. 11 BEJ; *ex fáctis* Most. 199 BCD; *ex fera* Asin. 145 BDEJ und Nonius; *ex filio* Bacch. 1114 BCD; *ex flágitio* Bacch. 1011 BCD; *ex fundis* Pseud. 228 ABCD; *ex gáudio* Rud. 1284 BCD; *ex germana* Rud. 737 BCD; *ex gnátae pedisequa* Aul. 807 BDEJ; *ex grátulando* Capt. 504 BJO; *ex lácto* Pseud. 324 ABCD; *ex Leonida* Asin. 368 BDEJ; *ex lócis* Trin. 823 BCD; *ex lóna* Cas. V 4, 27 ABJ; *ex lustris* Asin. 934 BDEJ; *ex lutulento* Bacch. 384 BCD; *ex maíore* Stich. 303 ABCD; *ex magisterio* Bacch. 152 BCD; *ex mala* Capt. V 2, 6 BJ; *ex malis* Bacch. 598 BCD<sup>2</sup>, Rud. 348 BCD; *ex mán(ib)u(s)* Aul. 471 BDJ; *ex* (mit einem vielleicht zufälligen Punkt über dem *x*) *matrónarum modó* Mil. 791 A; *ex me* Amph. 524 BDEJ, 816 BDEJ, Capt. 779 BJ, Men. 558 BCD, 677 BCD, Pers. 218 BCD, Pseud. 492 BCD, Truc. 554 BCD; *ex me* (Aul. 77 BDEJ, Capt. 619 BJ, Epid. 696 BEJ, Mil. 651 BCD; *ex mé* Bacch. 841 BCD, Cist. III 20 BJ, Mil. 637 BCD; *ex me* (Bacch. 911 BCD, Mil. 1265 BCD; *ex mea* Men. 273 BCD, 1019 BCD, *ex <mea>* Pseud. 762 BCD; *ex medio* Truc. 527 BCD; *ex melle* Merc. 139 BCD; *ex metu* Cas. II 6, 9 BJ; *ex Mnésilocho* Bacch. 782 BCD; *ex miseriis* (*ex AB<sup>2</sup>, et falsch B<sup>1</sup>J*) Capt. 924; *ex multis* Pseud. 392 ABCD; *ex multis* Poen. I 2, 147 ABCD, Pseud. 390 ABCD, Stich. 343A BCD; *ex náta* Pseud. 1237 BCD; *ex Náúcrate* Amph. 860 BDEJ; *ex náui* Amph. 629 BDEJ; *ex náui* Men. 1075 BCD; *ex parata* Capt. 538 BJO; *ex paráta* Cas. IV 4, 8 ABJ; *ex patre* Bacch. 665 BCD; *ex pátria* Poen. V 4, 77 ABCD; *ex pátribus* Cist. I 1, 42 BJ; *ex paúpertate* Aul. 206 BDJ; *ex pauxillo* Most. 865 BCD; *ex pectore* Pseud. 144 ABCD, 1035 BCD, Truc. 78 BCD, 603 BCD; *ex pecunia* Truc. 346 BCD; *ex pénitis* Asin. 40 BDEJ; *ex pérđita* Epid. 644 BEJ; *ex periculo* Rud. 349 BCD; *ex péssuma* Stich. 138 ABCD; *ex Philomela* Rud. 604 BCD; *ex Phrygia* Truc. 536 BCD; *ex píc-tura* (unsicher) Stich. 271 BCD (A *ut pictura*); *ex pietate* Rud. 1176 BCD; *ex plúrumis* Most. 880 BCD; *ex pópulo* Rud. 927 BCD; *ex pórtu* Pers. 436 ABCD; *ex pórtu* Amph. 404 BDE (*eportu* J); *ex praeda* Epid. 608 (*ex JE<sup>2</sup>, est BE<sup>1</sup>*), 621 BEJ (*de* schlechter A); *ex praesidio* Rud. 1051 BCD; *ex priore* Cist. II 3, 61 BJ; *ex procliuo* Mil. 1018 BCD; *ex Prógne* Rud. 604 BCD; *ex próximo* Cas. III 5, 47 ABJ; *ex próximo* Aul. 171 BDEJ, 400 BDJ, 403 BDJ, Cas. gr. 2 ABJ, Men. 790 BCD, *hinc ex próximo* Mil. 472 A (*hic in próximo* B, *hic in proximo* CD); *ex próximo* Stich. 431 ABCD; *ex puella* Pers. 592 ABCD; *ex re* Amph. 569 BDEJ, Asin. 539 BDEJ (*e re* Gellius), Capt. V 2, 6 BJ, Men. 661 BCD; vgl. Brix zu

Capt. 293; *ex Rhodo* Merc. 257 ABCD; *ex Samo* Bacch. 472 BCD, 574 BCD; *ex se* Cas. prol. 46 ABJ, Most. 418 BCD (leicht verderbt), Poen. I 2, 30 BCD, Rud. 410 BCD; *ex se* Aul. 21 BDEJ; *ex Seleucia* Trin. 771 A (in BCD leicht verderbt), 845 ABCD; *ex semine* Stich. 169 ABCD; *ex senatu* Cist. V 3 BJ; *ex sene* Pseud. 871 ABCD; *ex sententia* Aul. 589 BDJ, Capt. 347 BDJ, 447 BDJ, Cist. I 2, 7 BJ, Men. 1151 ABCD, Merc. 94 BCD, 370 BCD, Pers. 10 ABCD, 18 ABCD, Rud. 1365 BCD, Truc. 961 BCD, vgl. Mil. 947; *ex sermone* Mil. 1091 BCD; *ex seruitute* Capt. 454 BDJ, 685 BJ, 758 BJ; *ex Sicyone* Pseud. 1174 ABCD, *ex Siluani luco* Aul. 766 BEJ (et hat D); *ex sitella* Cas. II 6, 44 BJ; *ex somno* Merc. 160 BCD; *ex spiritu* Amph. 233 BDEJ; *ex sponsa* Truc. 865 BCD; *ex suis* Rud. 908 BCD; *ex suis* unsichere Lesart Capt. 997 (BJ *audax* statt *haud ex*); *ex summis* Merc. 111 BCD; *ex summo* Amph. 111 BDE; *ex <S>uri<a>* Truc. 530 BCD; *ex Sincerasto* Poen. IV 2, 64 ABCD; *ex tabellis* Pers. 518 ABCD, Pseud. 49 ABCD; *ex te(d)* Amph. 745 BDEJ, 764 BDEJ, Asin. 45 BDEJ, Aul. 563 BDJ und Nonius, 781 BDEJ, 796 BDEJ, 822 BDEJ, Bacch. 189 BCD, Capt. 263 BDJ, Cas. I 37 ABJ, Cist. fragm. in A pag. 322, 7, Epid. 574 BEJ, Mil. 1072? (*exste* D, *ixste* BC), Pers. 218 BCD, 219 BCD, 619 ABCD, Poen. I 1, 28 BCD, IV 2, 67 BCD, Rud. 121 BCD, 1180 BCD, 1312 BCD, Stich. 324 ABCD; *ex té* Cas. III 5, 18 ABJ; *ex té* Bacch. 1161 BCD, Cas. III 5, 26 ABJ, Epid. 561 ABJ, Pseud. 3 ABCD, Stich. 38 ABCD, Trin. 518 ABCD; *ex te* Amph. 812 BDEJ, Aul. 734 BEJ, Curc. 689 BEJ, Epid. 44 BEJ, 246 ABEJ, Men. 1070 BCD, Merc. 378 BCD, Mil. 289 BCD, 1055 BCD, Most. 763 B, Pseud. 43 A (*abs* BCD), 347 ABCD, Rud. 739 ABCD, Stich. 111 ABCD, Trin. 1080 BCD; *ex temporibus* Men. 829 BCD; *ex tragoedia* Amph. prol. 54 BDE; *ex transuerso* Pseud. 955 BCD (verderbt?); *ex tristi* Cas. II 3, 7 BJ; *ex Tróia* Bacch. 1058 BCD; *ex tua* Amph. 764 BDEJ, Pseud. 336 ABCD, 338 ABCD; *ex tuo* Pers. 563 BCD; *ex tuó* Bacch. 566 BCD; vgl. auch *qua ex tibi* Epid. 170 ABEJ; *ex Tusco* Cist. II 3, 20 BJ; *ex uinclis* Capt. 356 BDJ, 766 J; *ex uiro* Amph. 111 BDE, 814 BDEJ, Truc. 134 ABCD; *ex uirtute* Mil. 1211 BCD; *ex uirtute* Mil. 738 ABCD.

### III. *ex* und *e* schwankend überliefert:

*ex Capitolio* Trin. 84 A, *e* BCD; *e cerebro* Truc. 288 A, *ex* BCD; *e forma* Merc. 517 A, *ex* BCD; *ex Gélasimo* Stich. 631 A, *e* BCD; *ex malis* Stich. 120 A, *e* BCD; *e mari* Stich. 365 A, *ex* BCD; *ex mea* Truc. 964 BCD, *e* Nonius (vgl. Kampmann über *ex* p. 20); *ex meo* Poen. V 4, 30 A, *e* B; *e meo* Epid. 564 A, *ex* BEJ; *e nido* Rud. 772 A falsch, *ex nido* BCD; *e nominibus* Truc. I 2, 84 A falsch, *ex omnibus* BCD; *ex Persia* Pers. 498 A, *e* BCD; *ex Philippa* (?) Epid. 636 A, *e* BEJ; *ex senatu* Most. 1050 A, *e* BCD; *ex sterculino* Cas. I 26 AB, *e* J; *e tuis* Epid. 625 A schlecht, *ex* BEJ; *nómine e ueró* Stich. 242 A, *ex* BCD.

Die von Bugge (Philolog. XXX. — p. 639) und danach von Ribbeck im Mil. 308 aus den an dieser Stelle stark verderbten Palatinen entnommene, ganz allein stehende Form *ec* (vor *suo*) geht kaum bis auf den Urheber der Palatinischen Recension zurück.

B. Bei **Terenz** ist die Überlieferung sowohl an den wenigen Stellen, wo *e* überliefert ist, als an den zahlreichen Stellen, wo *ex* überliefert ist, merkwürdig konstant:

#### I. *e* ist überliefert:

1) unter dem metrischen Ictus: *e Corintho* Heaut. I 1, 44; *e dolore* Andr. I 5, 33; *e medio* Hec. IV 3, 14, Phorm. V 9, 30 (A hat hier *de*); *e praedonibus* Eun. I 2, 34; *e re* Adelph. III 1, 8.

2) ohne den metrischen Ictus: *e bálineis* Phorm. II 2, 25; *e conspectu* Eun. II 3, 1, Hec. I 2, 107 (A hat hier *et*); *e Dáuo* Andr. II 1, 2; *e faucibus* Heaut. IV 2, 6 (P hat *ex*); *e flamma* Eun. III 2, 38; *e lecto* Adelph. IV 1, 4; *e medio* Phorm. V 8, 74; *e náui* Heaut. I 2, 8; *e Pámphilo* Andr. I 3, 11, III 2, 17 (hier hat D *ex*), III 2, 32; *e Súnio* Eun. I 2, 35; *e tranqúillo* Phorm. IV 4, 8 (A weicht völlig ab).

#### II. *ex* ist überliefert:

1) unter dem metrischen Ictus: *ex Ioue* Heaut. V 4, 13; *ex me* Adelph. I 1, 15, Hec. IV 4, 33 (oder *ex me*); *ex nimio* Heaut. I 1, 57; *ex peregrina* Andr. III 1, 11; *ex Perinthia* Andr. prol. 13; *ex qua* Phorm. V 8, 49; *ex quibus* Adelph. V 3, 36; *ex quo* Hec. IV 1, 18 (A hat *et*), V 3, 42; *ex sententia* Heaut. IV 3, 5, IV 5, 17, Adelph. III 3, 17, III 3, 66, Hec. V 4, 32, Phorm. II 1, 26; *ex solo* Andr. II 4, 3; *ex te* Andr. III 3, 2, Eun. IV 4, 44, V 5, 44 (hier haben BCFP *a*), Heaut. IV 6, 12, Hec. III 3, 32, 39, IV 2, 3, V 3, 15; *ex tuis* Adelph. II 1, 22; *ex tuo* Heaut. V 1, 7.

2) ohne den metrischen Ictus: *ex cápíte* Heaut. V 4, 12; *ex Cária* Heaut. III 3, 47 (D<sup>1</sup>G haben *e*); *ex córde* Hec. III 3, 12; *ex crimine* Phorm. II 2, 8 (*e* haben BCP, *a* hat E); *ex fratre* Adelph. I 1, 15; *ex frátre* Adelph. V 4, 8; *ex graeca* Eun. prol. 33; *ex graecis* Eun. prol. 8; *ex iure* Eun. V 4, 17;



**XVI. Fragment.**

<NICODEMVS?>

Éiusdem Bacchaé fecerunt nóstram nauem Péntheum<sup>1)</sup>.

**XVII. Fragment.**

Ínopiam, luctúm, maerorem, paúpertatem, algúm, famem<sup>2)</sup>

**XVIII. Fragment.**

Paúpera haec res ést<sup>3)</sup>

**XIX. Fragment.**

— ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — nam audiui féminam  
Égo leonem sémel parire. — ∪ — ∪ — ∪ — <sup>4)</sup>

**XX. Fragment.**

Vbi quámque pedem uíderat, subfúrabatur ómnis<sup>5)</sup>.

**XXI. Fragment.**

Nunc séruos argentum á patre expalpábitur<sup>6)</sup>.

*ex me* Andr. V 2, 13, Heaut. V 4, 7, Adelph. V 4, 8, Hec. II 3, 6, V 1, 39; *ex meó* Eun. V 5, 1; *ex nauíta* Phorm. IV 1, 10; *ex níptiis* Phorm. III 3, 10; *ex Píraeo* Eun. II 2, 59; *ex plúrumis* Hec. IV 1, 55; *ex quá* Phorm. II 1, 41; *ex quánta* Hec. V 4, 36; *ex quó* Hec. IV 1, 12. 13; *ex re* Heaut. I 1, 57, Phorm. V 8, 76; *ex sése* Andr. V 4, 51; *ex suá* Heaut. II 1, 4; *ex stúltis* Eun. II 2, 23; *ex tánta* Adelph. III 1, 10; *ex té* Heaut. V 3, [18]; *ex te* Heaut. V 4, 8, Adelph. V 3, 11, Hec. IV 4, 30, V 4, 33; *ex tránquillissima* Andr. III 5, 14; *ex uéra* Adelph. V 9, 30.

III. Die Überlieferung schwankt zwischen *ex* und *e*:

*ex me út* Heaut. III 1, 2, nur A hat *e*; *ex pátria* Adelph. II 4, 11, nur A hat *e*; *ex me* Phorm. V 1, 38, nur A hat *e*.

**XVI.** <sup>1)</sup> Priscian inst. gramm. VII 16 || Vgl. namentlich Merc. 469.

**XVII.** <sup>2)</sup> Priscian inst. gramm. VI 46 || Vgl. z. B. Aul. 722; Men. 974 fg.; Merc. 848; Rud. 215; Most. 193; Merc. 162; etc.

**XVIII.** <sup>3)</sup> Priscian inst. gramm. V 16 und Probus Cathol. pag. 16, 13 (ed. Keil); vgl. auch Servius zu Vergil. Aen. XII 519.

**XIX.** <sup>4)</sup> Iunius Philargyrius zu Vergil. Eclog. 2, 63 || Dem von Langen 'Beiträge' p. 85 an der Form *parire* genommenen Anstoss vermag ich mich nicht anzuschliessen.

**XX.** <sup>5)</sup> Nonius p. 220.

**XXI.** <sup>6)</sup> Diese Wortstellung überliefert Nonius p. 104; dagegen Nonius p. 476: *séruus a patre árgentum expalpábitur*; dieselbe Stellung hinter der Caesura Penthemimeres, wie im obigen Texte, nehmen die Worte *a patre* ein auch Trin. 785 und 771, vgl. auch Men. 1113 || Zu der Form *expalpábitur* vgl. Langen 'Beiträge' p. 67 ||

Über den Gebrauch der Formen *abs* (oder *aps*) *ab a* bei Plautus hat, nach Kampmann, in allem Wesentlichen richtig gehandelt Langen a. a. O. p. 331—333, über den Gebrauch bei Terenz vgl. Edmund Hauler 'Terentiana. Quaestiones cum specimine lexicí' (Wien 1882) p. 39—42. Vor den mit einem Vokal oder mit *h* beginnenden Wörtern haben beide Dichter nur die Form *ab*. Bei der Zusammenstellung der handschriftlichen Lesarten habe ich, ohne Vollständigkeit zu erstreben, folgende Schreibungen dieser Präposition bei Plautus ausdrücklich verzeichnet:

I. *abs* oder *aps* findet sich in A:

- 1) *abs te*: Merc. 781; Pers. 169 (*abs te* oder *ab te*, nicht sicher erkennbar); Pseud. 474 (aus dem Raum erschlossen). 706; Stich. 508. 514; Trin. 421. 488; Truc. 374; vgl. auch Vidul. III 22.
- 2) *aps te*: Cist. fragm. in A pag. 311, 8; Mil. 200. 569. 1167; Most. 653. 924. 928; Pseud. 916. 1069; Rud. 528.
- 3) *abs te* oder *aps te*, nicht erkennbar: Mil. 1126. 1167; Pseud. 320.
- 4) Die schlechtere, jüngere Schreibart *a te* hat A dreimal: Mil. 357. 478 (B<sup>3</sup>CD lassen *abs te* ganz aus, B<sup>1</sup> hat dafür *te*); Trin. 325.
- 5) *abs tuo*: Trin. 278; unerkennbar, ob *aps tuo* oder *abs tuo*: Pseud. 1316.

II. Dass Plautus vor den Ablativen *te tuo tua tuis* weder *a* noch *ab*, sondern nur *abs* (oder *aps*) geschrieben hat, beweisen auch die übrigen Handschriften:

- 1) *abs te* (oder *abste*, auf die Trennung oder Zusammenschreibung der Wörter achte ich [gerade wie oben zu fr. XV bei der Behandlung der Präposition *ex*] hier wie auch im folgenden ebenso wenig wie auf Verschreibungen in den auf die Präposition folgenden Wörtern) haben BCD: Bacch. 740. 1025. 1143. 1170; Men. 151. 777. 810; Merc. 113. 611. 781; Mil. 357. 569. 912. 974. 982. 1074. 1126. 1167. 1331. 1343; Most. 653. 924. 928; Pseud. 43 (A hat *ex te*). 320. 486. 509; Rud. 702. 1101; Stich. 255 (A hat *a uobis*). 508. 514. 548 (A lässt *abs te* aus); Truc. 418. 617.

Ebenso haben BDEJ *abs te*: Amph. 531. 743. 790; Asin. 227. 254. 714. 836; ebenso BDJ: Aul. 221. 341. 456; ebenso BEJ: Curc. 428. 619; Epid. 380. 437; ebenso BJ: Capt. 679. 710. 938.

Truc. 160 haben CD *abs te*, B *absce*; Men. 634 B *abs te*, CD<sup>1</sup> *adste*; Asin. 772 B *abs ted*, DE *abstet*, J *adstet*; Mil. 963 haben BCD<sup>1</sup> *abste* statt *ad te*.

- 2) *aps te* haben BCD Men. 266; ebenso BJ Capt. 790; *apte* (mit leichtem Fehler) BCD Trin. 488.
- 3) *aps te* hat B, dagegen CD *abs te*: Pers. 50. 169; Pseud. 474. 1069; Rud. 1393; Trin. 325. 421. 695. 969. 1143. 1144. 1167.

*aps te* haben BC, dagegen D *abs te*: Pseud. 916; *aps te* hat B, dagegen EJ *abs te*: Curc. 174; *aps te* B, dagegen J *abs te*: Cas. II 6, 12; C hat *aps te*, dagegen BD *abs te*: Men. 545. 546; Mil. 200; C D haben *abs te*, dagegen B schlechter *a te*: Rud. 528; *ad te* statt *abs te* ist in BCD verschrieben: Most. 432.

- 4) Die schlechtere Schreibung *a te* findet sich nur:  
in BCD: Mil. 979 (vgl. auch Mil. 620); Pers. 423 (in A fehlt die Präposition *abs* ganz); Truc. 374. 620.  
in BDEJ: Asin. 387; in BEJ: Curc. 581; Epid. 255 (wo F *abs te* schreibt); in BJ: Cas. III 5, 48 (wo aber mit A *ex te* zu schreiben ist); auch Epid. 288 ist <*abs*> vor *te* zu ergänzen.

- 5) *abs tuis* haben BDJ Aul. 221; *aps tuo* B Pseud. 1316 und Trin. 278, CD an beiden Stellen *abs tuo*; Mil. 800 ergänzte Camerarius falsch *a* statt *abs* vor *tua*, ebenso Epid. 681 Ed. Becker *a* statt *abs* vor *tuis*.

- 6) Cas. II 2, 36 haben BJ *ab tuo*; Mil. 1049 ist die Lesart *ab tui* in CD verderbt.

- 7) Men. 723 haben BCD *ad tuo* falsch statt *abs tuo*; ähnlich Mil. 932 CD *Attua*, B *A tua* statt *abs tua*.

III. Vor den übrigen mit *t* beginnenden Wörtern dagegen findet sich:

- 1) *aps terra* B Trin. 947, *abs terra* CD (vgl. auch Ritschl zu Bacch. 280).
- 2) *ab trapezita* Curc. 618 BEJ; *ab Theotimo* Bacch. 326 und 776 BCD; *ab Therapontigono* Curc. 408 BJ (*abe E*); *ab transenna* Bacch. 792 BCD und Nonius.
- 3) *a Telebois* Amph. 418 BDEJ; *a terra* Pers. 604 ABCD; *a Tranione* Most. 1012 BCD; *a trapezita* Capt. 449 BDJ.

IV. Vor *d*:

- 1) *ab danista* Epid. 53 und 252 BEJ, Most. 917 BCD; *ab damnoso* Epid. 319 BEJ; *ab datis* Truc. 241 A (*a datis* B, *dati* CD); *ab Delphio* Most. 347 BCD; *ab dextera* Amph. 244 und Asin. 260 BDEJ; *ab dis* Amph. 12 B<sup>1</sup>DE (*a diis* B<sup>2</sup>), Pers. 773 BCD, Stich. 296 (*ab deis* A, *a dis* BCD); *ab domo* Epid. 681 BEJ, Aul. 105 BDEJ (wo die Verschleifung *quia ab* hinter der Hauptcäsur zwar sehr wohl möglich ist, die Streichung der Präposition *ab* aber dadurch wahrscheinlich wird, dass sonst bei *abire* stets *domo*, nicht *ab domo*, steht: vgl. Amph. 502; Cas. II 8, 48; Epid. 46; Merc. 8; Stich. 29; Trin. 1010).
- 2) *a dextera* Mil. 607 ACD; *a dis* Capt. 777 BJ, Rud. 26 BCD; *a domo* unmetrisch BCD Stich. 523, A lässt die Präposition gut aus; *a dorso* Cas. II 8, 23 BJ.

V. Vor *r* nur *ab*: *ab radicibus* Aul. 250 BDJ; *ab re* Asin. 224 BDEJ, Capt. 338 BDJ, Poen. I 2, 193 ABCD, III 3, 4 BCD, Trin. 238 ABCD.

VI. Vor *l*:

1) *ab labellis* Mil. 1335 BCD; *ab laeua* Asin. 260 BDEJ, Aul. 624 BDEJ und Nonius, Cist. III 10 BJ, Men. 838 BCD, Mil. 607 A (*a leua* BCD); *ab legione* Epid. 58 BEJ, 91 BEJ; *ab lenone* Asin. 70 BDEJ, Curc. 494 BEJ, 614 BEJ, Epid. 47 BEJ, Pers. 326 ABCD, Poen. V 2, 132 (*allenone* B, *alenone* CD), Pseud. 754 BCD; *ab leonino* Men. 159 BCD; *ab libertina* Mil. 963 BCD; *ab lippitudine* Rud. 632 BCD.

2) *a labris* Bacch. 480 ABCD; *a legibus* Trin. 1033 BCD; *a legione* Amph. 523 BDEJ, Epid. 206 BEJ; *a lenone* Curc. 348 BEJ, Pers. 163 BCD, Pseud. 203 ABCD, 690 (*qui a lenone* Dousa, *quia lenonis* ABCD); *a luculenta* Mil. 958 CD; *a lupis* Truc. 657 BCD.

VII. Vor *n*:

1) *ab navi* Amph. 795 BDEJ, 854 BDEJ; *ab nemine* Mil. 1062 BCD; *ab nobis* Cas. IV 4, 10 A (*a nobis* BJ), V 1, 8 BJ (*a nobis* die Vulgata), Cist. IV 1, 6 B (*a nobis* J); *ab nostro* Rud. 670 BCD.

2) *a navi* Amph. 849 BDEJ, 967 BDEJ, Pers. 530 AB[CD]; *a nobis* Capt. 206 BDJ, Merc. 699 BCD, 894 B<sup>2</sup>CD (*am nobis* B<sup>1</sup>), Mil. 339 BCD, 524 BCD; Pseud. 617 ABCD, Trin. 513 ABCD, Truc. 160 BCD; *a nostra* Mil. 166 A.

VIII. Vor *s* fast konstant *ab*:

1) *ab saeculo* Mil. 1079 BCD; *ab saxo* Rud. 76 BCD, 165 BCD; *ab se* Asin. 774 BDEJ, Bacch. 17 (die Codices des Nonius haben *sese*), Capt. 470 BDJO (*sese* B<sup>1</sup>DJO), Epid. 193 BEJ, Men. 671 B<sup>2</sup>CD, 815 BCD, Merc. 49 BCD, 357 BCD, Mil. 869 BCD<sup>3</sup> (*apse* D<sup>1</sup>), 940 (?) BCD, 1146 ABCD, 1232 (*hasce* CD, *hec* B), 1277 (*obse* B, *asse* CD), Trin. 79 ACD (*apse* B), 557 A (*apsese* B, *absese* CD); *ab sese* Merc. 243 BCD, Stich. 254 BCD (*A* schlecht *a sese*); *ab signo* Rud. 673 BCD; *ab simia* Merc. 249 ABCD; *ab sodali* Bacch. 187 BCD; *ab stirpe* Trin. 217 ACD (*apstirpe* B); *ab suis* Men. 972 BCD; *ab suo* Bacch. 931 ABCD, Rud. 1039 BCD, Trin. 262 A (*a suo* BCD); *ab summis* Capt. 279 BDJ; *ab summo* Asin. 891 BDEJ.

2) *a Stratippocle* Epid. 251 ABJE; *a summo* Pers. 771 BCD (Kampmann gut: *ab*), Mil. 1151 A (aber BCD gut *ab summo*); *a se ut abeat* Mil. 1148 A (BCD lassen *a* aus).

IX. Vor *j* nur *ab*: *ab ianua* Asin. 424 BDEJ, Men. 127 BCD, Most. 8 BCD, 512 BCD; *ab iustis* Amph. 34 BDE, 35 BDE; *ab iuventute* Poen. V 4, 10 ABCD.

X. Vor *v* nur *a*: *a uicino* Mil. 154 ABCD; *a uilico* Cas. II 3, 51 BJ; *a uiro* Amph. 883 BDEJ, Merc. 667 BCD, Mil. 1321 BCD, Stich. 148 BCD (*ab uiro* A); *a uita* Asin. 607 BDEJ, Bacch. 342 BCD; *a uobis* Amph. 25 BDE, 48 BDE, 64 BDE, Bacch. 295 BCD, Capt. 804 BJ, Mil. 1084 BCD, Poen. III 6, 10 BCD, Rud. 434 BCD; *a uestris* Rud. 89 BCD.

XI. Vor *b p m f c g q* nur *a* [mit Ausnahme von *abs chorago* Pers. 159 BCD und *abs qua* Men. 345 AB<sup>2</sup>D (*aps qua* B<sup>1</sup>C) sowie von *quo ab caueas* Asin. 119 BEJ (*ob* statt *ab* D)]:

*a balineis* Pers. 90 CD (*e* B); *a beneuolente* Trin. 638 A; *a bonis* Mil. 1288 ABCD; *a paedagogo* Bacch. 423 BCD; *a patre* Men. 31 BCD, 1113 BCD, Merc. 64 BCD, 68 BCD, Most. 1127 BCD, Poen.

prol. 65 BD (*apatre* C<sup>1</sup>), Pseud. 730 ABCD, Stich. 71 BCD, Trin. 741 ABCD, 771 ABCD, 775 BCD, 778 BCD, 785 BCD; *a patria* Men. 1115 BCD, Bacch. 6 (bei Charisius); *a patrona* Rud. 258 BCD; *a p(a)usillo* Stich. 175 ABCD; *a peccatis* Trin. 680 BCD; *a pecu* Bacch. 1123 BCD, 1139 BCD; *a pecunia* Aul. 186 BDEJ; *a pedibus* Most. 857 AB; *a periuris* Rud. 25 BCD; *a Philocomasio* Mil. 1201 BCD; *a Philolachete* Most. 1011 ABCD; *a pistore* Asin. 200 BDEJ; *a plurimis* Truc. 760 BCD; *a porta* Pseud. 597 BCD, 960 ABCD; *a portu* Amph. 149 BDEJ, 164 BDE, 195 BDE, 602 BDEJ, Bacch. 304 BCD, Capt. 869 BJ, Merc. 109 BCD, 161 BCD, 223 BCD, 596 ACD (*adportu* B), Most. 363 BCD, Stich. 295 A, 338 ABCD, 456 ABCD; *a praetore* Capt. 450 BDJ; *a praetura* Epid. 27 ABE<sup>3</sup>J (*ad* E<sup>1</sup>); *a primo* Most. 824 BCD; *a principio* Aul. 538 BDJ, Bacch. 1001 BCD, Capt. 624 BJ, Cas. prol. 4 BJ, Men. 1 BCD, Pseud. 970 ABCD, Truc. 375 ABCD; *a Pseudolo* Pseud. 898 BCD (*abs pseudolo* A); *a puero* Capt. 544 BJ, 645 BJ, 991 BJ, Merc. 90 D<sup>2</sup>; *a pumice* Pers. 41 BCD; *a Macedonio* Pseud. 1162 BCD; *a Magalibus* Poen. prol. 86 BCD; *a mala* Men. 133 BCD; *a malo* Capt. 271 BDJ; *a mane* (oder *a mani*) Amph. 253 BDEJ, Mil. 503 BCD, Most. 534 BCD, 767 ABCD, [Poen. III 3, 37 BCD falsch, A lässt gut *a* aus]; *a matre* Mil. 1299 ABCD, 1313 BCD; *a me* Amph. 327 BDEJ, 340 BDEJ, 580 BDEJ, 606 BDEJ, 639 BDEJ, 857 BDEJ, 1032 BDEJ, Asin. 59 BDEJ, 154 BDEJ, 700 BDEJ, Aul. 20 BDEJ, 193 BDJ, 205 BDJ, 571 BD (*adme* J), 832

**XXII. Fragment** (unsicher überliefert).

— ∪ — ∪ — ∪ — ∪ iūben hunc insui in cūlleo  
 Átque in altum déportari, sí uis annonám bonam  
 Píscibus? ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪<sup>1)</sup>

**XXIII. Fragment** (kaum zur Vidularia gehörig).

∪ — ∪ — ∪ séd leno egreditúr foras:  
 Hinc éx occulto sérmonem eius súblegam<sup>2)</sup>.

BDEJ, Bacch. 372 BCD, 528 BCD (*iam* A), 758 BCD, 1030 BCD, 1176 BCD, Capt. 415 BDJO, 517 BJ, 551 BJO, 607 BJ, 872 BJ, 898 BJ, 948 BJ, Cas. II 5, 3 BJ, II 6, 42 BJ, III 5, 17 A, III 6, 10 ABJ, Cist. I 1, 8 BJ, I 1, 13 BJ, I 2, 20 BJ, I 2, 21 BJ, Curc. 51 BEJ, 117 BEJ, 201 BEJ, 249 BEJ, 261 BEJ, 405 BEJ, 542 BEJ, 704 BEJ, Epid. 673 ABEJ, Men. 290 A, 835 BCD, 1044 BCD, 1045 BD, Merc. 384 BCD, Mil. 561 AD<sup>3</sup>, 773 BCD, 957 BCD, Most. 140 BCD, 361 BCD, 436 BCD, 716 BCD, 845 A, 1170 BCD, Pers. 39 BCD (?), 492 ABCD, 766 BCD, Poen. I 2, 151 BCD, Pseud. 95 BCD, 128 BCD, 486 BCD, 504 BCD, 509 BCD, 511 BCD, 647 ABCD, 735 ABCD, 902 ABCD, 983 ABCD, 1055 ABCD, 1088 BCD, 1123 A, 1155 ABCD, 1194 B, 1224 BCD, Rud. 286 BCD, 437 BCD, 518 ABCD, 861 BCD, 968 BCD, 1100 BCD, 1190 BCD, 1283 BCD, Stich. 647 ABCD, Trin. 182 ABCD, 537 ABCD, 538 A (nicht gut), 838 A, 969 BCD, 1144 BCD, 1146 BCD, Truc. II 6, 32 ist die falsche Konjekture *abs me* richtig besprochen von Langen 'Beiträge' p. 331 fg.; *a meis* Asin. 67 BDEJ, Men. 849 Vahlen (*am* B<sup>1</sup>, *a* C); *a meo* Curc. 68 BEJ, [Men. 1079 B(CD), wo die Präposition als Glossem zu streichen ist], Pers. 498 ABCD, Trin. 885 BCD; *a mensa* Pseud. 296 ABCD; *a milite* Mil. 160 ABCD, Pseud. 717 A, 924 BCD, Truc. 876 BCD; *a minumo* Pseud. 776 BCD; *a morbo* Epid. 129 BEJ; *a muscis* Poen. III 3, 77 ABCD, III 3, 78 (ABCD lassen *a* hinter *quia* aus); *a fabris* Most. 131 BCD; *a fonte* Stich. 708 ABCD; *a foribus* Amph. 269 BDEJ, 464 BDEJ, 467 BDEJ, Men. 158 BCD, Most. 429 BCD, 854 BCD; *a foro* Aul. 273 BDJ, 356 BDJ, 473 BDJ, Cas. III 4, 1 ABJ, Mil. 578 ABCD, 858 ABCD, 933 BCD, Most. 998 BCD, Pers. 435 BCD (*A* lässt *a* aus), 442 ABCD, Poen. IV 2, 107 ABCD, Pseud. 163 BCD, 1028 BCD; *a fundamento* Rud. 539 ABCD; *a Callicle* Trin. 403 ABD (*ac* C), 420 ABCD; *a caulibus* Truc. 686? BCD; *a cena* Most. 485 BCD; *a Charmide* Trin. 964 BCD; *a chorago* Trin. 858 ABCD, aber *abs chorago* Pers. 159 BCD; *a cibo* Curc. 186 BEJ; *a cluentibus* Trin. 471 ABCD; *a Congrione* Aul. 401 BDJ; *a cornu* Pers. 317 ABCD; *a corpore* Rud. 220 A (BCD lassen die Präposition aus); *a crasso* Rud. 833 BCD; *a culpa* Poen. V 4, 13 ABCD; *a curuo* Pseud. 1143 ABCD; *a genibus* Rud. 280 BCD; *a quadam* Cist. IV 2, 70 (*a*\* B; *ad quendam* J); *a quaestoribus* Capt. 453 BDJO; *a quiquam* Pers. 477 BCD, *a quo* Epid. 143 BEJ; *a quo* Rud. 555 BCD, aber *A quo ab*; dagegen *abs qua* Men. 345 AB<sup>3</sup>D (*aps qua* B<sup>1</sup>C).

**XXII.** <sup>1)</sup> Fulgentius de abstrusis sermonibus ed. Lersch pag. XXII und XXIV || *iuben*] *iuuenum* Fulg. || *culleus* schreibt der Palimpsest A mit *ll*: Pseud. 212 und 214 || *si uis*] *iussi* Fulg. || Übrigens vgl. Pseud. 1212–1214.

**XXIII.** <sup>2)</sup> Bei Nonius p. 332 aus der 'Aulularia' des Plautus citiert, wo es nicht untergebracht werden kann; man hat teils auf die 'Vidularia' teils auf die 'Nervolaria' oder auf die 'Cornicularia' geraten. Wäre *lena* statt *leno* überliefert, so liesse sich an die 'Cistellaria' denken. || Die Worte *egreditur foras* finden sich als Versschluss auch Cas. II 1, 16, Curc. 466, Mil. 987, 1215, Pers. 404, Rud. 79; an derselben Stelle findet sich *progreditur foras* Bacch. 611, Men. 109, Pers. 682. Vgl. auch Poen. III 4, 32, V 1, 27, Pseud. 1032, Rud. 334, Stich. 738 u. s. w. || Zu dem zweiten Vers vgl. Mil. 1090 *clam nostrum hunc sermonem sublegerunt*; Pseud. 414 *nunc huc concedam, unde* (so A, *ut* BCD) *horum sermonem legam*; Most. 1063 *gustare ego eius sermonem uolo* || *sermonem eius*] *sermones atus* die meisten Codices des Nonius, *sermone aius* die erste Hand des Oxoniensis.



Nachdem der Präsident dem Redner den Dank der Versammlung ausgesprochen, hält Herr Professor Dr. E. Curtius einen Vortrag

### Über die Ausgrabungen in Olympia<sup>1)</sup>.

Hochgeehrte Versammlung.

Es war meine Absicht, der archäologischen Sektion die letzten Ergebnisse der Ausgrabungen in Olympia vorzulegen, der Vorstand der Versammlung wünschte aber, dass ich in der Plenarsitzung einen Bericht über Olympia gebe, und hat mit der grössten Bereitwilligkeit zu diesem Zwecke einen Wandplan herstellen lassen. Es ist natürlich für mich kein Grund, mich diesem Wunsche zu entziehen; es ist meine Aufgabe und meine Freude, nicht nur durch Herausgabe von Karten und Plänen und nicht nur mit dem gedruckten Worte, sondern mit meiner Person für Olympia einzutreten. Es sind jetzt gerade sieben Jahre, dass der erste Spatenstich geschah; es sind fünf Jahre, dass ich in Wiesbaden auf der Philologenversammlung über die ersten Ergebnisse unserer Ausgrabungen Bericht erstatten konnte. Seit anderthalb Jahren ist die mechanische Arbeit geschlossen. Die Altis von Olympia liegt frei vor unseren Augen da, Denkmäler aus mehr denn zehn Jahrhunderten sind zum Vorschein gekommen, aus denen allmählich sich die Geschichte eines der denkwürdigsten Plätze von Hellas wird herstellen lassen. Wie viel Licht aber für alle Zweige der Altertumswissenschaft hier aufgegangen ist, wissen Sie alle, die unseren Forschungen gefolgt sind. Für alle Gattungen von Hoch- und Tiefbau, für alle Zweige der Kunstgeschichte und Künstlergeschichte ist eine Fülle von Material gewonnen. Aus den Inschriften ist für die Geschichte der griechischen Sprache und Schrift eine Ausbeute gewonnen, wie wir es kaum erwarten konnten, und der unvergessliche Mann, welcher die urkundliche Erforschung der griechischen Mundarten unter uns begonnen hat, Ahrens, hat dem Studium der olympischen Urkunden seine letzten Lebenskräfte gewidmet. Was in Olympia gewonnen worden, ist nach den verschiedensten Seiten hin weit über Olympia hinaus fruchtbar geworden. Die innere Einrichtung des Parthenon kennen wir erst, seitdem wir den Zeustempel freigelegt haben, und der technische Leiter unserer Ausgrabungen, Dr. Dörpfeld, hat, seitdem wir das Stadium in Olympia messen konnten, für die griechische Metrologie eine neue Ära begründet. Auch für die Geschichte des griechischen Cultus sind neue und wichtige Gesichtspunkte gewonnen.

Auf dies alles kann ich mich heute nicht einlassen, ich will nur hervorheben, was die Hauptsache ist. Früher waren es Touristen, einzelne Kunstfreunde und Gelehrte, welche in vorübergehenden Reisen die Ruinenstätten und ihre Altertümer untersuchten, deren Beobachtungen dann wieder von anderen berichtigt und ergänzt wurden. Olympia aber ist der erste Platz auf klassischem Boden gewesen, wo eine deutsche Gelehrtenkolonie eingerichtet, wo ein deutsches Haus erbaut wurde, wohin wir sechs Jahre nacheinander immer wieder zurückkehrten, wo alle Beobachtungen in voller Musse wiederholt und gemeinsam durchgeprüft werden konnten. Es war Gelegenheit gegeben, die deutsche Wissenschaft unter den klassischen Denkmälern heimisch zu machen, wie es früher nicht der Fall gewesen ist. Hier möchte ich nur Rechenschaft geben, wie wir die anderthalb Jahre

---

1) Der Vortrag folgt hier nach der stenographischen Aufzeichnung, da Herr Geh. Rath Dr. Curtius frei und ohne Manuscript vortrug.

benutzt haben, seit die mechanische Arbeit geschlossen ist. Zunächst ist das Material für das definitive Werk verarbeitet worden. Die fünf Bände der Ausgrabungen enthalten die Resultate der Forschungen, nach Jahrgängen geordnet. Es liegt nun die Aufgabe vor, die einzelnen Baudenkmäler wie die Topographie der Altis systematisch zu behandeln.

Eine andere Arbeit, die noch zuletzt gemacht worden ist, ist die geologische Untersuchung, welche von der preussischen Akademie der Wissenschaften angeordnet wurde. Die Untersuchung von Herrn Professor Bücking ist auch für die archäologische Seite sehr wichtig, indem die Geschichte der Zerstörung von Olympia dadurch klarer geworden ist. Früher waren wir der Meinung, dass es wesentlich der Alpheios gewesen sei, welcher die Verschüttung von Olympia herbeigeführt habe. Jetzt wissen wir, dass es der Kladeos war, der, in seinem natürlichen Abflusse gehemmt, mehrmals seinen Weg quer durch die Altis genommen und ihre Anlagen mit Kies und Sand verschüttet hat. Dazu kamen die Regengüsse, welche von den entwaldeten Abhängen des Kronios die Erde herabschwemmen. Der Alpheios hat aber an der Zerstörung von Olympia insofern mitgewirkt, als er, wenn die Gebirgsseen in Arkadien sich entleerten, mit angeschwollener Flut die unteren Ränder der Altis abriss. Herr Prof. Bücking hat seinen vorläufigen Bericht in dem Monatsberichte der Berliner Akademie veröffentlicht.

Die dritte Arbeit war, die drei Karten herzustellen, die im Weidmannschen Verlag erschienen sind. Sie enthalten die Aufnahme, welche Herr Kaupert im letzten Jahre der Ausgrabung von der Umgebung Olympias machte, eine Übersichtskarte der ganzen Pisatis, und den Dörpfeldschen Situationsplan der Altis, so dass dies kleine Heft mit seinem Texte in kurzer Fassung die Quintessenz der sechsjährigen Forschungen umfasst und eine vollständige Orientierung gewährt.

Die vierte Arbeit war die Restitution der Giebelfelder. Dazu wurden von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser die Mittel bewilligt, sodass ich einen talentvollen jungen Bildhauer, Herrn R. Grüttner, engagieren konnte, welcher sich unter meiner und unter Dr. Treus Leitung dieser Arbeit mit grossem Sachverständnis hingab. Dann war auch in Olympia selbst die Arbeit noch nicht abgeschlossen; denn es lag im allgemeinen Interesse, alles wissenschaftliche Material auch für die spätere Benutzung in der griechischen Inschriften-Sammlung noch einmal durchzumustern. Das ist die Arbeit, die von Herrn Dr. Purgold gemacht worden ist, der erst vor wenig Wochen Olympia verlassen hat, und dessen gewissenhafte Thätigkeit auf dem Boden Olympia's eine sehr fruchtbringende war. Ihm verdanken wir es, dass in letzter Zeit noch sehr wertvolle Entdeckungen gemacht worden sind. So ist es namentlich gelungen, die Inschrift des Schildes, der nach der Schlacht von Tanagra über dem Giebel des Zeustempels angebracht wurde, in mehreren Bruchstücken wieder aufzufinden. Abgesehen von dieser Nachlese auf dem Boden der Altis hat Dr. Purgold auch das Verdienst, dass er die sogenannten Doubletten, von denen in den Zeitungen so viel gesprochen worden ist, für uns in Empfang genommen hat. Es wurde bekanntlich im Vertrage mit der griechischen Regierung als ein Akt der Courtoisie in Aussicht gestellt, dass dieselbe nach Vollendung der Arbeiten einen Anteil an den Fundobjekten dem Deutschen Reiche überlassen sollte, und zwar sollte durch eine Kommission eine Auswahl getroffen werden, teils von grösseren monumentalen Sachen (darunter einige Statuen römischer Zeit, die sich in mehreren einander sehr ähnlichen Exemplaren gefunden haben, und Architekturstücke, namentlich einige der am besten erhaltenen Kapitelle, so dass

man später in Deutschland von den wichtigsten Baudenkmälern in Olympia Bruchstücke hätte, um daran studieren zu können), teils von kleineren Sachen, die in der That sich hundert- und tausendfältig wiederholen. Bronze- und Thongegenstände, besonders aber bemalte Terrakotten, die nach den Untersuchungen der Architekten in den älteren Zeiten der griechischen Architektur dazu gedient haben, Dach und Gebälk der Tempel zu bekleiden. Kunstgeschichtlich sind diese Terrakotten von hohem Wert, denn sie zeigen, dass lange Zeit die Tempeldächer aus Holz bestanden und dass man diese Art der Verkleidung dann auch auf Steindächer übertrug. Das sind die beiden Kategorien der sogenannten Doubletten.

Es ist bekannt, zu welchen erregten Debatten diese Angelegenheit im griechischen Parlament führte und wie aus der Mitte des griechischen Ministeriums die denkwürdigen Worte gesprochen wurden, dass die Werke griechischer Kunst kein ausschliessliches Besitztum der jetzigen Griechen seien, sondern dass diese Werke des Altertums auch der ganzen gebildeten Welt angehörten. Endlich haben wir auf einen vielfach angeregten Wunsch hin aus den in fünf Bänden zerstreuten Denkmälern eine Ausgabe in einem Band veranstaltet, um denen, welchen das grosse Werk zu weitschichtig ist, eine Auswahl der hervorragendsten Denkmäler vorlegen zu können. Als eine Zugabe erfolgen dabei die ersten Restitutionsversuche der Giebelfelder, eine restituierte Ansicht des Zeustempels und ein genauer Situationsplan des Trümmersfeldes um den Zeustempel. Zu diesem Bande, der nächstens fertig vorliegen wird, gehören die Blätter, welche ich die Ehre habe Ihnen heute vorzulegen.

Der Grundriss der Altis, wie er jetzt fertig vorliegt, wird bald zu dem Apparate jeder höheren Lehranstalt gehören, denn es giebt kein Blatt, an welchem der Jugend so viel Wichtiges aus Leben und Kunst der Alten anschaulich gemacht werden kann.

Wenn wir nun diesen Plan ganz kurz ins Auge fassen, so müssen wir zuerst fragen, was nicht gefunden worden ist. Das ist in der That nur wenig. Wenn von grösseren geschichtlichen Urkunden weniger gefunden ist, als manche gehofft haben mögen, so erklärt sich dies daraus, dass diese Urkunden zum grossen Teil auf Erz geschrieben waren, und von den Erzmonumenten ist uns nur sehr wenig und einzelnes durch einen glücklichen Zufall erhalten. Denn nur was von diesen Erzmonumenten schon im Altertum, also zur Zeit des Pausanias unter den Boden getreten war und dadurch den Händen späterer Zerstörer entgangen ist, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten und konnte von uns aus den tieferen Schichten wieder hervorgezogen werden. Was aber die grossen Bauten betrifft, so ist eigentlich nur der Hippodrom, welcher in der Nähe des Eingangs zur Altis lag, spurlos verschwunden. Wir haben ferner nicht alles vollständig freigelegt, weil wir mit dem Gelde haushalten mussten, so dass wir gewisse Baulichkeiten nur soweit ausgegraben haben, als es nötig war, um Lage und Grundriss des Ganzen ins klare zu bringen. Da die Griechen von Anfang an die Absicht hatten, die Ausgrabungen fortzusetzen, können wir hoffen, dass hier noch etwas später gethan wird. Der Schutt ist da liegen geblieben, wo die Verschüttung besonders massenhaft war, das ist namentlich im Südwestbau der Fall, wo wir nur etwas über die Hälfte freigelegt haben, da der Schutt dort 4—5 Meter hoch liegt. Das Freilegen dieses Teils wäre mit ungeheurer Arbeit und grossen Kosten verknüpft gewesen. (Sie sehen das auf der Karte!) Auch das Stadium ist nicht ganz ausgegraben, sondern nur der Platz, wo wir in überraschender Weise die Ablaufsteine

an Ort und Stelle gefunden haben, wo die Läufer ihre Füße hinsetzten. Dann gingen wir 600 Fuss weiter und fanden dort an der Stelle, wo wir es erwarten mussten, die entsprechenden Steinplatten an Ort und Stelle wieder, welche das Ende der Laufbahn bezeichneten. — Das sind diejenigen Punkte, die zum Teil im Schutt gelassen worden sind; dabei aber können wir mit froher Zuversicht sagen, dass in der Hauptsache alles klar ist. Wir haben den Zeustempel, wir haben das Heraion, das allein eine ganze Geschichte der alten Baukunst bildet; wir haben das Metroon; wir haben die Schatzhäuser, welche auf der unteren Terrasse standen, alle in Form dorischer Tempel nach der Altis zu gerichtet, und wir kennen eine Anzahl von Altären, auf denen den Göttern geopfert wurde. Wir haben auch die Altismauer, die 100 Meter lange Halle, welche im Osten die Altis einrahmte; wir haben nicht minder das grosse Gebäude ausserhalb der Altis, die sog. Palästra, und zwar so gut erhalten, dass wir hier zum erstenmal den vollkommenen Grundriss einer griechischen Palästra vollständig wieder vor Augen haben. Wenn wir durch die Halle, welche den Hof umgiebt, in diesen eintreten, überblicken wir den Raum, wo die Ring- und Faustkämpfe abgehalten wurden. Nördlich an die Palästra schliesst sich der Raum für die Vorübung im Lauf, für welche offene Stadien und ein bedecktes eingerichtet waren. Der Kladeos war in ein künstliches Bett gefasst und dieses gegen das Gebiet von Olympia durch eine Mauer abgegrenzt. Wir haben den Eingang, der ins Stadium hineinführt, wir haben ferner eines der merkwürdigsten Gebäude, welches mit Recht wohl als Buleuterion bezeichnet wird, mit zwei basilikaartigen Räumen und einem viereckigen Mittelraum; dann kennen wir noch die römische Südhalle. In der Mitte der Altis fand sich der Überrest des grossen Zeusaltars und des noch älteren Altars der Hera, welche den ursprünglichen Kern des heiligen Festplatzes bezeichnen, um welchen später die grösseren Gebäude aufgeführt worden sind. Die Altäre hatten ihre selbständige Bedeutung, und so kommt es, dass der Zeusaltar nicht vor der Front des Zeustempels sich befindet. Der Zeustempel war für den Kultus verhältnismässig unwichtig und ebenso der Heratempel. Das genüge als ein kurzer Überblick über das, was klar und sicher ist.

Nun noch ein paar Worte über das, was fraglich geblieben ist. Dazu gehört der Norden; wo wir keine begrenzende Altismauer gefunden haben, und es ist hier eine doppelte Möglichkeit: entweder ist hier eine scharfe Begrenzung der Altis niemals vorhanden gewesen, deshalb, weil der Kronos-Hügel mit zu dem Bereich der Altis gerechnet wurde und eine scharfe Demarkationslinie somit wegfiel, oder die nördliche Altisgrenze ist in der Mauer zu erkennen, auf welcher Herodes Atticus seinen Wasserkanal anlegte. Eine Meinungsverschiedenheit besteht über ein Gebäude, das im letzten Jahre ausgegraben worden ist und deutlich einen alten griechischen Bau erkennen lässt, der später nach rückwärts erweitert wurde. Dieser Hinterbau ist nach der Aufschrift eines Bleirohrs als ein Bauwerk aus neronischer Zeit erkannt, da Nero selbst als Wettkämpfer auftrat und für ihn ein Palast in grösster Schnelligkeit hergerichtet wurde. Nach unserer Meinung ist dies das alte Leonidaion, von dem Pausanias sagt, dass es das Haus gewesen sei, in welchem vornehme römische Beamte standesgemäss beherbergt wurden, und das dann später erweitert worden ist. Neuerdings ist aber von Hirschfeld die Meinung ausgesprochen worden, dass das Leonidaion im Südwestbau zu erkennen sei. Diese Frage ist deshalb von grosser Bedeutung für die gesamte Topographie, weil mit dem Leonidaion die Ansetzung des festlichen Eingangs zusammenhängt. Das Haupteingangsthor



aber mit Hirschfeld nach Südwesten zu verlegen, ist deshalb unthunlich, weil das hier erhaltene Thor durchaus keinen monumentalen Charakter gehabt hat und schon früh durch die Bogen der Wasserleitung überbaut worden ist; eine Verlegung des solennen Einganges aber ist ganz unannehmbar. Es sind aber auch andere Gründe anzunehmen, dass der Hauptweg immer im Süden entlang ging, und die prachtvolle Südhalle ist offenbar bestimmt gewesen, den Prozessionsweg, der zum Thore führte, zu begleiten. Im Südost ist also der feierliche Eingang zu suchen, und hier sind auch die Spuren eines späteren römischen Triumphbogens gefunden worden; es ist also wahrscheinlich, dass dieses Thor an die Stelle des alten Eingangsthors getreten ist, so dass der Haupteingang der Altis immer von hier aus war; von hier ging man nach den Altären, die das Centrum des alten Gottesdienstes waren. Ich halte dies für das Richtige, und das stimmt auch mit Pausanias überein nach einer nicht ganz sichern Stelle seines Textes, wo ich glaube, dass für ἐκτός ἐντός gelesen werden muss. Denn das Leonidaion war ein dem Zeus geweihter Bau und muss also innerhalb des Peribolos gesucht werden.

Was nun die Denkmäler an der Westseite der Altis betrifft, so sind dieselben verschieden benannt und gedeutet. Hier ist die byzantinische Kirche, dasjenige Gebäude, das dem Zeustempel als Mittelpunkt des christlichen Gottesdienstes gegenübergestellt wurde. Ich bin der Meinung, dass dieser Bau nicht die Werkstatt des Phidias sein kann, weil wir uns dieselbe als eine Anlage denken müssen, welche vielteilig war und eine Reihe verschiedener Ateliers in sich vereinigte. Das Gebäude, das als Kirche eingerichtet wurde, war ein Prachtbau aus der besten griechischen Zeit, mit einem stattlichen Saal, den acht Säulen schmücken, und einem Vorraum, welcher sich durch eine grosse Thüre nach Osten öffnet. Wenn wir nun hier eine grössere Gruppe von Bauanlagen finden, welche nicht zu eigentlichen Kultuszwecken verwendet wurden, so meine ich, dass hier die Gebäude liegen, welche bestimmt waren, die Priester aufzunehmen, welche von Elis her abwechselnd in Olympia anwesend waren, und die Beaufsichtigung der Tempel sowie die regelmässige Wahrnehmung des Gottesdienstes zu ihrer Aufgabe hatten. Das Hauptgebäude dieser Art war das des Theokolos, des Chefs dieser priesterlichen, hierarchisch geordneten Korporation, der eines grossen Hauses bedurfte, um das Kollegium um sich zu versammeln und Gäste feierlich zu bewirten. Das Gebäude trägt in der That den Charakter eines festlichen Versammlungsraumes; dazu stimmt die ungewöhnlich breite Thüre sowie der mit Säulen ausgestattete Hauptsaal. Den Rundbau im Norden nennen wir das Heroon, weil hier an Ort und Stelle ein Erdaltar gefunden ist, dessen Seitenflächen wiederholt mit neuen Stuckschichten überzogen worden sind; auf jeder derselben fanden wir vorn zwischen ornamentalen Blätterverzierungen die Dedikation an einen Heroen, einmal in der Form des Plurals. Nach meiner Vermutung handelt es sich dabei um den Heros Iamos, neben dem auch der Stammvater der Klytiaden als zweiter Stammeros der Olympischen Prophetengeschlechter angesehen werden konnte. Wenn dieses richtig ist, so würde dieser Platz hier neben dem Gaia-Heiligtum das der Themis gewesen sein. Daneben sehen Sie dies merkwürdige Gebäude, aus quadratischen Wohnräumen und einem Binnenhofe bestehend; das scheint mir nichts anderes zu sein, als ein grosses Wohngebäude, ein Raum, wo wie in einer Art Kloster die Mitglieder des Priesterkollegiums zusammen wohnten; ursprünglich war ein Garten dabei, der später zu einem gleichartigen Gebäude ausgebaut wurde.

Das ist der kurze Überblick über den Plan; es ist darauf durch die Färbung auch

das genau bezeichnet, was nicht vollständig ausgegraben ist. Zu den Gesamtergebnissen gehört auch dies, dass wir Pausanias, unseren Führer, als durchaus glaubwürdig gefunden haben, und wir sind in dieser Beziehung eigentlich alle der Meinung, dass er als ein treuer Augenzeuge berichtet hat; auch wo wir zweifelten, hat er endlich Recht behalten. Es ist neuerdings die Ansicht ausgesprochen, dass von Pausanias nicht das Olympia seiner Zeit, sondern einer vier Jahrhunderte älteren Zeit beschrieben sei; das ist unmöglich nachzuweisen; ja es sind gewisse Punkte, die entschieden dagegen sprechen; unter anderem können wir aus den Überresten der Schatzhäuser den Beweis liefern, dass ursprünglich 12 Schatzhäuser da waren; nennt Pausanias deren 10, so kommt es daher, dass zwei Schatzhäuser offenbar zerstört worden sind, um nach Erbauung der Exedra des Herodes Atticus den Aufgang zum Kronion herzustellen.

Sie können fühlen, dass es mir eine Freude ist, Ihnen diesen Plan vorzulegen, denn als ich in meinen Jugendjahren über die verschüttete Trümmerstätte von Olympia hinweggegangen bin, konnte ich nicht hoffen, dass mir das Glück würde, einer deutschen Philologenversammlung den Plan der Altis, wie er jetzt vorliegt, vor Augen zu führen.

Nun will ich mir drittens erlauben, noch über die Tempelskulptur einige Worte zu sagen: Sie werden mir Recht geben, dass gut Ding Weile braucht. Man hat uns den Vorwurf gemacht, dass ein Engländer, Mr. Newton, der erste gewesen sei, welcher in den ersten Jahren der Ausgrabungen über Stil und Charakter der Bildwerke geschrieben hat; aber wir hatten wahrhaftig soviel zu thun, dass wir nicht gleich damit anfangen konnten, über den höheren oder geringeren Grad von Kunstvollendung unser Urteil abzugeben. Wir haben ruhig weiter gearbeitet, und es brauchte einige Zeit, bis man alles Zusammengehörige zusammenfand, das Gefundene säuberte, die Bruchstücke möglichst aneinanderfügte, um dann endlich das noch immer lückenhaft Bleibende zu ergänzen. Auch dazu gehört einige Zeit, und wir können über den Stil dieser Kompositionen nicht eher ein Urteil fällen, als bis wir jene Trümmer nach Möglichkeit ganz hergestellt haben. Zu den grösseren Kompositionen, die im Zusammenhang beurteilt werden müssen, gehört erstens der Giebel des Schatzhauses der Megareer, eine merkwürdige Probe einer archaischen Giebelkomposition, welche nur in dem weichen einheimischen Kalkstein ausgeführt und daher in sehr fragmentiertem Zustande auf uns gekommen ist. Die Hauptgruppen der Gigantomachie sind aber dennoch mit Sicherheit zu erkennen.

Die zweite Reihe zusammenhängender Kompositionen sind die Metopen des Zeus-tempels; sie sind bis auf zwei ziemlich vollständig, wesentlich unter Leitung von Dr. Treu wieder zusammengestellt worden und bieten einen höchst merkwürdigen Cyklus der Herakles-thaten dar; die Atlasgruppe, die Kerberosgruppe, die Augiasdarstellung sind wesentliche Bereicherungen unserer Denkmälerkunde; die früher gefundenen Bruchstücke, namentlich die vom kretischen Stier und den stymphalischen Vögeln, sind auf das glücklichste ergänzt.

Unsere Hauptaufgabe sodann galt natürlich den Giebelfeldern des grossen Tempels. Es ist erst in der letzten Zeit gelungen, darüber eine klare Anschauung zu bekommen, und es gereicht mir zur besonderen Freude, dass ich heute der hochgeehrten Versammlung die Restitution des Ostgiebels in diesem Modelle vor Augen führen kann. Dieses stammt von der fleissigen und kunstsinnigen Hand des Bildhauers Richard Grüttner, eines Schülers von Schaper. Er hat einen gewissenhaften Fleiss aufgewendet, um zunächst den Ostgiebel wiederherzustellen. Dieser besteht aus lauter einzelnen Figuren, zusammen 21,

und daher war es von besonderer Schwierigkeit, hier die richtige Reihenfolge zu finden. Was haben wir nun für Hilfsmittel, um diese Aufgabe zu lösen? Erstens die Höhenmaasse im Giebelfelde, zweitens die Beschreibung des Pausanias, der in diesem Ostgiebel die Figuren alle der Reihe nach beschreibt, und drittens haben wir die Fundstätten zu berücksichtigen. Diese Fundstätten sind dreifacher Art: Die kleineren Stücke, nämlich, die Extremitäten der Figuren, Köpfe, Arme und Füße sind zum Teil weithin verschleppt, indem die späteren Bewohner Olympias solche handliche Stücke als bequemes Baumaterial für die Lehmwände ihrer kümmerlichen Wohnungen verwandten.

Eine zweite Gattung von Fundstücken besteht aus denjenigen, die zu massiv waren, um in dieser Weise als Baumaterial verwendet zu werden. Sie sind ungefähr an den Plätzen liegen geblieben, wo sie gefallen sind, und nur etwas zur Seite geschoben, um Platz für die Wege der späteren Ansiedelung zu machen.

Die dritte Art besteht aus den Fundstücken, bei denen die Fundstätten und Fallstätten identisch sind. Für diesen letzteren Punkt habe ich mir erlaubt dieses Blatt Ihnen vorzulegen, den genauen Situationsplan der Ostseite von Herrn Gräber. Der Tempel ist durch Erdbeben zerstört worden. Es hat aber nicht gleichmässig auf alle Teile des Tempels gewirkt, sondern die Wirkung ist derart gewesen, dass die Bildwerke, die mehr nach Süden hin aufgestellt waren, weiter fortgeschleudert worden sind, während hier an der Nordost-Ecke, wo die beiden Architrave sich kreuzen, durch die rechtwinklige Verbindung derselben der elementare Stoss einigermaassen gehemmt war, so dass hier die Bildwerke fast senkrecht herabstürzten. Drei Metopen sind hier in alter Reihenfolge aufgefunden, und ebenso lagen unter der Giebelecke in zusammengehörigen Stücken der Kladeos, der Knabe und der sinnende Greis neben einander. Daraus folgt, dass wir, um den Tempel zu rekonstruieren, davon ausgehen müssen, dass wir diese Gruppe als gegeben annehmen, wenn nicht Gründe vorhanden sind, welche dies unmöglich machen; dies ist nun nicht der Fall. Es wird von allen Seiten anerkannt, dass der Kladeos, wo er unten gefunden ist, oben hingehört, vom sinnenden Greis sieht das auch jeder ein. In Bezug auf den Knaben besteht ein Zweifel, und man hat statt seiner das hockende Mädchen hier einschieben wollen. Es müsste also, wie ich in der archäologischen Section nachher noch näher nachweisen werde, die ursprünglich hierhergehörige Figur aus dem Trümmerhaufen herausgeholt und die einzige von allen 21 Figuren, die möglicherweise hier gestanden haben könnte, in den frühesten Zeiten des Mittelalters hierher gebracht worden sein.

Im Ostgiebel ist das, was dem Auftrage gemäss dargestellt werden sollte und von Pausanias beschrieben wird, einfach und schlicht dargestellt.

Die Wettkämpfer versammeln sich um Zeus, rechts der trotzig Oinomaos mit der sinnenden Sterope, links Pelops bescheiden, fast schüchtern, dem Hippodamia, ich möchte denken, mit einer Tanie in der Hand, als künftige Braut zur Seite steht. Vor den Pferden sitzt der Wagenlenker des Oinomaos und dem entsprechend auf der anderen Seite der des Pelops. Die Viergespanne sind nicht vor den Wagen gespannt, sondern lose Pferde, die man natürlich nur am Kopfende halten kann; wer sich hinten hinsetzen wollte, würde Gefahr laufen, von den Pferden geschlagen oder fortgeschleppt zu werden. Auch sagt Pausanias von Myrtilos ausdrücklich, dass er vor den Pferden sitzt, und dieselbe Stelle muss man nach dem Gesetze der Responsion zweifellos auch für den gegenüberstehenden Wagenlenker annehmen. Ihre Haltung ist eine momentane, die des gespannten Erwartens; jeden

Augenblick muss das Zeichen gegeben werden, und dann springen sie auf. Was die Extremitäten betrifft, sind kleine Änderungen möglich, alle Hauptsachen aber sind gegeben. Dasselbe gilt auch von den Seitenfiguren, deren Deutung schwieriger ist. Ich habe mich gern an Newton angeschlossen, welcher zuerst in dem sinnenden Greis einen Mantis erkannte; ein solcher konnte nach griechischem Herkommen bei keiner wichtigen Staatsaktion fehlen. Wenn der Greis unverkennbar den Ausdruck der Schwermut zeigt, so deutet, wie ich glaube, die ihm entsprechende Figur durch frohen Aufblick auf das Glück seines Herrn hin. Er hat ein würdevolles Angesicht, den Blick nach aufwärts gerichtet; der Stab, den wir ihm gegeben, soll den Seher, die geöffnete Hand den dankbar Empfangenden bezeichnen.

Die Eckfiguren sodann sind zweifellos: links der Alpheios in königlicher Würde dargestellt, das Kinn aufstützend. Das Mädchen neben ihm kann nur eine Nymphe sein, also wahrscheinlich Arethusa oder die der Pisaquelle. Auf der anderen Seite Kladeos, der zweite der beiden Landesflüsse, ein naiver Bauernjunge und neugierig gaffender Zuschauer; der Knabe, welcher neben ihm sitzt, kann nur die Darstellung eines Baches sein, ein Bild des vollkommensten *dolce far niente*.

Der ganze Ostgiebel ist ein Bild monumentaler Ruhe im Gegensatz zum Westgiebel, wo alles voll Bewegung und Aufregung ist, die aber doch in echt künstlerischer Weise ihr Maass gefunden hat.

Die Rekonstruktion des Westgiebels ist noch nicht abgeschlossen; zwei der vollendeten Gruppen habe ich Ihnen hier vorgestellt; es sind zwei der Gruppen zu drei Figuren, in welchen Kentaur, Mädchen und Lapithe zu einer Kampfgruppe vereinigt sind. Es können zwei Giebelfelder ein und desselben Tempels nicht in einem grösseren Kontrast zu einander stehen, als hier der Fall ist. Im November werden beide Giebelfelder in Modellfiguren von 1:10 fertig sein; eine solche Rekonstruktion war unumgänglich nötig, weil man nur so über die Haltung der abgebrochenen Gliedmassen sich klar werden konnte.

An unsere Arbeit schliesst sich eine Reihe wissenschaftlicher Probleme, von denen ich nur einige kurz berühren will: das erste ist die Frage der Konkurrenz. Ich bin noch immer der Meinung, wie ich offen bekenne, dass die beiden Meister Paionios und Alkamenes wirklich konkurriert haben, und ich glaube, dass in dieser Konkurrenz, mit den Giebelkompositionen, Paionios gesiegt hat, und dass sich darauf die vielbesprochene Inschrift auf dem Postament der Nike bezieht. Wenn auch der Westgiebel durch die meisterhafte Darstellung wilder Kampfscenen durch Alkamenes viel effectvoller war, so war den priesterlichen Behörden, welche hier zu entscheiden hatten, doch die strenge Haltung, die ernste, feierliche Ruhe des Ostgiebels willkommener. Wenn man vielfach Anstoss genommen hat an dem Parallelismus in der Aufstellung der Figuren, so müssen wir bedenken, dass die Alten darin nicht so empfindlich waren wie wir: die moderne Kunst sucht gern nach interessanten Motiven, während die Alten in der klassischen Zeit schlicht und einfach darstellten, was darzustellen war. Denken Sie nur an den Ostfries des Niketempels, an die ruhigen Göttergruppen, die wir uns in der Mitte des östlichen Parthenongiebels denken müssen, an die Kompositionen an den Fussgestellen des grossen Goldelfenbeinbildes des Phidias. Ich glaube auch, dass der von Pausanias in Bezug auf Alkamenes gebrauchte Ausdruck, dass er den zweiten Preis davongetragen habe, sich auf dieselbe Konkurrenz bezieht.

Das zweite Problem ist die Frage nach der Schule, welcher diese Bildwerke angehören. Von dem Baumeister des Tempels sagt Pausanias ausdrücklich, dass er ein



Einheimischer war; sah man sich aber zur Ausführung der Tempelplastik auf fremde Meister angewiesen, so konnte man nach meiner Ansicht in der Mitte des 5. Jahrhunderts nur an Athen denken, wo die Leistungen zu Hause waren, die allein auf diesem Gebiete den höchsten Ansprüchen hellenischer Bildung entsprachen. Das ist nun nach meiner Meinung die grosse Bedeutung der Giebelwerke, dass wir hier einen Einblick bekommen in die künstlerische Entwicklung während der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, von der wir bis jetzt keine Anschauung hatten. Denn die Harmonie und Ruhe, wie sie uns in den erhaltenen Werken der Parthenonskulpturen entgegentritt, war nur der Abschluss einer Zeit des Ringens und Strebens, wovon wir in den Gestalten des Westgiebels eine Vorstellung bekommen. Auch die athletischen Gestalten der anstürmenden Lapithen zeigen in ihren Bewegungen schon einen höheren Adel, wie er der attischen Kunst eigen ist. Im Kentaurenkampfe finde ich attische Formen und attische Gedanken, indem die Frevelthat des verletzten Gastrechts unter Apollos Schutz gerächt wird. Auch der Typus der Kentauren wie der der Flussgötter lässt sich nach meiner Ansicht von der attischen Kunst nicht lostrennen.

Ich kann aber auf alle diese Punkte nicht eingehen, es ist nur mein Interesse Ihnen zu zeigen, was für wichtige Fragen über die griechische Kunst- und Kultur-Entwicklung sich an diese Giebelfelder anschliessen. Was die Namen der Meister betrifft, mit denen offizielle Kontrakte abgeschlossen waren, so ist es meine Überzeugung, dass darüber nicht so leicht eine falsche Überlieferung sich bilden konnte, während für die Exegese der Bildwerke kein urkundlicher Anhalt vorhanden war. Das künstlerische Verständnis war verschwunden; daher die Irrtümer des Pausanias, die er wahrlich nicht aus den Werken gelehrter Periegeten geschöpft hat.

Der Unterschied in der technischen Ausführung, den wir in Vergleich mit attischer Arbeit wahrnehmen, erklärt sich daraus, dass nach meiner Ansicht nur die Kompositionen attischen Künstlern angehören, die Ausführung dagegen einheimischen Kräften überlassen bleiben musste. Denn in Athen konnte man damals nicht soviel Künstlerhände entbehren, um in Olympia ein Atelier aus lauter attischen Künstlern zu errichten, und zweitens wurde in Olympia nicht in der Weise gearbeitet, wie in Athen unter Leitung des Perikles, wo den höchsten Ansprüchen genügen musste, was zur Aufstellung kam. Hier wurde auf Akkord gearbeitet, und es musste von einer Olympiade zur andern immer etwas Neues fertig sein. So sind z. B. hier bei den Kentauren die Haare eine rohe Masse geblieben; das ist ein Zeichen der Eile, denn unmöglich konnte es von Anfang die Absicht sein, soviel Detail der Farbe zu überlassen.

Wenn wir auf den Geist der Kompositionen eingehen, so ist es meine Überzeugung, dass diese der attischen Kunst keine Schande machen. Ich habe die Probe gemacht an modernen Künstlern, die diese Werke eingehend betrachtet haben, und denen namentlich im Ostgiebel die monumentale Gesamtwirkung einen grossen Eindruck machte. Ich erwähne hierbei, dass diese Figuren ganz darauf berechnet sind, in einer bedeutenden Höhe betrachtet zu werden; je mehr man sie in die richtige Höhe bringt, um so mehr wirken sie.

Das ist es, was ich mir erlauben wollte, der hochgeehrten Versammlung über die Olympischen Arbeiten mitzuteilen.

Nun wünsche ich, zum Schluss sei es gesagt, ein Doppeltes. Erstens, dass Sie so freundlich sind anzuerkennen, dass wir auch während dieser 1½ Jahre nach Beendigung der mechanischen Arbeit nicht träge gewesen sind für das von Kaiser und Reich uns

anvertraute Werk. Zweitens, dass Sie mit mir das Gefühl teilen, dass wir für dieses grosse Friedenswerk der Ausgrabungen in Olympia unserem Kaiser von Herzen dankbar sein müssen. Dieser ist nicht bloss der formelle Urheber, er hat nicht bloss seinen Namen hergegeben, als nach dem grossen Kriege von 1870/71 dieses Friedenswerk begonnen wurde, sondern er hat sich auch persönlich dabei beteiligt; er ist, als wir zur Vollendung des Werkes die Mittel nicht finden konnten, selbst mit eigenen Mitteln eingetreten und hat nach echter Hohenzollern Art gesagt, was wir angefangen haben, das wollen wir auch zu Ende führen. Das haben wir nun, so gut wir konnten, gethan. Es haben vor den Deutschen schon viele Nationen die Schätze des Alterthums ausgebeutet, um ihre Museen zu zieren, und zum guten Glück haben wir auch damit begonnen, und andere werden es uns nachmachen. Aber das glaube ich sagen zu dürfen, eine solche Ausgrabung, ein so zusammenhängendes Werk, wo es nur auf Erkenntniss ankam, ein so uneigennütziges Werk für Kunst und Wissenschaft, womit das Deutsche Reich seine Friedensära begonnen hat, hat vor uns noch keine Nation unternommen und vielleicht macht es auch keine uns nach.

Da die Discussion namentlich der Rekonstruktion des Ostgiebels in der archäologischen Sektion stattfinden soll, dankt der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung und schliesst dann nach einigen geschäftlichen Mittheilungen um 12 Uhr 30 Min. die Sitzung.

Nachmittags 1 Uhr 50 Min. führte ein Extrazug die Festgenossen nach Baden. Leider änderte sich das anfangs günstige Wetter während der Fahrt, und strömender Regen empfing die Gesellschaft bei der Ankunft. So konnten die grossartigen Veranstaltungen, welche der Stadtrath und das städtische Kurcomité von Baden zum Empfang der Gäste getroffen hatten, nur theilweise zur Ausführung kommen. Nur Muthigere unternahmen während der Regenspauzen die projectierten Ausflüge in die herrliche Umgegend, andere verbrachten den Nachmittag mit Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, des Konversationshauses, der Trinkhalle, des Friedrichsbades, der römischen Bäder u. a. Abends fand auf dem illuminierten Promenadeplatze ein Konzert, in den glänzenden Räumen des Konversationshauses ein zweites Konzert, sowie in den neuen Sälen ein Ball statt. Um 11 Uhr führte der Extrazug die Gäste nach Karlsruhe zurück.

### **Dritte allgemeine Sitzung**

am Freitag den 29. September 1882, Vormittags 10 Uhr  
im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Der Vorsitzende, Director Dr. Wendt, eröffnet die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mittheilungen; hierauf erhält Herr Director Dr. Hettner aus Trier das Wort zu seinem Vortrage:

#### **Zur Kultur von Germanien und Gallia Belgica<sup>1)</sup>.**

In Kreisen, welche sich nur gelegentlich, etwa durch einen Fund angeregt, mit den Zuständen unserer deutschen Lande unter römischer Herrschaft beschäftigen, begegnet

<sup>1)</sup> Ein durch Beläge erweiterter und mit Abbildungen versehener Abdruck befindet sich in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst II. (1883) S. 1 ff.

man fast allgemein der Vorstellung, als ob nicht nur das Rheinland im weitesten Sinne des Wortes, sondern auch Elsass und Lothringen während der ganzen Dauer jener Periode mit römischen Heeren förmlich überschwemmt gewesen seien; in jeder Villa sieht man den Palast eines Offiziers, in jedem Gehöfte ein Castrum, in jedem Grab das eines Soldaten; alle Hochbauten, alle Kanäle, alle Strassen sollen in Zwangsarbeit von Soldaten ausgeführt sein.

Wenn diese Vorstellung zwar selbst für die am Rhein entlang liegenden Gebiete einer bedeutenden Einschränkung bedarf, aber doch einen richtigen Kern enthält, so widerstreitet sie für die vom Rhein weiter entfernten Teile den Grundprincipien, welche in der Verwaltung derselben wenigstens bis auf den Kaiser Diocletian gegolten haben. Ein Blick auf die römische Provinzialeinteilung und Verwaltung unserer Gegenden wird diesen Punkt für jedweden klarstellen.

Das Rheinland, Elsass und Lothringen, denen diese Untersuchung ausschliesslich gilt, zerfiel unter der römischen Verwaltung in zwei Teile. Die am Rhein, von seinem Ausfluss aus dem Bodensee bis zu seiner Mündung, entlang liegenden Gegenden bildeten eine Militärgrenze, in welcher eine Soldatenmasse lag, wie sie gleich gross das römische Kaiserreich sonst niemals wieder vereinigt hat. Sie hatte zwei Bezirke, die den Namen *Germania superior* und *inferior* führten und von je einem in Mainz und Köln residierenden konsularischen Legaten verwaltet wurden. Die weiter zurückliegenden Gebiete des linken Ufers dagegen, aus denen, wie überhaupt aus Gallien kurz nach den Caesarischen Kriegen die Truppen entfernt worden waren, wurden mit demjenigen Teil Galliens, der sich nördlich von Saône und Seine bis zur Nordsee erstreckte, zur *Provincia Belgica* vereinigt und dem in Reims residierenden prätorischen Legaten unterstellt.

So klar und bestimmt die selbständige, vom Reimser Legaten unabhängige Verwaltung der Militärdistrikte aus der Überlieferung hervorgeht, ebenso sicher wird durch Inschriften wie Schriftsteller bezeugt, dass wenigstens bis etwa auf Trajan *Germania superior* und *inferior* im offiziellen Sprachgebrauch nicht selbständige Provinzen waren, sondern als Teile von *Gallia Belgica* betrachtet wurden. Wie ist dies zu vereinen? Man glaubte früher, die Legaten der Militärgrenze seien nur Generäle gewesen; ihre Kompetenz habe sich nur auf die Soldaten erstreckt, während die civile Verwaltung und Jurisdiktion dem Reimser Legaten anheimgefallen sei. Indes war eine solche Teilung der civilen und der militärischen Gewalt der römischen Verwaltung fremd und am wenigsten für eine Militärgrenze geeignet. Im Hinblick auf das bekannte Verhältnis des senatorischen Prokonsuls von Numidien zu dem kaiserlichen Legaten von Afrika wird man auch das Verhältnis der Kompetenzen der drei belgischen Statthalter so aufzufassen haben, dass in Friedenszeiten alle drei in ihren festbegrenzten Legaturbezirken vollkommen selbständig waren, in Kriegszeiten aber, namentlich bei Aufständen im belgischen Gallien die Statthalter der Grenzdistrikte in das Gebiet des Reimser Statthalters ohne vorherige Anfrage einrücken durften. Der Titel *Provincia* wird eben deshalb den Grenzdistrikten nicht gegeben, weil der Ausmarsch ihrer Legaten sonst einem Einmarsch in fremdes Gebiet gleichgekommen wäre.

Erst etwa unter Trajan werden die Grenzdistrikte selbständige Provinzen. Die Veranlassung mag eine doppelte gewesen sein: einmal die Vergrösserung von Obergermanien durch Hinzufügung des Decumatenlandes, andererseits die unterdes eingetretene voll-

kommene Beruhigung von Gallia, namentlich von Belgica. Hierdurch wurde das Eingreifen der germanischen Legaten, welches sicherlich mancherlei Reibereien mit dem Reimser Legaten mit sich brachte, unnötig und deshalb die Berechtigung dazu aufgehoben. Als Rest der ehemaligen gemeinsamen Verwaltung von Germanien und Belgien wird in die neue Einteilung nur die Institution herübergenommen, dass ein Prokurator, dessen Domizil Trier ist, zugleich die Steuern der Germaniae wie der Belgica verwaltet.

Nachdem dann am Ende des 3. Jahrhunderts das Decumatenland und ein grösserer Teil der unteren Provinz den Römern verloren gegangen, vereinigt Diocletian die germanischen Provinzen wieder mit den nächstliegenden gallischen Teilen zur *dioecesis Galliarum*.

Die Grenze zwischen den germanischen Militärdistrikten und dem übrigen Belgien, oder, wie ich gestützt auf die trajanische Organisation fernerhin sagen werde, zwischen den *Provinciae Germaniae* und der *Provincia Belgica* ist leider bis auf den heutigen Tag noch nicht festgestellt. Wir wissen nur, dass Metz und Trier zu Belgica, dagegen Strassburg, Mainz, Köln und die *civitas Tungrorum* zu den Germaniae gehörten; ungefähr wird man das Richtige treffen, wenn man annimmt, dass im Süden die Vogesen, weiter nördlich etwa die heutige Grenze des Regierungsbezirks Trier von den Regierungsbezirken Coblenz und Aachen und die Landesgrenze gegen Belgien die gesuchte Grenze bildeten. Auf dieser Linie liegen an der Römerstrasse von Bingen nach Trier der Ort Belginum, an der Strasse von Köln nach Trier der Ort Belgica; die Namen legen die Vermutung nahe, dass diese Ortschaften einst Grenzstationen gewesen sind.

Die Würdigung des Unterschiedes, welcher zwischen der Verwaltung von Germanien und Belgica bestand, wird die eingangs erwähnten Vorstellungen auf das richtige Maass beschränken; sie ist zugleich aber auch der Schlüssel zum Verständnis der Kulturentwicklung in diesen Provinzen.

In den germanischen Grenzdistrikten lag anfänglich eine Armee von 80—90 000 Mann, welche im Laufe der Zeit freilich auf die Hälfte reduciert wurde. Es ist selbstverständlich, dass eine solche Militärmasse, durch Jahrhunderte in denselben Garnisonen stationiert, auf die Lebens- und Denkweise der umwohnenden Provinzialen den nachhaltigsten Einfluss ausübte und dies um so leichter, als die Soldaten legitime oder illegitime Frauen hatten, die meist aus den Töchtern der Provinz gewählt waren.

Die Frauen und Kinder der Soldaten wohnten gemeinsam mit den Händlern und Schenkwirten in nächster Nähe des Lagers in den Lagervororten, den s. g. *canabae legionis*. In diesen schlugen auch Veteranen, die nach vollendeter Dienstzeit meist nicht in ihre Heimat zurückkehrten, ja auch die Soldaten selbst ihre Wohnsitze auf, als unter der Regierung des Septimius Severus das Lager seine Bedeutung als Kaserne verlor und zum Exerzierplatz und Bureau herabgedrückt wurde. Natürlich war der Geist und die Sitte dieser Lagervororte vollkommen derselbe wie der der Lager. Nun aber lagen in unmittelbarer Nähe dieser Lagervororte die Niederlassungen der einheimischen Bevölkerung. Meines Erachtens wenigstens hat Bergk in seiner Abhandlung über die Verfassung des römischen Mainz (*Westdeutsche Zeitschr.* I. S. 498—515) nachgewiesen, dass die Römer in Germanien und Britannien ihre grösseren und kleineren Standlager in der Regel in die Nähe schon vorhandener einheimischer Niederlassungen gelegt haben; nur so ist es erklärlich, dass die Lager einheimische Namen wie *Mogontiacum*, *Argentoratum*, *Asciburgium*



und andere celtische und germanische führen. Anfänglich waren die *canabae* von den *vici* der Einheimischen getrennt, im Laufe der Zeit aber wuchsen sie bei Zunahme der Bevölkerung zusammen, ja verschmolzen zu einem Gemeinwesen. Aber früh wie spät lebte die Niederlassung der Einheimischen unter dem Einfluss der Lagerniederlassung, der die Romanisierung beschleunigen musste.

Man darf nicht glauben, dass die kaiserlichen Heere in Germanien selbst zu wenig romanisiert gewesen seien, um zu romanisieren. Freilich stellte Germanien, Gallien, Raetien und Britannien die Hauptkontingente für dieselben, aber auch der Procentsatz der Oberitaliener war namentlich im ersten Jahrhundert, welches für die Romanisierung entscheidend war, noch ein sehr grosser; zudem war die wichtige Charge der Centurionen bis zum Ausgang des zweiten Jahrhunderts meist mit Italikern besetzt. Die Italiker zogen kraft ihrer höhern Bildung die übrige Masse um so leichter nach sich, als die fremden Truppen mit Freudigkeit im römischen Heere dienten.

Aber auch die civile Bevölkerung der germanischen Provinzen brachte den Römern nicht Hass entgegen, welcher die Romanisierung gehemmt hätte. Im Gegenteil; die Ubiern dankten es Agrippa, dass sie durch ihre Versetzung auf das linke Rheinufer von den Bedrückungen der Sueben befreit waren; sie wurden zu Verrätern an ihren germanischen Brüdern und nannten sich nicht mehr *cives Ubii*, sondern mit Stolz *cives Agrippinenses*. Den Vangionen, Nemetern, Tribokern, welche das weite Gebiet von Mainz bis über Strassburg hinauf bewohnten, hatte Caesar die ihnen von Ariovist angewiesenen Wohnsitze gelassen, nur gezwungen beteiligten sie sich am Aufstand des Civilis. Die Helvetier waren unter den denkbar günstigsten Bedingungen in den römischen Unterthanenverband aufgenommen worden. Im Decumatenland gab es keine alte einheimische Bevölkerung, und die aus allen Himmelsgegenden, namentlich aus Gallien zusammengelaufene Bewohnerschaft setzte natürlich dem Vordringen römischer Kultur keine Schranken entgegen. Auch mussten diese sämtlichen Völkerschaften allein schon wegen der steten Angst vor einem Einfall der Barbaren in den Römern mehr eine schützende, als eine feindliche Macht erblicken.

Anders lagen die Verhältnisse in den heute deutschen Gebieten<sup>1)</sup>, die ehemals zu Gallia Belgica gehörten. Die Mediomatriker und die Treverer, welche diese Gegenden einnahmen, standen nicht im gleichen Dankesverhältnis zu den Römern; sie hatten nicht nur an Freiheit, sondern letztere auch an Gebiet verloren, welches Agrippa den Ubiern zugewiesen. Wie verhasst hier noch am Ende des ersten Jahrhunderts das Römertum war, beweist die Begeisterung, mit der man sich an dem Aufstand des Civilis beteiligte und das Imperium Galliarum proklamierte. — Dazu kam, dass man im allgemeinen nicht gehindert wurde, in der gewohnten Weise weiter zu leben; es fehlten hier durchaus die Impulse, die am Rhein die Legionen brachten. Denn der Zuzug an Beamten, Kaufleuten

1) Auf diese beschränkt sich im wesentlichen unsere Besprechung, da sich aus den übrigen Teilen der Belgica die Inschriften vor Erscheinen des betreffenden Bandes des Corpus inscr. lat. schwer übersehen lassen, es leider auch an jeder zusammenfassenden Behandlung des archäologischen Materiales fehlt. Indes wird selbst eine flüchtige Betrachtung der belgischen und nordfranzösischen Lokalmuseen jedem den grossen Unterschied zeigen, welcher zwischen der Romanisierung dieser Gegenden und der des südlichen Galliens einstens bestand. Eine Benutzung der Monumente auch dieser Teile der Belgica wird demnach die im folgenden vorgetragenen Ansichten nicht umändern, sondern nur bestätigen können.

und Kolonen darf nicht zu hoch angeschlagen werden. Wir wissen freilich, dass nach Begründung der Provincia Narbonnensis dorthin die Einwanderung aus Italien so stark war, dass bald kein Geschäft mehr ohne Vermittlung eines Römers abgeschlossen wurde; aber in jener Zeit war Italien ungleich bevölkerter, als nach den Bürgerkriegen. Und wenn bei dem unter Nero in Britannien ausgebrochenen Aufstand ca. 70 000 cives und socii hingeschlachtet wurden, so mag diese Menschenmasse sich aus dem den Heeren jederzeit folgenden Tross von Händlern, Weibern und Kindern und namentlich auch aus Einwanderern aus der gallischen Provinz zusammengesetzt haben. Natürlich fehlte der Zuzug an Italikern nicht vollkommen im belgischen Gallien, sollte ja doch der Aufstand des Florus und Sacrovir mit einer Niedermetzelung der negotiatores Romani beginnen. Aber dass die Italiker unvergleichlich in der Minderzahl waren, dass sie auf die Einheimischen keinen entscheidenden Einfluss übten, geht aus der Kultur im belgischen Gallien hervor, welche ungleich weniger Spuren der Romanisierung zeigt, als die der beiden Germanien.

Diese Behauptung mag auffällig erscheinen, weil heutzutage gerade umgekehrt Frankreich als romanisiertes Land bezeichnet wird, nicht aber die Rheinlande. Aber dieses umgekehrte Verhältnis ist nur ein Produkt der nachrömischen Entwicklung; während am Rhein die Völkerwanderung die römische Kultur vernichtete, machte die Romanisierung des nördlichen Frankreichs und des heutigen Belgiens selbst noch nach dem Sturze der römischen Herrschaft durch den Kontakt mit den vollkommen zu Römern gewordenen Einwohnern des südlichen und mittleren Frankreichs stete Fortschritte. Auch soll natürlich nicht behauptet werden, das belgische Gallien habe von den Errungenschaften, welche die römische Kultur in Hausbau und Lebensweise, in Kunst und Bildung gegenüber der celtischen zu verzeichnen hatte, keinen Gebrauch gemacht; im Gegenteil, die ruhigere Entwicklung, welche demselben zu teil wurde, zeitigte hier, namentlich in Trier und Metz, Prachtbauten und Kunstdenkmäler, wie sie die Rheingegenden nicht aufzuweisen hatten. Während aber am Rhein das nationale Element dem Römertum vollkommen unterliegt, so entwickelt sich im belgischen Gallien eine Kultur, die, soviel sie auch in Äusserlichkeiten dem Römischen entlehnt, ihrem Kerne nach doch durchaus national ist. Eine vergleichende Betrachtung von Sprache, Namengebung, Religion, bildender Kunst und Kleidung in Germanien und Belgica soll dies erläutern.

Die lateinische Sprache ist für den offiziellen Gebrauch wahrscheinlich schon von Caesar in Gallien und Germanien eingeführt worden. Aber während am Rhein das Zusammenleben der sprachverschiedensten Heereskontingente und der Verkehr dieser mit der einheimischen Bevölkerung zum Gebrauche des Lateins als Umgangssprache führen musste und die Kenntnis desselben auch durch das militärische Kommando sowie durch die Vorliebe der Ubier für alles Römische gefördert wurde, fehlte es durchaus an derartigen Anlässen bei den Völkerschaften der Belgica, die nach wie vor der Caesarischen Invasion im wesentlichen unvermischt weiterlebten. Die Trierer sprachen selbst noch im vierten Jahrhundert eine wesentlich aus celtischen Elementen zusammengesetzte Sprache, wie aus dem Zeugnis des Hieronymus, die Sprache der Trierer stimme mit der der asiatischen Galater überein, erhellt, mag man auch in die volle Richtigkeit dieses Vergleiches gerechten Zweifel setzen. Und dass auch andernorts im belgischen Gallien der gemeine Mann celtisch sprach, folgt aus den mancherlei litterarischen Zeugnissen über die Dauer dieser Sprache in Gallien. Denn blieb diese irgendwo in Gallien haften, so

sicher in der von der Narbonnensis unter allen gallischen Gegenden am entferntest liegenden Belgica. Die geringe Anzahl vorhandener celtischer Inschriften beweist nicht gegen diese Annahme; auch die heutigen Wenden schreiben ihre Sprache fast nie, obgleich sie sich derselben im mündlichen Umgange ausschliesslich bedienen.

Hiermit steht es im Zusammenhange, dass die Personennamen in Germanien der bei weitem grösseren Zahl nach gut römische sind, dass selbst die Anbeter der Deae Matres, welche meistens der einheimischen Bevölkerung angehört haben werden, meist römische Nomenclaturen führen, in Belgica dagegen die Zahl der römischen Namen hinter der der celtischen weit zurücksteht. Unter den nomina gentilicia finden sich zwar auch am Rhein, die vielen Julii und Claudii ausgenommen, wenige von altitalischen Geschlechtern; die grösste Mehrzahl sind Namen wie Desideratius, Servandius, Acceptius, deren Ableitung aus dem cognomen deutlich erkennbar ist. Diese Namen entstanden am Ende des zweiten und im Beginn des dritten Jahrhunderts, als die Kaiser ganzen Länderstrichen auf einmal das Bürgerrecht erteilten; würden all diese Neubürger in hergebrachter Weise das gentilicium ihres Patronus, in diesem Falle also des Kaisers, angenommen haben, so wäre für bestimmte Gegenden eine vollständige Gleichnamigkeit entstanden; um dies zu vermeiden, bildeten sich die Neubürger ein gentilicium aus dem sie bis jetzt charakterisierenden cognomen. Während nun aber am Rhein das einmal gewählte gentilicium als Familiennamen haften bleibt und sich vom Vater auf die Kinder und die Enkel vererbt, so entsteht im belgischen Gallien eine, so weit ich sehe, einzig dastehende Nomenclatur. Die Kinder nehmen nicht das nomen gentilicium des Vaters an, sondern erhalten ein neues, aus dem cognomen des Vaters gebildetes gentilicium, also z. B. der Sohn eines Ammutius Ollognatus heisst Ollognatius Secundus, eines Senilius Sacratius heisst Sacratius Sacerianus, und im Einklang mit dieser Regel führt der Vater der beiden Erbauer der Igeler Säule bei Trier, des Secundinius Securus und Secundinius Aventinus, nicht das gentilicium Secundinius, sondern das cognomen Secundinus. Mit diesem steten Wechsel des gentilicium ist natürlich dessen Wesen vollkommen denaturiert, da der Einzelne nicht mehr im Zusammenhange zum Geschlechte, sondern nur zu seinem Vater bezeichnet wird. Ein Erklärungsversuch für diese Erscheinung aus dem Bereiche römischer Namengebung dürfte unmöglich sein; sucht man dagegen, was im Belgischen Gallien das Naheliegendste ist, nach parallelen Erscheinungen der celtischen Namengebung, so bietet sich als solche schon die besonders häufige Bezeichnung des Einzelnen durch cognomen und Beifügung des Vatersnamen im Genetiv; vollkommen parallel und sogar in der Form anklingend sind aber celtische Nomenclaturen wie Koisīs Trutīnos (= Koisīs Truti filius), dessen Sohn beispielsweise etwa Boudus Koisīnos heissen würde.

Um die Götterverehrung der unterworfenen Völker kümmerte sich die römische Staatsverwaltung im allgemeinen nicht; sie beschränkte sich in Gallien auf die Ausrottung des staatsfeindlichen Druidentums. Aber am Rhein wandten sich die Einheimischen von freien Stücken der Anbetung der Götter des Olympus zu, ferner der Fortuna und der Victoria, des Genius loci und vici, ja selbst der Semele und des Serapis und der orientalischen Cybele, Mithras und Dolichenus, denen allesamt die Soldaten ergeben waren; es finden sich ausser den mannigfachsten Inschriften auch Siebengötteraltäre und Reliefbilder wohl von allen italischen Gottheiten. Hingegen der einheimische Kult der drei Matronen wird am Oberrhein vollkommen verdrängt und scheint sich auch am Niederrhein mehr

und mehr in entlegene Gegenden geüchtet zu haben. In Belgica dagegen sind nach Ausweis der Inschriften und Reliefs — wenn man von den Viergötteraltären absieht, mit denen es eine besondere Bewandnis hat — unter den italischen Göttern häufiger angebetet nur Juppiter, Mercur und Apollo. Aber dass man in der Regel bei der Verehrung derselben nicht an die italischen Götter dachte, sondern vielmehr einheimische Götter unter diesen Namen anrief, wird dadurch erwiesen, dass Apollo meist zusammen mit Sirona, Juppiter dagegen allein angebetet wird, nicht als capitolinische Trias mit Juno regina und Minerva, wie ihn uns die rheinischen Inschriften und Reliefs so massenhaft zeigen. Dass man bei Mercur meist nicht an den römischen dachte, beweist schon die Massenhaftigkeit derartiger Denkmäler in einem Lande, von dem Caesar schrieb „deum maxime Mercurium colunt“. Es giebt in diesen Gegenden überhaupt nicht viele Votivsteine; unter den vorhandenen ist aber die Zahl der den einheimischen Göttern geweihten gross; die Inschriften nennen uns zumeist Lokalgötter, in Reliefs treten uns die merkwürdigsten Bildungen entgegen, wie die des mit untergeschlagenen Beinen thronend dargestellten Cernunnos, aus dessen Kopfe ein Hirschgeweih wächst, oder wie das der Göttin von Compiègne, an deren Brüste Vögel saugen, oder des Tricephalus von Reims. Zahlreich sind auch die Statuetten der Muttergottheiten, die aber in dieser Gegend nicht als Trias, sondern einzeln dargestellt sind; namentlich in Terracotta sind dieselben ungleich verbreiteter als am Rhein.

Für die bildlichen Darstellungen der italischen Götter dienten in Belgica und Germanien dieselben italischen Typen als Vorbilder. Die Gestaltung der Lokalgötter wird in beiden Gebieten italischen Götterbildungen angepasst, indem nur einzelne Characteristica, wie die Kapuze bei den matres oder das Pferd bei den reitenden Frauen aus der älteren Vorstellung beibehalten wurde. Freilich für so phantastische Gestalten wie des Cernunnos oder die Göttin von Compiègne fehlte es an jeder italischen Analogie.

Ausgiebiger für die uns beschäftigende Frage ist eine Betrachtung der Grabmonumente. In Germanien haben die Grabinschriften wie in Italien meist die Form von rechteckigen Platten. Unter den Grabreliefs sind die der Soldaten am zahlreichsten; sie zerfallen in zwei Klassen: Die eine zeigt den Verstorbenen in seiner Militärtracht ruhig stehend oder, falls es ein Reiter war, in kühnem Sprunge über einen am Boden liegenden Barbaren wegsetzend; dann sind Panzer, Mantel und Waffen immer mit der grössten Sorgfalt ausgeführt, während dem Portrait geringere Aufmerksamkeit gewidmet ist. Die andere Klasse umfasst die Monumente, welche den Soldaten in seiner Würde als römischen Bürger, also in der Toga darstellen. Keiner der beiden Typen ist rheinische Erfindung; denn die Reliefs des letztern stimmen bis in die Einzelheiten der Faltung der Toga und der Lage der Hände mit einer Unzahl italischer überein, und wenn auch von den Monumenten des ersteren Typus in Italien aus leicht begreiflichen Gründen nur eine geringe Anzahl vorhanden ist, so ist diese doch zahlreich genug, um als Beweis für die italische Erfindung dienen zu können. — In kleineren Dimensionen als diese Portraitsreliefs findet sich an vielen Grabsteinen sowohl von Militär- wie Civilpersonen die vielbesprochene Darstellung des s. g. Totenmahles; dass es für diese hundert und aber hundert italische, ja schon griechische Parallelen giebt, ist allgemein bekannt. Nur einige wenige Monumente von Civilpersonen, wie das des Schiffers Blussus, des Getreidehändlers, des Hirten in Mainz oder des Geldwechslers in Mannheim, sind eigenartiger; im allgemeinen



wird der Satz als unumstösslich gelten dürfen, dass die rheinischen Steinmetzen schablonenhaft nach italischen Vorbildern arbeiteten und ihre Leistungen für die Geschichte der römischen Plastik nicht eine besondere Gruppe bilden, sondern nur einen Verfall bezeichnen. Als die römischen Legionen am Rhein festen Fuss gefasst hatten, wanderten auch die Steinmetzen, um dem Bedürfnis nach Votiv- und Grabmonumenten zu genügen, über die Alpen; den von ihnen gewiesenen Bahnen blieben später auch die Steinmetzen selbst einheimischen Schlages treu.

Im belgischen Gallien ist schon die Form der gewöhnlichen Inschriftsteine eine abweichende. In der Trierer Gegend befindet sich die Inschrift meist an der Kopfseite von etwa 2 bis 3 Meter langen Sandsteinen angebracht, die die Form von der Länge nach durchschnittenen Säulen haben; sie ruhen entweder auf einem Unterbau und dienen als Umfassung des Monumentes, oder liegen direkt über dem Grab, demselben mit ihrer Schwere trefflichen Schutz bietend. Eine andere ungewöhnliche Form haben die um Zabern in den Vogesen gefundenen Steine, welche im einzelnen unter einander abweichend, stets steilen Giebeln gleichen; an ihrer Kopfseite befindet sich über der Inschrift ein Halbmond, unter derselben eine für das Einschieben der Aschenurne bestimmte Öffnung.

Die reliefierten Monumente von Belgica teilen mit den auch anderwärts in Gallien zu Tage geförderten die in celtischer Eitelkeit beruhende Vorliebe für Portraits; arme wie reiche Leute trachteten darnach, ein Bild ihrer ganzen Figur der Nachwelt zu überliefern, so dass schlechte und gute Reliefs dieser Art in grosser Masse von den Pyrenäen bis nach Calais und von Calais nach Neumagen zu Tage gekommen sind. Aber während eine Erweiterung dieser Portraिटdarstellungen zu grösseren Szenen aus dem täglichen Leben im übrigen Gallien nur selten beliebt wurde, sind diese in Belgica so häufig, dass man sie als die charakteristischste Erscheinung der belgo-römischen Kunst ansehen muss; eine überaus grosse Zahl von Monumenten, welche in Neumagen, Trier, Arlon, Soulosse, Reims, Lillebonne, und unmittelbar an der Grenze von Belgica, in Sens gefunden sind, führen uns die verschiedensten Beschäftigungen von Männern und Frauen, im Haus und im Freien, von Handel und Ackerbau in immer neuen Nuancierungen vor. Allerdings kannte ja auch Italien derartige realistische Darstellungen, aber wie selten sie dort sind, geht aus der geringen Zahl hervor, die O. Jahn in seiner Abhandlung über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs vereinigen konnte. In Italien bilden die mythologischen Szenen auch für die Grabmonumente den fast ausschliesslichen Schmuck. Da man in Belgica für die Liebesabenteuer der italischen Götter kein Verständnis hatte, so war hier der Boden für die realistischen Darstellungen.

Indes ist es nicht nur die grössere Anzahl, es ist auch die grössere Peinlichkeit in der Wiedergabe der Wirklichkeit, die diese gallischen Reliefs von den italischen unterscheidet; aufs sorgsamste sind der Typus der Bewohner, die Kleidung, die Hausgeräte, und deutlich Mienen und Gesten der Handelnden zur Darstellung gebracht; vergleicht man z. B. das s. g. Totenmahl, so ist dies an italischen und rheinischen Monumenten immer in einem hergebrachten Typus in einer Allgemeinheit gehalten, dass man bis zum heutigen Tage streitet, ob ein Opfermahl oder eine Mahlzeit dargestellt sei; die belgischen Monumente dagegen führen uns mit einer Lebhaftigkeit die beim Mahle versammelte Familie und die aufwartende Dienerschaft vor, dass über die Auffassung dieser Scene, wenigstens für den Kreis dieser Monumente, kein Zweifel sein kann. Und wie durchaus

originell sind viele dieser Schöpfungen. Sie sind von italischer Kunstübung zum Teil so abweichend, dass selbst Kenner italisch-römischer Kunst bei Betrachtung derselben anfänglich an ihrem römischen Ursprung zu zweifeln pflegen. In Italien dürfte es zum Beispiel schwer fallen, ein paralleles Monument zu finden zu den Neumagener Schiffen, die als vollkommen freie Gruppe gearbeitet sind und neben den Fässern die weinlüsternen Schiffsleute bergen; oder zu dem Arloner Monumente, wo neben dem Relief rechts und links zwei mächtige Fässer angebracht sind, auf denen die Buchstaben D(is) M(anibus) stehen. Aber auch der Aufbau vieler belgischer Monumente ist eigenartig. Ich erinnere an die Igeler Säule und an die vielen Grabbauten aus Neumagen und Arlon, die in der Form mit der Igeler Säule übereinstimmen; eigenartig ist der turmartige Aufbau, namentlich das merkwürdig eingezogene pyramidale Dach; eigenartig ist die vollkommene Bedeckung mit Reliefs, die kaum der architektonischen Gliederung Raum lässt; eigenartig ist das vielfach vorkommende Kapitäl, an dessen Ecken Giganten dargestellt sind, deren Schlangenköpfe einem in der Mitte des Kapitäls gebildeten Brustbild in den Hals beißen. Diese Monumente, welche trotz der Nachbarschaft der in der Lugdunensis und den Germaniae üblichen Skulpturen italienischer Art sich in Form und Inhalt so eigenartig entwickelten, gehören zu den interessantesten Erscheinungen der romano-celtischen Mischkultur.

Auch in der Tracht der Bewohner unterscheiden sich Belgica und Germanien. Über die in Belgica übliche Kleidung geben die eben erwähnten Grabmonumente klare Auskunft. Die Männer tragen einen weiten, allseitig geschlossenen Mantel, der vermittelt eines dreieckig ausgeschnittenen Loches über den Kopf geworfen wurde; er reicht bis über die Kniee, hat bald kürzere, bald längere Ärmel, die aber nie gesondert angesetzt, sondern aus einem Stück mit dem Mantel geschnitten sind; meist ist auch eine Kapuze an demselben befestigt, die im Rücken hängend oder über den Kopf gezogen, eine spitze, den Mönchskapuzen ähnliche Form hat. Dieses, an einer grossen Menge gallischer Monumente dargestellte, Gewandstück ist unzweifelhaft das Sagum, welches von den alten Schriftstellern als das bis in die spätesten Zeiten der Römerherrschaft beliebte Nationalgewandstück der Gallier bezeichnet wird. Es wurde, wie uns Diodor berichtet, im Sommer von dünnem, im Winter von dichterem Stoff getragen und war in Streifen gemustert oder mit bunten Carreaux geziert; die letztere Angabe wird durch die im Metzser Museum aufbewahrten Denkmäler von Soulosse bestätigt. Das Sagum war das Kleidungsstück von arm und reich, es sind teilweise sogar Leute, die gentilicium und cognomen führen, auf den Portraitdarstellungen an der Hauptseite der Grabmonumente im Sagum dargestellt, während sonst im römischen Reiche der civis auf derartigen Reliefs mit der Toga bekleidet ist.

Unter dem Sagum tragen die Männer ein der römischen Tunica entsprechendes Hemd. Um den Hals ist oft ein Halstuch mehrfach umgeschlagen. Meist liegt ein plaidartiges Tuch bei den mit dem Sagum bekleideten Leuten über der linken Schulter, oder auch quer über der Brust, indem das eine Ende desselben über die linke Schulter, das andere über den rechten Arm geschlagen ist. Dieses Tuch trägt der Hausherr und der Sklave im Freien und im Zimmer; seine Bedeutung und sein Name sind indes bis jetzt unbekannt. Hosen vermochte ich auf den Monumenten noch nicht zu erkennen, die Fussbekleidung ist von wechselnder Form.

Die Frauen sind im Freien und bei feierlichen Gelegenheiten entweder ebenfalls

mit dem Sagum oder mit einem der römischen Palla verwandten Umschlagetuch bekleidet, im Zimmer mit einer bis zu den Füßen reichenden, an den Hüften geschürzten Tunica mit Halbärmeln. Die verheirateten trugen öfters über dem Kopf einen Schleier, der das Gesicht freilassend an beiden Seiten auf die Schultern herabfällt. Auch bei ihnen ist die Fussbekleidung mannigfach; im Hause war besonders ein Socken beliebt, bei dem der Teil für den grossen Zehen — in der Art unserer Fausthandschuhe — gesondert gestrickt war; unter diesem wurde eine leichte Sandale getragen, die mittelst eines zwischen dem grossen und den folgenden Zehen liegenden Riemens am Fusse befestigt wurde.

Der ausserordentlich grossen Menge belgo-gallischer, für das Kleiderstudium lehrreicher Reliefs steht eine sehr geringe Anzahl germanischer Skulpturen gegenüber, welche über die in diesen Gegenden übliche civile Tracht Auskunft geben könnten. Noch am häufigsten finden sich Grabreliefs von Veteranen, auf welchen die Verstorbenen selbstverständlich in ihrer Würde als römische Bürger in der Toga dargestellt sind. Unter den übrigen hierher gehörigen Monumenten tragen auf dem Mainzer Grabdenkmal eines Getreidehändlers (Becker, Katalog 231) die Arbeiter Tuniken; das berühmte Denkmal des Schiffers Blussus (Becker 232) zeigt den Schiffer in einem weiten Mantel mit Kapuze, der wie das Sagum über den Kopf angezogen wurde, aber insofern mehr der Paenula gleicht, als für die Arme keine Öffnung vorhanden ist; auf einem im Kölner Museum (Düntzer, Katalog 183) aufbewahrten Grabstein eines Veteranen ist auf einem Totenmahlrelief ein Diener mit dem Sagum bekleidet und mit demselben Gewandstück ein auf einem Mainzer Relief dargestellter sitzender Mann. Darf man auf diese geringe Anzahl von Monumenten hin einen Schluss wagen, so wäre es der, dass Germanien ehemals ein buntes Gemisch von Trachten aufzuweisen hatte, ein Schluss, der ja auch aus inneren Gründen durchaus wahrscheinlich ist. In scharfen Kontrast hierzu tritt die in Belgica fast ausschliesslich benutzte celtische Tracht.

Ausser der Kleidung der Bewohner giebt vor allem die Bauart der Häuser jedem Lande ein bestimmtes Gepräge. Leider liegen indes die Untersuchungen über das älteste germanische und celtische Haus noch allzusehr in den ersten Anfängen, als dass ersichtlich wäre, ob und wodurch sich das Bauernhaus dieser Gebiete in römischer Zeit unterschieden hat. Denn das ist allerdings unzweifelhaft, blieben Unterschiede durch Festhalten an alten Traditionen auch in der römischen Zeit bestehen, so müssen sich diese einzig und allein auf den Fachwerksbau der Dörfer und Weiler beschränkt haben. Der Steinbau der Städte und reichen Landsitze folgte in beiden Gegenden durchaus den italischen Mustern; kein Pionier römischer Kultur ward allerorts bereitwilliger empfangen, als der Ziegelbrenner und Mörtelmischer.

Von den steinernen Häusern sind Reste in grosser Anzahl nicht nur in den beiden Germanien und Belgica, sondern auch in anderen nordischen römischen Provinzen aufgefunden worden. Wer aber die Schwierigkeiten kennt, welche der Erforschung des römischen Hauses in Italien entgegentreten, obgleich die Häuserruinen Pompeis oft noch bis zum Dachansatz, zum mindesten 4 bis 5 Meter hoch stehen, wird ermessen, wie peinlicher Beobachtungen und scharfsinniger Untersuchungen es bedarf, um aus den nordischen Ruinen, in denen das aufgehende Mauerwerk die Fussbodenhöhe meist nur um wenige Fuss überragt, eine klare Anschauung über das nordische römische Haus zu gewinnen. Aber die provinzielle Archäologie darf diese Mühe nicht scheuen, da die Feststellung, in

wieweit das italische Haus durch das nordische Klima umgestaltet worden ist, zweifellos zu einer ihrer wichtigsten Aufgaben gehört.

Aber gerade wenn man diesen Vergleichspunkt im Auge hält, wird die Schwierigkeit der Untersuchung noch erhöht. Denn in Italien kennen wir genau nur Grundrisse von städtischen Wohnhäusern, von Villengrundrissen dagegen ist wohl nicht einer systematisch ausgegraben, sicherlich keiner wissenschaftlich ediert. Umgekehrt aber besitzen wir aus den nordischen Provinzen nur Villengrundrisse und nicht einen Grundriss eines städtischen Wohnhauses; da die römischen Städte meist unter den modernen liegen, so stehen der genauen Untersuchung des weitverzweigten Grundrisses eines römischen Stadthauses immer örtliche Schwierigkeiten im Wege; die zu Tage tretenden Teile unterrichten zwar über die Bauart, Heisanlagen, Fussböden und Wandmalereien, sie gestatten auch einen Einblick in einzelne Zimmer, aber zu einer Erkenntnis der Raumdisposition des ganzen Hauses haben sie noch nicht geführt.

Von den Villengrundrissen ist im Laufe der Zeit auf Grund systematischer Ausgrabungen in fast allen nordischen Provinzen eine sehr grosse Anzahl gewonnen worden. Eine kleine Zusammenstellung von Villenplänen findet sich schon in Caumont' *cours d'antiquités*, einem Buche, dem wir, was Zusammenfassung des Materials anlangt, in Deutschland für die rheinisch-römischen Altertümer noch immer nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben; aber zu den von Caumont vereinigten treten noch eine ganze Reihe in französischen, belgischen und englischen Zeitschriften edierter und namentlich die grosse Zahl deutscher Villen: die wegen ihres prächtigen Mosaiks, wie wegen ihrer gefälschten Inschriften oft genannte Villa von Nennig, die grossen Villen von Fliessem, Oberweis, Pickliessem, Leutersdorf in der Eifel, ferner von kleineren Villen derselben Gegend die von Stahl und Manderscheid, an der Mosel die von Köllig und Wasserliesch, an der Saar die von Wiltingen, Beckingen und Mechern, auf dem Hunsrück die von Raversbeuern, in Lothringen die von Tetingen und Bettingen, am Mittelrhein die von Weingarten und Allenz, weiter südlich die von Rottweil, Pforzheim und manche andere.

Diese Villen liegen fast immer am Abhange eines meist nach Süden gewendeten Hügelzuges und zwar auf der halben Höhe desselben so, dass sie durch den weiter aufsteigenden Teil des Hügels vor den Nordwinden geschützt sind; meist in der Nähe einer Quelle, oder, wenn dies nicht der Fall ist, durch eine Röhrenleitung mit der nächsten Quelle verbunden.

Die Grundrisse der Villen zerfallen in zwei Arten: die einen haben eine quadratische oder annähernd quadratische Form, in ihrer Mitte liegt ein grosser Hof, der auf allen vier Seiten von Wohn- und Wirtschaftsräumen umschlossen ist; bei der anderen Art fehlt der Hof, in langgezogener, rechteckiger Gestalt mit vorspringenden Flügelbauten bildet sie einen zusammenhängenden Komplex von Räumen.

Zu der ersteren Art gehört die berühmte Villa von Fliessem und die meisten der kleineren Bauten, wie Raversbeuern, Stahl, Beckingen. Es ist dies die Wirtschaftsvilla; der Hof, welcher bei kleineren Gebäuden etwa 90 □ m, bei grösseren bis zu 20 000 □ m gross ist, hat natürlich nicht den Zweck des italischen Atriums, sondern war ein unbedeckter Wirtschaftshof; er ist mit schlechtem Estrich überzogen oder mit Sandsteinplatten bedeckt. Die langgestreckten Villen dagegen sind Lustvillen, in erster Linie mit Rücksicht auf Villegiatur gebaut; eine lange Veranda nimmt stets die ganze Länge der meist



nach Süden gewendeten Fronte ein, von der man eine schöne Aussicht auf die Umgegend geniesst; zu dieser Art gehören die reich ausgestatteten Villen von Nennig, Oberweis, Leutersdorf, sie haben eine Länge bis über 100 m, dagegen nur geringe Tiefe, die meist 20 m nicht überschreitet. Den klarsten Grundriss von derartigen Villen bietet die Villa von Oberweis. Sie besteht aus einem 60 m langen und 16 m breiten Mittelbau, an dessen beiden Enden sich je ein um die Südfront vorspringender Flügel anschliesst. Längs der Südfronte des Mittelbaus zieht sich eine Veranda hin, ihr entspricht auf der Nordfront ein die ganze Länge des Mittelbaues und der Flügel einnehmender Korridor. Zwischen Veranda und Korridor liegen die Zimmer, und zwar sind je vier um einen Vorraum gruppiert, so, dass immer zwei rechts, zwei links von demselben liegen. Diese Vorräume haben in sofern eine gewisse Ähnlichkeit mit dem italischen Atrium, als sie wie dieses die Kommunikation zwischen den einzelnen Zimmern herstellen, aber sie waren vollkommen überdacht; es hat sich in denselben weder ein Impluvium, noch eine Abwasserung vorgefunden.

Die langgestreckten Villen waren in ihrer ganzen Länge ununterbrochen überdacht, bei den quadratischen dagegen war der Mittelhof unbedeckt. Ob die Dächer einseitig oder zweiseitig geneigt waren, soll hier nicht erörtert werden; ebenso wenig versucht werden, den Grad der Neigung zu bestimmen. Das Deckmaterial des Daches besteht bisweilen aus Schiefer, das Frankfurter Museum bewahrt einen Teil eines derartigen Daches aus Heddernheim, bisweilen aus dünnen Sandsteinplatten, so z. B. bei zwei Villen bei Wustweiler und bei Fürth im Kreise Ottweiler, in der Regel aber aus Ziegeln. Letztere zerfallen wie beim italischen Dach in Flach- und Hohlziegel, stehen aber den italischen, wenn auch nicht an Güte, so doch an Grösse bedeutend nach. Wenn schon hierdurch das nordische Dach an Festigkeit verliert, so wird diese auch noch durch das Fehlen der Stirnziegel vermindert; es wird gehalten nur dadurch, dass die unterste Reihe der Flachziegel vermittelst eines durch den Ziegel gebohrten Loches an den Dachlatten befestigt und wenigstens teilweise die Hohlziegel mit den Flachziegeln durch Mörtel verbunden sind. Die Firstziegel fehlen im Norden; man verwendete an Stelle derselben Hohlziegel und verschmierte die grossen Lücken, welche am First durch das Eingreifen der Flach- und Hohlziegel entstanden, reichlich mit Mörtel aus.

Der Aussenbau des Hauses war wenig gegliedert; nur die äussersten Ecken sind immer als starke Pfeiler ausgebildet. Die Aussenwände sind mit einem dicken, rotbraunen Stuck überzogen.

Die Wohnzimmer sind im Verhältnis zu den aus Pompei bekannten Dimensionen gross; sie fassen meist 16—20 Quadratmeter. Der Fussboden ist mit Estrich überzogen, in den besseren Zimmern mit Mosaiken, von denen fast jede Villa ein oder zwei, die eleganteren bedeutend mehr aufzuweisen hatten. Einfache schwarz-weisse Mosaiken, wie sie in Italien üblich sind, gehören im Norden zu den Seltenheiten; zu den schwarzen und weissen Steinchen treten hier noch rotbraune, gelbe und grüne. Der Grund ist meist weiss, aber immer durch Ornamente, unter denen einfachere oder reichere Torengeflechte und ein aus Halbmonden zusammengesetztes Muster besonders beliebt sind, stark bedeckt; seltener sind figürliche Darstellungen. Eine reichere Farbenscala und die Verwendung von Glassteinchen findet sich erst seit Constantin. Ebenso werden auch erst seit dieser Zeit die Marmortäfelungen häufig.

Die Malerei der Wände ist in Dekoration und Technik mit der aus Pompei bekannten im wesentlichen übereinstimmend. Ihr Studium ist dadurch sehr erschwert, dass die Wände selten höher als zwei Fuss stehen und nur durch peinlichste Zusammensetzung der am Boden herumliegenden Stuckfragmente eine Rekonstruktion der Dekoration gewonnen werden kann; besonders gut glückte diese Zusammensetzung mit einer Bonner und einer Wiener Wand.

Unter den verschiedenen Dekorationsarten findet sich Imitation von Marmor nur in roher Manier und nur in Badezimmern und untergeordneten Räumen verwandt. Perspektivische Architekturmalerei lässt sich, wenn diese Überschau nicht nur die in den Villen, sondern auch die in den Stadthäusern gefundenen Malereien berücksichtigt, wenigstens auf einem kleinen aus den Ruinen der constantinischen Basilika in Trier stammenden Frescobruchstück nachweisen.

Am häufigsten aber war die Wand in folgender Weise dekoriert: der Sockel, welcher etwa die untersten 3 bis 4 Fuss der Wand einnimmt, ist in einer dunklen Farbe gestrichen; auf demselben sind meist Schilfpflanzen und Wasservögel, einmal auch Hirsche, Bären, Luchse dargestellt. Der darüber liegende Teil der Wand wird durch schmale schwarze Felder, die man als Pfeiler bezeichnen kann, gegliedert. Die Dekoration derselben, welche, wie eine reiche Anzahl germanischer und gallischer Beispiele zeigen, im wesentlichen immer übereinstimmt, besteht aus einem aufrechtstehenden Stab, aus dem von Fuss zu Fuss runde Schirmdächer hervorspringen. Die Dächer sind mit Tänien umwunden, auch tummeln sich auf ihnen meist Amoretten und Vögel, aus dem Stabe wachsen Ranken heraus. Vollkommen entsprechende Dekorationen kennt die pompejanische Malerei nicht, aber sie lehrt uns, dass dieselben aus den dort üblichen Kandelaberdarstellungen hervorgegangen sind, für deren phantastische Umbildungen schon in Pompei die Anfänge vorliegen. Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass die uns in den nordischen Wänden entgegentretende Weiterbildung ebenso auch in der italischen Dekoration des zweiten und dritten Jahrhunderts stattgefunden hat; den Beweis hierfür direkt zu liefern, ist freilich nicht eher möglich, als bis eine Sammlung der italischen Frescofragmente auch dieser Periode vorliegt. — Die durch die Pfeiler begrenzten Felder sind meistens rot, jedoch auch in anderen Farben gestrichen. Sie waren bisweilen wie die pompejanischen Wände mit Bildern geziert. Tanzende Amoretten fanden sich in der Villa von Oberweis; der Oberteil einer weiblichen Figur, der zu einem Brustbild oder einer ganzen Gestalt gehörte, kam beim Bau des Redemptoristenklosters in Trier zum Vorschein; Fragmente eines hübschen Landschaftsgemäldes, welches auf bergigem Terrain ein Tempelchen und davor einen Ziegenhirten mit seiner Herde und eine in einem Teiche watende Kuh darstellt, wurde in Trier beim Umbau der Basilika entdeckt. Figurenreicher muss das Gemälde gewesen sein, welches nach Ausons Angabe das Atrium eines seiner Trierer Freunde zierte; es soll dargestellt haben, wie Amor in der Unterwelt von all den Frauen gepeinigt wird, die im Leben durch ihn gelitten haben. Reste eines sich über viele Meter ausdehnenden Gemäldes, auf dem die Figuren fast lebensgross sind, sind 1853 bei Nizy-le-Comte (bei Laon) gefunden worden; das Sujet bildet eine Jagd; eine Anzahl Jäger drängen mit Lanzen, Schwertern und Netzen auf Leoparden und Tiger ein.

Die Felder und Pfeiler wurden oben durch einen Fries, der bisweilen ebenfalls figürliche Darstellungen enthielt, abgeschlossen. Über demselben lag ein stark vortreten-

des Stuckgesims. Ob an dieses direkt die Decke anstiess, oder ob sich über demselben, nach Art sämtlicher pompejanischer Wände, noch ein dritter in leichteren Farben gehaltener Wandteil befand, kann auf Grund des vorhandenen nordischen Materiales bis jetzt noch nicht entschieden werden. — Von der Deckenmalerei sind meines Wissens erst einmal Spuren beobachtet worden; dieselben stellten auf weissem Grunde rote Ranken mit grünen Blättern dar.

Die Zubereitung des Wandbewurfes sowie die Art des Farbenauftrages sind im wesentlichen dieselben, wie sie aus Pompei bekannt sind; doch wurde besonders in späterer Zeit der Herstellung der einzelnen Mörtelschichten geringere Sorgfalt gewidmet. Die Ausführung der Malerei ist sehr verschieden; bessere Arbeiten, wie die der Pfeilerdekoration der Bonner Wand, des Landschaftsbildes und der Ornamente aus der Trierer Basilika, der Malereien von Nizy-le-Comte stehen indes den pompejanischen Arbeiten nicht nach; namentlich ein Knabenköpfchen und die erwähnten tanzenden Amoretten, welche in der Villa bei Oberweis gefunden wurden, sind mit staunenswerter Kühnheit und Sicherheit gemalt.

Ausser den Wohnräumen enthält jede Villa einige Badezimmer, deren Zahl zwischen zwei bis fünf schwankt; sie sind stets die best erhaltenen Teile der Ruine, da ihre Böden und die Wände mit unverwüstlichem Beton überzogen sind. Unter den Wirtschaftsräumen ist öfters die Küche, fast immer der Keller zu erkennen; im letzteren sind in den Wänden Nischen ausgespart, welche zum Aufbewahren von allerhand Gegenständen dienten, und in der Umfassungsmauer Fensterluken aus grossen Sandsteinquadern angebracht. Die Mauern sind stets sehr sorgsam ausgefugt, der Boden nicht mit Estrich, sondern nur mit gestampftem Lehm bedeckt. Unmittelbar neben dem Hause stösst man vielfach auf eine noch mit Kalk angefüllte Grube; dies erklärt sich daraus, dass die Römer, um die Haltbarkeit des Mörtels zu erhöhen, nur Kalk verwandten, der jahrelang im gelöschten Zustande gelagert hatte; sie mussten deshalb gelöschten Kalk stets vorrätig halten.

Wurden schon in der bisherigen Erörterung einzelne Unterschiede des nördlichen und des italischen Hausbaues berührt, so gilt es jetzt die beiden hauptsächlichsten Veränderungen, welche dem italischen Haus durch Versetzung in das nördliche Klima widerfahren sind, hervorzuheben: sie bestehen in der Einführung von geheizten Wohnräumen und einer stärkeren Verwendung des Fensterglases.

Es ist bekannt, dass man im Norden zur Erheizung der Zimmer das Hypokaustensystem des italischen Bades einführte. Bei dieser Neuverwendung traten nur geringe Veränderungen ein: die Hypokaustempfeiler wurden etwas höher gemacht, und in einigen Gegenden, wie z. B. im Kreis Ottweiler und im Decumatenland benutzte man anstatt der — aus viereckigen oder runden Ziegelplättchen — aufgemauerten Pfeiler bisweilen auch Sandsteinpfeilerchen. Ferner wurden zur Herstellung des Rauchabzuges nicht die in Italien üblichen Warzenziegel verwandt, sondern Tubuli; diese gleichen am ehesten etwa kleinen Kistchen, denen die beiden kleinsten Seiten fehlen; es sind quadratische Röhren, deren Höhe zwischen 15—30, deren Länge zwischen 10—20, deren Breite zwischen 8—15 Centimeter schwankt; in ihren gegenüberliegenden Schmalseiten befindet sich je ein rechteckiger Ausschnitt. Diese Tubuli sind entweder zum Aufbau des Rauchabzuges benutzt: alsdann sind sie in den Ecken des Zimmers in einer Reihe bis zur Decke übereinander gestellt;

oder es ist mit ihnen eine Erheizung der Wand erzielt: alsdann sind sie der ganzen — oder auch nur der halben — Wand entlang nebeneinander und bis zur Deckenhöhe übereinander gestellt. Aus den Hypokausten schlägt das Feuer in die Tubuli und dringt in diesen aufwärts, indem es gleichzeitig durch die seitlichen Löcher seitlich kommunizieren kann.

Öfters dehnt sich das Hypokaust nicht unter dem ganzen Zimmer aus, um die Benutzung desselben auch dann noch zu ermöglichen, wenn der Fussboden zu glühend heiss wurde; in diesem Falle ist ein Teil des Zimmers entweder fest untermauert oder nur mit Kanälen durchzogen. Einen ähnlichen Zweck hat es, wenn von mehreren nebeneinander liegenden Zimmern nur eines eine direkte Heizung hat, während die Hypokausten der anderen nur durch die Hypokausten des ersten ihre Wärme empfangen.

Um vor einem Irrtum zu warnen, sei noch hervorgehoben, dass, wenn sich unter einem Zimmer eine Hypokaustenvorrichtung findet, dagegen jeder, sei es direkter, sei es indirekter Feuerzugang fehlt, der Unterbau nicht zur Erheizung, sondern nur zur Trockenhaltung des Fussbodens diene.

Diese durch das nordische Klima veranlasste Heizung einer Anzahl der Wohnzimmer musste zugleich eine stärkere Verwendung des Fensterglases nach sich ziehen. Dass in Italien das Fensterglas bekannt, aber doch nur wenig in Gebrauch war, zeigen übereinstimmend die Ruinen Pompeis, die Beschreibung der Plinianischen Villen, die Nörgeleien des Philosophen Seneca; Italiens warmes Klima gestattete die glänzende Erfindung des Mediums, welches die Luft abschliesst und doch Licht zulässt, so wenig auszunutzen; nicht so der lange nordische Winter.

Bei sorgfältiger Ausgrabung sind wohl in jeder nordischen Villa wenigstens Fragmente von Fensterscheiben gefunden worden; hervorzuheben sind grössere Stücke aus der Saalburg bei Homburg und einer römischen Villa bei Wustweiler (Kr. Ottweiler), eine noch in Blei eingefasste Scheibe aus einer Villa bei Wellen an der Mosel, eine unseren modernen Scheiben an Durchsichtigkeit wenig nachstehende aus Beckingen an der Saar, namentlich aber die etwa 60 cm hohe und 40 cm breite Glasscheibe, die im St. Révérien im Departement de Nièvre zum Vorschein gekommen ist. — Venantius Fortunatus erwähnt mehrfach Glasfenster in Kirchen. Auch die grossen Trierer Bauten — der Kaiserpalast, die Basilika, die frühchristliche Kirche, welche den Kern des heutigen Domes bildet — können in den Räumen, welche mächtige Fenster in zwei Reihen übereinander und gleichzeitig Hypokausten hatten, nur durch Glas bewohnbar gemacht worden sein.

Es ist demnach eine Thatsache, dass die Glasscheibe im nordischen Hause stärker verwendet wurde, als im italischen; es fragt sich nur, ob sich dieselbe schon in römischer Zeit annähernd die Bedeutung eroberte, die sie heutzutage einnimmt. Allein auf die Anzahl der Funde hin darf diese Frage natürlich nicht entschieden werden, da alle römischen Häuser und Villen im frühen Mittelalter nach Baumaterial — unter dem die Glasscheibe an Wert obenan steht — durchwühlt worden sind. Andere sichere Anhaltspunkte fehlen indes. Ist es jedoch gestattet auf die bei zwei Villenausgrabungen beobachtete Thatsache hin, dass die Scheiben nur in der Nähe von heizbaren Zimmern lagen, einen Schluss zu ziehen, so sind in der Regel nur die heizbaren Zimmer mit Glasscheiben versehen gewesen, während dieselben in unheizbaren Zimmern eine — wenn vielleicht auch oft vorkommende



Ausnahme — bildeten. Eine sichere Entscheidung dieser Frage wäre wichtig namentlich für eine richtige Beurteilung des städtischen Wohnhauses, denn eine starke Verwendung der Glasscheibe könnte leicht zu einer Umgestaltung des Atriums, ja des gesamten Grundrisses des italischen Hauses geführt haben.

Es wurde oben schon erwähnt, dass bei den quadratischen Villen nicht nur herrschaftliche Wohnräume, sondern auch Wirtschaftsräume an den grossen Hof angrenzen. Bei den langgestreckten Villen dagegen sind letztere vom Haupthause getrennt und bilden einzelne kleine, im Umkreis des Herrenhauses liegende Gebäulichkeiten; sie enthalten ausser Ställen und Scheunen auch Schmieden und andere Werkstätten.

Die Ausdehnung des Haupthauses, sowie die grosse Anzahl der Wirtschaftsräume zeigt deutlich, dass der Zweck dieser Gehöfte weder der war, als Jagdschloss für reiche Römer, noch als Vergnügungssitz für hohe Beamte zu dienen; diese Gehöfte finden einzig und allein ihre Erklärung, wenn man sie als den Sitz der Grossgrundbesitzer auffasst, welche von hier aus das umliegende Land bebauten.

Zur Bestimmung des Umfanges der zu diesen Villen gehörigen Ländereien fehlt uns jeder Anhalt. Da aber der Besitz des Kleinbauern infolge harten Steuerdruckes von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zusammenschrumpfte, wird nicht nur die Zahl der Latifundien, sondern auch die Ausdehnung jedes einzelnen stets angewachsen sein.

Die Wirtschaft wurde teils mit Sklaven, teils mit Freien betrieben. Musste anfänglich der Staat durch Gesetze darauf hinwirken, dass nicht mehr als zwei Drittel der Arbeiter dem Sklavenstande angehörten, so zwang die vom Beginn der Kaiserzeit stets wachsende Abnahme an Sklaven zu einer weit grösseren Herbeiziehung von freien Arbeitern. Letztere waren Tagelöhner, Pächter oder Coloni. Die Pächter bewirtschafteten Teile des Gutes gegen einen bestimmt fixierten Satz, den sie in Geld und Ernteertrag zu entrichten hatten. Neben diese Pächter tritt in der späteren Kaiserzeit der für die Bebauung sämtlicher römischen Provinzen hochwichtige Stand der Kolonen; es sind dies Leute, die ebenfalls gegen Pachtzins einen bestimmten Teil der Latifundien bewirtschaften, aber infolge Gesetzes selbst und mit ihrer ganzen Familie an die Scholle gebunden sind, von der sie selbst der Wille des Gutsherrn nicht loslösen kann. Sie sind zwar persönlich frei, haben aber keine freie Vermögensdisposition. Anfänglich bestanden diese Kolonen lediglich aus Barbaren, in der letzten Zeit römischer Herrschaft haben sich aber auch freie Römer, um dem Steuerdruck zu entgehen, teils aus freien Stücken, teils gezwungen in diesen Stand begeben.

Der Moment, wo die Pächter oder Coloni ihrem Patronus die Abgaben darbringen, ist auf belgischen Reliefs mehrfach dargestellt. Die einen, z. B. ein kleiner Fries der Igeler Säule, zeigen, wie der Patronus die Naturalabgaben empfängt. Der Patronus am Ende des Zimmers stehend bewillkommt fünf Männer, die mit dem Sagum bekleidet und grossen Spazierstöcken versehen, schweren Schrittes auf ihn zuschreiten; sie bringen ihm ein Schaf, einen Hahn, Fische, ein Körbchen voll Äpfel oder Eier, der fünfte einen jetzt undeutlichen Gegenstand. Auf anderen Monumenten sieht man die Darbringung von baarem Gelde; unter diesen ist namentlich ein Neumagener Relief wegen seiner lebendigen, sprechenden Darstellung hervorzuheben.

Neben den Grossgrundbesitzern betrieb auch der Staat Landwirtschaft; er bediente sich zu diesem Zwecke im grössten Umfange und schon weit früher als die Privateigen-

tümer der Coloni; ganze Scharen fremder Völkerschaften verpflanzte er auf seine Domänen. Schon Mark Aurel siedelte Markomannen in Germanien an, Maximian liess durch Franken Ländereien bei den Treveri und Nervii bebauen, Constantin wies einer Schar Sarmaten auf dem Hunsrück zwischen Tabernae und Noviomagus Wohnsitze an, und Constantius verteilte gefangene Friesen und Chamaven auf die Staatsländereien im Gebiete der Ambianen, Bellovacer, Tricassinen und Lingonen.

So erreichte durch den Betrieb der Kleinbauern, namentlich aber durch den der Grossbesitzer und des Staates der Anbau des linksrheinischen Gebietes unter römischer Herrschaft eine weite Ausdehnung. Waren die Thäler des Rheines und der Mosel, mehr aber noch die der Nahe und Saar schon in vorrömischer Zeit durch Celten und Germanen urbar gemacht worden, so erstreckte sich der römische Anbau von den Thälern in das Land hinein. Die Gegend zwischen Jülich und Zülrich, das Maifeld, der Saargau wurden reich besiedelt; die Eifel war mindestens in gleicher, wahrscheinlich in grösserer Ausdehnung angebaut, als heutzutage. — Das Decumatenland auf dem rechten Ufer blieb dagegen in seiner Entwicklung weit zurück hinter der des linken Ufers; indes war der Anbau unzweifelhaft auch hier ein grösserer, als neuere Forscher, im begreiflichen Gegensatz zu Mone's jede Burg und jeden Gebrauch des badischen Landes auf römischen Ursprung zurückführenden Theorien, zuzugeben geneigt sind.

Man trieb Flachs- und Kornbau, daneben auch Obstkultur; Plinius bezeugt die Kirsche für Belgica und den Rhein; erstere lieferte auch gute Äpfel; Nüsse und Birnen sind mehrfach auf den Monumenten dargestellt. Auch der Weinbau wurde längs der ganzen Mosel schon seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts betrieben, denn die Neumagener Monumente, die etwa in den Anfang des dritten Jahrhunderts fallen, setzen eine hohe Blüte des Weinbaues und Weinhandels voraus. Am Rhein scheint dagegen der Weinstock nur in geringem Maasse angepflanzt worden zu sein. — Die Viehzucht bleibt auch in römischer Zeit in diesen Gegenden bevorzugt. Ungeheure Herden von Schweinen und Schafen weideten auf belgischem Boden, die einen lieferten Schinken, welche selbst in Rom als Leckerbissen verkauft wurden, die andern die Wolle für die grossen einheimischen Tuchfabriken.

Dieser Betrachtung des ländlichen Anbaues, die von den Villen ihren Ausgangspunkt nahm, würde eine Schilderung der Städteanlagen entsprechen. Aber es gebricht uns, wie schon erwähnt, an der Kenntnis des Wichtigsten in einer Stadt, an der des Wohnhauses: Innenbau und Aussenbau desselben sind uns gleichmässig unbekannt. Und alle die Fragen: wie war die Grundanlage der Städte; wie breit waren die Strassen, waren sie gepflastert; öffneten sich auch auf diese die offenen Läden, welche der italischen Strasse ein so munteres Treiben gaben; waren den italischen, waren den einheimischen Göttern bestimmte Plätze in oder ausserhalb der Stadt angewiesen; gab es um das Forum Säulengänge; inwieweit wurde die Bauart der Basiliken durch das nordische Klima beeinflusst; inwieweit stimmen die Begräbnisplätze mit den italischen überein? — alle diese Fragen müssten ungelöst bleiben, weil zur Beantwortung derselben das Material entweder fehlt, oder wenigstens noch nicht gesammelt vorliegt. Wir würden uns zu begnügen haben mit einem Hinweis auf die Ummauerungen, auf die Wasserleitungen und Thermenanlagen, auf die Amphitheater, und müssten von den Trierer Kaiserbauten aus Schlüsse zweifelhaftester Berechtigung auch auf die Bauten anderer Städte wagen. Es bedarf erst guter

monographischer Behandlungen der einzelnen Römerstädte in Germanien und Belgien, bevor an die Lösung dieser Aufgabe gedacht werden kann.

Von den Industrien, die in den Städten betrieben oder deren Produkte wenigstens hier zu Markte kamen, sei nur der hauptsächlichsten gedacht. Zu den blühendsten gehörte die Töpferei. Allerorts gab es grosse Töpferwerkstätten, die die Umgegend mit den für das Leben und den Gräberkult nötigen Waren versorgten; aber ihr Exportbezirk war immer ein beschränkter, denn in Form und Ornament scheiden sich deutlich die Waren von Worms, Köln, Asberg, Trier, Namur und die der nordfranzösischen Städte, wie Reims, Rouen, Arras. Selbstverständlich veränderten sich die Waren auch in den verschiedenen Jahrhunderten: diese Veränderungen näher festzustellen, wäre eine, auf Grund der vorhandenen gesicherten Gräbergesamtfunde ausführbare und lohnende Aufgabe. — Das gewöhnliche Hohl- und Tafelglas ward selbstverständlich im Lande fabriciert; aber man fertigte hier sogar auch Achat- und Emailglas an, wie durch die Auffindung der römischen Glasfabrik auf der Hochmark bei Cordel festgestellt ist. — Eisen wurde vielfach im Taunus, in der Pfalz und an der Nahe geschmolzen. — Was die Bronze anlangt, so scheinen alle gewöhnlichen Gebrauchsartikel, wie Fibeln, Nadeln, ordinäre Becken und Gefässe, im Lande hergestellt worden zu sein, während das feinere Bronzegerät und die Götterstatuetten aus Italien importiert wurden. Wären die Götterstatuetten einheimisches Fabrikat, so würden wir unter den Bronzen auch den einheimischen Göttern mehr begegnen müssen, die in Terracotta so massenhaft gebildet sind. — Dass man die Emailtechnik im Lande übte, wird nach Auffindung der Emailfabrik in Bibracte nicht mehr ernstlich in Frage gezogen werden können.

Um ein gesichertes und allseitiges Bild von den Zuständen unserer Gegenden unter römischer Herrschaft zu erlangen, bedarf es der Nachprüfung dieser aufgeworfenen Fragen durch andere, sowie einer Vervollständigung der gegebenen Schilderungen; namentlich muss es das Ziel der Forschung sein, die Kultur in ihrer allmählichen Entwicklung zu erfassen. In dieser Hinsicht geht unsere jetzige Kenntnis über die allgemeinsten Umrisse nicht hinaus: Im Decumatenland und Germanien nimmt der Wohlstand bis etwa um das Jahr 280 stetig zu; in dieser Zeit aber geht das Decumatenland verloren, und der Besitz am Rhein wird durch die unaufhörlichen Einfälle der Barbaren gefährdet und geschädigt; das Belgische Gallien dagegen erfreut sich noch hundert Jahre eines ungestörten Gedeihens; ja Trier, welches zur Kaiserresidenz auserkoren wird, erlangt eine ungeahnte Blüte.

Der Präsident geht nun nach einigen Worten des Dankes an den Vorredner zum zweiten Punkte der Tagesordnung über, der Bestimmung des Ortes der nächsten Versammlung, und bittet Herrn Professor Dr. Eckstein aus Leipzig, hierüber der Versammlung Bericht zu erstatten.

Professor Dr. Eckstein:

Hochansehnliche Versammlung!

Die Handlung, die sich in diesen vier Tagen abzuspielen hat, ist zu ihrer Peripetie gelangt: der glänzende Prologus ist vorüber, und wir haben den Epilogus zu erwarten; die dramatis personae waren die Redner, die wir gehört haben und die wir noch hören werden. Ich bedaure nur, dass wir in der Oper die taurische Diana gehört haben,

wo wir den Jupiter pluvius nicht um heiteres Wetter anflehen konnten, und ich bedaure, dass der Kommerz erst heute abend stattfindet, wo wir dem Jupiter pluvius ein tüchtiges Pereat hätten ausbringen können.

Wir haben gestern in geistreicher Kombination von einem Pendant zu einer alten fabula gehört. Unsere Versammlung hat auch einen solchen Pendant, nämlich, noch ehe wir gedankt haben für das, was wir hier genossen, müssen wir schon darauf denken, wohin wir in dem nächsten Jahre unsere Versammlung verlegen wollen. Das ist keineswegs eine leichte Frage, und das Präsidium dieser Versammlung hat mit ausserordentlichen Schwierigkeiten dabei zu kämpfen gehabt. Es hat, wie das bei derartigen Dingen zu geschehen pflegt, sich vielerlei Körbe geholt, allerdings in einer sehr angenehmen Form, aber es bleiben doch eben Körbe, mit denen man nicht gerade sehr zufrieden sein kann. Ich will Sie nicht aufhalten mit Aufzählung aller der Sorgen, die unser verehrter Herr Präsident dabei gehabt hat; was nützt es, die Namen der Städte zu nennen, die beinahe wie im Evangelium geladen sind zum Feste und dann allerlei Entschuldigungen anführen. Ich meine, die Hauptsache liegt darin, dass wir einen Ort wählen, der uns nicht an die Peripherie des Vaterlandes bringt. Es sind im Lande eine Reihe von Städten, die sich besonders für unsere Versammlung geeignet hätten, Oldenburg, Lübeck, vielleicht Danzig, ja es könnte sein, dass, wenn wir in den äussersten Winkel, nach Posen, gehen würden, wir dort eine sehr gastliche Aufnahme finden würden. Aber das hilft nichts, es ist notwendig, unseren Blick nach dem Herzen des Vaterlandes zu wenden, eine Stadt im Centrum zu wählen. Da liegt nun ein Land, rein jungfräulich, noch unberührt von unseren Versammlungen, das ist das Anhaltische Land, dem Norden und dem Süden nicht zu fern, und doch für uns alle von grosser Bedeutung, nicht zwar für die Philologie als Wissenschaft, obgleich auch dabei einige ganz tüchtige Namen uns entgegenreten werden, aber vor allen Dingen als Land der Pädagogik, dessen hochherzige Fürsten den Reformierern der Pädagogik immer eine gastliche Stätte bereiteten. Wir haben da Köthen mit den Ratichianern, und in Dessau haben wir die Erinnerung an Basedow, der sein Philanthropin dort gründete, und an ihn knüpft sich sein Urenkel Max Müller, dessen Vater Wilhelm in Dessau war und nebst seinem Sohne eine tüchtige Zierde des Landes bietet. Doch darauf wird es ja weniger ankommen; es wird sich darum handeln, aus den Anhaltischen Landen unseren Versammlungsort zu nehmen, und da ist nichts einfacher, als dass wir die Hauptstadt wählen, freundlich gelegen durch ihre Umgebung, zwar nicht Berge, aber doch Wälder von vorzüglicher Schönheit, die uns sehr anziehen werden. Und deswegen hat die Kommission beschlossen, Ihnen das freundliche Dessau zum Versammlungsort im nächsten Jahre zu empfehlen. Zudem haben wir dort auch wegen des Präsidiums keine Schwierigkeiten. Es ist der Schulrat Krüger, der zur Schulbehörde gehört und an der Spitze des Gymnasiums steht, in unserer Mitte, der einen speziell uns unvergesslichen Vater und eine gewisse Praxis in der Leitung von Versammlungen hat. Deswegen werden wir Ihnen Schulrat Krüger als 1. Präsidenten und Director Stier in Zerbst als 2. Präsidenten vorschlagen.

Ehe aber zur Abstimmung geschritten werden kann, habe ich mich noch eines Auftrages zu entledigen, der in der Kommission ernstlich beraten worden ist. Es sind zwei Anträge, über welche natürlich nicht heute, sondern im nächsten Jahre erst Beschluss gefasst werden kann, zumal der eine eine Abänderung der Statuten bedingen wird. Wir haben gefunden, dass die jährlichen Versammlungen doch eigentlich des Guten zuviel



werden; und deshalb schlagen wir vor, in Dessau darüber Beschluss zu fassen, dass fortan nur tertio quoque anno diese Versammlungen gehalten werden. Es ist ja jetzt hauptsächlich daran zu denken, dass wir in allen Teilen des Vaterlandes jährliche Versammlungen der Lehrer haben, auch der Gymnasiallehrer, und zwar solche Versammlungen, an denen die durch ihr Wissen ausgezeichneten Lehrer wegen der grösseren Leichtigkeit und Wohlfeilheit gern und freudig teilnehmen. Das ist das Eine.

Das Zweite ist etwas delikaterer Art, aber es muss doch zur Sprache gebracht werden. Wir haben die Freude und erkennen es dankbar an, dass überall, wo wir gewesen sind, die Staatsregierungen und die Städte alles Mögliche gethan haben, um uns den Aufenthalt recht angenehm zu machen — der Himmel muss freilich auch dabei sein. Nun meine ich, heutzutage, wo die Leichtigkeit der Verbindung die Zahl der Kongresse ins Enorme erweitert hat, — wer kommt heutzutage nicht zusammen? — ich meine, wir, die wir in unseren Versammlungen nächst den Naturforschern die ältesten in Deutschland haben, könnten darauf verzichten, derartige Opfer von Städten und Staatsregierungen zu erwarten und uns bereit erklären die erwachsenden Kosten selbst zu übernehmen. Es ist ein delikater Punkt, darüber zu verhandeln, weil allemal der Ort, wo man ist, am allerwenigsten zufrieden sein wird, dass man sagt, wir können nicht bezahlen, aber wenn es beschlossen wird, dann ist für die Zukunft ein Leitfaden für die Regierungen gegeben, und wir haben bei der Wahl des Ortes mit keinen grossen Schwierigkeiten mehr zu rechnen, denn es giebt doch Regierungen, die nicht geneigt sind auf eine derartige Unterstützung einzugehen.

Nun bitte ich das hohe Präsidium, die Versammlung zu befragen, ob sie mit der Wahl von Dessau und mit der Wahl der beiden Präsidenten Krüger und Stier einverstanden ist. Das andere sind Vorschläge, die für jetzt nicht weiter zur Verhandlung kommen können.

Präsident Director Dr. Wendt: Es wird am Platze sein, dass wir zunächst den verehrten Herrn Schulrat Dr. Krüger ersuchen, selbst das Wort hier zu ergreifen.

Schulrat Dr. Krüger aus Dessau: Als vor einigen Monaten vonseiten unseres verehrten Herrn Präsidenten in dieser Angelegenheit die erste Anfrage an mich gerichtet wurde, habe ich nicht unterlassen, an zuständiger Stelle Erkundigungen einzuziehen über die Ausführbarkeit des geplanten Vorhabens. Es ergab sich, dass die Schwierigkeiten lokaler Art, welche bisher der Abhaltung einer Philologenversammlung in Dessau sich entgegengestellt haben, auch gegenwärtig ungeachtet der während der letzten Jahre erfolgten Errichtung eines neuen Gymnasialgebäudes, das Ostern d. J. bezogen worden ist, noch immer nicht völlig überwunden sind. Andererseits fand ich volle Zustimmung zu meiner Überzeugung, dass für das Herzogtum Anhalt gewissermassen eine moralische Pflicht, eine Pflicht der Dankbarkeit vorliege, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, deren segensreiche Anregungen im Laufe der Jahre bereits so manchen bei diesen Versammlungen zugegen gewesen Lehrern Anhalts zugute gekommen seien, auch einmal in den eigenen Grenzen willkommen zu heissen. Und so freue ich mich denn, meine Herren, heute bereits in der Lage zu sein, hier im Namen der Herzogl. Anhaltischen Staatsregierung die Erklärung abzugeben, dass, wenn Sie im nächsten Jahre Dessau mit Ihrer Gegenwart beehren wollen, Sie dort herzlich werden willkommen geheissen werden, dass eine freundliche Aufnahme nicht fehlen wird. Allerdings rechnen wir dabei von vornherein auf Ihre gütige Nachsicht und — auf Ihre Gentügsamkeit. Eine so herrliche, unver-

gleichliche Festhalle, wie diejenige ist, in welcher wir diesmal tagen, ein 'Hôtel Germania' und, wenn ich dies hinzufügen darf, einen 'Bärenzwinger' vermögen wir Ihnen nicht zu bieten. Aber dennoch vertraue ich, dass Sie Sich wohl und behaglich in Dessau fühlen werden, in dem von der Natur nicht nur durch so unvergleichliche Eichenwaldungen reich gesegneten Lande, in dem Lande, welches das an Schätzen der Natur und Kunst so reiche Wörlitz sein Eigentum nennt, in der Stadt, wo, wie schon der geehrte Herr Vorredner erwähnte, durch Basedow das 'Philanthropium' gegründet wurde, wo einst Männer wie Campe und Wilhelm Müller für die humanistischen Studien gelebt und gewirkt haben.

Was nun meine persönliche Qualifikation anbetrifft zu dem mir vertrauensvoll zugeordneten Amte, so bin ich da allerdings wesentlich anderer Ansicht, als der geehrte Herr Vorredner. Aber, meine Herren, wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken wollen, so werde ich gern und freudig alles thun, was in meinen Kräften steht, um dieses Vertrauen in jeder Hinsicht zu rechtfertigen. Ich stelle mich Ihnen also zur Verfügung und rufe Ihnen zu: Willkommen im nächsten Jahre in Dessau.

Präsident Director Dr. Wendt: Ich möchte fragen, ob einer der Anwesenden zu dieser Frage das Wort zu ergreifen wünscht oder Gegenvorschläge zu machen in der Lage ist — — (Pause).

Da das nicht der Fall zu sein scheint, so bitte ich diejenigen Herren, welche gegen die Wahl der Stadt Dessau als Ort der nächsten Versammlung, sowie des Herrn Schulrat Dr. Krüger aus Dessau als ersten, des Herrn Director Stier in Zerbst als zweiten Präsidenten stimmen wollen, die Hand zu erheben (geschieht nicht). — — Es sind also Dessau als Ort der Versammlung, die beiden genannten Herren als Präsidenten gewählt.

Zweitens sind zwei Anträge gestellt, aber nur in der Art, dass beschlossen werden soll, es möge auf der Philologenversammlung in Dessau darüber verhandelt werden. Es wird also denjenigen, die dagegen wären, durchaus nichts vorweg genommen. Ich frage, ob irgend einer der Herren dagegen sprechen will, dass die beiden beantragten Punkte in Dessau auf die Tagesordnung gesetzt werden? — — (Pause).

Da dies nicht der Fall ist, so nehme ich an, dass auch dieser Antrag einstimmig gutgeheissen ist. (Zustimmung.)

Ich bitte nun Herrn Dr. Koch aus Marburg seinen Vortrag zu halten.

Dr. Koch, Privatdocent aus Marburg:

### **Über die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert.**

Scheidung und Autonomie der sprachverschiedenen, Aneinanderschliessen der sprachverwandten Völker ist die politische Losung des neunzehnten Jahrhunderts geworden. In der Literatur der einzelnen Völker macht sich dieselbe Tendenz schon viel früher bemerkbar und auch folgenreich geltend. Im Mittelalter, als die Idee des römisch-deutschen Imperiums ganz Europa beherrschte, war auch die Literatur zum weitaus grössten Teile eine internationale. Stoffe und Formen der höfischen Poesie waren ziemlich die gleichen aller Orten. Auch im Zeitalter der Renaissance begegnen wir denselben Stoffen, nur hier etwas früher, dort etwas später bei allen Kulturvölkern Europas — als Beleg hiefür brauchen wir nicht ein-

mal die überall herrschende lateinische Sprache und antiken Formen der Poesie zu erwähnen, auch die populäre Literatur ist eine internationale, wie z. B. die vorreformatorischen Dramatisierungen des Hekastus (Every-Man)<sup>1)</sup> beweisen. Selbst als das gemeinsame Band der einen Kirche die verschiedenen Nationen nicht mehr verband, war die Strömung der Literatur noch vorwiegend eine internationale. Die gleichen religiösen Interessen verbanden Katholiken und Spanier, Reformierte und Hugenotten. Der grösste historische Vertreter jener Epoche, Fischart, der Übersetzer des Gargantua, kann uns auch als Repräsentant jener internationalen Richtung gelten. Zu gleicher Zeit aber hatte auch schon eine Scheidung der Literaturen ihren Anfang genommen, oder besser gesagt, das Streben nach einer solchen Scheidung begann sich allmählich zu regen, um bald immer selbstbewusster hervortreten. Nicht leicht wurde es dabei jedem einzelnen Volke seine Literatur selbstständig zu entwickeln. Das Verhältnis zum klassischen Altertume, schon vor den Tagen der Renaissance nicht wirkungslos<sup>2)</sup>, übte nun auf jede der emporstrebenden Literaturen den bestimmendsten Einfluss aus. Die Frage, wie der nationale Sondergeist sich zu dem der Antike stellen werde, bildet die Haupt- und Lebensfrage für jede moderne Literatur. Ein knechtisches Sichhingeben und revolutionäres Auflehnen tritt abwechselungsweise dabei zu Tage. Noch im achtzehnten Jahrhundert kämpft man in Frankreich la querelle des anciens et modernes. Schwer wurde es, besonders der deutschen Literatur schwer, Bewunderung der Alten und eigene Selbständigkeit zu vereinigen. Und da man die alte Literatur unmöglich entbehren, aber auch kein förderndes, unmittelbares Verhältnis zu ihr finden konnte, so trat man zunächst denjenigen Literaturen der Neueren näher, welche in ihrer Ausbildung der deutschen bereits vorangegangen waren und für sich bestimmte Beziehungen zum Altertume geregelt hatten. So führte denn gerade das Bestreben selbstständig zu werden, wieder zur zeitweiligen Verbindung und Abhängigkeit mit und von benachbarten Völkern. Es war aber doch ein ganz anderes Verhältnis, welches man im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert anknüpfte, als das gewesen, in welchem z. B. Fischart zur französischen Literatur gestanden hatte. Jetzt wollte man die fremde Literatur nur als Wegweiser zur Antike, als Hilfsmittel, als Vormund, dessen man bald entraten zu können hoffte, gelten lassen. Und so erfüllte ein versuchsweises Tasten anderthalb Jahrhunderte, bis man endlich am Schlusse sich derjenigen Literatur anschloss, die uns die sprach- und stammverwandteste war. Auf dem Umwege durch die englische Literatur sind wir dann endlich unmittelbar zum Altertum gekommen.

Zuerst ward der Versuch einer Annäherung an die französische Literatur gewagt. Nach ihrem Muster wollte Martin Opitz von Boberfeld (23. Dezember 1597 — 20. August 1639) die inhaltlich reiche, aber völlig verwilderte und formlose vaterländische Literatur schulen. Dies Bestreben nahm dann im achtzehnten Jahrhundert Johann Christoph Gottsched (2. Februar 1700 — 12. Dezember 1766) von neuem auf. Durch engsten Anschluss an die in der Zwischenzeit grossartig entwickelte französische Literatur wollte er der deutschen wenn nicht Würde, so doch Etiquette lehren. Opitz wie Gottsched drangen mit ihren Bestrebungen ebensoweit durch, als sie einem allenthalb gefühlten Bedürfnisse der zeit-

1) K. Gödeke „Every-Man, Homulus und Hekastus. Ein Beitrag zur internationalen Literaturgeschichte.“ Hannover 1865.

2) L. Cholevius „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen.“ Leipzig 1854.

genössischen Literatur entgegenkamen. Sofort erfolgte dann aber auch beidemale der Rückschlag gegen die weitere Fortsetzung ihres einseitigen Strebens. Gegen Opitz erhob sich zunächst die Nürnberger Schule (der Blumenorden an der Pegnitz)<sup>1)</sup>, welche die Rechte der Phantasie gegenüber Opitz' verstandesmässiger Richtung betonte; die gleiche Tendenz wie die Nürnberger verfolgte aber bald auch die zweite Schlesische Schule. Gegen Gottscheds Verstandeslehre machte sich zuletzt eine aus der Leibnizischen Schule hervorgehende Gefühlslehre geltend. Opitz Nachfolger und Gegner waren auf Irrwege und zu vollständigem Scheitern fortgerissen worden, indem sie statt den steifen, streng klassicistischen Meistern der Plejade gleich Opitz zu folgen, sich der schwülstigen innerlich verderbten Poesie der Südromanen, die aber auf ihre enge Verbindung mit der Antike nicht minder stolz waren, anschlossen. Den Kampf gegen den Einfluss der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert führte man mit anderen Hilfstruppen. Jetzt stützte man sich auf die englische Literatur. An ihr bildete sich die heranwachsende deutsche, bis sie stark genug ward auf eignen Füßen stehend auch dieser Krücke entbehren zu können. Hatte aber die französische Literatur einen vorwiegend formalen Einfluss ausgeübt, so wirkte die englische hauptsächlich stofflich, wenngleich es die französische Literatur war, die durch Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot uns wie aller Welt Ideen gab, wenngleich es die englische Literatur war, der wir den Blankvers für unser Drama<sup>2)</sup> und die vierzeilige Chavy-Chase Strophe, die wir in Gleims Grenadierliedern wieder finden, entnahmen.

Wenn wir bei Erwähnung des Einflusses der englischen Literatur gewöhnlich in erster Reihe an Shakespeare zu denken pflegen, so ist das wenigstens zeitlich betrachtet nicht richtig. Früh im achtzehnten Jahrhundert begann die Strömung, welche allmählich die starre Eiskruste unserer Literatur sprengen sollte. In keinem Falle vor 1759, in Wirklichkeit sogar erst noch einige Jahre später tritt Shakespeare als bewegende Kraft in unser Literaturleben ein. Die Lehrgedichte zugleich mit der descriptive Poetry und die moralischen Wochenschriften, Milton, Richardson und Young, dann erst in den sechziger Jahren Ossian, Percy und Shakespeare, so wirken, annähernd in zeitlicher Reihenfolge, die englischen Literaturerscheinungen in Deutschland ein. Ihnen zur Seite aber geht der mächtige Einfluss der englischen Philosophie, Philologie und Geschichtsschreibung, Hume, und am Ende des Jahrhunderts Gibbon. Die politische Verbindung Osnabrücks mit England diente dazu, in Justus Moeser während seines englischen Aufenthaltes den konservativen Freiheitssinn zu wecken, den er lebenslang in That und Schrift bewährte. Joh. Georg Zimmermann blickt in seinen Schriften auf England als Vorbild in jeder Richtung. Durch die Universität Göttingen, schon durch ihre politische Stellung recht eigentlich zur Vermittlerin englischen und deutschen Geisteslebens berufen, wirkte die englische Naturforschung anregend auf die deutsche. Der Physiker Lichtenberg lehrte dort, durch öfteren Aufenthalt in England vor allen anderen zum wissenschaftlichen Dol-

1) J. Tittmann „die Nürnberger Dichterschule. Beitrag zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts.“ Göttingen 1847.

2) Eines der ersten Beispiele desselben ist Joh. Elias Schlegels „Braut in Trauer“, die Nachahmung (Schlegels Werke II, 568) von Congreve's „the mourning bride.“ Ein so entschieden unter englischem Einfluss stehender Dichter wie Chr. Ewald v. Kleist führt den Blankvers zuerst ins deutsche Epos ein (Cissides und Paches). — Fr. Zarneke „über den fünffüssigen Iambus“ Leipzig 1864. — A. Sauer in den Quellen und Forschungen XXX. „Joachim Wilhelm von Brawe. Der Schüler Lessings.“ Strassb. 1878.



metscher berufen. Glücklicher als Lessings Jugendfreund Christlob Mylius, der am Beginne seiner wissenschaftlichen Expedition in London sein Ende fand (1754), hat Georg Forster die mit englischer Hilfe erworbenen Kenntnisse in Deutschland verwerten dürfen. Werke und Lehren eines Künstlers wie Josua Reynolds (1753—1792) wirkten auch auf deutsche Künstler und Kunstfreunde. Unvergleichlich wichtiger aber ist der Einfluss, den auf unsere philosophischen wie religiösen Anschauungen die englische Philosophie gewann. Auf Goethe hat nur ein englischer Philosoph nachhaltigen Eindruck hervorgebracht, Lord Bacon von Verulam. Aber alle unsere bedeutenden Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, der unsterbliche Lessing wie „der zehnmalzehntausendste sterbliche“ Fritz Nicolai, Reimarus wie Moses Mendelssohn stehen unter der Einwirkung der englischen Freethinker. Die englisch-schottischen Philosophen Loke, Shaftesbury, Hume, Hutcheson und andere hatten in Deutschland keinen kleineren Leserkreis als jenseits des Kanals. Ja Kant selbst hat die Äusserung gethan: „Hume brach meinen dogmatischen Schlummer. Er hat einen Funken, wenn auch nicht ein Licht angezündet“; Kant nennt ihn „einen Geographen der menschlichen Vernunft“. Hume hat in der That zuerst die Kausalitätsschlüsse einer Kritik unterworfen, indem er überhaupt nur in der Wiederholung der Thatsache, und hiermit in der Gewohnheit (custom) ein wissenschaftliches Motiv der Erfahrung erblickt. Aber ausser der Erfahrung mittelst der Gewohnheit besitzen wir nach ihm kein Mittel, um zur Einsicht zu gelangen. Wie es mit den Dingen an sich stehe, bleibe unbekannt (the unknown thing), und wenn wir demnach auf objektiven Zusammenhang verzichten müssen, so bleibt nur die subjektive Annahme (believe) übrig, und diese Annahme leitet uns auch im Gebiete des Handelns als „moral taste“. Wenn Kant selbst Hume's Einwirkung anerkannte, so musste er sich dagegen seinen Zeitgenossen gegenüber verwahren, die in seiner Lehre nicht nur Einflüsse Berkeley's, sondern in ihrer irrtümlichen Auffassung dessen ganzes System wieder zu finden wähnten<sup>1)</sup>. So hat selbst der grösste Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts nachhaltige Einwirkungen von Seite des englischen Geisteslebens empfangen. Die ganze Aufklärungszeit stand unter diesem Einfluss. Mag man immerhin Voltaire als ihren Führer und einflussreichsten Vorkämpfer ansehen, Thatsache ist doch, dass die deutschen Aufklärer fast sämtlich dem englischen Lehrsatz „all what is, is right“ beipflichteten, getreu ihrem Ausgangspunkte, der Leibnizisch-Wolfischen Philosophie, während Voltaire gerade diese Weltanschauung aufs schärfste und rücksichtsloseste bekämpfte. Als die Extreme zweier Lebensansichten stehen die beiden poetischen Werke Pope's „Essay on Man“ und Voltaire's „Candide“ sich gegenüber. Die Deutschen nahmen entschieden für die im ersteren enthaltene Lehre Partei.

In England selbst hatten französische Einflüsse sich im Leben wie in der Literatur schon seit der Rückkehr der Stuarts geltend gemacht. In der Literatur war dieser französische Geschmack mit John Dryden (1631—1700) zur Herrschaft gekommen, zuerst im Drama, dann auch in den übrigen Literaturgattungen. Das ältere nationale Drama des goldnen Elisabethanischen Zeitalters war zwar nie vergessen worden, aber Shakespeare war, wenn auch mit lobenden Worten stets gefeiert, doch seinem Geiste nach im alten Vaterlande selbst zu wenig verstanden, um im Auslande als Vertreter englischer Literatur

1) G. Spicker „Kant, Hume und Berkeley.“ Berlin 1875.

gelten und wirken zu können. Ist doch die erste, an Stelle der alten Quartos tretende Ausgabe von Shakespeare's Werken in England selbst nicht früher als 1709 durch Nicolas Rowe unternommen worden! Um auch auf dem Kontinent die Aufmerksamkeit auf Shakespeare hinzulenken, mussten erst zwei Umstände zusammentreffen: David Garrick's Propaganda für Shakespeare und Voltaire's Aufenthalt in England. Der klug berechnende Garrick (1716—1779) erkannte, welche Vorteile Shakespeare dem Schauspieler zur Darstellung seiner Kunst biete. Von egoistischem Standesinteresse geleitet, brachte er, wie später Schröder, der deutsche Garrick, aber nur pietätsloser, Shakespeare's Stücke wieder öfters und mehr derselben als bis dahin gespielt wurden auf die Bühnen der Hauptstadt. Voltaire andererseits mit seiner scharfen Beobachtungsgabe erkannte während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in London (Mai 1726 bis März 1729) die Vorzüge, wenigstens einige der Vorzüge der englischen Schaubühne gegenüber der französischen. Er suchte aus dieser Erkenntnis für die letztere Nutzen zu ziehen. Wie durch ihn Newton's Philosophie, so kam auch die Kenntnis Shakespeare's durch ihn auf den Kontinent. Erst durch französische Vermittlung wurde dann Deutschland und das übrige Europa auf den britischen Dichter aufmerksam. Nicht der englische Hamlet, die französische Bearbeitung desselben durch Jean François Ducis (1769) wurde 1774 in das Italienische, 1778 ins Holländische übersetzt<sup>1)</sup>. Wenn Wieland an eine Übertragung Shakespeare's dachte, so hatte er einen französischen Vorgänger vor Augen, de la Place, der seine Übersetzung bereits zwischen 1745 und 1748 veröffentlicht hatte.

Diejenige englische Literatur dagegen, welche unmittelbar von England aus zunächst auf die norddeutschen Handelsstädte und von dort aus dann rasch auf das ganze protestantische Deutschland wirkte, hatte sich selbst nach französischem Muster gebildet. Im besten Falle wurde der ältere Dramatiker diesen neueren französischen Engländern gleichgestellt. Noch 1760 klagt Wieland in einem Briefe an Tschärner<sup>2)</sup> „il faut substituer la lecture de nos actes, Urbaires, protocoles etc. à celle de Thomson et Shakespeare“. Ja noch im Oberon steht der Einfluss Popes durchaus nicht hinter dem vom Midsummer-Night's-Dream ausgehenden zurück<sup>3)</sup>.

Der Ruhm der Vorbereitungszeit unserer neuen Literaturepoche knüpft sich an Hamburg und die Schweiz. Barthold Heinrich Brockes<sup>4)</sup> (1680—1747) und Albrecht von Haller<sup>5)</sup> (1708—1777) haben ihre Lehrgedichte unter englischem Einflusse geschrieben. Das Lehrgedicht, längst vor der klassischen Literaturperiode Ludwigs XIV. durch den Hugenotten Du Bartas in Frankreich zu hoher Vollendung gediehen, hatte in England,

1) A. Lacroix „Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français“. Bruxelles 1856. — Al. Schmidt „Voltaire's Verdienste um die Einführung Shakespeare's in Frankreich“. Königsberg 1864. — K. Elze „Hamlet in Frankreich“ in den „Abhandlungen zu Shakespeare“. Halle 1877 (Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft I. 1865).

2) R. Hamel „Briefe von J. G. v. Zimmermann, Wieland und A. v. Haller an V. B. v. Tschärner.“ Rostock 1881.

3) Max Koch „das Quellenverhältnis von Wielands Oberon“. Marburg 1879.

4) A. Brandl „Barthold Heinrich Brockes. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.“ Innsbruck 1878.

5) A. Frey „Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur“. Von der Universität Bern gekrönte Preisschrift. Leipzig 1879. — L. Hirzel „Albrecht v. Hallers Gedichte“ in d. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. III. Band. Frauenfeld 1882. — A. Hallers „Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England mit Anmerkungen herausgegeben.“ Leipzig 1883.

wo John Milton ein Schüler *Du Bartas'* wurde, reiche Pflege gefunden. Alexander Pope (1688—1744), der von Lord Byron als grösster Dichter Englands gepriesene klassische Vertreter der französisierten englischen Poesie, brachte auch das philosophische Lehrgedicht in England zur höchsten Ausbildung. Poesie und Philosophie erschienen in seinen Werken den Zeitgenossen so innig verbunden, dass erst Lessing in Gemeinschaft mit Moses Mendelssohn die Berliner Akademie von der Falschheit dieses Philosophenbartes überzeugen musste („Pope ein Metaphysiker!“ 1755). Wie tief Pope's „*Essay on Man*“ auch unter Schillers philosophischen Dichtungen stehen mag, seine Verse hatten für die Verbreitung der Ideen Shaftesbury's ähnliche Bedeutung, wie manche Dichtung Schillers für die Ausbreitung der Kantischen Lehre. Pope war mit Anthony Graf von Shaftesbury (1671—1713) innig befreundet und hatte die entschiedene Absicht in seinem Gedichte dessen Philosophie zu vertreten. Durch Pope lernte der junge Wieland zuerst „den göttlichen Askley“ kennen. Kein Philosoph hat gleich tief und anhaltend auf Wieland gewirkt wie Shaftesbury; zugleich aber war es Shaftesbury, der Wieland zum Studium Platons anreizte. Auch Schiller ist zuerst durch Pope mit den englischen Philosophen bekannt geworden, als deren Schüler er sich in seinen philosophisch-medicinischen Jugendarbeiten wie in den „*philosophischen Briefen*“ (in der *Thalia* 1786) zeigt. Nicht nur in den „*Künstlern*“ (1789), sondern auch noch später ist er von Pope's Vorbild angeregt. Ja selbst in Goethes *Faust* begegnen wir, wie Bayard Taylor<sup>1)</sup> vor kurzem nachgewiesen, den Spuren von Pope's Einfluss. Eine Unzahl philosophischer und theologischer Streitigkeiten wurde durch Pope's Dichtung hervorgerufen<sup>2)</sup>, die Bedeutung seines Werkes für die Zeitgenossen wie für die historische Betrachtung bestätigend. Für die hohe Wichtigkeit, welche Pope's Dichtung beigelegt wurde, mag auch das bibliographische Faktum zeugen, dass von seinem „*Essay on Man*“ auf dem Kontinente polyglotte Ausgaben erschienen, z. B. noch so spät als 1762 eine zu Strassburg in fünf Sprachen: Englisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch und Deutsch.

In Deutschland lernten es jedenfalls Brockes und Haller, als der schweizerische Pope bezeichnet, zuerst aus Pope's Dichtungen, tieferen Gehalt in kunstvollster Form zur Darstellung zu bringen. Brockes ist die erste Dichtergestalt, welche am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland auf eine neue Entwicklung der Poesie hinweist. An seiner Person sehen wir gleichsam verkörpert den Übergang vom italienischen zum englischen Einflusse dargestellt. Er hat Marinos „*Bethlemitischen Kindermord*“ verdeutscht (Hamburg 1715) und zeigt dadurch seinen Zusammenhang mit der zweiten Schlesischen Schule. Seine literarhistorische Stellung und Bedeutung wird aber durch das „*irdische Vergnügen in Gott*, bestehend in physikalisch- und moralischen Gedichten“ bestimmt (neun Bände. Hamburg 1721—1748). Die Schilderung, wie wir sie hier finden, lernte Brockes von James Thomson (1700—1748); die moralisierende Richtung, auf deren deistische Tendenz zuerst David Friedrich Strauss

1) Bayard Taylor „*Goethes Faust*. Erster und zweiter Teil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu“. Ausgewählte Schriften. II. Bd. Leipzig 1882.

2) Brockes und sein Herausgeber B. J. Zinck hielten es für ratsam, der Übersetzung des ersteren „*Versuch vom Menschen*“, Hamburg 1740, einen Anhang von Briefen (fünf gleichfalls aus dem Englischen übersetzte Verteidigungen) beizugeben, in denen die gegen Pope's Christentum erhobenen Beschuldigungen widerlegt werden sollten. — Warton „*An Essay on the Genius and Writings of Pope*“ in two Volumes. London 1756; fourth Edition 1782.

aufmerksam gemacht hat<sup>1)</sup>, hat er von Pope überkommen. Beide Einflüsse zeigen sich deutlich genug in Brockes eigenen Werken, aber er hat auch 1740 Pope's Essay on Man, 1745 Thomson's Seasons übertragen. Zu gleicher Zeit finden wir bei ihm bereits einen Versuch Milton zu verdeutschen (das fünfte Buch und einen Teil des vierten Buches aus dem verlorenen Paradiese in jambischen und trochäischen gereimten Achtsylbern). Was er unter Thomson's Einfluss für Naturschilderung begonnen hatte, das setzte Christian Ewald von Kleist, der auch seinerseits an einer Übersetzung des Essay on Man arbeitete<sup>2)</sup>, mit Erfolg und Talent fort. Zwei Jahre nach Brockes' Tod ist Kleists „Frühling“ (Berlin 1749) erschienen. Das Bestreben Thomson und Pope zu verbinden, hat Albrecht von Haller in seinen „Alpen“ (1729) geleitet. Pope's Richtung gesondert hat er im Gedichte „über den Ursprung des Übels“ (1734) und in mehreren anderen eingeschlagen. Seine Baseler Freunde, so erzählt er selbst in der Vorbemerkung zu den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ (1729), erhoben die Engelländer und pflegten ihm das Unvermögen der deutschen Dichtkunst vorzurücken. Haller nahm die Ausforderung an und „suchte in einem nach dem englischen Geschmack eingerichteten Gedichte darzuthun, dass die deutsche Sprache keinen Anteil an dem Mangel philosophischer Dichter hätte“. Sein Freund Karl Friedrich Drollinger (1688—1742) arbeitete 1739 an einer Prosaübertragung des Essay on Criticism<sup>3)</sup>. Der Anakreontiker Johann Peter Uz (1720—1796) erscheint ebenfalls als Schüler Pope's in seinem „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein“ (1760). Sein Ankläger Wieland schrieb, ehe er ins Lager der Seraphischen Poeten überging, als Erstlingswerk sein Lehrgedicht „die Natur der Dinge“ (Halle 1752) in Alexandrinern und nach Pope's Vorbild. Jakob Immanuel Pyra (1715—1744)<sup>4)</sup>, der kühne Vorkämpfer gegen die „geschmackverderbende Gottschedische Sekte“, versuchte 1737 im „Tempel der wahren Dichtkunst“ eine Nachahmung von Pope's „Temple of Fame“. Selbst Lessing wandelt als poetischer Anfänger auf Pope's Pfaden in seinem fragmentarischen Gedichte „die Religion“ (1751) und „über die menschliche Glückseligkeit“. Und als das Lehrgedicht in dieser alten Form sich auch geistig ausgelebt hatte, da hat es Goethe in seiner „Metamorphose der Pflanze“ (1790) neu belebt, Schiller dann vom Gebiete der Lyrik aus — „philosophische Oden“ nannte sein Freund Körner die betreffenden Gedichte — das Lehrgedicht neu geschaffen.

Der wohlthätige Einfluss der englischen Lehrgedichte auf unsere Poesie tritt in seiner Bedeutung erst klar hervor, wenn wir bedenken, dass Brockes und Haller der zweiten Schlesischen Schule gegenüberstanden. Kunstvolle Form, ausgebildete, verbildete Sprache war auch bei Hoffmannswaldau<sup>5)</sup> und Kasper von Lohenstein<sup>6)</sup> vorhanden, aber beides ohne

1) D. Fr. Strauss „Brockes und Reimarus“ (1861); in den gesammelten Schriften 1876 im II. Bande.

2) A. Sauer in seiner musterhaften Ausgabe der Werke Kleists (bei Hempel) I, 12.

3) Drollinger an Gottsched 12. März 1739. „Vor einiger Zeit habe ich mich an die Übersetzung des berühmten Pope Essay of Criticism, doch nur in ungebundener Rede gewäget, auch das Größte davon bereits zu Stande gebracht.“ Drollingers Gedichte samt andern dazu gehörigen Stücken. Basel 1743.

4) G. Waniek „Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen.“ Leipzig 1882.

5) „Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesener und bisher ungedruckter Gedichte sieben Teile“ herausgegeben von Benjamin Neukirch. Leipzig 1695—1727.

6) Konrad Müller „Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Kaspers von Lohenstein“. Breslau 1882. Weinholds germanistische Abhandlungen I. Heft.



bedeutenden Inhalt. Die Poesie war durch unsittliche Stoffe und Darstellungen entehrt. Die rhetorische französische Poesie, von der Canitz und Besser eine günstige Einwirkung erhofften, bot hiegegen kein Heilmittel. Die englischen Dichter aber hatten eine der Form nach den Franzosen ebenbürtige Poesie ausgebildet und diese benützt, um metaphysischen und moralischen Lehren allgemeine Verbreitung zu verschaffen. Als Homer-Übersetzer zeigte Pope eben kein besonderes Verständnis des Altertums, obwohl sein Werk viel dazu beigetragen hat, in weiteren Kreisen, auch in Deutschland, wo bisher nur Dryden's Virgil bekannt war, dem griechischen Dichter ein Publikum vorzubereiten. Bürger, Stolberg, noch Voss setzen aber bei ihren Arbeiten eine Ehre darein, den vielgerühmten englischen Dichter als Übersetzer zu übertreffen, und insofern hat er auch hier fördernd auf die deutsche Literatur gewirkt<sup>1)</sup>. Durch seine gehaltvolle eigene Dichtung, die er in würdevoller Form gab, hat er entschieden der deutschen Literatur den Weg zum Altertume bahnen helfen. Durch Thomson andererseits wurde der Blick von der Überkultur hinweg wieder auf die Natur gerichtet. Die Naturbetrachtung, welche er, und nach seinem Vorbilde Brockes und Kleist uns geben, ist freilich noch weit von der enthusiastischen Naturschilderung in der nouvelle Héloïse, dem innigen Naturempfinden in Werther's Leiden entfernt. Aber der erste Schritt in dieser Richtung wird doch durch Brockes gemacht. Unbewusst beginnt die Rückkehr zur Natur, die dann mit feurigen Worten in bestimmter Absicht der Schweizer Rousseau predigt. Nicht nur in der Literatur geht die Naturbetrachtung von England aus. Bald beginnt auch der englische Park Le Nôtres geregeltes System zu bekämpfen<sup>2)</sup>. Gleichsam als müsste man die Natur, um welche die Marinesken Dichter freilich nie sich gekümmert hatten, neu entdecken, beginnt man nun nicht mit Schilderungen grossartiger Gegenden; das einzelne Blatt, den Baum, die Insekten, das einzelne Tier sucht Brockes, der Schüler Thomson's, zu schildern, so gewissenhaft wie ein Botaniker oder Zoologe zu beschreiben. Sein Nachfolger Kleist wagt es bereits mit der freieren Naturanschauung des Engländers zu rivalisieren. Er sucht ein Landschaftsbild vor uns zu entrollen. Brockes hebt bei der Beschreibung von Pflanze und Tier den Nutzen hervor, den wir davon ziehen, gleich als wollte er sich damit rechtfertigen, dass er der sündhaften Natur so viel Aufmerksamkeit schenke. Nur um den Schöpfer zu loben, preise er seine Werke. Kleist ist von dieser Nützlichkeitsansicht ziemlich frei. Er betrachtet die Natur in ihrem Verhältnisse zum Menschen. Nur im Verkehre mit ihr werde der Mensch wieder zum wahren Menschen<sup>3)</sup>. Auch er ist vollkommen von dem englischen Dichter abhängig. Klopstock dagegen, der Nachfolger von Brockes und Kleist, singt in der Ode „der Zürchersee“ (1750):

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht  
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,  
Das den grossen Gedanken  
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

1) M. Bernays in der Einleitung zum Abdruck der ersten Ausgabe von Voss' Odyssee-Übersetzung. Stuttgart 1881.

2) Schillers tiefgehende herrliche Äusserungen in dem Aufsätze „über den Gartenkalender auf das Jahr 1795“. Allgem. Jenaische Literaturzeitung No. 332. 1794. Krit.-hist. Ausgabe X, 257.

3) In dem noch von Schiller in „naiver und sentimentalischer Dichtung“ angeführten Gedichte: „Sehnsucht nach Ruhe“ (1744): „Ein wahrer Mensch muss fern von Menschen sein“. — Schiller selbst noch in der Braut von Messina: „Die Welt ist vollkommen überall

Wo der Mensch nicht hinkömmet mit seiner Qual.“

Der Mensch selbst zieht die Betrachtung des Dichters mehr auf sich als die ihn umgebende Natur. Auf letztere zu achten haben unsere Poeten erst von den Engländern lernen müssen. Aber indem sie durch dies Beispiel belehrt den weiteren Schritt von der Natur zum Menschen machen, stehen sie auch bereits auf dem Boden des Altertums. Sie emancipieren sich von dem ausländischen Führer, der nun seine Aufgabe erfüllt hat.

Nicht als Zufall möchte ich es ansehen, dass gerade Thomson's Seasons, das Gedicht, mit dessen Einfluss in Deutschland die Rückkehr zur Natur beginnt, von dem grossen Begründer unserer modernen Orchestralmusik, von Josef Haydn zum Gegenstande seines zweiten Oratoriums (die Jahreszeiten wurden am 24. April 1799 zum erstenmale aufgeführt) gewählt wurden, nachdem er schon für die Schöpfung (1798) seinen Text dem Paradise lost, das ja ebenfalls auf die Idylldichtung von grösstem Einflusse war, entnommen hatte. Ist es doch Haydn, der zuerst volle warme Naturlaute in der Instrumentalmusik ertönen lässt, dem im Rokkokokleide nicht nur ein warmes volles Menschenherz schlägt, sondern dem auch die Macht gegeben ist die Sprache seinem Empfinden zu verleihen. Giebt sich die Zusammenstellung des Komponisten der Jahreszeiten mit Thomson, Brockes und Kleist ganz von selbst, so ist es nicht minder natürlich, den grossen Meister der Vokalmusik, Händel als Komponisten der Cäcilienode mit Pope, als Schöpfer des Messias mit Milton, Young und Klopstock zu vergleichen. In unserm gesamten Geistesleben sehen wir so im achtzehnten Jahrhundert den englischen Einfluss wirken.

Sobald deutsche Dichter sich an Vorbilder wie Pope und Thomson, dann Milton und Young anschlossen, so musste dies Bestreben notwendig dazu führen, der gesunkenen Poesie einerseits neue Würde zu geben, andererseits nach einer anderen Art und Weise der Darstellung sich umzuthun. Weder die schwülstige unnatürliche Sprache der Schlesier, noch die platt prosaische eines Christian Weisse und Neukirch konnte zum Ausdrucke des neu gewonnenen Ideengehaltes genügend oder nur überhaupt tauglich erscheinen. Die Sprache und der Stil haben sich freilich nicht sofort umgewandelt, aber das Streben nach einer solchen Wandlung ist bei Brockes bemerkbar, bei Haller teilweise, bei Klopstock völlig durchgeführt. Waren es nun Lehrgedichte, welche den Anstoss zu dieser ganzen Bewegung gegeben hatten, so lag natürlich die Gefahr nahe, moralische Nutzenanwendung als Endzweck und höchstes Ziel gewaltsam der Poesie aufzudringen, und des weitern die ganze Welt nur vom Standpunkte der Nützlichkeit zu betrachten. Besonders Brockes ist in den letzteren Fehler gefallen. Wenn wir bei ihm gelegentlich der Beschreibung der Gemen (IX, 252)<sup>1)</sup> lesen:

„Für die Schwindsucht ist ihr Unschlitt, fürs Gesicht die Galle gut,  
Gemenfleisch ist gut zu essen, und den Schwindel heilt ihr Blut,  
Auch die Haut dient uns nicht minder. Strahlet nicht aus diesem Thier  
Nebst der Weisheit und der Allmacht auch des Schöpfers Lieb herfür?“

bei solchen Versen müssen wir freilich an die Abfertigung denken, welche die Xenien-dichter der gleichen teleologischen Naturauffassung Nicolais (?) zu teil werden liessen in dem bekannten Distichon:

---

1) Doch müssen wir zur Steuer der Wahrheit bemerken, dass der neunte Teil bedeutend schwächer als die vorhergehenden ist. VI, 208 z. B. findet sich ein wirklich poetisches Gedicht über „die Gemen“.

„Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,  
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand!“

Wenn aber am Ende des Jahrhunderts es nötig geworden ist, dem Utilitätsprincip und der Lehrhaftigkeit in der Poesie entgegenzutreten, so war doch in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts letztere ein willkommenes Heilmittel für die entartete Poesie. Der entsetzlichen Verkommenheit gegenüber, in welche die zweite Schlesische Schule geführt hatte, war auch eine moralisierende Einseitigkeit wohl zu dulden. Andererseits war es für die Belebung der Poesie von höchster Wichtigkeit, dass die grossen das Jahrhundert beherrschenden Fragen und Gegensätze in ihr Eingang fanden. Während die rationalistischen Prediger auf der Kanzel über die beste Art des Kartoffelbaues und ähnliches predigten, musste auch die Poesie, wollte sie eine Stellung im Leben der Nation behaupten, praktische Gesichtspunkte hervorheben. Lehrhaftigkeit war im Geschmack und, wir dürfen es wohl behaupten, auch im wohlverstandenen Bedürfnisse der Zeit. Die ganze Literatur trug deshalb denn auch bis in die Mitte der sechziger Jahre einen vorwiegend lehrhaften Charakter. Die hohe Stellung, welche Theorie<sup>1)</sup> wie Praxis<sup>2)</sup> der Fabel einräumten, ist hierfür der schlagendste Beweis. Auf die deutsche Fabeldichtung haben dann wiederum John Gay (1688—1732) und Dryden Einfluss gewonnen. Lessing, der selbst als Kunstrichter und Dichter so eifrig sich mit der Fabeldichtung beschäftigte, betont in der Hamburgischen Dramaturgie die Lehrhaftigkeit des Dramas.

Wenn aber mit Pope's Lehrgedichten die Philosophie der englischen Freethinker in der deutschen Literatur Stellung nahm, so suchten auch anders gesinnte Dichter hinwiederum den religiösen Einfluss zu stärken. Klopstock will im Gegensatze zu aller Freigeisterei, die für ihn immer gleich Gottesleugnung ist<sup>3)</sup>, mit seiner Messiasdichtung der angegriffenen Religion zu Hilfe kommen. Oft genug wiederholt er in Vers und Prosa, dass der lehrhafte religiös-moralische Endzweck ihm bei seinem Werke die Hauptsache sei. Und neben dem deutschen Pietismus wirken auch auf dieser Seite wieder englische Einflüsse. Wenn Klopstock und Johann Andreas Cramer, Fr. K. Kasimir von Creuz und Johann Adolf Schlegel sich mit ihren Oden und Liedern der leichtfertigen Anakreontik entgegensetzen, so blicken sie dabei auf Young als Vorbild hin.

Aber auch ausserhalb der religiös gesinnten Literatur gab es in England eine Richtung, welche moralische Erbauung, Ermunterung zu guter Sitte in gefälliger unterhaltender Einkleidung anstrebte: die moralischen Wochenschriften. Zum Teil aus politischen Ursachen entstand in England jene Zeitschriften-Literatur, als deren mustergiltiger Vertreter jeder Zeit Josef Addison's Spectator (1. März 1711—6. Dezember 1712) gegolten hat. Die Nachahmung dieser englischen Wochenschriften in Deutschland war für die Entwicklung und Ausbildung unseres Prosastils ebenso günstig wie die Nachahmung Pope's und Thomson's es für unsere poetische Sprache geworden war. Rasch verbreiteten

1) Vor allen J. J. Breitinger „kritische Dichtkunst“ Zürich 1740; im V. Abschnitte „von dem Neuen“. — Lessing „Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhandlungen.“ 1759.

2) Gellerts „Fabeln und Erzählungen“ Leipzig 1746, das in und ausserhalb Deutschland verbreitetste Werk der gesamten deutschen Literatur. — Lessings Fabeln 1759. — M. G. Lichtwer „aesopische Fabeln“ 1748. „Fabeln und Erzählungen“ von Ramler umgearbeitet 1761. — Meier von Knouan, der viel verspottete Daniel Stoppe, Triller u. s. w. (Gödekes Grundriss §. 210).

3) Pope selbst wird jedoch von Klopstock als sein „Liebling“ bezeichnet.

sich die moralischen Wochenschriften durch ganz Deutschland und erfreuten sich eine Zeit lang ungemeiner Beliebtheit. Jede Provinz, jede Stadt wollte ihre eigene moralische Wochenschrift haben<sup>1)</sup>. Der Spectator wurde 1739, der Guardian 1745 durch Gottscheds „geschickte Freundin“ übersetzt. Der Dichter des Frühlings arbeitete noch in seinem letzten Lebensjahre mitten im Kriegsgetümmel an einem „neuen Aufseher“. In Nachahmung der englischen Wochenschriften gründete Justus Moeser 1768 die wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter, denen wir die „patriotischen Phantasien“ zu verdanken haben. Gerstenberg arbeitete 1763 an der einflussreichen Holsteinischen Wochenschrift „der Hypochondrist“. Im katholischen Süden, der alle Literaturbewegungen immer einige Jahrzehnte später durchlebte, begegnet uns noch 1790 ein „Wiener Zuschauer“. Wie aber in England der Spectator, so traten in Deutschland die „Diskurse der Malern“ vor allen anderen periodischen Schriften hervor, von Bodmer und Breitinger 1721 in Zürich herausgegeben<sup>2)</sup>.

Das Wesen der Wochenschrift zwang die Schriftsteller, der gewohnten Weit-schweifigkeit Abbruch zu thun. Kürze, Eleganz, Humor wurden gefordert, wenngleich wir das ausländische Vorbild kaum in einem oder dem andern Falle erreichten. Hatte in England die Politik dazu beigetragen, den moralischen Wochenschriften ihr eigentümliches Gepräge zu geben, so wirkten nun auch in Deutschland und der Schweiz die staatlichen Verhältnisse bestimmend auf diese Literaturgattung ein. Die herrschende Eng-herzigkeit fürchtete den frischen Luftzug, der von diesen Journalen aus durch das Land wehen könnte. Über Staat, Gesellschaft und Individuen durfte nicht gesprochen werden<sup>3)</sup>; nur die Literatur und Kunst, die sogenannten schönen Wissenschaften, blieben freigegeben. Im Spectator hatten literarische Besprechungen nur einen Bestandteil gebildet; in Deutschland gingen aus den Wochenschriften die kritischen Journale hervor. Eine Zeit lang hatte es den Anschein gehabt, als sollte kleinliches Moralisieren, farblose Tugendpredigten den Inhalt dieser deutschen Wochenschriften bilden. Bald aber zeigte schon der veränderte Titel der Gottschedischen Zeitungen den vollständigen Sieg des literarischen Elementes. Den „vernünftigen Tadlerinnen“ (1725—1726) und dem „Biedermanne“ (1727) folgten 1732 die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit.“ In Nachahmung der englischen Wochenschriften sind die sogenannten „Bremer Beiträge“ („Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ Bremen und Leipzig 1745—1759) hergestellt worden, die eine neue Literaturperiode einleiten, 1748 die ersten drei Gesänge des Messias zum Abdrucke bringen. Die Nachahmung der englischen Vorbilder hatte jetzt das Feld gefunden, auf dem allein zu jener Zeit in Deutschland allgemein Förderndes geschaffen werden konnte. Während die moralischen Wochenschriften in England

1) E. Milberg „die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte.“ Meissen. — M. Kawcyński „Studien zur Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften“. Leipzig 1880.

2) „Diskurse der Malern“ 1721—1723; „die Maler der Sitten“ 1729. Beide umgearbeitet und vereinigt 1746 als „die Maler der Sitten“ in zwei Bänden. — Moerikofer „die Schweizerische Literatur im achtzehnten Jahrhundert.“ Leipzig 1861.

3) In vertraulichen Briefen klagt der Satiriker Rabener bitter genug über die dem Schriftsteller aufgelegten Beschränkungen. Dem Drucke von Wieland's Agathon standen in Zürich Bedenken und Schwierigkeiten entgegen. Lessings Minna von Barnhelm durfte in Hamburg eine Zeit lang nicht gespielt werden, da der preussische Gesandte von Berlin aus den Befehl erhalten hatte, gegen die Aufführung zu protestieren. Lessing an Nicolai 4. August 1767. Vgl. auch Lessing's bittere Äusserung im Briefe an Nicolai vom 25. August 1769.



selbst rasch aus der Mode kamen und ihre getreuen Nachahmungen in Deutschland bald jeden Boden verloren, wie „der Nordische Aufseher“ von J. A. Cramer und Klopstock es erfahren musste, kam das literarische Element in „Bibliotheken“ und „Literaturbriefen“ täglich mehr zur Geltung. Ein Werk der englischen Literatur aber ist es gewesen, welches zu der ganzen folgenreichen Bewegung in Deutschland den ersten Anstoss gegeben hatte. Gerade infolge des Einflusses der moralischen Wochenschriften wurde die Einwirkung der englischen Literatur in Deutschland bald so mächtig, dass Lessing es in den Berliner „Briefen die neueste Literatur betreffend“ als eine seiner ersten Aufgaben betrachtete gegen die nun massenhaft eindringenden Übersetzungen aus dem Englischen energisch zu protestieren<sup>1)</sup>.

In den Zeitschriften hatten sich die moralisierenden Tendenzen nicht festhalten lassen. Sie hatten aber inzwischen in England selbst eine andere Form des Auftretens gefunden, die dann auch sofort wieder nach Deutschland hinüberwirkte. Neben Voltaire und Rousseau hat vielleicht kein Schriftsteller im vorigen Jahrhundert allgemeinere Teilnahme gefunden als Samuel Richardson (1689—1761)<sup>2)</sup>. Gellert und Diderot, Klopstock und Lessing sind einig in Bewunderung des englischen Romanciers. Was Shakespeare für die revolutionäre Literatur der siebziger Jahre, das war Richardson für die sich entwickelnde Literatur der fünfziger Jahre. Die Mängel seiner Werke treten beim ersten Blicke zu Tage. Früh hat es Mendelssohn, eine Bemerkung Hume's aufgreifend, ausgesprochen, dass solch vollendet gute und vollendet böse Charaktere zu schaffen keine Aufgabe des Dichters sei. Derartige Tendenzdichtung ist der wahren Poesie nicht günstig; in diesem Falle zog die deutsche Literatur aber auch hieraus Vorteil. Eben ihre Fehler machten diese Romane Rationalisten wie Pietisten gleich wert. Der so oft als frivol verschrieene Roman war hier in den Dienst der Religion und Moral gestellt; statt unsinniger fabelhafter Abenteuer wurden ziemlich prosaische Erlebnisse, dem common sense wohl zusagend, erzählt. Richardson zeigt wirklich auch einen Fortschritt gegenüber dem bisher Vorhandenen, sowohl den französischen Romanen Mademoiselle de Scuderys wie den deutschen eines Ziegler oder Anton Ulrichs gegenüber. Für das eigentlich Romantische dagegen, wie Horace Walpole, ein früher Vorläufer Walter Scotts im „Castle of Otranto“ (1764) es versuchte, war weder in England noch anderswo Verständnis vorhanden. Aber das Erforschen des eignen Herzens, das Zergliedern der eignen Empfindung, wie Richardson zuerst es aufdeckte, dies war das der Zeit gemässe und wurde von ihr mit Jubel und Thränen der Rührung entgegengenommen.

Das übermässige Betonen der moralischen Seite ist in der englischen Literatur nur der natürlliche Rückschlag gegen die maasslose Unsittlichkeit der Komödie der Restauration. Moralische Wochenschriften und Richardson's Romane stehen in England der Komödie Congreve's und Fauquhar's entgegen, wie die deutschen Werke ihrer Richtung der zweiten Schlesischen Schule. Zugleich deutet Richardson aber auch vorwärts. Bei ihm treten, wie Erich Schmidt es nachgewiesen hat, zum erstenmale jene Motive hervor,

1) Zweiter Brief. Über die Übersetzung von Pope's sämtlichen Werken. Dritter Brief. Über die Übersetzung der Fabeln des Gay.

2) Über Richardson vgl. Walter Scott in den „Lives of eminent Novelists and Dramatists“ 1825. — Erich Schmidt „Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im achtzehnten Jahrhundert.“ Jena 1875.

welche dann in der *Nouvelle Héloïse* und im *Werther* eine neue Poesie mit hervorgerufen helfen. Erscheinen uns die Seelenschilderungen von Richardson's Tugendheldinnen geziert und unnatürlich, damals wirkte diese Aufschliessung des inneren Seelenlebens befruchtend auf die Poesie. An Stelle der Schilderungen entfernter Jahrhunderte und fabelhafter Begebenheiten übermenschlicher Helden traten die Menschen der Gegenwart mit ihren Fehlern und Leiden. Ein armes Dienstmädchen tritt in der *Pamela* (1740) die Erbschaft der Prinzessinnen an. Die beiden Dramen Diderots<sup>1)</sup> und Lessings *Miss Sara Sampson* weisen auf die englische Romanquelle hin. Nach einem andern englischen Romane im Stile Richardsons hat Helferich Peter Sturz sein gleichnamiges bürgerliches Trauerspiel „*Julie Mandeville*“ (1767) geschaffen. Zu gleicher Zeit wirkte das bürgerliche Trauerspiel, wie George Lillo in seinem „*Barnwell, the Merchant of London*“ (1731) es geschaffen hatte, auf den Kontinent herüber; auch sein Werk hat in Lessings Jugendtragödie Spuren hinterlassen<sup>2)</sup>. Motive aus diesem englischen Drama, mehr aber noch aus Richardson's folgenden Romanen *Klarissa Harlowe* (1749) und *Sir Charles Grandison* (1753), kehren in den meisten bürgerlichen Trauerspielen der nächsten Jahre in Deutschland wieder. In Frankreich hatte Nivelle de Lachausé, der dort das bürgerliche Trauerspiel (*la comédie larmoyante*)<sup>3)</sup> als der erste vorbereitet hatte, bereits 1743 eine *Paméla* auf die Bühne gebracht, die auch in der Versbehandlung vom herkömmlichen französischen Gebrauche abweicht. Wieland, nachdem ihm das Plagiat an Rowe's *Tragedy* von Lessing mit herbem Spotte verwiesen worden war, verarbeitete nun 1760 den *Grandison* zum Trauerspiele *Klementine von Poretta*. Zu gleicher Zeit begann nach englischen Mustern das Singspiel, das einst mit der Oper Gottscheds *Feindschaft* erfahren hatte, durch Christian Felix Weisse, demselben der auch *Richard III.* und *Romeo und Julia*<sup>4)</sup> in seiner Umdichtung aufs Theater brachte, neue Pflege zu erfahren.

Die Wirkungen Richardson's auf das bürgerliche Schau- und Trauerspiel sind wohl die wichtigeren, aber auch im Romane fand er in Deutschland unmittelbare Nachahmung. Vor allen geschah dies durch Gellert selbst, der mit dem „*Leben der Schwedischen Gräfin von G...*“ 1746 den neueren deutschen Roman eröffnete. Sein Werk wurde wieder nachgeahmt in Pfeils „*Geschichte des Grafen P.*“ (1755). Hermes und Miller strebten nach dem Ruhme eines deutschen Richardson. Sophie v. La Roche ist in mehreren ihrer Schriften Richardson's Schülerin. Noch in einem Werke wie Wielands *Agathon* (1766) ist Richardson's Einfluss zu erkennen. Wie sehr Wieland selbst die Einwirkung der englischen Literatur auf die Geschichte des *Agathon* anerkennt, zeigt sich in einem französisch geschriebenen Briefe an Joh. Gg. Zimmermann, in dem er seine Neugier äussert „*de savoir les pensemens de Mlle. Bondeli et de Mr. Tscharner sur the most pleasant*“

1) Der Hausvater und der natürliche Sohn oder die Proben der Tugend. Beide nebst Diderots theoretischer Abhandlung „von der dramatischen Dichtkunst“ von Lessing übersetzt „das Theater des Herrn Diderot“ 1760.

2) Danzel „*Lessings Leben und Werke*“ I. Bd. 4. Buch. I. Kap.

3) J. Uthoff „*Nivelle de la Chaussées Leben und Werke*. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts und insbesondere der Entwicklung der *Comédie larmoyante*“ in den „*französischen Studien*“ IV, 1. Heilbronn 1883.

4) Ch. F. Weisse „*Komische Opern*“, drei Teile. Leipzig 1777. — „*Beitrag zum deutschen Theater*“, fünf Teile. Leipzig 1759—1768. — J. Minor „*Chr. F. Weisse und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des 18. Jahrhundert*.“ Innsbruck 1880.

conceited and true Cronicle History of the life and marvellous adventures of Agathon“<sup>1)</sup>. Ebenso blickte Wieland für seine gleichzeitigen komischen Erzählungen ausser nach französischen Vorbildern auch auf Matthew Prior's (1664—1721) Poesien hin. An Richardson erinnern noch im Wilhelm Meister die „Bekenntnisse einer schönen Seele“.

In England selbst wurden aber auch Richardson's schwache Seiten gar bald erkannt. Henry Fielding (1707—1754) und Lorenz Sterne (1713—1768) in erster Reihe stehen als Humoristen dem pathetischen Tugendprediger gegenüber. Und auch diese Gegenströmung schlägt ihre Wellen auf den Kontinent. Schon 1760 erschien, von den Berliner Literaturbriefen eingehend besprochen<sup>2)</sup>, ein „Grandison II. oder Geschichte des Herrn von N. in Briefen entworfen“, ein Buch, in welchem Musäus gegen Richardson und seine Nachahmer eine ähnliche Stellung einzunehmen sucht, wie sie einst der Verfasser des Don Quixote gegen die Ritterromane behauptet hatte. Im Agathon (schon 1761 begonnen) erkennen wir die Einwirkung Richardson's; in den „Abenteuern des Don Sylvio von Rosalva (1764) steht Wieland bereits unter dem Einflusse Fielding's. Schon 1750 war Tom Jones in erster Übersetzung erschienen; 1770 Josef Andrews. Lessing selbst förderte Bodes Übertragung Sterne's, für dessen „sentimental Journey“ er zuerst das Wort „empfindsam“ in die deutsche Sprache einführte. Überhaupt erhielten wir gar manches Wort, manche englische Redewendung, die der jetzt lebenden Generation als ganz unentbehrlich erscheint, nicht früher als im vorigen Jahrhundert durch den Einfluss und die nahe innige Berührung mit englischer Sprache und Literatur. Wenn Schiller in den neunziger Jahren die Literatur aller Zeiten in naive und sentimentalische scheidet, so hat er den einen Gattungsbegriff mit einem aus England eingeführten Worte bezeichnet. Der Einfluss eines anderen englischen Humoristen auf unsere Literatur ist nicht allein auf das vorige Jahrhundert beschränkt geblieben. Für die Sesenheimers Idylle in „Dichtung und Wahrheit“ hat noch der ältere Goethe einzelne Züge Oliver Goldsmith's (1728—1774) „Vicar of Wakefield“ (1766) entlehnt. Und wie viele, unzählbar viele haben im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert mit diesem Werke ihre englische Lektüre eröffnet! Wohl müssen wir aber in diesem Zusammenhange auch noch eines andern Buches gedenken, das in Deutschland Nachahmung über Nachahmung bis auf den heutigen Tag erlebt hat, dem wir alle und wohl noch manches Geschlecht nach uns die vergnügtesten Jugendstunden verdanken: Robinson Crusoe. Daniel Defoe's (1661—1731) Robinson war in Gefahr, niemals das Licht der Welt zu erblicken, da sich kein Verleger hiefür finden wollte. 1719 ist Defoe's Werk „the life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe“ zuerst erschienen; 1779 hat Johann Heinrich Campe (1746—1818) seine deutsche Bearbeitung<sup>3)</sup> des englischen Werkes veröffentlicht.

1) Mitgeteilt in einem Briefe Zimmermanns an Tschärner vom 27. März 1763. Hamel a. o. a. O.

2) Im 314. Literaturbriefe von Abbt. Richtiger erkannt ist des Verfassers Absicht von Herder, (Suphans Ausgabe II, 323) im „zweiten Stücke über Thomas Abbt's Schriften“. „Wollte ich lieber Grandison oder Grandison den zweiten, auf Richardson eine eckelige Critik oder ein freilich begeistertes Diderotsches Ehrendenkmal geschrieben haben? Wer ist so kothherzig, um dies fragen zu können? und damit niemanden diese Erörterung der Critiken schade; so lege man sogleich das Blatt hin, und lese das genannte Denkmal eines Genies auf ein Genie, Diderots auf Richardson.“

3) H. Hettner „Robinson und die Robinsonaden.“ Berlin 1854. Campes Werk wurde in viele Sprachen übersetzt und hat das englische Originalwerk dadurch zum grossen Teile verdrängt.

Von englischen Humoristen und Satirikern des achtzehnten Jahrhunderts kann man nicht reden, ohne Hogarth's zu gedenken. Hat doch der bedeutendste deutsche Humorist des vorigen Jahrhunderts, Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799), durch seine „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“ (Göttingen 1794—1799) mehr dafür gethan, die geniale Satire in Deutschland einzubürgern, als sonst der Übersetzer durch seine Arbeit bei einem Werke der Literatur von dem Seinigen hinzufügt. Und nicht nur für sich selbst wirkten Hogarth's Bilder, die Übersetzungen von Sterne und Fielding, Smollet und Goldsmith. Die Mannigfaltigkeit und realistische Wahrheit der menschlichen Charaktere, die Verletzung der französischen Anstandsregeln und die humoristische, für Deutschland so völlig neue Lebensauffassung bereitete zugleich auch dem Verständnisse Shakespeare's die Wege. Bodmer hatte eine Übertragung von Butler's Hudibras versucht (1737); Bodmers Schüler Wieland, der Nachahmer Richardson's und Fielding's, giebt die erste deutsche Shakespeareübersetzung: Shakespeare's theatralische Werke aus dem Englischen, acht Bände. Zürich 1762—1766.

Inzwischen war auch von anderer Seite her ein leichteres Erfassen der Shakespeareschen Werke vorbereitet worden. — Die Schweizer, Bodmer und Breitinger hatten ihre literarische Thätigkeit in schönster Eintracht mit Gottsched begonnen. Einerlei poetische Muster priesen beide; denselben Feind, die zweite Schlesische Schule bekämpften beide. Freilich, wenn Gottsched, dessen Kenntniss des Griechischen im besten Falle ein Minimum war, notgedrungen Horaz als höchsten Kunstrichter, die lateinischen Poeten als seine Muster ansehen musste, so hatte Breitinger eine tüchtige Kenntniss des Griechischen vor ihm voraus; er konnte sich auf Aristoteles berufen, und die Kenntniss der griechischen Literatur musste den Schweizern ganz natürlich ein richtigeres Urtheil über den Wert poetischer Leistungen, wenigstens soweit es nicht ihre eigenen betraf, geben. Da lernte Bodmer Milton's Paradise lost kennen. Die lebhafteste Phantasie fand an dem Dichter, der fromme Sinn an dem behandelten Stoffe Gefallen. Der Versuch einer Übersetzung des verlorenen Paradieses war schon im siebzehnten Jahrhundert von einem Freunde Rodolf Weckherlins gemacht worden; 1682 war dann sogar eine Übersetzung in Blankversen herausgekommen, ohne jedoch besondere Aufmerksamkeit zu erregen. 1732 liess Bodmer seine 1724 begonnene Prosaübersetzung des verlorenen Paradieses erscheinen, die er in mehreren folgenden Auflagen dann stets verbesserte<sup>1)</sup>. In Verteidigung Milton's wurde in den folgenden Jahren die Abhandlung „vom Wunderbaren in der Poesie“ entworfen, welche bereits eine Erwähnung Shakespeare's enthält<sup>2)</sup>. Auf diese Abhandlung Bodmers stützt sich dann wieder Breitinger in seiner „kritischen Dichtkunst“ (1740), deren Erscheinen den Kampf mit Gottsched zum vollen Ausbruch bringt. Wären die Züricher Kunstlehrer statt von Milton von Tasso ausgegangen, das theoretische Ergebnis ihrer Untersuchungen würde das gleiche geblieben sein. Dadurch aber, dass eine englische Dichtung den Ausgangspunkt des Streites bildete, ward die englische Literatur den Deutschen noch mehr in den Vordergrund gestellt, und ward eine Einwirkung begründet, welche die italienische Literatur nie oder doch nur zum Schaden der deutschen hätte ausüben können. Indem

1) Zu den von Gödeke (§. 203) erwähnten Ausgaben von 1742, 1769 und 1780 ist noch eine von 1754 hinzuzufügen.

2) K. Elze „Bodmers Sasper“ in den Abhandlungen zu Shakespeare. — Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft I, 337. 1865.



man ein grosses modernes Gedicht kennen lernte, das des Reimes entbehrte, fing man an sich mit den reimlosen Versen des Altertums inniger zu befreunden. Man war auf dem Wege zur Selbständigkeit bereits soweit gekommen, sich von den romanischen fremdartigen Einflüssen zu emancipieren und sich nach einem Bundesgenossen innerhalb der stammverwandten germanischen Literatur umzusehen. Und welcher Dichter wäre unter den neueren zu finden gewesen, der den Geist der Antike vollkommener in sich aufgenommen als der gelehrteste aller Dichter, die nach Petrarka geschrieben? Milton wählte einen christlichen Stoff, er selbst aber war vom Geiste des Altertums durchdrungen und hat in seinem Werke das Klassische mit dem Christlichen so viel als es überhaupt möglich zu verschmelzen gewusst. Goethe, der den Gegenstand selbst „abscheulich, äusserlich scheinbar und innerlich wurmstichig und hohl“ findet, urteilt doch „das Werk wird immer einzig bleiben und, wie gesagt, so viel ihm auch an Kunst abgehen mag, so sehr wird die Natur dabei triumphiren“ (an Schiller 31. Juli und 3. August 1799). Aber wir mussten erst die Natur, wie Milton sie bietet, kennen lernen, um Natur und Kunst in den Werken des hellenischen Altertums zu verstehen und verstehend zu geniessen.

Klopstock, der deutsche Milton und Homer<sup>1)</sup> von seinen bewundernden Zeitgenossen genannt, liess später durch seinen Biographen, oder besser gesagt Panegyriker Karl Friedrich Cramer verkünden, der Plan zum Messias sei vor seiner Bekanntschaft mit Milton's Werk entworfen worden. Wahrscheinlich ist die Behauptung eben nicht. Wenn dem aber so wäre, so würde hierin immerhin eine Entschuldigung für Klopstocks fehlerhaften jugendlichen Entwurf zu finden sein. Besser wäre es für Plan und Ausführung der Messiade freilich gewesen, wenn Klopstock, anstatt, wie er es gethan hat, sich nur im einzelnen an Milton anzuschliessen, dessen epische Vorzüge auch im ganzen und grossen erforscht und sich zu eigen gemacht hätte. Aber auch so hat Milton den grössten Einfluss auf Klopstock geübt. Und in diesem dem englischen Epos nachgeahmten Gedichte war es, dass der Vers der antiken Epopoe zum erstenmale in der deutschen Literatur eine feste Stellung gewann<sup>2)</sup>, nachdem schon der Nachahmer Thomson's, Ewald von Kleist, sich mit einer neuen Art der alten Hexameter abgequält hatte. Es war auch Milton's Werk, durch welches für Klopstocks eigene Poesie Verständnis beim Publikum und Anerkennung von Seite der leitenden Kunstrichter vorbereitet ward. Wären Bodmer in Zürich und Professor Georg Friedrich Meier in Halle nicht bereits vom Studium Milton's begeistert gewesen, vielleicht hätten auch sie gleich Hagedorn vom Drucke dieses neuen, seltsamen deutschen Epos abgeraten. Darf man den Messias ein Epos nennen? Das Paradise lost ist ein Epos, jede Forderung eines solchen Gedichtes erfüllend. Eine Welt- und Lebensanschauung, wie sie einen grossen und gerade den besten Teil des englischen Volkes beseelte, ist hier zum künstlerischen Ausdrucke gekommen. Der thatkräftige energische Puritanersinn schuf sich hier sein Heldengedicht. Milton, der Staatsmann, dichtete das Werk, nachdem er Cromwell's grosse Zeit als Mitkämpfer durchlebt hatte<sup>3)</sup>.

1) Herder in der „zweiten Sammlung von Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“, „Klopstock mit Homer verglichen“ (siebenter Berliner Literaturbrief) wäre geneigt, eher Bodmer mit Homer zusammenzustellen (1767).

2) F. Muncker „Klopstocks Verhältniss zum klassischen Altertume.“ Beil. z. Augsb. Allgem. Zeitung 1878. Nr. 116 u. folg.

3) H. v. Treitschke „Milton“ in den „historischen und politischen Aufsätzen“. Leipzig 1865.

Und nun dagegen der junge Klopstock, dessen Ausgangspunkt der deutsche Pietismus, dessen Lebenserfahrungen die Lehranstalt von Schulpforta!

Klopstock dichtete später eine Ode über den Wettlauf der deutschen und britischen Muse („die beiden Musen“ 1752). Im Epos versagte der deutschen Muse bereits beim Beginne des Wettstreites die Kraft. Nur in einer Art des Epos, — gerne sprach man im vorigen Jahrhundert, und noch Goethe thut es in „Dichtung und Wahrheit“, von einem komischen Heldengedichte, — erwarben sich auch die Deutschen den Preis. Nach dem Vorbilde von Pope's „Rape of the Lock“ (an Heroic-Comical Poem 1712), einem Gedichte, das selbst nach französischem Vorbilde geschaffen worden war, ins Deutsche 1744 durch die Gottschedin übertragen wurde, schrieb Friedrich Wilhelm Zachariae (1726—1777), der später Milton in Hexametern übersetzte, sein komisches Heldengedicht „der Renommiste“ 1740; J. P. Uz seinen „Sieg des Liebesgottes“ 1753. Und selbst im „Oberon“ (1780) wirkt das komische Heldengedicht, wie es zuerst ein englisches Vorbild in Deutschland hervorgerufen hat, noch nach. Bei Uz und Zachariae ist das fremde Muster wirklich deutsch geworden. Vollendete kleine Kulturbilder, den Genrebildern holländischer Maler zu vergleichen, sind geschaffen. Wohl hat man in Deutschland auch daran gedacht, die literarische Satire in der Form, wie sie Pope's Dunciade ausgebildet hatte, zu bearbeiten<sup>1)</sup>. Lessing selbst dachte an ein solches Gedicht gegen Gottsched, den grossen Duns, und „die Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, nebst dem verbesserten Hermann“ liess Wieland 1755 auch wirklich erscheinen. Doch es blieb damals bei Plänen. Goethe und Lenz aber haben, als sie die literarische Satire versuchten, sich gleich an das höchste Muster derselben, an Aristophanes als Vorbild gewandt. Den beliebtesten und gefeiertsten deutschen Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts, Gottlieb Wilhelm Rabener (1714—1770), hat man wohl den deutschen Swift genannt. Dazu aber waren die deutschen Verhältnisse nicht angethan, um Nachahmungen von Gulliver's Travels hervorzurufen.

Den Epiker Milton zu erreichen, dazu war in Klopstock selbst zu wenig episches Talent vorhanden; selbst das Verständnis für die Erfordernisse des Epos ging ihm, der nur Lyriker war, ab. Dafür aber hat er den englischen Dichter, der neben Milton am meisten auf ihn wirkte, Eduard Young (1681—1765), bei weitem übertroffen. Johann Arnold Ebert (1723—1795), der schon im fünften Liede des Wingolf als besonderer Verehrer der englischen Literatur gepriesen wurde, hatte die berühmten Night Thoughts und andere Werke Young's übersetzt (1760)<sup>2)</sup>, wie er auch Richard Glover's Epos „Leonidas“ verdeutscht hatte (1749). In den Oden Klopstocks, der aus Young englisch lernte (Brief an Gleim vom 9. April 1752), und seiner Nachahmer begegnen wir fortwährend dem Einflusse Young's. Die weinerlichen Briefe der Young geistesverwandten Frau Rowe wurden nicht nur zu Erfurt<sup>3)</sup> und in der Schweiz<sup>4)</sup>, wo Wieland dafür schwärmte, sondern auch von Klopstocks

1) Dryden's literarische Satire Mac Flecknoe hatte schon am Anfange des Jahrhunderts im Hamburger Dichterkriege Warnecke und Hunold als Vorbild gedient.

2) Im 284. der Berliner Literaturbriefe erhält Eberts prosaische Übersetzung grosses Lob, nachdem eine andere Übersetzung in Hexametern im vorhergehenden Briefe getadelt worden war.

3) Eine daselbst 1754 erschienene Übersetzung wurde von Chr. F. Weisse und Lessing gemeinsam unternommen.

4) „Geheiligte Andachtsübungen, in Betrachtung, Gebet, Lobpreisung und Herzensgesprächen von der gottseligen und sinnreichen Frau Rowe. Auf ihre Ansuchung übersehen und herausgegeben

Gattin Margareta übersetzt<sup>1)</sup>. Mit Richardson stand Meta im Briefwechsel (Lappenberg „Briefe von und an Klopstock“). Aber noch mehr als durch seine poetischen Werke wirkte Young durch seinen 1759 abgefassten Brief „on Original Composition“, an Richardson gerichtet. Nicolai verteidigt im 172. der Berliner Literaturbriefe diese Abhandlung gegen Angriffe Gottschedischer Zeitschriften. Aber hatte Nicolai einige Jahre früher in seinen „Briefen den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften betreffend“ (1755) der englischen Literatur eifrig das Wort geredet, so war nun hier eine Theorie aufgestellt, die sich bald gegen ihn selber wenden sollte. Young's „Gedanken über die Originalwerke“ sind eine der Schriften, welche in Deutschland mitgewirkt haben, die Sturm- und Drangperiode herbeizuführen; ein gut Teil ihres Glaubensbekenntnisses ist in Young's Brief bereits enthalten. Auch als Dramatiker hat Young in Deutschland gewirkt, und zu wiederholtenmalen wurden seine Dramen übersetzt. Seine „Revenge“, ein matter Niederschlag aus Othello, ist mit diesem eingehend verglichen worden, noch in derselben Schrift, in der von Gerstenberg zuerst die Verehrung Shakespeare's des Genies — dies ist ja das Stichwort, welches die alte und neue Schule scheidet — in Deutschland gepredigt wurde. So drangen wir nur langsam Schritt für Schritt bis zum Heiligtume der Englischen Dichtung vor.

Wir sind bei Shakespeare angelangt. Schon in seinen früheren Jahren hatte Lessing sich mit dem englischen Theater beschäftigt. Es waren aber nicht Shakespeare's, sondern Thomson's und Dryden's Trauerspiele, die er in der „theatralischen Bibliothek“ (1754 und 1758) besprach. Erst in den Berliner Literaturbriefen nannte er Shakespeare. Was er für das Bekanntwerden Shakespeare's dann geleistet, im siebzehnten Literaturbriefe wie in der Hamburgischen Dramaturgie, das ist bekannt genug. Es ist auch bekannt<sup>2)</sup>, dass zuerst 1741 ein preussischer Minister, Herr von Bork, den Julius Caesar in Alexandrinern übersetzte, Gottsched das Stück angriff und Johann Elias Schlegel, so oft der dramatische Vorgänger Lessing's genannt, im Gegensatze zu seinem Lehrer Gottsched Shakespeare lobend mit Andreas Gryphius verglich. 1758 erschien zu Basel eine Übersetzung von Romeo und Julia; von 1762 an kam Wieland's Shakespeareübersetzung heraus, die noch Wilhelm Meisters Hamletbearbeitung zu Grunde liegt.

Gegenüber der einseitigen französischen Herrschaft hatte Lessing auf Shakespeare hingewiesen. Wieland steht in den Noten zu seiner Shakespeareübertragung ziemlich auf dem Standpunkte Voltaire's, wenn er auch das Genie etwas mehr und den Savage etwas weniger hervorhebt. Shakespeare mit Haut und Haar herüberzunehmen, daran

---

von Isaak Watts, Th. Dr. nebst beigefügtem Lebenslaufe dieser berühmten Dichterin. Sammt einem Anhang poetischer Stücke von Milton, Dryden, Prior, Addison, Pope, Watts, Young und anderen. Aus dem Engländischen übersetzt.“ Dritte, von neuem übersehene und verbesserte Auflage. Bern 1756.

1) Hinterlassene Schriften von Margareta Klopstock. Hamburg 1759. — Die Berliner Aufklärer liebten den „scheinheilig-melancholischen Geschmack“ nicht, der durch Young und Frau Rowe befördert wurde. Sie empfahlen als Gegengift — englische Lehrgedichte, Mark Akenside's (1721—1770) „Pleasures of Imagination“ (1744) im 185. der Berliner Literaturbriefe. So kam man stets von allen Seiten wieder auf Erzeugnisse der englischen Literatur zurück.

2) A. Stahr „Shakespeare in Deutschland“ 1843 in Prutz' literarhistorischem Taschenbuche. — A. Koberstein „Shakespeare in Deutschland“ 1865 im I. Bd. des Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-gesellschaft und „Shakespeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland und Urteile über ihn bis zum Jahr 1773“ in den vermischten Aufsätzen zur Literaturgeschichte und Ästhetik. Leipzig 1858. — R. Genée „Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland.“ Leipzig 1870.

konnte weder der Hamburger Dramaturge noch der spätere Dichter der Emilia Galotti denken. Wohl aber erkannte er sofort die Verwandtschaft, welche bei aller äusseren Verschiedenheit zwischen dem englischen Dramatiker des sechszehnten Jahrhunderts und den antiken Tragikern bestehe. Er erklärt es im siebzehnten der Berliner Literaturbriefe wie im einundachtzigsten Stücke der Hamburgischen Dramaturgie ausdrücklich, dass Shakespeare gleich Sophokles und Euripides den Regeln des Aristoteles besser genüge, als alle französischen Poeten. Und in der That es ist Shakespeare, der uns das Verständnis der antiken Bühne erleichtert, ja überhaupt ermöglicht hat. Es ist der Shakespeare nachahmende Dichter des Götz von Berlichingen, der in der Iphigenie das Schönheitsgeheimnis der alten Tragödie neu entdeckte. Die Begeisterung für Shakespeare eröffnete ihm das Verständnis für Sophokles und Euripides<sup>1)</sup>. Zunächst aber wollte man das deutsche Theater vollkommener, als Lessing das zuzugeben für gut hielt, unter Shakespeare's Herrschaft stellen. Lessing hatte die Wielandische Übersetzung im fünfzehnten Stücke der Dramaturgie warm empfohlen. Gegen eben diese von französischen Kunstregeln noch nicht emancipierte Übertragung richtete Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737—1823) seine Angriffe in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“, die zu Schleswig 1767 erschienen<sup>2)</sup>. Hier zuerst wird der Versuch gemacht, Shakespeare aus seinem Zeitalter heraus zu erklären, den Plan eines seiner Stücke (unglücklicherweise werden die merry Wives of Windsor dazu ausersehen) zu ergründen, nachdem noch Wieland nur beklagenswerte Unregelmässigkeit und Barbarei im Aufbau der Stücke Shakespeares gesehen. Gerstenberg ist der erste, welcher von Shakespeare mit der schrankenlosen Bewunderung und Begeisterung spricht, wie sie dann durch Tieck und andere in einen systemartigen Shakespearekultus gebracht wurden. Gerstenbergs Briefe haben zunächst auf Herder gewirkt. Neben vielem andern waren es aber vornehmlich auch zwei englische Werke, welche auf Herders Bildungsgang von grösstem Einflusse waren: Edmund Burke's „philosophical inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful“ (1757) und Henry Home's „elements of criticism“ (1762—1765; schon 1765 auch in deutscher Übersetzung erschienen). Beide Schriften hatten auch bereits auf Lessing und seinen Laokoon eingewirkt<sup>3)</sup>. Herder aber trat geradezu mit dem Feuereifer eines Apostels für die Shakespearesche Poesie auf. In Strassburg gewinnt er für den englischen Dramatiker einen Kreis junger Studenten, deren einer 1773 den Götz von Berlichingen dichtet. Die Sturm- und Drangperiode ist da; Shakespeare beherrscht die deutsche Literatur. In den „Blättern von deutscher Art und Kunst“ wird der britische Dichter als germanischer Sänger gefeiert. Klinger, Lenz, Maler Müller und all die andern Dramatiker der Sturm- und Drangperiode sind mehr oder minder Nachahmer Shakespeare's<sup>4)</sup>. Edlere Früchte konnte diese stürmische Begeisterung, der es nur zu oft an allem Ver-

1) A. Schoell „Shakespeare und Sophokles“ 1865 im I. Bd. des Jahrbuchs der deutschen Shakespearegesellschaft.

2) Max Koch „Helferich Peter Sturz nebst einer Abhandlung über die Schleswigischen Literaturbriefe. Mit Benützung handschriftlicher Quellen.“ München 1879. S. 111 u. folg. — P. Döring „Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe.“ Sonderburg 1880.

3) Die englischen Schriften, welche ausser den genannten noch mehr oder weniger von Lessing bei Abfassung des Laokoon benützt worden, führt H. Blümner an „Lessings Laokoon herausgegeben und erläutert“. 2. Aufl. Berlin 1880.

4) C. C. Hense „Deutsche Dichter in ihrem Verhältniss zu Shakespeare.“ Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft V. und VI. Band; 1870 und 1871.



ständnis für Shakespeare fehlte, freilich nicht zeitigen. Herder und Goethe aber verbinden ihre Shakespeareverehrung mit der des Altertums. Shakespeare und die Alten nicht getrennt, sondern innig verbunden werden Goethes poetische Muster und Lehrer. Im Wilhelm Meister ist der jugendliche Enthusiasmus für Shakespeare das Genie zum bewundernden Verstehen und Erklären Shakespeare's des Künstlers geläutert. Und nicht ganz unähnlich ist der Entwicklungsgang, den Schiller in seinem Verhältnisse zu Shakespeare von den Räubern bis zum Warbeck zurückgelegt hat. Richard III. erscheint dem Dichter des Wallenstein wie eine griechische Tragödie (an Goethe 28. November 1797). Auf der deutschen Bühne hatte Friedrich Ludwig Schroeder Shakespeare den Dramatiker eingebürgert. Shakespeare den Dichter in Form und Inhalt unverletzt der deutschen Literatur einverleibt zu haben ist das Verdienst August Wilhelm Schlegels (seine Übersetzung Berlin 1796—1801)<sup>1)</sup>.

An eine Übertragung Shakespeare's hatte auch Herder in den Jahren der ersten Begeisterung gedacht. Es kam aber nur zur Verdeutschung einzelner lyrischer Stellen. Herders Teilnahme für die Lyrik überwog bald ganz die für das Drama. 1765 hatte Bischof Percy seine „Reliques of ancient English Poetry“ herausgegeben, eine Volksliedersammlung, die sich in Bezug auf Tendenz und unphilologische Textbehandlung am besten mit „des Knaben Wunderhorn“ vergleichen lässt, für dessen Vorgeschichte ja erst vor kurzem Karl Bartsch neue wertvolle Beiträge geliefert hat<sup>2)</sup>. Ohne Percy's Vorgang hätte Herder kaum den Plan zu seiner Volksliedersammlung gefasst. 1778 und 1779 erschienen die Volkslieder<sup>3)</sup>, denen erst Johannes von Müller 1807 den Titel „Stimmen der Völker in Liedern“ gegeben hat. Es war also auch hier ein Werk der englischen Literatur, welches für die Entwicklung unserer neueren wie für die Wiedererweckung unserer älteren deutschen Lyrik die entscheidende Anregung gegeben hatte. Der erste Versuch einer Weltliteratur in deutscher Sprache, wie der alte Goethe sie verlangte, war in Herders Volksliedersammlung auf Percy's Anregung hin gemacht worden.

Unermesslich tief wie Shakespeare's Einwirkung ist auch die von Percy ausgehende. Die Odendichter bleiben zwar ihrer altgewohnten Art und Weise treu. Aber schon Gerstenberg hatte in den Schleswigischen Literaturbriefen eine andere Art der Lyrik als die bisherige gefordert. Ein Lied müsse vor allem singbar sein<sup>4)</sup>. An Percy's Sammlung begeisterte sich Goethe<sup>5)</sup>. Der Göttinger Hain empfing von Percy lyrische Anregungen. Bürger, der sich an Macbeth und Sommernachtstraum als Übersetzer versuchte,

1) M. Bernays „zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare's“. Leipzig 1872.

2) K. Bartsch „Romantiker und germanistische Studien in Heidelberg 1804—1808.“ Heidelberg 1881.

3) Ausser der Einleitung zu den Volksliedern ist für Percy's Einfluss und Herders Stellung zu Percy heranzuziehen „über Ossian und die Lieder alter Völker“ 1773 in deutscher Art und Kunst. — „Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst nebst verschiednem, das daraus folgt“ im Novemberheft des deutschen Museums 1777. (Sämtl. Werke zur schönen Literatur und Kunst VII. Teil.)

4) Max Koch a. o. a. O., S. 84 u. f.

5) Eine seiner interessantesten Äusserungen vielleicht in der ersten Bearbeitung der „Klaudine von Villa Bella“ als Einleitung zur Ballade „Es war ein Buhle frech genug.“ Crugantino: Der allerneueste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt. Unsere schönen Geister beeifern sich darin um die Wette. Gonzalo: Das ist doch einmal ein gescheiter Einfall von ihnen; etwas unglaubliches, dass sie wieder zur Natur kehren; denn sonst pflegen sie immer das Gekämmte zu frisiren; das Frisirte zu kräuseln; und das Gekräuselte am Ende wieder zu verwirren, und bilden sich Wunderstreiche drauf ein (J. G. III, 580).

geriet über der Lektüre Percy's in einen Taumel von Entzücken und schöpfte aus ihm Stoff und Begeisterung zu seinen herrlichsten volkstümlichsten Balladen<sup>1)</sup>. Auch theoretisch trat er von Percy angespornt als „Daniel Wunderlich“ für das Volkslied in die Schranken (im Januarstücke des deutschen Museums 1776). Von seinem eingehenden Studium Percy's giebt der Briefwechsel<sup>2)</sup> hinlängliches Zeugnis. Und mit der Übersetzung von Bürgers Balladen durch Walter Scott beginnt in England selbst eine neue romantische Poesie.

Verglichen mit dem tiefgehenden, mittelbar bis auf den heutigen Tag fortwirkenden Einflusse Percy's, ist die Bewegung, welche von Macpherson's Ossian (1762) ausgeht, eine oberflächlichere und kürzer währende. Einen bleibenden Erfolg haben wir freilich auch Ossian zu verdanken. Durch die Bekanntwerdung der Gesänge des alten Barden, — und „Ossian“, erklärte Klopstock (an Gleim 31. Juni 1769), „war deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war,“ — wurde das Interesse am eigenen Altertume geweckt und kräftig gefördert. Wenn uns, die wir nun die reich entwickelte germanische Philologie vor uns haben, diese ersten dilettantischen Bemühungen kindisch und lächerlich vorkommen, so müssen wir doch gestehen, dass aus dieser unklaren aber redlichen Begeisterung eines Gerstenberg, Klopstock und anderer die ganze Bewegung, welche zur germanischen Philologie führte, hervorgegangen ist. Nachdem Klopstock Ossian kennen gelernt hatte, liess er in England Nachforschung nach älteren deutschen Gedichten halten, und Helfferich Peter Sturz<sup>3)</sup> verfertigte während seines Aufenthaltes in England eine teilweise Abschrift des Heliand, oder wie Klopstock selbst sagt „die Geschichte des Erlösers, von dem Sachsen, einem christlichen Dichter bald nach Wittekind's Barden. Ich denke es mit einer fast ganz wörtlichen Übersetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen herauszugeben.“ Die Bardenpoesie, oder wie Goethe sie nannte, das Bardengeheul selbst hielt in Deutschland nicht zu lange an. Spuren der Einwirkung Ossians finden sich aber bei den meisten Dichtern der Sturm- und Drangperiode. Und noch in Ludwig Tieck's Jugendversuchen (Ryno 1791; Ullins Gesang; Ullins und Linulfs Gesang 1791<sup>4)</sup>) finden wir Ossian und seinen Einfluss. Am meisten Verbreitung in Deutschland hatte die Ossianübersetzung in Hexametern, welche der Wiener Jesuit Michael Denis (der Barde Sined), ein Schüler Klopstocks, 1768 herausgab<sup>5)</sup>. Herder übertrug seine Bewunderung Ossians auch auf Goethe, der die Übersetzung einzelner Gesänge in seinen Werther aufnahm. Im Werther hält Ossians Einfluss sogar noch dem Homers das Gleichgewicht. Aber je unmittelbarer durch Lessing und Winckelmann, durch Heyne und Herder, Wieland, Goethe und Voss unser Verhältnis zum klassischen Altertume wurde, desto mehr musste die Gestalt des

1) Manche der Balladen Percy's lassen sich in unserer Literatur weithin verfolgen. Z. B. „der Bruder Graurock und die Pilgerin“ erscheinen zugleich bei Percy und 1766 in andrer Fassung in Goldsmith's „Vicar of Wakefield“. Bürger hat die Ballade bearbeitet, Goethe in Erwin und Elmire sie dramatisch verwertet, vielleicht auch noch bei dem Gedicht „der Müllerin Reue“ (1799) daran gedacht. Tieck hat dieselbe Ballade im sechsten Akte seines „Zerbino“ benützt.

2) „Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit.“ Herausgegeben von A. Strodtmann. 4 Bde. Berlin 1874.

3) Klopstock an Gleim 31. Juni 1769; an Denis 22. Juli 1768. — „Max Koch“ a. o. a. O., S. 203.

4) L. Tieck's nachgelassene Schriften. Auswahl und Nachlese herausgegeben von R. Köpke. 2 Bde. Leipzig 1855.

5) P. v. Hofmann-Wellendorf „Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts.“ Innsbruck 1881.

falschen schottischen Heldensängers zurücktreten. Wir bedauern es nun, dass Klopstock seine herrlichen Jugendoden beschädigt, indem er die Mythologie der Barden an Stelle der griechischen setzte. Hat hier englischer Einfluss unsere Annäherung an das Altertum einen Augenblick beeinträchtigt, so wurde dies wieder reich vergütet durch die Förderung, welche unserer Erkenntnis Homers durch englische Arbeiten zu teil wurde. Lessing hatte in ernstestn Abhandlungen wie in scherzhaften Versen oft genug auf Richard Bentley (1662—1742) hingewiesen und dankbar der von ihm gekommenen Belehrung gedacht. Mehr noch als Lessing dem grossen englischen Philologen verdankte die Sturm- und Drangperiode einem andern englischen Altertumsforscher. 1779 besprach der junge Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen Robert Wood's „Versuch über das Originalgenie des Homers“ (Essay on the original genius and writings of Homer“ London 1769)<sup>1)</sup>. Nur durch Vermittlung Göttingens kam das als Manuskript für Freunde gedruckte Buch zuerst nach Deutschland. Aristoteles und Bossu sind zur Erklärung Homers unbrauchbar. „Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muss man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter der Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntnis aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dies nie möglich sein. Die Zeiten muss man, da uns ausserdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst und den Ort durch Reisen kennen lernen.“ Das habe Wood, wie Goethe es weiter ausführt, gethan. Auch Herder in seinem Aufsätze „Homer ein Günstling der Zeit“ (1795 im IX. Stücke der Horen) stützt sich auf Wood's Forschungen und Thomas Blackwell's „Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers“ (übersetzt von Voss 1776), die er schon 1767 in seiner zweiten Fragmentsammlung warm empfohlen hatte. Ja kein geringer, und eben nicht zum Lob geneigter Meister als Friedrich August Wolf erwähnt im zwölften Kapitel der „Prolegomena ad Homerum“ (Halle 1795) Wood's Arbeit und ihre „ingeniosa audacia“. „In toto libro plura sunt scite et egregie animadversa.“

So hatten englische Poeten und Philologen uns dazu erzogen und geleitet, dem Altertume nahe zu treten, es zu erkennen. Die Zeit des Anschliessens an fremde Literaturen war vorbei, sobald wir selbst aus dem Urquell aller neueren Bildung zu schöpfen gelernt hatten. Als mit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts unsere klassische Literaturperiode den Höhepunkt erreichte, war das durch Jahrhunderte erstrebte Ziel erreicht. Der deutsche Homer von Voss, Goethes Iphigenie, Hermann und Dorothea, Pandora, zweiter Faust, Schillers spätere Dramen sind die Früchte der Verbindung des deutschen Geistes mit dem der Antike. Unsere Autonomie war erkämpft, und anstatt vom Auslande massgebende Einflüsse zu empfangen, begann die deutsche Literatur nun nach aussen hin zu wirken. Der englische Einfluss auf unsere gelehrte dramatische Dichtung hatte 1732 mit Gottscheds Bearbeitung von Addison's sterbendem Cato begonnen. 1800 erschien, früher als das deutsche Original veröffentlicht, die englische Übertragung von Schillers Wallenstein durch Samuel Coleridge. Der Wendepunkt des Verhältnisses zwischen der deutschen und englischen Literatur ist damit auch äusserlich bezeichnet.

---

1) J. G. II, 492. Als wirklich von Goethe herrührend wird die Recension von Woldemar v. Biedermann in den Goetheforschungen (Frankfurt 1879) bezeichnet im V. Abschnitte „Vermischtes zur Goetheforschung. Goethes Recensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen.“ Im 7. Hefte von Seufferts Neudrucken (Heilbronn 1882) hat der Abdruck der sämtlichen Frankfurter gelehrten Anzeigen so eben begonnen.

Die Verbindung mit modernen Literaturen hat uns zeitenweise geschult, meist aber der deutschen Literatur ihre eigne Freiheit gekostet. Nur in der innigsten Verbindung mit der Literatur des Altertums konnten wir Hingebung und Selbständigkeit mit einander verbinden. Dieses Bündnis herzustellen, auf verschiedenen Wegen nach ihm strebend, bewusst und unbewusst, dahin zielten unsere literarischen Bemühungen seit den Tagen der Renaissance. Nicht mit Hilfe der klassicistischen romanischen Literaturen, sondern durch die stammverwandte englische sind wir im achtzehnten Jahrhundert ans Ziel des langjährigen Strebens gelangt.

Nachdem der Präsident dem Redner gedankt, erhält das Wort Herr Professor Dr. Böckel aus Karlsruhe zu seinem Vortrage:

### Über Hermann Köchly<sup>1)</sup>.

Hochgeehrte Versammlung!

Wenn ich mir in so später Stunde noch Ihre Aufmerksamkeit erbitte zu einem Vortrage über Hermann Köchly, so bedarf es einer Entschuldigung für meine Person wohl, für meinen Gegenstand wahrlich nicht. Denn gerade hier in einer Philologenversammlung und gerade heute in Karlsruhe ist es wohl eine Pflicht der Pietät, das Bild eines Mannes heraufzuführen, der so eifrig die Philologenversammlungen besuchte und förderte, der, seit er sie in Darmstadt 1845 das erste Mal besuchte, durch zahlreiche Vorträge und

1) Ich gebe meinen Vortrag hier fast unverändert in der Gestalt wieder, in welcher er zu Karlsruhe bei sehr beschränkter Zeit gehalten wurde. Man wird leicht erkennen, dass ich bestrebt war, besonders die Seiten von Köchlys Wirksamkeit hervorzuheben, die nach dem schönen Vortrage von Arnold Hug noch einer Würdigung zu bedürfen schienen. Ich benutze aber, da ich längst die Absicht habe, ein etwas eingehenderes Lebensbild Köchlys auszuarbeiten, diese Gelegenheit, um an alle die, welche Köchly gekannt haben, die dringende Bitte zu richten, mir Mitteilungen über Köchly oder Briefe von Köchly gütigst übersenden zu wollen: ich werde dieselben ganz nach dem Wunsche der Besitzer benutzen und alle getreulich seiner Zeit wieder zurücksenden. Im Folgenden gebe ich eine — jedenfalls nicht vollständige — Übersicht dessen, was mir an Erinnerungen und Nekrologen über ihn gedruckt bekannt geworden ist, und spreche für die Übersendung des Wunderschen Ecce und einiger anderer Aktenstücke Herrn Professor Dinter in Grimma noch meinen besondern Dank aus. — Augsburger Allgemeine Zeitung, 7. Dez. 1876. Nr. 342, S. 5216 (G. M. Thomas). — Augsburger Allgemeine Zeitung, 26. Dez. 1876. Nr. 361 (B. G. Stark). — Frankfurter Zeitung, 1877. Nr. 6. Morgenblatt (G. Kinkel). — Neue Züricher Zeitung, 1876, 22. Dez. Nr. 650 Beilage (Theodor Hug). Vgl. 4. Jan. 1877. 1. Blatt. Nr. 4. — Dresdner Zeitung, 10. Dez. 1876. Nr. 287 (Ernst Pfeilschmidt). — Neue Jahrb. für die Turnkunst, Bd. XXIII. (1877) Heft 1, S. 3—7 (M. Kloss). — Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen u. historischen Klasse der k. bayr. Ak. der Wissenschaften zu München, 1877. Heft 1, S. 56—61 (v. Prantl). — A. Hug, Hermann Köchly. Vortrag gehalten in Aarau am 6. Oktober 1877 in der Jahresversammlung des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer. Basel 1878. (Besprochen mit Mitteilungen aus der Züricher Zeit von G. K[inkel]. Neue Züricher Zeitung, 5. März 1878, Nr. 106 u. 107.) — Ecce gehalten an der königlichen Landesschule Grimma in den Jahren 1876. 1877. 1878 von Professor Dr. H. Wunder. Grimma 1879, S. 35—77. — Badische Biographien, herausgegeben von Fr. von Weech. III, S. 68—73. Karlsruhe 1881. — G. Uhlig, auf der XVIII. Versammlung mittelhessischer Gymnasiallehrer, 3. Juni 1879. (S. Literar. Beilage der Karlsruher Zeitung, 13. Juli 1879, Nr. 15, S. 118 u. Zeitschrift für d. Gymnasialwesen, XXXIV, 1, S. 44.) — Triester Zeitung, 5. Dez. 1876. Nr. 278. S. 5 f. Ebendas. 9. Dez., Nr. 281. S. 8 (A). — Karlsruh. Zeitung, 6. Dez. 1876. Nr. 290. — Freiburger Zeitung, 10. Dez. 1876. Nr. 288. — Volksblatt vom Jura, 9. Dez. 1876. Nr. 148. — Berliner Volkszeitung, 10. Dez. 1876. Nr. 290. — Alma Mater 1876. S. 85. — Unsere Zeit, Neue Folge XIII, (1877), 1, S. 309 f. — Allgemeine deutsche Biographie XVI, 410—414 (A. Hug).



lebendige Beteiligung an den Diskussionen sein Interesse kundgab, der, als das letzte Mal unsere Versammlung im badischen Lande tagte, in Heidelberg 1865, vor kurzem erst nach Baden berufen, noch in voller Kraft und Frische den Vorsitz führte und in begeisterten Worten in seiner Eröffnungsrede die Ziele des modernen Humanismus darlegte —, eines Mannes, den seitdem ein herbes Geschick fern von der Heimat zu den Toten abgerufen hat.

Aber ziemt es mir, dem Schüler, die wissenschaftlichen Verdienste des Meisters zu rühmen? hier, wo so zahlreiche Männer sitzen, die mehr berufen sind, solches zu thun? und kann es mir gelingen, das Wirken eines Mannes klar darzustellen, bei dem wie bei wenigen die schriftstellerische und akademische Thätigkeit so unzertrennlich ist von den eigentümlichen Zügen seiner Persönlichkeit, dass eine Darstellung dieses reichen und vielseitigen Menschenlebens von vornherein Gefahr läuft über dem Einzelnen das Gesamtbild aus dem Auge zu verlieren?

Meine Herren, ich will nicht thun, was ich doch nicht kann, aber ich möchte nicht unterlassen, was ich für meine Pflicht halte: dem Manne, dem ich für meinen Lebensberuf die mächtigste Anregung verdanke — und wie viele sind in diesem Saale, die dasselbe freudig bekennen werden — ihm will ich im Namen seiner Schüler die Dankbarkeit bezeugen, die auch über das Grab hinaus den Lehrer begleitet. Und wenn ich gewiss bin, dass Köchlys Verdienste von keinem unter Ihnen verkannt werden, wenn ich gewiss bin, dass die Erinnerung an ihn gerade in der deutschen Philologenversammlung lebendig ist und bleiben wird, nun, so will ich getrost das alte *pectus est, quod disertos facit* mir zum günstigen Omen wählen.

Welche Seite ich aber von Köchlys reicher Thätigkeit behandeln soll, die er 12 Jahre lang in Saalfeld und Dresden der Schule, über ein Vierteljahrhundert in Zürich und Heidelberg der Universität gewidmet hat, darüber bin ich nicht in Verlegenheit. Denn der grösste Teil seiner Leistungen entsprang aus dem lebendigen Wechselverkehr mit Schülern oder Zuhörern; er war ein Lehrer im umfassendsten Sinne des Wortes, wie er sich denn gerne — einmal noch auf seiner griechischen Reise — einen Schulmeister nannte. So ist er ein Lehrer gewesen seinen Gymnasiasten gegenüber, ein Lehrer in seiner akademischen Stellung, ein Lehrer ebenso sehr für die Fachgenossen auf den Philologenversammlungen als für das weitere Publikum, welchem er an zahlreichen Orten die Gestalten antiker Dichtung und Geschichte in populären Vorträgen vorführte. Wie viele von Ihnen tragen sein Bildnis in der Erinnerung, wie er auf diesen unseren Versammlungen erschien, wie er jedem den erfrischenden Eindruck seiner Persönlichkeit immer wieder von neuem entgegentrug, anregte, begeisterte und höchstens bei Neidischen die hämische Bemerkung veranlasste, solche Thätigkeit sei der wahren Wissenschaft fremd. Aber er war sich wohl bewusst, welcher Wissenschaft er diente: wollte er doch im Herzen keine andere als die jener alten Humanisten, deren Wanderungen und Strebungen er vor 17 Jahren in Heidelberg mit soviel Anschaulichkeit und Wärme geschildert; die Philologie, im sechzehnten Jahrhundert noch eine, war ihm jetzt eine Mutter mit einem stattlichen Kreise von erwachsenen Töchtern geworden, aber das Herz und der belebende Geist sollte noch derselbe sein. Wie den alten Humanisten das Wirken in der Studierstube nur das halbe Leben war, sie erst mit und unter den Ihrigen, in lebendiger Berührung, wo Geist sich an Geist erwärmte und entzündete, ihrem Berufe zu genügen glaubten, so war auch ihm ein Kreis von Zuhörern, eine Umgebung von Gleichstrebenden schlechterdings unent-

behrlich, und man kann ohne Bedenken sagen, dass die Einsamkeit, selbst die literarisch noch so thätige, wie er sie sich in den letzten Jahren gern so lockend ausmalte, ihm ein halber Tod gewesen wäre. Und doch trennte ihn ein mit den Jahren zunehmendes Gehörleiden mehr und mehr von dem mündlichen traulichen Verkehr mit Schülern, Freunden und Kollegen — unfreundliche Stimmen wussten wie immer auch so schon ihren Weg zu finden —: und so nistete sich, als wirkliche Kränkungen und thatsächliche Zurücksetzungen erfolgten, bei dem sonst so harmlosen Manne allmählich ein Misstrauen ein, das ihm oft schwere Stunden bereitete. Wer ihn das letzte Mal — es war 1874 in Innsbruck — hat sprechen hören, wird sich noch des schwermütigen, fast möchte ich sagen ahnungsvollen Eingangs zum Perservortrag erinnern, da er bemerkte, wie es bedenklich sei für ihn zu reden, da er eingetreten sei „in jenes verhängnisvolle Stufenjahr, auf welches das bekannte lateinische Sprichwort *'Sexagenarii de ponte'* wohl noch heutzutage, wenn auch nicht buchstäblich, Anwendung findet.“

Frage ich aber nach den verschiedenen Richtungen, die sich in seinem Wirken unterscheiden lassen, gleichsam den geistigen Faktoren, aus denen sich sein ganzes Wesen zusammensetzt, so finde ich deren drei: eine streng kritisch-philologische Richtung, die in ihm schon auf der Fürstenschule zu Grimma begründet, dann unter der mächtigen Einwirkung Gottfried Hermanns ausgebildet wurde; eine ästhetisch-literarische Neigung, die auf einem feinen Geschmack für das Künstlerische in dichterischen und schriftstellerischen Produktionen, auf einer gründlichen Kenntnis unserer grossen deutschen Klassiker und einem feinsinnigen Verständnis für den Zusammenhang antiker und moderner Bildung beruhte: eine Auffassungsweise, die ihm ganz besonders eigen war und ihn so in seltenem Maasse befähigte, weiteren Kreisen den Sinn für die Grösse und Schönheit griechischer Dichtung zu eröffnen, die ihn immer wieder trieb, in geist- und geschmackvollen Übertragungen uns das Altertum näher zu bringen, die schliesslich auch das für eine Aufgabe hielt, welche nur die strenge Wissenschaft bewältigen könne, antike Dramen einem modernen Publikum vorzuführen, wie zuletzt noch die Perser des Äschylos: und es ist eine eigene Fügung des Geschickes, dass er sich noch kurz vor seinem Tode mit der endgiltigen Redaktion seiner Perserübersetzung beschäftigte. Und dazu kommt nun als drittes ein entschieden politisch-geschichtlicher Sinn, der nicht nur seine wissenschaftliche Auffassung griechischer und römischer Literatur aufs schärfste bestimmt, sondern auch auf seine Stellung im Leben von nachhaltigem Einfluss gewesen ist: schon als Student disputiert er bei Gottfried Hermann über politische Themata, in Dresden nimmt er als Stadtverordneter und Mitglied der zweiten sächsischen Kammer hervorragenden Anteil an der politischen Gestaltung seiner Heimat, und noch in späterem Alter beruft ihn das Vertrauen seiner Landsleute in den deutschen Reichstag.

So ist er kein Stubengelehrter, sondern eine Natur, die im Leben und für das Leben wirkt. Mit dem trefflichsten Handwerkszeug durch Schule und Universität ausgerüstet, tritt er in seinen Beruf: das Altertum, das ihn begeistert, ist ihm nicht tot, sondern in engstem Zusammenhang mit dem Edelsten, was unsere grossen Dichter geschaffen, und wenn er alte Geschichte behandelt, so ist sie ihm nur ein Glied in der grossen Kette, in welcher die Jetztzeit für uns das letzte Glied ist. Das Leben, das ihn aus den engen Verhältnissen Saalfelds in die künstlerisch, literarisch und politisch angeregte Welt Dresdens treibt, verschlägt ihn später ins Exil, um ihn schliesslich seinem wahren

Berufe zuzuführen. Die Reaktion, von der er später schrieb, dass über sie die Weltgeschichte als Weltgericht ihr Urteil erst dann sprechen werde, wann keiner von denen, die damals gestrebt und geirrt, gefrevelt und gelitten, mehr unter den Lebenden weilen — sie ist auch hier einmal wieder ein Teil von jener Kraft gewesen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft: sie hat den Fünfunddreissigjährigen auf den Kampfplatz geworfen, den er seitdem als rüstiger Kämpfer über ein Vierteljahrhundert innegehabt hat, herrlich alle Eigenschaften seines Geistes entfaltend: — die akademische Laufbahn.

Doch bevor ich darauf eingehe, gestatten Sie, in wenigen Worten der Jugend und Vorbildung Köchlys zu gedenken. Der Schule in Grimma war Köchly zeit seines Lebens aufrichtig dankbar für den Unterricht, den er hier in den Jahren 1827–32 empfing. Er hat dies nicht nur in ausführlicher Darstellung in seinem „Gottfried Hermann“ ausgesprochen, sondern auch zu einer Zeit, da er im heftigsten Kampfe gegen die rein philologische Richtung des Gymnasiums begriffen war und es manchem schien, als ob er die Grundlagen der humanistischen Bildung überhaupt in Frage stellte. In Grimma hatte unzweifelhaft „jener von Ernesti geordnete Kompromiss zwischen alter und neuer Bildungsrichtung mit bestem Erfolg Leben gewonnen“, und die Bildung, welche Köchly damals in Grimma empfing, bestand „in einem vollkommen zeitgemässen Übergang vom alten Principe der lateinischen Formalbildung zu dem neuen Principe der altklassischen Bildung“. Köchly rühmte später unter seinen Lehrern Weichert, Korb, Käuffer, Hartmann, besonders Wunder, der, selbst ein Schüler Gottfried Hermanns, namentlich den griechischen Unterricht vortrefflich erteilte; Köchly bemerkt selbst, dass dieser durch die kursorische Lektüre in seinen Privatstunden mit zur Entwicklung der Ansichten über Gymnasialpädagogik beigetragen habe, die ihm in den vierziger Jahren so manchen Schulmann der strikten Observanz entfremdeten. Wunders Sophokleserklärung rühmte Köchly vor allem, und die noch vorhandenen Hefte aus dieser Zeit zeigen, dass neben der lateinischen Interpretation, der eingehenden Besprechung kritischer Fragen, den lateinischen Inhaltsangaben der einzelnen Szenen doch auch ein hoher Wert auf eine gewählte schriftliche Übersetzung ins Deutsche gelegt wurde. Ein moderner Überbürdungsfanatiker würde die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, wenn er sähe, wie weit die Schüler es im Griechischen brachten: es liegt mir noch ein Gedicht vor von 274 Hexametern, in denen Köchly den Tod des Brasidas behandelte, — der Anfang lautet:

Οὐλομένας τε μάχας καὶ ἀέθλιον ἔργον Ἄρης  
Ἔννεπε, Καλλιόπεια, καὶ ἀτρέστου Βρασιδάο  
Τόλμημ', ὅς μετ' ἀρίστευεν κρατερῇ ὑμῖνῃ —

ein Gedicht, welches Köchly als Abiturient am 14. September 1832 bei der Entlassung vorgetragen hätte, wenn nicht der plötzliche Tod seiner Mutter eine etwas frühere Entlassung nötig gemacht haben würde. Den geschichtlichen Unterricht Korbs rühmte Köchly ebenfalls; charakteristisch für die Schule ist es, dass einmal auch Geographie im Anschlusse an die lateinische Interpretation Mela's dociert wurde. Den deutschen Unterricht leitete in der Oberlektion Hoffmann, später Fritzsche, und Köchly erwähnt, dass es auch mit diesem Unterricht bestens bestellt war. Zwar würde man Aufsatzthemen, wie dem folgenden, heutzutage schwerlich Geschmack abgewinnen: „Welches sind die Fehler, vor denen sich insbesondere der Gelehrte zu hüten hat?“ oder den „Grundsätzen der körperlichen Beredsamkeit“, wie sie den Schülern offenbar diktirt wurden: „Die bestimmte

Action ist diejenige, welche einzelne hervortretende Begriffe und Empfindungen durch entsprechende Bewegung der Hände ausdrückt. So bezeichnet man die Allgemeinheit eines Satzes durch eine zirkelförmige Bewegung, Innigkeit und Teilnahme durch eine Bewegung der Hand auf das Herz, . . . Freude und Hoffnung durch schnelle Abwechselung der Bewegung beider Hände. Der Gebrauch einzelner Finger beschränkt sich nach unserer Sitte auf den Zeigefinger, mit welchem der Redner eine Warnung oder Drohung begleiten darf. Doch setzt dieser Gestus schon eine gewisse Würde der Persönlichkeit voraus und ist daher an dem Jünglinge nicht zu billigen.“ Aber der Unterricht in Literaturgeschichte muss nach vorhandenen Heften zu urteilen vortrefflich gewesen sein. Schwach stand es nur mit dem Französischen und der Mathematik.

Lassen Sie mich von Köchlys Universitätsstudien und der mächtigen Einwirkung Gottfried Hermanns bei der Kürze der Zeit lieber nichts sagen als wenig: hat ja überdies Köchly seinem hochverehrten Meister nach eigener dankbarer Erinnerung, der auch spätere Trennung und Entfremdung keinen Eintrag hat thun können, ein Denkmal gesetzt, das wir unter Köchlys schönste Werke setzen dürfen. Aber auch von Köchlys Saalfelder und Dresdener Wirksamkeit würde ich vergeblich in so beschränkter Zeit Ihnen ein anschauliches Bild zu geben versuchen: wie er als Lehrer — ich könnte hier Zeugen aufrufen wie Heinrich von Treitschke in Berlin und einen, den wir in diesen Tagen in unserer Mitte haben, Professor von Gutschmid aus Tübingen — durch sein imponierendes Wesen, die Anschaulichkeit seines Unterrichts, die Liebenswürdigkeit seiner Person gleichermaßen die Gemüter seiner Schüler an sich fesselte — wie er durch das Vertrauen des damaligen Prinzen Johann zum Lehrer des Lateinischen für dessen Söhne Albert (den jetzigen König) und Georg bestimmt wurde, wie er vor ein weiteres Publikum trat in Vorträgen über Literatur des Altertums und der Gegenwart — bezeichnend ist es, dass der Vortrag über Sophokles' Antigone<sup>1)</sup> durch die Aufführung des griechischen Stückes auf der Dresdener Hofbühne veranlasst wurde —; wie er ein eifriges Mitglied des Dresdener Turnvereins war und als solches z. B. am 30. Oktober 1846 einen Vortrag über Prinz Eugen hielt, bei dem mir wiederum das als charakteristisch erscheint, dass er den Zuhörern nicht nur einen Plan von Belgrad an der Tafel entwarf, sondern diesen auch in die gedruckten Verhandlungen aufnehmen liess; — wie er mit dem ganzen Feuer seines Wesens sich dem reichen künstlerischen und literarischen Leben hingab, durch welches damals Dresden glänzte — ich brauche Ihnen nur die Namen von Arnold Ruge, Gottfried Semper, Richard Wagner, Emil und Eduard Devrient ins Gedächtnis zu rufen —; wie er endlich mit voller Energie sich der Bewegung zur Reform des höheren Schulwesens anschloss, in Darmstadt 1845 die Gründung der pädagogischen Sektion beantragte und durchsetzte<sup>2)</sup>, wie er, der Schüler Gottfried Hermanns, in mehreren Schriften die schärfsten Angriffe gegen Lateinsprechen und Lateinschreiben richtete, so wie es damals auf den meisten Gymnasien betrieben wurde, wie er endlich den kühnen Versuch machte, durch die Gründung eines Gymnasialvereins (20. September 1846) die weitesten Kreise der Gebildeten für die Gymnasialreform zu interessieren, in korrekt parlamentarischer Form eine Diskussion der brennendsten Fragen für jeden, der sich beteiligen

1) 4. Mai 1844. Opuscula II, 148 ff.

2) Vgl. Opusc. II, 383 f.



wollte, zu eröffnen und gleichzeitig durch Vorträge allgemein belehrenden Inhalts „das ganze Gebiet humanistischer und realistischer Wissenschaft“ den Mitgliedern näher zu bringen. Wir staunen über die Arbeitskraft, mit welcher Köchly diese so mannigfaltigen Aufgaben zu bewältigen wusste: neben dem Unterricht die Sitzungen der Sektionen, des wissenschaftlichen Ausschusses, des Vereinsrates, die Hauptversammlungen, daneben Vorträge, deren Themata uns beweisen, wie eingehend er damals besonders das Studium des griechischen Epos und Dramas betrieb: über die Entstehung der homerischen Gedichte, über das sechste Buch der Ilias, über das sechste und siebente Buch der Odyssee, über die poetische Betrachtung des Naturlebens in Steinen und Pflanzen bei den Griechen, über die Entwicklungsgeschichte der griechischen Tragödie, über die Eumeniden des Äschylos, über Sophokles' Aias, über Euripides' Iphigenie in Taurien; andere Vorträge zeigen ihn bereits auf Bahnen, die er später weiter verfolgt hat: über Wesen und Bedeutung der griechischen Mythologie, Xenophon als Naturbeobachter, die Entwicklung der römischen Verfassung nach den neueren Forschungen seit Niebuhr, Goethe und das klassische Altertum. So gross der Widerspruch, die Unzufriedenheit, die offene und geheime Anfeindung waren, die diese Reformideen und der ihnen dienende Verein hervorgerufen, so gemildert auch in manchen Punkten Köchlys spätere Ansichten über Lateinschreiben gewesen sind, für uns klingen denn doch manche Sätze gar nicht mehr so unerhört wie für die Zeitgenossen. Wenn er meint, dass die Schreibübungen im Griechischen und Lateinischen nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein sollen, dass sie „die Formenlehre und Syntax durch praktische Anwendung festhalten und eben dadurch die sichere und schnelle Lektüre der Schriftsteller befördern“ sollen, und fortfährt: „Im Griechischen hat man dies auch ganz richtig erkannt, und es dürften hier leichtere Schreibübungen, besonders auch zur Fixierung der Formenlehre und Accentuation durch Einführung von Extemporalien eher zu erweitern als zu mindern sein. Ganz anders im Lateinischen, wo bisher infolge des herrschenden Principes Gewandtheit und Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der lateinischen Sprache von den Abiturienten als das Haupterfordernis verlangt worden ist. Dies ist dagegen von unserm Standpunkte aus eine Eigenschaft, nach welcher nur der künftige Philologe auf der Universität zu streben hat; und es wird konsequenter Weise mit der Zeit die Quälerei mit Lateinischsprechen und freien lateinischen Arbeiten auf den Gymnasien ganz abzuschaffen sein. Dies kann aber nicht eher geschehn, als bis die lateinischen Examina für Juristen, Theologen und Mediciner, die in der öffentlichen Meinung und vor unbefangenen Fachmännern längst gerichtet sind, gefallen sein werden. Bis dahin muss man also beides noch beibehalten; dagegen aber das Sprechen von den Stunden, in denen die Schriftsteller erklärt werden, völlig ausschliessen, und zu freien Aufsätzen vorzugsweise historische Stoffe aufgeben. Bei den Abgangsprüfungen ist aber auf beides nur ein sehr untergeordneter, etwa der Bedeutung der Mathematik gleichkommender Wert zu legen. Hauptsache muss fortan das sichere und sofortige Verständniss der alten Schriftsteller und die historische Erfassung des Altertums sein“ — wenn er, sage ich, in dieser Weise sich äussert, nun, so werden hoffentlich nicht nur meine mathematischen Kollegen dankbar empfinden, dass er von Zuständen spricht, die der Vergangenheit angehören. Meine Herren, es ist hier nicht der Ort und die Gelegenheit, mich auf die Einzelheiten der damaligen Gymnasialreform einzulassen: das eine aber soll Köchly unvergessen bleiben, dass er schon da-

mals (1847) energisch für das Griechische die demselben gebührende Stelle verlangte: beide Sprachen müssten einander durchaus gleich gesetzt, das Griechische nicht länger stiefmütterlich von dem Lateinischen in den Hintergrund gedrängt werden: „da die griechische Literatur in jeder Hinsicht der römischen an Originalität und Klassicität nach Inhalt und Form überlegen ist — nur in der Geschichtschreibung (meinte er damals) ringen sie um die Palme — so wird hoffentlich einst das Griechische in den Gymnasien den Ehrenplatz einnehmen, welchen das Lateinische nur zu lange besessen hat.“ Möchten doch unsere neuesten Schulreformer dies beherzigen und, statt den griechischen Unterricht, wie es nicht selten geschieht, in bedenklicher Weise zu unterschätzen, sich recht ernsthaft fragen, ob denn der klassische Unterricht Deutschlands und die deutsche Literatur „die starken Wurzeln ihrer Kraft“ wirklich in derselben Literatur zu suchen hat, an welche die romanischen Völker naturgemäss anzuknüpfen pflegen.

Leider muss ich es mir versagen, auf die Stellung Köchlys zur Politik hier näher einzugehen, obwohl auch dieser Punkt in einem Bilde des Mannes nicht fehlen darf. Wer sich die Mühe nimmt, das was Köchly in den Jahren 1846—1848 gesprochen und geschrieben hat, einzusehen — er bekannte sich übrigens immer als Mitglied der gemässigten Linken —, der wird bald von der hie und da noch herrschenden Meinung, als sei er für den Umsturz um jeden Preis gewesen, zurückkommen und in ihm einen ebenso gemässigten als edel denkenden Mann kennen lernen, welcher meinte, es sei fürchterlich, wenn jetzt in Deutschland an die Stelle religiöser politische Glaubenskämpfe träten, eine Besorgnis, die er nicht für unbegründet hielt, wenn man von beiden Seiten für und gegen die Republik deklamiere, ohne dass man sich über das Wesen derselben verständige, wenn man sich und andere aufrege, nicht aufkläre, wenn man gewaltsam abtosse, statt durch Überzeugung zu gewinnen. Nur daran, verehrte Anwesende, sei hier erinnert, dass Köchly schon 1846 beim Dresdener Festmahl zu Ehren Todts und der übrigen Abgeordneten als Redner auftrat; dass er im März 1848 als Stadtverordneter den Antrag stellte, durch eine Adresse Pressfreiheit, Freiheit des religiösen Bekenntnisses, des Vereins- und Versammlungsrechtes, Reform des Wahlgesetzes, Vertretung aller deutschen Völker beim deutschen Bunde und möglichst schnelle Zusammenberufung der Kammern vom Könige zu erbitten; dass er in demselben Jahre in einer Broschüre „Deutsches Reich — Deutscher Bund — Deutsches Parlament. Kein Glaubensbekenntnis, sondern eine geschichtlich begründete Darlegung“ seine Überzeugung über Deutschlands Neugestaltung aussprach, dass er Ende Februar 1849 in die zweite Kammer und schon im Dezember 1848 durch den Kultus- und Unterrichtsminister von der Pfordten in die Kommission zur Ausarbeitung eines allgemeinen Schulgesetzes für Sachsen gewählt wurde, dessen Entwurf nach viermonatlicher Beratung von Köchly ausgearbeitet und teilweise schon gedruckt war, als die Maikatastrophe hereinbrach. Auf die Auflösung der Kammer folgte die Flucht des Königs (4. Mai), die Wahl der provisorischen Regierung und deren Proklamation vom Balkon des Rathauses durch Köchly. Auf den Barrikaden hat er nicht gekämpft<sup>1)</sup>, aber sein Leben war verwirkt, und als er durch einen hochstehenden Freund der Familie in seiner Gartenwohnung zu Strehlen gewarnt wurde, verhalf ihm der treue Zschetzsche zur

1) Darnach ist die Bemerkung Badische Biographien III, 70 und Neue Jahrb. für die Turnkunst B. XXIII. H. 1, 4 zu berichtigen.

Flucht: Haar und Bart wurden abgeschnitten, und als Augenkranker verkleidet, reist er nach kurzem Aufenthalt bei einem Schulmeister in Plauen über Frankfurt a/O., Berlin, Hamburg — wo ihn jemand auf der Strasse grüsste —, über die Lüneburger Haide, — wo ihm ein Telegraphist ganz harmlos erzählt: „Sehn Sie, jetzt telegraphieren sie wieder hinter einem her“ — nach Amsterdam und schliesslich nach Brüssel. Sechs Wochen blieb er von der jungen Gattin getrennt, bis diese, heldenmütig die Bedenken der Verwandten überwindend, vom jüngeren Bruder begleitet ihm nacheilte.

In Brüssel, wo zu dem drückenden Gefühl des Exils die kleine Familie noch schweres häusliches Leid traf, warf er sich mit ganzer Energie in die wissenschaftliche Thätigkeit und vollendete in kurzer Zeit mit bewunderungswürdiger Arbeitskraft die Ausgabe des Manetho und den grössten Teil der Anmerkungen und Prolegomena zum Quintus Smyrnaeus. So nahm er mit ungebeugten Kräften seine wissenschaftliche Thätigkeit wieder auf, und seit seiner Berufung nach Zürich an Orellis Stelle hat er hier und in Heidelberg ununterbrochen als akademischer Lehrer gewirkt.

Ich beneide jeden, der Zeuge des ersten Eindrucks sein konnte, welchen Köchly beim Antritt seiner Stellung in Zürich machte: ein Fünfunddreissigjähriger mit weissem Bart und weissen Haaren, aber in Blick, Sprache und Bewegung die feurige Kraft der Jugend verratend, voll Selbstvertrauen, voll fröhlicher Zuversicht, dass sein guter Stern ihn an den rechten Platz geführt, mittheilsam gegen andere und selbst wieder allem, was ihm in Zürich Anregendes geboten ward, zugänglich. Lassen Sie mich bei der Darstellung von Köchlys akademischer Thätigkeit die Züricher und Heidelberger Zeit zusammenfassen: hat er doch seine Aufgabe in früherer und späterer Zeit gleich aufgefasst. Wie umfangreich ist zunächst das Gebiet, das seine Vorlesungen umfassten! Er war vor allem in Zürich als „Professor der griechischen und römischen Literatur und Sprache“ genötigt, den Kreis seiner Vorlesungen viel weiter auszudehnen, als ihm eigentlich lieb war, und doch ist es bewunderungswürdig, wie sehr er bei diesem Umfange seiner Arbeit immer noch nach neuer Abwechslung strebte<sup>1)</sup>.

Es gab Schriftsteller, die seiner Natur widerstrebten: „Horaz ist nicht meine Wahl“, so begann er sein Züricher Horazkolleg, und in der That hat er immer die lyrische Poesie des Horaz für gemacht gehalten und sein Odenpathos für gekünstelt, während andererseits die Satiren und Episteln bei aller Feinheit und allem Geist nach seiner Ansicht den emporgekommenen Libertinensohn nicht verleugnen konnten. Ebenso wenig hat er dem Plato jemals Geschmack abgewinnen können. Plautus dagegen<sup>2)</sup> in seiner unmittelbaren Beziehung zum Volksleben, der Urwüchsigkeit seiner Sprache wusste er als einen Nachahmer der Griechen und als ein bedeutungsvolles Mittelglied zwischen antiker und moderner Komödie trefflich nach Sprache und Charakteristik zu erläutern, während ihm das Sprachgeschichtliche und die diplomatische Kritik ferner lag. Das Studium der römischen Geschichte hatte ihn in frühester Zeit schon angezogen, und wenn er ausgewählte Partien des Livius interpretierte, so wusste er mit ebenso grosser Liebe die

---

1) Die Züricher Lektionskataloge von 1850—64 weisen 81 Vorlesungen auf, von denen 45, also die grössere Hälfte, nie wiederholt wurden! (G. Kinkel, Frankfurter Zeitung 6. Januar 1877. Nr. 6, Morgenblatt.)

2) Vgl. Gottfried Hermann S. 46 f.

künstlerische Darstellung dieses Historikers bis ins Kleinste darzulegen, als in der Behandlung der ersten Dekade eine Übersicht über die grossartigen Resultate der modernen Quellenkritik zu geben. Aber lebendiger und wärmer wurde er noch, wenn er an Caesars Kommentarien kam und, durch Rüstows Mithilfe unterstützt, die scheinbar so objektiven Berichte des grossen Imperators auf ihren sachlichen Gehalt hin prüfte, in liebevoller Forschung Örtlichkeiten und Verlauf der Feldzüge und Schlachten ermittelte, Taktik und Bewaffnung der Legion erläuterte und den weltgeschichtlichen Kampf der gallischen Nation gegen die römische Weltherrschaft in ergreifenden Zügen darstellte. Hier hat sein Bestreben, ein lebendiges und anschauliches Verständnis des Altertums auch für die Schule zu gewinnen, die schönsten Früchte getragen. Doch vor allen Dingen kam er immer wieder auf den Homer zurück, und dies, meine Herren, wäre schon Stoff genug für einen Vortrag allein, eingehend zu schildern, wie er, streng methodisch von der sprachlichen Einzelbehandlung und der genauesten kritischen Analyse der einzelnen Gesänge ausgehend, als begeisterter Schüler von Lachmann, dessen „Betrachtungen“ er zuerst durch Hermann hatte kennen lernen, und in dessen Sinne er bereits auf der Darmstädter Philologenversammlung 1845 über eine Iliasrhapsodie gesprochen hatte, durch eine glückliche Ausbeutung der Scholien zur Erkenntnis der Komposition und zu einer ästhetischen Würdigung der einzelnen Rhapsodien als geschlossener Kunstwerke fortschritt, stets unsere grossen deutschen Dichter und ihre Beziehungen zum Homer im Auge behaltend. Wem von uns, der diese Vorträge voll gründlicher Interpretation, siegreicher Kritik, gemüt- und geistvoller Auffassung mit anhören durfte, wären sie nicht unvergesslich?

Mit besonderer Vorliebe übersetzte und erklärte er solche Autoren, die durch Leidenschaft und Pathos seiner eigenen Natur congenial waren — wie Archilochos und von den Tragikern namentlich Äschylos —, oder durch ihre Beziehung zum politischen Leben ihrer Zeit eine besonders lebendige Behandlung möglich machten. Da fühlte er sich erst recht wohl, wenn er sich und die Zuhörer ins Dionysostheater, in die athenische Volksversammlung oder aufs römische Forum versetzen konnte; da brachte er seine Liebe und seinen Hass mit, und wenn er an der Hand von Demosthenes' Reden den grossen athenischen Staatsmann, König Philipp, Äschines schilderte, so hatte man den Eindruck des persönlich Erlebten, und die Empfindungen und Leidenschaften längst vergangener Geschlechter schienen in seiner Darstellung wieder aufzuleben. Selten wird ein akademischer Lehrer in dem Grade wie Köchly befähigt gewesen sein, eine allseitig würdige Darstellung des Aristophanes zu geben: er that dies mit ebenso glücklichem Verständnis für die bürgerlichen und politischen Zustände von Altathen — ein Verständnis, das durch seinen langen Aufenthalt in der Schweiz nur gewonnen hatte — als mit feinem Sinn für den drastischen Humor und die vollendete Form der Aristophanischen Dichtung; diese gab er dann aber auch in einer mit grösster Strenge gearbeiteten, meisterhaften Übersetzung wieder und meinte, dass es wohl diesem oder jenem Philologen, aber mit nichts dem Geist des Aristophanes widerstrebe, die persönlichen und lokalen Anspielungen durch moderne zu ersetzen. Mir ist ferner, um nur noch eine Gruppe seiner Vorlesungen hervorzuheben, unvergesslich, wie er bei der Behandlung der Ciceronischen Reden und Briefe die letzten Jahrzehnte der Republik anschaulich zu machen wusste: hier erging er sich weniger in Auseinandersetzungen über die rhetorische Kunstform der einzelnen Reden oder in chronologischen Untersuchungen über die Reihenfolge der Briefe, aber für



die diplomatische Form dieser wichtigen historischen Aktenstücke oder das Persönlich-Individuelle der vertraulichen Briefe hatte er ein scharfes Auge: wie wusste er den Beziehungen, die nur zwischen den Zeilen zu lesen sind, den verletzenden Andeutungen, die häufig erst bei der Herausgabe in die Reden hereingebracht wurden, der ganzen oft so versteckten politischen Tendenz nachzuspüren, und wie überzeugend hat er bei Cicero sowohl die menschlich schönen Seiten seiner Natur als die vollendete Meisterschaft, mit der er die Form handhabte —, in beidem, meinte er, habe ihn Mommsen gründlich verkannt — bis in die kleinsten Einzelheiten nachgewiesen!

Die Anlage seiner historischen und literargeschichtlichen Vorlesungen kann mit Recht eine künstlerische genannt werden: eine wohlgeordnete Disposition, die er in späteren Jahren auch gedruckt den Zuhörern in die Hand gab, war ihm hier, wie bei allem, was er sprach, geradezu Bedürfnis und gab durch die Gruppierung allein schon eine Probe von seiner Auffassung und von der genialen Art, mit der er den zerstreuten Stoff zu einem Bild voll Farbe und Leben verarbeitete<sup>1)</sup>. Dagegen blieb dann die sprachliche Gestaltung mit wenigen Ausnahmen dem Augenblick des Vortrages überlassen; was er einmal in eingehender Arbeit erforscht — und er verwandte sehr viel Zeit auf die Vorbereitung für sein Kolleg — das niederschreiben widerstrebte ihm, aber desto hinreissender wusste er es in mündlichem Vortrage darzustellen.

Da war er denn ganz und voll von dem Gegenstande, den er behandelte, ergriffen, und Unwillen und Begeisterung, Liebe und Hass, scheinbar im Augenblicke erzeugt, übertrugen sich unwillkürlich auch auf die Zuhörer; hohes Pathos, gemüthvolle Weichheit, schlagender Witz standen ihm stets ebenso zu Gebote, wie treffende Parallelen aus Geschichte und Dichtung der Gegenwart; vortrefflich unterstützte ihn dabei sein wundervolles Organ, dem er durch angestrengte Übung eine grosse Modulationsfähigkeit verliehen hatte: ihn einen äschyleischen oder sophokleischen Chor, eine aristophanische Parabase vortragen zu hören,

---

1) Ich gebe ein kleines Beispiel aus der griechischen Literaturgeschichte, aber nur die Hauptpunkte der Disposition: „Periode III. Der attische Universalismus von 560—400. Buch I. Die solonisch-peisistrateische Zeit 594—510: 1. Die poetischen Anfänge Athens. 2. Peisistratos und die Peisistratiden. Buch II. Die junge Demokratie und die Zeit der Marathonskämpfer 510—456: 1. Die Perserkriege und der Aufschwung der Tragödie. 2. Der Abschluss der homerischen Epik und die Vollendung der Lyrik. 3. Hierons Musenhof und die sicilische Komödie. 4. Aeschylos' Ausgang. 5. Die neue Philosophie im Kampfe mit der alten Kultur. Buch III. Das perikleische Zeitalter 458—429: Einleitung. 1. Euripides' Anfänge und Sophokles' Blüte. 2. Die jüngeren Logographen und Herodotos. 3. Das Aufsteigen der alten Komödie und Perikles' Ausgang. Buch IV. Die Zeiten des peloponnesischen Krieges 431—403: I. Der frische Krieg und der faule Friede 431—421. 1. Die Sophistik und Euripides auf der Höhe. 2. Die gleichzeitigen Tragiker. 3. Die neue Demagogie und Blüte der politischen Komödie. II. Der Zerfall und Niedergang 420—403. 4. Die Sturm und Drangzeit des Alkibiades und ihre Wirkungen. 5. Die innere Zerrüttung und der letzte Aufschwung: Geheime Umtriebe und Aristophanes' *Lysistrata*. — Der Staatsstreich und der Redner Antiphon. — Euripides' Bekehrung und Aristophanes' *Thesmophoriazusen*. — Die neue Politik und Sophokles' *Philoktetes*. — Der Glückswechsel (Aristophanes' erster *Plutos*), Alkibiades' Heimkehr und Euripides' Staatsactionen: *Orestes*, *Phöniciern* (mit *Hypsipyle* und *Antiope*). — Euripides' Familienstücke: *Elektra*. 6. Die Fortbildung der Prosa und die Geschichtschreibung des Thukydides. 7. Die anderweitige Poesie dieses Zeitalters. 8. Der Tragödie Ausgang und das Ende des alten Athen. — Schluss. Die Wiedergeburt: Eukleides' Archontat und die Aufführung von Sophokles' *Oedipus auf Kolonos*. — Das praktisch-nüchterne Neu-Athen und der Prozess des Sokrates. — Die Epigonenzeit und Aristophanes' letzte Komödien (*Ekklesiazusen*, zweiter *Plutos*).“

war ein hoher Genuss. Dabei war er einer von den wenigen, die heutzutage — wie viele mögen es denn überhaupt sein? — den Vortrag in lateinischer Sprache nicht nur mit voller Sicherheit, sondern mit imponierender Würde beherrschte: für die abstraktesten Stoffe, selbst ästhetischer Art, fand er stets den bezeichnenden Ausdruck, und mit beneidenswerter Sicherheit rundeten sich selbst die verwickeltsten Perioden zum Abschluss, auch sachlich stets den Nagel auf den Kopf treffend. Eine metrische Übersetzung pflegte er zu vielen Dichtern zu geben, und wer von ihm Partien aus den griechischen Lyrikern, aus Äschylos, Euripides, Aristophanes gehört hat, wird wissen, was er unter Übersetzen verstand. Ich bin selbst oft Zeuge gewesen, mit welcher Strenge gegen Sprache und Versmaass er dabei verfahren ist, und von seiner Zeit haben ihm diese Übertragungen — auch die aus Prosaikern wie Demosthenes und Cicero — sehr viel weggenommen.

Ich will es nicht unterlassen, hier noch kurz auf die Universitätsprogramme, die er in seiner Zürcher Zeit verfasste — es sind im ganzen 33 Nummern — als die unmittelbaren Früchte seiner akademischen Thätigkeit hinzuweisen; ich stehe nicht an, zu behaupten, dass viele von ihnen nach Inhalt und Form zu dem Schönsten gehören, was Köchly geschrieben; sie enthalten ausser der speciellen wissenschaftlichen Abhandlung manche allgemeinen Betrachtungen, wie sie der heimwärts sinnende Geist des Verbannten anstellen mochte: ich gedenke vor allem des herrlichen Einganges zum Hesiodprogramm 1860<sup>1)</sup> und des tiefempfundenen Abschiedswortes an die Schweiz<sup>2)</sup>.

Ich komme endlich zu Köchlys Seminar, dieser eigenartigen Schöpfung, die ihm so sehr ans Herz gewachsen war. Was er in späteren Jahren einem Freunde schrieb: „Die wissenschaftlich-praktische Vorbereitung philologischer Lehrer in harmonischer Einheit habe ich seit dem Beginn meiner akademischen Laufbahn als die eigentliche Aufgabe meines Lebens angesehen und konsequent verfolgt“, bezieht sich zu einem grossen Teile auf dieses Seminar. Aus einer philologischen Gesellschaft hatte sich in Zürich ein in den Lehrplan der Universität aufgenommenes Seminar entwickelt, und nach denselben Grundsätzen hat er das philologische Seminar mit fester Hand in Heidelberg begründet und die Leitung selbst in die Hand genommen. Sie wissen wohl alle, dass dieses Köchlysche Seminar in Heidelberg nach siebenjährigem Bestande (Michaelis 1865—1872) in seiner eigentümlichen Organisation zu existieren aufgehört hat — philologisch-pädagogische Übungen: Gymnasialseminar: Gymnasialübungsschule: Gymnasialpädagogicum vermeldet seitdem lakonisch der Lektionskatalog —: doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, und es ist durchaus nicht meine Absicht, jetzt schon die Gründe, warum dies geschehen, näher zu erläutern. Ein wie tiefer Herzenskummer es für Köchly war, dass persönliche Differenzen es schliesslich so weit brachten, konnte jeder, der ihm näher stand, von ihm hören: und wenn ich auch bekennen muss, dass ein solches Seminar eben nur von Köchly und keinem andern geleitet werden konnte, weil er dieser Anstalt in ihrer „Einheit, Ganzheit und Kontinuität“ so ganz und gar den Stempel seiner Persönlichkeit

1) Opusc. I, 244 ff.

2) Opusc. I, 209 f. 212. Dort stehen auch die Worte: „Iam enim illa 'venit summa dies et ineluctabile tempus', quo post quindecim annorum exsilium, 'grande mortalis aevi spatium', ἐκὼν δέκοντι γέ θυμῷ retrahor non in illam quidem, quae me nascentem vidit adolescentem eduxit, terram, sed, quod praestat, in aliam Germaniae patriae civitatem strenuissimam illam hodie communis libertatis concordiaeque tutricem.“

aufgedrückt hatte, so muss doch ausgesprochen werden, dass Zwischenträgereien hie und da den Riss grösser gemacht haben. Allerdings, es führen ja verschiedene Wege zum Ziel, und ich bin es nicht, der darüber aburteilen kann, wie der akademische Docent den künftigen Gymnasiallehrer vorbereiten soll: aber dass wir, die Schüler Köchlys, ihm für seine Art der Vorbereitung dankbar sind und täglich empfinden, was er an uns gethan, das darf ich doch wohl auch bekennen. Und ebenso darf ich protestieren gegen die in den letzten Jahren nicht selten laut werdende Unterstellung, als seien jene Seminarübungen keine wissenschaftlichen, sondern einseitig praktische gewesen, eine Meinung, die Köchly vollauf das Recht hatte, als Seminarlegende zu bezeichnen. Gestatten Sie mir, Ihnen in grossen Zügen, soweit es die Zeit erlaubt, einiges über die Ziele des Köchly'schen Seminars mitzuteilen, von dem er mit Recht sagen konnte, dass es aus einem System „planmässig ineinander greifender und sich zusammenschliessender Übungen“ bestehen sollte. Weniger kommt hier das Unterseminar in Frage, welches durch lateinische Stil- und Sprechübungen, griechische Schreibübungen und kursorische Leseübungen bei den Studenten der ersten Semester manche Lücken ergänzen sollte, die im Anfang von Köchlys Heidelberger Thätigkeit noch bei vielen Abiturienten unserer badischen Gymnasien fühlbar waren — auch Bergk hatte seiner Zeit in Freiburg darüber zu klagen —, während er Studenten, die von preussischen Gymnasien kamen, mehrfach gleich ins Oberseminar aufnahm.

Die Übungen, welche er mit den Mitgliedern des Oberseminars allein anstellte, wurden fast ausschliesslich in lateinischer Sprache gehalten, die er, wie schon bemerkt, meisterlich handhabte; gar mancher, der als Neuling in diese Übungen trat, hat dort nicht nur lateinisch sprechen, sondern überhaupt sprechen gelernt: denn unerbittlich war er in der Forderung, frei zu sprechen, nicht abzulesen, laut und deutlich, besonders aber zusammenhängend zu sprechen, alles freilich Dinge, die ebenso einfach und selbstverständlich sind, als sie vielfach gänzlich ausser Acht gelassen werden. Er war eben auch darin ein echter Schüler der Alten, dass Form und Inhalt des Gesprochenen sich vollkommen ebenbürtig sein sollten. Knapp und scharf wurden Ziel und Methode der Aufgabe hingestellt und damit von vornherein verhindert, dass die Interpretation ins Weite ging: hielt er doch auch hier daran fest, dass auch die genaueste Kritik und Exegese nur Mittel zum Zweck seien, dass der Blick stets auf das Ganze gerichtet und künstlerische Komposition, Eigenart und literarische oder politische Stellung des betreffenden Autors gleichmässig ins Auge gefasst werden müsse. Musterhaft war die Art, wie er durch die schärfste Wort- und Begriffsbestimmung, verbunden mit peinlichster Sacherklärung ohne viel gelehrten Apparat eine Stelle bis zur unanfechtbaren Deutung förderte — eine Fülle von Methodik für Kritik und Exegese trat da zu Tage —: in kritischen Dingen hat er, so glücklich er auch als Konjekturekritiker war, — stolz war er nie darauf — bis zu einem gewissen Grade die Hermannsche *ars nesciendi* immer hochgehalten. Glänzend trat sein Lehrtalent zu Tage, wenn er die Mitglieder zur Kritik und Opposition aufforderte, zuerst ruhig und mit wenig Worten die Diskussion ins richtige Geleis lenkend, später selbst mit seiner Ansicht in zusammenhängender Rede hervortretend: aber auch da forderte er den Zweifel, den Widerspruch heraus, und ich muss voll und ganz allen denen beistimmen, die erzählen, dass er nie seine Ansicht hochfahrend den Schülern aufdrängte, vielmehr stets zu überzeugen suchte. Hier, meine Herren, hatten wir ein leuchtendes Beispiel Hermannscher Schule, und was er von dessen Disputationen in der griechischen Gesellschaft gesagt hat:

„Wo immer redliche Arbeit und aufrichtiges Streben ihm entgegentrat, konnte er mit einer uns oft unbegreiflichen Geduld lange leere Auseinandersetzungen bis zu Ende anhören, um sie dann kurz und bündig, aber ruhig und ohne die heutzutage nur zu beliebten Kraftausdrücke „*absurde, inepte*“ u. s. w. zu widerlegen —“ das gilt bis auf das letzte Wort auch von Köchlys Seminar. Nur wo der Gedankenlose oder Unwissende sich mit erborgter, weither aus Kommentaren abgeleiteter Gelehrsamkeit, oder gar mit schönen, besonders ästhetischen Phrasen herauszuhelfen suchte — konnte er heftiger werden und den Redner wohl auch einmal sarkastisch ad absurdum führen. Und das bringt mich auf einen anderen wichtigen Punkt, der für seinen akademischen Unterricht besonders charakteristisch ist.

„Wenn man gegenwärtig einmal unversehens an demselben Tage unter den Philologie Studierenden des vierten Studienjahres etwa auf den deutschen Universitäten eine statistische Erhebung anstellen wollte, wie viele unter ihnen eine gewisse Anzahl philologischer Grund- und Bildungs- und Musterbücher aus der Gattung derjenigen, die dieses selbst unter etwaiger Modifikation ihrer Resultate bleiben, aus eigener Beschäftigung kennen, z. B. etwa Bentley's Phalarisdissertationen, Wolf's Prolegomena, Hermann's Orphika, Lobeck's Aglaophamus, so würde, wenn ich nicht sehr irre, die statistische Ziffer sehr gering ausfallen. Und auch ein späterer Versuch, bei den nun zu Lehrern Gewordenen möchte wohl nicht besonders befriedigend sein.“ Dieses, verehrte Versammlung, sind nicht Worte von Köchly, sondern von Lehrs, aber sie sind Köchly aus dem Herzen gesprochen. Denn das betonte er bei den Seminarübungen aufs nachdrücklichste, dass die Studierenden bei jedem Schriftsteller auch die einzelne Stelle auf allgemeine Fragen zurückzuführen und daher nicht in erster Linie auf die vorhandenen, namentlich „allerneuesten“, erklärenden Ausgaben, sondern auf die eigentlichen Quell- und Grundbücher zurückzugehen hätten. Gewisse Bücher musste man unbedingt gelesen und durchgearbeitet haben. Im Handumdrehen war an eine hochtrabende Phrase oder eine unklare Übersetzung ein kleines Examen angeknüpft, ob denn auch wirklich der Betreffende die Iliasscholien oder den Aristarch von Lehrs oder die Prolegomena und Parerga Ritschls oder den Bentleyschen Horaz aus eigener Anschauung kenne, oder die vertrauensvoll vom Interpreten acceptierte Bemerkung irgend eines Kommentars bot unversehens Anlass zu einem recht scharfen Exkurs über Geschichte und Altertümer. Forderte er so selbständiges Studium als Vorbedingung aller wissenschaftlichen Arbeit, so drang er mit ebenso grosser Energie auf eine möglichst umfangreiche Lektüre der Autoren, namentlich der Historiker; wie er schon mit den cursorischen Leseübungen des Seminars darauf hinarbeitete, so verlangte er vor eingehender Beschäftigung mit kritischen Fragen ein Eindringen in das Ganze des Schriftstellers; zunächst habe man sich eine Gesamtvorstellung über Inhalt und Geist eines Werkes zu bilden, bevor eine methodische Kritik überhaupt möglich sei: und eine solche übersichtliche Kenntnis der eigentlichen klassischen Autoren sollte besonders der künftige Schulmann sich schon auf der Universität erwerben, unbeschadet seiner Specialstudien, die im Gegenteil dadurch nur gewinnen könnten. „Haben Sie den und den Schriftsteller einmal ganz gelesen? wissen Sie, wo das und das steht? was kommt denn in dem und dem Buche vor?“ — solche Fragen verblüfften nicht selten, zwangen aber auch zu fortwährender Lektüre. Und da war er denn für uns alle ein Vorbild, wie er in seinen Handexemplaren der Autoren aus und ein wüsste und bei seinem herrlichen Gedächtnisse



zahllose Stellen — übrigens auch aus deutschen Dichtern — stets wörtlich gegenwärtig hatte.

Mit dem vereinigten Ober- und Unterseminar hielt er die schulmässigen Erklärungsübungen in der Weise ab, dass ein Oberseminarist einen Abschnitt, der meist im Oberseminar vorher kritisch behandelt und festgestellt war, von den Unterseminaristen, welche die Schulklasse vorstellten, übersetzen und erklären liess. Man hat das nun angegriffen und gemeint, unterrichten könne der künftige Lehrer doch erst in der Praxis lernen und es sei Sache der Direktoren, dies zu leiten. Dass wir gar manches — und zwar sehr Wichtiges — erst in der Schulklasse lernen, weiss ich sehr wohl und weiss es aus eigener Erfahrung: aber man verkennt, wie unrecht es ist, den jungen Lehrer das erste Mal ganz hilflos vor seine Klasse zu stellen, wenn er auch noch so viel über Methode des Unterrichts gehört und gelesen hat; man vergisst, dass es Unarten beim Sprechen, bei der Fragestellung, bei der Erklärung von Schwierigkeiten, beim sogenannten wörtlichen Übersetzen giebt, die durch Übung bereits abgewöhnt sein müssen, will man nicht unsere Jugend gefährlichen Experimenten junger und eifriger Lehrer preisgeben; man vergisst endlich, was das Wichtigste und das Charakteristische an Köchlys Seminar ist und endlich einmal nicht bloss von seinen Schülern anerkannt werden sollte, dass er gerade in diesen Übungen einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen dem auf wissenschaftlichem Wege Errungenen und dem für die Schule Notwendigen herzustellen bemüht war und er — was eben selten vorkommen wird — in einer Person zugleich als eminent wissenschaftlicher und geistvoller Forscher und als erfahrener, taktvoller, begeisterter Schulmann imstande war, für diese Verbindung ein leuchtendes Vorbild zu sein. Wie ernst und ideal er aber seine Aufgabe nahm, verehrte Versammlung, das mögen Ihnen seine eigenen Worte über die schulmässigen Übungen zeigen, in denen er erklärt, „dass dieselben, weit entfernt davon, einseitig praktisch zu sein, auf dem Gedanken beruhen, dass stets selbständige wissenschaftliche Arbeit und schulmässige Verwertung bei einem Unterrichte, wie er sein soll, unzertrennlich sein müssen; dass daher auch die Erklärung des leichtesten Schulschriftstellers auf streng methodische Kritik und Exegese sich stützen, diese Erklärung selbst aber bei resignierender Beschränkung auf das Notwendige, von begrifflicher Wort- und anschaulicher Sacherklärung des Einzelnen ausgehend, auf das Ganze nach Inhalt und Form sich erstrecken müsse“. Mit der grössten Geduld hat er Schritt vor Schritt diese Übungen geleitet, überall aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung mitteilend, vor allem aber Begeisterung für den Lehrerberuf bei seinen Schülern weckend: hier kam auch seine pädagogische Grundanschauung, die er schon in der Dresdener Zeit mit jugendlicher Rücksichtslosigkeit ausgesprochen, zur schönsten Entfaltung: dass die unbefangene und neidlose Jugend bei allem Mutwillen und trotz einzelner Ungezogenheiten sich ganz gern von einer wissenschaftlich sicheren, willenskräftigen und wohlwollenden Persönlichkeit imponieren lasse, dass aber auch der Lehrer das Geheimnis verstehn müsse, jung zu bleiben, d. h. sich fortwährend mit Leichtigkeit in den Geist und Gesichtskreis der Jugend zu versetzen, um nicht eine einfache Unart gleich für überlegte Bosheit zu halten und dann über die Verdorbenheit der heutigen Jugend ach und weh zu schreien. Leute, die nie eine Jugend gehabt, sozusagen mit grauem Haupte auf die Welt gekommen seien, sollte man nicht zu Lehrern machen: „sie misshandeln die Jugend oder werden von ihr gemisshandelt“. Daher auch der Hass bei ihm gegen die, welche klagten, dass sie „all ihre

freie Zeit“ der Schule widmen müssten, statt Bücher zu schreiben, gegen die Desultoren, die leichten Herzens von der Schule absprangen, sobald sich ihnen eine „lohnendere Carriere“ öffnete; daher auch die Sorge, mit der ihn die Zukunft unserer Gymnasien erfüllte. So schrieb er seinen früheren Schülern, die ihn um die Wiederaufnahme der schulmässigen Erklärungsübungen — und zwar mit Erfolg — gebeten hatten, am 25. März 1875: „Aber dennoch stärkt und erhebt mich die Überzeugung, dass ich einer notwendigen Pflicht gehorche, deren Erfüllung im Falle des Gelingens vielleicht auf die Erhaltung und Reform unserer deutschen Gymnasien nicht ganz ohne Einfluss bleiben dürfte. Die Angriffe, welche auf die letzteren gerade in unseren Tagen wieder gemacht werden und nahezu einen gefährlichen Charakter anzunehmen beginnen, haben grösstenteils ihre Quelle in einer Unterschätzung und gänzlichen Verkennung der altklassischen Bildung, welche das einzig richtige Princip des Gymnasiums ist. Wenn diese Angriffe gleichwohl von denkenden und wohlmeinenden Männern gemacht werden, welche doch selbst ein Gymnasium durchlaufen haben, so kann diese betäubende Erscheinung nur darin ihren Grund haben, dass ihre Gymnasialbildung allerdings eine verkehrte und einseitige gewesen ist. Das hat aber wiederum seine Ursache in der einseitigen Vorbildung vieler philologischer Gymnasiallehrer, welche häufig genug nur an einer ausschliesslichen Dressur auf diplomatische und Konjekturealkritik besteht, wobei nicht nur alle Lust und Freude an den grossen Muster- und Meisterstücken verloren geht, sondern nicht einmal ihr allseitig wissenschaftliches — auf Wort und Sachen, Inhalt und Form sich gleichmässig erstreckendes — Verständnis ins Auge gefasst zu werden pflegt.“ Und damit Sie nicht glauben, dass Köchly das nur in der Verstimmung seiner letzten Lebensjahre gesagt hat, verweise ich Sie auf die Darstellung, die er im Jahre 1865 in seiner Eröffnungsrede zur Heidelberger Philologenversammlung von der gemeinsamen Aufgabe der Philologie und Pädagogik gegeben hat. Verehrte Anwesende, ich habe mir kein Urteil darüber anzumassen, welche der heute herrschenden Richtungen für unsere deutsche Schule am zuträglichsten ist: aber mit wahrer Rührung gedenke ich jedesmal bei Beginn eines Schuljahres an unser altes Seminar, wenn ich in die Klasse trete und die Schüler in einen neuen Schriftsteller einzuführen habe und mir das Bild des Lehrers vor die Seele tritt, der auch uns einst eingeführt, geleitet und begeistert hat; und dass er so treu und liebevoll diese Arbeit an uns gethan hat, die uns, wie wir wissen, zum Glücke und, wie wir hoffen, auch unsern Schülern zu einigem Segen gediehen ist, dass er uns mitgegeben hat ein ideales Streben, selbst im engsten und kleinsten Kreise des Schullebens den wissenschaftlichen Sinn nicht verkümmern zu lassen, das wollen wir ihm danken nun und immerdar!

Hochverehrte Versammlung! Sie haben vorgestern die Männer, denen wir den Aufschwung unseres höheren Schulwesens verdanken, gefeiert nach dem Rechte, das der Lebende hat. Dass aber auch Köchly an der Neugestaltung und Hebung des badischen Gymnasialwesens einen erheblichen Anteil gehabt, dass er in der Prüfungskommission und als ausserordentliches Mitglied des Oberschulrates lange Zeit segensreich thätig gewesen ist, dürfte Ihnen allen bekannt sein. Wie gerne würde ich Ihnen diese Wirksamkeit und seine ganz ähnliche in Zürich eingehender schildern, schildern, wie er in Zürich das philologische Kränzchen gründete, diese schöne Vereinigung von ostschweizerischen Gymnasiallehrern und Züricher Universitätsdocenten, welche heute noch fortblüht; wie er auch in Heidelberg und Mannheim durch die pädagogische Gesellschaft stets Fühlung mit den Lehrern des Gymnasiums behielt; wie er in der antiquarischen Gesellschaft in Zürich

durch Vorträge<sup>1)</sup> und Diskussionen den belebendsten Einfluss ausübte; wie er im Bedürfnis nach lebendigem Austausch wissenschaftlicher und pädagogischer Ansichten manches Ergebnis seiner Forschungen zuerst auf unseren Versammlungen mitteilte, immer ein mit Freuden begrüßter Gast; wie er dann in Dresden, Zürich, Heidelberg, Berlin, Frankfurt, Köln und anderen Städten auch ein grösseres Publikum durch die Gewalt seiner Beredsamkeit hinriss und sich namentlich zur Aufgabe stellte, den Ernst und die Hoheit der griechischen Tragödie der modernen Bühne näher zu bringen, zuletzt noch durch die glänzende Darstellung von Äschylos' Persern in Heidelberg und Mannheim, welche allen Zuhörern den tiefsten Eindruck gemacht hat — dies alles, verehrte Anwesende, wäre wohl genauer zu schildern, um zu ermessen, was wir alles an Köchly verloren haben: doch die Zeit drängt, und ich eile zum Schlusse.

Aber ich darf wohl noch über das so traurige und doch wieder so schöne Ende dieses reichen Lebens einige Mitteilungen hinzufügen, welche den Schülern und Freunden des Dahingegangenen lieb und wert sein dürften. Es war ihm das Glück beschieden, nicht in der Verstimmung und Verbitterung seiner letzten Heidelberger Jahre von den Seinen zu scheiden, sondern nachdem er das Land, welches er im Geiste so oft gesehn, noch mit leiblichem Auge geschaut: und einen verklärenden und versöhnenden Abglanz von Hellas im Herzen, hat er die Qualen der Krankheit und den Kampf des Todes in den Armen der Gattin und des einen Sohnes überwunden. Der Erbprinz von Meiningen, ein begeisterter Verehrer hellenischer Kunst und Dichtung, einst in Heidelberg Köchlys Schüler und mit der Verehrung und Liebe eines Sohnes an ihm hängend, lud ihn ein, auf einer griechischen Reise ihn zu begleiten, und in bewegter Stimmung trennte sich Köchly in Heidelberg von seiner Familie und in Zürich von den zahlreich versammelten schweizerischen Freunden. Mit seinem Reisegefährten traf er den 17. September 1876 in München zusammen und setzte im besten Wohlsein und in gehobener Stimmung seine Reise nach Verona fort; hier kam er den Abend an, besichtigte am 18. die Arena, die Gräber der Scaliger, die Piazza d'Erbe; über Bologna, wo das Museum und die Funde der Certosa in Augenschein genommen wurden, gelangte er nach Florenz: hier ward der 20. zugebracht: mit grösster Rüstigkeit besuchte er die Sammlungen in Palazzo Pitti und den Uffizien sowie die Baudenkmäler der Stadt, am Abend entzückte ihn S. Miniato und seine herrliche Lage; Neapel erreichte er am Abend des 21.: Pompeji ward am 22., das Museo Nazionale am 23. besucht, und Köchly erklärte, er habe sich körperlich und geistig nie so wohl befunden. Eine interessante Fahrt durch die Abruzzen brachte die Reisenden nach Brindisi. „Meine Lieben!“ berichtet er Sonntag den 1. Oktober an seine Familie, „ich schreibe dies auf dem Oberdeck des Lloyd dampfers 'il Tritone', den wir vorgestern Abend in Brindisi glücklich erreichten; ich schreibe es hier, weil ich mich nicht entschliessen kann, mich von diesem entzückenden Anblick loszureissen, der doch so unendlich einfach ist. Wir befinden uns auf der Höhe zwischen Kephallonia und Zante; das Meer 'still und eben, einem reinen Spiegel gleich', aber von tief dunkelblauer Farbe, nur unmittelbar um das Schiff kleine, weisse, sich kräuselnde Wellen, gleichsam der Seifenschaum Amphitrites; über ihm in lichtem Blau der Himmel sich wölbend; links die weissen kahlen, unregelmässig unten mit grauen Ölbäumen, oben mit schwarzen Fichten gleichsam überstreuten Kalkfelsen von Kephallonia, vorn gradaus die immer deutlicher auftauchende,

1) Ein Verzeichnis seiner Vorträge in der Denkschrift zur fünfzigjährigen Stiftungsfeier der Antiq. G. in Zürich. 1882. S. 94 f.

ähnlich geschwungene Küste von Zante, dem nächsten Ziel unserer Reise, weiter nach links zwischen ihr und den Felsen von Kephallonia am äussersten Horizonte über den scharfen Umrissen eines Segelschiffes ahnungsvoll in verschwommenen Contouren auftauchend die Küste des Peloponnes; rechts der Blick ins unendliche Meer, auf welchem weisse Windwölkchen ruhen!“ Von Zante ging's nach Olympia und von da in anstrengendem Ritt quer durch den Peloponnes nach Arkadien: „er sass auf dem Pferde wie zu Hause auf dem Lehnstuhl“, berichtet sein Gefährte; auf dem Schlachtfeld von Mantinea wurden genaue Studien gemacht, und es gelang, die Stelle zu ermitteln, „wo nach guter Überlieferung der grosse Epaminondas 362 seinen Geist aufgab“. Von Argos aus schildert er am 8. Oktober begeistert die Fülle der Eindrücke, die Lebenswürdigkeit des Prinzen, die Gunst des Wetters und fährt fort: „— ich selbst in körperlichem und geistigem Wohlbefinden, wie seit Jahren nicht, die Heidelberg-Karlsruher Misere tief, tief unter mir, — kurz, es ist ein wahrer Jungbrunnen, in den ich mich täglich eintauche. — Ich zittere nur, dass auf soviel Glück ein Rückschlag erfolgt.“ — Nach einer Besichtigung der Schliemannschen Ausgrabungen in Mykene gelangte er nach Athen. Hier schwelgte er zwei Wochen „in der gründlichsten Besichtigung dieser ewigen Musenstadt“. „Einiges wenigstens“ schreibt er (13/14. Oktober), von unserer Reise lasse ich folgen: 'besser ein Bruchstück als Nichts' — den Satz lernt man besonders in Athen schätzen.“ Dann später am 20. Oktober: „Erwartet keinen langen Brief von mir, keine Reisebeschreibung. Es ist unmöglich, da auch der Aufenthalt hier eine ununterbrochene Kette genussvoller Anstrengung ist. Jeder Tag, jede Stunde bietet Neues, Bedeutendes, Unvergessliches. Es handelt sich für mich nicht um eine gewöhnliche Touristenreise, wo man sich 'amüsirt' und mit dem Bädeler in der Hand so lange in Museen herumbummelt und nach Vorschrift anschaut, bis man müde wird, sondern um eine An- und Aufregung, um eine lebendige Veranschaulichung meiner hellenischen Studien, von welcher ich keine Ahnung hatte, die mir bis ans Ende meiner Tage fortwirkend gegenwärtig bleiben wird. Die Begeisterung, mit welcher ich schon auf italienischem Boden diese Reise angetreten, die hohe Erwartung, welche mir die ersten Eindrücke gewährt, das Alles bleibt nicht nur, es steigert sich wo möglich von Tage zu Tage. Natürlich auch meine innige Dankbarkeit für S. H.; ich darf ihn als denjenigen bezeichnen, den ich nach altgriechischem Brauche unter meine höchsten 'Wohlthäter' setze! Notizen mache ich mir aber auf Tritt und Schritt: kurz, abgerissen, für Jedermann unverständlich, aber für mein Gedächtniss ausreichend. Jedenfalls ist die Verwertung dieser Reise nach der Schlussredaction und dem Druck der Perserverdeutschung meine nächste literarische Arbeit: in welcher Ausdehnung und Form, kann ich noch nicht bestimmen.“ „Manchmal“, heisst es dann am Schlusse dieses seines letzten Briefes, „möchte ich mir Vorwürfe machen, dass ich Euch so lange verlassen konnte, dann darf ich aber mit Tell sagen: 'Und doch an Euch nur denk ich, meine Kinder!' Denn mit Gott werden alle die geistigen Schätze und Errungenschaften, welche ich von dieser erhebenden Reise heimbringe, auch für Euch und über meinen Tod hinaus Früchte tragen, wenn mir Gott noch einige Jahre Leben und Gesundheit lässt! — Morgen (21. Oktober) geht es nach Marathon.“<sup>1)</sup>

1) Hiernach ist die Notiz des Νεόλογος Ἀθηνῶν vom 22. Oktober 1876, die ich Herrn Dr. Kinkel verdanke, dass der unglückliche Ritt am 19. Oktober stattgefunden (τὴν παρελθούσαν πέμπτην), zu berichtigen.



Zwischen Stamata und Marathon ging Köchlys Pferd durch und warf ihn bei einer Senkung des Weges ab; die Freunde fanden ihn mit blutigem Gesicht, die Erinnerung vollständig geschwunden, während er sonst sprechen und gehn konnte. Nach Stamata in ein Bauernhaus gebracht fand er unter ärztlicher Behandlung nach einer halben Stunde das Bewusstsein wieder, und es zeigten sich keine weiteren Folgen des Unglücksfalls: am zweiten Tage studierte er wieder rüstig in Athen die Museen. So verflossen noch sieben Tage in anregendster Weise, und es wurde eine zehntägige Landreise nach dem nördlichen Griechenland beschlossen. „Köchly freute sich wie ein Kind auf Weihnachten“, berichtet sein Reisegefährte, „die Stätten und Städte, die Gefilde und Schlachtfelder mit Augen zu schauen, die er so oft durchforscht.“ Noch am Abend vor der Abreise wurde die Schlacht bei Platäa nach dem Original durchgenommen, die Karte genau studiert, der ganze Verlauf der grossen Kämpfe durchgearbeitet, um an Ort und Stelle völlig au fait zu sein. Unklare Stellen notierte er und liess Änderungen in der deutschen Wiedergabe des Herodot eintragen. Am folgenden Tage war Köchly von der grössten Heiterkeit und Frische: nie habe er sich wohler und fester befunden, rief er zu wiederholten Malen aus. Über die Befestigungen von Eleutherä, die ihn sehr interessierten, notierte er sich vieles in sein Tagebuch. Zu Vilia am Kithäron ward übernachtet; er war noch den Abend vollkommen heiter: doch früh morgens kam ein Anfall seiner Krankheit, so heftig, dass die Tour nach Aegosthenä aufgegeben und sofort die Rückkehr nach Athen angetreten werden musste. Das weitere ist Ihnen bekannt: wie Köchly unter grossen Qualen nach Triest geschafft wurde, anfangs noch ohne ernstliche Sorge um sein Leben — „es ist ein ungeheures Pech, aber nichts weiter!“ schreibt er am 10. November an die Seinen —, wie dann die Gattin und einer der Söhne an sein Krankenlager eilten, er sich in lateinischen Distichen<sup>1)</sup> von seinem Gefährten verabschiedete und im Angesicht des Todes festen Mutes unter folternden Körperschmerzen sich die griechische Grabschrift dichtete, die jetzt auf seinem Leichensteine steht:

Ἀρμίνιος Κοιχλὺς, ὃ τ' αἰὶ γ' ἐπόθηεν, Ἀθήνας  
ὠπὲ τυχῶν ἰδέειν, μοῖραν ἰδὲν θανάτου.

Am 3. Dezember hat ihn der Tod hinweggenommen<sup>2)</sup>. Vielen von Ihnen wird wohl noch die erhebende Leichenfeier in Erinnerung sein, bei welcher der von Professor Lang komponierte Trauerchor aus der Antigone Ἔτλα καὶ Δανάας οὐράνιον φῶς gesungen wurde und Hofrat Stark, auch hier seine edle und freundschaftliche Gesinnung bewährend, im Namen der Universität dem Kollegen die Trauerrede hielt. Sein fürstlicher Freund aber, dessen warme Teilnahme, dessen treue Sorge ihm die griechische Reise verschönt, die traurige Heimfahrt erleichtert hatte, liess ihm den Leichenstein setzen, der jetzt auf seinem Grabe bei Heidelberg steht.

Hochverehrte Versammlung! Wohl trauern wir um den Dahingegangenen, und wir können uns nicht darein finden, dass der gebietende Mann mit dem weissen Haar und dem feurigen Auge uns für immer entrissen, dass sein lebendiges Wort für immer verstummt ist, und wir wären versucht, gerade um ihn mit dem Dichter zu klagen:

1) Bei Wunder Ecce S. 75.

2) Nach dem eingehenden Bericht des Primärarztes Dr. Fischer in Triest (s. Wunder Ecce S. 76 und 115) ist der Tod nur durch ein acutes Stadium seines chronischen (Blasen-) Leidens herbeigeführt, und der Sturz bei Marathon kann nicht als Mitursache des erfolgten Todes angesehen werden.

Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,  
Und wie der Klang verhallt in dem Ohr,  
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,  
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk —

hätte er nicht der dauernden Werke viele geschaffen! Die werden auch denen, welche den Lebenden nicht von Angesicht zu Angesicht gekannt und den Zauber seiner Persönlichkeit nicht empfunden haben, Zeugen sein von dem Ernste seines Strebens, der gemüthvollen Tiefe seiner Auffassung, von dem Adel seiner Gesinnung und der echt hellenischen Schönheit seiner Darstellungsweise. Alle aber, die ihn gekannt haben, tragen ein dauernd Denkmal von ihm in ihren Herzen, und ich schliesse mit dem einfachen Worte, das mir und allen seinen Schülern von Herzen kommt:

Tot ist nur wer vergessen wird!

Hierauf schliesst der Präsident, dem Vorredner für den geübten Akt der Pietät dankend, mit einigen geschäftlichen Mittheilungen um 1 Uhr 30 Min. die Sitzung.

---

Der Nachmittag wurde von einigen Sektionen zu Sitzungen benützt, war aber im Übrigen zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt Karlsruhe bestimmt. So erhielten zahlreichen Besuch die Grossh. Hof- und Landesbibliothek, welche eine Ausstellung ihrer interessantesten Schätze (Handschriften, Incunabeln, Münzen etc.) veranstaltet hatte, die Grossh. Alterthums- und ethnographische Sammlung, die Grossh. naturhistorische Sammlung, die Grossh. Gemädegallerie und Kupferstichsammlung u. s. w.

Da das auf 4 Uhr beabsichtigte, von der Stadt Karlsruhe den Gästen gebotene Gartenfest im Stadtpark des dauernd schlechten Wetters halber unterbleiben musste, so fanden sich die Festgenossen erst um 9 Uhr Abends wieder in der glänzend erleuchteten Festhalle zusammen zum Festcommence, der unter der Leitung des Herrn Professor Dr. Goldschmit von Karlsruhe nach allen Regeln von Statten gieng. Zahlreiche Trinksprüche und Salamander ernsten und heiteren Inhaltes, an der Spitze eine begeisterte Rede des Leitenden auf Seine Majestät den Kaiser und Seine Königliche Hoheit den Grossherzog, abwechselnd mit Gesängen aus dem (aus Originalbeiträgen badischer Dichter zusammengestellten) Festliederbuche, würzten das fröhliche Fest, dessen letzte Theilnehmer erst am frühen Morgen sich trennten.

---

#### Vierte allgemeine Sitzung

am Sonntag den 30. September 1882 Vormittags 10 Uhr  
im grossen Saale der städtischen Festhalle.

Der Präsident, Herr Geh. Hofrath Dr. Wachsmuth ertheilt nach einigen geschäftlichen Mittheilungen das Wort an Herrn Prof. Dr. Ziegler, bisher in Baden, jetzt in Strassburg, zu einem Vortrage

## Über die Entstehung der alexandrinischen Philosophie.

### Hochansehnliche Versammlung!

Im Anfang war das Wort! Wenn dieser erste Vers des Johannes-Evangeliums noch immer den modernen Menschen beschäftigt, wie ihn uns Goethe in seinem Faust mit allen seinen Skrupeln und Zweifeln, mit all' seinem Ringen und Kämpfen, mit all' seinem Lieben und Leiden dargestellt hat, so ist der erste, der diese Lehre vom Wort, der den Begriff des Logos gefunden oder doch in den Mittelpunkt der Weltbetrachtung gerückt hat, der Jude Philo gewiss noch immer unseres Interesses wert; und schon aus diesem Grunde bedarf es vielleicht keiner besonderen Rechtfertigung, dass ich es wage, die Aufmerksamkeit dieser hochansehnlichen Versammlung auf einige Augenblicke für ihn in Anspruch zu nehmen. Wenn ich aber weniger darauf ausgehe, die Lehren dieses Philosophen vor Ihnen zu entwickeln, als vielmehr das oft erörterte Problem von der Entstehung und Herleitung seiner Philosophie noch einmal zu untersuchen, so hat dies seinen speziellen Grund zunächst in dem Erscheinen zweier Schriften des Strassburger Privatdozenten Lucius über die Therapeuten und über den Essenismus. Diese zwingen uns, die alte Frage aufs neue vorzunehmen, ob die alexandrinische Philosophie wesentlich jüdisch oder wesentlich griechisch, ein Erzeugnis des Orients und des semitischen Geistes oder ein Gebilde des Occidents, eine Frucht am Baume der griechischen Philosophie sei, und — um das Resultat gleich vorwegzunehmen — seine Aufstellungen legen es uns nahe, den fast auf- und preisgegebenen Standpunkt wieder einzunehmen, dass das Jüdische nicht nur einer der Faktoren dieser Philosophie, sondern ihr Hauptfaktor, dass der jüdische Geist, wenn auch nicht für sich allein selbstständig und in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit und Abgeschlossenheit, doch recht eigentlich der mütterliche Schooss gewesen ist, aus dem die alexandrinische Philosophie herausgeboren wurde.

Endlich aber hat diese Frage auch noch ein allgemeineres Interesse insofern, als in der verschiedenen Beantwortung derselben sich gewissermassen die verschiedenen philosophischen Standpunkte der letzten 100 Jahre widerspiegeln. Denn wenn frühere Geschichtschreiber diese Erscheinung in kleinlich-pragmatischem Geiste auf einzelne Zufälligkeiten oder gar auf bewussten Betrug zurückzuführen suchten, so sehen wir darin die ganze Äusserlichkeit und Oberflächlichkeit, den völlig unhistorischen Sinn und Geist des Rationalismus vulgaris. Und wenn dann Georgii<sup>1)</sup> dieser äusserlichen und kleinen Auffassung mit Einem Schlag ein Ende machte und das System Philo's als den Ausdruck der Idee seiner Zeit, der Idee des Weltreichs darstellte, wie es Alexander der Grosse gegründet hat, so zeigt sich darin die Tiefe und Genialität der Hegel'schen Philosophie, über welche doch nur diejenigen so vornehm die Achsel zucken, welche sie nicht kennen, zeigt sich aber zugleich auch die Einseitigkeit dieser Schule, welche glaubt, mit dem Erfassen der Idee, des Allgemeinen der mühsamen Erforschung des Einzelnen auf dem Wege der Empirie überhoben zu sein. Die neuere Naturwissenschaft hat uns gelehrt,

---

1) Über die neuesten Gegensätze in Auffassung der Alexandrinischen Religionsphilosophie, insbesondere des jüdischen Alexandrinismus. Eine historisch-theologische Untersuchung von J. Ch. Ludwig Georgii, in Illgens Zeitschrift für historische Theologie, Jahrg. 1839. H. 3 und 4.

dass es auch im Reiche des Geistes keine generatio aequivoca giebt, dass wir mühsam und Schritt für Schritt die Mittel- und Zwischenglieder suchen müssen, um die Abstammung der Gedanken, um den Ursprung der Ideen und Systeme zu finden. Und in diesem Sinn und Geist hat dann Eduard Zeller<sup>1)</sup> in seiner Geschichte der griechischen Philosophie Hegelsche Tiefe und philologische Empirie, philosophischen Geist und kritischen Scharfsinn in unübertroffener Weise zu verbinden gewusst und dadurch jenes Meisterwerk zustande gebracht, in welchem jeder einzelne Satz, ja jedes einzelne Wort der Überlieferung, wenn es wichtig genug ist, aufs sorgfältigste geprüft wird, und welches doch niemals das wichtigere Ganze, niemals über den Buchstaben den Geist vergisst. Und glücklicherweise kam Zeller in unserer Frage über die Entstehung der alexandrinischen Philosophie zu einem dem unsrigen entgegengesetzten Resultat, dass nämlich Philo und sein System wesentlich griechisch und ein Produkt des griechischen Geistes sei: glücklicherweise sage ich, denn dieser Annahme verdanken wir die Aufnahme und die so überaus lichtvolle Darstellung des Philonischen Lehrgebäudes in seiner Geschichte der griechischen Philosophie.

Nun ist ja freilich zuzugeben, und es kann dies nicht genug betont werden, dass es nicht der alte jüdische Geist in seiner Unberührtheit und Abgeschlossenheit gegen alles Fremde, sondern dass es der mit griechischem Inhalt vielfach erfüllte, mit griechischer Form vielfach imprägnierte Geist des Judentums gewesen ist, dem die alexandrinische Spekulation ihre Entstehung verdankt. Mit Recht heisst sie darum die alexandrinische: nicht etwa nur der zufällige Geburtsort soll damit bezeichnet, sondern es soll gesagt sein, dass sie nur in der geistigen Atmosphäre dieser Stadt sich herausbilden konnte, welche Alexander der Grosse mit vollem Bewusstsein als die Stadt des Weltreichs gegründet und geschaffen hat. Denn die Idee des Weltreiches ist es in der That gewesen, die „mit unwiderstehlicher Gewalt sich des Lebens der Völker bemächtigte und alle Formen desselben siegend oder zerstörend sich unterwarf“. Und selbst das sprödeste aller Völker, die Juden mussten sich hier in Alexandria, wohin sie seit Alexander dem Grossen immer zahlreicher eingewandert waren, dieser kosmopolitischen Idee des neuen Zeit- und Weltalters, dem Glauben an die Einheit des griechischen und des eigenen Lebens erschliessen. Indem sie anfangen, gleiche Sprache, gleiche Institutionen, gleiche Sitten, gleiche Gesetze, gleiche Könige mit den Griechen zu haben und in täglichen Verkehr mit denselben zu treten, war hinfort ein polemisches Verhalten, ein sprödes Abschliessen gegen das Griechentum und also auch gegen dessen Philosophie nicht mehr möglich. Die Verschmelzung und Abschleifung des Gegensatzes war die unvermeidliche Folge der Thatsache, dass die Juden in Alexandria ein integrierender Bestandteil des Weltreichs geworden waren, das sich gerade in dem socialen Organismus dieser Stadt vollkommener als irgend anderswo darstellte.

Und dass nun ein denkender Kopf diesen welthistorischen Process auch denkend erfasste und philosophisch zum Austrag brachte, was faktisch schon vorhanden war; dass er mitten in dieser Entwicklung stehend eine Philosophie schuf, welche eben auf dieser Idee des Weltreichs beruhte und die heimische Denkweise, also in diesem Fall die religiösen Anschauungen des Judentums mit griechischem Geist und griechischer Weisheit verschmolz, und dass er, der scheinbare Eklektiker, doch ein wirklich Neues hervorbrachte, das als der deckende Ausdruck der Idee seiner Zeit auch weiterhin befruchtend wirkte,

1) Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung, dargestellt von Dr. Eduard Zeller. Dritter Teil, 2. Abteilung, 3. Auflage. 1881.



das alles versteht sich eigentlich von selbst. Dieser denkende Kopf nun war Philo. Ihm gebührt das Verdienst, wenn auch nicht als der einzige und erste, so doch den ersten und einzigen gelungenen Versuch gemacht zu haben, Judentum und Griechentum, Orient und Occident denkend zu einigen und das grosse Werk Alexanders spekulativ nachzuthun. Aber dabei bleibt er durchaus Jude. Vom Standpunkt der griechischen Philosophie aus betrachtet, wäre er in der That ein Eklektiker wie so viele andere seiner Zeit, ein Eklektiker, dem Heraklit, Plato und die Stoiker und teilweise auch Aristoteles ihre Gedanken leihen mussten, während er die Lehren der Sophisten, der Skeptiker und Epikureer als gottlose entschieden verwarf. Nun aber findet er dieselben Gedanken wie bei jenen von ihm so hochverehrten griechischen Meistern auch schon im alten Testament, das darum für ihn immer der Rahmen geblieben ist, in den sich alle jene Gedanken einfügen, das inspirierte Buch der Bücher, an dem sich alle zuerst auf ihre Probehaltigkeit hin prüfen lassen müssen. Zu diesem Behuf war es dann freilich für ihn subjektiv notwendig, zur Allegorie zu greifen, die ja recht eigentlich das charakteristische Merkmal und das formale Princip der alexandrinischen Philosophie ist und von Philo mit der ausschweifendsten, uns ganz unbegreiflichen Willkür und Gewaltthätigkeit gehandhabt wird.

Materiell ist für Philos System der Gottesbegriff von besonderer Wichtigkeit, und gerade zu ihm giebt das Judentum mehr als nur die Form. Denn die Transcendenz desselben knüpft zwar an an platonische Gedanken, war aber in dieser Schroffheit doch nur möglich bei einem Mann, dessen Geist von Jugend auf erfüllt war mit der alttestamentlichen Lehre vom transcendenten, über alles erhabenen heiligen Gott. Erst aus dem Gedankenkreis des alten Testaments heraus ist ein System denkbar und möglich, dessen bemerkenswerteste Eigentümlichkeit die ist, dass Gott ihm zu hoch zu stehen scheint, um selbst der Schöpfer oder richtiger gesagt: der Bildner der Welt sein zu können. Daraus folgt dann mit unmittelbarer Notwendigkeit jenes Zwischenreich von Kräften, das allerdings wieder Platos Ideenwelt nachgebildet, aber doch dadurch eigentümlich gestaltet ist, dass einerseits die Engellehre des späteren Judentums auf dasselbe einwirkt und seine Kräfte verselbständigt hat, und dass andererseits diese Zwischenkräfte alle zusammengefasst und zur Einheit verbunden werden in dem Begriff des Logos. Die Logoslehre ist, wie schon gesagt, die spezifische Leistung und Schöpfung Philos. Es liegt nun nahe, und es ist dies schon vielfach geschehen, so von Zeller, und namentlich auch von Max Heinze<sup>1)</sup>, dieselbe auf die stoische Logoslehre als auf ihre nächste Quelle zurückzuführen. Allein auf dem Boden des stoischen Pantheismus und Materialismus muss dieselbe doch eine ganz andere Bedeutung haben als hier unter der Voraussetzung des jüdischen Monotheismus, und daher wird es immer wieder zu allererst angezeigt sein, im alten Testament selbst nach der Wurzel dieser Lehre und nach einer Analogie für dieselbe zu suchen. Und hier bietet sich uns ja die Anschauung vom Geiste Gottes dar, der bei der Schöpfung schon thätig ist; vom Wort Gottes, das die Vermittlung zwischen dem transcendenten Gott und der Menschheit übernimmt und als Offenbarungsorgan fast schon selbständige Bedeutung gewinnt; und endlich vor allem der Begriff der Weisheit, von der namentlich die späteren Bücher des Judentums soviel zu rühmen wissen und die schon im achten Kapitel der Proverbien und noch vielmehr freilich in

---

1) Die Lehre vom Logos in der griechischen Philosophie von Dr. Max Heinze. 1872.

dem apokryphischen Buche der Weisheit Salomonis von Gott selbst klar und deutlich unterschieden, personifiziert und verselbständigt wird. Mittler zwischen Gott und Welt, Bildner und Schöpfer, Regent und Erhalter der Welt, kosmisches und intellektuelles Princip, daneben aber auch Ideal des Menschen und Ziel seines sittlichen Lebens und Strebens — alles das ist schon im alttestamentlichen Begriff der Weisheit zum mindesten angebahnt, und was Philo von den Stoikern hierbei entlehnt hat, beschränkt sich meines Erachtens wesentlich nur auf die Bevorzugung des Namens λόγος, da er das Maskulin λόγος der hohen Stellung, die er ihm anwies, für würdiger erachtete, als das Femininum σοφία.

Durch die Transcendenz seines Gottes wird dann Philo weiter zu einem, dem Judentum als Theismus übrigens durchaus nicht fremden und fremdartigen Dualismus geführt, der sich trotz des Versuchs, die Kluft durch Zwischenwesen auszufüllen, im ganzen System geltend macht: Gott, dem Princip aller Kraft und alles Lebens, alles Vollkommenen und Guten steht die nur leidende und nichtseiende, form- und gestaltlose Materie gegenüber. Auch das ist zunächst ein Gedanke der griechischen Philosophie, und wir wissen, dass schon bei Plato dieser Dualismus sich anschickt, die Ethik in un griechischer Weise zu einer negativ-asketischen zu machen. Aber wo der griechische Geist mit seiner ungebrochenen Lebenskraft und naiven Lebenslust, mit seinem Sinn für alles Schöne und Natürliche dominiert, da überwindet er jederzeit den Dualismus, und gerade da, wo er sich am ersten praktisch fühlbar machen müsste, am raschesten, auf dem Gebiete der Ethik. Dass nun das Philo nicht gelungen, dass seine Anthropologie und Ethik durchaus dualistisch, und die letztere eben darum teilweise asketisch ausgefallen ist, beweist, dass seine Philosophie überhaupt nicht griechisch gedacht, sondern dass sie wesentlich jüdisch geblieben ist: sobald das Judentum anfang, philosophisch seiner selbst bewusst zu werden, musste es in der Konsequenz seines transcendenten Gottesbegriffs asketisch werden.

Die Seele ist ihrer Natur nach göttlich, der Körper als materieller mit Sünde behaftet; folglich wird die Verbindung beider von Anfang an als sündhaft, als eine Art von Sündenfall gedacht, und daraus ergiebt sich unmittelbar als sittliche Aufgabe für das menschliche Leben die Loslösung und Befreiung der Seele vom Körper und seiner Umschlingung: je schroffer Philo Dualismus ist, mit desto grösserem Nachdruck wird diese Forderung von ihm erhoben. In solchem Zusammenhang lautet es dann bei ihm doch ganz anders als bei Plato und den Pythagoreern, wenn er den Körper als Kerker und Grab der Seele oder gar als den Leichnam bezeichnet, mit dem unser lebendiger Geist verwachsen sei. Und weil er als Jude vom alten Testament her die Sünde als eine positive Macht, als eine Auflehnung und einen Abfall von Gott kennt, so ist auch der Begriff der allgemeinen Sündhaftigkeit bei ihm viel energischer betont, als bei Plato oder selbst bei den späteren Stoikern der römischen Kaiserzeit. Wo Plato Optimist ist, ist Philo, wie der einzige Philosoph des alttestamentlichen Kanons, der Verfasser des Kohelet, Pessimist; und wo jener die negative Richtung seiner Moral rasch durch positive Forderungen überwindet, da bleibt dieser wesentlich befangen in einer, wenn auch milden, negativ-asketischen Sittlichkeit.

Daher — als eine Folge also nur, nicht als principielle Abhängigkeit — fühlt sich Philo in seiner Ethik vor allem hingezogen zu den Stoikern, mit denen er alle Lust verwirft und die Apathie, die völlige Loslösung von den im Körper wohnenden und

aus ihm ihre Nahrung ziehenden Affekten fordert. Doch nimmt diese seine Tugend- und Güterlehre alsbald wieder eine religiöse Wendung und kommt zu dem Resultat, dass wie die Nachfolge und Nachahmung Gottes die höchste Tugend, so das Schauen Gottes das einzige Gut, die höchste Weisheit sei. Und wenn dahin auch die Selbstthätigkeit des Menschen, Askese und Unterricht, den Weg bahnt, so ist die höchste Vollendung dieser Weisheit doch nichts anderes als ein freies Geschenk der Gottheit selbst.

Überhaupt aber — und damit erreichen wir die Spitze des philonischen Philosophierens — kann eine vermittelte Erkenntnis Gottes niemals das Höchste sein und geben, ja ein vermitteltes Er- und Begreifen der transcendenten Gottheit ist überhaupt nicht möglich. Hiezu bedarf es vielmehr einer besonderen Begabung und Begnadigung, eines besonderen von aller Körperlichkeit losgelösten Zustands der Erleuchtung, bedarf es mit einem Wort der Ekstase, in welcher die Seele gleich den Korybanten in bacchischer Begeisterung und ihres Gottes voll wie ein Prophet dahingerissen wird. Und gerade das ist charakteristisch für diesen philonischen Begriff der Ekstase, dass er ihn ausdrücklich und wiederholt anknüpft an das alttestamentliche Prophetentum, das er freilich dahin erweitert, dass ihm jeder Gute und Gerechte ein solcher Prophet ist. Damit hat sich Philo vollständig auf den religiösen Boden seines Volkes zurückbegeben, von dem er ausging: Gott ist Ziel und Quelle der Tugend, er ist das höchste Gut, und der einzige, der dieses Gut geben kann, er ist mit einem Wort das A und das O der alexandrinischen Religionsphilosophie.

War nun so Philo in den Principien und Grundlagen seines Systems trotz aller griechischen Einflüsse wesentlich Jude, so war er in den Einzelheiten und Detailfragen allerdings weniger konsequent, weniger aus einem Guss, und griff hier oft recht eklektisch nach stoischen oder aristotelischen Bestimmungen. Aber auch da zog ihn die natürliche Wahlverwandtschaft immer wieder zu dem dem jüdischen Geiste am nächst Liegenden, so wenn der Alexandriner mit Vorliebe die Idee des Weltbürgertums aufnimmt, weil sein spezifisch jüdisches Wesen ihn von vornherein dem Staat gleichgiltiger gegenüberstehen liess, als den occidentalischen Griechen oder Römer. Und ebenso hängt sein wenig gerechtes und mildes Urteil über die Frauen zusammen mit der dualistischen Auffassung des Geschlechtslebens und den Glauben an seine Unreinheit im alten Testament.

Aus dem Bisherigen ergibt sich wenigstens, so hoffe ich, die Möglichkeit, die alexandrinische Philosophie aus dem Judentum selbst herzuleiten. Allein die Entscheidung dieser Frage liegt doch noch anderswo. Zwei Säulen gewissermassen tragen die Ansicht von dem griechischen Ursprung des philonischen Systems, und diese müssten erst umgestürzt sein, bevor wir den jüdischen Ursprung wirklich behaupten und an demselben festhalten dürften. Von zwei Sekten nämlich berichten uns Philos Schriften, die namentlich zu seiner Ethik und der asketisch-beschaulichen Haltung derselben das lebendige Beispiel, Muster und Vorbild abgeben, von den Therapeuten und von den Essenern.

Von den ersteren, den Therapeuten, giebt uns eine unter Philos Namen überlieferte Schrift: περὶ βίου θεωρητικοῦ, vom beschaulichen Leben, ausführlichen Bericht. Und wenn wir uns für diese merkwürdige Sekte, die ihren Hauptsitz in Ägypten und ganz speziell in der Umgegend von Alexandria gehabt haben soll, nach einer Entstehungsursache umsehen, so bleibt allerdings nur der Neupythagoreismus übrig als die einzige Erscheinung jener Zeit, die etwa dazu befähigt gewesen wäre, den Therapeutismus ins Leben zu rufen. Sind aber die Therapeuten abhängig vom Neupythagoreismus und hat

Philo jene Schrift über sie wirklich geschrieben, dann allerdings ist bei dem engen Zusammenhang zwischen philonischer und therapeutischer Weltanschauung kein Entrinnen möglich, dann ist Philo in all' seinem Denken wesentlich beeinflusst von dieser alexandrinischen Sekte und mit ihr beeinflusst vom neupythagoreischen System, ist somit wesentlich ein Kind des Griechentums, nicht des Judentums. Nun hat aber, wie schon erwähnt, der Strassburger Theologe Lucius<sup>1)</sup>, allerdings im Anschluss an frühere Aufstellungen des jüdischen Gelehrten Grätz<sup>2)</sup>, in geradezu glänzender Ausführung nachgewiesen, dass es überhaupt keine Therapeuten gegeben habe und dass die Schrift 'de Vita contemplativa' nicht von Philo verfasst sei, sondern dass wir es hier zu thun haben mit dem Produkt eines literarisch und philosophisch gebildeten Christen aus dem Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts<sup>3)</sup>, welcher „begeistert für die Askese seiner Zeit die allenthalben und namentlich in seiner ägyptischen Heimat aufkommende Sitte der christlichen Mönche, sich von der Gesellschaft abzusondern, um ungestört allein oder im Verein mit Gleichgesinnten sich ihrem Beruf widmen zu können, durch eine panegyrische Schilderung zu verherrlichen und ihre Lebensweise zu verteidigen und zu rechtfertigen“ suchte. Und „kein anderer Name konnte die Auktorität dieser Schrift besser stützen, als der Name des gefeierten alexandrinischen Philosophen Philo.“ Diese Ansicht, dass wir es hier mit einer völlig unhistorischen christlichen Fälschung zu thun haben, begründet Lucius teils durch das Stillschweigen aller Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte über diese Sekte, teils durch die Unmöglichkeit, sie in irgend einen geschichtlichen Zusammenhang in der Zeit vor Christi Geburt ohne Gewaltsamkeit einzureihen, teils durch philologisch-kritische Untersuchungen über die vorgebliche Schrift Philos, welche weder in die Stelle passt, die sie selbst beansprucht, noch vereinbar ist mit dessen Standpunkt im einzelnen, noch technisch der Schriftstellerei Philos angemessen wäre, noch endlich phraseologisch der vorchristlichen Literatur angehören kann. Der Macht dieser Gründe hat sich denn auch Zeller in der neuesten Auflage seiner Geschichte der griechischen Philosophie gebeugt und damit die eine Hauptstütze zur Begründung seiner Ansicht von dem durch die Therapeuten vermittelten Zusammenhang zwischen Philo und den Neupythagoreern preisgegeben.

Diese Säule ist also unwiderruflich gebrochen: wie steht's mit der zweiten? Hier stürmt freilich die ganze Fülle der Fragen, die sich um das Essenertum her aufgetürmt haben, auf uns herein, und doch können wir uns der Aufgabe nicht entziehen, in der Kürze wenigstens sie an uns herankommen zu lassen. Was wir von ihnen teils aus Philo teils aus Josephus teils aus Plinius wissen, ist folgendes, wobei ich mich natürlich auf das Allerwesentlichste beschränke und überdies zu bedenken gebe, dass in unseren Berichten über sie Dichtung und Wahrheit zusammengearbeitet und der Mythos ihrem Bilde manchen ungeschichtlichen Zug beigemischt haben dürfte. Die Sekte zählte etwas über 4000 Mitglieder, welche ihre Wohnsitze grösstenteils am Toten Meer, also in

1) Die Therapeuten und ihre Stellung in der Geschichte der Askese. Eine kritische Untersuchung der Schrift *de vita contemplativa* von P. E. Lucius, Lic. Theol. Strassburg 1879.

2) H. Grätz, Geschichte der Israeliten, Bd. 3. S. 463 ff.

3) Wie dieser Nachweis Weingartens Hypothese von dem Ursprung des Mönchtums im nachconstantinischen Zeitalter umstürzt, da ja Euseb (hist. eccl. II, 17) die Schrift bereits kennt, sei gelegentlich schon hier erwähnt.



der Einsamkeit aufgeschlagen hatten. Die bemerkenswerteste Eigentümlichkeit dieses seltsamen Völkchens ist neben manchen weniger bedeutsamen Äusserlichkeiten ihre asketische Lebensweise sowohl im Essen und Trinken, als auch namentlich der Ehe gegenüber, die sie im allgemeinen verwarfen; doch gab es auch solche unter ihnen, die heirateten, vielleicht dieselben, welche statt in die Wüste zu ziehen, in den Städten und Dörfern Palästinas wohnen blieben. Aber auch diese sahen den Zweck der Ehe lediglich im Kinderzeugen und der Fortpflanzung des Menschengeschlechts, resp. ihrer eigenen Sekte. Übrigens mussten sich dann auch die Frauen derselben Lebensweise wie die Männer, namentlich auch denselben strengen Waschungen unterwerfen, die ein Hauptkennzeichen der Essener bildeten. Das alles beweist, dass sie die Ehe wesentlich deshalb verwarfen, weil ihnen an und für sich die Frau mit ihrem intensiveren Geschlechtsleben im Anschluss an das alte Testament unreiner erschien, als der Mann, das Geschlechtsleben überhaupt also ihnen als Befleckung galt. Mit ihrer asketischen Lebensweise hängt dann weiter die Gütergemeinschaft zusammen, die bei ihnen herrschte: der Privatbesitz war ausgeschlossen, alles floss in eine gemeinsame Kasse, aus der wohl auch die Kosten für die gemeinschaftlichen Mahlzeiten bestritten wurden, welche ihnen teils als Opfermahlzeiten, teils deshalb für heilig galten, weil alle Speisen, von den Priestern zubereitet, vollkommen rein waren. Ferner verwarfen sie den Eid, obgleich sie damit ein „fürchterliches“ Aufnahmegelöbnis für die Novizen nach Ablauf einer strengen Probezeit von drei Jahren zu vereinigen wussten, das namentlich auch zum unbedingten Gehorsam gegen die Oberen verpflichtete. Der Zug lebenswürdiger Milde und allezeit vorhandener gegenseitiger Hilfsbereitschaft, der durch die stille Ordensgemeinschaft sich hindurchzieht, zeigt sich namentlich auch darin, dass sie keine Sklaven hielten. Ihr Glaube war im allgemeinen der jüdische, obgleich sie, wie sie wahrscheinlich kein Fleisch assen, so auch die blutigen Opfer verwarfen und dadurch in einen bestimmten Gegensatz zum echten Judentum und seinem Tempeldienst gerieten. Ihre Beschäftigung bestand vor allem im Ackerbau und in dem Betriebe der „Ethik“, wogegen sie die Logik als unnötig zum Besitze der Tugend, die Physik als menschliche Kraft übersteigend beiseite liessen. Und ich möchte diese Notiz Philos in der That „buchstäblich“ nehmen, in dem Sinn, dass sie bemüht waren, was sie praktisch übten, auch theoretisch zu begründen, wie sie z. B. die Sklaverei auch dialektisch bekämpften, weil sie ungerecht und unnatürlich sei und gegen das Gesetz verstosse, dass alle Menschen Brüder seien. Und ebenso hing ihre Askese zusammen mit einem stark ausgeprägten theoretischen Dualismus, wornach nur das Gute auf die göttliche Kausalität zurückzuführen, das Böse also von einer ungöttlichen Ursache herzuleiten sei, die sie ohne Zweifel in der Materie fanden. Denn die Seele wohnt nach ihnen im Körper wie in einem Kerker gefesselt, und deshalb eben schien ihnen ein tieferes sich Einlassen mit dem materiellen Leib verwerflich, jede Lust vom Übel; und daraus folgt dann auch der Glaube an die Präexistenz der immateriellen Seele auf der einen, an ihre Unsterblichkeit auf der andern Seite, womit sich die Annahme einer besonderen Seligkeit der Tugendheroen und einer besonderen Bestrafung der schlimmsten Frevler verband. Auch an der altjüdischen Streitfrage vom Verhältnis zwischen sittlichem Verhalten und menschlichem Ergehen haben sie sich abgearbeitet und sich wie die Pharisäer auf die εὐμαρτυρία d. h. auf die Abhängigkeit des äusseren Ergehens vom göttlichen Willen und Ratschluss zurückgezogen. Endlich sei auch noch ihrer ekstatischen Inspirationslehre im Anschluss

an den Prophetismus des alten Testaments und ihres Glaubens an gewisse magische Zauber- und Heilkräfte und dämonische Wunderwirkungen gedacht, womit sich eine Art Geheimlehre verknüpft zu haben scheint.

Was nun Zeller bestimmt hat, den rein jüdischen Ursprung dieser eben geschilderten oder wenigstens im allgemeinen charakterisierten Sekte zu bestreiten, sind vor allem folgende Punkte: ihre Verwerfung der Tieropfer und des Salböls, ihre Verschmähung der Ehe, das Verbot der Sklaverei und des Eids, gewisse Spuren von einer Verehrung der Sonne und endlich ihre theoretischen Ansichten über die Präexistenz und Unsterblichkeit der Seele und die allegorische Art der Schriftauslegung. Diese Gründe Zellers hat wiederum Lucius<sup>1)</sup> in einer erst jüngst erschienenen Schrift über den Essenismus zu widerlegen gesucht, doch nicht mit demselben Glück wie in seiner Schrift über die Therapeuten, und nicht ohne manche Gewaltthat, so wenn er erweisen möchte, dass die Enthaltung von Fleischnahrung überhaupt nicht Sache der Essener gewesen sei, wofür doch das gerade hierin unverwerfliche Zeugnis Porphyrs und vor allem die ganze „innere Konsequenz der Sache“ spricht. Allein darin hat er gewiss recht: wenn einmal der Bruch mit dem jüdischen Opfer- und Tempeldienst und dem jüdischen Priestertum erfolgt ist, so erklärt sich hieraus unschwer das meiste ihrer Gebräuche und Besonderheiten. Und dass wirklich in den Zeiten der Not unter Antiochus Epiphanes und vielleicht speziell infolge der „ungesetzlichen, lüderlichen, in ihrer Abscheulichkeit einzigartigen Hohenpriesterwirtschaft unter Iason, Menelaos und Alkimos“ der äusserste Flügel der sogenannten Chasidim oder Asidäer, mit denen die Essener als „die Frommen“ im Lande ja auch im Namen übereinstimmen, vollständig mit der Tradition des Judentums und seinem Opfer- und Tempeldienst gebrochen und ohne direkte fremde Einwirkung aus dem inneren Wesen des späteren jüdischen Geistes selbst heraus sich als Sekte konstituiert habe, wie sie uns in den Essenern entgegentritt, das hat alle Wahrscheinlichkeit für sich. Dazu kommen aber noch eine Reihe von Anhaltspunkten und Erwägungen im einzelnen, die Lucius allzuwenig beachtet hat. Schon der allgemeine jüdische Charakter der Gesetzmäßigkeit und die Vermischung von äusserer Reinlichkeit und Reinhaltung auf der einen, von innerer Heiligkeit und Heiligung auf der andern Seite erklärt den ganzen — äusseren Habitus der Sekte, möchte ich es nennen; und ebenso haben wir auch die, übrigens nicht allgemein durchgeführte, Verschmähung der Ehe in der jüdischen Gesetzgebung begründet gefunden; das jüdische Gelübde des Nasiräats<sup>2)</sup> weist auf einen asketischen Zug schon im älteren Judentum und zugleich auf den darauf erhobenen Anspruch besonderer Heiligkeit und Gottwohlgefälligkeit zurück; und das Auftreten sowohl der älteren Propheten, eines Elia und Elisa, die man ja später in dem Essener Johannes wiedergekommen glaubte, als auch die Polemik des jüngeren Prophetentums gegen die Opfer und das ganze Opferwesen des jüdischen Volkes lassen in dem am Toten Meer in der Einsamkeit lebenden,

1) Der Essenismus in seinem Verhältnis zum Judentum. Eine kritische Untersuchung von P. E. Lucius, Privatdocent der Theologie. Strassburg 1881. — Diese Schrift begrüsst A. Hilgenfeld in der Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie Jahrg. 25, H. 3 (1882), soweit er mit ihm einig geht in seiner Herleitung der Essäer aus dem Judentum: er selbst denkt freilich an die Rechabiten und Keniter.

2) Das giebt im Grunde auch J. Grill, „über Bedeutung und Ursprung des Nasiräatsgelübdes“ (Jahrb. f. prot. Theol. 1880) zu, wenn er auch in der Aufnahme des asketischen Moments erst eine Modifikation der ursprünglich anders gedachten Institution sehen zu sollen glaubt.

Tieropfer verwerfenden, zu ekstatischem Wahr- und Weissagen geneigten, an Wunderwirkungen aller Art glaubenden Völkchen echt jüdische Züge in Hülle und Fülle erkennen; und selbst die allegorische Schrifterklärung findet im alten Testament, namentlich in der Symbolik des alttestamentlichen Kults mancherlei Berührungs- und Anhaltspunkte. Dem relativen Verbot, unbedacht zu schwören (Levit. 5, 4), mag es bei diesen skrupulösen Heiligen nicht besser ergangen sein, als dem Gebote, den Namen Gottes nicht zu missbrauchen, dessen Überspannung durch das spätere Judentum wir die Unkenntnis der Aussprache des Wortes Jehova verdanken. Ebenso werden wir in der Enthaltung von aller Fleischnahrung eine Ausdehnung der mosaischen Speisegebote erkennen. Die Verwerfung der Sklaverei endlich dürfte teils in alttestamentlichen Vorschriften über die Sklaven, teils und vor allem in der Entstehung der Sekte und der Not der Zeiten begründet sein, in denen Herren und Sklaven sich als eins zu fühlen alle Veranlassung gehabt haben werden. Und alles das Dinge, nach denen die Essener deshalb so energisch griffen, weil sie trotz des Bruchs mit dem Tempel Juden und sogar gerade die echten Juden bleiben, also in allen diesen Punkten eher mehr als weniger leisten, ein opus supererogativum thun wollten.

Dabei dürfen wir aber allerdings nicht vergessen, dass wir es in dieser Zeit nicht mehr mit dem ursprünglichen jüdischen Geist zu thun haben, sondern mit einem im Exil und nach dem Exil vielfach schon modifizierten Judentum, in welchem ja z. B. erst der Hang zur Apokalyptik grossgezogen worden ist, wie er unter dem Druck der Fremdherrschaft unverkennbar auf den Orden der Essener, namentlich auch in dessen Lehre von der Seele und ihrem jenseitigen Zustand Einfluss gewonnen hat. Und in dieser Periode dürfen wir darum auch das Hereingreifen fremder Einflüsse nicht ganz abweisen. Namentlich möchte ich dabei die Einwirkung des Parsismus nicht in Abrede ziehen, welche ja mit ihrer dualistischen Engel- und Teufelslehre selbst in scheinbar älteren Büchern des alten Testaments unverkennbar zu Tage tritt: in dem Sonnenkultus der Essener glauben wir ebenfalls seinen Spuren zu begegnen. Ja selbst den Einfluss gewisser allgemeiner Gedanken und Erscheinungen des Buddhismus möchte ich von dieser jüdischen Form des Ordenslebens ebensowenig ausschliessen, als er sich von der Entstehung des christlichen Asketismus völlig wird ausschliessen lassen. Viel zweifelhafter ist mir dagegen die Frage nach griechischen Vorbildern, auf welche ja Zeller gerade in erster Linie rekurriert. Die Kreise, aus denen die Essener stammen, gehören eben der Partei des Judentums an, welche als die Frommen im Lande den griechischen Einfluss ausdrücklich bekämpften und fernhielten, woher z. B. ihre Verwerfung des Salböls kommen könnte, das sie allzusehr an das Salben der Wettkämpfer bei den griechischen Wettspielen gemahnte. Die einzige Erscheinung im Griechentum aber, welche zur Erklärung ihres Entstehens herangezogen werden könnte, wäre der Neupythagoreismus, und dieser ist nachweisbar 100 Jahre später entstanden als die essenische Sekte; denn der Römer P. Nigidius Figulus, der Freund Ciceros, ist „der erste uns mit Namen bekannte Mann, welcher der neuen pythagoreischen Schule zugezählt wird“. Freilich war durch die orphisch-pythagoreischen Mysterien der Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Pythagoreismus einigermaßen gewahrt, und Zeller schwächt daher seine Ansicht schliesslich dahin ab, dass diese orphisch-pythagoreische Lehre in Judäa Beachtung gefunden und dort sektenbildend gewirkt, dass aber erst später unter dem Einfluss der neupythagoreischen Philosophie der Essäismus die Gestalt und Ausbildung erhalten habe, in welcher er uns aus den Berichten des Philo und

Josephus entgegentritt. Solange man nun noch an die Existenz der Therapeuten als der ägyptischen Brüder der Essener glaubte, da mochte ein solcher Zusammenhang allerdings herzustellen sein zwischen den Vorläufern des Neupythagoreismus einerseits, der ja vielleicht, aber doch nur vielleicht, auf Alexandria als seine Geburtsstätte hinweist, und diesen palästinensischen Asketen andererseits; seitdem aber die Therapeuten ins Reich der Tendenzpoesie verwiesen sind, fehlt ein solches Zwischenglied, und eine irgendwie bedeutende und einflussreiche Berührung des selber erst mühsam sich wieder ans Licht ringenden Pythagoreismus mit dem Judentum in Palästina scheint mir geradezu ausgeschlossen: weder Zeit noch Ort wollen stimmen, und notwendig ist, wie wir gesehen haben, die Annahme nicht.

Nun waren Philo Muster und Vorbild und zugleich die praktische Probe für die Richtigkeit seiner Theorie die Essener. Sind diese aus der griechischen Philosophie abzuleiten, dann ist es ohne alle Frage auch Philo; sind sie aber eine genuin jüdische Partei, so kann Philo, wie wir gesehen haben, dem Judentum erhalten bleiben: innere Gründe sprechen dafür, Therapeuten und Essener bilden keine Instanz mehr dagegen; dem Judentum erhalten freilich nicht in der ausschliesslichen Weise wie die Essener selbst, aber doch soweit, dass er nicht der Philosophie der Griechen, sondern der Spekulation der Juden zuzuweisen ist. Leichter und vollständiger wäre dieser Nachweis vielleicht dann zu führen, wenn wir von den Vorläufern Philo Genaueres wüssten. Aber der einzige, den wir kennen, ist Aristobul, ums Jahr 150 vor Christus, und zwischen ihm und Philo, dem Zeitgenossen Christi, verliert sich fast jede Spur; denn das wichtigste Zeugnis dieser alexandrinischen Spekulation ausser Philo, die Hauptstütze allerdings für unsere Auffassung derselben, das pseudosalomonische Buch der Weisheit hat wohl selbst wieder einen, wenngleich etwas älteren Zeitgenossen Philo zum Verfasser.

Hochansehnliche Versammlung! Es war natürlich nicht möglich, in der kurzen Spanne Zeit, die mir vergönnt war, meine Ansicht von der Entstehung der alexandrinischen Philosophie im einzelnen nachzuweisen und zu begründen; vieles musste blosser Behauptung bleiben, vieles konnte nur kurz angedeutet werden<sup>1)</sup>. Aber wenn es mir auch nur gelungen ist, das Problem, das Lucius hinsichtlich der Therapeuten und Essener so glücklich gefördert hat, auf Philo auszudehnen und von neuem die Möglichkeit wenigstens aufgezeigt zu haben, dass wir es hier mit einer spezifisch jüdischen Erscheinung zu thun haben, so ist der Zweck meines Vortrags erreicht. Was aus einer solchen Auffassung des Philonischen Systems für die von ihr abhängige Logoslehre des neuen Testaments folgt, das zu untersuchen muss ich den Theologen überlassen; und ebenso kann es hier nicht meine Aufgabe sein, den Einfluss dieses grossen jüdischen Philosophen auf den Neuplatonismus und dessen Entstehung zu entwickeln. Aber hervorheben darf ich doch zum Schluss, dass so aufgefasst Philo ein weiterer Beleg ist für den Satz Mommsens, dass „auch in der alten Welt das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition“ gewesen ist.

---

Nach diesem Vortrage, für den der Präsident im Namen der Versammlung dankte, erhielt das Wort Herr Oberlehrer Dr. Soltau aus Zabern zu seinem Vortrage

---

1) Genauere Literaturnachweise und Quellenbelege werde ich seiner Zeit im zweiten Band meiner „Geschichte der Ethik“ beibringen.



## Über den Ursprung von Census und Censur in Rom.

Hochgeehrte Versammlung!

Anziehender als alle historischen und sagenhaften Einzelheiten der älteren römischen Geschichte, namentlich soweit sie Kriege und Parteikämpfe schildert, ist eine Betrachtung der Entwicklung der staatlichen und rechtlichen Institutionen des alten Rom.

Nicht allein haben manche derselben dem Wechsel von Jahrtausenden getrotzt, und ihr Gepräge auch den Formen, unter welchen spätere Generationen lebten und wirkten, aufgedrückt: jene Institutionen lassen uns auch einen tieferen Einblick in die Gedankenwelt und Vorstellungsweise einer Zeit thun, von der kaum noch Trümmer und Steine zeugen.

Allerdings wächst mit der Entlegenheit der Zeiten auch die Unsicherheit des Wissens, zumal dann, wenn man dem Reiz nicht widerstehen kann, bis auf den Ursprung und die ersten Anfänge zurückzugehen.

Und gerade nach dieser Richtung hin erwarte ich einigen Einspruch, wenn ich es heute unternehme, Ihnen meine Ideen über den Ursprung von Census und Censur mitzuteilen. — Schon mit einigem Unbehagen werden mir manche in die ältere republikanische Zeit folgen. Nun aber gar hinter Servius zurück! Das könnte auch gläubigeren Gemüthern, welche noch nicht durch Mommsen's kritische Geschichtsforschung an der Glaubwürdigkeit der älteren römischen Geschichte irre gemacht sind, ebenso gewagt wie resultatlos erscheinen.

Solchen Erwägungen gegenüber will ich mich nicht mit Alex. von Humboldt's Worten (Kosmos II, 413) decken: „Ein absolutes Ableugnen alles Thatsächlichen aus der Weltgeschichte, wo die Zeugnisse unbestimmter sind, scheint mir — keine glückliche Anwendung der . . . historischen Kritik zu sein.“

Nein! ich schreibe den Resultaten meiner Untersuchungen durchweg eine grössere Sicherheit zu. Denn ich gewinne sie im wesentlichen nur durch Rückschlüsse aus den Zuständen späterer Zeiten, und glaube auch, dass die Methode, auf diesem Gebiete zu wirklich feststehenden Wahrheiten zu gelangen, einer strengen philologischen Methode durchaus verwandt ist.

Wie diese theils mit Rücksicht auf die äussere Fassung eines Schriftstücks, theils aus inneren Gründen aus dem Zusammenhange Fälschungen und Irrtümer aussondert, durch Herbeiziehung von Analogien und vor allem durch eine besonnene Interpretation die Lücken zu ergänzen, die dunkeln Partien aufzuhellen und zu deuten sucht, ebenso kann auch der Forscher auf dem Gebiete der römischen Antiquitäten verfahren. Auch hier gilt es, die theils aus äusseren, theils aus inneren Gründen echten Überreste von den annalistischen Verdrehungen, dem Kolorit einer späteren Tradition, zu reinigen. Die Lücken aber können auch hier durch Analogien und scharfe Interpretation der Einzelheiten, mehr jedoch noch durch Beachtung desjenigen, was sich bei dem vernünftigen Zusammenhange der einzelnen staatsrechtlichen Einrichtungen aus dem bereits Bekannten schliessen lässt<sup>1)</sup>, ausgefüllt werden.

1) Eine solche Methode glaube ich mit einigem Erfolg bei der Eruiierung der Bedeutung der servianischen Verfassung (vgl. meine „Altröm. Volksversammlungen.“ Weidmann 1880. Abschn. III. IV. V) und in meiner Schrift über die „ursprüngliche Kompetenz der aediles plebis“ (Bonn, Strauss. 1882) befolgt zu haben.

Ob es mir gelungen ist, eine solche Methode im Einzelnen zu beachten, wird erst der Erfolg lehren. — Es sollte mich freuen, wenn derselbe nicht nur die Richtigkeit des Weges bestätigte, sondern auch meiner Überzeugung Anhänger gewänne: „dass nur auf dem Gebiete der Verfassungs- und Rechtsgeschichte eine Rekonstruktion der älteren römischen Geschichte möglich sei“<sup>1)</sup>.

Wer nach den Ursachen der Grösse des republikanischen Roms forscht, wird auch der Censur gedenken müssen.

„In der Grossartigkeit ihrer Befugnis wie in der Maasslosigkeit ihrer Willkür, in ihrem hohen sittlichen Adel wie in ihrem localpatriotischen Egoismus ist die Censur der volle Ausdruck der römischen Republik“ (Mommsen, r. St. II, 1, 312). Die Censoren waren in historischer Zeit die höchsten Wächter über Sitte, Zucht und Ehrenhaftigkeit der Bürger. Die Censur galt als die *κορυφή τιμῆς* (Plut. Cato mai. 16). Aus den Censoriern ward der *princeps senatus*, der Vorsitzende jener Versammlung von Königen, genommen.

Durch die Aufstellung des Budgets, die Nutzbarmachung des Staatseigentums, die Leitung der Staatsbauten — *‘urbis tecta, templa, vias, aquas, aerarium, vectigalia tuento’* — war der Censur eine in alle Zweige des Staatslebens eingreifende Thätigkeit eingeräumt, deren faktischer Einfluss in der Regel noch grösser war, als selbst ihre rechtliche Kompetenz.

Leicht könnte man nun versucht sein, eine derartige imposante Institution auf die organisatorischen Ideen eines einzigen bedeutenden Mannes zurückzuführen. Und das um so mehr, als die Tradition ja mit seltener Einmütigkeit nicht allein den Census, sondern auch die Grundzüge aller wesentlich mit ihm zusammenhängenden militärischen, finanziellen und rechtlichen Ordnungen auf König Servius zurückführt. Livius stellt in seiner klassischen Stelle 1, 42 den Servius als *conditor omnis in civitate discriminis ordinumque* neben den Numa, den *auctor divini iuris*, und dass der römische Staat durch Servius in der That die Grundlagen seiner späteren bürgerlichen Ordnungen erhalten hat, steht fest. Auch empfahl eine solche Anschauung, dass bei ihr, bei der Existenz aller wesentlichen Seiten des Census schon seit Servius, auch das Aufkommen der Censur leicht erklärt werden konnte. Die Censur war dann nur zu dem Zwecke gestiftet, um den von äusseren Kriegen vielfach abgehaltenen Konsuln Erleichterung zu verschaffen (wie Livius 4, 8 sagt: *‘neque consulibus, cum tot populorum bella imminerent, operae erat, id negotium agere’*<sup>2)</sup>).

Alles dieses musste so einfach und in sich zusammenhängend angesehen werden, dass gewiss manche der hier Anwesenden nur mit Kopfschütteln vernehmen werden, dass von dieser ganzen traditionellen Fassung der Geschichte nichts als wirklich historisch festgehalten werden dürfe.

Die erste bedeutende Bresche wurde diesem System beigebracht durch eine rein

1) Vgl. mein Buch „Über Entstehung und Zusammens. der altröm. Volksvers.“ S. 19.

2) Es genüge hier auf Mommsen's Worte (r. St. II, 1, 309) zu verweisen: „Schwerlich sind bei dieser Trennung Standesinteressen bestimmend gewesen, sondern vermutlich die Unmöglichkeit, diese ein längeres Verweilen in Rom unausweichlich fordernde . . . lästige Amtspflicht den stets durch die Feldzüge in Anspruch genommenen Oberbeamten länger zu belassen.“

militärische Erklärung der servianischen Centurienordnung, wie sie seit Mommsen's römischen Tribus sich mehr und mehr Bahn gebrochen hat.

Servius selbst kann, wenn speziell mein späterer Nachweis (Altröm. Volksvers. S. 264) richtig ist, nicht eine neue Art liberaler Volksversammlungen geschaffen haben, sondern er war nichts anderes als „der Reorganisator des Heeres“, „der Urheber der Formirung eines Zwei-Legionencorps (denn das sind die 85 Centurien, 8500 Mann der iuniores)“<sup>1)</sup>.

Ich will an dieser Stelle nicht ausführlich darauf hinweisen, dass die Richtigkeit dieses Resultates vor allem dadurch festgestellt wird, dass sich aus der servianischen Centurienordnung die spätere Manipularstellung herleiten lässt (das ist im IV. Abschnitt meines Buches gezeigt worden), oder wie alle Einzelheiten, welche der Centurienordnung ursprünglich und eigentümlich sind<sup>2)</sup>, auf militärischen Ursprung hinweisen, oder dass König Servius, der tuskische Mastarna<sup>3)</sup>, als ein tuskischer Eroberer wohl schwerlich an eine Gewährung konstitutioneller Freiheiten gedacht haben wird. Aber selbst Cicero<sup>4)</sup> bezeugt, dass erst mit Beginn der Republik eine politische Verwendung der Centurienordnung aufgekomen ist, indem er von der *lex Valeria de provocatione* hervorhebt, „*centuriatis comitiis prima lata est*“.

Schon hierdurch wird der Satz 'Servius censum instituit' in gewisser Beziehung beeinträchtigt. Denn nie ist die Aushebung und Bildung des Heeres Sache des Censors oder ein Ingrediens des Censuses gewesen. Solange es keinen *exercitus quinquennalis* (wie Varro die *comitia centuriata* nennt) gab, so lange hätte sich der *Census populi* auf eine Aufstellung der Aushebungsliste und der Steuerrolle beschränken müssen.

Hier aber kommt ein zweiter von mir vertretener und in meinem Buch über die altrömischen Volksversammlungen erhärteter Satz in Betracht.

Nachdem ich daselbst S. 401 ff. nachgewiesen hatte, dass eine direkte Besteuerung der Bürger der servianischen Zeit fremd, dass *tributum* nicht von *tribus* herzuleiten, nicht von Servius eingeführt, sondern nachdecemviral sei, führte ich aus, dass die Stellung in den Klassen des Heeres und somit auch überhaupt in den Klassen auf dem quiritischen Eigentum an *res Mancipi* beruhe, nicht aber auf der Höhe des Gesamt-Census. Ein Bürger z. B., der ein Ackergut im Wert von 25 000 As zu eigen hatte, daneben aber eine Million baar oder an Ausständen besass, gehörte ebensowenig zu den Grossgrundbesitzern der 1. Klasse, wie heutzutage ein wohlhabender Banquier mit einigem städtischen Grundbesitz zu den Vertretern des alten befestigten Grundbesitzes gerechnet werden kann.

1) Ich ging aus von dem unbestreitbaren Satz, dass die Centurien und Klassen als militärische Abteilungen notwendig eine begrenzte Anzahl enthalten haben müssen und zu einer solchen Zeit noch nicht den *populus universus* umfasst haben können, dass sie aber als überzählige Abteilungen nicht mehr militärisch verwandt sein können.

2) Nur die gleichmässige Heranziehung der *seniores* und *iuniores*, sowie die *Proletariercenturie* sind nicht militärischen Ursprungs. Beide widerstreiten sogar jeder militärischen Ordnung: beide aber sind zweifellos späterer Herkunft (509 resp. 451 v. Chr.).

3) Es ist von Kubitschek (*Zeitschr. f. österr. Gymnasialwesen* 1881, S. 762) und von Pöhlmann (*Sybel's historische Zeitschr.* 1882, 497 f.) die Verbindung von Servius und Mastarna gerügt worden, obgleich die Darstellungen des Grabes von Vulci die Angabe des Kaisers Claudius über Servius-Mastarna in überraschender Weise bestätigen und ergänzen. Jedenfalls ist aber einiges von den Ausmalungen der Tradition über König Servius' liberale Doktrinen zu beanstanden, und sicherlich war Servius in erster Linie ein militärischer Reorganisator. Vgl. jetzt auch Gardthausen, Mastarna (Leipzig 1882).

4) *De rep.* II, 31, 54.

Wenn aber diese Sätze richtig sind, so bedarf es keiner weitläufigen Darlegung, dass damit der servianische Census überhaupt in Frage gestellt ist.

Denn, wenn es feststeht (Volksv. 582), „dass die Centurien- und Klassenordnung zu Servius' Zeit noch nichts anderes waren, als eine Heeresformation“, dass Servius noch nicht ein tributum ex censu eingeführt und erhoben, ja dass die Dienstpflicht und die Stellung im Heere unabhängig von der Höhe des Gesamt-Census war, so versteht es sich von selbst, dass auch ein Census nicht zum Zwecke der Bildung von Centuriatcomitien, oder zur Feststellung des Gesamt-Census eines jeden Bürgers gestiftet sein kann.

König Servius kann — abgesehen etwa von einer einmaligen genauen Katastrierung des ager privatus, auf welcher die Aushebungsliste beruhte — „nicht den Census d. h. eine in bestimmten Intervallen wiederkehrende Vermögensabschätzung“ gestiftet haben. „Eine regelmässig wiederholte Lustration fällt damit von selbst hinweg und ist auch ohnedies im höchsten Grade unwahrscheinlich, solange die Centurien das Heer waren d. h. bis zum Decemvirat.“

Kurz „der Census ist nicht älter als die Censur“, oder wie Herr Professor Francken, der diese ganze Frage jüngst einer sorgfältigen Nachprüfung unterzogen hat (over de oonspronkelijke Samenstelling en vroegste ontwikkeling der comitia centuriata — Amsterdam. J. Müller. 1882. S. 31), resümiert: „Servius hat weder comitia centuriata noch Census eingeführt.“<sup>1)</sup>

Selbstverständlich ist auch die Frage über den Ursprung der Censur durch die so eben entwickelten historischen Auffassungen über den Census zu einer ganz andern geworden, als wofür sie bisher angesehen ward.

Man darf sich nicht mehr damit begnügen, die an sich gerade nicht unrichtige Vermutung auszusprechen, dass die Censur vom Konsulat wegen der Zunahme der konsularischen Thätigkeit und Kompetenzen abgezweigt sei<sup>2)</sup>. Sondern es ist jetzt die Frage zu lösen, was überhaupt in der Zeit des Decemvirats eine Neuschaffung einer finanziellen Oberbehörde bewirkt hat, was die Einführung einer vierjährigen<sup>3)</sup> Budgetperiode, einer periodisch wiederkehrenden Schätzung des Privatvermögens, der Verbindung von Bau- und Finanzwesen und was jene zahlreichen mit dem Census zusammenhängenden finanziellen Ein-

1) „Servius heeft noch comitia centuriata, noch census ingesteld, maar tooch bevat zijn bestuur de kiemen van beiden.“

2) Vgl. oben S. 147.

3) Gesetzlich: quinto quoque anno (in Pis. 5, 10, Censorin 18, 13 lustrum . . . ita quidem a Servio Tullio institutum, ut quinto quoque anno censu civium habito lustrum conderetur, sed non ita a posteris servatum). — Die Praxis, namentlich der späteren Zeit, wich davon ab und interpretierte dies als eine Frist von fünf Jahren, und es sind daher die Lustralintervalle z. B. zwischen 209 und 154 v. Chr. stets gerade, hernach mindestens fünf Jahre gewesen. De Boors dreijährige Lustralperiode (fasti censorii 42f.) muss ich aufs entschiedenste perhorrescieren (vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 318). Die verfrühten lustra von 665 und 668 könnten, auch wenn die Zeitumstände völlig normal gewesen wären, nichts für eine alte Ordnung erweisen. Doch forderte die Aufnahme der Neubürger des Socialkrieges eine Beschleunigung des Census. Das Intervall von 450—454 ist normal vierjährig, wenn man das Diktatorenjahr mitrechnet. Nach Ungers Untersuchungen (die röm. Stadtära, München 1879, vgl. dazu Philol. Rundschau II, 239f.) dürfte es sich empfehlen, die Gültigkeit der Diktatorenjahre vorläufig wenigstens nicht zu beanstanden. Auch der dreijährige Zeitraum 447—450 ist, wie sich sogleich ergeben wird, nur durch ein Versehen in die Fasten gekommen. Allem Anschein nach herrschte in jener Zeit noch die vierjährige Periode (man vgl. 442.  $+ 2 \times 4 = 450$ . 454, hernach 474. 478. 482). Wenn nun 447 diese



richtungen z. B. indirekte Steuererhebung durch Pachtgesellschaften, zur Verbindung militärischer Befugnisse und den im übrigen rein finanziellen Kompetenzen eines Unteramtes, wie sie die Censur umfasst, ins Leben gerufen hat.

Es ist unmöglich, auf diese hier aufgeworfenen Fragen eine auch nur annähernd befriedigende Antwort zu geben, bevor nicht scharf und präzise festgestellt ist, worin die ursprüngliche Kompetenz der Censur bestanden hat, welche Befugnisse erst späterhin mit diesem Amte vereinigt worden sind.

Zum Glücke besitzen wir genügende Anhaltspunkte, um an dieser Stelle jede Unsicherheit zu beseitigen.

Nicht allein hebt Livius 4, 8 hervor, dass die Censur von kleinen Anfängen aus (*'rei a parva origine ortae'*) allmählich zu grösserer Bedeutung gekommen sei, sondern ebendaraufhin führen uns rationelle Erwägungen, welche an die censorische Kompetenz geknüpft werden können.

Mommsen hat in seinem römischen Staatsrechte<sup>1)</sup> allein schon durch eine übersichtliche Zusammenstellung der censorischen Befugnisse und Ehrenrechte mit Evidenz gezeigt, dass der Censor „seiner rechtlichen Kompetenz nach den Unterbeamten, seinen Ehrenrechten nach aber vielmehr den Oberbeamten beigezählt werden“ müsse.

Nun ist es wohl selbstverständlich, dass eine derartige eigentümliche Kombination nicht ursprünglich sein kann. Vielmehr ist von zweien nur eins möglich: entweder die Censur war anfänglich ein Oberamt und verlor mit der Zeit an Machtfülle, oder sie war ein Unteramt, dessen Kompetenzen später erweitert wurden. Von diesen beiden Eventualitäten verdient, wie jetzt gezeigt werden soll, allein die zweite Beachtung. Denn

1) von einer Reihe der dem Oberamt inhärierenden, den *magistratus minores* fehlenden Rechten ist ausgemacht, dass sie den Censoren von jeher gefehlt haben müssen. So z. B. das Recht den Senat zu berufen<sup>2)</sup>, Kollegen zu kooptieren<sup>3)</sup>, Liktoren zu führen<sup>4)</sup>. — Es wäre bei dem faktisch so bedeutenden Ansehen, in welchem dieses Amt mindestens schon gegen Ende des 4. Jahrhunderts vor Christo stand<sup>5)</sup>, geradezu undenkbar, dass ihm solche Rechte damals genommen worden wären.

2) Ihre Rangstellung nach *magister equitum* und *praetor*<sup>6)</sup> zeigt, dass ihre ursprüngliche Bedeutung weit geringer war.

Reihenfolge unpassend unterbricht, für Appius' Censur zu viel, für M. Valerius' und C. Junius' (447) zu wenig Zeitraum lässt, so erregt schon dieses Bedenken und führt zu der Vermutung, dass die Censoren 447 um ein Jahr verschoben sind. Der Anlass hierzu liegt aber klar vor: die spätere Tradition berichtete, Appius habe im Widerspruch zur *lex Aemilia* ein *Quinquennium* (Liv. 9, 34) sein Amt verwaltet, bei welcher Angabe dann die spätere Lustralfrist von 5 Jahren den Berichterstattern vorschwebte. Sobald diese Nachricht recipiert war, mussten natürlich die folgenden Censoren um ein Jahr vorgeschoben werden. Allein aber auf die „*vitio facti*“ sogleich wieder abdicierenden Censoren von 523 eine dreijährige Lustralperiode zu gründen, dürfte wohl niemand in den Sinn kommen. Sollten hier nicht die *falsi tituli Ciceros* mit ihr Spiel getrieben haben?

1) II, 1, 326 f.

2) Mommsen, r. St. II, 1, 327.

3) Ebendas.

4) Zon. 7, 19.

5) Ich denke dabei besonders an Appius Claudius Caecus, der ja als Censor das römische Staatswesen in wichtigen Beziehungen umgestaltet hat.

6) r. St. I, 462. II, 1, 327.

3) sind mehrere Ehrenrechte nachweislich den Censoren erst später eingeräumt worden. Konsularischer Rang war gewiss nicht anfänglich und überhaupt niemals rechtlich Vorbedingung zur Übernahme der Censur<sup>1)</sup>. Ferner hebt Mommsen richtig hervor: „dem Censor werde, jedoch nicht von Haus aus, die Dedication gestattet“.<sup>2)</sup>

Aus diesen 3 Gründen folgt mit Notwendigkeit der Satz:

Die Censur war anfänglich kein Ober-, sondern ein Unteramt, das erst später, namentlich an Ehrenrechten, z. B. sella curulis, Vorrang im Senat u. s. w.<sup>3)</sup> dem Oberamte gleichgestellt ist.

Offenbar aber entsprach dieser Zunahme an Ehrenrechten auch die Fortentwicklung ihres Einflusses und ihrer Kompetenz, und es ist a priori zu vermuten, dass der spätere teils faktische, teils rechtliche Zuwachs der censorischen Bedeutung die causa movens gewesen sei, die Rangstellung dieser Beamten zu erhöhen.

In der That finden sich drei wichtige Rechte, welche die Censoren in den letzten drei Jahrhunderten besaßen, nachweislich erst eine geraume Zeit nach Einsetzung der Censur in ihrer Hand, nämlich

- 1) die senatus lectio,
- 2) die Ritterergänzung<sup>4)</sup>;
- 3) die censura morum.

Ausgemacht ist das Gesagte von der senatus lectio. Die klassische Stelle bei Festus<sup>5)</sup> und Hofmann's Nachweis<sup>6)</sup> überheben mich einer weiteren Beweisführung dafür, dass erst seit der lex Ovinia, d. h. erst eine Zeit lang nach 366 v. Chr. die senatus lectio Sache der Censoren war (vgl. Anm. 7).

Aber auch bei der recognitio equitum ist ein Gleiches mit Sicherheit festzustellen. Solange die centuriae equitum Romanorum ein militärisches Corps waren — und das waren sie zweifellos bis nach der Errichtung der equites equo privato 406 v. Chr. — wäre eine censorische Reiterergänzung — alle 4 Jahre! — widersinnig gewesen<sup>7)</sup>.

Obenein ist der census equitum zeitlich und rechtlich vollständig vom census populi getrennt und in seiner Eigenart längst erkannt worden. Vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 366 f.

Auch die censorische Befugnis, eine Prüfung des Lebenswandels anzustellen, ist offenbar erst mit der Zeit das geworden, was sie später war: morum disciplinaeque Romanae regimen (Liv. 4, 8, 2).

1) r. St. II, 1, 313.

2) r. St. II, 1, 328.

3) Ebendas.

4) Diese heisst technisch recognitio equitum (Liv. 39, 44, 1. Val. Max. 4, 1, 10. Sueton Aug. 38. Claud. 16) und ist begrifflich streng von dem Teil des census, welcher census (oder recens) equitum heisst, zu trennen. Der letztere Begriff ist der allgemeinere und umfasste (anfangs wohl allein, späterhin) daneben noch die Vermögensabschätzung und die Lustration der equites. Diese beiden Bestandteile der Rittermusterung sind zweifellos in der Hand der Censoren gewesen, seitdem es einen census populi betr. eine lustratio populi gab. Vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 366 A. 1, der zwar nicht den Gegensatz der Begriffe recognitio und census equitum, wohl aber den sachlichen Gegensatz scharf betont hat.

5) s. v. conscripti.

6) Der römische Senat 1 ff.

7) Ich stehe nicht an, die censorische recognitio equitum ebenfalls auf die lex Ovinia zurückzuführen d. h. 318—312 v. Chr. Zur Datierung vgl. Mommsen, röm. Staater, II, 1, 395 A. 1 und Willems, le sénat de la R. R. I, 156.

Diese weitgehende censorische Kompetenz ist allmählich aus zwei an sich höchst untergeordneten Rechten erwachsen, nämlich vor allem aus dem Recht, Standesregister der dienstberechtigten Wehrfähigen aufzustellen, bez. die frühere Musterrolle zu revidieren<sup>1)</sup> und daneben auch wohl noch aus dem andern Rechte, den Census eines jeden nach Gutdünken — selbst im Widerspruch mit den Angaben des Deklaranten — zu erhöhen<sup>2)</sup>. Mochten somit die Keime der *censura morum* auch schon von Anfang an innerhalb der ältesten censorischen Befugnisse liegen, unzweifelhaft ist, dass dieselbe erst mit der Zeit und vor allem erst dann zu jenem *morum severissimum magisterium* (Cic. de prov. cons. 19, 46) geworden, als schon die obengenannten beiden Rechte, die *senatus lectio* und die Ergänzung der Rittercenturien, den Censoren übertragen worden waren.

Aber auch so noch enthält das censorische Amt manches Rätselhafte und Widerspruchsvolle in sich. Bei dem so eben gefundenen Resultat, dass die Censur anfangs ein Unteramt gewesen, ist vor allem einer Erklärung bedürftig: Wie kam einem solchen Unteramte eine *lex centuriata de imperio*, und wie die Berufung des *exercitus* zur censorischen Umfrage auf dem Marsfelde und zur Lustration zu?

Zunächst ist bemerkenswert, dass selbst in diesen Anomalien eine gewisse Bestätigung des Satzes, dass die Censur ursprünglich zu den *magistratus minores* gehörte, enthalten ist.

Abgesehen nämlich von den genannten beiden Äusserungen des *imperium* fehlte den Censoren das militärische, wie das jurisdiktionelle *imperium* völlig. Diese Abzweigung eines Teiles des *imperium* ist aber darum nicht minder auffällig.

Auf die Lösung des Problems giebt uns nun schon die annalistische Tradition bei Livius eine Antwort, welche nicht so kurz beiseite hätte gelassen werden dürfen.

Zum Jahr 435 berichtet Livius 4, 22: *eo anno C. Furius Pacilus et M. Geganius Macerinus censores villam publicam in campo Martio probaverunt, ibique primum census populi est actus.*

Würde uns nicht Livius weitläufig von einer früheren Einführung des Census und einer ersten Lustration auf dem Marsfelde durch K. Servius berichtet haben, so zweifle ich nicht daran, dass Livius' Worte allgemein — zwar nicht von dem ersten *census populi* — wohl aber von der ersten censorischen *contio* auf dem Marsfelde verstanden worden wären. Erst als die *villa publica* in campo Martio errichtet war, wurde „*ibi primum*“ zum erstenmal dort ein Census des Volkes abgehalten.

Diese annalistische Notiz, welche Livius seiner Quelle nachschrieb, ist um so wertvoller, je weniger es Livius entgangen sein konnte, dass er selbst bereits unter Servius einen Census auf dem Marsfelde ausführlich beschrieben hat, und tritt jetzt, nachdem ein Census vor der Censur im Eingang von uns geleugnet worden ist, in sein volles Recht. Erst seit 434 v. Chr. ist, wenn anders wir der annalistischen Tradition folgen dürfen, jene censorische *contio* auf dem Marsfelde abgehalten worden. — Auch finden sich weitere Spuren einer späteren Einführung der Akte auf dem Marsfelde bei Livius.

Livius 10, 47, 2 meldet zum J. 293 v. Chr. *ensores vicesimi sexti a primis censoribus, lustrum undevicesimum fuit.* Wer hier die Lesart der besseren Handschriften

1) Mommsen, r. St. II, 1, 349.

2) Wie bei der Gelegenheit Strafen wegen sittenlosen Lebenswandels verhängt wurden, zeigt Liv. 39, 44.

*undevicesimum* nicht in *inde vicesimum*<sup>1)</sup> ändert, muss anerkennen, dass auch hier eine Tradition existierte, die lustra erst eine Zeit lang nach der herkömmlich angenommenen Einsetzung der Censur zählte oder kannte<sup>2)</sup>.

Vor allem aber ist wichtig, dass Livius gerade von den Censoren, welche von 435 auf 434 fungiert haben, berichtet, dass ihre Amtsdauer und damit überhaupt die censorische Amtsfrist auf 18 Monate reduciert worden sei. Die lex Aemilia, welche diese Bestimmungen traf, hat also zufolge einer guten annalistischen Tradition mit einer Beschränkung der Amtsdauer eine Kompetenzerweiterung der Censur durchgeführt: erst seit ihr fand ein Census und eine Lustration auf dem Marsfelde statt. In erwünschtester Weise aber hebt eine solche Auffassung über die Entwicklung, welche die Censur durchlaufen hat, die Widersprüche, welche dieses Amt enthielt. Wir erkannten, dass die Censur als ein ursprünglich finanzielles Unteramt erst eine Zeit lang nach ihrer Stiftung einige Kompetenzen des Oberamts, das *imperium*, erhalten hat.

Nur ein Vorurteil hat bisher dieser Auslegung der lex Aemilia im Wege gestanden. Man glaubte, dass zu einem *census populi* jene *contio* auf dem *campus Martius* notwendigerweise gehöre, ja dass diese recht eigentlich der Ausgangspunkt und das Fundament der ganzen Schätzungsthätigkeit der Censoren gewesen sei. Diese Voraussetzung ist irrig. — Vor allem ist zu beachten, dass ein *census populi*, der notwendig mit einer Abschätzung, einer *aestimatio* verbunden war, zu keiner Zeit auf jene Umfrage auf dem Marsfelde beschränkt gewesen sein kann, oder auch nur eine solche militärische Musterung zur Voraussetzung hatte. Censorische Gehülfen, die *iuratores*, mussten nachweislich zu Catos Zeit<sup>3)</sup>, zweifelsohne aber von jeher an Ort und Stelle eine Besichtigung und Taxierung des steuerfähigen Besitzes vornehmen. — Denn wenn auch jene Umfrage auf dem Marsfelde tagelang gedauert hätte, etwa so, dass täglich (nach dem *ordo tribuum*) auf dem *campus Martius* nur die Bürger einer Tribus aufgefordert wurden, so wäre es doch absolut unmöglich gewesen „eine detaillierte Vermögensdeklaration auf dem Marsfelde abzugeben und mündlich abzunehmen“.

Ferner: Die Klassifizierung der Bürger und ihre Einreihung in die Centurien des *comitatus maximus* sind zwar später unter censorischer Aufsicht erfolgt, keineswegs aber integrierende Teile des Census. Sie erfolgten, wie vorher hervorgehoben wurde, nicht nach dem Gesamt-Census, sondern nach dem Umfange der *res mancipi*. Altröm. Volksv. S. 586: „Nichts zeigt schlagender die Unabhängigkeit der servianischen Klassenordnung, der auf ihrer Grundlage gebildeten Centuriatcomitien, kurz der auf dem *campus Martius* getroffenen Anordnungen vom Census, als ihre Fortexistenz, nachdem die Censur durch Sulla — wenigstens faktisch — beseitigt war und 15 Jahre geruht hatte. Auch mussten andere Beamte, hauptsächlich die *curatores tribus*, fortlaufend die Veränderungen in Stand, Eigentumswechsel, Leistung der Dienstpflicht, Altersgrenze nachtragen, wenn die auf dem

1) Es ist eine keineswegs gut begründete Hypothese, dass Livius die Decimalzahlen unter den Censuren besonders berücksichtigt hat. Zu Liv. 3, 24 (zum J. 459 v. Chr. *idque lustrum decimum conditum*) vgl. meine „Altröm. Volksvers.“ 586.

2) und welche — wie ich wohl hinzufügen darf mit Rücksicht auf das, was über die Echtheit des ersten Censorenpaares überliefert ist — das lustrum von 443–439 nicht mitzählte.

3) Liv. 39, 44, vgl. „Altröm. Volksvers.“ 577–581.



Marsfelde revidierte Aushebungsliste, die *tabulae iuniorum seniorumque*, welche zugleich als *comitia centuriata*<sup>1)</sup> dienten, verwendbar bleiben sollten.“

Bei dieser Sachlage ist also die Annahme, welche eine gute annalistische Tradition bietet, dass die auf dem *campus Martius* vorgenommenen censorischen Akte erst 434 v. Chr. der Censur, einem ursprünglich rein finanziellen Unteramt, übertragen worden seien, keineswegs zu beanstanden.

Zu verwerfen ist jedenfalls der Ausweg, dass eine wichtige Veränderung der Censur, die Beschränkung auf 18 Monate, nur durch einen Irrtum aus dem Gesetze, welches die Censur einführte, an spätere Stelle als *lex Aemilia* eingeschaltet sei<sup>2)</sup>. Denn sicherlich ist die Censur anfangs quinquennal und nicht intervallierend gewesen.

Das bezeugt nicht nur die annalistische und antiquarische Tradition aufs bestimmteste<sup>3)</sup>, sondern dies steht schon nach rationellen Erwägungen fest.

Wenn irgend etwas der Censur ursprünglich und eigentümlich war, so ist es ihre finanzielle Kompetenz und ihre Leitung von Staatsbauten. Die zweiten Censoren lassen die *villa publica* in *campo Martio* erbauen, und schon der Name censor zeigt, dass es widersinnig wäre, wollte man auch nur an die Möglichkeit einer Censur ohne finanzielle Kompetenzen denken. Wenn dies aber richtig ist, so kann die Censur vernünftigerweise nicht intervalliert haben. Denn wie kann man sich im Ernst vorstellen, dass verständige Gesetzgeber, wie die Decemviri und die Männer, welche gleichzeitig mit ihnen an einer Reorganisation der römischen Verfassung gearbeitet haben, ein Amt geschaffen hätten, das während 1½ Jahren befugt war, Staatseigentum zu veräußern, Lokationen vorzunehmen, Bauten zu vergeben und bei ihrer Vollendung abzunehmen, während 2½ Jahren aber zu pausieren hatte. Das Unzweckmäßige einer solchen Einrichtung wird nicht verdeckt, sondern vielmehr erst recht ersichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, wie man später für diese seltsamen Zustände Abhilfe zu schaffen gesucht hat. Die censorischen Befugnisse wurden nicht während der 1½ Jahre, sondern während der intervallierenden 2½ Jahre, namentlich auf Ädilen und Quästoren, teilweise aber auch auf Konsuln, Prätores, *curatores viarum*, Duumviri u. a.<sup>4)</sup> übertragen. Eine derartige Desorganisation kann nicht von Haus aus geplant sein, vielmehr weist dieselbe darauf hin, dass es anfangs anders war, dass die Censur anfangs ohne Intervall d. h. wirklich quinquennal gewesen ist.

Durch die *lex Aemilia* vom Jahre 434 v. Chr. tritt allerdings auffallend früh eine zeitliche Reduktion der censorischen Amtszeit auf 1½ Jahre ein, für die eine völlig befriedigende Erklärung noch aussteht und erst zum Schluss gegeben werden kann. Aber dieselbe ist bei der von uns nachgewiesenen, damals eingetretenen Kompetenzerweiterung doch wenigstens einigermaßen motiviert. — Aus denselben Gründen, weshalb wir jene Umdeutung der *lex Aemilia* verwarfen, werden wir übrigens auch bei einer andern Vermutung — bei Mommsen's Annahme, dass jene *lex* die Censur erst geschaffen habe — kurz vorüber gehen können. Denn die Censur muss als Finanzamt anfänglich ohne Intervall gewesen sein.

1) d. h. unter unbedeutenden Modifikationen; s. darüber „Altröm. Volksvers.“ IV, 13—15. V, 13.

2) Ebenso auch Lange's (r. A. I<sup>3</sup>, 799) vermittelnde Hypothese: dass anfangs „die Amtsdauer der Censur . . . vermutlich nur durch den Zeitpunkt der Beendigung des Censur selbst“ fixiert sei.

3) Liv. 4, 24. Zonaras 7, 19.

4) Vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 100. 214. 475 f. 520. 579. 632 und meine Schrift: „Die ursprüngliche Bedeutung und Kompetenz der *aediles plebis*“ S. 7.

Gleichsam die Probe für die Richtigkeit dieses Resultates liegt in dem vor, was uns über das Verhältnis der finanziellen Geschäfte des Censors zum lustrum überliefert ist.

Keiner der zahlreichen censorischen Kontrakte und Verdingungen ist irgendwie von dem Lustrum abhängig. Alles war gültig — einerlei ob die Censoren lustrierten oder nicht<sup>1)</sup>. Der Tag des lustrum war gleichgültig für den Beginn der Gültigkeit der Kontrakte. „In der That“, sagt Mommsen<sup>2)</sup>, „würde es ein abenteuerlicher Gedanke sein, dass die Gültigkeit der vielen und wichtigen Kontrakte auf viele Monate hinaus von dem Zufall des Lustrum abgehängt haben sollte.“ Ja selbst die scheinbar eng mit der Aufstellung der Listen auf dem campus Martius zusammenhängenden Steuerlisten sind — wenigstens zuweilen — erst nach der Lustration abgeschlossen und im Ärarium deponiert worden, also gültig auch ohne folgende Lustration. Das zeigt Liv. 29, 37. Nachdem erwähnt worden war *‘lustrum conditum serius. . . . . condidit lustrum C. Claudius Nero’*, ja schon des Eidschwurs desselben gedacht worden ist, welcher bei Niederlegung des Amtes auf die Gesetze geschworen wurde, reichte dieser erst die Ärarierlisten im Ärar ein. 29, 37, 12: *‘cum in leges iurasset C. Claudius et in aerarium escendisset, inter nomina eorum, quos aerarios relinquebat, dedit conlegae nomen’*. Wie wäre eine solche Beziehungslosigkeit des lustrum zu allen diesen finanziellen censorischen Kompetenzen denkbar, wenn die Lustration gleichzeitig mit diesen Befugnissen ins Leben getreten wäre?

Noch wichtiger ist übrigens die Thatsache, dass diejenigen Censoren, welche über 1½ Jahre im Amt blieben, das Recht zu lustrieren verlieren sollten<sup>3)</sup>. Schärfer konnte der Gedanke nicht durchgeführt sein, dass die lustratio und damit die dieselbe vorbereitende militärische Revision auf dem Marsfelde als Kompensation für die den römischen Verhältnissen weniger zusagende Quinquennalität zu gelten habe.

Die besondere Stellung der nach meinem hier gegebenen Nachweise erst 434 v. Chr. der Censur übertragenen Befugnisse spricht sich endlich auch noch darin aus, dass die der Censur erst über ein Jahrhundert später anvertrauten Rechte der *senatus lectio* und der *equitum recognitio* (nicht der übrige Rittercensus!) gleichfalls zu der Lustration in gar keiner Beziehung stehen.

Von der *senatus lectio* hat dieses Mommsen, r. St. II, 1, 396 A. 2 so nachgewiesen, dass ein ferneres Zweifeln unzulässig ist. „Die periodische Revision der Senatsliste gehört zu den das Lustrum vorbereitenden Censugeschäften so wenig, wie der Senat als solcher einen Platz hat in dem centurierten Fünfjahrheer.“

Da andererseits aber gerade die Ritter als solche *‘in suis quisque centuriis’* (Liv. 1, 43) bei der Lustration mit erschienen, so könnte es scheinen, dass wenigstens die *equitum recognitio* notwendig mit zu den das lustrum vorbereitenden und erst durch dasselbe rechtsgültig gewordenen Akten gehöre. Jedoch selbst diese Annahme ist ungegründet.

Allein schon die der Rittermusterung eigentümlichen Formeln *traduc* und *vende equum* zeigen, dass hier ein speziell militärischer Befehl, der sogleich perfekt wurde, vorliegt. Sodann aber ist es schwer glaublich, dass der im übrigen so scharf von allen censorischen Geschäften getrennte Akt auf dem Forum von der lustratio auf dem campus

1) Mommsen, r. St. II, 1, 401.

2) Eb. A. 4.

3) Dies weist Mommsen (r. St. II, 1, 326) mit erwünschter Sicherheit nach.

Martius abhängig gewesen sein sollte. Der 'equitum census' ist ja, wie Mommsen, r. St. II, 1, 368 treffend hervorhebt, „von dem census populi wenigstens ebenso verschieden wie von der eigentlichen feldherrlichen Heerschau“.

Wann aber und unter welchen Umständen ist die Censur als ein Finanzamt, das anfänglich zu den magistratus minores gehört, mit voll 4jähriger Amtszeit gestiftet worden?

Man hat darauf 2 Antworten gegeben, die beide wenig befriedigen. Entweder hat man im Widerspruch zur Tradition die Wahl der ersten Censoren mit dem Aufkommen der tribuni militum consulari potestate 444 kombiniert<sup>1)</sup>, indem die Patricier gewünscht haben sollten, bei Verlust des Konsulats wenigstens die einflussreiche Censur sich zu reservieren, oder man hat nach Livius' Worten zum Jahr 443 v. Chr. 'idem hic annus censurae initium fuit', die eigentliche Einsetzung der Censur in dieses Jahr verlegt.

Beide Vermutungen sind unglücklich. Die erste ist schon nach dem, was vorher über die anfänglich nur geringen Befugnisse der Censur erwiesen worden ist, haltlos geworden. War das Amt anfänglich ein Unteramt, eine 'res operosa ac minime consularis', wie Livius 4, 8 hervorhebt, wie konnte der Patriciat dann, als er in der Theorie den Plebejern die Oberbeamtenstellen einräumte, sich gerade diese niederen Stellen reservieren? Und worin bestand denn die Einbusse des Patriciats bei Erwählung der tribuni militum consulari potestate, da doch noch Jahrzehnte faktisch alle Plebejer ausgeschlossen blieben? Nur wer im Widerspruch zu der Überlieferung und den Grundsätzen des römischen Staatsrechts die Stellung der tribuni militum consulari potestate schmälert, die Censur gleich anfangs als ein besonders einflussreiches Oberamt hinstellt, kann obige Argumentation gutheissen. War aber nur die Vermehrung der Beamten das Ziel jener Verfassungsänderungen, wie auch eine bessere annalistische Tradition bezeugt<sup>2)</sup>, so sieht man nicht ein, weshalb dann gleichzeitig auch eine doppelte Vermehrung der Beamten habe erfolgen müssen.

Dagegen gehalten ist die livianische Angabe, dass das Jahr 443 v. Chr. censurae initium war, relativ gut. Denn wenn schon eine Zeit lang vor 435 v. Chr. bereits alle 4 Jahre (das heisst 'quinto quoque anno' ursprünglich) Censoren gewählt worden waren, so müssen gerade 443 v. Chr., 8 Jahre vorher, neue Censoren gewählt worden sein.

Aber schwerlich sind die Namen der ersten Censoren authentisch.

Zunächst wird den Censoren, solange sie nicht wenigstens an Ehrenrechten den Oberbeamten gleichgestellt waren, die Eponymität gefehlt haben. Und in der That schweigen die Fasten im übrigen von Censoren vor 435 v. Chr., namentlich zum Jahr 439, wo Censoren fungiert haben müssten. Sodann aber sprechen, wie Mommsen nachgewiesen hat, gewichtige Gründe gegen die Echtheit der ersten Censoren. Die Namen

---

1) So zuletzt de Boor fasti censorii 37 f., der sogar äussert, 'omnes quod sciam sani iudicii homines, . . . id tamen omni dubitatione exemptum esse uno consensu concesserunt, censurae instituendae causam hanc ipsam tribunorum militum creationem fuisse'. Leider gehöre auch ich zu diesen Leuten, denen mein Freund das sanum iudicium abspricht. Doch befinde ich mich hier in guter Gesellschaft, vgl. Mommsen, r. St. II, 1, 309 A. 2.

2) Liv. 4, 7, 2 und dazu Mommsen, r. St. II, 1, 166: „Die wahrscheinlich ältere Darstellung der Annalen knüpft den Konsulartribunat nicht an den ständischen Hader um die Wahlqualifikation, sondern daran, dass für die mehreren gleichzeitig entbrannten Kriege die zwei Konsuln nicht genügt hätten.“ Eb. II, 1, 309 A. 2.

beider erscheinen auch als consules suffecti zum vorhergehenden Jahre<sup>1)</sup> und sind dort sicher gefälscht, schon aus dem Grunde, weil es in jener Zeit keine consules suffecti<sup>2)</sup> gab.

Wenn aber Livius hinzufügt: 'Papirium Semproniumque, quorum de consulatu dubitabatur, ut eo magistratu parum solidum consulatum explerent, censui agendo populus praefecit', so kann man, wie Mommsen hervorhebt, „beide Aufstellungen nicht naiver der conexen Fälschung zeihen“.

Mit den Censoren fällt aber auch das censurae initium. Ja es ist eigentlich noch schlechter erfunden. Denn wie es auch mit der Echtheit des ersten Censorenpaares bestellt sein mag, das eine — denke ich — ist klar, dass — soweit wir sehen können — ein besonderer Anlass zur Neuorganisation der römischen Finanzverwaltung und zur Stiftung einer neuen Oberfinanzbehörde im Jahre 443 v. Chr. nicht vorgelegen hat.

Sollten daher gewichtige innere Gründe eine andere und zwar eine frühere chronologische Ansetzung empfehlen, so dürfen uns jene annalistischen Angaben des Livius, wonach 443 v. Chr. der Beginn der Censur angesetzt worden ist, nicht im Wege stehen.

Ich sehe die Reorganisation der römischen Finanzverwaltung und damit die Stiftung von Census und Censur als ein Werk der ersten Decemvirn an. Ich folgere dies

1) daraus, dass die Zustände Roms vor dem Decemvirat vor allen Dingen eine solche Reorganisation der Finanzverwaltung erheischten, und dass eine solche daher eine der Hauptaufgaben der Decemvirn gewesen sei,

2) aus der Verwandtschaft der römischen Census- und Finanzverwaltung mit attischen Einrichtungen.

Falls mir der Nachweis einer solchen Verwandtschaft gelingt, so können es nur die nach Athen geschickten Gesandten, die zu den ersten Decemvirn gehörten, gewesen sein, welche die Neuorganisation der römischen Census- und Finanzverwaltung nach attischem Vorbild herbeigeführt haben.

Zunächst die Ursachen der finanziellen Zerrüttung, welche eine Reorganisation durch die Decemvirn notwendig gemacht haben!

Eine Geschichte der Vermehrung der Tribus<sup>3)</sup>, der secessio plebis und der darauf folgenden agrarischen Streitigkeiten ergibt das Resultat, dass die Zahl der Tribulen und somit der Grundeigentümer vermehrt, die Menge des ager publicus wie die der nicht dienstberechtigten, aber steuerpflichtigen aerarii vermindert wurde.

Umgekehrt mussten aber bei einer Heranziehung der Ärmeren zum Dienst, der dann bald — seit 406 v. Chr. regelmässig<sup>4)</sup> — erfolgenden Soldzahlung, aber auch schon durch die Vergrößerung der Heere die Staatsausgaben zunehmen.

Dies musste in der Zeit des Decemvirats zu einer Regulierung des Staatshaushalts und zu einer Steuerordnung oder mit anderen Worten zur Censur führen.

Dass aber die neue Finanzverwaltung gerade diese Form angenommen hat, das ist — so hoffe ich jetzt zu zeigen — entschieden in Anlehnung an attische Verhältnisse geschehen.

1) Über die Entstehung dieses Falsums vgl. Mommsen röm. Chronologie 94, de Boor fasti censorii 37.

2) Mommsen eb. 82.

3) 494 v. Chr., vgl. „Altröm. Volksvers.“, Abschn. VI.

4) „Altröm. Volksvers.“ IV, 7 S. 334 f.



Eine der bestbeglaubigten<sup>1)</sup> Angaben über die ältere republikanische Geschichte ist die Nachricht, dass einige Jahre vor dem Decemvirat von Rom aus eine Gesandtschaft nach Athen geschickt ist, um die dortigen Gesetze zu studieren.

Viel Staub hat diese Nachricht aufgewirbelt. Ebenso oft verworfen ist sie, wie gutgeheissen<sup>2)</sup>.

Ich halte den Versuch nachzuweisen, dass das römische Privatrecht, soweit es in den 12 Tafeln enthalten war, vielfältig durch griechisches Privatrecht beeinflusst worden ist, für misslungen<sup>3)</sup>. Vor allem auch nach der geistvollen und anziehenden Untersuchung Fr. Hofmanns (Beiträge zur Geschichte des griech. und röm. Rechts, Wien 1870). — Ein solcher Beweis, der in Wahrheit nur auf ca. 4 Fällen<sup>4)</sup>, wo wirklich genaue Anlehnung stattgefunden hat, nicht auf den 24 Fällen Hofmann's beruht, ist schon deshalb nicht zu erbringen, weil — wie Hofmann S. 34 selbst zugesteht — ein Volk überhaupt nicht „seine nationalen Anschauungen, seine religiösen Überzeugungen, die Organisation der Familie nach fremden Mustern umzuändern“ pflegt. Am allerwenigsten gewiss das römische!

Auch waren die römischen Verkehrszustände nicht mehr so primitiv, dass für sie ein neues Recht hätte geschaffen bez. in Anlehnung an ausländisches Recht hätte importiert werden müssen.

Die trotzdem nicht wegzuleugnende Thatsache, „dass Rom sich nach Hellas wegen juristischer Erfahrungen und Vorbilder wendete“, bedarf also einer andern Erklärung.

Was für das Gebiet des römischen Privatrechts unerweislich und unglaublich ist, hat nicht nur wahrscheinlich, sondern augenscheinlich stattgefunden in der Staatsverwaltung und im Staatsrecht.

Ich lasse hier beiseite, dass der Decemvirat die Teilung der Magistratur<sup>5)</sup> bewirkt und den Schwerpunkt der Verwaltung in die Hände des Senats gelegt hat — beides den attischen Verhältnissen entsprechend. Noch speziellere Anlehnung zeigt sich in der Umbildung der plebejischen Ädilität zu einem Amt, welches der attischen Agoranomie gleich<sup>6)</sup>.

1) Vgl. Franz Hofmann „Beiträge zur Geschichte des griechischen und römischen Rechts“ S. 5 f.

2) Eb. 6; verworfen ist namentlich jeglicher Einfluss Griechenlands auf die Entwicklung des römischen Rechts.

3) Ich stimme also u. a. Peter, r. G. I, 158, Niebuhr, r. G. II, 344 f., Mommsen, r. G. I, 272 bei.

4) Ganz unsicher sind, wie Hofmann grösstenteils selbst zugesteht (vgl. No. 1. 2. 17. 18), die unter No. 1. 2. 4. 5. 6. 7. 17. 18. 21. 23 verzeichneten Fälle. Allerhöchstens könnten diese ganz unsicheren Anzeichen einer Verwandtschaft des römischen und attischen Rechts dafür Zeugnis ablegen, dass das griechische und römische Recht auf gemeinsamen Grundanschauungen beruhen, wofür auch No. 3. 11. 12. 14. 15. 24 sprechen. Hofmanns Behauptung wird durch Fall 8. 9. 10. 13. 16. 19. 20. 22 einigermaßen unterstützt. Jedoch thut man gut auch noch von der Hälfte dieser Beispiele einen andern Entstehungsmodus (z. B. Anlehnung an süditalische griechische Städte, nachdecemvirale Entstehung u. a.) anstatt attischer Herkunft anzunehmen. So z. B. bei 8. 9. 13. 20, für sicher halte ich nur 10. 16. 19. 22.

5) Bis zum Decemvirat wurden die wenigen staatlichen Beamten von den Konsuln ernannt, waren also Mandatare der Konsuln. Nach dem Decemvirat wurden nicht nur die plebejischen Beamten magistratus p. R. (man vgl. Lange, r. A. I<sup>3</sup>, 857, wo jedoch mit Unrecht auf die lex Aternia Tarpeia bezogen wird, was erst wenige Jahre später, durch die Decemviren festgesetzt ist), sondern Quästoren, Censoren und tribuni militum teilten sich mit Tribunen und Adilen in die bisher im wesentlichen konsularischen Geschäfte.

6) Vgl. hierüber meine so eben bei Strauss in Bonn erschienene Schrift über die ursprüngliche Bedeutung und Kompetenz der aediles plebis. — Auch erscheint es mir wenigstens sehr wahrscheinlich, dass die Zehnzahl der Decemviren selbst auf die 10 Strategen zurückzuführen ist.

Am wichtigsten für uns und zugleich am sichersten ist sie aber auf dem Gebiete der Finanzverwaltung.

Die römische Finanzverwaltung, mit ihrer Spitze in der Censur, ist — so behaupte ich — durch die Decemviren unter vielfältiger Anlehnung an die attische Finanzverwaltung reorganisiert worden, und zwar zeigt sich die Verwandtschaft beider

- 1) in den allgemeinen Verwaltungsgrundsätzen,
- 2) bei der Steuer-Erhebung,
- 3) bei der Bemessung der Steuerfähigkeit.
- 4) in der Ähnlichkeit der Oberfinanzbeamten.

1. Zunächst sind die allgemeinen Principien der römischen Finanzverwaltung durch den Decemvirat offenbar nach attischem Vorbild umgestaltet worden.

Vor dem Decemvirat hatten die Konsuln, welche nach Cic. de rep. 2, 56 'potestatem habent tempore dumtaxat annuam, genere ipso ac iure regiam', freies Dispositionsrecht über die Kasse<sup>1)</sup> oder übertrugen die Leitung derselben ihren Mandataren, den von ihnen ernannten Quästoren. Erst mit dem Decemvirat wurde dies anders. Seitdem<sup>2)</sup> wurden die Quästoren vom Volke erwählt und — was wichtiger ist — diese vom Volke erwählten Beamten durften, abgesehen von einigen notwendigen Zahlungen an die Konsuln, nur Gelder aus dem Ärar zahlen, soweit sie dazu vom Senate ermächtigt waren<sup>3)</sup>. Polybius 6, 13, 2: οὐτε γὰρ εἰς τὰς κατὰ μέρος χρεῖας οὐδεμίαν ποιεῖν ἔξοδον οἱ ταμίαι δύνανται χωρὶς τῶν τῆς συγκλήτου δογμάτων πλὴν τὴν εἰς τοὺς ὑπάτους.

Gerade das gleiche Princip charakterisiert auch die attische Finanzverwaltung, dass alle Fäden derselben in der Boule zusammenlaufen. In Anwesenheit des Rats nahmen die κωλακρέται, später die ἀποδέκται die Tribute, Kriegssteuern und Zölle entgegen und zahlten „nur auf Anweisung des Rates das Geld für die Kosten der Verwaltung an die übrigen Kassen.“<sup>4)</sup> Aristoteles (bei Harpokration) ἀποδέκται δ' ἐν τῇ Ἀθηναίων πολιτείᾳ δεδήλωκεν ὡς δέκα τε εἶχαν καὶ ὡς παραλαβόντες τὰ γραμματεῖα ἀπαλείφουσι τὰ καταβαλλόμενα χρήματα τῆς βουλῆς ἐναντίον ἐν τῷ βουλευτηρίῳ καὶ πάλιν ἀποδιδόσκει τὰ γραμματεῖα τῷ δημοσίῳ.

Ferner: vor dem Decemvirat lag das Recht, das Staatseigentum nutzbar zu veranlassen, oder zu vergeben, zugleich mit der Oberleitung über die Staatskasse, in der Hand der Konsuln. Seit dem Decemvirat, mit der Wahl der Quästoren und der Er-

1) Mommsen, r. St. II, 1, 116 f. 419: „Bis zur Einführung der Censur konnte der Konsul kraft seiner censorischen Kompetenz die Gemeinde nach Gefallen verpflichten, zum Beispiel jeden beliebigen Bau verdingen und kraft seiner anderweitigen Befugnis, das dafür erforderliche Geld auf das Aerarium anweisen.“

2) Mommsen, r. St. II, 1, 498 A. 1. Die Wahl der Quästoren durch das Volk ist mit Mommsen an d. St. nach Tacit. ann. 11, 22 in die Zeit gleich nach dem Decemvirat zu setzen, zumal gerade der Decemvirat bemüht gewesen ist die konsularische Allgewalt (genere ipso ac iure regiam) zu beschränken.

3) Über diese ganze Angelegenheit handelt ausführlich Mommsen, r. St. II, 1, 216—218. Es steht auf alle Fälle fest, dass die Befugnis des Senats „Gelder aus der Staatskasse anzuweisen“ „in sehr entfernte Zeit zurückreicht“, dass das konsularische Verfügungsrecht über die Kasse im Felde ruht und dass daher rechtlich in dieser Zeit, faktisch aber noch viel häufiger der Senat der eigentliche Herr der durch die Quästoren verwalteten Kasse war. Wahrscheinlich waren die den Konsuln ohne weiteres zu leistenden Zahlungen früh fest normiert.

4) Bei griechischen Verhältnissen habe ich der Einfachheit wegen oft auf Worte des bekannten Handbuchs von Gilbert verwiesen.

nennung der Censoren, mit der Abhängigkeit beider Beamten vom Senat<sup>1)</sup>, ward dies völlig anders. Die Censoren erhielten ein weit ausgedehntes Recht über das Staatseigentum zu disponieren, ohne Kassenbeamte zu sein; die Quästoren allein zahlten<sup>2)</sup>, aber nie ohne Anweisung der Censoren, Konsuln, Diktatoren; beide Beamten aber, wie mehrfach erwähnt, waren abhängig vom Senat.

Eine analoge Trennung der Oberaufsicht über die nützliche Verwendung des Staatsgutes von der Kassenführung finden wir in Athen. Die *πωληταί* (Gilbert 227) „verpachteten die Zölle, die Bergwerke . . . verkauften die vom Staate eingezogenen Güter, deren Erlös sie einzogen, und verdangen die für den Staat auszuführenden Arbeiten“. „Die von den Poleten vereinnahmten Gelder wurden an die Hauptkasse (der *κωλακρέται* und später<sup>3)</sup> der *ἀποδέκται*) abgeführt.“ Diesen dagegen lagen, wie den Quästoren, nur die eigentlichen Kassengeschäfte ob. — Selbständiges Verwendungsrecht fehlte den attischen so gut wie den römischen Hauptkassenvorstehern, während andererseits den Disponenten über das Staatsgut eine eigene Kasse mangelte<sup>4)</sup>.

2. Noch schlagender ist die Analogie zwischen attischer und römischer Finanzverwaltung auf dem Gebiete der Steuer-Erhebung. Und das ist um so wichtiger, als ursprünglich in Rom ein andres System herrschte.

Bei den älteren Verhältnissen, zur Zeit als die Naturalwirtschaft die Stelle der späteren Geldwirtschaft vertrat, werden die Bauern ihre Abgaben vom Gemeinland als „Führen“,<sup>5)</sup> als *vectigalia*, direkt an den Staat abgefahren haben und ihr Vieh auf die Gemeinweide, auf den *ager compascuus* — sei es umsonst, sei es gegen ein geringes, direkt an den Staat zu zahlendes Hutgeld — getrieben haben<sup>6)</sup>.

Aber die censorische Verwaltung der *vectigalia* beruhte auf ganz abweichenden Grundsätzen.

In Athen wie in Rom nach dem Decemvirat wurden die Steuern nicht direkt<sup>7)</sup> von staatlichen Einnehmern, sondern von Pächtern und Pachtgesellschaften vereinnahmt und erst von diesen den Kassenbeamten überliefert.

1) Vgl. die Worte des Polybius 6, 13 und u. a. Mommsen, r. St. II, 1, 419. In Bezug auf die Censoren steht erstens fest, dass der Senat durch Spezialaufträge die censorischen Dispositionen durchkreuzen konnte (Mommsen, a. a. O., 409 A. 1), ferner, dass er die gesamten censorischen Verträge kassieren und prolongieren konnte, dass er endlich vor allem die Höhe der zu verwendenden Summen bestimmte (Liv. 44, 16, 8 *ad opera publica facienda, cum eis dimidium ex vectigalibus eius anni attributum ex senatus consulto a quaestoribus esset*). Offenbar wird der Senat aber nicht ins Blaue hinein Geld angewiesen haben, sondern erst nach einer Beschlussfassung über die ihm von den Censoren unterbreiteten Anträge.

2) Mommsen, r. St. II, 1, 409: „Das Aerarium steht unter den Quästoren, das sonstige Staatsgut unter den Censoren; und so wenig wie jenen ist diesen ein Übergriff in die fremde Kompetenz gestattet.“

3) J. Christ *de publicis populi Atheniensis rationibus saeculo a. Chr. quinto et quarto*, diss. in. Gryphisw. p. 26.

4) Von den Censoren ist dieses bekannt. Wenn einige eine eigene Kasse der *πωληταί* annehmen, so irren sie, vgl. Suidas *πωλητής* — *καὶ πωληταί* . . . *τούτων γὰρ τὰς οὐσίας πωλοῦντες παρακατέβαλλον εἰς τὸ δημόσιον* und dazu Gilbert, Handbuch I, 227: „Die von den Poleten vereinnahmten Gelder wurden an die Hauptkasse der Apodekten abgeführt.“

5) Marquardt, röm. Staatsverw. V, 156: „Der technische Ausdruck *vectigal*“ ist, „von *vehere* abgeleitet, zunächst von dem Zehnten, der von dem *ager publicus* in natura angefahren wurde, zu verstehen.“

6) Frontin. p. 15, 4.

7) Über Athen vgl. Gilbert I, 335, über Rom Marquardt, röm. Staatsverw. II, 289.

Dieses zunächst bequeme, aber auf die Dauer für Staat und Staatsbürger verderbliche System<sup>1)</sup> ist nun offenbar bis ins Einzelste hinein in Rom nach dem Muster der attischen Verwaltung ausgebildet worden.

Selbst die rechtlichen Formen sind die gleichen. 'Mancipes autem', sagt Hygin p. 116 Lach., 'qui emerunt lege dicta ius vectigalis, ipsi per centurias locaverunt aut vendiderunt proximis quibusque possessoribus'. Die Pachtung wird als ein Kauf<sup>2)</sup> des Rechts auf die Pachtsumme angesehen, ebenso wie in Attika die verpachtenden Beamten *πωληταί* Verkäufer heissen. Wie in Athen die *τελώναι*, die Zollpächter, so traten in Rom die *publicani* zu Pachtgesellschaften zusammen (Gilbert 335). Dort kam die Rechtsvertretung der Gesellschaft dem an der Spitze stehenden *ἀρχώνης*<sup>3)</sup> zu, hier dem *manceps*<sup>4)</sup>.

Auch waren in Rom ähnliche Grundsätze geltend in betreff der Rechte der Pächter, wie in Athen. Die attischen Pächter besaßen z. B. den Privaten gegenüber das Recht der Wegnahme der eingeschmuggelten Waren (Gilbert 335, A. 6), während in Rom (Gaius 4, 28) 'lege Plaetoria data est pignoris captio publicanis vectigalium publicorum populi Romani adversus eos, qui aliqua lege vectigalia deberent'<sup>5)</sup>.

Endlich bieten die Namen der Pachtgesellschaften manches Ähnliche; in Athen *δεκατηλόγοι*, *ἐλλίμενικταί*, in Rom die *decumani*, *portoriorum conductores* u. s. w.

3. Weiter finden wir in der Art der Taxierung der Steuerfähigkeit bemerkenswerte Analogien.

Weniger wichtig, weil selbstverständlich, ist, dass in Athen wie in Rom die behördliche Abschätzung durch Schatzungskommissäre erleichtert oder vielmehr erst ermöglicht wurde<sup>6)</sup>.

Dagegen ist unverkennbar gleich der Modus der Schätzung: Selbsteinschätzung mit eventueller Nachschätzung und Korrektur seitens der Schätzungsbeamten. Wie in Rom aktivisch<sup>7)</sup> 'mancia censuisti' vom Deklaranten und passivisch 'census es mancipia' mit Rücksicht auf den Schätzungsbeamten gesagt wurde, so in Athen *ἀπογράφεσθαι*

1) Marquardt, a. a. O., S. 290 sagt treffend: „Der Staat erspart bei diesem Systeme die Kosten der Verwaltung, wogegen die Steuerpflichtigen allen Bedrückungen einer ungesetzlichen und nur auf den Gewinn der Unternehmer berechneten Steuereintreibung berechnet werden.“

2) Fest. p. 376 'venditiones dicebantur olim censorum locationes, quod velut fructus publicorum locorum venibant'. Mommsen, r. St. II, 1, 412: Rechtlich wird das Geschäft (der Pachtung) immer gefasst als Nutzung (*frui*) und zwar entweder als Kauf der Früchte und des sonstigen Nutzgewinnes, so dass die Gemeinde verkauft (*vendere*), der Private kauft (*emere, redimere*), welche Auffassung die ältere ist u. s. w.

3) Der Name selbst ist Andok. von den Myster. 133/4, allerdings nur durch eine Konjekture Valckenaer's hergestellt.

4) Marquardt, a. a. O., S. 290: „Der Disponent der Gesellschaft (*manceps*) that bei der Licitation das Gebot, machte mit den Censoren den Kontrakt, leistete Sicherheit *praedibus et praediis* und übernahm die Gefahr des Geschäfts.“

5) Allerdings ist die *lex Plaetoria* nachdecemviral. Aber unmöglich hätten derartige weitgehende Rechte den Staatspächtern eingeräumt sein können, wenn nicht von Anfang an ihre Stellung den Privaten gegenüber besonders sichergestellt gewesen wäre.

6) Gilbert I, 348 und vgl. die *iuratores* Liv. 39, 44 sowie mein Buch: „Über Entstehung und Zusammensetzung der altröm. Volksvers.“ Abschn. V § 9. Abschn. VII § 6.

7) Cic. pro Flacco 32, 79 f. Vgl. dazu Mommsen, r. St. II, 1, 363.



τίμημα von der Selbstschätzung und εἰσφορὰν ἐπιγράφειν (C. I. A. II, 86) vom Schatzungskommissär<sup>1)</sup>.

Wie in Athen nicht die Klassenstellung, sondern das τίμημα, d. h. eine neben dem Grundeigentum vor allem auch die Mobiliarwerte berücksichtigende Vermögensabschätzung die Höhe der Steuer bedingte<sup>2)</sup>, so in Rom der census, nicht die classis. — Die Klassenstellung hing, wie ich im Eingang ausgeführt, lediglich von dem quiritischen Eigentum an res Mancipi ab, das tributum ex censu von der Höhe des abgeschätzten Gesamtvermögens.

Beachtenswert sind weiter die Analogien zwischen den Formen der athenischen Revision der bundesgenössischen Schätzung und der Censur. — Dort waren es in jedem der 5 Tribut-Bezirke zwei Beamte, zwei τάκται, welche die Einschätzung vornahmen. „Vor diesen τάκται schätzten sich zuerst — analog der Selbsteinschätzung der Steuerpflichtigen — für die Eisphora die Bundesstädte selbst ein.“ „Hielten die τάκται die Selbsteinschätzung für zu niedrig, so stellten sie ihrerseits eine Schätzung auf.“

Die Hauptsache aber ist: „Die Schätzung der Bundesgenossen erfolgte regelmässig alle 4 Jahre, und diese 4jährige Tributperiode war mindestens seit 454 v. Chr.<sup>3)</sup> mit der grossen athenischen Finanzperiode, welche mit den grossen Panathenäen in jedem dritten Olympiadenjahr ablief, identisch.“ (Gilbert 395.)

Es ist unmöglich zu verkennen, dass die ältere römische Censuperiode *quinto quoque anno*<sup>4)</sup> dieser attischen πενταετηρίς entspricht und in ihr ein Vorbild hat.

Hier ist eine Anlehnung der römischen Finanzverwaltung an die attische also zweifellos<sup>5)</sup>.

4. Ich könnte an dieser Stelle eine weitere Erörterung über Analogien in der attischen und römischen Finanzverwaltung beiseite lassen, wenn mich nicht die Wahrheitsliebe

1) Gilbert, Handbuch I, 346. — Leider wissen wir über die Formalitäten der eigentlichen Bürgerschätzung in Athen nichts, vgl. E. Curtius, das Leokorion und die Volksversammlungsräume von Athen, Monatsb. d. Ak. 1878 S. 82.

2) Vgl. Gilbert ebendasselbst, auch Anm. 1. Böckh's Versuch, das τίμημα zu definieren, musste scheitern, da er es in die engste Beziehung zu den Minimalsummen der Klassen brachte. Eine leidlich rationelle Besteuerung muss von derartigen untergeordneten Vermögensdifferenzen absehen und vielmehr die Differenzen innerhalb der ersten Klasse besonders berücksichtigen. — Es beruht deshalb auch auf einer Verkennung der Sachlage, wenn Gilbert I, 346 aus der Erwähnung der solonischen Klassen (bis zum J. 387 v. Chr.) noch auf eine fortdauernde Berücksichtigung derselben für die εἰσφορά schliesst.

3) Vgl. U. Köhler in den Abh. der Berl. Akad. 1869.

4) Über die Bedeutung („nach Ablauf von 4 vollen Jahren“ oder, wie wir sagen „in jedem fünften Jahre“) ist bereits oben gehandelt worden.

5) Herr Professor E. Curtius machte mich nach Anhörung meines Vortrages auf seine Abhandlung über „das Leokorion und die Volksversammlungen von Athen“ (Monatsber. der kgl. pr. Akad. d. Wissensch. Februar 1878) aufmerksam, die mir leider bis dahin nicht bekannt geworden war. Er sagt u. a. S. 82 darin ähnlich: „Wenn aus römischen Einrichtungen auf griechische Vorbilder ein Rückschluss gestattet ist, so ist meines Erachtens nichts gerechtfertigter, als die Annahme, dass das römische lustrum, wie auch Mommsen annimmt, der griechischen Penteteris nachgebildet sei; nur denke ich nicht an die von Olympia, sondern an das attische Bürgerfest und möchte glauben, dass nach Solons Ordnung an jedem fünften Panathenäenfest sich in der Niederung am Areopag die Bürgergemeinde der Athener neu konstituieren sollte.“ Zum Schluss werde ich übrigens noch darauf zurückkommen, inwieweit die jene 4jährige Finanzperiode abschliessende lustratio ihr Vorbild in den religiösen Feierlichkeiten bei den grossen Panathenäen gehabt hat.

zu dem Geständnis brächte, dass ich seit längerer Zeit gerade das eigentliche Vorbild des römischen Censors in dem attischen ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου gesehen hätte.

Durch diesen Hinweis glaubte ich früher eine besondere Unterstützung zu gewinnen für meine Argumentation, dass Census und Censur, soweit sie eine Ordnung der römischen Finanzverwaltung betreffen, auf attische Muster zurückgeführt werden müssten. Jetzt glaube ich nun zwar, dass das, was ich bisher an Gründen für diese Ansicht vorgebracht habe, genüge, um die Richtigkeit derselben ausser Zweifel zu stellen, und dass meine Argumentation nicht gewinnt dadurch, dass ich auf Dinge hinweise, welche zwar nicht die neuere, so doch die allerneueste kritische Forschung längst eliminiert zu haben glaubt.

Doch man verlässt nicht gern einen alten Freund, zumal wenn er in Not ist, und so will auch ich hier noch einige Worte zu seinen Gunsten vorbringen.

Allerdings weiss ich, dass in keiner Inschrift des 5. Jahrh. v. Chr. ein solcher ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου vorkommt. Ein Umstand, der gewiss wahrscheinlich macht, dass der ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου kein wichtiger Kassenbeamter<sup>1)</sup> in jener Zeit war. Denn sonst hätte er bei einer der zahlreich erhaltenen Abrechnungen erwähnt sein müssen.

Gewiss halte auch ich es für einen Vorzug der neueren Forschung, dass sie scharf die Staatsverwaltung des 5. und 4. Jahrhunderts auseinandergehalten hat. Somit ist nur zu billigen, dass alles das beseitigt worden ist, was Böckh über einen ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου lediglich auf Grund der Nachrichten über einen erst gegen Mitte des 4. Jahrhunderts vorkommenden Beamten ἐπὶ τῇ διοικήσει vorgebracht hat.

Noch weniger will ich endlich verschweigen, dass auch ich der Ansicht bin, dass Müller-Strübing in seinem bekannten Buch vielfach zu weit gegangen ist und durch geistreiche, aber oft höchst unsichere Vermutungen mit Recht eine starke Opposition hervorgerufen hat.

Nichtsdestoweniger glaube ich den Forschern<sup>2)</sup>, welche hier tabula rasa machen möchten, 5 (wie ich hoffe) gut fundierte Argumente entgegenhalten zu können:

1) Der Amtsname eines ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου kommt mehrfach, sogar in einer Urkunde<sup>3)</sup>, die wenn einmal nicht authentisch, so doch ganz im Sinne jener Zeit nach-

1) Die Censoren waren ebenfalls, trotz ihrer weitausgedehnten finanziellen Kompetenzen keine eigentlichen Kassenbeamten. Man wird sich daran gewöhnen müssen, falls man den ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου für das 5. Jahrhundert retten will, die faktische und politische Bedeutung dieses Beamten gegenüber den wechselnden Beamtenkollegien und Ratsherrn höher zu stellen, als ihre staatsrechtliche Kompetenz. Schon der Titel ταμίαις zeigt, dass sie nicht zu den Oberbeamten gehörten, und wenn andererseits gerade dieser Titel als Beleg dafür verwandt werden könnte für die Behauptung, dass sie Kassenbeamten gewesen seien, so verdient hervorgehoben zu werden, dass ταμίαις ganz allgemein für einen über einen bestimmt abgegrenzten Berufszweig gesetzten Verwalter gesagt wird. — War der ταμίαις τ. κ. π. aber kein Kassenbeamter, so fällt auch Fellers Argument (Sitz. d. k. Ak. 1879. S. 392).

2) Aus der Literatur über diesen Gegenstand hebe ich hier folgendes hervor. Nachdem U. Köhler, a. a. O., S. 151 seine Zweifel gegen die Existenz eines ταμίαις τῆς κοινῆς προκόδου in voreuklidischer Zeit geäußert hatte, stimmte ihm Feller (Sitzungsber. der kais. Ak. d. W. 1879, 383 f.) in soweit bei. Christ de publicis populi Atheniensis rationibus, Gryph. 1879, Droege de Lycurgo Athen. pec. publ. adm., Bonn. 1880 und Gilbert Handbuch I, leugnen überhaupt die Existenz eines solchen Beamten.

3) Droege hat in schaffsinniger Weise den Versuch gemacht, den Wert dieser urkundlichen Angabe zu verringern S. 23 f. Vgl. dagegen Feller a. a. O. S. 433. C. Curtius im Philol. 24 p. 86 f. Hartel in comm. acad. Vind. 1878 p. 147.

gebildet<sup>1)</sup> ist, vor. Titel und Ämter werden aber selbst in Fälschungen dieser Kategorie nicht erfunden, sondern derartige Nachbildungen lehnen sich gerade an bekannte echte Titulaturen, an geschichtliche Zustände und an gebräuchliche Formeln an. Wie konnten Idomeneus<sup>2)</sup>, Plutarch und der gebildete Verfasser der pseudoplutarchischen Schrift de decem oratoribus dazu kommen, den Titel eines solchen Beamten — noch dazu des einzigen, welcher für eine Pentaeteris gewählt wurde — sich auszudenken?

2) Der Titel: τῆς κοινῆς προόδου spricht dafür, dass dieser Beamte in einer Zeit existierte, da Athen an der Spitze einer grösseren Bundesgenossenschaft stand. — Einen Oberfinanzbeamten zur Zeit des zweiten attischen Seebundes haben wir aber in der Person des für eine Budgetperiode von 4 Jahren gewählten ἐπὶ τῇ διοικήσει<sup>3)</sup>. Hat also ein solcher Beamter τῆς κοινῆς προόδου existiert, so kann er nur in die Zeit des 5. Jahrhunderts, des ersten attischen Seebundes, gesetzt werden<sup>4)</sup>.

3) Ohne einen solchen einheitlichen Mittelpunkt der Staats- und Finanzverwaltung würde „das Bedürfnis nach regelmässiger Ordnung und Gliederung, nach einem Haupt, in dem das gesamte Verwaltungssystem gipfelte“ in keiner Weise befriedigt sein. Nur ein solcher Beamter stellt, wie Müller-Strübing (S. 383) mit Recht sagt, „die Einheit des Staates dar und bringt durch die 4-jährige Dauer seiner Amtsthätigkeit . . . die nötige Einheit in die Verwaltung“<sup>5)</sup>.

1) Vgl. dazu C. Curtius im Philol. a. a. O. Wenn, wie Anm. 3 noch ausführlicher gezeigt werden wird, nicht erst nach 300 v. Chr. (so Fellner a. a. O. 435) oder nach 338 v. Chr. (so Gilbert, Handb. I, 231) ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει eingeführt ist, so kann der Wortlaut des Dekretes des Stratokles (καὶ γενόμενος τῆς κοινῆς προόδου ταμίαις) nicht staatsrechtlich korrekt sein. Denn zwei Titel können zu gleicher Zeit nicht offiziell gewesen sein. — Wohl aber sind sie unbedenklich, wenn ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει nichts anderes war, als gewissermassen der Rechtsnachfolger des ταμίαις τῆς κοινῆς προόδου.

2) Ein Zeitgenosse Epikur's. Christ, diss. Gryphisw. p. 5 nennt ihn zwar einen homo nequissimus, cuius auctoritas prorsus nulla est, aber seine ganze Schlechtigkeit beruht lediglich darin, dass er manche anekdotenhaften Züge überliefert hat. Gerade derartige Leute pflegen sich aber nicht neue staatsrechtliche termini technici auszudenken. Mit Recht sagt Fellner a. a. O., S. 388: „Die Worte des Idomeneus τῶν — προόδων ἀρεθεὶς ἐπιμελητῆς können als glaubwürdig bezeichnet werden.“ Fellner unterscheidet aber den ἐπιμελητῆς τῶν κοινῶν προόδων von dem ταμίαις τῆς κοινῆς προόδου (eb. 389 A. 1), ersterer ist ihm „eine ausserordentliche, aber vorübergehende Gewalt“. Darüber s. die folgenden Anm.

3) Ich konstatiere hier zunächst, dass ὁ ἐπὶ τῇ διοικήσει — nicht etwa, wie Gilbert Handb. I, 231 meint, erst im Jahre 338 v. Chr. eingesetzt ist. Die Worte des Äschines (vom J. 343 v. Chr.) v. d. Ges. 149: καλῶς δὲ καὶ δικαίως τῶν ὑμετέρων προόδων ἐπιμεληθεὶς, ὅτε αὐτὸν ἐπὶ τὴν κοινὴν διοίκησιν εἴλεσθε können nicht von dem ἐπὶ τὸ θεωρικόν verstanden werden. Äsch. gegen Ktes. 25 setzt gerade die Existenz des ἐπὶ τὴν διοίκησιν voraus. Sodann aber hebe ich hervor, dass Fellner a. a. O. 431 mit Recht betont, wie schon zur Zeit „des neuen Seebundes“ „die Notwendigkeit an das athenische Volk herangetreten sei, eine Behörde zu gründen, welche die Verwaltung der Staatseinkünfte in die Hand nahm“.

4) Zur Zeit des zweiten attischen Bundes existierten weder Bundesschatzmeister, die ἑλαιοταμίαι, noch ein Bundesschatz, es gab also genau genommen auch keine κοινὰί πρόοδοι. Wenn berichtet wird (C. I. A. II, 17 Z. 45) κοινὸν ἔστω τῶν συμμάχων, so ist mit nichts daraus schon auf die Existenz einer eigenen Bundeskasse zu schliessen. (Gilbert I, 417, Busolt, der zweite athenische Bund 716). Es folgt aus einem solchen Hinweis nur, dass die von den Bundesgenossen eingelaufenen Gelder im Budget besonders verrechnet wurden (vgl. auch Droege a. a. O. S. 31).

5) Fellner, a. a. O., 392 meint, es könne nie genug betont werden, „dass die Gesamtheit des Rates im Verein mit den Prytanen die oberste Finanzbehörde im athenischen Gemeinwesen vorstelle“. Aber wie eine derartige vielköpfige Behörde irgendwelche einheitliche Pläne verfolgen und eine genügende

Bis jetzt ist es mir wenigstens nicht gelungen, bei der Fülle von Kassenbeamten ἀποδέκται, πωληταί, κωλακρέται, πράκτορες, ταμίαι τῆς θεοῦ, ταμίαι τῶν ἄλλων θεῶν, τῶν στρατιωτικῶν, Ἑλληνοταμίαι und wie sie alle heissen mögen, mir eine deutliche Vorstellung davon zu machen, wie in dem attischen Staat ohne eine solche Centralbehörde, die das Budget aufstellte, die Verpachtungen und Verdingungen kontrollierte, eine so musterhafte Ordnung existieren konnte, wie sie uns die Inschriften jener Zeit verraten.

4) Sodann frage ich: Wenn das attische Staatswesen zu Demosthenes' Zeit einen auf 4 Jahre gewählten Oberfinanzbeamten ἐπὶ τῇ διοικήσει<sup>1)</sup> bedurfte, wie viel mehr zu einer Zeit, da es 400 Bundesgenossen hatte und als es galt nicht allein die zahlreichen Einzelkassen in Verbindung zu halten, sondern vor allem eine einheitliche Ordnung in die Verhältnisse der attischen Finanzen zu den Reichsfinanzen unter den Hellenotamiai zu bringen?

5) Endlich: Wie ist eine 4jährige Finanzperiode, die sicherlich seit 454 v. Chr. in Athen bestand, denkbar bei jährlichem Wechsel aller Beamten, aller Ratsherren, bei dem weitgehenden Einfluss, welchen Rat und Bürgerschaft auf die Verwendung der Staatsgelder ausübten, ohne dass wenigstens ein einziger Finanzbeamter die Kontinuität der Verwaltung gewahrt, die abgeschlossenen Kontrakte gegen Eingriffe anderer Faktoren hochgehalten, kurz eine πενταετηρίς funktioniert hat<sup>2)</sup>?

Nur bei den Übertreibungen, mit denen früher von einer solchen Oberfinanzbehörde geredet ist, ist es erklärlich, dass manche besonnene Gelehrte diesen Beamten ganz zu eliminieren gesucht haben.

Nach Ausmerzung dieser Übertreibungen werden voraussichtlich auch sie etwas schonender gegen diesen einflussreichen Finanzbeamten verfahren.

Der ταμίαις τῆς κοινῆς προόδου, für eine πενταετηρίς gewählt, gehörte staatsrechtlich als ταμίαις zu den Unterbeamten, er hatte keine Hauptkasse zu verwalten und war formell und rechtlich durchaus von der βουλή abhängig, aber er war, wie der Censor, dessen getreues Vorbild er in allen diesen Beziehungen gewesen ist, faktisch von dem weitgreifendsten Einfluss. Er war, wie der Censor, das Organ, durch welches der Rat seinen Einfluss auf die Finanzverwaltung ausübte, und andererseits, sobald ein einflussreicher Mann dieses Amt bekleidete, das Organ, durch das in Athen ἡ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή möglich wurde<sup>3)</sup>.

---

Übersicht über die gesamte Finanzverwaltung haben konnte, ist mir unklar. — Treffend hat sich aber gerade Fellner a. a. O. 389 gegen eine finanzielle Kompetenz der Strategen ausgesprochen.

1) Meine Meinung ist also kurz die: Da es zu Demosthenes' Zeit keine Bundeskasse, sondern nur eine athenische Hauptkasse gab, keine Tribute (φόροι), sondern nur συντάξεις, keine Ἑλληνοταμίαι, sondern attische ἀποδέκται, so wird man folgerweise auch den Namen der κοινὰὶ πρόοδοι offiziell fallen gelassen und dafür das unbestimmtere ἐπὶ τῇ διοικήσει substituiert haben.

2) Vielleicht könnte gerade aus der kürzeren Amtsfrist der Censur ein Gegenargument entnommen werden. Doch nur scheinbar mit Recht. Denn gerade die Unregelmässigkeiten der römischen Finanzverwaltung sind ebenso bekannt, wie andererseits kein Zweifel darüber bestehen kann, dass dieselben bei streng innegehaltener Quinquennalität der Censur nicht eine solche Ausdehnung hätten nehmen können.

3) Auch Appian Claudius Caecus hat seine das römische Staatswesen umgestaltenden Reformen grösstenteils als Censor durchgeführt, also ohne imperium und formell abhängig vom Senat. Aber welchen Einfluss seine Persönlichkeit und sein Wort hatten, das zeigte sich nach der Schlacht bei Asculum. (Cic. Brut. 55. 61.)



Damit will ich den ταμίαν τῆς κοινῆς προόδου verlassen. Ich betone, dass ich glaube, auch ohne die Existenz dieses Beamten den Satz erwiesen zu haben, dass die Censur, soweit sie selbst und die mit ihr ins Leben gerufenen Einrichtungen finanzieller Art waren, in attischen Verhältnissen ihr Muster hat.

Die im Jahre 454 v. Chr. nach Athen geschickten Gesandten (Liv. 3, 31), 'iussi inclutas leges Solonis describere', haben also weniger die privatrechtlichen Gesetze Athens als vielmehr die attische Staats- und Finanzverwaltung studiert und namentlich in letzterer ein Vorbild gefunden, das sie bei der in Rom damals durchaus wünschenswerten Reorganisation oder besser Neuorganisation der Finanzverwaltung trefflich verwerten konnten.

Ich fasse jetzt das in der gesamten Untersuchung Gefundene noch einmal kurz zusammen.

Die Censur ist als Oberfinanzamt, das aber anfänglich zu den magistratus minores gehörte, durch die Decemviren und zwar im wesentlichen nach attischem Vorbild geschaffen worden. Die Amtszeit der Censoren war wie ihre Kompetenz anfangs auf vier volle Jahre festgesetzt.

Die reaktionäre Partei in Rom, welche durchaus nichts vom Decemvirat und seinen Neuerungen wissen wollte<sup>1)</sup>, welche in ihrer Borniertheit lieber das Tribunat wieder erstehen liess, ehe sie ihre Vorrechte, Konsulat und conubium, gegenüber den gemässigten Einigungsversuchen der Decemviren aufgab, wird auch diese Neuerung missliebig aufgenommen haben, und es ist bei der ausländischen Herkunft der Censur nur erklärlich, dass man ihre Quinquennalität beanstandet haben wird.

Doch noch zwei andere Umstände wirkten mit darauf hin, diese Amtszeit zu verkürzen.

Zunächst musste bei den ziemlich einfachen Verhältnissen Roms jener Zeit eine kürzere Frist genügen, um alle wichtigeren finanziellen Anordnungen zu treffen<sup>2)</sup>.

Sodann aber mochte es sich für die patricische Partei empfehlen, bei der Aussicht über kurz und lang das alleinige Anrecht aufs Konsulat zu verlieren, einige wichtige Kompetenzen vom Konsulat abzuzweigen und einem Amte zu übertragen, welches in grösserer Abhängigkeit vom Senate stand. Dass dann eine solche Kompetenzerweiterung benutzt wurde, um die für römische Verhältnisse weniger passende Quinquennalität abzuschaffen, ist selbstverständlich, zumal bei zunehmender Kompetenz eine so ausgedehnte Amtsdauer doppelt unbequem werden musste.

---

1) Ich beziehe mich hier nur kurz auf Mommsens (r. G. I<sup>5</sup>, 287) mustergültige Schilderung der historischen Grundzüge der Decemviralzeit, welche er der Erzählung, „wie sie der Griffel der römischen Aristokraten aufgezeichnet hat“, gegenüberstellt. Nicht die Plebejer waren es nach Mommsen, „welche Ursache hatten, sich gegen die neue Magistratur aufzulehnen und mit Waffengewalt, das rein patricische Konsularregiment zu restaurieren. Das Ziel kann nur von der Adelpartei verfolgt sein.“

2) Die römische Finanz- und Bauverwaltung jener alten Tage wird noch so primitiv gewesen sein, dass ihre wesentlichsten Geschäfte in wenigen Monaten erledigt werden konnten. — Nur soweit es sich um eine fortdauernde Obergewalt über öffentliche Gebäude und die Ausführung der verdungenen Bauten handelte, war eine längere Amtsdauer der Censur erwünscht (vgl. oben S. 154). Gerade hier aber konnten zur Not jährlich wechselnde Beamte aushülfsweise die Censoren vertreten (Ädilen u. s. w.).

Im Jahr 434 v. Chr. ist diese Veränderung eingetreten. Seit jener Zeit kam zu den finanziellen Kompetenzen die militärische Inspektion auf dem Marsfelde, seitdem ordneten die Censoren den *exercitus quinquennalis*, lustrierten ihn und beantragten, um diese neuen Funktionen von Rechts wegen ausführen zu können, die *lex centuriata de imperio*. Alle weiteren, nichtfinanziellen Kompetenzen haben sich teils auf Grund dieser erweiterten Machtfülle entwickelt (so die *censura morum*) oder sind nachweislich, wie die *senatus lectio*, die *equitum recognitio*, späteren Ursprungs.

Nur ein Punkt scheint mir noch einer weiteren Aufklärung zu bedürfen.

Weshalb gab man der Censur eine 18monatliche und nicht wie allen anderen Magistraten eine jährliche Amtsfrist? —

Wenn man von einer achtzehnmonatlichen Amtsfrist redet, so macht man sich eigentlich einer Ungenauigkeit schuldig. Die Amtszeit der Censur ist höchstens 18 Monate, meist nur 14—15 Monate lang. Sobald die *lustratio* vorbei ist, ist der Censor gesetzlich gehalten, sein Amt niederzulegen. Dass Appius Claudius Caecus die *lex Aemilia* ignorierte und länger fungierte, verschaffte ihm scharfen Tadel: diese Anomalie bestätigt also nur die Regel.

Für diese eigentümliche Befristung giebt es nun ein treffendes Analogon im römischen Staatsrecht: nämlich die Diktatur<sup>1)</sup>. Auch sie hat keine streng begrenzte Amtszeit, sondern eine Maximalfrist =  $\frac{1}{2}$  Jahr<sup>2)</sup>. — Bei der Diktatur liegt aber der Grund deutlich vor. Dieses Amt war von Haus aus für eine bestimmte Funktion, einen bestimmten Zweck eingeführt, und der Diktator sollte ordnungsgemäss nach Vollendung der ihm gestellten Aufgabe vom Amt zurücktreten. — So ist denn auch wohl ähnliches für die Censur anzunehmen. Offenbar setzt sich die sogenannte 18monatliche Amtsdauer der Censur zusammen aus einem Amtsjahr für die censorischen finanziellen Geschäfte und aus einer Frist bis zur Absolvierung der zur *Lustration* notwendigen Geschäfte.

Selbst hierin zeigt sich unverkennbar die Censur in ihrer zwiefachen Herkunft, als Doppelamt.

Ehe ich aber die Censur und die so eben entwickelten Hypothesen über ihre teilweise ausländische Herkunft verlasse, möchte ich noch ein Vorurteil beseitigen.

Weiterverbreitet ist das Bestreben, jeden ausländischen und speziell griechischen Einfluss auf die Entwicklung des römischen Staats- und Rechtslebens abzuleugnen. Römische Staatsverwaltung wie römisches Privatrecht stehen so eigenartig und gross da, „dass die Meinung, die Römer hätten von anderen in dieser Richtung etwas gelernt, manchen wie ein *crimen laesae maiestatis* erscheint“. (Hofmann S. 41.)

Sehr treffend bemerkt hiergegen Hofmann (a. a. O.): „Ähnlichen Erscheinungen begegnen wir auch auf anderen Gebieten der Wissenschaft. Dass die Griechen gar manches von den Ägyptern gelernt und angenommen haben, erschien vielen Bewunderern hellenischer Genialität unglaublich. Heutzutage wird kaum noch jemand allen Zusammenhang zwischen der ägyptischen und der griechischen Kultur leugnen wollen.“ — „Gelernt zu haben,

1) „Auch die römischen Staatsrechtslehrer stellen die Censoren auf eine Linie mit dem Diktator und dem Reiterführer als *πρὸς αἰῶνα ἀρχόντες* Zonaras 7, 19“ (so Mommsen, r. St. II, 1, 319 A. 1). *Πρὸς αἰῶνα ἀρχόντες* heisst offenbar die „auf eine Zeit lang funktionierenden, für bestimmte Zeitverhältnisse geschaffenen Beamten“, nicht „die extra ordinem eintretenden Magistraturen“.

2) Mommsen, r. St. II, 1, 143.

gereicht aber auch Völkern nicht zur Unehre, insbesondere wenn sie die Lehrer weit hinter sich zurücklassen.“

So können also auch diejenigen, welche eine besonders hohe Meinung von der Originalität und Selbständigkeit des römischen Volkes auf dem Gebiet der Staatsverwaltung haben, meinem Resultat über die Censur beistimmen.

Hat sich doch nirgends trotz und neben dem Fremdartigen, was in der Censur sein mag, der altrömische Geist strenger Zucht und männlichen Ernstes grossartiger ausgeprägt, als in diesem Amt.

Zum Schluss der eigentlichen Untersuchung wird es gestattet sein, noch einen Ausblick zu thun auf einige Verhältnisse und Einrichtungen des alten Roms, welche unter dem Einflusse jener Kommission, welche nach Athen geschickt war, um die dortige Verwaltung zu Nutz und Frommen der heimischen Verfassungslage zu studieren, entstanden oder umgestaltet worden sind.

Wenn die hier vorgebrachten Bemerkungen teilweise ohne nähere Begründung geboten werden, ja manchmal in das Gebiet blosser Vermutungen hinüberstreifen, so werden sie doch schon deswegen nicht unliebsam aufgenommen werden, da sie den Versuch machen, das Bild jener denkwürdigen frühesten Begegnung der beiden Hauptstädte der alten Welt: Athen und Rom zu vervollständigen. —

Die römische Gesandtschaft kam der annalistischen Tradition zufolge im Jahr 454 v. Chr. nach Athen. Welche Zustände fand sie damals vor? Entspricht das Jahr 300 a. u. c. dem Jahre 454 v. Chr.?

Nach Ungers gründlichen chronologischen Untersuchungen (die röm. Stadtaera, München 1879), denen ich in der Hauptsache durchaus beigestimmt habe<sup>1)</sup>, ist das Jahr a. u. c. 300 = Juni 444 bis 443 v. Chr. Die Rückkehr der Gesandten wird zwei Jahre später gesetzt<sup>2)</sup>, fällt also ins Jahr 1. Juni 442—441.

Sie waren also in Athen zu einer Zeit, da Perikles die Staatsleitung in Händen hatte, bald als Strateg, bald als ἐπιτράτης der Bauten, bald — wie ich jetzt wohl hinzufügen darf — als ταμίαι τῆς κοινῆς προόδου, der alle Anträge finanzieller Art dem Rat unterbreitete und eine Oberaufsicht über alle anderen Finanzbeamten ausübte. — Auch fiel ihnen gewiss auf, wie bei der grossen Anzahl von Beamten das eigentliche Regiment in der Hand der Ratsversammlung lag und einzelne Beamte, vor allen aber gerade Perikles, weniger durch ihre rechtliche als durch ihre persönliche Stellung zum Rat den Einfluss ausübten, welcher für eine stetige und gedeihliche Weiterentwicklung der Finanz-, Bau- und sonstigen Staatsverwaltung erwünscht war<sup>3)</sup>.

1) Philologische Rundschau II, 239 f. Auch Lange, Leipziger Osterprogramm 1881, stimmt zum Schluss im wesentlichen Unger bei.

2) Liv. 3, 32 Inde consules C. Menenius P. Sestius Capitolinus — — iam redierant legati cum Atticis legibus.

3) Vgl. Ad. Schmidt's (Epochen und Katastrophen 86) treffende Schilderung: „Mit dem Einfluss der Rede verband er nunmehr unausgesetzt den Einfluss der Amtsgewalt. Regelmässig von Jahr zu Jahr wurde ihm das Feldherrnamt erneuert. . . . Diese oberfeldherrliche Macht des Perikles wurde dadurch noch erhöht, dass er daneben wiederholt das vierjährige Wahlamt des Finanzverwalters, Tamias oder Epimeletes, bekleidete.“

Nach dem was vorher über die Verwandtschaft der römischen Finanzverwaltung mit der attischen ausgeführt worden ist, bedarf es keiner detaillierten Ausführungen darüber, dass die römischen Gesandten die attische Finanzverwaltung sorgfältig studiert haben. Sie sahen, wie und in welchen Formen die Zölle und Bergwerke an Pachtgesellschaften verpachtet wurden, wie die Steuerfähigkeit der einzelnen Gemeinden und der athenischen Bürger abgeschätzt, die Steuern erhoben, das Kassenwesen unter Oberaufsicht des Rats geordnet ward. Ubrigens konnten auch für andere Verhältnisse die Gesandten von attischen Einrichtungen manches lernen, und das haben sie allem Anschein nach auch gethan.

An einem andern Orte<sup>1)</sup> glaube ich wenigstens den Erweis erbracht zu haben, dass — wie schon vorher bemerkt wurde — die plebejische Ädilität durch die Decemviren nach dem Muster der attischen Agoranomie umgestaltet ist. Und kaum ist es zu verkennen, dass die zehn militärischen Befehlshaber, welche an Rang den Archonten nachstanden, die Römer auf den Gedanken gebracht haben, durch die Wahl einer grösseren Zahl militärischer Oberbeamten minderer Rangstellung die Beilegung des innern Konflikts anzubahnen und zugleich den militärischen Bedürfnissen zu entsprechen.

Im Juli des Jahres 442 v. Chr. werden die Gesandten aber dann noch dem festlichen Abschluss der Penteteris<sup>2)</sup>, den grossen Panathenäen beigewohnt haben.

Es ist für unsern Zweck gleichgültig, uns zu vergegenwärtigen, welchen Eindruck jenes grossartige Volksfest, der Umzug durch die Stadt und auf die Akropolis, der Anblick der festlich geschmückten Tempel bei den römischen Gesandten hinterlassen hat. Jedenfalls wird ihnen als praktischen Staatsmännern der Umstand nicht entgangen sein, dass jenes grossartige Volksfest, verbunden mit Opfern und Umzug, gerade mit dem Abschluss der attischen Finanzperiode zusammengefallen sei, und es entsteht für uns die Frage, ob nicht die ebenfalls an den Schluss der censorischen Geschäfte gestellte Lustration jenen Reiseeindrücken der römischen Gesandtschaft die Entstehung verdankt.

Die Verschiedenheiten zwischen Panathenäen und lustratio sind ja so sehr ins Auge fallend, dass ich vor der Behauptung, dass beide in Beziehung gestanden hätten, zurückgeschreckt bin, bis ich E. Curtius' mehrfach erwähnte Abhandlung über das Leokorion zu Gesicht bekam.

Hat Curtius (a. a. O. S. 82) recht und ist „nach Solons Ordnung an jedem fünften Panathenäenfest die Bürgergemeinde der Athener“ um sich neu zu konstituieren „in der Niederung am Areopag zusammengetreten“ und ist dort am Leokorion, jener „Sühnstätte vor dem Tempel des Apollon patroos“ (a. a. O. S. 80) „die solonische Bürgergemeinde“ in bestimmten Intervallen gesühnt worden, indem sie mit den Opfertieren die Sühnstätte „umwandelte“, so hat auch die lustratio in Athen ihr Vorbild. Der spezielle Ritus der Sühne, die *suovetaurilia*, sind römisch<sup>3)</sup>, aber die Idee, die Neukonstituierung der Gemeinde nach Abschluss ihrer Schätzung zu sühnen, ist aus Athen entlehnt.

1) Über die ursprüngliche Bedeutung und Kompetenz der *aediles plebis*. Bonn, Strauss, 1883.

2) Es ist speziell von Müller-Strübing (Aristophanes und die historische Kritik S. 192) hervorgehoben, dass „die Wahl des Verwalters der öffentlichen Einkünfte“ „zur Zeit der alle vier Jahre wiederkehrenden grossen Panathenäen, im dritten Jahre jeder Olympiade“ stattfand.

3) Fraglich ist sogar, ob nicht „die an den Marskult sich anschliessenden Sühngebräuche“ in Rom „ursprünglich dem attischen Ares“ galten, „welcher nur durch die Verbindung mit den *Semnai* diese ganz lokale Bedeutung des Sühngottes erlangt hat“ Curtius, a. a. O., S. 82.



Doch es ist Zeit abubrechen, nachdem wir so schon eine Zeit lang den sicheren Boden historischer Forschung verlassen und das luftige Gebiet phantasiereicher Hypothesen durchheilt haben. — Möchten denn auch die, welche an den Schlussbetrachtungen weniger Geschmack gefunden haben, um so bereitwilliger das wirklich erweisbare Resultat in Ehren halten, dass die römische Censur und Finanzverwaltung, wie sie durch die Decemviri gestaltet ist, ihr Vorbild hat in den bewährten Einrichtungen des perikleischen Athens.

Auch diesem Redner spricht der Präsident den Dank der Versammlung aus und bittet dann die Herren Sektionsvorstände, über die Verhandlungen der Sektionen zu berichten. Es erstatten Bericht über die Verhandlungen

der pädagogischen Sektion: Herr Oberschulrath Dr. v. Sallwürk,

der orientalischen Sektion: Herr Professor Dr. Merx,

der germanisch-romanischen Sektion: Herr Geh. Hofrath Dr. Bartsch,

der archäologischen Sektion: Herr Professor Dr. v. Duhn,

der philologischen Sektion: Herr Professor Dr. F. Schöll,

der neusprachlichen Sektion: Herr Oberlehrer Dr. Lambeck.

Über die Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion konnte kein Bericht erstattet werden, da der Vorsitzende, Herr Professor Helmes, schon abgereist war.

Hierauf ergreift das Wort der Präsident Geh. Hofrath Dr. Wachsmuth:

Hochgeehrte Festgenossen!

Der Sitte gemäss fängt Ihr zweiter Präsident zu reden an, wenn zu reden aufgehort wird, wenn sich also des «Sprechens Überfluss» und des «Hörens Überdross» bereits allseitig geltend macht — ich darf Ihnen nur noch einen Abschiedsgruss zurufen.

In einem Punkte waren die Verhandlungen dieser Versammlung, im Vergleich mit der Periode der Entstehung des Vereins, besonders geeignet, Betrachtungen über den Wandel der Dinge hervorzurufen. Wieweit liegen die Zeiten hinter uns, wo man es noch für nötig, wenigstens für wünschenswert erachtete, dem Studium der «Sachen», wie man es damals bezeichnete, und wie man es definierte, der Beschäftigung mit «dem in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt» die Gleichberechtigung neben den Sprach- und Literaturstudien ausdrücklich zu stipulieren, wie das ja in der Göttinger Fassung, der ältesten, unserer Statuten, geschehen ist. Diesmal nahmen die Arbeiten der «monumentalen Philologie», wenn ich kurz so sagen darf, vielmehr den breiten Vordergrund unserer Verhandlungen ein; und das ist ja nur der natürliche Ausdruck eines Zuges, der die Philologie unserer Tage beherrscht. Immer gewaltiger ist gerade in jüngster Zeit von den verschiedensten Seiten her die Fülle der neu zu Tage geförderten Monumente angeschwollen; es fliesst hier eine stete, mächtige, mitunter fast überflutende Quelle neuer wichtiger Erkenntnisse, während das literarische Material zwar nicht ganz ohne Vermehrung geblieben ist, aber naturgemäss nur in relativ geringem Grade noch ab und zu Zuwachs erhält. Begreiflicherweise wendet sich auch das Interesse zunächst diesen frisch gehobenen monumentalen Schätzen zu; zu ihrer Ausbeutung bedarf es einer langen Reihe von Arbeiten, an deren Anfang wir nur eben stehen; und gewiss ist es eine hohe Freude zu sehen, wie hier überall neues wissenschaftliches Leben aus den Ruinen spriesst,

Aber mehr als das. Durch die so reich gemehrte Fülle monumentalen Materials und durch die nun begonnene systematische Verwertung desselben ist der Charakter ganzer Disciplinen oder wenigstens einzelner Teile derselben vollkommen verändert, indem hier den monumentalen Thatsachen das erste Wort gegeben ist, das ihnen gebührt. Und von diesem festen Boden monumentaler Thatsachen aus durchströmt ein gesunder Realismus auch die übrigen Teile unserer Wissenschaft, die sonst so leicht entgegengesetzten Neigungen anheimfällt. «Unter Trümmern» wandeln wir Philologen ja auf allen Gebieten der Forschung, und wie übel zugerichtet diese Trümmer oft sind, davon ist Ihnen in diesen Tagen ein ganz besonders augenfälliges Beispiel in dem einen Plautinischen Blatte vorgelegt worden; unter Trümmern aber giebt man sich nur zu gern Phantasien hin.

So hat sich in der That durch diesen Einfluss die ganze Arbeitsmethode unserer Wissenschaft in unseren Tagen nicht unwesentlich verändert, wir hoffen vervollkommenet. Aber die Aufgabe selbst, die Aufgabe der gesamten grossen Altertums-Wissenschaft, immer neu gestellt, vertieft, erweitert, je nach dem Stande der Wissenschaft aufgefasst und angefasst, bleibt ihrem Wesen nach dieselbe; und in dieser Gesamtwissenschaft bildet nach wie vor die klassische Literatur den mütterlichen Boden, aus dessen Berührung jeder der dem Ganzen zustrebt seine besten Kräfte ziehen muss und umsomehr ziehen wird, je inniger die Berührung ist.

Und so bleibt auch trotz allen Wandels der Forschungsmethoden und trotz der immer weiter fortschreitenden Arbeitsteilung innerhalb der Wissenschaft selbst das enge Band, das die klassische Philologie mit der humanistischen Schule verknüpft, fest, es bleibt fest, wenn anders diese Schule, immer unbeschadet mancher Wandlungen im Einzelnen und minder Wesentlichen, ihrer eigentlichen Natur selber nicht untreu wird. In diesen Einklang, meine Herren, lassen Sie auch unsere Verhandlungen ausklingen.

Es erübrigt noch, den Dank des Präsidiums für die reiche Unterstützung, die es von allen Seiten gefunden hat, auszusprechen. Wir danken ehrerbietigst Seiner Königlichen Hoheit dem Grossherzog, unserem gnädigsten Fürsten und Herrn, der uns seine persönlichste Teilnahme und sein hohes Interesse an unseren Verhandlungen sowohl durch den Mund des Herrn Ministers, als auch durch eigenes Telegramm in wärmster, zu Herzen sprechender Weise kundgegeben hat und dessen Huld uns überdies den hohen, wahrhaft klassischen Genuss an dem ersten, köstlichen Theaterabend geschaffen; wir danken auch an dieser Stätte der Hohen Grossherzoglichen Staatsregierung, bei der wir auch bei dieser Gelegenheit für unsere Wünsche offene Ohren, für unsere Bedürfnisse offene Hände, für unsere Sache warmes Interesse gefunden haben. Wir danken den städtischen Behörden von Karlsruhe und Baden, sowie dem Kurkomité der letzteren Stadt für den so überaus freundlichen und so glänzenden Empfang, den sie der Versammlung bereitet haben, durch den — trotz des Grollens des Jupiter Pluvius — der Genuss dieser Tage wesentlich erhöht worden ist; wir danken den Einwohnern dieser Stadt, alt und jung, die jeder an seinem Teil den Philologen den Aufenthalt in Karlsruhe angenehm zu machen bemüht waren. Wir danken ferner den Herren der verschiedenen Festkomités und des Bureaus, den Vorständen der hiesigen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, sowie den Vorständen der Sektionen für die lebenswürdige, aufopfernde Bereitwilligkeit, mit der sie uns überall unterstützt haben. Und endlich, nach allem und doch vor allem, danken wir den verehrten Herren, die durch Vorträge und Diskussionen unsere Zusammen-

kunft belebt, ihr den eigentlich geistigen Gehalt verliehen haben. Uns selbst bleibt nach allem diesem positiven Dank nur noch der negative Wunsch auszusprechen, dass die geehrten Herren Festgenossen allzumal die Karlsruher Tage in keinem schlechten Andenken behalten mögen, dass sie, um das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen, bei der Erinnerung an diese Tage nicht mit Goethe sagen mögen: „In Karlsruhe hat sich die Langeweile von Stunde zu Stunde verstärkt.“

Und somit erkläre ich im Namen des Präsidiums die 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für geschlossen — es lebe die siebenunddreissigste!

---

Der auf den Nachmittag projektierte Ausflug nach Pforzheim musste des schlechten Wetters wegen unterbleiben.

---

# Verhandlungen der Sektionen.

## I. Pädagogische Sektion.

### Verzeichniss der Mitglieder.

1. v. Sallwürk, Dr., Oberschulrat. Karlsruhe.  
I. Vorsitzender.
2. Uhlig, Dr., Gymn.-Dir. Heidelberg. II. Vorsitzender.
3. Ableiter, Dr., Prof. Ulm.
4. Adam, Prof. Karlsruhe.
5. Albracht, Dr., Oberl. Pforte.
6. Albrecht, Dr., Oberschulrat. Strassburg.
7. Amann, Gymn.-Dir. Bruchsal.
8. Autenrieth, Dr., Gymn.-Dir. Zweibrücken.
9. Baur, Dir. Kolmar.
10. Bechstein, Dr., Oberl. Strassburg.
11. Behaghel, W., Dr., Prof. Heidelberg.
12. Bender, Gymn.-Dir. Offenburg.
13. Bender, Dr., Gymn.-Rector. Ulm.
14. Berger, Sem.-Dir. Karlsruhe.
15. Bertram, Dr., Prof. Pforte.
16. Bihler, Prof. Karlsruhe.
17. Blase, Gymn.-Lehrer. Darmstadt.
18. Blaum, Dr., Oberl. Strassburg.
19. Böckel, Dr., Prof. Karlsruhe.
20. Brandt, Dr., Priv.-Doc. Heidelberg.
21. Buchenau, Dr., Gymn.-Dir. Rinteln.
22. Caspari, Prof. Mannheim.
23. Dammert, Gymn.-Dir. Freiburg.
24. Dammert, Dir. Hagenau.
25. Danner, Prof. Mannheim.
26. Dauber, Dr., Prof. Karlsruhe.
27. Dewitz, Prof. Offenburg.
28. Dieck, Dr., Oberl. Pforte.
29. Dinter, Dr., Prof. Grimma.
30. Döring, Gymn.-Lehrer. Strassburg.
31. Dorn, Oberstudienrat. Stuttgart.
32. Durler, Lehramtsprakt. Freiburg.
33. Eckstein, Dr., Geh. Rat. Leipzig.
34. Eisinger, Dir. Mülhausen i/E.
35. Emlein, Prof. Lörrach.
36. Enthofen, Dr. Strassburg.
37. Erdmann, Dr. Strassburg.
38. Eymann, Gymn.-Assistent. Zweibrücken.
39. Faltin, Dr., Prof. Barmen.
40. Fertsch, Oberl. Weissenburg.
41. Fleischer, Gymn.-Oberl. Mülhausen i/E.
42. Fleuchaus, Lehramtsprakt. Karlsruhe.
43. Föhlisch, Dr., Lehramtsprakt. Pforzheim.
44. Forstmann, Dr. Strassburg.
45. Frühe, Gymn.-Dir. Baden.
46. Geyer, Dr. Saarburg.
47. Goldschmit, Dr., Prof. Karlsruhe.
48. Goos, Gymn.-Lehrer. Durlach.
49. Grober, Dr., Oberl. Mülhausen i/E.
50. Gruno, Dr., Rektor. Biedenkopf.
51. Haas, Lehramtsprakt. Durlach.
52. Hachtmann, Dr., Prof. Dessau.
53. Hägele, Dir. Buchweiler.
54. Hahn, Prof. Zweibrücken.
55. Hammes, Prof. Karlsruhe.
56. Haug, Gymn.-Dir. Mannheim.
57. Hehle, Dr., Prof. Ehingen.
58. Heim, Prof. Karlsruhe.
59. Heldmann, Dr., Oberl. Kassel.
60. Herrmann, Dir. Metz.
61. Heyer, Dr., Dir. Bischweiler.
62. Höcker, Lehramtsprakt. Freiburg.
63. Hoffmann, Lyceallehrer. Strassburg.
64. Hoffmann, Lehramtsprakt. Offenburg.
65. Höhler, Prof. Karlsruhe.
66. Holländer, Dr., Oberl. Strassburg.
67. Hornburg, Dr., Oberl. Metz.
68. Hüttemann, Oberl. Strassburg.
69. Jäger, Prof. Mannheim.
70. Kägi, Dr., Prof. Zürich.
71. Kappes, Realg.-Dir. Karlsruhe.
72. Kaufmann, Dr. Strassburg.
73. Kautzmann, Lehramtsprakt. Heidelberg.
74. Keim, Prof. Karlsruhe.



- |  |  |
|--|--|
| 75. Keller, Prof. Freiburg.                  | 117. Schlegel, Dr., Gymn.-Dir. Wertheim.     |
| 76. Klein, Dr., Lehramtsprakt. Karlsruhe.    | 118. Schmalz, Prog.-Dir. Tauberbischofsheim. |
| 77. Knapp, Dr., Prof. Ulm.                   | 119. Schmezer, Prof. Mannheim.               |
| 78. Köhler, Prof. Tauberbischofsheim.        | 120. Schmidt, Subrektor. Pirmasenz.          |
| 79. Kränkel, Gymn.-Dir. Donaueschingen.      | 121. Schmitt, Prof. Freiburg.                |
| 80. Krempp, Prof. Rastatt.                   | 122. Schneider, Dr., Gymn.-Dir. Pforzheim.   |
| 81. Krüger, Dr., Schulrat. Dessau.           | 123. Schönflies, Dr., Oberl. Kolmar.         |
| 82. Kuhn, Gymn.-Dir. Rastatt.                | 124. Schröder, Dr. Strassburg.               |
| 83. Kühne, Dr., Gymn.-Dir. Altenburg.        | 125. Schuler, Dr., Prof. Rastatt.            |
| 84. Lange, Dr., Gymn.-Lehrer. Kassel.        | 126. Seitz, Prof. Donaueschingen.            |
| 85. Lempfried, Gymn.-Lehrer. Saargemünd.     | 127. Seldner, Dr., Prof. Mannheim.           |
| 86. Leutz, Prof. Karlsruhe.                  | 128. Sickel, Reall. Strassburg.              |
| 87. Luthmer, Oberl. Zabern i/E.              | 129. Silbereisen, Prof. Lahr.                |
| 88. Lüttgert, Dr., Dir. Lingen.              | 130. Sitzler, Dr., Prof. Tauberbischofsheim. |
| 89. Maier, Prof. Tübingen.                   | 131. v. Soden, Dr., Prof. Reutlingen.        |
| 90. Maier, Lehramtsprakt. Bruchsal.          | 132. Steinhauer, Gymn.-L. Rastatt.           |
| 91. Mathy, Prof. Mannheim.                   | 133. Stichter, Prof. Zweibrücken.            |
| 92. Meichelt, Prof. Offenburg.               | 134. Stocker, Prof. Karlsruhe.               |
| 93. Meyer, Bruno, Dr., Prof. Karlsruhe.      | 135. Stösser, Prof. Baden.                   |
| 94. Neff, Prog.-Dir. Durlach.                | 136. Stoy, Prof. Jena.                       |
| 95. Neff, Prof. Freiburg.                    | 137. Stutzer, Gymn.-L. Barmen.               |
| 96. Nusch, Prof. Speier.                     | 138. Thilo, Prof. Heidelberg.                |
| 97. Ortmann, Dr., Konrekt. Schleusingen.     | 139. Tomaszewski, Dr., Gymn.-Dir. Konitz.    |
| 98. Oeser, Dr., Prof. Karlsruhe.             | 140. Ullmann, Prof. Baden.                   |
| 99. Oesterlen, Rekt. Stuttgart.              | 141. Vogel, Dr., Oberl. Kolmar.              |
| 100. Pähler, Dr., Gymn.-Dir. Wiesbaden.      | 142. Vogt, Dr., Gymn.-Dir. Kassel.           |
| 101. Pax, Dr., Prof. Konstanz.               | 143. Vorländer, Dr., Oberl. Saarburg.        |
| 102. Planck, Dr., Oberstudienrat. Stuttgart. | 144. Wallraff, Oberschulrat. Karlsruhe.      |
| 103. Platz, Prof. Pforzheim.                 | 145. Wegehaupt, Gymn.-Dir. Neuwied.          |
| 104. Plew, Dr., Oberl. Strassburg.           | 146. Weiland, Gymn.-Dir. Lahr.               |
| 105. Prächter, Gymn.-L. Durlach.             | 147. Wichmann, Dr., Gymn.-Oberlehrer. Mül-   |
| 106. Pressel, Dr., Gymn.-Rekt. Heilbronn.    | hausen i/E.                                  |
| 107. Rettinger, Prof. Bruchsal.              | 148. Wilckens, Prof. Lahr.                   |
| 108. Richter, Prof. Zweibrücken.             | 149. Windhaus, Dr. Darmstadt.                |
| 109. Ritter, Prof. Heidelberg.               | 150. Winterlin, Prof. Stuttgart.             |
| 110. Rösch, Prof. Heilbronn.                 | 151. Winzer, Dr., Prof. Mannheim.            |
| 111. Rösiger, Dr., Prof. Konstanz.           | 152. Wissmann, Gymn.-L. Weissenburg.         |
| 112. Sadée, Prof. Freiburg.                  | 153. Witte, Dr. Strassburg.                  |
| 113. Sarrazin, Dr. Baden.                    | 154. Zelle, Dr., Oberl. Berlin.              |
| 114. Schambach, Prof. Altenburg.             | 155. Ziegler, Dr., Prof. Strassburg.         |
| 115. Schanzenbach, Prof. Stuttgart.          | 156. Zöllner, Dr., Oberl. Kolmar.            |
| 116. Schirmer, Oberl. Metz.                  | 157. Zürn, Prof. Rastatt.                    |

## Erste (konstituierende) Sitzung

am 27. Sept. 1882, 12 Uhr.

Oberschulrat Dr. von Sallwürk, welcher die vorbereitenden Geschäfte für die pädagogische Sektion übernommen hatte, begrüsst die Sektion mit dem Wunsche und der Hoffnung, dass die Verhandlungen derselben der Sache, der sie dienen wollen, förderlich sein mögen, und dankt denjenigen Herren, welche Vorträge für die Sektion in Aussicht

gestellt haben. Mancher bedeutende Mann, an den er sich mit der Bitte um Behandlung eines Themas auf dieser Versammlung gewendet, fehle infolge von Krankheit oder hindern- den Amtsgeschäften; andere dagegen hätten in ihrer Erwiderung Zweifel geäußert über dieersprießlichkeit, ja Berechtigung der Debatten, wie sie gewöhnlich in der pädagogischen Sektion geführt werden. Demgegenüber scheine ihm nicht bloss ein Standes-, sondern ein wichtiges Bildungsinteresse zu verlangen, dass die Behandlung der die Schulwelt be- wegenden Zeitfragen nicht der Presse allein oder den vielfach sich herandrängenden, nicht immer berufenen Anklägern unserer heutigen Schulzustände überlassen werde. Es sei bekannt, dass kein Beruf in dieser Beziehung mehr zu leiden habe als der schul- männische, und wenn auch Anklagen wie die, dass die heutige höhere Schule direkt für das Irrenhaus arbeite, durch statistische Erhebungen widerlegt seien, so höre man doch von manchen Seiten nicht auf, auch das Widerlegte, ja Dinge, die kaum je einmal be- standen, der Schule immer wieder zur Last zu legen.

Übrigens harren auch zahlreiche Fragen, welche ohne eingehende principielle Er- örterungen nicht gelöst werden können, noch der Erledigung, und jeder neue Schritt der Wissenschaft verlange einen Ausgleich mit pädagogischen Forderungen und die Umsetzung in die methodische Form.

Endlich bringe die Geschichte des Schulwesens fast täglich Erscheinungen, zu denen die Schulwelt Stellung nehmen müsse. Der badische Landtag habe noch vor kurzem die Regelung des Gelehrtenschulwesens durch ein Gesetz verlangt. Der liberale Schul- verein für Rheinland und Westfalen bringe die Ergebnisse verständig eingeleiteter Enquêtes zur Veröffentlichung. In Elsass-Lothringen sei eine neue Organisation der Unterrichts- verwaltung vollzogen worden, welche nicht ohne Einfluss auf die Gestaltung des höheren Schulwesens in jenem Lande sein könne. In Preussen seien neue Lehrpläne für alle Gattungen der höheren Schulen geschaffen worden, mit denen sich die Sektion bald be- beschäftigen werde. Auch in Sachsen seien ähnliche Arbeiten im Gange.

Das alles seien Aufforderungen genug zu einem Austausch der Meinungen und Erfahrungen, wie ihn in solch umfassender und freier Weise nur die Verhandlungen dieser Sektion ermöglichen können.

Hierauf geschäftliche Mitteilungen und Wahl der Vorsitzenden und der Schrift- führer. Herr Oberschulrat Dr. von Sallwürk wird zum Präsidenten, Herr Gymnasial- direktor Prof. Dr. Uhlig zum Vicepräsidenten gewählt. Als Schriftführer werden bestimmt Professor Willh. Silbereisen aus Lahr und Professor Otto Hammes aus Karlsruhe.

Es wird beschlossen, auf die Tagesordnung für 28. September 2 Vorträge zu setzen:

1. Vortrag des Herrn Direktor Schmalz aus Tauberbischofsheim: „Über die Übungen im mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache in unseren Gymnasien.“
2. Vortrag des Herrn Professor Dr. Schiller aus Giessen: „Der griechische Unterricht in der preussischen Gymnasialreform und die griechischen Schreib- übungen in der Maturitätsprüfung.“

## Zweite Sitzung

am 28. September 1882, morgens 8 Uhr.

Vortrag des Herrn Direktor Schmalz aus Tauberbischofsheim.

Hochzuverehrende Herren!

Wenn ich einen Vortrag „über den mündlichen Gebrauch der lateinischen Sprache im Gymnasium“ ankündigte, so mag dies manchem bei der vielfach gepflogenen Erörterung dieses Gegenstandes überflüssig erschienen sein; die einen werden sich gewundert haben, wie man heute noch die längst abgethane Forderung, Latein zu sprechen, auf die Tagesordnung einer pädagogischen Versammlung zu setzen wage, andere werden nicht haben begreifen können, wie ein so selbstverständliches Postulat des humanistischen Gymnasiums noch mag der Diskussion ausgesetzt werden; wieder andere, die in der Mitte zwischen den bezeichneten Richtungen stehen, werden gespannt sein, was hier Neues vorgebracht werden soll, um die eine oder die andere Seite in ihren Ansichten und Bestrebungen zu stützen oder zu entkräften. Unter diesen Umständen ist es meine nächste Aufgabe, die Berechtigung meines Vortrages nachzuweisen. Es geschieht dies, glaube ich, am besten durch folgende Sätze:

1. Es ist Pflicht der Philologenversammlungen, an ihrer eigenen Tradition festzuhalten und ein Thema, das einmal angeregt worden, in entsprechenden Zwischenräumen auf Grund der mittlerweile in Fach- und Zeitschriften erfolgten Besprechungen und praktischen Versuche zu erneuter, zeitgemässer Behandlung auf die Tagesordnung zu setzen;

2. es ist Pflicht der Schulmänner, ihre in der Schule gemachten Erfahrungen zur näheren Beleuchtung angeregter Fragen vorzulegen;

3. es ist Pflicht jedes Mannes, der es mit der Schule ernst nimmt, das Wahre und Richtige, mag es auch nicht den Reiz der Neuheit an sich tragen, so lange offen und öffentlich auszusprechen, bis es die verdiente Beachtung gefunden und in seinen gebührenden Platz in der Schulpraxis eingesetzt ist.

Nun aber haben sich die Hamburger Versammlung im Jahre 1855, die Wiesbadener 1877 mit den lateinischen Sprechübungen beschäftigt, ferner wurden die Thesen und Anregungen beider Versammlungen in Zeitschriften und Programmen theoretisch und praktisch näher beleuchtet, man hat vielfach in der Schule Versuche gemacht, welche die Entscheidung der Frage förderten, und so soll denn heute auf Grund der Thesen früherer Versammlungen, unter Beiziehung der mittlerweile erschienenen Litteratur und namentlich mit Berücksichtigung mehrjähriger eigenen Erfahrungen die Frage der lateinischen Sprechübungen neu revidiert werden.

Unser Lehrer Köchly pflegte seinen angehenden akademischen Schülern, die gar oft ungewandt im Ausdrucke und mit mässiger formaler Schulung in das Seminar eintraten, vor allem die Bedeutung des Wortes *φιλόλογος* zu entwickeln und an den beiden Wörtern *ratio* und *oratio*, welche in *λόγος* gleichmässig enthalten sind<sup>1)</sup>, die Aufgabe des Philologen und Lehrers darzustellen; diese bestimme sich dahin, dass man nicht allein der sprachlichen Erscheinung auf den Grund gehe und so der *ratio* gerecht werde, sondern auch das gewonnene Verständnis gut zum Ausdruck bringe und so der

1) cfr. Köchly's opuscula II ed. Böckel p. 385.

*oratio* mächtig werde. Gewiss können wir das Ziel alles Unterrichts nicht besser präzisieren, als wenn wir die nebeneinandergehende Pflege der *ratio* und der *oratio* als Hauptaufgabe bezeichnen, und je mehr eine Methode diese Forderung adoptiert und praktisch ausführt, um so mehr wird sie der Beachtung und der Einführung in die Schulpraxis würdig sein. Ich behaupte nun, dass die lateinischen Sprechübungen im Anschlusse an die Lektüre systematisch von VI bis I betrieben ganz wesentlich die Denkkraft des Schülers üben, und dass sie zweitens demselben eine Gewandtheit und Originalität im mündlichen und schriftlichen Ausdruck verleihen, welche in gleicher Korrektheit und Eleganz auf andre Weise nicht erreicht werden kann. Wenn nun Professor Teuffel in Würzburg<sup>1)</sup> im Jahre 1869 sagte, dass wir unsere Schüler das Lateinische lehren, damit sie denken lernen, damit sie sprechen und schreiben lernen, damit sie ihrem künftigen Lebensberufe zu entsprechen wissen, so sage ich, unter freudiger Zustimmung zu Teuffels Ansicht, dass das Lateinische diese hohe Aufgabe nur mit Beiziehung der Sprechübungen lösen kann. Daraus aber geht mit Evidenz hervor, dass wir in den Sprechübungen lediglich ein Mittel zur Erreichung eines viel höheren Zieles, nicht aber Ziel und Zweck selbst erblicken, dass es somit nicht unsere Absicht ist, dem Lateinsprechen die unwiederbringlich verlorene Stellung in Schule und Leben zurückzuerobern; ebenso evident ist, dass wir in der Lektüre den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts anerkennen; nur an sie dürfen Sprechübungen angeschlossen werden; was mit ihr nicht zusammenhängt, wird zur lateinischen Behandlung nicht zugelassen. Mit einem Worte also: wir erkennen in den an die Lektüre sich anschliessenden Übungen im mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache ein vorzügliches Mittel, das Verständnis der Lektüre zu fördern und zu vertiefen, die grammatisch und stilistisch korrekte und elegante Handhabung der lateinischen Sprache zu heben und so den Zweck des lateinischen Unterrichtes, ein tüchtiges Bildungsmittel für Herz und Kopf zu sein, zu verwirklichen.

Dass mit den Sprechübungen in VI zu beginnen ist, hat Eckstein in Wiesbaden<sup>2)</sup> als These aufgestellt, Fries<sup>3)</sup> und Perthes<sup>4)</sup> sind gleichfalls dafür, ebenso Lattmann<sup>5)</sup>, Gustav Richter<sup>6)</sup> und der Referent der VII. pommerschen Direktorenkonferenz, Weicker<sup>7)</sup>. Es entspricht dies dem berechtigten Verlangen, dass man den Anfänger möglichst bald in das volle Leben der Sprache einführe; so wird demselben die Aneignung des Sprachgefühls erleichtert und ihm die Scheu, sich in der fremden Sprache auszudrücken, sogleich beim Beginne genommen. Ausserdem sind wir für Anfang der Sprechübungen in VI, weil wir wie bemerkt in ihnen ein unentbehrliches Glied der methodischen Behandlung der Lektüre erblicken und nach unserer Ansicht auch schon in VI die Lektüre den Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichtes zu bilden hat. Allerdings bedürfen wir dann eines zweckentsprechenden Lesebuches. Ohne uns auf die Übungsbuchfrage einzulassen, welche die verschiedensten Versuche gezeitigt hat, als deren äusserste Rechte wir die Bücher mit ausschliesslich einzelnen Sätzen, als äusserste Linke aber das Unternehmen, Apuleius als Lektüre für VI zuzuschneiden<sup>8)</sup>, bezeichnen müssen, wollen wir vom Perthes'schen Lesebuche

1) Verhandlungen der XXVII Versammlung etc. zu Würzburg 1868, p. 182. — 2) Verhandlungen etc., p. 101. — 3) Neue Jahrb. 1878, II p. 226 ff. — 4) Zur Reform des lat. Unterrichts, IV Artikel, p. 59 f. — 5) Programm des Gymnasiums in Clausthal 1882, p. 33. — 6) Programm des Gymnasiums in Jena 1881, p. 6. — 7) Verhandlungen etc., p. 63. — 8) Bolle im Programm von Celle 1877.



ausgehen; denn die Erfahrungen, welche Naumann<sup>1)</sup> am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin und Richter in Jena mit der Perthes'schen Methode in den unteren Klassen gemacht haben<sup>2)</sup>, dürften wohl auch die schärfsten Gegner der Perthes'schen Bücher zu neuer Prüfung von dessen Reformvorschlägen einladen; ich selbst bin durch die überraschend günstigen Resultate der mir ohnehin sympathischen Methode noch mehr zugethan worden, ohne freilich zu verkennen, dass auch hier im Einzelnen noch vieles zu verbessern ist. Wir verlangen mit Naumann für VI ein Lesebuch, das den Schüler in einen Kreis einfacher, dem Kindesalter entsprechender Vorstellungen, realer und geschichtlicher Kenntnisse einführen kann, und dies bietet Perthes. Sobald einmal die regelmässige Konjugation in ihren Hauptformen zur Erkenntnis gekommen ist, kann auch mit dem Sprechen begonnen werden. So lässt sich beispielsweise Nro. 28 des Perthes'schen Lesebuches, welches von Theseus und dem Labyrinth handelt, schon vortrefflich in dieser Weise behandeln. Nachdem das Stück gelesen, übersetzt und erklärt ist, mag der Lehrer etwa in folgender Weise Fragen stellen: Ubi Daedalus labyrinthum magnum aedificavit? Qualis erat labyrinthus a Daedalo aedificatus? Quis in labyrintho a tyranno saevo saginabatur? Qua forma foedum illud monstrum erat? Cur monstrum illud foedum ab incolis Minotaurus appellatum est? Alle diese Fragen, welche der Lehrer mit Leichtigkeit sich aus dem Lestücke bildet, ohne dass er deshalb ein gewandter Sprachkünstler zu sein braucht, lassen den Inhalt des Stückes bis ins Einzelne eruieren, nötigen somit den Schüler, sich mit der Materie desselben genau zu befassen; ferner aber verlangen sie durch Umwandlung des Aktivs ins Passiv, Versetzung des Nominativs in den Ablativ, Umbildung der Satztheile, Wechsel im Gebrauche der Tempora, Ersatz der Substantiva durch geeignete Pronomina und ähnliche Abänderungen des Textes sorgfältige Rücksichtnahme auf das Pensum der VI, Sicherheit und Übung im Gebrauche der regelmässigen Formen.

Wie die Sprechübungen in Quinta passend an die Lektüre angeschlossen werden, hat Lattmann in seinem diesjährigen Programme in trefflicher Weise gezeigt. Jedoch weiche ich in einigen Punkten von ihm ab. Zunächst verlangt er, dass während der Zeit, die der lateinischen Sprechübung zugedacht ist, der Lehrer selbst niemals deutsch spricht; auch alle nebenbei vorkommenden Dinge müssen lateinisch besprochen werden. Ich halte es hier mit Genthe, der meint<sup>3)</sup>, „dass die Zeiten des *veniam*-Rufens, des *licet exire domine doctor* und *Ferdinande stilum mihi subministra* nur mässigen Gewinn gebracht haben“; ähnlich äussert sich auch Eckstein in seinem vorzüglichen Artikel über den lateinischen Unterricht<sup>4)</sup> und Direktor Weicker als Referent der VII. pommerschen Direktorenkonferenz<sup>5)</sup>. Dass man zwischenhinein einmal, um etwas kurz abzumachen, deutsch spricht, lässt sich bis in die Prima hinauf nicht vermeiden; eine lateinische Erörterung grammatischer Dinge mit den entsetzlichen Ausdrücken *enuntiatum primarium* und *enuntiatum pendens* oder ähnlichem ist mir vollständig zuwider, gerade wie die französische Behandlung der französischen Grammatik in einer deutschen Schule; einen Gewinn für unsern eigentlichen Unterrichtszweck kann ich darin schlechterdings nicht finden. Wir bleiben also dabei, dass die Sprechübungen sich ausschliesslich an die Lektüre halten und alles ausser ihr Liegende ignorieren. Selbstverständlich kann ich nun auch Lattmann

1) Z. f. G.-W. 1881, p. 193—214. — 2) Vgl. auch Pfander im Pädag. Archiv von Krumme 1882, p. 575—618. — 3) Z. f. G.-W. 1869, p. 659. — 4) p. 194. — 5) p. 63.

nicht beistimmen, wenn er schon in IV gar den Anfang eines freieren, von der nächsten Lektüre unabhängigen Sprechens machen will. Es soll nämlich der Quartaner die im Quintanerbuch gelesenen und durch eigene deutsche Lektüre oder Zuthat des Lehrers erweiterten Heroengeschichten lateinisch vortragen. Diese Aufgabe geht über die Kräfte des Quartaners hinaus und stimmt nicht mit unserm Princip; denn Lattmann verlangt, dass der Schüler das was er deutsch gelesen oder deutsch gehört lateinisch vortrage. Wir sind der Ansicht, dass die auf langjähriger Erfahrung beruhende Verteilung der Klassiker auf die einzelnen Stufen des Gymnasiums auch der Gradmesser für die Anforderungen im Lateinsprechen sein soll, und begnügen uns deshalb damit, wenn der Quartaner seinen Nepos so versteht und innehat, dass er auf Fragen, welche in der von mir in den Neuen Jahrb. charakterisierten und von Eckstein und von Lattmann selbst gebilligten Weise gestellt werden, genügend antwortet und über eine recht leichte erzählende Partie geringen Umfanges zusammenhängend referieren kann. Damit ist ein weiterer Unterschied gegenüber Lattmann gegeben, indem uns der von Ortmann gereinigte Nepos genügt und wir Sprechübungen nicht an ein Lesebuch anknüpfen wollen, welches in buntem Gemisch oft auf ebenderselben Seite die klassische Sprache des Cicero mit der archaisierenden Latinität des Gellius und dem unter eigener Zuthat aus Trogus excerpierten Justinus u. a. mengt. Eine solche Lektüre lässt keinen Geschmack an guter Latinität aufkommen, und doch soll, wie Nägelsbach sagt und Rothfuchs an der Spitze seiner trefflichen „Beiträge“ reproduciert, „das Latein, das man dem Schüler in den unteren Gymnasialklassen bietet, das reinste, ächtste“ oder, sagen wir, mindestens einheitliches Latein sein. Wie die Sprechübungen in Quinta unausgesetzt die Einübung der unregelmässigen Formenlehre nebst den unentbehrlichen syntaktischen Vorbegriffen im Auge haben müssen, so hat der Lehrer der IV bei den an Nepos sich anschliessenden Kolloquien stets die Verwertung der Casuslehre zu beachten. So bietet beispielsweise das erste Kapitel des Aristides Gelegenheit, *aequalis c. gen.*, *obtrektare*, *antestare*, den *Gen. qual.*, *Abl. separ.*, *quaerere ab aliquo*, *dignus c. abl.*, *ducere* mit doppeltem *Accus.*, den *Abl. temporis* einzuüben; der verständige Lehrer wird durch passende Fragen alle diese Konstruktionen in verschiedenster Weise wenden und so mit dem genauen Verständnisse des Schriftstellers phraseologische Bereicherung und grammatische Sicherheit verbinden.

In Tertia schliessen sich die Sprechübungen an Caesar an. Dieser Schriftsteller kann in sprachlicher Beziehung nicht genug ausgebeutet werden, und was der alte Seyffert von dem Einflusse der Xenophonlektüre auf den griechischen Unterricht in den Oberklassen behauptete, stehe ich nicht an für Caesar hinsichtlich des Lateinischen in Anspruch zu nehmen. Schon Wichert hat durch seinen Memorierstoff aus Nepos und Caesar, ferner durch seine Phraseologie gezeigt, welchen sprachlichen Reichtum die so anspruchslos scheinenden *Commentarii de bello gallico* enthalten. Dieser kann aber nicht besser zum Eigentum der Schüler gemacht werden, als durch die unausgesetzten Sprechübungen. Ferner wird durch diese umfänglichste Verwertung des caesarischen Sprachstoffs eine wie uns scheint berechtigte Aussetzung Heynachers<sup>1)</sup> gehoben; der letztere beklagt es, dass mit vielem Aufwande von Zeit und Mühe in IV und III syntaktische Regeln eingeübt werden, welche in Caesars *bellum Gallicum* sich gar nicht oder nur höchst selten

1) Programm des Gymnasiums in Norden 1881.

angewendet finden. Machen wir entsprechend unserm Princip den Schriftsteller zum Mittelpunkt des ganzen Unterrichts, so dass er allein das phraseologische und grammatisch-stilistische Material bietet, dann kommt nichts zur Einübung, was ausserhalb dieser Peripherie gelegen wäre; die Sprechübungen aber haben dann wie gesagt die Aufgabe, den ganzen Sprachschatz Caesars durch die mannigfaltigste Variatio zum geläufigen, stets präsenten Besitz des Schülers zu erheben.

Auf diese Weise wird der angehende Sekundaner wohl geübt an die schwierigere Arbeit herantreten. Während wir die *quaerendo et respondendo* erfolgende Behandlung eines Lesestücks oder einer Partie aus Nepos und Caesar im Untergymnasium als Regel aufstellen und nur ausnahmsweise bei besonders geeignetem, hübsch sich abrundendem Stoffe eine Darstellung *oratione perpetua* zulassen, tritt umgekehrt in II und I der zusammenhängende lateinische Vortrag in den Vordergrund; der lateinische Dialog muss so in den Unterklassen geübt sein, dass es sich hier um sehr vereinzelte Übung, mehr um Erhaltung und Glättung der vorhandenen Geläufigkeit handelt. Die stilistischen Härten, welche in dem zusammenhängenden Vortrage sich notwendig ergeben, müssen mit Beihilfe des Lehrers sofort beseitigt werden; ein sehr instruktives Beispiel dafür hat Schmalfeld<sup>1)</sup>. Dass das Lateinsprechen bei der erst das Verständnis vermittelnden Erklärung übel angebracht sei, betonen die revidierten Lehrpläne; Lüttge<sup>2)</sup> u. a. finden, dass durch den Gebrauch der lateinischen Sprache bei der Interpretation die Lebendigkeit und Gründlichkeit der Lektüre beeinträchtigt werde. Dagegen fragt Hoffmann auf der Hamburger Versammlung, wenn das Lateinsprechen nicht ins Interpretieren komme, wohin soll es denn? Wir antworten „in die Repetition und in die Kontrolle der Privatlektüre“. Wir halten nichts auf solche Repetitionen, welche die in der letzten Stunde gelesene Partie nochmals deutsch vorführen, weil man da in der Regel eine memorierte Übersetzung ohne jeden bildenden Wert zu hören bekommt, die Lehrer und Schüler gleichmässig langweilt; wir halten ferner nicht viel auf das sogenannte Retrovertieren, namentlich wenn der Lehrer das Buch in der Hand nach momentaner Eingebung den Text variiert und der Schüler das mehr oder minder dürftig Memorierte ohne besondere Anstrengung und Frucht antwortet; die einzig richtige und erfolgreiche Art der Retroversion muss schriftlich geschehen, d. h. durch geschickte Verarbeitung des Lesestoffs in den Extemporalien. Dagegen geben wir sehr viel auf derartige Repetitionen, welche durch geeignete Fragen in grossen Zügen den gelesenen Stoff lateinisch noch einmal vorführen oder über das richtige Verständnis schwieriger Stellen Klarheit verschaffen und schliesslich in zusammenhängendem Vortrage des Schülers den Abschluss des Gelesenen mit dem Beginne des erst Vorzunehmenden vermitteln. Wenn nun eine methodische Lektüre von anfänglich geringem Umfange ausgehend, immer weitere Kreise zieht und schliesslich auf dem Standpunkte einer thatsächlich kursorischen Lektüre anlangt, so muss umgekehrt die Übung im mündlichen Ausdruck, welche die Anfangsrepetitionen bildet, immer mehr zurücktreten; denn das Verständnis der Schüler für die Lektüre wird täglich gründlicher, und dadurch erweisen sich die lateinischen Repetitionsfragen immer mehr als unnötig. Allein die Fertigkeit in der Lektüre lässt auch die Notwendigkeit, alles in der Klasse selbst zu lesen und zu übersetzen, mehr und mehr verschwinden; und wenn so die Sprechübungen

1) Erfahrungen auf dem Gebiete des Gymnasialwesens. Berlin 1857, p. 195. — 2) Programm von Charlottenburg 1876, p. 6.

zur Repetition bei steigender Übersetzungsfähigkeit, schnellerem Überblick und tieferem Einblick überflüssig erscheinen, finden sie jetzt ihren richtigen Platz in der raschen Förderung der Lektüre. So lassen sich bei Livius und Cicero ganze Partien nachweisen, die der übersetzungsgewandte Sekundaner oder Primaner nur zu Hause liest und über welche er dann in der Klasse referiert; wie viel Zeit damit gewonnen wird, ist ersichtlich, und Zeit, meint Rothfuchs, müsse man der Jugend in jedem möglichen Falle ersparen, während man ihr in keinem Falle Arbeit ersparen dürfe. Damit ist auch der Weg zu einer richtigen Kontrolle der Privatlektüre gezeigt. Der Lehrer wird entsprechend der Wichtigkeit oder der Schwere einer privatim gelesenen Partie bald durch einzelne Fragen sich über die erfolgte Lektüre vergewissern, bald durch einen zusammenhängenden Vortrag seitens der Schüler sich Rechenschaft ablegen lassen. Bei dieser Art der Kontrolle ist jede Umgehung unmöglich, und die Kontrolle selbst verliert durch ihren höheren Zweck das Gehässige, was sonst derartigen Massregeln anzuhaften pflegt.

Wenn Benary in Hamburg<sup>1)</sup> das Lateinsprechen vor allem als Sache des Lehrers hinstellte, damit der Schüler immer und immer wieder das Richtige höre und so dasselbe fest ins Gehör bekomme, so hat er damit auch für II und I einen beachtenswerten Wink gegeben; es muss nämlich der Lehrer selbst auch von Zeit zu Zeit zusammenhängend vor den Schülern lateinisch vortragen. Verlangt wird dies schon durch die Rücksicht, dass der Lehrer selbst auch leistet, was er vom Schüler geleistet wissen will, und durch die Erfahrung, dass die Macht des Beispiels auch hier kräftiger wirkt, als mahnende Worte. Am besten wird der Lehrer seine eigenen Vorträge der Lektüre als Einleitung vorausschicken. Dabei müssen die Schüler mit angestrenzter Aufmerksamkeit zuhören, und es ist kein Zweifel, dass durch den ununterbrochenen Vortrag, wo in eleganter und korrekter Verbindung die lateinischen Worte in richtiger Aussprache das Ohr des Schülers treffen, der Sinn für gute Latinität genährt, das ästhetische Gefühl gebildet und der Eifer zur Nachahmung angestachelt wird. Diese einleitenden Vorträge können aber noch weiter nutzbar gemacht werden, indem sie gewissermassen das Fundament bilden, auf welchem während der Lektüre und nach derselben eine erweiterte Darstellung vom Schüler aufgebaut wird. So wird beispielsweise eine Einleitung zur Horazlektüre sich kurz über die Persönlichkeit des Mäcenat, die litterarische und politische Bedeutung des Mannes, über dessen Verhältnis zu Horaz, über die Dankbarkeit des letzteren verbreiten. Während der Lektüre, die natürlich in methodischer Auswahl etwa nach Gebhardis Kanon zu geschehen hat, notiert sich der Schüler die einzelnen Züge, welche zur weiteren Ausführung des vom Lehrer skizzierten Bildes dienen; am Schlusse der Lektüre werden dann die gemachten Notizen mit dem fundamentalen Vortrage zu einer einheitlichen Ausarbeitung verwoben, die auch schriftlich fixiert werden kann. Ähnlich kann man es bei anderen Gruppen Horazischer Gedichte, bei Reden und Briefen Ciceros und einzelnen Büchern aus Livius und Tacitus machen.

G. Richter sagt im Jenenser Programm von 1881, „dass bei allen Massnahmen des Unterrichts ihr Zusammenhang mit den letzten und höchsten Fragen aller Erziehung gegenwärtig zu halten sei“. So werden denn auch Sie, hochverehrte Herren, fragen, welchen Gewinn ich mir von den lateinischen Sprechübungen in dieser Beziehung verspreche.

---

1) Verhandlungen etc. 1855, p. 97.



In erster Reihe behaupte ich, dass diese Methode mehr, als es bisher geschehen ist, der harmonischen Bildung unserer Jugend Vorschub leistet, indem ein nur nebenher beigezogener Sinn, das Gehör, eine volle Aufgabe beim Unterrichte erhält und die Vermittlung des Sprachstoffes an den Geist gleichmässig mit dem Auge zu besorgen hat. Zweitens ist nichts geeigneter, die Aufmerksamkeit der Schüler rege und wach zu erhalten, als gerade die lateinischen Sprechübungen. Beim deutschen Satze, den der Lehrer spricht, genügt es dem Schüler oft, wenn er rasch noch zwei oder drei Worte erhascht, aus denen er sich dann die ganze Frage ergänzt und verständlich macht. Dies ist bei der lateinischen Frage unmöglich; dieselbe fordert volle und ungeteilte Aufmerksamkeit; der Schüler, welcher nicht jedes Wort des Lehrers auffasst, kann unmöglich genügend antworten. Denn durch alle Klassen ist streng daran festzuhalten, dass die Antwort des Schülers in einem ganzen Satze erfolge und dass dieser Satz die Frage des Lehrers möglichst reproduciere. Ferner behaupte ich, dass diese Methode einen besondern Reiz auf den Schüler ausübt und ihm das Lernen angenehm macht. Nach der herrschenden Übung ist der Schüler gewohnt stets in sein Buch hineinzusehen und nur allein im Verkehr mit dem Buche seine Weisheit zu suchen. So wird für ihn die Schule zu einer in gleichmässigem Einerlei sich fortbewegenden Zwangsanstalt, der man das bisschen Wissen durch viele Langeweile abkaufen muss. Hat er gar ein Übungsbuch mit deutschen Sätzen vor sich, von denen er ja weiss, wie Perthes sagt<sup>1)</sup>; dass sie ihm nicht davonlaufen können, dann fehlt ihm jede Anregung, und der ganze Betrieb des Latein wird ihn bald anekeln. Allein die Sprechübungen, welche das volle Leben in die Schule einführen und nicht allein das auf dem Lehrer haftende, nicht ins Buch gesenkte Auge, sondern auch das Ohr, ferner Verstand und Phantasie vollauf beschäftigen, bringen reiche Abwechslung in die gewohnte Einförmigkeit und dadurch Lust an der Arbeit. Diese Lust an der Arbeit aber wird noch genährt durch das Gefühl des Schülers, dass er vorwärts kommt und immer mehr in Stand gesetzt wird, selbst etwas zu leisten. Wenn auch unsere lateinischen Sprechübungen im wesentlichen Reproduktion sind, so bleibt doch dem Schüler ein weites Feld eigener Thätigkeit, und je weiter er vorrückt, um so mehr wird er den zu reproduzierenden Stoff nach freiem Ermessen gestalten und in seine Antwort oder seinen Vortrag verweben, was er sonst gelernt hat. So muss beispielsweise der Primaner, welcher über eine Partie des Tacitus, etwa über den Prozess des Libo Drusus, über den Tod des Britannicus, das letzte Geschick des Germanicus, die Ermordung der Agrippina zu berichten hat, sich zunächst von der Sprache des Tacitus emancipieren, er muss im Satzbau, in der Phraseologie, in der Grammatik sich von der Diktion des Tacitus freimachen; er wird unwesentliches beiseite lassen; ferner wird die Anlage des Referates als eines selbständigen Vortrages Zusätze und Abänderungen notwendig erscheinen lassen. All dieses aber verlangt Gedankenarbeit, und das Bewusstsein dieser gewachsen zu sein, erhebt den Schüler und macht ihn frohen Mutes. Um aber nicht ausschliesslich von den Schülern zu reden, wollen wir in Kürze erwähnen, dass auch der Lehrer durch diese Methode viele Anregung erhält und dass dieselbe den Unterricht auf der untersten Stufe, dem die Lehrer gewöhnlich möglichst schnell zu entkommen suchen, zu einer ansprechenden, der Entfaltung der Phantasie oder der praktischen Gewandtheit Raum gebenden Thätigkeit ge-

1) IV Artikel, p. 60.

staltet. Naumann hat in Z. f. G.-W.<sup>1)</sup> gezeigt, was sogar aus den einzelnen Sätzen in VI von einem verständigen Lehrer gemacht werden kann: um wieviel mehr muss die methodische Behandlung eines zusammenhängenden Lesestückes Gelegenheit bieten, pädagogische Geschicklichkeit an den Tag zu legen und aus unscheinbarem Stoffe für die Jugend eine Quelle des Wissens und Könnens zu erschliessen. Das deutsche Übungsbuch ist, wie Eckstein mit Recht bemerkt, lediglich ein Schosskind der Bequemlichkeit, da man mit seiner Hilfe ohne Vorbereitung an die Arbeit gehen kann; daher fort mit dem Übungsbuche, das Lehrer und Schüler langweilt, an seine Stelle trete das Lesebuch in der Hand des eifrig mitarbeitenden Lehrers und der belebende, wechselseitig anregende mündliche Verkehr zwischen Lehrern und Schülern.

Doch nicht allein die höchsten Ziele des Unterrichts werden uns durch die Sprechübungen näher gerückt, die Erfolge des Lateinunterrichts selbst steigern sich, und die gleichmässige, stete Klage der Schulmänner, dass die Resultate in diesem Fache der aufgewandten Zeit und Mühe nicht entsprechen, verliert an Berechtigung.

Zunächst ist auf diesem Wege am besten die korrekte Aussprache der lateinischen Wörter zu erzielen. Mit Recht finden Bouterwek und Tegge<sup>2)</sup> es lächerlich, wenn jemand von gefälligem Versbau der lateinischen Dichter und von dem rhythmischen Wohllaut der Sprache redet, dabei aber die einzelnen Wörter nicht korrekt aussprechen kann. Auf die Orthoëpie ist im Lateinischen schon auf der untersten Stufe ebenso streng zu halten, als im Griechischen die stete Beachtung des Accentus vom ersten griechischen Worte an, das gelernt wird, zu verlangen ist. Besser aber lässt sich die richtige Aussprache nicht vermitteln, als durch den dauernden mündlichen Gebrauch; der Schüler, der stets nur *nēpōs*, *rēcēns*, *sālūs* aus dem Munde des Lehrers hört und sofort veranlasst wird in seiner Antwort das schwierige Wort in korrekter Weise nachzubrauchen, wird schliesslich ebenso gewohnheitsmässig das Richtige sagen, als jetzt unsere Schüler gewohnheitsmässig falsch aussprechen.

Zweitens erspart uns das Lateinsprechen gar manche Belehrung über die Stellung einzelner Wörter oder Satztheile oder auch ganzer Sätze. Dies hat schon Wiggert<sup>3)</sup> richtig erkannt. So wird der Schüler, welcher immer die Negation vor dem Verbum hört, nie in der bei Anfängern beliebten Weise *non* ans Ende des Satzes stellen; er wird schon von Sexta an das gemeinschaftliche Subjekt von Haupt- und Nebensatz an den Anfang, *quisque* hinter *se* und *suus* etc. treten lassen; kurz die ganze Lehre von der Wort- und Satzstellung wird ihm praktisch durchs Ohr vermittelt, und wir halten viel mehr darauf, dass der Schüler später aus der richtigen Angewöhnung sich die Regel selbst abstrahiert, als dass er auf Grund der Regel das Richtige sich angewöhnt.

Drittens wird die grammatische Sicherheit durch die Sprechübungen wesentlich befördert. Lattmann hat recht<sup>4)</sup>, der Schüler der immer wieder hört: *Parce mihi! De me ipse loquar! noli timere! Vidistine lupum venientem* etc. kann gegen die hier verkörperten Regeln sich nie verfehlen. Es sind somit die Sprechübungen allerdings eine plastische Grammatik, welche in immer neuen Bildern als wahres Kaleidoskop spielend dem Knaben beibringt, was er sonst unter der Zwangsrute der Regel lernen musste.

1) Z. f. G.-W. 1881, p. 209. — 2) Die altsprachliche Orthoëpie und die Praxis, Berlin 1878. —

3) Handbüchlein der lat. Stammwörter, Magdeburg 1866 (14. Aufl.). — 4) Clausthaler Programm 1882, p. 37.

Viertens wird durch die Sprechübungen die Übersetzungsfähigkeit der Schüler bedeutend gehoben. Durch die mannigfaltige Verwendung der lateinischen Phraseologie bekommt der Schüler eine solche Vertrautheit mit dem Sprachschätze, dass die Schulklassiker ihm gegen Ende seiner Gymnasialaufbahn wenig Schwierigkeit mehr bereiten können und er so mit Leichtigkeit und Genuss der Lektüre lateinischer Autoren sich hingeben kann, ein Ziel, das durch blosses Lesen kaum erreichbar ist.

Am meisten aber gewinnt durch diese Übungen der lateinische Stil und besonders der sogenannte *color latinus*. Ich kann aus Erfahrung bestätigen, was auch andere Lateinlehrer gesehen und ausgesprochen haben, dass jahrelanges Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische nicht die Gewandtheit und Eleganz der Diktion hervorzubringen im Stande ist, welche sich durch die steten Sprechübungen erreichen lassen. Dies kann man am besten an Abiturientenarbeiten durch Vergleichung ersehen. Schüler, welche nur durch Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische vorbereitet sind, werden in ziemlicher Konformität ihre Aufgabe lösen, dagegen zeigen die Arbeiten von Abiturienten, welche in Sprechübungen sich Gewandtheit zu erwerben Gelegenheit hatten, reiche Abwechslung sowohl hinsichtlich der Satzbildung, der Phraseologie, als auch der gesamten Auffassung des ihnen vorgelegten Diktates, und es werden unter 20 Arbeiten kaum zwei oder drei sein, die in der Diktion sich ähneln. Darin aber erblicken wir schliesslich den grossen Vorteil der Originalität der Diktion, der bei aller Korrektheit doch die Subjektivität des Schreibenden in vollem Umfange zur Geltung kommen lässt.

Eine letzte Frage wird sein, was wir den Abiturienten auf Grund dieser Übungen im Lateinsprechen zumuten dürfen?

1. Dass die ersten der Schüler über eine vorher noch nicht gelesene Partie aus Livius oder Tacitus, nachdem man ihnen etwa eine halbe Stunde Zeit gegeben, während mit den anderen weiterübersetzt wird, zusammenhängend in klassischem Latein referieren.
2. Dass die mittleren Schüler über das was während des Examens gelesen worden in gleicher Weise *oratione perpetua* berichten.
3. Dass die geringsten Schüler über das Gelesene *quaerendo et respondendo* in korrektem Latein sich ausweisen können.

Mehr dürfen wir nicht verlangen.

Und nun, meine Herren, nachdem ich Ihnen meine Erfahrungen und meine Ansichten über die Frage der lateinischen Sprechübungen dargelegt habe, möchte ich Sie ersuchen, auch Ihrerseits zur Förderung der Klärung dieser Frage durch eingehende Diskussion beizutragen, da es nicht meine Absicht war, Sie zu belehren, sondern vielmehr die Gelegenheit wahrzunehmen, aus Ihren Erfahrungen zu lernen und meine Ansicht bestätigt, widerlegt oder modificiert zu sehen.

Eintritt in die Debatte.

Geheimrat Eckstein schlägt vor, die Debatte durch Lateinsprechen abzukürzen. Aus der Versammlung wird ein Vorschlag zur Abkürzung durch Aufstellung von Thesen seitens des Vortragenden gemacht. Uhlig wünscht, dass Eckstein lateinisch diskutiere. Eckstein spricht lateinisch und erklärt sich für die Sache. Oberstudienrat Planck aus Stuttgart ist der Ansicht, dass der Vortrag so lichtvoll war, dass keine Thesen nötig seien, wünscht aber, dass diejenigen, welche derartige Übungen zu veranstalten pflegen, ihre Erfahrungen mitteilen möchten. Eckstein verteidigt den Gebrauch der lateinischen

Sprache. Er konstatiert hierin einen Gegensatz zwischen dem Norden und Süden, in Württemberg werde das Lateinsprechen verdammt. Planck erklärt sich nicht gegen das Lateinsprechen, wie Eckstein anzunehmen scheint. Der Vorsitzende bemerkt, im Seminar in Tübingen sei früher lateinisch diskutiert worden, die Übung im Lateinsprechen werde also den württembergischen Lehrern nicht mangeln. Oberlehrer Kaufmann aus Strassburg ist dagegen, dass Schmalz seinen Vortrag in Thesen fasse. Der Gedanke des Vortrags sei klar. Die Sache habe sich ihm (Schmalz) bewährt. Diese Erfahrung könne er (Kaufmann) aus seiner eigenen Schulzeit bestätigen. Dennoch sei er dagegen, weil zu viel Zeit auf die Form verwendet werden müsste. Schmalz überschätze den Wert des Gegenstandes. Die Burg des Humanismus dürfe durch Aussenwerke nicht beeinträchtigt werden. Das Lateinsprechen sei ein Aussenwerk. Oberschulrat Wendt aus Karlsruhe erklärt, das Lateinsprechen sei nicht Zweck, sondern Mittel. Das Sprechen solle zu Repetitionen des Gelesenen verwendet werden. Freie Wiederholungen des Vorgekommenen in lateinischer Sprache seien eine gute Übung. Der Inhalt des Altertums lasse sich auch aus Übersetzungen kennen lernen.

Uhlig: Wenn Herrn Direktor Schmalz gegenüber das Lateinsprechen als Aussenwerk bezeichnet worden ist, das man besser preisgebe, um das Wichtigste festzuhalten, so muss erwidert werden, dass nach des Vortragenden Ansicht und Plan die von ihm empfohlenen Übungen vielmehr innig mit den übrigen Seiten des Lateinunterrichts zusammenhängen und eine wesentliche Unterstützung von Dingen sind, die niemand als unwichtig wird bezeichnen wollen. Allerdings bezweifle ich, dass alles, was Herr Kollege Schmalz als sichere Wirkung des methodisch von unten auf betriebenen Lateinsprechens bezeichnet hat, in der That durch dieses Mittel erzielt werden wird. Dass die Schüler der obersten Klassen dadurch die Fähigkeit erworben haben werden, die Schulschriftsteller so ziemlich vom Blatt zu lesen, glaube ich nicht; ebenso wenig, dass die lateinische Färbung in den schriftlichen Arbeiten durch das Lateinsprechen beträchtlich gehoben werden wird. Und die in Aussicht gestellte Wirkung der mündlichen Übungen auf geistige Frische und Gewandtheit der Schüler wird jedenfalls wesentlich durch die Eigentümlichkeit des Lehrers bedingt sein. Jedoch einen Erfolg möchte ich allerdings mit Herrn Schmalz garantieren. Ich meine, dass überall, wo man das Lateinsprechen von unten auf treibt, die Zahl der groben Fehler gegen Formenlehre und Syntax sich erheblich vermindern wird. Wir alle, glaube ich, müssen zugeben, dass noch vielfach ein starkes Missverhältnis herrscht zwischen der Ausdehnung des grammatikalischen Unterrichts und dem Resultat desselben in bezug auf Korrektheit der Scripta. Selbst in den obersten Klassen, so klagt man an vielen Orten, werden noch gröbste Fehler in grosser Zahl gemacht. Der Grund kann kein anderer als Mangel an Übung sein, Mangel an solchen Übungen, welche die lateinischen Formen und Fügungen in *sucum et sanguinem* der Schüler überführen, so dass sie einen Schreck bekommen, wenn sie etwas grob Falsches sagen oder schreiben. Solche Übungen aber sind gerade die Sprechexercitia. Und aus dem Gesagten erhellt auch, dass sie von unten auf getrieben werden müssen.

Oberlehrer Zöller aus Kolmar bestätigt Wendts Ansicht. Das Lateinsprechen habe Wert hinsichtlich der Entwicklung des Sprachgefühls. Deshalb müssten von unten auf Sprechübungen veranstaltet werden, dieselben müssten aber durch den lateinischen Aufsatz, der die Lektüre verinnerliche, gestützt werden.



Direktor Genthe aus Hamburg spricht gegen das Missverständnis, es möchte durch das Lateinsprechen eine Verengung des Umfangs der Lektüre herbeigeführt werden. Er will das lateinische Übungsbuch in unteren Klassen auf ein Minimum reduciert, in oberen gar nicht angewandt wissen. Sprechübungen dagegen sollen von unten auf getrieben werden. Über die Betreibung der Privatlektüre ist er etwas anderer Ansicht als Schmalz. Er lässt die Bücher in die Klasse mitbringen und fragt, was von dem zu Hause Gelesenen etwa nicht verstanden worden. Das wird nun erklärt und erst in der nächsten Stunde ein Referat darüber gefordert. Im Übrigen verfähre er seit langem wie Schmalz und habe davon die besten Ergebnisse beobachten können.

Dr. Kaufmann aus Strassburg rechtfertigt sich gegen die Unterstellung, als sei er gegen die Übungen an sich. Er wende sich nur dagegen, dass man dem Lateinsprechen zu grossen Wert beilege.

Wendt bemerkt, dass der Vorschlag ein Princip involviere. Es komme dadurch das mündliche Verfahren, das für Erlernung jeder Sprache so ausserordentlich wichtig sei, zu seinem Rechte. Das Ohr müsse geübt werden wie das Auge.

Prof. Vogel aus Leipzig wendet sich gegen die Anschauung Kaufmanns. Er legt dem Lateinsprechen hohen Wert bei und will möglichst früh ein Können erzielt sehen. Schmalz gehe zu weit in bezug auf Entfernung des Übungsbuches und hinsichtlich seiner Forderungen bezüglich der Orthoëpie.

Direktor Krohmeier aus Weissenburg giebt die Möglichkeit der Durchführung der besprochenen Übungen für die unteren Klassen zu, für die oberen aber seien die Lehrer auf den Universitäten nicht vorgebildet.

Aus der Mitte der Versammlung wird der Antrag auf Schluss der Debatte gestellt.

Der Vorsitzende wünscht, dass noch ein Redner, der vorgemerkt sei, gehört werde.

Direktor Dammert aus Freiburg:

Der Schluss der Debatte ist gewünscht worden, es wäre also unhöflich, noch viele Worte zu machen. Nur zwei Bemerkungen, die lediglich aus der Erfahrung stammen, da ja gewünscht worden, dass Erfahrungen ausgetauscht werden. Als früherer Kollege des Herrn Schmalz und zugleich als sein damaliger Direktor erlaube ich mir nur zu konstatieren, dass die praktischen Leistungen desselben recht wohl im Einklang stehen mit den hier entwickelten Theorien, dass namentlich die Leistungen seiner Primaner im Lateinschreiben in betreff des color latinus wohl mit den besten Leistungen anderer Anstalten sich messen dürfen, soweit ich das beurteilen kann.

Sodann möchte ich, da der Unterschied der württembergischen Methode zu der unsrigen hervorgehoben worden ist, mit der Bitte eine rückhaltlose Offenheit nicht zu verübeln, aus meiner Erfahrung folgendes mitteilen. An meiner Anstalt bin ich durch besondere Umstände in der Lage, gelegentlich Schüler aus württembergischen Schulen aufzunehmen. Die Leistungen dieser einzelnen Schüler stimmen nur wenig zu denen der unsrigen. Da sie gewohnt sind nur mit Wörterbuch und Grammatik ihre Studien zu machen, so will es ihnen gar nicht gelingen, unseren Anforderungen, denen die Schmalz'schen Ansichten zu Grunde liegen, zu genügen.

Oberstudienrat Planck aus Stuttgart bemerkt, man würde wohl auch an württembergischen Schulen ähnliche Erfahrungen mit Schülern machen, welche aus badischen

Anstalten kommen. Überhaupt könne von solchen Überläufern auf den Zustand der Schule, aus der sie kommen, nicht geschlossen werden.

Direktor Dammert: Es ist nicht meine Absicht, die bekannte Leistungsfähigkeit der württembergischen Schulen herabzusetzen, — man hat mich nicht aussprechen lassen, sonst hätte ich genau mit der Bemerkung des Herrn Vorredners geschlossen, denn ich weiss sehr genau, dass man nicht vom Teil auf das Ganze, geschweige von einzelnen Beispielen auf ein Gesamtergebnis schliessen kann.

Oberstudienrat Planck versichert Dammert, dass er bei genauerer Einsicht in die württembergischen Anstalten eine günstigere Ansicht gewinnen würde.

Schluss der Debatte.

2. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Schiller aus Giessen.

Meine Herren!

Wenn ich mir erlaube, die Stellung des Griechischen in der preussischen Gymnasial-Reform und das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung zum Gegenstande einer Besprechung zu machen, so möchte ich von vornherein weder die Erwartung, noch die Besorgnis aufkommen lassen, dass ich etwa nur eine Polemik gegen die betreffende preussische Verordnung beabsichtige. Ich habe vor beinahe 10 Jahren in einer Programm-Beilage, von der ich einige Exemplare zur Verfügung des Bureaus gestellt habe, schon im wesentlichen diejenige Gestaltung verfochten, welche heute vorhanden ist, ich habe im Grossherzogtum Hessen zu einer ähnlichen Gestaltung im Jahre 1877 mitgewirkt, ich habe früher in Baden unter ungünstigeren Verhältnissen eine ähnliche Einrichtung kennen gelernt, ich kann seit 5½ Jahren die Wirkungen einer der preussischen nahe kommenden Einrichtung beobachten, ich habe aus allen diesen Ursachen keinen Grund, gegen die Gestaltung des griechischen Unterrichts in der preussischen Verordnung in der Hauptsache aufzutreten. Dass ich nicht mit allem einverstanden bin, was in derselben steht, darf ich ebenfalls jetzt schon aussprechen. Wenn ich mich zu einem Vortrage entschlossen habe, so geschah dies mit dem Wunsche, durch Mitteilung der Erfahrungen, die ich durch besondere Verhältnisse vielleicht in ausgedehnterem Masse als andere zu machen in der Lage war, manchem der preussischen Schulmänner, welche nach den Verhandlungen der Direktoren-Konferenzen zu schliessen zum Teil die Verordnung mit schwerem Herzen und banger Besorgnis aufgenommen haben und betrachten, einiges Material geben zu können, das vielleicht dazu beitragen kann, die Besorgnis zu mindern, dass durch Zurückschiebung des griechischen Unterrichtes nach Unter-Tertia an den Grundlagen des humanistischen Gymnasiums gerüttelt werde, weiter aber hier eine Aussprache herbeizuführen über eine Frage, die nicht fundamental, aber doch wichtig genug erscheinen muss, um eine Beschäftigung der Sektion mit derselben zu rechtfertigen.

Meine Herren! Die Ursachen, aus welchen die königlich preussische Regierung sich zu einer Verschiebung des Griechischen um ein Jahr entschloss, sind bekannt genug. Es waren die schlimmen Erfahrungen, welche man bei der Erlernung von drei fremden Sprachen in den drei ersten Jahren des Gymnasialunterrichts machte, insbesondere der hohe Prozentsatz an Zurückbleibenden, welcher sich bei den Versetzungen von der IV nach III ergab. Wiese in den Oktober-Konf., S. 76 sagt: „dass thatsächlich nur wenige Schüler in dem normalen Jahrescurse die IV durchmachen“. Ärztliche und pädagogische Voten hatten sich gleich entschieden seit Jahrzehnten für eine solche Massregel ausgesprochen; ich

kann bei dieser Gelegenheit mein Bedauern nicht unterdrücken, dass nicht ein weiterer Schritt gethan und das Französische nach Quarta verlegt wurde; ich fürchte, die Vermehrung des Französischen um 4 Stunden in V, wesentlich um eine Gleichstellung mit der Realschule herbeizuführen, die thatsächlich doch nicht einmal äusserlich erreicht wird, wird sich bald als eine Quelle von Unzuträglichkeiten erweisen, und das Princip, welches doch dahin gehen müsste, die jüngeren Schüler am wenigsten zu belasten, finde ich dadurch nicht gewahrt. Und ob der Nachteil dieses massenhaften Betriebs des Französischen, der ja ohnehin auf Kosten des Lateinischen zum Teil erfolgt, nicht letzteren Unterricht weiter schädigen wird, ist mindestens eine offene Frage, die zu recht ernster Beobachtung auffordern muss.

Ein so berufener Beurteiler wie Herr Geheimrat Bonitz hat bei der Erörterung der Frage des griechischen Unterrichts in den preussischen Oktober-Konferenzen das bekannte Wort gesprochen:  $6 \times 7$  sei nicht  $= 7 \times 6$ ; ich will nicht darauf hinweisen, dass jetzt  $4 \times 7 + 2 \times 6$  Stunden für genügend erachtet werden; sondern ich halte jenes Wort an und für sich für völlig berechtigt. Man wird in der Schule stets in  $7 \times 6$  Stunden ruhiger und stetiger arbeiten können, als in  $6 \times 7$ . Aber es handelt sich darum: Ist gegenüber den unzweifelhaften Vorteilen in anderer Hinsicht die Einbusse, welche durch letztere Anordnung des Stundenplans entsteht, wirklich so bedeutend, dass durch sie der humanistische Charakter unserer Gymnasien ernsthaft bedroht wird? Und diesen Schluss habe ich mit Herrn Geheimrat Bonitz nie zu ziehen vermocht.

Meine Herren! Es hiesse vor so vielen Kennern dieser Verhältnisse die Zeit vergeuden, wenn ich des längeren ausführen wollte, dass der griechische Anfangsunterricht wesentlich anders gestellt ist, als der lateinische; hier handelt es sich nicht um die allgemeine Grundlage grammatischer Bildung, welche der lateinische geliefert hat; hier handelt es sich neben der Erwerbung des Wortvorrates lediglich um diejenigen grammatischen Kenntnisse, welche der griechischen Sprache eigentümlich sind. Meine Herren! Ich halte es heute nicht für meine Aufgabe, allgemeine Erörterungen und Reflexionen anzustellen, sondern Ihnen an ganz konkreten, teilweise ziffermässigen Daten den Nachweis zu liefern, dass es möglich ist, mit der jetzt dem Griechischen gewidmeten Zeit alle wünschenswerten Ziele des Gymnasialunterrichts zu erreichen, nur in eine allgemeine Erörterung gestatten Sie mir noch einzutreten. Für die Begründung im Einzelnen muss ich auf meine Abhandlung von 1874 „das Griechische im Gymnasium“ verweisen.

Ich glaube, darüber herrscht keine Verschiedenheit der Ansichten, dass in dem griechischen Sprachunterrichte der Nachdruck auf der Kenntnis der griechischen Literatur liegen muss; unter Kenntnis verstehe ich diejenige Bekanntschaft, welche auf Kenntnis der Grammatik und des Sprachschatzes basiert; ohne Kenntnis der griechischen Grammatik giebt es für mich keine der griechischen Literatur, und die schönen Reden von tieferer Erfassung des antiken Geistes durch massenhafte Lektüre machen auf mich keinen grossen Eindruck, da ich weiss, wie wenig dahinter steckt. Ich weiss wohl, dass man häufig im Publikum anders denkt, und dass das Ideal mancher dem klassischen Altertum nicht feindlich gegenüberstehenden Kreise jene seichte ästhetische Schwärmerei ist, welche bewundernd den Lehrer Sophokles, Äschylus und alle möglichen griechischen Dichter übersetzen lässt und hört, vielleicht auch mit Hülfe einer Übersetzung bewundernd dies nachmacht, dann von dem Genusse der griechischen Literatur redet und mit Bedauern die

Kurzsichtigkeit der „Philologen“ verurteilt, welche von der Jugend verlangt, dass sie arbeite, ehe sie geniessen will; anderen Kreisen erscheint die Kenntnis der Accente als eine Sisyphusarbeit, als ob der Accent dazu da sei, losgelöst von dem Worte ohne dieses gelernt zu werden und der armen Jugend nur neue Mühsal zu schaffen, von denen nicht zu reden, denen alles vom Überflusse zu sein scheint, dessen unmittelbare Anwendung nicht einleuchtet, die in ihrem utilitarischen Streben jeden erhebenden und idealen Charakter des Unterrichtes zerstören würden. Also, meine Herren, ich verlange Kenntnis der griechischen Literatur, ruhend auf wirklicher Kenntnis der Sprache. Diese Kenntnis verlangt aber ein gewisses Alter, eine gewisse Reife, und sie wird progressiv und nicht direkt proportional vollkommener mit den Jahren; es kommt also meines Erachtens besonders darauf an, je weiter nach oben, desto mehr Raum für das Griechische zu schaffen, und aus diesem Grunde bedaure ich, dass während in der preussischen Verordnung zwar für Tertia und Sekunda 7 Stunden angesetzt sind, für die Klasse, in der die Literatur mit dem reichsten Gewinne behandelt werden kann, für Prima nur 6 bestimmt wurden. Ich hielte es viel eher für möglich, der Tertia als der Prima 6 Stunden zuzuweisen, und wenn man sich scheut, die Stundenzahl der Prima um eine Stunde zu vermehren, so wäre es meines Erachtens sehr wohl möglich, der Tertia 4 Stunden Mathematik zuzuweisen und diese für Prima auf 3 Stunden zu reduciren. Das jetzt von dem Lehrplane verlangte mathematische Pensum liesse sich auch bei dieser Einrichtung mit Leichtigkeit erreichen.

Die Erfahrungen, die ich Ihnen mitzuteilen beabsichtige, sind gemacht bei 6 Stunden in getrennten Tertian, 7 in getrennten Sekunden, und 6 in kombinierter Prima; sie sind genauer kontrolliert, als dies vielfach sonst möglich ist, da mit dem Giessener Gymnasium ein pädagogisches Seminar verbunden ist und der Unterricht auch im Griechischen häufig Anfängern im Lehramte zuerteilt werden muss, für deren Thätigkeit der Direktor verantwortlich ist. Dadurch wird nicht nur eine sehr genaue Kontrolle notwendig, sondern ich habe den Unterricht fast alljährlich kürzere oder längere Zeit selbst erteilt. Ich habe zugleich, meine Herren, etwas versucht, was, wie ich denke, durch die Art der hier behandelten Frage gerechtfertigt ist, ich habe eine Anzahl von Heften aufgelegt, in denen Sie den Gang, zum Teil auch die Resultate des Unterrichtes verfolgen können, wenigstens bezüglich der schriftlichen Arbeiten. Letztere sind bei dem an unserer Anstalt festgehaltenen Gange des Unterrichtes so ziemlich ein Niederschlag der grammatisch-sprachlichen Kenntnisse, welche in einer bestimmten Zeit erarbeitet worden sind. Ich habe Ihnen, soweit dies möglich war, je ein Exemplar eines besseren, eines mittelmässigen und eines geringen Schülers vorgelegt, damit Sie auch beurteilen können, wieviel der Gang des Unterrichtes der Fassungskraft zumutet. Zugleich liegen die Maturitätsaufgaben von 1880—1882 vor, dieselben müssten auch für die jetzigen Primaner, die zuerst nach dem Lehrplan von 1877 gebildet sind, wie Sie leicht aus den Arbeiten von U.-I und II erkennen werden, betreffs ihrer Anforderungen nicht reduziert, sondern könnten sehr wohl erhöht werden. Dabei will ich bemerken, dass im Griechischen im Jahre 1877/78 in U.-III 12%; im Jahre 1878/79 in U.-III 13½%, in O.-III 15%; im Jahre 1879/80 in U.-III 12%, in O.-III 16%, in U.-II 11%; im Jahre 1880/81 in U.-III 16%, in O.-III 9%, in U.-II 12½%, in O.-II 6%; im Jahre 1881/82 in U.-III 16%, in O.-III 16%, in U.-II 12%, in O.-II 10%, in U.-I 6% ungenügende Noten erhielten. Die meisten dieser Schüler bewiesen aber auch in anderen Gegenständen ungenügende Leistungen.



Ich stelle den jungen Lehrern in Unter-Tertia im Anfange des Schuljahres für die Behandlung des Griechischen jetzt, nach 5jährigen Erfahrungen, folgende Zeiteinteilung fest. Aufgabe des Sommersemesters: das Nomen.

Im Einzelnen: für die Lesezeichen, Lese- und Schreibübungen 8 Stunden

„ „ 1. Deklination . . . . .	12	„
„ „ 2. „ . . . . .	18	„
„ „ 3. „ . . . . .	40	„

Während der Einübung der 3. Deklination werden täglich 5 Zahlwörter gelernt und die Komparation.

Für die Pronomina . . . . . 12 Stunden.

Vokabeln werden in den ersten 14 Tagen je 5, von da an je 8, nach 4 Wochen je 10 und im Maximum je 15 täglich gelernt, im Anschluss an das Übungsbuch von Wesener.

Dabei bleiben immer noch 10—15 Stunden nicht eingerechnet, welche für besondere Verhältnisse als Reserve dienen. Im allgemeinen konnte diese Stundeneinteilung stets mit gutem Erfolge durchgeführt werden.

Für das Wintersemester bleibt neben der Befestigung der Lehre vom Nomen die Einübung des Verbums. Bis jetzt wurden stets noch die sogenannten grossen Verba in  $\mu$  in U.-III erlernt; ich halte es aber für besser, diese Lehre künftig nach O.-III zu verlegen; nicht als ob man mit diesem Pensum in U.-III nicht fertig werden könnte, sondern weil diese Zeitwörter doch erst am Ende des Semesters zur Erlernung kommen, mit dem rückwärts liegenden Pensum in keinem rechten Zusammenhange stehen, auch bei der Kürze der Zeit nicht gebracht werden können und ihre rechte Verwendung und Eingliederung in den Unterrichtsgang erst in O.-III finden können und um so eher auch finden dürfen, als das grammatische Pensum dieser Klasse verhältnismässig nicht gross ist.

Die Behandlung des Verbums verläuft so, dass bis Mitte, auch bis Ende Januar das regelmässige Verbum in  $\omega$  behandelt ist, der Rest der Zeit auf die contracta und liquida verwandt wird.

Dem Unterricht zu Grunde gelegt wird die Grammatik von Curtius und das griechische Lesebuch von Wesener. Ich will hier nicht in eine Diskussion der oft erörterten und nie zum Abschlusse gebrachten, auch nicht zu bringenden Frage, inwieweit die Ergebnisse der historischen Sprachwissenschaft für die Schule verwendet werden können oder müssen, eintreten; ich glaube, die meisten der Herrn, welche sich mit dieser Frage beschäftigt haben, werden mit den mass- und einsichtsvollen Bemerkungen einverstanden sein, welche Herr Geheimrat Bonitz seiner Zeit über die Benutzung der Curtius'schen Grammatik veröffentlicht hat; erst das Können, dann das Erkennen muss vor wie nach die Losung des griechischen Elementarunterrichtes bleiben, wenn seine Resultate nicht durch ein unsicheres Fundament jeden Augenblick ins Schwanken geraten sollen. Ich habe an der Curtius'schen Grammatik vor allem ihren viel zu grossen Umfang auszusetzen, der nie zum Eigentum eines Schülers werden kann. Die lateinische Grammatik leidet ja auch noch unter einem Ballaste von Ausnahmen und Unregelmässigkeiten, aber viel weiter geht dieser Unfug in der griechischen. Wir haben daher an unserer Anstalt eine grosse Menge dessen, was in der Curtius'schen Grammatik zu finden ist, — ich rede hier zunächst von der Formenlehre — gestrichen und den Memorierstoff auf das

Allernotwendigste reduciert; ich will versuchen an einem Beispiele dies klar zu machen. Von der Deklination sind die Bemerkungen gestrichen und auf dasjenige beschränkt, was in den Vokabeln erlernt wird, die att. Deklination bleibt ganz unberücksichtigt; unter den Accentregeln der kons. Deklination befinden sich als Ausnahmen aufgeführt: δᾱς Fackel, θῶς Schakal, φῶς Brandfleck, cῆς Motte, Worte, die schwerlich einem Schüler je vorkommen. Was sollen ferner Dinge wie § 195 μέγας ἴσος εὐδίας πρώτος ὀψιος für den Schüler, welche im Komp. und Superl. αἱ an die Stelle von ο oder ω setzen, sie stossen ihm in seiner Schullektüre nie auf, oder ἄλλος πτωχὸς ὀψοφάγος μονοφάγος, die ἰστέρος haben? So ist dies durch die ganze Formenlehre geschehen, nur das wirklich Gebräuchliche und Gewöhnliche wird gelernt, alles Seltene, Vereinzelte vorkommenden Falles der Erklärung in der Lektüre vorbehalten. So wahren wir das Princip der Beschränkung. Der andere Hauptsatz unserer Behandlung ist die Gruppierung des gesamten Unterrichts um den Lesestoff. Die Schüler haben so gut wie nie im Unterricht das Lesebuch in der Hand. Der Lehrer spricht den griechischen bzw. den deutschen Satz vor, der Schüler wiederholt und übersetzt ihn; kein Satz wird in derselben Form bei der Wiederholung des Pensums vorgenommen, sondern nur variiert dem Schüler vorgeführt. Ich persönlich hätte aus diesem Grunde am liebsten ein Übungsbuch, das nur griechische Sätze enthielte, doch muss es auch mit dem bei uns eingeführten gehen; denn sehr bald sehen die Schüler ein, dass das häusliche Auswendiglernen wenig hilft, die Hauptarbeit von ihnen in der Stunde gefordert wird. Dadurch dass sie die Krücke des Buches entbehren, werden sie an geschärfte Auffassung und an rasches Zusammennehmen, an Geistesgegenwart gewöhnt. Mit diesen mündlichen Übungen werden ganze Partien der einfachen syntaktischen Verhältnisse erlernt. Substantiv-Plurale und prädikatives Verb im Singular, die geläufigsten Präpositionen in Verbindung stets mit dem Casus bei der Deklination, die Verbindung des Adjektivs in attributiver und prädikativer Stellung bei der Deklination, die gebräuchlichsten Partikeln; die Bedeutung der Modi in unabhängigen Sätzen, sowie der Imp. und Aor. mit ἄν, der Opt. mit ἄν, Konstruktion von ἵνα, εἰ, ἐάν werden bei der Konjugation sofort geübt; ebenso μή beim Prohibitiv u. ä. Meine Herren! Bezüglich der schriftlichen Übungen bekenne ich mich zu der heute etwas anrühigen Ansicht, dass ohne dieselben eine fremde Sprache gründlich und wissenschaftlich nicht erlernt werden kann. Aber andererseits halte ich auch an der Überzeugung fest, dass häusliche Übersetzungen sehr geringen Wert haben und dass sie nicht nur wertlos, sondern geradezu schädlich sind, wenn sie nicht vom Lehrer korrigiert werden. Wie weit letzteres bei unseren überfüllten Klassen heute möglich ist, wenn täglich oder auch nur einige Male in der Woche solche häusliche Übersetzungen gegeben werden, darüber ist kein Wort zu verlieren. Jedes Wissen, das für einen Schüler wertvoll sein kann, muss präsent sein — von diesem Satze aus sind die schriftlichen Arbeiten an unserer Anstalt geordnet, es werden in den unteren Klassen nur Extemporalien geschrieben d. h. Arbeiten, bei welchen der deutsche Satz von dem Lehrer vorgesprochen, von dem Schüler sofort griechisch niedergeschrieben wird; und in den drei oberen Jahreskursen kommt auf ungefähr drei Extemporalien je eine sogenannte Klassenarbeit, bei welcher der Schüler den deutschen Text vor sich und in bestimmter Zeit ohne Wörterbuch und Grammatik zu übersetzen hat. Diese Aufgaben sollen vorwiegend dem Zwecke dienen, dass der Schüler lernt seine Zeit einzuteilen. Ich weiss wohl, dass man hier einwenden kann, dass der langsame Schüler durch das Extemporale

in Nachteil gerät; aber ein solcher Nachteil ist von ihm überhaupt nicht abzuwenden, das Extemporale ist zweitens nicht das einzige, nicht einmal ein Hauptkriterium für die Beurteilung, und auch der Langsame kann durch Übung, aber auch nur durch solche zum rascheren Auffassen und Kombinieren gebracht werden. Solche Extemporalien werden in den beiden Tertien wöchentlich, von da ab 14tägig geschrieben; sie werden auf allen Stufen vom Lehrer gearbeitet und müssen sich an die Lektüre und damit an den grammatischen Lehrstoff enge anschliessen. Natürlich wären solche Forderungen nicht durchzuführen, wenn sie nicht durch den ganzen Unterricht vorbereitet und auch in ihrer unmittelbaren Gestalt dem Schüler geläufig wären. Letzteres suchen wir durch eine Einrichtung zu erreichen, bei deren Mitteilung ich manchem Kopfschütteln zu begegnen glaube, die sich bei uns aber vortrefflich bewährt hat und die wir unter keinen Umständen aufgeben würden, nämlich der intensivste Gebrauch der Wandtafel. So ziemlich jeder Satz, der von einem Schüler mündlich übersetzt wurde in die fremde Sprache, wird von einem anderen an die Wandtafel geschrieben. Sie werden nun vielleicht denken, dadurch würde der Unterricht unterbrochen oder die Aufmerksamkeit der Schüler abgelenkt; ich gebe zu, dass dies vielleicht in der ersten Woche, in welcher diese Übungen begonnen werden, der Fall sein kann; in der Folge kümmert sich kein Schüler um das, was an der Tafel vorgeht, bis der Lehrer einen auffordert, die etwaigen Fehler anzugeben. Dazu sind meistens wenige Sekunden erforderlich; dann geht der Unterricht weiter. Wir haben bei den zahlreichen Versuchen und Beobachtungen, welche gerade über diesen Punkt gemacht worden sind, konstatieren können, dass neben der übrigen Arbeit bis zu 10 Sätzen in der Stunde angeschrieben werden konnten; ein Fehler kann sich hierbei nicht, wie bei den häuslichen Übersetzungen, festsetzen, von Unselbständigkeit ist nichts zu fürchten, die Aufmerksamkeit wird gesteigert, die rasche und präzise Verwendung der Kenntnisse anerzogen. Übrigens sind die Schüler der Tertia schon von unten herauf im lateinischen und französischen Unterrichte so an dieses Verfahren gewöhnt, dass es für sie nichts Neues oder Auffälliges hat. So sind wir in der Lage, ohne alle und jede häusliche schriftliche Arbeit eine sehr reichliche Übung im Schreiben eintreten zu lassen.

In Ober-Tertia wird zunächst das bisherige Verfahren beibehalten und das Sommersemester für die Einübung der Verba in  $\mu$  und die Erlernung der unregelmässigen Verba verwendet, von denen jedoch im ganzen nicht mehr fest erlernt werden als ungefähr in dem Verzeichnisse der Krügerschen Schulgrammatik aufgeführt sind. Alles Seltene — und die Zahl der seltenen Verba und Formen ist bei Curtius sehr gross (S. 148 ff.) — überlassen wir der Erwähnung bei dem Vorkommen in der Lektüre.

Die Hauptaufgabe dieser Klasse besteht 1) in der Einführung in die Syntax. Ich brauche hierüber nicht ausführlich zu sprechen, wir haben mit den durch die Beschränkung des Lesestoffes, der Fassungskraft und der Zeit gebotenen Änderungen die Grundsätze durchgeführt, welche Rehdantz in der Z. f. G.-W. 1851, 393 ff. dargelegt und teilweise in seiner Anabasisausgabe teils angedeutet teils durchgeführt hat. Die Beschränkung auf die dem Griechischen eigentümlichen grammatischen Lehren — Partikeln, Participialkonstruktionen und Modi — in streng systematischer Aufeinanderfolge ist der Kernpunkt der Behandlung. Die von Rehdantz empfohlenen verschiedenen Heftschreibereien werden bei uns durch häufige mündliche Zusammenfassungen und Zusammenstellungen durch die Schüler mit gutem Erfolge ersetzt. Mit dem Übersetzen des Xenophon, von dem B. I und

II, 1—5 gelesen werden, wird es wie in U.-III gehalten, Variieren, Übersetzen mit geschlossenem Buche bei der Repetition, Einarbeiten der unregelmässigen Zeitwörter in die Variation und Extemporalien kehren auch hier wieder; die häusliche Arbeit besteht ausser in der festen Einprägung der Vokabeln in einer Muster-Übersetzung, welche hier wie in allen fremdsprachlichen Stunden nach dem ersten Versuche der Übersetzung durch die Schüler und der Erklärung aller einzelnen Schwierigkeiten der Lehrer zu geben verpflichtet ist, und die mindestens in so gutem Deutsch wiederholt werden muss, als sie gegeben wurde. Feder und Bleistift sind hierbei nicht in den Händen der Schüler. Um dem einförmigen Mechanismus der Repetition entgegenzutreten, wird dieselbe bisweilen in der Form gegeben, dass bei geschlossenen Büchern ein Schüler den Text liest, ein anderer die deutsche Übersetzung giebt, oder umgekehrt; bei der Variation gilt als Grundsatz, möglichst viele Schüler durch rasches Fragen und Antworten zu beteiligen. Die zweite Hauptaufgabe ist die Einführung in den Homer. Dieselbe erfolgt an 300 Versen des ersten Buches der Odyssee, die lediglich infolge der intensiven und sehr langsamen Durcharbeitung von den Schülern so ziemlich auswendig gewusst werden. Die ganze homerische Formenlehre wird nur an der gerade vorliegenden Form erlernt und die eigene Kombination der Schüler hierbei möglichst in Anspruch genommen. Die Extemporalien schliessen sich durchaus dem Gange der Lektüre und Grammatik an; selbst bei der Homerlektüre wird — natürlich mit Festhaltung des attischen Sprachgebrauchs — der Stoff der Schreibübungen aus der Lektüre entnommen. Die Arbeiten geben, sobald die Partikellehre und die Participialkonstruktion begonnen ist, nur noch zusammenhängende Stücke, da ja sonst die Gelegenheit zu deren Anwendung nicht reichlich genug sich ergeben würde.

Aufgabe der Unter-Sekunda ist die Fortsetzung der Einführung in die Syntax, welche die in O.-III erlernten Regeln in derselben Fassung öfter repetiert und diejenigen, welche dort nur experimentell erlernt wurden, ergänzt und teilweise zum Abschluss bringt. Während der Schüler in O.-III z. B. nur gelernt hat, dass *τοῦχάων* mit dem Particip verbunden wird, werden jetzt alle Fälle der Verba des modificierten Seins in der Lektüre zusammengestellt und die Lehre vom prädikativen Particip entwickelt, von dem vielleicht gelegentlich noch einige weitere Fälle gelernt werden. Die Hauptarbeit wendet sich der Casuslehre zu, wobei die Hauptschwierigkeit darin besteht, dass von den Regeln, welche hier entgegenzutreten, nicht alle aus der Lektüre erlernt werden können. Ich halte das an und für sich für kein Unglück, und vielleicht wäre es richtiger zu sagen, alles, was nicht in der Lektüre begegnet, wird zunächst nicht gelernt und späterer Ergänzung vorbehalten. Andererseits wird dies durch die Anlage der Curtius'schen Grammatik sehr erschwert, da dieselbe gerade in der Casuslehre verhältnismässig wenig zusammenfassende und abstrahierende Gesichtspunkte gebende Regeln enthält, sondern eine Menge von einzelnen Vokabeln aufzählt; zugleich wird, wenn nicht der Unterricht in beiden Stunden in derselben Hand liegt, was allerdings immer der Fall sein sollte, in der Weise, dass der Lehrer in U.-II die Klasse nach O.-II fortführt, ohne Zweifel und unvermeidlich vieles übergangen werden, was Prima doch immerhin voraussetzen muss. So machen wir uns hier noch der Inkonsequenz schuldig, dass wir als Vokabeln bei manchen Regeln auch die übrigen zu einer Gruppe gehörigen Wörter lernen lassen, selbst wenn sie nicht in der Lektüre begegnen.

Ober-Sekunda bringt die syntaktische Bildung zum Abschluss. Für die schrift-



lichen Arbeiten und die grammatischen Einübungen verwenden wir im Durchschnitt in U.-II  $3\frac{1}{2}$ , in O.-II  $2\frac{1}{2}$ —3 Stunden wöchentlich; selbstverständlich giebt es keine Grammatikstunden ad hoc, sondern die Zeit, welche bei der Lektüre auf grammatische Dinge und auf die Extemporalien verwendet wird, lässt sich ungefähr so bemessen. Bei jeder Regel spielen die Beispiele eine Hauptrolle. Wir haben einen Kanon von Beispielen für die ganze Anstalt, der gedruckt sich in den Händen der Schüler befindet und thatsächlich die Grammatik ersetzt. Diese Beispiele sind wo möglich metrisch und enthalten einen Sinnpruch oder irgend etwas für den betreffenden Dichter Charakteristisches — auch hiervon liegen einige Exemplare beim Bureau. — Und dass diese Beispiele nicht totes Kapital sind, dafür sorgt folgende Übung, die sehr häufig eintritt. Statt die Regel für einen in der Lektüre vorkommenden Fall sagen zu lassen, wird der Schüler aufgefordert das Beispiel anzugeben; man nötigt ihn auf diesem Wege zu einer Geistesoperation mehr, und wenn er das richtige Beispiel anzugeben vermag, beweist er, dass er den Fall der Lektüre unter die richtige Regel subsumiert hat. Meine Herren! Gestatten Sie mir bei dieser Gelegenheit ein Geständnis, welches vielleicht manchem unter Ihnen unerwartet sein wird, darum aber doch gesprochen werden muss. Für den Schulgebrauch halte ich den syntaktischen Teil der Curtius'schen Grammatik noch weniger geeignet, als die Formenlehre. Derselbe enthält auf 170 Seiten eine Menge von Regeln, welche der dogmatischen Schärfe entbehren und Erklärung und Gesetz durcheinanderbringen, daher für den Schüler gar nicht mit Sicherheit, in den seltenen Fällen aber, wo dies gelingt, nur mit Aufgebot von vieler Zeit und Kraft gelernt werden können. Ich wundere mich, dass noch nicht Curtius, wie Seyffert, seinen Harre oder Schaper gefunden hat. Wir haben uns z. B. über kurze und knappe Fassungen, oft im Anschluss an die vortrefflichen Regeln von Krüger geeinigt und berücksichtigen einen grossen Teil der Curtius'schen Syntax gar nicht, einen anderen nur für die Erklärung. Wenn ich die Zeitströmung verstehe, so meine ich, wenn die Curtius'sche Grammatik sich erhalten soll, so müsste ihr syntaktischer Teil ungefähr auf den Umfang, auch die Präcision von Krüger, Seyffert, Tillmanns oder Lindner gebracht werden. Zur Durchnahme so ausgedehnter syntaktischer Regeln ist bei der Zahl der griechischen Lehrstunden nur auf Unkosten der Lektüre oder des häuslichen Fleisses die Zeit zu finden; die Lektüre wird nicht einmal durch dieselben gefördert, da ein sicheres grammatisches Wissen dabei nicht gewonnen wird. Und machen wir uns darüber keine Illusionen, ein grosser Teil der Klagen des Publikums wird durch unsere dickleibigen Grammatiken veranlasst. Es sind mir nicht vereinzelt Fälle bekannt, in denen 4—5 Seiten Grammatik, natürlich wie dies nicht fehlen kann, ohne Durchnahme in der Schule und ohne Scheidung von Gesetz und Erklärung, für die Hausarbeit aufgegeben wurden; ich kann es keinem Elternhause verdenken, wenn es über solche Verkehrtheit Lärm schlägt.

In der dargelegten Weise wird es möglich, in U.-II 4—5 Bücher Xenophon und ungefähr 8 Gesänge Homer zu lesen. Und über letztere Einrichtung möchte ich ein paar Worte bemerken. Wir halten für die homerischen Gedichte den Grundsatz fest, dass sie ganz gelesen werden sollen. Selbstverständlich meine ich dabei nicht, dass unpassende oder triviale Stellen nicht überschlagen werden; wer möchte z. B. die zahlreichen Wiederholungen oder in der Ilias alle Kampfscenen lesen lassen, die auf die Dauer etwas Einförmiges, oft etwas Rohes und das Gefühl Beleidigendes haben? Aber bei dem im ganzen langsamen Fortschritte, welchen die Lektüre in U.-II zunächst nehmen muss, würde die

Zeit nicht vorhanden sein, um die Aufgabe von 8 Büchern zu bewältigen, und wir haben deshalb eine Einrichtung getroffen, welche der von Herrn Direktor Radtke im Programm von Pless 1874 vorgeschlagenen nahekommt. Es ist ein für alle Male festgesetzt, bestimmte zusammenhängende Parteen (ungefähr 5 BB.) in der Schule zu lesen, während andere (ungefähr 3 BB. und 1 in den Ferien) von den Schülern zu Hause gelesen, aber in der Schule kontrolliert werden. So gewinnen wir neben schwachen Anfängen von Privatarbeit, welche sich hier lediglich als freie Disposition über die Arbeitszeit äussert, die Zeit, nicht bloss die Kenntnis der homerischen Formen zu befestigen, sondern vor allem in die Kenntnis des homerischen Lebens einzuführen, was ich für die Hauptseite dieses Unterrichts halte. Hieran werden die Schüler namentlich in O.-II beteiligt, und ich brauche nur anzudeuten, dass der deutsche Aufsatz häufig den Prüfstein abgibt, wieviel in dieser Hinsicht ihnen klar und ihr Eigentum geworden ist. In O.-II wird die Lektüre gewöhnlich mit einer grösseren oder 2—3 kleineren Reden des Lysias eingeleitet und geht zu Herodot über, von dem ich selbst früher wiederholt von 6, 94 bis 9 einschl. gelesen habe; jüngere Lehrer haben wenigstens noch einen Teil des 9. Buches gelesen. Alle abschweifenden Episoden, z. B. die an und für sich sehr interessanten sikilischen Ereignisse, oder alle zu viel Detail der Erklärung fordernden Parteen, wie z. B. die Völkerkataloge, bleiben dabei weg. Haupt Gesichtspunkt ist, dass die Schüler eine klare Übersicht über Gang und Ereignisse der Perserkriege gewinnen. Dass die sprachliche Seite nicht vernachlässigt wird, möge folgende Betrachtung zeigen. Bei der Versetzungsprüfung wird von dem Schüler verlangt, dass er von den Herodoteischen Formen sichere, selbst systematische Kenntnis besitzt. Die regelmässigen Übungen bei der Repetition sind: Variieren des Textes in der Weise, dass gute attische Ausdrucksweise gewonnen wird — das häufig beliebte Lesen des ionischen Textes mit attischen Formen giebt einen Mischmasch, der nachher durch die Anwendung rein dialektischer Vokabeln die Schüler irreführt — zusammenfassende und kürzende Erzählung einer grösseren zusammenhängenden Partie in Form des Extemporale oder durch die Schüler mit häuslicher Vorbereitung. So machen sich selbst bei längerer Herodotlektüre keine besonderen Nachteile bemerkbar; wenn ab und zu ionische Formen in den Extemporalien erscheinen, wird man dies dem Gewinne einer reichen Lektüre gegenüber für kein Unglück halten können. In der Odyssee liest diese Klasse B. 10—24, davon ungefähr 7 Bücher zu Hause mit Kontrolle in der Schule.

Für Prima sind nur grammatische Wiederholungen und Erweiterungen erforderlich, welche bisweilen an die Lektüre, regelmässig an die Extemporalien angeschlossen werden. Im Durchschnitt beträgt hier die für Grammatik verwandte Zeit ungefähr eine Stunde wöchentlich, und dieselbe vermindert sich gegen die zweite Hälfte des Kursus auf nicht viel mehr als  $\frac{3}{4}$  Stunden. Auch hier schliessen sich die Extemporalien und Klassenarbeiten nur der Lektüre an, und auch die Arbeiten der Maturitätsprüfung werden regelmässig an einen Teil der Jahreslektüre angeschlossen. Diese Arbeiten haben sämtlich den Zweck, nicht bloss Grammatik und Sprachstoff der Lektüre zu fördern, sondern auch die Kenntnis des Inhalts; sie sind teils Inhaltsangaben und Auszüge, teils die Darlegungen der historischen Thatfachen, namentlich der Anlässe, Zwecke, Erfolge bei Reden, teils kürzende Erzählungen einzelner Vorgänge, welche lediglich mit dem vorgekommenen sprachlich-grammatischen Materiale zu lösen sind; überall bieten dieselben ein abgeschlossenes Ganzes.

Es wird den Schülern nie eine Partie besonders namhaft gemacht, auf die sie sich speziell vorzubereiten haben; dafür bleiben seltenere Worte und Verbindungen aus diesen Arbeiten verbannt. Die Hauptarbeit fällt in dieser Klasse der Lektüre zu, und dass hier nicht wenig gelesen werden kann, mag folgende Übersicht zeigen:

Im Jahre 1881. Hom. Il. 13—24. Thucyd. I. I., Plato Apol., Krit., Phaedo Anfang und Ende. Soph. Antigone.

Im Jahre 1880. Hom. Il. 1—12. Thucyd. I. II. Demosthenes Ol. I., Phil. I. 3., Cherson., Soph. Oed. Rex.

In der Iliaslektüre erleichtere ich die Arbeit der Schüler dadurch, dass ich ihnen in jeder Stunde die noch nicht dagewesenen oder selten erscheinenden Vokabeln für 100 bis 150 Verse diktiere, um ihnen die zeitraubende und mechanische Thätigkeit des Aufschlagens ihres Lexikons zu ersparen.

Im Thucyd. I. I wird die Pentekontaetie unter die Schüler verteilt.

Auswendig gelernt werden in den Homerstunden jeder Klasse von U-II ab 100 bis 150 Verse jährlich, in I die von Schwierigkeiten der Überlieferung oder der Metrik freien Chöre des Sophokles.

Dass auf das Verständnis des Inhaltes und Beteiligung der Schüler an dessen Verarbeitung besonderer Nachdruck gelegt wird, brauche ich kaum zu bemerken. Bei der Dichterlektüre werden die Schüler sämtlich mit freien Vorträgen — oder ich will lieber sagen — Auseinandersetzungen beteiligt. Im einzelnen muss ich auf die Ausführungen verweisen, die ich in Z. f. G.-W. 1874 S. 881 ff. gegeben habe.

Meine Herren! Durch das neue preussische Reglement wird aus der Maturitätsprüfung das griechische Scriptum entfernt, bzw. in derselben bloss für die Extraneeer beibehalten, und durch eine Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche ersetzt. Ich glaube, so weit sind wir schon durch die letzten Jahrzehnte belehrt worden, dass wir von dieser Einrichtung, speziell von dem Ausfall des griechischen Scriptums einen Ruin der Gymnasien nicht befürchten; aber bedauern werden wir doch, dass uns ein wesentliches Mittel der Vertiefung und der Förderung der Lektüre fehlen soll. Es ist ja allerdings nicht ausgeschlossen und in Preussen direkt ausgesprochen, dass auch künftig das griechische Extemporale in Prima beibehalten wird, und es wird gewiss zum Teil von dem Ansehen und der Geschicktheit der betreffenden Lehrer abhängen, ob seine Taxation bei den Schülern abnehmen wird oder nicht, aber im grossen und ganzen haben wir auch heute keinen Grund, eine andere Wirkung zu erwarten als die, welche Herr Geheimrat Bonitz in seinem lehrreichen Aufsatz in der Z. f. d. G.-W. 1871, S. 77 f. geschildert hat: „Wird das griechische Scriptum der Maturitätsprüfung aufgegeben, so wird dadurch, wie nachdrücklich man auch gleichzeitig in Worten die Bedeutung sicherer grammatischer Kenntnisse betonen möge, durch die That unausbleiblich dem wahrhaft gymnasialen Charakter des griechischen Unterrichtes ein schwerer Schlag beigebracht“; und: „Wenn von dem griechischen Unterricht an den Gymnasien die eine Seite des Erfolges, nämlich die Gewandtheit, einen leichten griechischen Text zu übersetzen, durch die Maturitätsprüfung erprobt wird, die andere dagegen, die Sicherheit der grammatischen Kenntnisse, auf welcher allein ein wertvolles, den Kraftaufwand verdienendes Verständnis beruhen kann, trotz etwaniger Worte des Vorbehaltes in betreff der mündlichen Prüfung, nicht mehr wird erprobt werden: so ist die unausbleibliche Folge, dass zunächst unter den Schülern

eine solide Kenntnis des Griechischen zum Eigentum einer kleinen auserlesenen Schar werden wird, und dass bald genug an einem grossen Teile der Gymnasien selbst der griechische Unterricht zu dilettantischer Leichtigkeit herabsinkt.“ Insofern halte ich den Ausfall des griechischen Scriptums für eine bedauerliche Massregel, die ich mir wohl erklären, die ich aber nicht billigen kann. Man kann allerdings anführen, dass die Anforderungen der Maturitätsprüfungs-Ordnungen in allen deutschen Staaten für das Scriptum stets niedrig bemessen waren, und dass diese Anforderungen thatsächlich jetzt meist in U.-II erreicht und in Prima überschritten werden. Aber es ist ein falscher und lediglich bei dem Laienpublikum verständlicher Schluss, wenn man hiernach glaubt, ein früheres Aufhören der griechischen Schreibübungen sei dadurch gerechtfertigt. Unsere Methode des Anschlusses der gesamten Schreibübungen an die Lektüre hat zu scheinbar viel höheren Leistungen geführt, die aber keineswegs in gleichem Masse höhere Ansprüche an den Fleiss und die Arbeitskraft der Schüler stellen. Das Scriptum, richtig behandelt, ist heute ein notwendiger Teil des Unterrichtes, und damit eigentlich schon über seine Berechtigung in der Schlussprüfung entschieden. Die Verordnung befürchtete wohl eine Beeinträchtigung der Lektüre durch die Schreibübungen, und ich kann diese auf sicherlich zahlreichen That- sachen beruhende Besorgnis nicht anzweifeln. Aber ich hätte einen anderen Schluss gezogen, wenn diese Beobachtung vorlag; die Art und die Ausdehnung der Schreibübungen müsste reformiert, nicht diese selbst einfach beseitigt werden. Die häufig beklagte Belastung der Prima mit einem Übermasse von grammatischen Erörterungen und Quisquilien wird, wenn überhaupt mit der Verordnung noch sichere sprachliche Kenntnisse als nötig erachtet werden, weit eher eintreten, als jetzt, wo dieselben wesentlich dem Extemporale zugewiesen werden können. Zu beseitigen wird diese Gefahr überhaupt nie vollständig sein, solange der Lehrer nicht Jeden, sondern nur Alle lehren kann; aber wenn der Lehrer durch lediglich mündliche Besprechungen die Lektüre für die Grammatik fruchtbar machen soll, so wird grosse Erfahrung, Lehrkunst und Selbstbeherrschung erforderlich sein, um das richtige Mass nicht zu überschreiten. Tröstlich ist eines: wir bewegen uns ja im Schulwesen, wie im übrigen Leben, ruckweise vorwärts, und auf Zeiten der Energie folgen solche des Nachlasses. Ich glaube, auch die griechischen Scripta in der Maturitätsprüfung werden wieder eine bessere Zeit sehen. Und wenn Sie einen kleinen Blick rückwärts werfen, so wird derselbe eher er- als entmutigen. Es sind noch keine fünf Jahrzehnte, da wurde in den süddeutschen Kammern, wo der Parlamentarismus älter ist, als im Norden, die Forderung auf Abschaffung des Griechischen erhoben, und die Strömung war dieser Sprache so ungünstig als möglich: die griechischen Schreibübungen fielen. Kaum 10 Jahre später nahm man das rasche Sinken der griechischen Kenntnisse mit Überraschung wahr; von da an suchte man die Pflege des Griechischen speziell in Baden und Hessen — Württemberg und Bayern sind mir nicht genug bekannt — zu fördern. Ich will nicht sagen, dass die damaligen Resultate heute absolut befriedigen würden, aber gegen frühere Zeiten war ein Fortschritt zu konstatieren; besser wurden jedoch erst die Resultate, als man das griechische Scriptum wieder zurückführte, das allerdings verstohlen an wenigen Anstalten stets beibehalten worden war; ich kann aus eigener Erfahrung konstatieren, dass dasjenige badische Gymnasium, an dem griechische Schreibübungen, wenn auch in unvollkommener Weise betrieben wurden, zu jener Zeit den Ruhm besonderer sprachlicher Leistungen genoss. Äusserungen in den gesetzgebenden Körperschaften und in der Presse



erklären sich zum Teil aus dieser Sachlage. Wenn heute der Vater die Gelehrsamkeit des Sohnes im griechischen Exercitium sieht — Accente, zusammenhängende Stücke statt einiger Sätze, Extemporalien ohne Wörterbuch und Grammatik —, so denkt er mit Entsetzen an die Überanstrengung und an die unnütze Zeitvergeudung, die eine solche Kunst erfordert, und macht, wenn er dazu Gelegenheit findet, dem gepressten Herzen Luft. Er bedenkt aber nicht, dass diese Dinge unter ganz anderen Voraussetzungen, wenn die Sache richtig gehandhabt wird, entstehen, als zu seiner Zeit, und er weiss nicht, dass seine Beschuldigung, durch diese Übung werde die Lektüre und die Kenntnis der griechischen Literatur geschädigt, häufig ohne Grundlage ist. Ich behaupte, meine Herren, dass wir heute im allgemeinen nicht nur mehr von der griechischen Literatur kennen lernen, sondern dass dieses Mehr auch gründlicher von unseren Schülern kennen gelernt wird, als vor 30 und 40 Jahren meist der Fall war, und ich behaupte weiter, dieses Mehr verdanken wir der Unterstützung durch das an die Lektüre angeschlossene Extemporale. Und ich behaupte endlich, unsere Schüler müssen für das Griechische nicht mehr arbeiten, als vor 30—40 Jahren, wenn der Unterricht richtig gehandhabt wird. Ich sage, wenn die Sache richtig gehandhabt wird, denn leider scheint kein Zweifel darüber bestehen zu können, dass dies recht häufig nicht der Fall ist. Ich will nicht auf die Angaben der Presse oder des preussischen Ministeriums rekurreren; ich will nur eine Thatsache ins Auge fassen — die Literatur der griechischen Übersetzungsbücher. Wenn dieselben nicht massenhaft gebraucht würden, könnten sie nicht so rasch zum Teil in neuen Auflagen erscheinen; daraus wird eines klar, dass die Gruppierung des griechischen Unterrichts um die Lektüre vielfach nicht vorhanden ist; ich glaube, man darf auch weiter daraus schliessen, dass die häuslichen Arbeiten noch recht häufig gefordert werden. Und ich kann nicht günstiger über die neueste Gestalt dieser Übungsbücher urteilen, welche an die Schriftsteller sich anschliessende Texte bringen, obgleich ja an und für sich ein richtiges Princip hier zu Tage tritt; denn abgesehen davon, dass kein Lehrer die von anderen für einen bestimmten Schülerscötus und unter ganz bestimmten Voraussetzungen gefertigten Übungsstücke in der Regel ohne weiteres für seinen Unterricht gebrauchen kann, hemmen sie die Entwicklung, die wir allgemein wünschen müssen, dass nämlich jeder Lehrer seine Aufgaben selbst ausarbeitet; und doch werden nur in diesem Falle die Schreibübungen den griechischen Unterricht befruchten, wie sie von ihm befruchtet werden; auch wird am sichersten auf diesem Wege zu hohen Anforderungen an die Schüler begegnet werden können; denn nur wenn der Lehrer seine Stücke selbst komponiert, übersieht er die Ansprüche ganz genau, welche sie an die Schüler stellen. Den einzigen Vorteil, den gutgearbeitete Stücke der letzt-erwähnten Gattung haben können, dass sie nämlich unerfahrenen Lehrern den Weg zeigen, werden sie leider wohl nicht allzu oft erreichen; sie werden nur selten als Wegweiser, um so öfter als Brücken der Bequemlichkeit dienen.

Aber, meine Herren, sollte denn der Ersatz, den die preussische Verordnung herstellen will, die Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche, nicht ausreichen? Ich stehe nicht an, diese Frage, wenn man den idealen Gedanken derselben erfasst, zu bejahen. Man kann aus dieser Übung allerdings etwas machen, das, wenn auch in etwas anderer Weise, wohl imstande ist, das Scriptum zu ersetzen. Wenn ein Schüler so weit gebracht ist, dass er abgesehen von der Korrektheit der Konstruktionen und Worte, z. B. in einer leichten Platonischen Stelle jedes  $\delta\eta$ ,  $\tau\omicron\iota$  u. s. w. richtig im Deutschen wiedergiebt, wenn

er die Ineinanderschachtelung einer Platonischen Gedankenverbindung — natürlich gilt dasselbe von Demosthenes oder Thukydides, von letzterem in noch erhöhterem Masse — nach den Gesetzen der einfachen deutschen Satzverbindung entwirrt, welche die Häufung untergeordneter Sätze zurückweist, wenn er endlich den Ausdruck selbst im Anschluss an das Original möglichst plastisch und treffend und doch gut deutsch wiederzugeben vermag, meine Herren, von einem solchen Schüler wird niemand behaupten wollen, dass er die griechische Sprache nicht gelernt, in das Verständnis der Griechen nicht eingedrungen sei. Und dass eine solche Fähigkeit nur durch ausgedehnte Lektüre gewonnen werden kann, wird man der Verordnung ebenfalls zugeben können. Aber, meine Herren, so viel ist doch auch unbestritten, 1) diese Kunst wird immer eine seltene bleiben, weil sie auch in der Lehrerwelt erfahrungsmässig eine seltene ist. Sehen Sie alle gedruckten Übersetzungen auf diese Forderungen hin durch, wie wenige werden denselben entsprechen; zahlreiche Beobachtungen in Schulen mehrerer deutscher Staaten haben diese Wahrnehmung nur bestätigen können; 2) werden die zu diesem Zwecke zu stellenden Anforderungen nicht nur grösser sein müssen, als bei dem Scriptum, sondern sie setzen eine Konsequenz und eine Übereinstimmung der Schriftstellerbehandlung an einer Anstalt voraus, die wohl recht häufig ein Ideal bleiben werden. Und praktisch stellt sich die Sache doch so. Werden diese Übersetzungen ins Deutsche nach der gewöhnlichen Art gefertigt, d. h. so, dass der griechische Text in eine sogenannte deutsche Übertragung \*gezwängt wird, so wird eine solche Übung nicht nützen, sondern eher schaden; denn der deutsch-altsprachliche Typus, der in so bezeichnender Weise die meisten der Übersetzungsbücher für das Lateinische oder Griechische, oft auch die deutschgeschriebenen philologischen Arbeiten beherrscht, wird sich in gesteigerter Weise in diesen Schülerübersetzungen zur Geltung bringen, in umsomehr gesteigerter Weise, als hier das Ringen mit Sinn und Ausdruck zu der Beeinflussung durch die ganze Fügung der alten Sprache kommt. Meine Herren, ich urteile nicht bloss theoretisch, ich kenne solche Einrichtung aus Erfahrung; sie bestand früher in Baden, und ich habe sie dort an drei Gymnasien kennen, aber nicht schätzen gelernt. Ich habe sodann am Giessener Gymnasium derartige Übungen überall eingeführt, wo ein Schriftsteller den Schülern einigermaßen vertraut geworden ist, also von Unter-Sekunda ab; ich vermag deshalb die Schwierigkeiten und Resultate einigermaßen zu beurteilen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass man eine solche Einrichtung schätzen kann, weil ich es selbst thue, und die Erfahrungen des englischen Schulwesens können nur dazu ermutigen; die Engländer erklären bekanntlich die auffallende stilistische Gewandtheit der jungen Gentlemen hauptsächlich durch ihre häufige Übung, aus den alten Klassikern ins Englische zu übertragen. Aber zu solch gehäuften Arbeiten werden wir nicht greifen, weil wir nicht wagen dürfen, an die häusliche Arbeit unserer Schüler weitere Anforderungen zu stellen, und auf der anderen Seite uns nicht entschliessen werden, unsere ganze Unterrichtsweise auf den Stand der englischen zurückzuschrauben.

Meine Herren, ich halte also den Ersatz des Reglements für eine treffliche Einrichtung, ideell gedacht; praktisch wird sie meines Erachtens zu zwei Lösungen führen können. Entweder die Arbeiten werden in der gewöhnlichen deutsch-griechischen Rede-weise gefertigt, die keine Förderung für die deutsche stilistische Bildung, keine für die Kenntnis der griechischen Sprache, keine für die geistige Schulung ist, dies wird die Regel sein. Oder man wird zu besseren Resultaten zu gelangen suchen, dann wird aber

sehr leicht die grammatische Kenntniss, ich meine die Befähigung zur Anwendung der Regeln Not leiden; oder aber es müssen grosse Anforderungen an die Schüler eintreten, denn darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben: eine solche Fertigkeit wird nur erreicht, wenn jede mündliche Übersetzung auch ein Muster von deutscher Ausdrucksweise sein wird; welche Anforderungen dabei auch bei den Lehrern vorausgesetzt werden, brauche ich nicht besonders hervorzuheben. Wird ein befriedigendes Resultat erreicht, so ist der Ausfall des Extemporale nicht zu beklagen; aber so viel scheint mir nicht fraglich zu sein, dass bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen letzteres als Unterrichtsmittel sicherer fungierte, als menschlicher Berechnung nach das neue fungieren wird. Es hielt zum Teil die Gefahr ferne, welche jetzt näher gerückt wird, dass das doktrinaire Wissen der Regel mehr gilt, als ihre sichere Anwendung, die Grammatik mehr, als die Sprache. Wenn die neue Einrichtung überhaupt einmal ihren Zweck erfüllen wird, so wird dazu längere Zeit erforderlich sein; in dieser Zwischenzeit aber liegt die Gefahr eines allgemeinen Sinkens der griechischen Kenntnisse nahe, und dass dem entsprechend auch jene Leistung, welche das Reglement voraussetzt, schwieriger zu erzielen sein wird, liegt auf der Hand. Das Richtige scheint auch hier in der Mitte zu liegen: das eine nicht lassen und das andere thun. Das Extemporale in richtiger und massvoller Anwendung und Beschränkung garantiert uns mit grösserer Sicherheit die Erhaltung grammatischer Schulung; umgekehrt kann jene die deutsche stilistische Bildung fördernde Übersetzung aus dem Griechischen ohne die Voraussetzung tüchtiger grammatischer Kenntnisse nicht erzielt werden; ausserdem muss jede Übersetzung in musterhaft deutschem Ausdrucke vom Lehrer gegeben und vom Schüler gefordert werden. Beide Aufgaben schliessen sich nicht aus, sondern können und müssen sich gegenseitig ergänzen und finden. Deshalb beklage ich den Wegfall des griechischen Extemporales aus der Prüfungsordnung, und deswegen halte ich die Erfolge des in derselben angeordneten Ersatzmittels für zweifelhaft, letzteres selbst für einseitig.

Thesen, meine Herren, habe ich nicht aufgestellt; sie scheinen mir bei der wechselnden Zusammensetzung unserer Versammlungen nirgend von erheblichem Werte zu sein und haben in dem vorliegenden Falle um so weniger praktische Bedeutung, als an eine unmittelbare Änderung der hier besprochenen Verhältnisse nicht zu denken ist, höchstens vielleicht eine und die andere Schulbehörde, die im Begriffe ist, dem preussischen Vorgange zu folgen, sich dadurch zu einer erneuten Prüfung der Frage bestimmen lässt; diesen Erfolg wird aber möglicherweise die Diskussion selbst herbeiführen. Was der Hauptwert an solchen Erörterungen zu sein scheint, dass man die verschiedenen Ansichten zum Ausdruck und zur Begründung gelangen lässt, kann und wird sich auch ohne Thesen vollziehen. Selbstverständlich würde ich nicht das mindeste einzuwenden haben, wenn solche aus der Versammlung gestellt oder gefordert würden.

(Wegen vorgerückter Zeit wird der zweite Teil des hier ganz abgedruckten Vortrags erst am Freitag auf die Tagesordnung gesetzt.)

### Dritte Sitzung.

Freitag den 29. September 1882.

1. Geschäftliche Mitteilungen.

2. Fortsetzung des Vortrags von Prof. Schiller.

Eintritt in die Debatte.

Der Vorsitzende empfiehlt Kürze wegen Mangel an Zeit.

Oberlehrer Hüttemann aus Strassburg war früher — so führt er aus — im wesentlichen mit Schiller einverstanden. Er hatte die Übungsbücher von Sekunda ab verbannt, wendete im Extemporale an, was die Lektüre bot, verfasste dasselbe zwar für sich griechisch, bemühte sich aber, seine Arbeit in ein richtiges Deutsch mit Vermeidung aller Gräcismen zu übertragen und benützte diese Übung zugleich zur Einführung in das Verständnis des Inhalts.

Baumeister sei mit dieser seiner Art wohl einverstanden gewesen, aber er (Hüttemann) habe sie in den Reichslanden, wo es keine Maturitätsscripta aus dem Deutschen in das Griechische gebe, dennoch nicht beibehalten wollen: 1) weil die Schüler nach Abschaffung des Maturitätsscriptums nicht denselben Fleiss auf solche Übungen verwendeten, 2) weil die Lektüre ohne Schreibübungen in grösserem Umfange betrieben werden könne. Thatsächlich sei die Lektüre auch um ein Drittel erweitert worden.

Direktor Uhlig (Heidelberg): Es ist an der Zeit, meine Herren, mit der Kürze Ernst zu machen. Verzeihen Sie daher, wenn ich mich eines etwas lapidarischen Stils bediene.

In der Gymnasialpädagogik sind die Dissense so häufig, die Konsense im allgemeinen so selten, dass es wohl am Platz ist, auch Übereinstimmung ausdrücklich zu bezeugen. Und so erlaube ich mir zu erklären, dass ich mit dem von Herrn Professor Schiller Vorgetragenen durchaus übereinstimme und dass in ganz ähnlicher Weise auch von uns in Heidelberg verfahren wird. Nur drei kurze bestätigende Zusätze zu dem Gesagten möchte ich machen.

1) Ich habe sechs Jahre an einer Anstalt unterrichtet, an welcher das Abiturientenexamen keine Übertragung ins Griechische forderte und infolgedessen solche Übersetzungen auch in der obersten Klasse fast ganz in Wegfall kamen. Ich unterrichte jetzt an einem Gymnasium, welches das griechische Scriptum in der Maturitätsprüfung hat und wöchentlich einmal ein an die Lektüre angeschlossenes Extemporale (das  $\frac{1}{2}$  Stunde kostet) schreiben lässt. An der letzteren Anstalt vermag ich ungleich mehr zu lesen, als an der ersteren.

2) Das griechische Extemporale hat ausser anderem auch den Wert für mich, dass dadurch die Lektürestunden von trivialen grammatikalischen Erörterungen befreit werden, dass man jetzt Sophokles und Platon lesen kann, ohne wiederholt von Dingen sprechen zu müssen, welche dem Eindruck der Schriftsteller notwendig Abbruch thun müssen.

3) Mit vollkommenem Recht hat Herr Schiller die Stoff-Fülle und Weitschweifigkeit in den Grammatiken von Curtius und Koch getadelt und darauf hingewiesen, wie vieles von syntaktischem Wissen nicht systematisch, sondern gelegentlich erlernt werden müsse. Das systematische Verfahren überwiegt überhaupt noch immer zu sehr in unseren



Schulen. Starke Vorneigung zu demselben ist das Zeichen eines ungeschickten Schulmeisters; der geschickte weiss die gute Gelegenheit beim Schopf zu nehmen. Vielleicht am wenigsten zu systematischer Behandlung eignet sich die Casuslehre. Wir lassen die wichtigsten Regeln derselben folgendermassen kennen lernen: von denjenigen unregelmässigen Verben, deren Rektion vom Deutschen abweicht, werden die Stammformen in der Weise memoriert und aufgesagt, dass zu ihnen ein bestimmtes substantivisches Objekt hinzugesetzt wird. Ein substantivisches ist dem Pronomen indefinitum aus mehr als einem Betracht vorzuziehen.

Direktor Pähler (Wiesbaden): Herr Schiller habe zum Beginne seines Vortrages darauf hingewiesen, dass manche preussische Schulmänner die Bestimmungen, welche die jüngste Gymnasialreform hinsichtlich des griechischen Unterrichts getroffen habe, schweren Herzens und mit Besorgnis aufgenommen hätten; er bekenne, dass er zu diesen Schulmännern gehöre und dass ihm nicht nur der Wegfall des griechischen Scriptums in der Maturitätsprüfung, sondern auch die Verlegung des Anfangsunterrichtes im Griechischen nach Tertia Befürchtungen eingeflösst habe. Indes habe die preussische Ministerial-Verfügung vielfach (nicht hier) eine so herbe Kritik erfahren, dass es scheine, als ob man ganz übersehe, welche Fülle von Goldkörnern echter pädagogischer Weisheit in den neuen Lehrplänen und den dazu gehörigen Erläuterungen zu finden sei. Er glaube versichern zu dürfen, dass die preussischen Schulmänner auch innerhalb des neuen Rahmens den griechischen Unterricht hochhalten und die Erreichung seiner hohen Ziele unentwegt erstreben würden. Wenn Kollege Schiller genau auseinander gesetzt habe, welche Wirkungen der Ersatz des Scriptums durch eine Übersetzung aus dem Griechischen voraussichtlich üben werde, so sei es mit derartigen Prophezeiungen eine heikle Sache; man möge lieber die Erfolge selbst abwarten, in solchen Dingen könne nur die thatsächliche Erfahrung entscheiden.

Im übrigen sei er mit den Darlegungen des Vortragenden in der Hauptsache einverstanden; nur zwei Bedenken habe er zu äussern. Einmal könne er es nicht billigen, dass man die griechischen Schreibübungen selbst an die Homerlektüre anschliessen solle; die unsterblichen Gesänge Homers ständen doch zu hoch, als dass ihr Inhalt zur Einübung der Grammatik, zu prosaischen Extemporalien verwendet werden dürfte. Sodann sei er bezüglich der Interpretation der Klassiker anderer Ansicht. Direktor Schiller habe verlangt, dass zunächst der Schüler eine Übersetzung zu geben versuchen, dann aber der Lehrer eine Musterübersetzung liefern solle. Er sei der Meinung, dass diese Musterübersetzung nicht vom Lehrer zu geben, sondern durch die Schüler zu finden sei, dass sie in gemeinsamer Arbeit der Schüler und des Lehrers festgestellt werden müsse. Auf diese Weise komme man freilich langsamer von der Stelle, aber das Gelesene sei dann auch voll und ganz begriffen, und das Übersetzen werde in dieser Art die trefflichste Übung für die Schärfung der Denkkraft und für den deutschen Ausdruck; er sei überhaupt kein Freund dessen, was man kursorische Lektüre nenne; vor dem Umfange der Lektüre des Kollegen Hüttemann stehe er in staunender Bewunderung, das könne er nicht fertig bringen.

In den bisherigen Verhandlungen sei mehrfach betont worden, dass der Unterricht häufig nicht in der rechten Weise erteilt werde; auch sei auf die Anklagen Bezug genommen worden, die in den Versammlungen der Volksvertretungen und in der Presse oftmals gegen unser höheres Schulwesen erhoben würden.

Was den ersteren Punkt angehe, so müsse jeder, der seiner Stellung nach dazu in der Lage und verpflichtet sei, auftreten gegen Lehrer, die etwa aus Bequemlichkeit oder Leichtsinn sich den Forderungen nicht fügen wollten, welche die neuere Pädagogik als unzweifelhaft berechnete und notwendige erwiesen habe. Auf der anderen Seite müsse man geradeso energisch Front machen gegen die masslosen und ungerechten Angriffe, die in letzter Zeit von Unberufenen gegen unsere Gymnasien, insbesondere gegen die klassischen Studien auf denselben geschleudert würden.

Diese Angriffe hätten eine Ausdehnung gewonnen, die bedenklich werde und die altsprachlichen Fächer entschieden zu gefährden drohe. Es sei sehr zu wünschen, dass endlich einmal jemand zur Feder greife und in einer besonderen Schrift das Pygmäengeschlecht der Gegner nicht bloss mit ruhiger Widerlegung, sondern auch mit scharfer Zurückweisung, selbst mit der Waffe des Spottes und des Sarkasmus niederschmettre.

Nach seiner Ansicht empfehle es sich auch, dass die Versammlung in dieser Sache Stellung nehme und in irgend einer Form, vielleicht durch eine Resolution eine bestimmte Erklärung abgebe.

Der Vorsitzende ersucht den Redner, diese Resolution schriftlich zu formulieren und in der nächsten Sitzung einzubringen.

Pähler erklärt sich dazu bereit.

Wendt will nicht mehr auf Einzelheiten eingehen. Auch er will Homer nicht zu Extemporalien benutzt wissen. Selbst sein eigenes Übungsbuch möchte er nicht mehr benutzt haben, wie er überhaupt gegen den Unterricht mit Übungsbüchern sei. Schreibübungen seien in seiner Jugend keine gemacht worden, trotzdem oder vielleicht gerade deshalb habe man weniger gelesen. Den Gegnern gegenüber müsse man Stellung nehmen; aber zu seinen Gegnern zählten nicht seine Schüler, sondern solche, denen das genauere Verständnis fehle. Es gebe Stimmen, auf welche man am besten mit Stillschweigen antworte; aber der Regierung gegenüber, deren entscheidende Beamten Juristen sind, sei Begründung notwendig. Wenn das Scriptum falle, mache er sich wenig daraus; wenn aber die neue preussische Prüfungsordnung nur Xenophon und derartige leichte Schriftsteller beim Abiturientenexamen fordere, so sei das zu wenig; denn der Schüler ziehe daraus den Schluss, dass er nicht mehr zu leisten brauche. — Aus dem Ganzen erhelle die Notwendigkeit einer Einigung.

Genthe erklärt sich mit den Ausführungen Wendts einverstanden und beklagt die Beseitigung des griechischen Scriptums noch mehr. Er habe unter Bonitz gestanden, als er die von Schiller angezogene Abhandlung geschrieben habe; jetzt habe Bonitz einer mächtigeren Gegenströmung gegenüber gestanden.

Grohmeier schickt voraus, dass er die grösste Bedeutung auf den griechischen Unterricht lege. Es handle sich aber nicht darum, ob wir Griechisch treiben wollten oder nicht, sondern darum, welches die besten Wege seien. Zu diesem Zwecke bedürfe es des Austausches der Erfahrungen. Auch im Reichslande seien solche gemacht worden, die man denen Uhligs entgegenstellen könne. Die Abschaffung beschränke sich auf Prima. Darum drehe sich die Frage. Er schliesse sich Hüttemann an; er habe zwar nicht so viel gelesen, aber doch seine Lektüre weiter ausdehnen können, als dies möglich sei, wenn man das Scriptum beibehalte. Die Vertiefung der Lektüre habe nicht gelitten, sondern

der Eifer dafür sei gehoben, und im Reichslande sei man mit den Erfahrungen zufrieden. Die Methode Schillers sei nichts Neues.

Pähler fragt Grohmeier, ob in Prima Arbeiten angefertigt worden seien oder nicht.

Grohmeier antwortet, es bestehe kein regelmässiges Scriptum in den Reichslanden.

Der Vorsitzende bemerkt, dass man in Baden das griechische Scriptum nicht gehabt, aber durch die Erfahrung dazu gedrängt worden sei, es einzuführen. Bei den Abiturientenprüfungen, denen er zu präsidieren gehabt, habe er oft bemerkt, dass das griechische Scriptum keinen für einen Schüler ungünstigen Ausschlag zu geben pflege; im Gegenteil habe es manchem Schüler, der während des Jahres im griechischen Stil nicht excellierte, am Ende eine bessere Censur verschafft.

Wendt bestätigt diese Bemerkung seines Kollegen.

---

#### Vierte Sitzung.

Freitag den 29. September 1882. Nachmittags 4 Uhr.

I. Verlesung der Resolution des Herrn Direktor Pähler.

Der Vorsitzende will dieselbe morgen zur Diskussion stellen.

II. Vortrag des Herrn Professor Bruno Meyer:

#### Die Kunstwissenschaft und die Mittelschule.

Wenn die Vertreter von besonderen Disciplinen, die nicht zu den Lehrgegenständen der Mittelschulen gehören, über das Verhältnis ihrer Wissenschaften zu den letzteren sprechen, so geschieht es gewöhnlich von dem einseitigen und kurzsichtigen Standpunkte der gegenwärtig die wissenschaftliche Arbeit beherrschenden Spezialforschung aus, mit der Tendenz, für ihre Wissenschaft einen Platz unter den obligatorischen Lehrgegenständen der Mittelschulen zu erstreiten, Ansprüche, die fast immer von einem etwas höheren wissenschaftlichen Standpunkte und mit Berücksichtigung der Praxis als unbegründet abgewiesen werden müssen. Mir als ehemaligem praktischen Schulmanne kann es nicht einfallen, die viel berufene und in gewissem Sinne unzweifelhaft vorhandene Überbürdung der Schüler noch zu vermehren. Diese Rücksicht aber entbindet die Schule nicht von der Verpflichtung, Gegenstände in ihren Kreis zu ziehen, die als wesentliche Elemente der allgemeinen Bildung anerkannt sind. Letzteres aber ist bei den Werken der bildenden Kunst der Fall. Glücklicherweise vergelten diese Gegenstände die ihnen im Unterricht gewidmete Mühe reichlich. Der Überbürdung der Schüler nämlich ist (neben der Entlastung der Schulen von dem Ballast nicht hingehöriger Schüler) vorzugsweise dadurch zu begegnen, dass der Lehrer mehr Arbeit auf sich nimmt. Einmal dadurch, dass er den Lehrstoff nicht als einen nach Inhalt und Form vorher bestimmten vorträgt, sondern ihn sich in sichtbarer Gedankenarbeit vor und mit den Schülern entwickeln lässt; sodann aber, indem er alle Hilfsmittel heranzieht und beherrscht, welche die Methode wirksamer zu machen imstande sind. An letzterer Stelle hat die Kunstwissenschaft mit ihren Gegenständen und Ergebnissen ihren Platz. Durch sie erhalten die gelernten Dinge für das Gedächtnis neue Anknüpfungspunkte und die Phantasie Anleitung zum Entwerfen klarer und treffender Bilder. Dazu kommt, dass wenn man mit Recht als Kennzeichen

der Bildung neben der Fähigkeit zum mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck die Fertigkeit in der graphischen Darstellung gefordert hat, auch die Formen und Vorbilder der letzteren bekannt und geläufig gemacht werden müssen. Fragt man nun aber, mit welchen Gegenständen die Beschäftigung mit der Kunst zu beginnen hat, so kann kein Zweifel sein, dass den Formen der Baukunst in ihrer stilgeschichtlichen Entwicklung der Vortritt gebührt. Für die grundlegenden Anschauungen aber ist im Klassenunterricht die grosse Wandtafel das unbedingt vorzüglichste, ja einzig ausreichende Lehrmittel. Aus diesem Grunde habe ich es versucht, durch Herstellung eines baugeschichtlichen Wandatlas<sup>1)</sup> ein Unterrichtsmaterial darzubieten, welches die bis jetzt allerdings vorhandenen Schwierigkeiten bei der Berücksichtigung der monumentalen Überlieferung neben der bisher ausschliesslich ins Auge gefassten literarischen gründlich hinwegräumt, indem es sowohl die nötigen Anschauungen vermittelt wie die wünschenswerten Winke für die ausgiebigste Benutzung derselben giebt. Allerdings aber ist damit noch nicht genug gethan, vielmehr wird sich die Notwendigkeit fühlbar machen, nicht nur über andere Arten von Denkmälern, sondern gelegentlich auch über nicht unerhebliche Mengen derselben zu verfügen. Das einzige, für derartige Fälle allen Anforderungen genügende Hilfsmittel sind die wandgrossen Bilder, welche mit Hilfe des Projektionsapparates (*laterna magica*, Skioptikon, Nebelbilderapparat u. s. w.) mit Leichtigkeit hergestellt werden können. Diese Art der Demonstration ist die bequemste, billigste und schönste, welche für grössere Zuhörerkreise existiert. Doch verfügen bisher nur die Naturwissenschaften, die an dieser Stelle in jedem Betracht bescheidener sind, über ein wissenschaftlich gearbeitetes und leidlich ausreichendes Bildmaterial. Ich habe mir daher angelegen sein lassen, dasselbe auch für die hier sehr viel anspruchsvolleren geschichtlichen Wissenschaften zu beschaffen, indem ich dabei von dem Bedürfnis meiner speziellen Wissenschaft ausging<sup>2)</sup>. Da aber diese die allerverschiedensten Gegenstände zu betrachten hat, so ist damit zugleich auch anderen historischen Disciplinen das für sie nötige Material vorbereitet. Auch hier sind die Schwierigkeiten der Einführung im Verhältnis zu den Vorteilen derselben gleich Null. Die Kosten sind gering, zumal der Apparat als solcher in die physikalischen Kabinette gehört, auch schon vielfach in guter Ausstattung zum Zwecke der Benutzung naturwissenschaftlicher und technischer Photogramme angeschafft ist, und die Bilder in jeder Anzahl um geringen Preis nach und nach dem wachsenden Bedürfnis entsprechend angeschafft werden können. Die Anwendung selber aber macht so wenig Umstände, wie irgend eine andere Demonstration. Die gegenwärtig gebräuchlichen Lichtquellen sind so stark, dass die projicierten Bilder ohne erhebliche Verdunkelung des Raumes scharf und klar sichtbar werden. So reichen also einfache dunkle Fenstervorhänge aus, um das

1) Baugeschichtlicher Wandatlas für Hoch-, Mittel- und Fachschulen. Mit Unterstützung des Königlichen Preussischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, herausgegeben von Bruno Meyer. Zehn Lieferungen von je sechs Tafeln (aus denen auch Auswahlen abgegeben werden) im Formate von 190 : 146 cm mit erläuterndem Text. Karlsruhe, Selbstverlag des Herausgebers, von dem ein ausführlicher Prospekt kostenfrei zu beziehen ist. — Die erste Lieferung war der Sektion vorgelegt.

2) Glasphotogramme für den kunstwissenschaftlichen Unterricht, im Projektionsapparat zu gebrauchen. Herausgegeben von Bruno Meyer. (Vorläufig) 4000 Nummern. Karlsruhe, Selbstverlag des Herausgebers, von dem ein ausführlicher Prospekt kostenfrei zu beziehen ist. — Eine kleine Auswahl dieser Publikation wurde den dazu eingeladenen Mitgliedern der Sektion vorgeführt.



Licht zu dämpfen; hiermit fällt zugleich aber auch die Befürchtung, dass die Verfinsterung in Schulklassen Gefahren für die Disciplin herbeiführen könnte.

Der Vorsitzende will, falls eine Diskussion über diesen Vortrag gewünscht werde, dieselbe morgen auf die Tagesordnung bringen, den Professor Bihler aber, der sich schon mehrere Male mit seinem Vortrag hat müssen zurückschieben lassen, ersuchen, gleich jetzt seinen Vortrag zu halten. Zugleich bittet er Uhlig, nun den Vorsitz zu übernehmen, da er selbst an der Debatte sich beteiligen möchte.

III. Vortrag des Herrn Professor Bihler aus Karlsruhe:

### Über die Methode des französischen Sprachunterrichtes auf den badischen Gymnasien.

Nachdem ich vorausgeschickt, dass wir zur Zeit den französischen Unterricht in IV mit 4 Wochenstunden beginnen, in III und II mit je 3 fortsetzen und in I mit zwei zu Ende führen, kann ich sofort in medias res eingehen, wie wir es in unserem Unterrichte auch machen, und kann Ihnen mitteilen, dass wir mit der Lektüre beginnen. Natürlich unterscheidet sich unser Lesestoff von dem in den meisten Chrestomathien gebotenen wesentlich. Wir setzen unsern Ehrgeiz nicht darein, mit Anekdoten beginnend unseren Weg durch alle Stilgattungen hindurch zu nehmen, um an verwickelten Sätzen die Kunst des Übersetzens zu lehren — dazu haben wir in den oberen Klassen noch reichlich Gelegenheit —, sondern wir suchen schlichte Erzählungen aus, die sich möglichst in Hauptsätzen bewegen, und finden sie am besten in den französischen Schulbüchern. Die komplizierte, eben nicht für die Schule geschriebene Anfangslektüre so mancher Lesebücher erinnert mich an jene deutsche Grammatik, in der es heisst, ein Nebensatz sei ein Satz, der für sich keinen Sinn habe, und ich glaube, dass der geehrte Verfasser für unseren Fall wenigstens das Richtige geahnt hat.

Im Chore und im Takte lesen und sprechen zu lassen ist unser wirksames Mittel. Es gewährt den Vorteil, dass Zeit erspart, dass auch der Schüchterne mit fortgerissen wird, dass der schallende Klang der vielen Stimmen sich schärfer dem Ohre einprägt, und dass die Kontrolle sich durch Überschauen der Mundhaltung sehr leicht ausüben lässt. Ein Wort nach dem andern wird vor- und nachgesprochen, dann werden sie zu passenden Gruppen verbunden, bis die Klasse einen ganzen Satz fließend nachspricht. Darauf wird die Probe am einzelnen Schüler gemacht. Das Übersetzen kann bei richtiger Wahl des Stoffes und nachdem uns das Lateinische zwei Jahre vorgearbeitet hat — ein Punkt, auf den wir später zurückkommen werden —, nicht schwer fallen. Um einen so durchgenommenen Satz möglichst oft zu wiederholen und dem Gedächtnisse einzuprägen, wird er zu Fragen umgestaltet, aus denen sich die Antwort, anfangs mit Hülfe des vorliegenden Textes, leicht ergibt, und diese werden so lange eingeübt, bis alle Schüler die Antworten bereit haben. Der mehrere Stunden nacheinander behandelte Text wird memoriert. So vorwärts schreitend sind wir nach wenigen Wochen imstande, uns ein Stündchen mit unseren Schülern in französischer Sprache zu unterhalten. Von diesem Augenblicke an tritt das grammatische Pensum in den Vordergrund.

Auf diese Weise zu beginnen empfiehlt sich aus mehreren Gründen. Lehrer und Schüler gewinnen von vornherein die Überzeugung, dass sie es mit einer lebenden Sprache zu thun haben, die das Bedürfnis hat gesprochen zu werden, dass sich der Unterricht in erster Linie an Ohr und Verstand, und erst in zweiter an das Auge zu wenden hat, dass

die Pflege verständiger und gewandter Konversation ebenfalls eine achtenswerte Geistesgymnastik ermöglicht. Dadurch dass der Lehrer gezwungen ist, so lange das Wort und den Satz vorzusprechen, bis alle Schüler sie richtig nachsprechen, dass derselbe Satz aus dem Munde des Lehrers in Frageform immer wiederkehrt, werden nicht nur die einzelnen fremden Laute, sondern auch der französische Satzton, der sich durch seine stetige Tonhöhe, wobei sich die Stimme nur vor der kürzeren, in der Schrift etwa durch ein Komma zu bezeichnenden Pause hebt und am Satzschluss senkt, sowie durch die liaison wesentlich vom deutschen unterscheidet, den Schülern zu Eigentum gegeben. Wir dürfen uns dabei getrost auf den in der Jugend so mächtigen Nachahmungstrieb verlassen, wofern wir nur selbst Mustergiltiges leisten; wo dieser nicht ausreichen will, rufen wir aus der Sprachphysiologie geschöpfte, präzise Anweisungen zu Hilfe, wie Herr Merkel sie uns z. B. mit der ihm eigenen Klarheit in seinen Programmbeilagen zur Verfügung stellt.

Das Gesetz der Analogie spielt in der Sprachgeschichte eine gewaltige Rolle. Diesem Gesetze gehorcht das Kind im Erlernen der Muttersprache. Seinem unbewussten Sprachgefühl folgend bringt es seine Gedanken in Sätze, welche gehörten sich nachbilden, und lernt nach und nach korrekt sprechen. Diesem Gesetze vertrauen wir, indem wir das Kind durch die Lektüre mitten in die lebende Sprache hineinführen, und wohl mit Recht, denn in den jungen Jahren, wo der Verstand noch nicht genügend erstarkt ist, um jedes Wort, jede Wendung auf die Goldwaage zu legen, macht das unbewusste Sprachgefühl seine Rechte am nachhaltigsten geltend. Des Lehrers Sache ist es, dieses Gefühl zu unterstützen und zu heben, und er thut dies durch die mannigfaltige Umbildung eines und desselben Satzes zu Fragen und Antworten; seine Sache ist es aber auch, nur Nachahmungswertes vorzulegen. Fürchten wir uns jedoch in der Leitung der Konversation ja nicht vor den Fehlern, die etwa gemacht werden können, sie sind einer der Pfeiler jener Brücke, die zum Gebrauche der Sprache führt. Vor lauter Ängstlichkeit, einen Sprachfehler zu machen, bringen wir es sonst so weit, lieber unseren Gedanken keinen Ausdruck zu geben: weil man im Wasser ertrinken kann, lernen wir nicht schwimmen. Der grammatische Unterricht bietet Gelegenheit zu sichten unter dem, was aufwächst, und zum akademisch Reinen und Unverfälschten überzuführen.

Nachdem wir, wie ich vorhin schon gesagt, etwa vier Wochen lang die ganze Stundenzahl der Lektüre gewidmet haben, tritt das grammatische Pensum in den Vordergrund, und der Lektüre verbleibt noch eine Wochenstunde durch IV und III. Der Betrieb bleibt der gleiche, Präparation wird nicht verlangt, Einübung des Ohres auf das Erfassen hingeworfener Fragen, Erzielung einer gewissen Fertigkeit im Antworten und Nacherzählen sind die Hauptaufgaben. Stücke erzählenden Inhaltes, sei es aus der Geschichte oder aus dem Tagesleben, geben den Stoff, der allerdings nach Massgabe der gewonnenen grammatischen Kenntnisse schwieriger wird, ohne sich zum *style soutenu* zu erheben. Wir pflegen also die Konversation, aber nur im Anschlusse an die Lektüre, die sich ihrerseits wieder den Anforderungen jener anbequemt. Zu mehr fehlt uns die Zeit. Als Muster wage ich meinen Herren Kollegen die in New-York erschienenen *Causeries avec mes élèves* von Sauveur zu empfehlen.

Von Unter-Sekunda an, wo die Lektüre Selbstzweck wird, wo wir beginnen, den Schüler in das geistige Leben Frankreichs während der letzten Jahrhunderte einzuführen, greifen wir zu Originalausgaben, wie es ja im altklassischen Unterrichte auch geschieht.

Wenn es ratsam ist, einen Kanon für die Lektüre aufzustellen, so muss wohl von dem Grundsatz ausgegangen werden, dass diejenigen Schriftsteller des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, deren Werke ein getreues Bild französischen Lebens, Denkens und Fühlens geben, den Ausdruck der Ideen einer bedeutungsvollen Zeit enthalten oder eine solche vorbereiten, deren Werke endlich für unsere vaterländische Literatur, für die Gestaltung unserer socialen und politischen Verhältnisse von Einfluss waren, in passender Gruppierung und mit Wahrung der erzieherischen Zwecke herangezogen werden sollen. Geht man von diesen Gesichtspunkten aus, so ist es einleuchtend, dass eine Chrestomathie mit ihrem bunten Wechsel von Schriftstellern und Stoffen uns keine Dienste thun kann. Um einen Autor in der Stellung zu seiner Zeit zu begreifen, muss man mindestens eines seiner Hauptwerke in seinen Hauptzügen kennen gelernt haben. Ausgedehnte literarhistorische Kenntnisse, die sich auf die Lektüre von jeweils ein paar Seiten Text gründen, sind wertlose Gedächtnisarbeits. Für uns ergeben sich die für die Schule notwendigen Literaturkenntnisse aus der Einreihung des gelesenen Schriftstellers in seine Zeit, in seine Schule, aus einer Zusammenstellung mit seinen Vorgängern und Nachfolgern. Für leichtlebige Geister mag es recht unterhaltend sein, jede andere Stunde auf ein neues Thema überzuspringen, unsere Schüler sollen aber angeleitet werden, auch in der Anlage und dem Plane ganzer Werke die Geistesarbeit kennen zu lernen.

Allerdings brauchen wir eine Sammlung Reden und lyrischer Gedichte, die den Schülern in den vier oberen Klassen neben der übrigen Lektüre zur Hand sein muss. Solche Stücke sind in sich abgeschlossene Ganze, von denen die einen, weil sie zugleich den Memorierstoff abgeben, sorgfältig ausgewählt sein wollen, die anderen, sofern sie politischen Inhaltes sind, nur dann beigezogen werden können, wenn sie einen für unsere Geschichtsstudien bedeutungsvollen Hintergrund haben, sofern sie aber der Kanzel oder der Akademie entnommen sind, einen die Jugend fesselnden Gegenstand behandeln müssen.

Um das 17. Jahrhundert zu verstehen, um die dasselbe beherrschende Autoritätsidee in ihrem Wirkungskreise zu durchschauen, ist das Studium der Tragiker, Corneilles, Racines, sowie des sich im folgenden Jahrhundert gegen diese Idee empörenden Voltaire unerlässlich. Und doch sträuben sich manche Kollegen dagegen, sie in der Schule zu lesen, mit der Begründung, unsere Primaner könnten dieser Art zu denken und sich auszudrücken, „diesem verfälschten Altertume“ keinen Geschmack abgewinnen.

Nun fällt es aber keinem Literarhistoriker ein, obgleich er seine Augen durchaus nicht gegen die Schwächen dieser Zeit verschliessen kann, wenn er die Bewegungen der folgenden Jahrhunderte in das rechte Licht setzen will, über die Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. den Stab zu brechen oder vom Geistesleben des 17. Jahrhunderts antike Anschauung verlängern zu wollen. Die französische Jugend bildet sich mit Liebe und Nutzen daran; die Erwachsenen, wenn auch ein Teil ihrer Begeisterung auf Rechnung nationalen Stolzes zu setzen ist, lauschen mit ungeschwächter Teilnahme den Aufführungen Corneillescher und Racinescher Stücke im Théâtre-Français: müssen wir demgegenüber nicht fürchten, dass der Fehler an unserem Schulbetriebe liege, wenn unsere Jugend sich angewidert fühlt? Wenn man bedenkt, mit welcher Gewissenhaftigkeit bis in die neuesten Zeiten herein der Alexandriner iambisch skandiert wurde, so ist es den Schülern nicht zu verargen, dass sie an diesem an sich so abwechslungsreichen Verse keinen Gefallen finden konnten: wir haben unserer Jugend zugemutet, was für ein französisches Ohr

ein Greuel gewesen wäre. Dieser Ubelstand wird nun allerwärts beseitigt sein, seit gründliche Arbeiten über französische Verskunst veröffentlicht worden sind.

Obschon man zugeben muss, dass Reichtum an genialen Bildern in diesen Tragödien nicht zu suchen ist, dass flüchtige Andeutung, welche die Phantasie der Hörer und Leser zur Thätigkeit anregt, oftmals bessere Wirkung versprache, als lange Deklamation, so zeichnen sich die Meisterwerke dieser in ihrer Art grossen Zeiten doch durch solche Innigkeit der Empfindung, Wahrheit der Charakterschilderung und Gedankenfülle aus, dass der Primaner eher alles Recht hätte, mit dem Gefühle der Bewunderung bei ihnen in die Schule zu gehen, als die Nase zu rümpfen.

Durch die verdienstvollen, aber etwas pruden Bestrebungen des Hôtel Rambouillet und ähnlicher Kreise hatte sich dem früheren rauhen Kriegstone gegenüber eine Sprache der höheren Stände oder, was zur Zeit Ludwigs XIV. dasselbe besagen will, des Hofes herausgebildet, die sich mit einer Menge von Umschreibungen, welche minder schickliche Wörter ersetzen sollten, breit machte. Jene und die folgende Zeit waren derart von der Vortrefflichkeit solcher Periphrasen überzeugt, dass der geniale Friedrich der Grosse aus dem Umstande, dass die deutsche Sprache sich dieser Verbesserung nicht fügte, den falschen Schluss ziehen konnte, dieselbe sei überhaupt nicht bildungsfähig. Während diese Neigung in der Prosa schon auffällig ist, wurde sie in der Poesie durch die Gesetze des Alexandriners, der zur Vermeidung des enjambement Füllwörter brauchte, noch bedeutend gesteigert. Das französische Ohr fühlt sich dabei heimisch, denn diese Entwicklung geschah naturgemäss aus lateinischem Vorbilde; anders aber ergeht es uns. Lassen wir wörtlich übersetzen, so sehen unsere Schüler vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr, der Adel der Empfindung, die Tiefe der Gedanken geht für sie in Geziertheit und Wortschwall unter. Hierin ist der Hauptgrund jener Abneigung zu suchen, wie ich aus eigener Lehr- und Lern-Erfahrung zu wissen glaube. Gute Übersetzung, die dem Texte sowohl als dem Geiste der deutschen Sprache gerecht wird, ist also notwendig.

Fürchten Sie nicht, dass damit der Phantasie des Schülers Thür und Thor geöffnet werde: die Abweichungen der beiden Sprachen lassen sich auf ein paar einfache Regeln zurückführen, deren Beobachtung die Hindernisse wegräumt. Auf die Gefahr hin, die Grenzen meines Themas zu überschreiten, will ich einige derselben kurz berühren.

Bernhard Schmitz giebt im zweiten Hefte der „Neuesten Fortschritte der französisch-englischen Philologie“ einen sehr lehrreichen Aufsatz über „die charakteristischen Grundzüge der Verschiedenheit der französischen und deutschen Sprache in grammatisch-stilistischer Hinsicht.“ Darnach ist das Subjekt im Französischen an die Spitze des Satzes zu stellen, eine Abweichung davon setzt eine besondere Intention, einen nötigen Grund voraus; während im Deutschen von einem Satz zum andern leicht ein Wechsel des Subjektes stattfindet, bleibt man im Französischen gerne bei demselben Subjekte; statt eines abstrakten oder sächlichen Subjekts im Deutschen wird im Französischen gerne ein konkretes, ein persönliches Subjekt zum Träger des Satzes gemacht.

So wertvoll diese Sätze sind, so reichen sie doch für unsere Zwecke nicht aus. Bei der grossen Menge von Gallicismen, die sich in unsere Sprache eingeknistet haben, verlohnt es sich schon, auf in der Grammatik gelernte Dinge aufmerksam zu machen, wie z. B. auf die richtige Verwendung des Artikels vor Abstrakten mit oder ohne Adjektiv, auf die Übersetzung des Demonstrativpronomen, auf die grosse Zahl französischer



Verba, die durch deutsche Adverbien wiederzugeben sind, auf die Übersetzung französischer Participien des Perfekts durch deutsche Abstracta, französischer Relativsätze durch indirekte Fragen u. s. w. Die pronoms personnels verraten offenbar zu keckes Vortreten des Individuums und werden deshalb meistens vermieden. An ihre Stelle treten allerhand Körperteile, körperliche oder geistige Eigenschaften und Thätigkeiten; das verallgemeinernde on kehrt unsägliche Male wieder, wo wir Deutsche frisch mit der gemeinten Person herausrücken. Den pronoms possessifs geht es wenig besser: wo der Sinn es irgend gestattet, tritt der unbestimmte Artikel an ihre Stelle, oder aber der Besitzer wird durch einen Relativsatz ausgedrückt, was man dem Versbedürfnis zuschreiben möchte, wenn es nicht in Prosa so häufig wiederkehrte. Ici und là sind streng verpönt, dafür regnet es lieu, endroit, séjour, bord, rivage, climat, ciel u. s. w. Umschreibungen mit den Verben der Wahrnehmung, der Bewegung sind dem lebhaft auffassenden und zu malerischer Ausdrucksweise geneigten Romanen Bedürfnis, wo wir uns mit der unvermittelten Thatsache begnügen. Ebendahin gehören die vielen Ausrufe, wo der Germane es vorzieht, seinen Gefühlen in der Form des Aussagesatzes Luft zu machen, die vielen si, die vielen tant u. s. w.

Mögen diese wenigen Andeutungen eine ausführliche Behandlung der Sache anregen, der Schule würde dadurch ein guter Dienst geleistet werden. Wenn wir uns wohl hüten, die Helden des Altertums sich auf der Bühne mit Sie anreden zu lassen, wenn Talma das Kostüm der Zeit Ludwigs XIV. für die klassische Tragödie abgeschafft und durch historisch zutreffendes ersetzt hat, so dürfen wir wohl, ganz abgesehen davon, dass Pflege der Reinheit unserer Muttersprache für die Schule Pflicht ist, kein Bedenken tragen, die tragische Sprache ihrer Modetracht zu entkleiden. Von diesem Augenblicke an wird das, was dem Franzosen seine klassischen Tragiker wert macht, sich auch dem Sinne unserer Schüler erschliessen, die Gedanken werden klar vor unser Verständnis, die Gefühle warm an unser Herz herantreten, die unverdiente Geringschätzung wird unbefangenen Urteile weichen.

Um den Überblick über ein ganzes Werk nicht allzulange hinauszuziehen und damit in den oberen Klassen je zwei und mehr Werke gelesen werden können, mag man über einzelne minder wichtige Partien referierend weggehen. — Über die Verteilung der Lektüre geben zwei Cirkulare des Grossherzoglichen Oberschulrates von den Jahren 79 und 82 Winke. Sie beginnt mit historischer Prosa, wofür Voltaire, Charles douze; Ségur, Histoire de Napoléon et de la Grande-Armée u. dergl. sich eignen, wogegen die rasonnierende und philosophische Geschichtschreibung in Prima ihren Platz findet. Unterhaltungslektüre als solche ist aus dem Gymnasium überhaupt auszuschliessen; zulässig sind indessen wegen ihrer eigentümlichen Vorzüge Souvestre und Xavier de Maistre. In die dramatische Literatur wird durch Racine eingeführt, Corneille, Molière und Voltaire folgen. Ein Konversationslustspiel zu lesen kann nur empfohlen werden, wenn dies ohne Schädigung der der klassischen Tragödie und Komödie zuzuwendenden Aufmerksamkeit geschehen kann.

Die Konversation wird in der Weise weitergeführt, dass an die Stelle der Repetitionen mündliche Referate oder Nacherzählungen treten, bei denen es niemals an Gelegenheit zu Kreuz- und Querfragen fehlen wird, dass überdies etwa die literarhistorischen Überblicke und Einleitungen in Gesprächsform eingekleidet werden und dass der Lehrer

selbst wo immer thunlich sich der französischen Sprache bedient. Jedenfalls müssen wir soviel erreichen, dass eine aus dem Schulstoffe entnommene französische Frage verstanden und in leidlicher Form beantwortet wird. Für den Lehrer steigert sich dadurch die Aufgabe, doch mag von Zeit zu Zeit ein Ferienaufenthalt in Paris zur Auffrischung der Konversationsgewandtheit nachhelfen, wozu allerdings öffentliche Mittel zu Gebote stehen sollten.

Gehen wir zum grammatischen Unterrichte über. Die Formenlehre bietet nur eine Schwierigkeit: das Zeitwort in all seinen Gestaltungen und Verschlingungen mit anderen Wörtchen den Schülern dergestalt zu Eigentum zu geben, dass die Formen nicht mehr erst durch zeitraubendes Nachdenken gefunden werden, sondern wie in der Muttersprache unvermittelt vom Munde fliessen. Diese Forderung bedarf bei einer lebenden Sprache keiner weiteren Begründung: das Gespräch verlangt Schlagfertigkeit. Wenn diese Aufgabe durch die vielfache Ähnlichkeit der Formen unter sich noch erschwert wird, so bedingt sie um so beharrlichere Übung. Gleich mit dem Beginnen des grammatischen Unterrichtes widme man also einen bestimmten Teil jeder Stunde dem Verbum. Ich habe seither dem Anschluss an das Übungsbuch zulieb mit *avoir* angefangen, das ich, wie nachher *être*, nach und nach an die Tafel schrieb, von den Schülern in fragende und verneinende Form umbilden und umschreiben liess und durch mannigfaltige, am besten in bestimmter Ordnung vorzunehmende Wiederholung vokabelartig so lange einübte, bis auch die schwächsten Schüler darin sicher waren. Ich fürchte nach meinen Ausführungen über die Lektüre nicht mehr, dass man mir den Einwurf mache, die Aussprache sei ja noch nicht so weit an der Hand des Übungsbuches erlernt worden; ebensowenig wird man noch Klage erheben, wenn in den Beispielen einmal eine Regel zur Verwendung kommt, die noch nicht nach der Schnur gelernt worden ist: wozu ist denn der Lehrer da? müsste man ja darauf antworten. Doch gebe ich zu, dass es vorzüglicher sein dürfte, mit einem Verbum qualitatis anzufangen und zwar wegen des leichteren Anschlusses an das Lateinische, der grösseren Regelmässigkeit, der leichteren Verwendung zu inhaltvollen Sätzen und der Übertragung auf eine Menge anderer Verba, sofern des Übungsbuch darnach eingerichtet ist. — Die Konjugationen werden nach den Endungen erlernt; die unermüdlichen Repetitionen erhalten den Reiz der Neuheit durch Kombination mit all den kleinen Wörtchen, die sich wie im Elfenreigen, bunt wechselnd und doch nach bestimmter Regel, um das Zeitwort drehen. Diese Übungen mögen noch in die Unter-Tertia hinein fortgesetzt werden; Zusammenstellungen wie *s'en aller*, *s'en repentir*, *s'enfuir* u. s. w. werden Gelegenheit geben, etwa Vergessenes wieder aufzufrischen. Wieweit die Hauptregeln der Syntax schon bei der Erlernung der Formenlehre beizuziehen und mit einzuüben sind, wird in der Regel durch das Übungsbuch normiert. Da die empfohlene Ein-drillung der Verba einen sehr raschen Gang im Übungsbuche ermöglicht, so lohnt sie sich reichlich.

Indem wir unseren Unterricht mit der Lektüre beginnen, sind wir naturgemäss darauf hingewiesen, den Schülern das Neue, Unbekannte aus dem ihnen schon Bekannten zu erklären, d. h. wir müssen auf das Lateinische zurückgehen. Dass wir uns nicht begnügen, bloss auf das lateinische Wort hinzuweisen, wie es z. B. die neue Auflage der Süpfleschen Grammatik macht, sondern die Neugierde der Jugend besser ausbeutend die Regelmässigkeit der Umgestaltung betonen und das eigene Finden lehren, liegt deshalb

nahe, weil in allem Unterricht weniger der einzelne Fall als die zu abstrahierende Regel bildende Kraft hat. Darum setzen wir auch das einmal Begonnene im gesamten Unterrichte fort und bahnen die Erkenntnis der Gesetze, nach welchen sich das Französische aus dem Lateinischen herausentwickelt hat, soweit sie unbestritten feststehen und der Altersstufe zugänglich gemacht werden können, zu derjenigen Zeit an, wo der Nutzen einer Vergleichung der Tochtersprache mit der Muttersprache dieselbe geradezu herausfordert. Wenn man sich auch anderwärts geeinigt hat, die Resultate der romanischen Studien in besonderen Exkursen der Prima zuzuschieben, so bezweifle ich doch, dass Primaner, welche etwas anderes als Philologie zu studieren beabsichtigen, denselben viel mehr Aufmerksamkeit entgegenbringen, als ihnen eine angenehme Unterhaltung wert zu sein scheint, wobei sie sich noch immer höchlich verwundern mögen, warum man ihnen diese Dinge so lange geheim gehalten. Ausserdem brauchen wir unsere zwei Wochenstunden in Prima vollauf, um den Anforderungen der Maturitätsprüfung gerecht zu werden. Die Korrekturen der Stilübungen, noch nicht gelernte, vergessene oder falsch verstandene Wörter geben schon Gelegenheit zur Rekapitulation früher gelernter Gesetze. — Um unsern Versuch fruchtbar zu machen, werden im Elementarbuch die Wörter für einige Nummern so auszuwählen und zusammenzustellen sein, dass sich an den einem Paragraphen überschriebenen ein Gesetz demonstrieren lässt. So erhält der französische Anfangsunterricht einen Anschluss mehr an den eingeschlagenen Bildungsgang und der Lernstoff wird interessanter. Wenn man zu den sogenannten unregelmässigen Verben kommt, muss, was zur richtigen Erkenntnis der abweichenden Formen nötig ist, genügend vorbereitet sein. — Über das Mass, wieweit hierin gegangen werden darf oder soll, wird man so bald nicht einig werden; doch ist die Forderung billig, dass nur Erwiesenes und Unbestrittenes gelehrt werde, dass etymologische Erklärungen nur eintreten, wenn sie das Verständnis und Gedächtnis unterstützen, dass ihnen zulieb nicht neuer Lernstoff in den engen Rahmen der uns zugemessenen Zeit hineingetragen oder der klare Überblick gestört werde. Eine gewisse Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der französischen Sprache ist für uns Süddeutsche ein unabweisliches Bedürfnis, dem wir vor allem gerecht werden müssen. Man würde uns schlechten Dank wissen, wenn wir vor lauter Philologie den praktischen Zweck aus dem Auge verlören.

In der Syntax erspart ein genauer Anschluss an das im Lateinischen Erlernte viele Zeit und Arbeit. Ich will damit nicht der Pedanterie derjenigen das Wort reden, die meinen, man dürfe nicht mehr *subjonctif*, *participe passé*, sondern nur noch Konjunktiv, *Participium Perfecti* u. s. w. sagen, und zwar schon deswegen, weil der Gebrauch der französischen Bezeichnungen immer auch eine Ausspracheübung involviert. Die Lehre von den Zeiten bedarf z. B. nur weniger Erweiterungen, wie etwa genauer Fixierung des Gebrauchs des *Perfectum praesens* als *passé indéfini*. Bei den Modi ist festzustellen, wann der *Conditionnel* an die Stelle des lateinischen Konjunktivs tritt. Bei der Lehre vom Accusativ mit dem Infinitiv ist der abenteuerliche Dativ bei *faire*, *laisser* etc. auf die Konstruktion von *jubeo*, *sino* zurückzuführen. Beim Ausfall der zweiten Negation sind die Fälle, wo das lateinische *quin*, *ne*, *nisi* sich erhalten hat, zu konstatieren u. s. w. Gut ist es, wenn dem Lehrer die aus der lateinischen Grammatik erlernten Musterbeispiele zur Verfügung stehen: *non ego is sum qui mortis metu terrear, res difficilis est ad intelligendum, difficile est rem intelligere, nemo fere est quin acutius vitia*

in altero quam recta videat u. s. w. werden, wo ein Fehler droht, gleich auf den rechten Weg führen.

Erlauben Sie mir noch eine kurze Rekapitulation des Gesagten, um unseren Standpunkt abzugrenzen und gegen jede falsche Auffassung sicher zu stellen. Wenn wir mit Lektüre und Konversationsübung beginnen, so beabsichtigen wir keineswegs, den Empirikern eine Koncession zu machen. Unsere Art übt nicht allein Laut und Wort, sondern von vorherein auch den Satztou ein. Sie verwertet die Sprachkenntnisse, welche in VI und V erworben worden sind, während nebenbei die Formenlehre schulgerecht erlernt wird. Sie macht ein Zurückgehen auf das Lateinische zur Notwendigkeit und bewahrheitet so einerseits den alten Satz: Wer Latein gelernt hat, für den ist das Französische leicht, während sie andererseits den Grund zur Kenntnis der Sprachgeschichte legt. Bei alledem kommt sie aber auch im Verhältnis der aufgewendeten Zeit dem praktischen Zweck der Erlernung einer neueren Sprache am meisten entgegen. Indem wir dem Anfangsunterrichte den Schein der Unbedeutendheit nehmen, indem wir die Schüler anleiten, in einer fremden Sprache zu denken, versagen wir dem Formen- und Regellernen unsere Achtung durchaus nicht; indem wir in Syntax und Lektüre Mittel zur Schärfung des Verstandes besitzen und eine Geistesgymnastik üben, die sich neben jede andere stellen darf, eröffnen wir unter den für die Schule denkbar günstigsten Vorbedingungen, da wir beim Erlernen der Tochttersprache die Muttersprache zum Teil schon besitzen, einen Blick in die Werkstätte der Sprachentwicklung, so klar und so überzeugend, wie er in den alten Sprachen der Jugend kaum geboten werden kann. In den oberen Klassen aber lernen unsere Schüler das geistige Leben eines der einflussreichsten modernen Kulturvölker kennen, das durch Jahrhunderte bestimmend auf Europa eingewirkt hat. Dieser Betrieb sichert dem Französischen nicht nur eine der Anzahl der Wochenstunden entsprechende Gleichberechtigung, sondern auch die Unentbehrlichkeit.

Das den Unterricht begleitende Übungsbuch nimmt auf der unteren Stufe hauptsächlich auf die Umgangssprache Rücksicht, ohne deshalb uns in alle Handwerkersbuden einzuführen. Neben den Einzelsätzen mögen kleinere Stücke zusammenhängenden Inhaltes hergehen, um bei Zeiten dem discours suivi vorzuarbeiten. Auf ein Übungsbuch zu verzichten und es dem Eifer des Lehrers zu überlassen, den Übungsstoff mündlich zu geben, wie es zum Teil in den alten Sprachen geschieht, dazu werden wir uns, ganz abgesehen von der Gefahr der Einseitigkeit und Einförmigkeit, die eine lebende Sprache am allerwenigsten ertragen kann, wohl schon deshalb nicht entschliessen, weil das Elternhaus, wenn einmal ein Schüler aus irgendwelchen Gründen nicht mehr nachkommen kann, einen Anhaltspunkt für die Nachhülfe von uns beansprucht.

Nun habe ich noch gar nichts von des französischen Schulmeisters Hauptqual, den Schreibfehlern, gesagt. Die Differenz zwischen Laut und Schrift erschwert unsere Arbeit erheblich. Wir müssen darum von Anfang an auch die Schrift lehren. Ein grosser Teil dessen, was im Übungsbuche übersetzt wird, wird gleichzeitig an die Tafel und in die Hefte geschrieben, die Schüler kontrollieren den an die Tafel schreibenden, der Lehrer, zwischen den Bankreihen hin und her gehend, den richtigen Eintrag in die Hefte. Auch diese Übungen können noch in die Unter-Tertia hinein fortgesetzt werden, freilich mit sorgsamer Rücksichtnahme auf die knapp zugemessene Zeit. Häufiges Buchstabieren und Syllabieren — ich erinnere nur an *e ouvert* in geschlossener Silbe —, Zuhülfenahme des



Lateinischen und der Sprachbildungsgesetze — man denke an *défense*, *silence*, *correspondance*, *raison* und *leçon*, also an die Neumannsche Regel, an *combler* und *accomplir*, an die Endungen *au* und *eau* u. s. w. — werden die schwerlich ganz auszurottenden Schreibfehler auf ein bescheidenes Mass zurückführen. — Ein kurzes Extemporale rekapituliert und prüft die Wochenarbeit, lässt also voraussetzen, dass es weniger eine Übung für das Fehlermachen als für korrektes Schreiben sein werde. Hierzu eignen sich besonders Stückchen zusammenhängenden Inhaltes, die man, ohne der Würde der Sache Eintrag zu thun, füglich vor dem Niederschreiben erst von den schwächeren Schülern einmal mündlich übersetzen lässt. Von der Zeit an, wo wir die Grammatik absolviert haben, was im Laufe der Ober-Sekunda wohl überall eintreten wird, schliessen sich die Extemporalien an die Lektüre an, so dass Übersetzen, Schreib- und Sprechübungen sich um den gleichen Stoff drehen.

Aus dem Gesagten ist ein Schluss auf unsere Ansprüche an den häuslichen Fleiss leicht zu ziehen. Wenn einerseits die Klagen der Eltern über Überbürdung der Jugend durch Schulaufgaben laut genug geworden sind, um beachtet zu werden, so ist anderseits das Französische am Gymnasium auch noch ein Nebenfach, das vor den Anforderungen der Hauptfächer bescheiden zurücktreten muss. Wir beschränken uns also darauf, die zu den Übungsbeispielen gehörigen Vokabeln und phraseologischen Redensarten nach tüchtiger Einübung der Aussprache und, wo das Gedächtnis dadurch unterstützt wird, auch etymologischer Erklärung daheim lernen zu lassen. Daran schliessen sich die paar Regeln, die sich nicht aus der lateinischen Syntax ergeben, und die jeweils aus einem vorher gegebenen Beispiele abgeleitet werden. Häusliche Schreibereien bleiben dem freien Willen überlassen. Die Korrektur der Extemporalien wird in der Schule gemacht, mit Benutzung der Tafel in den unteren Klassen. Den Lesestücken der Unterstufe wird, da die Vokabeln durch die Sprechübungen sich dem Gedächtnisse einprägen, am Ende des Buches die Präparation beigegeben, auf der Oberstufe genügt mündliche Rekapitulation des in der vorhergehenden Stunde Gelesenen. Unerlässlich für die Aneignung des französischen Satztones ist das Memorieren von Poesie und Prosa: wir lassen also in jedem Jahre zwei bis drei Gedichte, Gespräche oder dramatische Scenen mässiger Grösse auswendiglernen. — Trotz dieser bescheidenen Anforderungen wird doch noch manches Elternhaus, wenn der Sohn durch Kränklichkeit oder Unaufmerksamkeit verhindert nicht folgen kann, seine Zuflucht zur Nachhülfe nehmen müssen.

Nachdem ich nun zugestanden, dass das Französische vermöge der ihm zugewiesenen Stundenzahl ein Nebenfach am Gymnasium ist, und nachdem ich die Ansprüche an den häuslichen Fleiss auf ein Minimum herabgesetzt habe, gestatten Sie mir noch einige Worte zur Präcisierung seiner Stellung. Noch vor wenigen Jahren ist bei uns unverhohlen die Meinung zu hören gewesen, weil das Französische dem übrigen Unterrichte zu ferne stehe, sollte es aus der Reihe der obligatorischen Fächer des Gymnasiums ausgeschieden werden. Wer so sprach, verkannte nicht bloss die Bedürfnisse Süddeutschlands, er übersah auch, dass eine wissenschaftliche Vorbildung auf vorwiegend sprachlich-historischem Untergrunde zum mindesten eine moderne Kultursprache aufnehmen muss, wenn sie modernes Kulturleben begreifen will. Alt-philologische Einseitigkeit, die sich dem widersetzt, lässt sich aus dem bescheidenen Wunsche erklären, keine anderen Götter neben sich angebetet zu sehen. Daneben giebt es noch andere Widersacher, das sind diejenigen, welche ihre

Kenntnisse der französischen Sprache sich etwa als Hauslehrer geholt haben. Während sie leidlich konversieren können, verzichten sie auf einen Einblick in die grossartigen Leistungen der Philologie auf neu-sprachlichem Gebiete und machen, indem sie die Aufgabe, den Geist des Zöglings zu bilden, der alten Sprache zuweisen und für das Französische nur den äusserlichen Nützlichkeitsstandpunkt zugeben, dasselbe zu einem unorganischen Anhängsel der Schule.

Aus beidem resultiert eine gewisse Aschenbrödelstellung für das Fach sowohl als den Lehrer desselben. Die Kennzeichen davon will ich nicht einzeln aufzählen, betone aber, dass sie sich in dem Verhältnisse mehren, als die erzieherische Aufgabe der Schule entzogen wird.

Doch ich spreche hier, was Baden betrifft, von vergangenen Zeiten. Seit einigen Jahren geht ein frischer, schöpferischer Hauch durch den neu-sprachlichen Unterricht in unserem Lande. Lehrer und Fach finden die ihnen gebührende Stimme in den Konferenzen, und in der Oberschulbehörde nicht nur Schutz, sondern auch eine Fülle anregender Gedanken, wovon ich Ihnen eben freilich nur einen kleinen Teil vorzutragen die Ehre hatte. Erlauben Sie mir zum Schlusse, dem Urheber derselben hier in öffentlicher Versammlung den Dank der Fachgenossen auszusprechen: es ist der Vorsitzende der Sektion, Herr Oberschulrat Dr. von Sallwürk.

Debatte über den Vortrag von Professor Bihler.

Uhlig: Ich habe zunächst dem Vortragenden für seinen belehrenden Vortrag im Namen der Sektion zu danken. Sie haben jetzt, meine Herren, zum zweitenmal an diesem Tage eine Auseinandersetzung vernommen, wie sie, meine ich, für unsere Beratungen besonders fruchtbringend ist: nicht eine Darlegung dessen, was sein sollte, sondern dessen, was an einer bestehenden Anstalt ist und sich bewährt hat. Es wünscht nun zunächst Herr Oberschulrat von Sallwürk das Wort zu ergreifen, der Urheber des Ihnen so eben dargelegten Verfahrens, um einige erläuternde und ergänzende Zusätze zu machen.

Oberschulrat v. Sallwürk. Anknüpfend an die letzten Worte des Professors Bihler, für die er ihm, wenn er den Vorsitz gehabt, eine Rüge hätte erteilen müssen, wolle er in Kürze angeben, was ihn bewogen habe, seiner Behörde eine Umgestaltung des französischen Unterrichtes nach den soeben von Professor Bihler dargelegten Gesichtspunkten zu empfehlen. Er habe vor über fünf Jahren das Referat über den neu-sprachlichen Unterricht an den badischen Gymnasien angetreten und an diesen Anstalten eine grosse Mannigfaltigkeit von Lehrkräften und Methoden getroffen, klassische Philologen, die auch Französisch unterrichtet, Lehrer, die irgend ein leichtes Examen im Französischen gemacht, andere, welche im Ausland praktische Kenntnis im Französischen sich erworben, und auch eine kleine Zahl romanistisch gebildeter junger Philologen. Die Arbeit sei überall tüchtig, die Erfolge nicht schlecht, der Unterricht im ganzen aber nicht erfreulich gewesen. Es habe nun gegolten, vor allem den Unterricht aus der schiefen Stellung zum Lateinischen herauszuziehen. Diesem habe er die ganze formelle Schulung zuweisen wollen, wogegen das Französische ergänzend das zu leisten hätte, was ganz nur die moderne Sprache leisten könne in der Schule und die französische Sprache besser als irgendwelche andere, die Übung im Phonetischen und Stilistischen. Daher werde nun im Französischen auf den badischen Gymnasien gleich Zusammenhängendes gelesen und gleich gesprochen. Zur Erleichterung der Lektüre werde das Lateinische nach bestimmten Grundsätzen herangezogen.

Dabei komme es auf das sogenannte Ableiten weniger an, als auf die Begründung der Lautlehre, auch dies ganz in analytischer Weise. Im Anfang werde nur beigezogen, was eine Gedächtnishilfe abgebe; aus dem so gewonnenen Material werden nach und nach die wichtigsten Lautgesetze abstrahiert. In oberen Klassen müssen die Etymologien auf Grund dieser Gesetze von den Schülern selbst gefunden werden; dass jedes französische Wort abgeleitet werde, sei durchaus nicht notwendig. So glaube er die Forderungen der Praktiker mit der romanistischen Wissenschaft, soweit diese in die Schule eintreten könne, versöhnt zu haben, und er bedauere daher, dass gerade auf der Karlsruher Philologenversammlung neben der romanistisch-germanistischen Sektion eine neu-sprachliche im ausgesprochenen Gegensatz zu jener sich gebildet habe. In den oberen Gymnasialklassen sei für einen historisch-vergleichenden Kursus keine Zeit zu finden; hier treten Lektüre und der Abschluss der grammatischen Kenntnisse in den Vordergrund.

Uhlig: Bevor nun in die Diskussion eingetreten wird, frage ich die Versammlung, ob Sie in der Weise verfahren will, dass jeder, der sich über das Gehörte zu äussern wünscht, auf einmal alles vorbringt, was er auf dem Herzen hat, oder vielmehr so, dass wir eine Anzahl von Diskussionspunkten feststellen und über diese dann nach einander verhandelt wird. Mir scheinen folgendes die Hauptfragen zu sein, welche von Herrn Professor Bihler und Herrn Oberschulrat von Sallwürk erörtert worden sind:

1. Soll der französische Unterricht im Anfang ein analytischer oder ein systematisch grammatikalischer sein?
2. Wie soll es mit dem Französisch-sprechen gehalten werden?
3. In wie weit soll sich der französische Unterricht an den lateinischen anschliessen?
4. Welche Auswahl ist in der Lektüre zu empfehlen?

Wer von Ihnen, meine Herren, wünscht, dass über diese vier Punkte nach einander in der von mir genannten Reihenfolge diskutiert werde, den bitte ich, sich zu erheben. Es ist die entschiedene Majorität. Ich bitte nun zunächst diejenigen Herren sich zum Wort zu melden, welche sich über den ersten Punkt aussprechen wollen.

Rektor Oesterlen aus Stuttgart: Er habe selbst eine französische Grammatik im Anschluss an das Lateinische geschrieben. Den Aufstellungen des Professor Bihler gegenüber habe er jedoch Bedenken, ob überall das Lehrmaterial zu finden sei, d. h. Lehrer, welche der lebenden Sprache so mächtig seien, dass sie die ersten stammelnden Versuche der Schüler leiten können. Nicht überall habe man nur Lehrer, die einzig das Französische treiben, sondern auch Philologen, die zwar fest in der Grammatik, aber nicht geeignet seien für die analytische Methode. Ein zweites Bedenken sei, ob nicht für das Gymnasium die Rücksicht auf den praktischen Nutzen zu sehr hervorgehoben werde; das Utilitätsprinzip soll nicht das entscheidende sein, sondern eine tüchtige grammatische Schulung. Er fürchte, dass die von Bihler empfohlene Methode zu einer gewissen Oberflächlichkeit führen könnte.

von Sallwürk: Man mache sich eine zu grossartige Vorstellung von dieser gleich ins Sprechen hineinführenden Methode. Es werde einfach eine kleine historische Anekdote, die der Lehrer noch vereinfachen könne, wenn es ihm notwendig scheine, Satz für Satz unter Anschreiben an die Tafel den Schülern erklärt. Man wähle diesen ersten Text so aus, dass man vorzüglich nur Wörter erhält, die aus dem Lateinischen oder dem deutschen Fremdwort sich leicht erklären. (Redner giebt ein Beispiel und bemerkt, dass in Baden

der französische Unterricht in Quarta beginne, wo eine gewisse copia verborum latinorum vorhanden sei). Ob man die Lehrer für diese Methode habe? Man müsste sie haben; denn die Prüfungsordnungen schreiben ja überall Fertigkeit im Gebrauch der französischen Sprache vor. Weiter könnten die Schulverwaltungen durch Stipendien sorgen. Die badische Schulverwaltung sei darin stiefmütterlich bedacht; aber viele Lehrer gingen mit eigenen Mitteln ins Ausland. Utilitätsrücksichten hätten bei dieser Methode nie einen Standpunkt abgegeben. Ob unsere Schüler in den oberen Klassen Französisch reden können, ob sie viele Wörter aus dem Lateinischen ableiten können, sei ihm gleichgiltig; sie könnten beides aber jedenfalls besser, als diejenigen Schüler, mit denen man derartige Übungen erst in den oberen Klassen beginne. Endlich werde die Grammatik nicht vernachlässigt; aber ihre Aufgabe sei jetzt, das am Lesestück Gelernte in systematischer Repetition zusammenzustellen.

Schulrat Stoy aus Jena empfiehlt die analytische Methode:

1. Es ist dadurch möglich ein ansprechendes Material vorzubringen.
2. In dem Zusammenhängenden liegt eine anziehende psychologische Kraft.
3. Die einzelnen Elemente eines Sätzchens heben sich gegen einander heraus und ergänzen sich. In Jena werde das Deutsche und Lateinische am Gymnasium in dieser Weise betrieben, die indessen nur möglich sei, wenn dem Lehrer der systematische Gang des Unterrichts jederzeit gegenwärtig sei. Erst Analyse, dann Gruppierung, drittens Übung.

Schiller hat nie einen anderen Unterricht gekannt als analytischen. Plötzlich sei ja nach diesen Grundsätzen eingerichtet. Andere Mittel seien zu finden, als die Lehrer nach Paris zu schicken. Der Erfolg sei nicht immer sicher, auch wenn sie nach Frankreich gehen. Ein praktisches Seminar in Giessen, das die jungen Leute 6—8 Semester besuchen müssen, betreibe unter der Leitung eines bewährten Mannes praktische Sprachübungen mit bestem Erfolge. Ohne solche Übungen werde ein Aufenthalt in Paris wenig Früchte bringen.

Ad 2

wünscht niemand das Wort.

Ad 3

wünscht niemand das Wort.

Ad 4.

Schiller: Das Französische sei nur aus Utilitätsrücksichten im Gymnasium vorhanden. Die Lektüre der tragischen Dichter passe nicht für das Gymnasium. Warum denn gerade die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts kultiviert werden sollen? Unsere Jugend erfreue sich nicht daran. Diese Unnatur brauchen wir ihr nicht beizubringen. Er empfiehlt neuere Lektüre. Es soll etwas gelehrt werden, was in den Geist der jetzigen Sprache einführe, wie die *Nouvelles genevoises* von Töpffer, Mirabeau, Béranger; dann werde gewiss grösserer Nutzen erzielt werden.

von Sallwürk: Das Französische, welches der Vorredner befürworte, scheine ihm in ein Gymnasium überhaupt gar nicht zu gehören. Wenn man so über literarische Grössen einer Zeit, die auf unsere Kultur den grössten Einfluss geübt haben, urteile, so möge man bedenken, dass dann bald auch Cicero und mancher andere Name aus der lateinischen Welt aus unseren Schulen verschwinden müssten. Er wolle nur zwei Punkte zur Beherzigung empfehlen: 1. hätten wir eben in unserer Jugend einen französischen



Unterricht gehabt, der wissenschaftlich ungenügend und praktisch höchst geschmacklos gewesen. Das habe manchem, der später mit Französisch sich nicht mehr befasst, einen bleibenden Widerwillen gegen französische Sprache und Literatur eingeflösst; das sei aber jetzt anders und müsse noch besser werden. Er habe im französischen Unterricht, den er versuchsweise an einem Lehrerseminar gegeben, erfahren, welch tiefen Eindruck die Sprache und Kunst Racines auf junge Menschen geübt habe, welche höchstens eine kleine höhere Bürgerschule absolviert hätten. 2. handle es sich, wenn man ein sprachliches Fach in den Gymnasialunterricht einführe, zunächst nicht um praktische Ziele, sondern um die Frage, welchen Anteil die Kultur des Volkes, mit dessen Sprache und Literatur wir unsere Jugend bekannt machen, an unserer Kultur gehabt habe. Für das Französische stehe hier die Sache so, dass die Einwirkung der französischen Kultur auf die unsrige in jedem Teile unseres geistigen Wesens noch jetzt deutlich spürbar sei. Früher haben wir unsere geistigen Waffen bei den Franzosen geholt; jetzt gelte es, den Nachbar, den wir bezwungen, der aber nach der Niederlage sich gewaltig zu rühren beginne, und nicht bloss mit den Waffen, nicht aus dem Auge zu lassen.

Pähler schliesst sich den Ausführungen von Sallwürks an. Die französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts würden häufig zu hart beurteilt. Den Molière werde wohl auch Herr Schiller gelten lassen. Was aber die Tragiker Corneille und Racine anlange, so seien die Mängel ihrer Kunst gewiss nicht zu verkennen. Betone man aber unter scharfem Tadel immer und immer wieder, dass die antiken Helden jener Tragödien keine alten Römer, sondern Ritter vom Hofe Ludwigs XIV. seien, so übersehe man, dass auch ein Shakespeare, ein Goethe modernisiert hätten; er erinnere nur an Iphigenie, die keine griechische Priesterin, sondern eine deutsche Jungfrau von christlicher Idealität sei. Es liege ihm fern, die Schöpfungen Corneilles und Racines Goethes unsterblichen Werken gleichzustellen, allein man möge doch in der Verurteilung dieser Dichter nicht zu weit gehen und dadurch ungerecht werden. Wenn Herr Schiller bezweifle, ob sich die französische Jugend für Corneille und Racine erwärme, so könne Redner aus den Beobachtungen, die er selbst in Pariser Lyceen gemacht habe, mitteilen, dass die französischen Schüler sich an der Lektüre jener Tragiker nicht minder begeisterten, wie unsere Schüler an Schiller und Goethe. Und auch deutsche Knaben liessen sich für manche Stücke Corneilles und Racines bei richtiger Behandlung sehr wohl interessieren. Jedenfalls sei er entschieden gegen die Lektüre der französischen Tagesliteratur in unseren Schulen.

Schiller (zu einer persönlichen Bemerkung). Griechisch und Latein gehöre ein für alle Male zur Grundlage des Gymnasiums, Französisch nicht. Die Franzosen mögen sich an ihren Dichtern begeistern, deshalb müssen wir es nicht auch thun.

Zöller. Der vernünftige Betrieb der französischen Grammatik wirke ebenfalls formell bildend; darin liege auch eine gewisse Utilität. Zu wählerisch brauche man daher in dieser Beziehung nicht zu sein.

Uhlig bringt den Antrag auf Schluss. Angenommen.

### Fünfte Sitzung.

Samstag, den 30. September 1882. Vormittags 8 Uhr.

Direktor Pähler (Wiesbaden) begründet in längerem freien Vortrage<sup>1)</sup> die nachstehende

#### Resolution.

„In Erwägung, dass in letzter Zeit gegen den Wert der klassischen Studien auf dem Gymnasium, insbesondere gegen die Beschäftigung mit dem Griechischen fort und fort von einer ephemeren Literatur die heftigsten und masslosesten Angriffe erhoben werden;

in Erwägung, dass eine nachdrückliche, aber selbstverständlich die Bedürfnisse unserer Zeit vernünftig berücksichtigende Betreibung des Lateinischen und Griechischen für die Geistesbildung derjenigen Kreise, die aus dem Gymnasium hervorzugehen pflegen, in formaler wie materialer Beziehung von unantastbarer Wichtigkeit ist, dass namentlich eine gründliche, besonnen geleitete Einführung in die alle Gebiete des menschlichen Denkens und Empfindens umfassende Literatur der Hellenen, an der unsere grossen Dichter und Denker das Gesetz des Masses kennen gelernt und die Formen des Schönen geschaut haben, für die geistige Entwicklung unserer Jugend wie für die Zukunft der deutschen Wissenschaft von feststehender, bleibender Bedeutung ist;

in Erwägung endlich, dass die hartnäckig fortgesetzten Bemühungen der Gegner, einschneidende Veränderungen im Organismus des Gymnasiums zu erstreben, die öffentliche Meinung zu verwirren, die Lust und den Eifer der Schüler zu lähmen, kurz eine Gefahr zu werden drohen,

hält die pädagogische Sektion der Karlsruher Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner — wie sie es einerseits betont wissen will, dass die Methode des Unterrichts stets mehr und mehr zu vervollkommen und den Klagen wegen Überbürdung der Gymnasiasten, soweit sie berechtigt sind, die gebührende Beachtung zu schenken sei — doch es andererseits für ihre Pflicht, im Interesse des heranwachsenden Geschlechtes Zeugnis abzulegen, dass sie eine Beeinträchtigung der klassischen Studien für unheilvoll erachtet, und protestiert von vornherein auf das entschiedenste gegen jede Konzession, die einer irre geleiteten Zeitströmung gemacht werden könnte.“

M. H.! Man ruft heutzutage Ärzte zusammen, um über wichtige, die Organisation der höheren Schulen betreffende Fragen zu beraten und Beschlüsse zu fassen. Es gewinnt fast den Anschein, als ob Mediziner und Juristen unter Ausschluss der Schulmänner über unser Unterrichtswesen entscheiden sollen. Dass Philologen und Lehrer versammelt worden seien, um medizinische und juristische Tagesfragen, wie z. B. den Impfwang oder die Zweckmässigkeit der Einzelhaft zu erörtern, ist noch nicht vorgekommen. Wir beanspruchen dies auch nicht, überlassen es gern den Fachmännern, die es angeht. Aber in Schulsachen wollen wir wenigstens mitgehört werden und unsere Ansicht geltend machen. Und es ist Zeit, dass wir nicht mehr schweigen. Wir müssen Front machen gegen Bestrebungen, die eine Gefahr für unser Schulwesen zu werden drohen. Insbesondere tritt

1) Da die in der Sitzung niedergeschriebenen Protokolle sehr unvollständig waren, so kann hier nur eine kurze Skizze der Verhandlungen gegeben werden.

uns in der Tagesliteratur eine Bewegung entgegen, die wir nicht ferner mehr ignorieren dürfen. Eine wahre Flut von Broschüren ist hereingebrochen, welche die Reform des höheren Unterrichtswesens zum Gegenstande haben. Da wird denn häufig über alles Bestehende schonungslos abgeurteilt. So sucht der Verfasser einer solchen Broschüre zu zeigen, dass die deutschen Gymnasien einer radikalen Reform dringend bedürften. Latein und Griechisch z. B. müsse ganz entfernt oder wenigstens in die philologische Fachschule verwiesen werden. Wozu brauche der Theologe das Griechische? Man sage, damit er das neue Testament verstehen könne. Aber Luther habe ja die Bibel übersetzt; weshalb also noch den griechischen Text studieren? Der Theologe habe wichtigere Aufgaben. Dem Juristen solle das Lateinische unentbehrlich sein, weil das corpus iuris in dieser Sprache abgefasst sei. Indes einmal gebe es davon Übersetzungen, und ausserdem würden unsere Juristen überhaupt gut daran thun, auf das ganze römische Recht zu verzichten, die Brücke zu den Alten definitiv abzubrechen und ein echt nationales, deutsches Recht zu schaffen!! In diesem Tone geht es weiter. Und ein solches Geschreibsel wird dann in den Zeitungen gepriesen und verherrlicht als ein „hochbedeutender Beitrag zu der wichtigen Frage der Gymnasialreform, als der ernstesten Beachtung aller Gebildeten würdig“, als „sehr gründliche Erörterungen und verständige Vorschläge eines kundigen Fachmannes“ etc. etc.

Inhaltsangabe und Beurteilung druckt natürlich ein Blatt dem andern nach. Dass den Schülern, welche über die Studien, die sie treiben, so abfällige Äusserungen lesen, Eifer und Lust dadurch nicht gemehrt werden, liegt auf der Hand. Obendrein versucht man derartige Broschüren in den Kreisen der Schüler zu verbreiten. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass strebsame und befähigte Primaner, denen man diese Literatur unter warmen Empfehlungen in die Hände gegeben hatte, irre wurden an dem Zwecke ihrer Arbeit für die Schule; sie fragten sich, wozu sollen wir uns anstrengen, wenn uns die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen mehr schadet als nützt? Allerdings vermag der Lehrer, der auf seine Schüler den rechten Einfluss besitzt, nachteilige Folgen dieser Lektüre ziemlich zu beseitigen. Schlimmer ist, dass die Eltern unserer Zöglinge durch die planmässig fortgesetzten Angriffe der Tagespresse — wenigstens eines grossen Theiles derselben; denn dass es ehrenwerte Ausnahmen giebt, soll nicht geleugnet werden — gegen den Lehrplan, die Einrichtungen und Ordnungen der Schule eingenommen, ja geradezu verhetzt werden. Ich habe von wissenschaftlich gebildeten, denkenden Männern in letzter Zeit oftmals Äusserungen gehört, wie diese: „Man nimmt ja kein Zeitungsblatt zur Hand, ohne dass man von der mangelhaften Organisation unserer Gymnasien liest, wie die Schüler mit wertlosem Wissensstoff gequält werden, wie ihre Gesundheit untergraben wird u. s. w. Es muss doch etwas daran sein; offenbar ist eine gründliche Reform nicht mehr zurückzuhalten.“ Geht man auf die Erörterung ein, so ist es nicht schwer die Anklagen zu widerlegen. Indes so gewinnt man immer nur einzelne; der Verwirrung der öffentlichen Meinung wird auf dem Wege nicht gesteuert. Wie weit diese aber gediehen ist, beweisen zur Genüge die Reden, die von den vornehmsten Tribünen unseres Vaterlandes herab Jahr für Jahr gehalten werden.

Speziell müssen wir in Preussen es alljährlich erleben, dass im Abgeordneten-hause bei Gelegenheit der Budgetberatungen bezüglich der Schule, des Gymnasiums Ansichten entwickelt werden, die ganz und gar verfehlt sind. Liest man die stenographischen

Berichte, so fragt man sich oft verwundert: Wie ist es möglich, dass sonst so einsichtsvolle Männer in pädagogischen und didaktischen Fragen so ungereimte Reden führen? Mitunter richtet sich die Polemik dieser Herren gegen Zustände, die gar nicht mehr bestehen, betrifft Mängel, die längst überwunden sind. In anderen Fällen ist man versucht anzunehmen, dass es den Kritikern, welche so herben Tadel auszusprechen wissen, an den elementarsten Grundbegriffen jeder Pädagogik fehle. Freilich werden die Angriffe von den Vertretern der Regierung stets in klarer und sachgemässer Weise zurückgewiesen; allein es liegt in den parlamentarischen Verhältnissen begründet, dass die Entgegnungen der Ministerial-Kommissarien häufig nicht die Schroffheit zeigen, welche widersinnigen, in schroffer Form auftretenden Behauptungen gegenüber am Platze wäre. So kommt es, dass nach den bezüglichen Verhandlungen der Volksvertretung im Publikum sich vielfach die Meinung geltend macht, als ob schwere Schäden dargelegt seien, welche von der Regierung beseitigt werden müssten. Welche Ansichten aber in einzelnen parlamentarischen Kreisen zu finden sind, mag die Äusserung eines preussischen Abgeordneten darthun, der mir vor kurzem sagte: „Aus der Quarta hat der Minister das Griechische entfernt. Wir werden dafür sorgen, dass es auch in den übrigen Klassen gestrichen wird. In zwanzig Jahren sind wir am Ziel.“ Nun, so schlimm steht es glücklicher Weise noch nicht. Aber eine Gefahr liegt vor. Unverkennbar erlangen die Abgeordneten immer mehr Einfluss auf die Exekutive. Ob das der Sache stets zum Nutzen gereiche, ist noch nicht erwiesen.

Kurz, es macht sich gegen die klassischen Studien auf dem Gymnasium eine Strömung geltend, der wir uns widersetzen müssen. Man wirft uns zwar Einseitigkeit vor und behauptet wohl, aus egoistischen Motiven träten wir für die Berechtigung der altsprachlichen Fächer ein; das weisen wir entschieden zurück. Uns persönlich kann es gleichgültig sein, ob mehr oder minder einschneidende Veränderungen im Lehrplane der Gymnasien stattfinden; denn Gymnasien wird es geben, so lange es ein Deutschland giebt. — Allein gegen die in so massloser Form hervortretende Agitation müssen wir Front machen; wir thun es in dem vollen Bewusstsein eine Pflicht zu erfüllen. Wir verteidigen damit nur das Erbe unserer Väter und schützen ein Gut, auf das Deutschland alle Ursache hat stolz zu sein. Wenn man freilich die ungeheuerlichen Beschuldigungen liest, die jetzt häufig gegen unser höheres Schulwesen erhoben werden, so kann man es sich kaum erklären, dass auf die deutschen Unterrichtsanstalten das Ausland mit Hochachtung, um nicht zu sagen Bewunderung, ja mit unverhohlenem Neide blickt. Fast scheint es, als ob unsere Gegner sich anstrengten, das Ansehen der deutschen Schule dem Auslande gegenüber zu schmälern. Wahrlich, es ist an der Zeit, dass wir ein „videant consules!“ rufen.

Nach den Darstellungen der Gegner ist unser höheres Unterrichtswesen schwer krank. Dem gegenüber behaupten wir mit voller Entschiedenheit, dass es im wesentlichen kerngesund ist und durchgreifender Umgestaltungen nicht bedarf. Wir stemmen uns keineswegs gegen jedes Vorwärtsschreiten und jede Weiterentwicklung des Bestehenden, allein wir wollen, dass die bessernde Hand mit besonnenem Masshalten angelegt und mit dem historisch Gewordenen nicht gebrochen werde. Grundstürzende Veränderungen müssen wir im Interesse der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes auf das entschiedenste ablehnen; insbesondere sollen die alten Sprachen, gegen welche sich



die Hauptangriffe richten, ihre bevorzugte Stellung im gymnasialen Lehrplane durchaus behaupten: sie sollen der Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts bleiben.

Vielleicht wendet jemand ein, es sei nicht nötig deshalb eine Resolution zu fassen; man könne zu der Weisheit der deutschen Staatsregierungen das Vertrauen hegen, dass sie die Organisation der höheren Schulen zu schützen, vom deutschen Gymnasium Schaden fern zu halten bestrebt sein würden. Meine Herren! Ich habe dieses Vertrauen voll und ganz, aber ich kann mich der Befürchtung andererseits nicht erwehren, dass nach und nach, wenn nur Anklagen auf Anklagen erhoben werden, wenn wir wie bisher schweigend alles über uns ergehen lassen, wenn der Druck immer nur von einer Seite herkommt, dass dann endlich das Gesetz der Schwere sich geltend machen wird. Dass allmählich selbst in den leitenden Kreisen der Gesellschaft eine Missstimmung gegen unser gymnasiales Schulwesen sich ausbreitet, ist unbestreitbar. Diese Missstimmung ist der Hauptsache nach durch fortwährendes Hetzen und Agitieren künstlich erzeugt; ich sage: der Hauptsache nach. Denn dass hin und wieder gegründete, auf lokalen Verhältnissen beruhende Veranlassungen zu Klagen vorliegen mögen, soll nicht in Abrede gestellt werden. Wo dies der Fall ist, hat jeder die Pflicht nach seinem Teile mitzuwirken, dass bestehende Missstände beseitigt werden. Dadurch zerbrechen wir den Gegnern die Waffen. Ist es doch fast Sitte geworden, dass Einzelbeobachtungen sofort generalisiert werden. Ist irgendwo die Bequemlichkeit eines älteren Lehrers oder die Unerfahrenheit eines jungen Schulmannes Schuld daran, dass nicht alles ist, wie es sein sollte, so wird gleich in der Presse ein grosses Geschrei erhoben. Jeder Missgriff wird übertrieben dargestellt und zu Anschuldigungen gegen den ganzen Lehrerstand und die Einrichtungen der Schule überhaupt benutzt. Das wird schwerlich bald anders werden; aber eben darum ist auch mit allen Mitteln dahin zu streben, dass Fehlgriffe vermieden werden. Es gehört mit zu unserer Aufgabe dafür zu sorgen, dass dem Gymnasium die feste Wurzel in den Herzen des deutschen Volkes nicht zerstört wird; es soll und muss der Stolz und die Freude insbesondere derjenigen Kreise bleiben, die ihm ihre Bildung verdanken. Wenn wir uns so gegen gerechtfertigte Beschwerden keineswegs ablehnend verhalten, so machen wir andererseits entschieden Front gegen tendenziöse, die Wahrheit entstellende Agitationen, gegen Bestrebungen, die, wenn sie Erfolg haben sollten, eine schwere Schädigung des Gymnasiums nach sich ziehen würden. Ich glaube, es steht dieser Versammlung, die so viele Schulmänner aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes birgt, wohl an, einmal ein entschlossenes Wort zu reden. Dies bezweckt die Resolution.

Der Vortragende erläutert darauf die einzelnen Absätze der Resolution und bemerkt zum letzten Teile derselben etwa folgendes: Ich habe in einem Zwischensatze die vielberufene Überbürdungsfrage mit herein gezogen, mit Absicht! Man macht uns vielfach den Vorwurf, wir ignorierten in diesem Punkte vornehm die Bedürfnisse der Gegenwart. Und doch schenken wir auch bezüglich dieser Tagesfrage einer massvollen Kritik gern die gebührende Beachtung. Gestatten Sie, meine Herren, eine kurze Erörterung der Frage: Welche Schüler unserer Gymnasien sind thatsächlich mit Arbeit überlastet? Es sind diejenigen, die überhaupt nicht in das Gymnasium gehören. Um das Gymnasium durchzumachen, bedarf der Schüler einer leidlichen Durchschnittsbefähigung. Wer diese nicht besitzt, sollte fern bleiben. Der gänzlich unbegabte Knabe muss freilich überbürdet werden, wenn er künstlich vorwärts gebracht werden soll; aber hier tragen nur die Eltern

die Schuld, welche ihr Kind in einen Unterrichtsgang zwingen, zu dessen Bewältigung ihm die Anlagen versagt sind. Ferner muss der Knabe, der in Sexta eintritt, ein gewisses Mass von körperlicher Kraft besitzen. Kinder, die es nicht aushalten können, vier bezw. sechs Stunden, die noch durch Pausen unterbrochen und abgekürzt werden, in der Schule zu sitzen, werden besser zu Hause unterrichtet. Nicht selten werden mir Schüler angemeldet, die so zart und schwächlich sind, dass es mir von vornherein zweifelhaft ist, ob sie zum Schulbesuch stark genug sind. Mache ich die Eltern, die (in einer Kurstadt) oft selbst kränklich sind, darauf aufmerksam, so predige ich tauben Ohren. Man nimmt ja solchen Knaben gegenüber gern alle Rücksicht; indes diese Eltern haben kein Recht, sich zu beschweren, wenn ihre Söhne über das Mass ihrer Kraft hinaus angestrengt werden. — Wie steht es aber mit denjenigen Schülern, die sich einer ausreichenden Begabung und einer erträglichen Gesundheit erfreuen?

Vergleicht man aktenmässig die Anforderungen, die vor 20—30 Jahren an die Schüler gestellt wurden, mit denjenigen, die wir heute stellen, so lässt sich schwerlich behaupten, dass in den wichtigsten Fächern eine irgendwie erhebliche Steigerung der Ansprüche eingetreten sei. Die Aufgaben sind wohl anderer Art, aber — wenn man vom griechischen Extemporale absieht, in dem wir, meine ich, etwas zu weit gegangen sind und unsere Forderungen mässigen können, — so verlangen wir im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik doch nicht Schwereres als früher. Nur die sog. Nebenfächer machen sich offenbar in verstärktem Grade geltend. Wenn es damals Fächer gab, die als unbedeutende betrachtet und behandelt wurden, in denen ein Schüler ziemlich unwissend sein durfte, ohne deshalb im Aufsteigen gehemmt zu werden, so ist das inzwischen anders geworden. Die Fachlehrer wollen, dass auch ihnen Rechnung getragen werde, und suchen sich bei den Versetzungen Einfluss zu verschaffen. Und gerade hierin liegt meines Erachtens in der That eine Steigerung der Forderungen, die den Klagen wegen Überbürdung einen Schein der Berechtigung giebt. Denn die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit der Jugend ist nicht gestiegen; da scheint es unrecht, mehr von ihr zu verlangen, als früher geschah; ich sage: es scheint. Denn die Fortschritte der Pädagogik haben inzwischen bereits die nötige Korrektur geschaffen. Niemand wird leugnen, dass der eigentliche Unterricht während der Lehrstunden jetzt durchweg viel intensiver betrieben wird als vor einigen Dezennien, dass jede Minute sorgfältig ausgenutzt wird und dass es mit der Behaglichkeit und Gemütlichkeit des Lehrers, der vorwiegend nur aufgab und abhörte, für immer vorbei ist. In stets höherem Masse verlegt die Schule ihre Hauptthätigkeit in die Unterrichtsstunden selbst; der Lehrer lernt mit den Schülern und sorgt dafür, dass sie das durchzunehmende Pensum der Hauptsache nach fest und sicher mit nach Hause tragen. So werden beispielsweise die Vokabeln in der Schule memoriert; die überwiegende Mehrzahl der Knaben kann sie schon auswendig, wenn die Stunde zu Ende ist; zu Hause sind sie nur zu repetieren. Einen Lehrer, der seinen Schülern etwa sagte „lernt für morgen die folgenden 30 Wörter“ — wie das früher vielfach üblich war — würde sicher jeder Vorgesetzte dahin belehren, dass eine solche Methode völlig antiquiert und abgethan sei.

Diese Art der Betreibung des Unterrichts gestattet es auch, den sog. Nebenfächern ihr Recht zu geben, ohne dass die geistige Kraft der Schüler über Gebühr angestrengt werde. Da der Schwerpunkt des Lernens der Schüler in der Schule selbst

liegt, so können die Anforderungen, die an den häuslichen Fleiss zu stellen sind, sehr herabgemindert werden. Vorausgesetzt wird dabei allerdings, dass im Lehrerkollegium ein harmonisches Zusammenwirken stattfindet, dass die Ordinarien diese wichtige Sache für ihren Cötus stets im Auge behalten und dass der Direktor sich nicht scheut, wenn es not thun sollte, energisch einzugreifen und Abhilfe zu schaffen; denn dass namentlich jüngere Lehrer aus Ungeschick oder übergroßem Eifer durch unüberlegtes Aufgeben schriftlicher Arbeiten, Strafpensen u. dergl. mitunter das Rechte verfehlen, ist nicht zu leugnen. Wir haben an der Anstalt, der ich vorstehe, eine Skala für die häusliche Arbeitszeit der Schüler, die konsequent inne gehalten wird. Für Sexta fordern wir 1, für Quinta und Quarta  $1\frac{1}{2}$ , für Tertia 2, für Sekunda  $2\frac{1}{2}$ , für Prima 3 Stunden häuslicher Arbeit in maximo. Durch wiederholte protokollartige Aufnahmen — z. B. wochenlang fortgesetzte Befragungen sämtlicher Schüler und schriftliche Aufzeichnungen einzelner Eltern, die sich dafür besonders interessieren, — habe ich ermittelt, dass dieses maximum vollkommen ausreicht. Durchschnittlich haben die Schüler (namentlich in I) für die Anfertigung der häuslichen Aufgaben die festgesetzte Zeit nicht einmal nötig. Und doch wird man von einem leidlich gesunden Sextaner wohl verlangen können, dass er innerhalb eines Zeitraumes von 7 Tagen  $28 + 6 = 34$ , von einem Primaner, dass er  $30 + 18 = 48$  Stunden geistig thätig sei. (Durch die Teilnahme am Gesangunterricht und einem fakultativen Fache wird eventuell die Stundenzahl erhöht, aber es sind auch c. 3 Stunden für Pausen in Abzug zu bringen.) Wir Lehrer haben jedenfalls, als wir Schüler waren, zu Hause viel mehr arbeiten müssen, ohne dass wegen angeblicher Überbürdung Beschwerde geführt worden wäre. Aber es ist wie eine geistige Epidemie, dieses fortwährende Lamentieren, die Schuljugend sei überbürdet. Wären die Klagen in der Allgemeinheit und Masslosigkeit, wie sie auftreten, gerechtfertigt, so müsste man annehmen, wir Lehrer gingen planmässig darauf aus, die Gesundheit und die Frische des Leibes wie der Willenskraft bei unseren Schülern zu untergraben. Und doch wollen wir bezüglich der Wertschätzung der körperlichen Wohlfahrt des heranwachsenden Geschlechtes hinter niemandem zurückstehen, eingedenk des Satzes: *'mens sana in corpore sano'*. Gewiss kann zur Hebung der Leibesübungen noch manches geschehen, und es mag sein, dass nicht überall dieser Punkt ausreichend beachtet wird. Allein in jedem Falle lassen sich hier Fortschritte erzielen, ohne dass die wissenschaftlichen Fächer durch Verminderung der Stundenzahl eine Einbusse erleiden müssen<sup>1)</sup>. — Die vielfach erstrebte Verringerung der Unterrichtsstunden würde natürlich die altsprachlichen Fächer in erster Linie treffen. Dagegen aber müssen wir uns auf das bestimteste aussprechen.

Um es nochmals zusammenzufassen, so ermöglichen es die Fortschritte, welche die Methodik des Unterrichtens gemacht hat, das Mass der häuslichen Aufgaben in einer

1) Am Wiesbadener Gymnasium hat nicht bloss jede einzelne Klasse wöchentlich 2 innerhalb der gewöhnlichen Schulzeit liegende Turnstunden; an den freien Nachmittagen werden auch, sofern es die Witterung erlaubt, grössere Turnspiele (je 2 St.) im Freien veranstaltet, an denen die Schüler zahlreich und mit Lust teilnehmen; ausserdem erfreut sich ein 1881 gegründeter, das ganze Jahr hindurch an 2 Abenden in der Turnhalle übender Gymnasiasten-Turnverein einer starken Beteiligung seitens der Schüler. Diese letzteren Einrichtungen sind natürlich fakultativer Art; sie ermöglichen es, dass der Schüler unter Leitung eines Lehrers wöchentlich 6—8 Stunden den Leibesübungen obliegen kann. Es darf konstatiert werden, dass ein Bedürfnis, deshalb die Zahl der wissenschaftlichen Stunden zu mindern, nicht im entferntesten hervorgetreten ist.

Weise zu reduzieren, dass gerechte Klagen über geistige Überbürdung der Schüler nicht mehr erhoben werden können. Auf diesem Wege ist weiter zu gehen, nicht in der Richtung, dass die Zahl der wöchentlichen Schulstunden herabgesetzt werde. Dahin allerdings werden wir, auch wenn alle Lehrerkollegien fort und fort bemüht sind an der Ausgestaltung und Vervollkommnung der Kunst des Unterrichtens weiter zu arbeiten, niemals gelangen, dass die Schüler ohne häusliche Thätigkeit zum Ziele kommen; den Nürnberger Trichter werden wir nicht erfinden. Ja, es scheint gerade in unserer Zeit, in der manche unverständige Eltern dem Söhnchen gern jede Anstrengung ersparen möchten, besonders angebracht auf das Wort des Dichters zu verweisen, der recht behalten wird, wenn er sagt, dass nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht, der Wahrheit tief versteckter Born rauscht.

Zum Schluss bemerkt der Vortragende, die von ihm empfohlene Resolution beziehe sich nur auf das Gymnasium; es sei aber jede etwa gegen anders organisierte Anstalten sich richtende feindliche Spitze mit Absicht vermieden worden, sodass auch die Vertreter der Realschulen seiner Ansicht nach dafür stimmen könnten. Hieran anknüpfend betont derselbe noch die erziehlichen Aufgaben, die sämtlichen deutschen Schulen gemeinsam seien, indem er unter anderem hervorhebt, dass alle die Pflicht hätten, die Jugend zu erziehen in der Liebe zum angestammten Landesherrn, in der Treue gegen Kaiser und Reich, aber auch in der Scheu vor dem Heiligen und — da trotz allen Haders, der unseliger Weise die Konfessionen scheide, doch der christliche Grundcharakter der Schule erhalten sei — auch in christlichem Glauben und christlicher Gesittung. (Bravo!)

Nach dem Vortrage eröffnet der Vorsitzende, Oberschulrat von Sallwürk die Diskussion, indem er bemerkt, dass die Resolution selbstverständlich wohl nur gegen die Presse sich richte, die nicht aus rein sachlichen Gründen Agitation betreibe und Verständigung mit der Schule gar nicht anstrebe. Er stellt die Frage, ob es an der Zeit zu sein scheine, gegen diese Presse durch eine Resolution Front zu machen.

Rektor Bender (Ulm) bezweifelt, ob die Form der Resolution unseren Feinden gegenüber die richtige sei; jedenfalls seien die Ausdrücke der vorliegenden Resolution zu allgemein. Er verstehe nicht, weshalb das Griechische darin so besonders hervorgehoben sei. Er glaube, die Opposition werde durch eine Resolution nicht zurückgedrängt, eher noch verstärkt; jeder einzelne müsse für die gute Sache eintreten.

Direktor Frühe (Baden) stimmt Bender bei; auch er verspricht sich von der Resolution keinen Nutzen. Man bringe durch dieselbe die Zeitungen nicht zum Schweigen, auch die Väter nicht. Der Lehrer sei es, der in der Klasse durch seine Persönlichkeit den Schaden leicht wieder gut machen könne. Endlich würden auch die Regierungen durch eine solche Resolution nicht umgestimmt. Wenn man also überhaupt eine Erklärung für nötig erachte, so möge man eine andere, kürzere Form wählen; dann könne er zustimmen.

Direktor Uhlig (Heidelberg): Ich befinde mich, meine Herren, gegenüber dem Vorschlag des Herrn Direktor Pähler in einer üblen Lage, und, wie ich weiss, denken andere ganz wie ich. Materiell stimmen wir mit dem von ihm Gesagten vollkommen überein, aber wir erachten nicht den Weg einer Resolution, gerichtet an Publikum und Behörden, für das Richtige. Wir versprechen uns von solchem Verfahren keine Wirkung und meinen, dass man nichts thun solle, dessen Wirkungslosigkeit man meint voraussehen zu können. Ich meine,



dass vielmehr ein anderer Weg eingeschlagen werden solle, nämlich der, dass jeder von uns, der dazu befähigt ist, die Feder in einer für Zeitungen passenden Weise zu führen, nicht, wie das meist geschieht, über die Angriffe, welche in der Presse gegen uns gerichtet werden, bloss die Achseln zuckt und spottet, sondern sich vielmehr entschliesst in den Kampfplatz herabzusteigen und den Gegnern mit gleichen Waffen zu begegnen. Geschieht dies geschickt und von mehreren Seiten, so wird ein Erfolg nicht ausbleiben.

Direktor Lüttgert (Lingen) erklärt sich mit dem Vortrage des Herrn Direktor Pähler, namentlich mit der in den Schlussworten desselben ausgesprochenen religiösen Gesinnung, einverstanden.

Direktor Fischer (Bernburg) kann wegen des Kampfes zwischen Realschule und Gymnasium der Resolution nicht beistimmen. Es könne scheinen, als ob die Resolution gegen die Realschule gerichtet wäre. Er verlangt also, die Gegner müssten mindestens genauer präzisiert werden.

Pähler: Die Einwendungen, die er gehört, hätten ihn nicht überzeugt; er halte die Resolution nach wie vor für zweckmässig. Man scheine freilich anzunehmen, er sehe in einer solchen Resolution das alleinige Heil, als ob wir nach derselben ruhig die Hände in den Schoss legen könnten; das sei nicht der Fall, da er die Bedeutung einer Annahme dieser Erklärung keineswegs überschätze. Mit den übrigen Mitteln, die empfohlen seien, könne er sich im ganzen einverstanden erklären; aber hier gelte es, wie Lüttgert richtig hervorgehoben habe, das eine zu thun und das andere nicht zu lassen. Dass die Resolution den Unwillen der verlogenen Agitationspresse erregen und für den Augenblick die Feindseligkeit verschärfen werde, dürfe nicht abschrecken; auch wenn sie keine Annahme finde, würden Angriffe nicht ausbleiben, die man getrost verachten könne. Auf den besseren Teil der Presse und das Publikum werde das Votum dieser Versammlung des Eindrucks sicher nicht verfehlen. Wenn Versammlungen anderer Berufskreise in den ihr Fach berührenden Fragen Resolutionen fassten, so werde dies wohl auch den Schulmännern gestattet sein. Man möge nur den Mut haben, ein entschiedenes Wort zu sprechen. Die Zeitverhältnisse forderten, dass man Stellung nehme. Das Griechische sei in der Resolution so nachdrücklich hervorgehoben, weil seine Position im gymnasialen Lehrplane durch die Angriffe der Gegner am meisten gefährdet sei; auch könne es ja keinem Zweifel unterliegen, dass an innerem Gehalt die hellenische Literatur die römische bei weitem übertreffe und für die Schule den Vorzug verdiene. Herrn Direktor Fischer gegenüber bemerkt Pähler, seine Resolution sei nicht gegen die Realschulen gerichtet. Gymnasium und Realschule könnten friedlich neben einander leben und wirken. Die Gymnasiallehrer bekämpften die Realschulen und ihre Organisation nicht, wollten aber das Gymnasium gegen seine Feinde schützen.

Nachdem noch einige Redner pro und contra gesprochen, bringt der Vorsitzende, Oberschulrat von Sallwürk die Frage zur Abstimmung: Ist es Wunsch der Sektion gegen die agitierende Presse eine Resolution zu fassen?

Da das Resultat der Abstimmung anfänglich zweifelhaft scheint, wird die Gegenprobe veranstaltet, welche ergiebt, dass eine Resolution mit schwacher Stimmenmehrheit abgelehnt ist.

Direktor Uhlig: Wenn die Majorität abgelehnt hat, eine Resolution zu fassen, so liegt uns, den Ablehnenden, gewiss am Herzen, dass dies nicht missverstanden werde. Wir

sind zweifellos alle Herrn Direktor Pähler von Herzen dankbar für den beredten Ausdruck von Gedanken und Empfindungen, welche wir vollkommen teilen, und nur das Bedenken, dass dieselben besser nicht zu einer Resolution gestaltet werden, hat uns abgehalten, ihm beizustimmen. Ich möchte mir erlauben, noch einmal auf den andern Weg hinzuweisen, der nach meiner Ansicht eingeschlagen werden sollte, den der journalistischen Polemik einzelner, und möchte zugleich noch ein anderes Mittel erwähnen, durch das eine Aufklärung des Publikums erzielt werden kann. Ich meine eine Einladung an die Eltern, sich zu einer Verhandlung in der Aula des Gymnasiums einzufinden, wo dann der Direktor zuerst die ihm zu Ohren gekommenen Klagen, welche er für beachtenswert hält, beleuchtet und hierauf jeden der Anwesenden bittet, ihn bezüglich anderer, nicht berührter Punkte zu interpellieren.

Pähler bedauert die Ablehnung und fragt, ob die Versammlung, wenngleich sie aus Opportunitätsgründen von der vorgeschlagenen Form abgesehen habe, nicht doch aussprechen wolle, dass sie mit dem Inhalte der Resolution und ihrer Begründung im wesentlichen durchaus einverstanden sei.

Der Vorsitzende bringt dies zur Abstimmung. Die überwiegende Mehrheit der Versammlung erklärt sich dafür.

Hierauf schliesst Oberschulrat von Sallwürk die Sitzungen. Die Arbeiten der Sektion seien fruchtbar gewesen, da jeder im gegenseitigen Gedankenaustausche Anregung und Belehrung empfangen habe. Er dankt dem Direktor Uhlig, der tags zuvor die Debatte über den französischen Unterricht so trefflich geleitet habe, ebenso den sämtlichen Vortragenden und den Sekretären.

Pähler dankt mit warmen Worten dem Präsidenten von Sallwürk für die ausgezeichnete, umsichtige Führung der Geschäfte und bringt ein Hoch auf ihn aus, in das die Versammlung freudig einstimmt.

## II. Orientalische Sektion.

(Bericht des Sektionsvorstandes: Hrn. Professor Dr. Merx.)

Bei der Vorlegung des Berichtes über die orientalische Sektion der Philologenversammlung scheint es geboten darauf aufmerksam zu machen, dass und inwiefern die Aufgaben dieser Sektion eigentümlich und abweichend von denen der übrigen Sektionen bedingt und bestimmt sind. Während die übrigen Sektionen eine freie und jährlich wechselnde Vereinigung von Mitgliedern darstellen, welche sich wissenschaftlich unterhalten und belehren wollen, ist die orientalische in erster Linie die statutenmässig vorgeschriebene Generalversammlung der deutschen morgenländischen Gesellschaft. Bei diesen Versammlungen werden zwar auch Nichtmitglieder gerne zugelassen und, wenn sie sich dafür interessieren, in den Kreis der Gesellschaftsglieder eingeladen, aber natürlich können sie an den Abstimmungen und geschäftlichen Verhandlungen nur hörend, nicht mitredend und mitstimmend teilnehmen. Erst nach Erledigung der Verwaltungsgeschäfte unserer Gesellschaft können wir unsere Zeit auch wissenschaftlichen Vorträgen und Erörterungen widmen und erst dann tritt der Charakter der geschlossenen Gesellschaft vollständig zurück. Dieser Sachlage entsprechend ist die Thätigkeit der Sektion auch bei der diesjährigen Versammlung eine doppelte gewesen; wir haben einen geschäftlichen Teil und einen wissenschaftlichen Teil gehabt. Die geschäftlichen Verhandlungen waren in diesem Jahre von ganz hervorragender Wichtigkeit und nahmen demgemäss den grössten Teil unserer Zeit in Anspruch. Es wurde in zwei langdauernden Sitzungen nach Erledigung der einfachen laufenden Geschäfte, d. h. nach Mitteilung der Berichte über den Stand der Gesellschaft, über ihre Bibliothek, Zeitschrift und die weiteren Publikationen und nach Prüfung der Rechnungsführung, die ausserordentlich schwierige und komplizierte Frage über die künftige Behandlung der wissenschaftlichen Jahresberichte vorgenommen. Diese Jahresberichte sollen statutenmässig geliefert werden, um über den Stand der orientalischen Studien nicht in Deutschland allein, sondern soweit solche überhaupt getrieben werden, eine Übersicht zu bieten. Im Laufe der Zeit haben aber diese ursprünglich kurzen Darstellungen der Studien sich mehr und mehr erweitert und schliesslich einen Umfang angenommen, dass weder die Kraft noch auch die Kenntnisse eines einzelnen Mannes ausreichen um sie herzustellen, da sie zuletzt ganz Asien und Teile Afrikas umspannten und jährlich einen mässigen Band in Anspruch nahmen, der das Budget der Gesellschaft belastete. Unter diesen Umständen wurde erwogen, ob es überhaupt noch möglich sei die Jahresberichte in der früher beabsichtigten Weise fortzusetzen, auf die vielfach und mit Recht ein ausserordentlich hoher Wert gelegt wird. Es ist gelungen, diese Frage in den Sektionssitzungen soweit zu bearbeiten, dass dieselbe einer gewählten Kommission hat übergeben werden können, von der mit Zuversicht vorausgesetzt und erwartet werden kann, dass sie dieselbe zu einem gedeihlichen Ende führen

wird. Erst nach Erledigung dieser Angelegenheit blieb uns Zeit zu rein wissenschaftlichen Sitzungen, deren wir zwei gehalten haben. Es sind in diesen zwei Sitzungen vier Vorträge gehalten worden. Zunächst trug Dr. Cornill aus Marburg vor über die kritische Methode, welche bei Bearbeitung schwieriger, eventuell verdorbener alttestamentlicher Texte und in diesem Falle speziell des Ezechiel angewendet werden müsse. Der Inhalt des Vortrages war kurz folgender:

Auch in der Behandlung des Alten Testamentes muss mit der auf anderen Gebieten der Philologie geübten und bewährten Methode der Texteskritik Ernst gemacht werden. Es muss die Überzeugung sich Bahn brechen, dass man sich nicht damit zufrieden geben darf, einen allenfalls lesbaren Text zu besitzen, sondern dass das die Aufgabe der methodischen Texteskritik ist, mit allen vorhandenen Hilfsmitteln die uns noch sicher erreichbare ursprünglichste Textesgestalt herzustellen. Unsere Hilfsmittel sind ausser dem überlieferten hebräischen Texte die alten aus der Ursprache gefertigten Übersetzungen: LXX, Targum, Peschito und Vulgata. Da nun die LXX im dritten vorchristlichen Jahrhundert, das Targum um die Zeit von Christi Geburt, die Peschito rund 100, die Vulgata ca. 400 nach Chr. entstanden ist, der uns überlieferte massorethische Text dagegen zur Zeit des Hieronymus noch nicht endgültig festgestellt war, also frühestens dem sechsten christlichen Jahrhundert zugeschrieben werden darf, so ist es selbstverständlich, dass eine methodische Texteskritik beim Alten Testamente nicht von der Massorah, sondern von der LXX als ältestem Texteszeugen auszugehen hat. Erstes Erfordernis ist also, mit der LXX ins Reine zu kommen, wofür Lagarde den Weg gewiesen hat. Da für den alttestamentlichen Texteskritiker die LXX als solche gar kein Interesse hat, sondern da sie ihm nur dazu dienen soll, die hebräische Vorlage zu rekonstruieren, welche die Alexandriner vor sich hatten, so ist zunächst mit Hülfe der ältesten Handschriften, der Tochterübersetzungen, der mit Vorsicht zu benutzenden Citate bei Kirchenvätern und vor allem der Hexaple des Origenes die ursprüngliche Gestalt der LXX wenigstens ihrem Bruttogehalte nach zu ermitteln und von dieser ursprünglichen Gestalt aus nach sorgfältigster Untersuchung des Charakters und der Art und Weise der Übersetzung auf das ihr vorliegende Original zurückzuschliessen. Ist so eine hebräische Handschrift des dritten vorchristlichen Jahrhunderts gewonnen, so hat die Texteskritik wenigstens einen sicheren Ausgangspunkt, wenn sie auch natürlich damit noch nicht am Ziele ist. Denn auch die übrigen selbständigen Texteszeugen sind sorgfältig abzuhören. Beim Targum ist darauf zu achten, dass die Grenzlinien zwischen Übersetzung und Umschreibung erkannt und inne gehalten werden; bei der Peschito ist die an vielen Stellen ganz unzweifelhafte Abhängigkeit von der LXX zu berücksichtigen und auch eine etwaige Abhängigkeit vom Targum nicht zu übersehen. Gelegentlich der Peschito wies der Redner auch die völlige textkritische Wertlosigkeit des von Ceriani photolithographierten Ambrosianus nach, indem derselbe durchweg nach der Massorah korrigiert ist. Auch die Vulgata will sorgfältig berücksichtigt sein, wenn auch ihr hoher Wert für uns mehr auf der in ihr niedergelegten exegetischen Tradition beruht, als in textkritischer Hinsicht. Für den überlieferten hebräischen Text ist auszugehen von der durch Lagarde bewiesenen Thatsache, dass sämtliche Handschriften des hebräischen Alten Testamentes auf einen Archetypus zurückgehen und folglich nur eine Recension darstellen; zur Illustrierung dieser Thatsache teilte der Redner das Ergebnis der von ihm vorgenommenen Kollationierung



des Codex Babylonicus Petropolitanus mit der Hahnschen Handausgabe des Alten Testaments mit. Diese fünf Recensionen: LXX, Targum, Peschito, Vulgata und Massorah müssen dazu dienen, um aus ihnen nach den Regeln der philologischen Kritik die ursprüngliche Textesgestalt zu erschliessen, bis zu welcher wir mit Sicherheit vordringen können, und es ist dabei namentlich darauf zu achten, dass das sogenannte Princip der „schwereren Lesart“ nicht überspannt und gemissbraucht werde. Falls uns die ganze Überlieferung im Stiche lässt, ist zur Konjekturen zu greifen; ist auch eine Konjekturen auf methodischem Weg wegen Mangels an Anhaltspunkten unmöglich, so ist die Stelle als heillos verderbt anzuerkennen.

Hierauf gab der Redner noch eine kurze Mitteilung über die äusserliche Einrichtung seiner in Arbeit befindlichen textkritischen Ausgabe des Propheten Ezechiel. Abzudrucken ist der als ursprünglich erschlossene Text einschliesslich als notwendig erwiesener Konjekturen. Dagegen ist dieser Text ohne Vokale zu drucken und die Konsonanten nach bestimmten Principien zu schreiben. Die Anwendung der *matres lectionis* findet ganz konsequent nach festen, teils dem herrschenden Gebrauche der Massorah entnommenen, teils auf Grund linguistischer Erwägungen aufgestellter Regeln statt. Die Stelle der Vokalisierung vertritt eine gegenüberstehende deutsche Übersetzung. Unter Text und Übersetzung tritt der textkritische Apparat, welcher nur wirkliche Varianten, diese aber auch vollständig aus allen selbständigen Texteszeugen zu bringen hat. Auch die späteren griechischen Übersetzer: Aquila, Symmachus und Theodotion sind im Apparat als Texteszeugen aufzuführen, wenn ihre Übersetzungen auf abweichende Lesarten zurückgehen. Ferner sind Abweichungen vom überlieferten Texte zu begründen, und zwar möglichst kurz, und ebenso Konjekturen als notwendig zu erweisen. Der Joel von Merx diene hierbei als Vorbild. — Es sollte sich dem Vortrage eine Exegese der verzweifelte Stelle Ezech. 21, 13 ff. als Probe der bei dem ganzen Buche befolgte Behandlungsweise anschliessen; aber da die Zeit bereits vorgerückt war, verzichtete der Redner hierauf.

Sodann führte Herr Dr. Teufel aus Karlsruhe die Versammlung zu einem Probleme der Geschichtsschreibung des neueren Orients, indem er betonte, welche Mängel der orientalischen Geschichtsschreibung bei uns zur Zeit noch anhaften. Er schilderte die Regierung des Schah Tahmasp I. wesentlich auf Grund seiner eigenen Aufzeichnungen, indem er bemerkte, dass das Hereinziehen der Memoirenliteratur in die orientalische Geschichtsschreibung analog der Benutzung derselben in der westlichen Geschichtsschreibung eine Bereicherung und Vertiefung derselben hervorrufen werde und daher in Angriff zu nehmen sei. Anknüpfend an eine Bemerkung Prof. Sachau's (li. Cbl. 1877) wies Redner zunächst im allgemeinen auf den Gewinn hin, welchen gründlichere Erforschung morgenländischer Geschichte von der Ausbeutung der Memoirenliteratur erwarten könne und erläuterte dann seinen Satz durch nähere Betrachtung der Denkwürdigkeiten Schah Tahmasp des Ersten von Persien. Nachdem er kurz die Mangelhaftigkeit der Grundlagen charakterisiert, auf welchen Tahmasp's Vater, Ismail I. das Reich der Sefiden gegründet, schilderte er im Umriss die Regierung Tahmasp's, um dann auf Grund der Berliner Handschrift Spreng. 205 zur Analyse der Memoiren selber überzugehen. Indem er aus denselben namentlich die für den Charakter des Autors bezeichnendsten Stellen hervorhob, gelangte er zu dem Resultate, dass das Werk nicht bloss für die äussere, sondern noch weit mehr für die innere Geschichte der Regierung Tahmasp's eine nicht

zu unterschätzende Quelle sei, und namentlich das Verhalten des letzteren in mehreren der bedeutendsten Abschnitte seines Lebens, wie während der türkischen Kriege und bei Auslieferung des osmanischen Prinzen Bâjazid b. Sulaimân durch dasselbe in hellere Beleuchtung gerückt werde. Mit einer zusammenfassenden Charakteristik des Schâhs schloss der Vortrag.

Hierauf sprach Herr Professor Dr. Constantin Schlottmann aus Halle nach einigen Vorbemerkungen über die vielfach ventilirte Frage nach dem Zusammenhange der altsemitischen Schrift mit der ägyptischen und der Runenschrift und suchte den Nachweis zu liefern, dass die Runenschrift in letzter Instanz vom altsemitischen Alphabet und nicht vom lateinischen entlehnt sei, obwohl der Weg, auf dem die Überführung der altsemitischen Schrift in die Runenschrift erfolgt sei, bis jetzt nicht nachgewiesen werden könne. Der Redner behandelte mit Rückbeziehung auf seinen Artikel „Schrift und Schriftzeichen“ in Riehms Handwörterbuch zwei Punkte daraus einlässlicher. Zuerst führte er die Beweise dafür weiter aus, dass die altsemitische Schrift, wahrscheinlich zur Zeit der Hyksos, innerhalb eines semitischen Stammes, der sich in Ägypten aufhielt im Anschluss an das Princip der akrophonischen Hieroglyphen entstanden sei. Sodann zeigte er, ausführlicher als in jenem Artikel, dass trotz Wimmers scharfsinnig ausgeführter Einwendungen das sechszehnbuchstabile Runenalphabet (Futhark) gegenüber dem mehrbuchstabigen das ältere sei und nicht aus der römischen Schrift der Kaiserzeit, sondern nur aus der altsemitischen Schrift selbst oder einem sehr alten Tochteralphabet derselben abgeleitet werden könne, wie dies sowohl aus der Form mehrerer Runen, als auch aus der Anwendung der Furchenschrift (Boustrophedon), bei welcher die Buchstaben in der Richtung nach rechts und links verschieden gestaltet sind, unzweifelhaft hervorgehe.

Hierauf legte der Vorsitzende den Codex Reuchlinianus der Grossherzoglichen Bibliothek zu Karlsruhe nebst einer photolithographischen Nachbildung einiger Seiten vor, welche in der photolithographischen Anstalt des Herrn Baeckmann zu Karlsruhe hergestellt worden sind. Bei der hohen Bedeutung der Handschrift und der Vortrefflichkeit der Nachbildung wurde anerkannt, dass eine auf diesem Wege hergestellte Ausgabe des Codex allen Ansprüchen genügen würde.

Endlich sprach Herr Professor Lefmann aus Heidelberg noch über die Stellung der Dynastie der Bhārata in dem Veda, aber wegen vorgeschrittener Zeit konnte er sich nur auf kurze Andeutungen beschränken. Er führte aus, dass die Stellung der Bhārata nach dem Rigveda entgegen der bisherigen Annahme nicht als eine den Sudas oder den Tritsu feindliche anzusehen sei; vielmehr lasse sich deutlich erkennen, dass jenes zuerst und am weitesten nach Osten vorgedrungene Kriegervolk sich eben aus seiner „Winzigkeit“ zu siegreicher Macht erhoben.

Im Laufe der Sitzungen war es dem Vorsitzenden vergönnt mitzuteilen, dass eine für diese Sektion bestimmte Festschrift durch die Munificenz des Grossherzoglichen Ministeriums hat zum Druck befördert werden können, wofür der ehrfurchtsvolle Dank der Sektion an dieser Stelle zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird. Die Festschrift enthält zwei bisher unedierte arabische Schriftwerke, zu deren Herausgabe sich Herr Professor Dr. Thorbeke und der unterzeichnete Vorsitzende vereinigt hatten. Herr Professor Thorbeke edierte Ibn Doreids Kitâb el malâhin mit Einleitung über Sinn und Bedeutung dieses Werkes, das für die Lexikographie ebenso wie für die Erkenntnis von

Interesse ist, wie im Orient die reservatio mentalis verbreitet ist. Der Unterzeichnete veröffentlichte die Saadjanische Übersetzung des Hohen Liedes ins Arabische nebst andern auf das Hohe Lied bezüglichen arabischen Texten mit einer Einleitung, in der die Abfassung der mitgetheilten anonym überlieferten Übersetzung durch Saadja nachgewiesen ist. Beide Schriften vereinigt erschienen in Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg 1882.

Schliesslich ist zu bemerken, dass als im Druck begriffen Müllers Ausgabe der Geschichte der arabischen Ärzte von Abu Usaibia vorgelegt wurde, welche in der ägyptischen Druckerei zu Bulaq hergestellt wird.

---

### III. Deutsch-romanische Sektion.

#### Verzeichnis der Mitglieder:

- |   |  |
|---|--|
| 1. Bartsch, Dr., Geh. Hofrath. Heidelberg. I. Vorsitzender. | 26. Kluge, Dr., Privatdocent. Strassburg.        |
| 2. Behaghel, Dr., Prof. Heidelberg. II. Vorsitzender.       | 27. Koch, Dr., Privatdocent. Marburg.            |
| 3. Amersbach, Prof. Konstanz.                               | 28. Kölbing, Dr., Prof. Breslau.                 |
| 4. Armitage, Oxford.  | 29. Kossmann, stud. phil. Karlsruhe.             |
| 5. Baechtold, Dr., Prof. Zürich.                            | 30. Krummacher, Dr., Dir. Kassel.                |
| 6. Barack, Dr., Oberbibliothekar. Strassburg.               | 31. Lange, Dr., Gymn.-Lehrer. Kassel.            |
| 7. Bech, Dr., Prof. Zeitz.                                  | 32. Lohmeyer, Dr., Bibliothekar. Kassel.         |
| 8. Bechstein, Dr., Prof. Rostock.                           | 33. Meyer v. Waldeck, Kollegienrath. Heidelberg. |
| 9. Becker, cand. phil. Heidelberg.                          | 34. Meyer, Robert, Dr., Prof. Karlsruhe.         |
| 10. Bossler, Dr., Dir. Darmstadt.                           | 35. Müller, Prof. Karlsruhe.                     |
| 11. Brandt, Prof. Baltimore.                                | 36. Neumann, Prof. Freiburg.                     |
| 12. Dauber, Dr., Prof. Karlsruhe.                           | 37. Oeser, Dr., Prof. Karlsruhe.                 |
| 13. Egelhaaf, Dr., Prof. Heilbronn.                         | 38. Rieger, Dr. Darmstadt.                       |
| 14. Erhardt, cand. phil. Heidelberg.                        | 39. Scheffer-Boichorst, Dr., Prof. Strassburg.   |
| 15. Fischer, Dr., Prof. Stuttgart.                          | 40. Seldner, Dr., Prof. Mannheim.                |
| 16. Förstemann, Dr., Hofrath. Dresden.                      | 41. Settegast, Dr., Prof. Zürich.                |
| 17. Fulda, cand. phil. Frankfurt a. M.                      | 42. Soldan, Dr., Prof. Basel.                    |
| 18. Gehrke, Gymn.-Lehrer. Gebweiler.                        | 43. Stjernström, Amanuensis. Upsala.             |
| 19. Grober, Dr., Oberl. Mülhausen i. E.                     | 44. Stock, Dr., Prof. Karlsruhe.                 |
| 20. Herzog, Prof. Stuttgart.                                | 45. Thurneysen, Dr., Privatdocent. Jena.         |
| 21. Holder, Dr., Bibliothekar. Karlsruhe.                   | 46. Vierordt, Dr. Karlsruhe.                     |
| 22. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.                            | 47. Waag, stud. phil. Karlsruhe.                 |
| 23. Kaiser, Dr., Oberl. Elberfeld.                          | 48. Wilser, Dr., prakt. Arzt. Karlsruhe.         |
| 24. v. Keller, Prof. Tübingen.                              | 49. Windeck, stud. phil. Hirschberg.             |
| 25. Kilian, stud. phil. Karlsruhe.                          | 50. Wolpert, Studienlehrer. Augsburg.            |
|   | 51. Wülcker, Dr., Archivrath. Weimar.            |
|   | 52. Ziemer, Dr., Oberl. Kolberg.                 |

Die Sektion konstituierte sich nach Schluss der ersten allgemeinen Sitzung, Mittwoch, den 27. September, 12 Uhr Mittags unter dem auf der Versammlung zu Stettin gewählten Präsidium: Geh. Hofrath Bartsch aus Heidelberg als erstem, Professor Behaghel aus Heidelberg als zweitem Vorsitzenden. Zu Schriftführern wurden Professor Amersbach aus Konstanz und Professor Dr. Meyer aus Karlsruhe erwählt. 52 Mitglieder trugen sich in das Album der Sektion ein. Der Vorsitzende berichtete zunächst über eingegangene Begrüssungsschriften; er legte den 20. Jahrgang seiner germanistischen Bibliographie, welche der Sektion zur Feier ihres zwanzigjährigen Bestehens gewidmet wurde, in 50 Exemplaren zur Verteilung vor. Professor Funck aus Karlsruhe stellt eine Anzahl Exemplare seiner Schrift 'Beiträge zur Wielandbiographie' (Freiburg 1882) zur



Verfügung, ebenso Professor Th. Süpfle aus Metz von seinem Programm 'Über den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich' (Metz 1882). Hieran knüpfte der Vorsitzende die folgende Ansprache:

Geehrte Herren,

Werte Fachgenossen!

Zwei Jahrzehnte sind heuer verflossen, seit eine germanisch-romanische Sektion der Philologenversammlung ins Leben und in Wirksamkeit trat. Die Anregung dazu wurde 1861 auf der Versammlung zu Frankfurt a. M. gegeben. Dort hatte sich, ohne vorausgehende Verabredung, zum ersten Male eine grössere Zahl von germanistischen Fachgenossen vereinigt; manchen hatte gewiss auch das von Rudolf von Raumer in der pädagogischen Sektion zur Verhandlung gestellte Thema 'über die Behandlung des Altdeutschen auf den Gymnasien und über die Heranbildung der dazu nötigen Lehrkräfte' angelockt. Ich selbst besuchte zum ersten Male den Philologenkongress: ich lernte in Frankfurt eine Anzahl von Fachgenossen kennen und empfing gleich hier so manche Anregung durch persönlichen Verkehr, dass ich von da an ein fleissiger Besucher wurde. Hier traf ich u. a. Birlinger, Crecelius, Creizenach, Diefenbach, Holland, Liliencron, Möbius, Raumer, Regel, Rieger, Franz Roth, Wilhelm Wackernagel, Weigand, Weismann. Bei regem geselligen Verkehr kam, ich wüsste nicht zu sagen durch wen angeregt, der Wunsch zur Sprache, dass die Germanisten künftig zu einer besonderen Sektion zusammenzutreten möchten. Der Gedanke fand lebhaften Beifall, und wir drei, Wackernagel, Raumer und ich, stellten bei der Versammlung einen dahin gehenden Antrag. Derselbe wurde von der zur Festsetzung des nächsten Versammlungsortes gewählten Kommission, zu deren Sitzungen wir drei Antragsteller hinzugezogen worden waren, dem Plenum warm empfohlen und allgemein angenommen. Raumer in Verbindung mit Eckstein und Firnhaber ward beauftragt, eine Geschäftsordnung für die neue Sektion zu entwerfen und im nächsten Jahre der Versammlung vorzulegen. Bei den Beratungen der Kommission kam zur Frage, inwiefern die Beteiligung der Germanisten eine Veränderung des Namens der Versammlung herbeiführen könne. Sie nannte sich bis dahin Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten. Waren hier unter Philologen nur die 'klassischen' Philologen gemeint und neben ihnen die Orientalisten besonders genannt, so durften die Germanisten das gleiche Recht beanspruchen. Wenn nun aber, was nicht undenkbar, auch die Romanisten, Slavisten und Linguisten sich als besondere Sektionen aufthun wollten, so wäre dadurch allmählich der Titel der Versammlung so endlos wie der eines regierenden Fürsten geworden. Die Vertreter der klassischen Philologie waren einsichtsvoll genug zuzugeben, dass Orientalisten und Germanisten, mit Vergunst zu sagen, auch Philologen seien, und so, statt dem Titel etwas hinzuzufügen, vereinfachte man ihn durch Streichung der Orientalisten, indem man unter Philologen jetzt die Vertreter der verschiedensten Gebiete der Philologie verstand. Und so sind denn die Frankfurter Verhandlungen im Jahre darauf zum ersten Male unter dem seitdem verbliebenen Titel 'Verhandlungen der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner' erschienen. Es war ein äusserlicher Punkt, und doch nicht bedeutungslos, denn er erweiterte den Begriff 'Philologen' in dem Sinne, wie es der thatsächlichen Entwicklung der philologischen Studien entsprach.

In Augsburg, dem Versammlungsorte des Jahres 1862, hiess der Vorsitzende, Rektor Metzger, in seiner Eröffnungsrede die Germanisten willkommen, durch deren

thätige Teilnahme die Versammlung 'einen längst gehegten Wunsch — oder soll ich sagen ein längstgefühltes Bedürfnis? — befriedigt sehe'<sup>1)</sup>. Raumer erwiederte im Namen der Fachgenossen dankend, indem er betonte, wie die Germanisten den grössten Wert darauf legten, mit der klassischen Philologie und ihrer bewährten Strenge in engstem Zusammenhange zu bleiben.<sup>2)</sup> Der von Raumer vorgelegte Statutenentwurf, welcher mit einer ganz geringen Änderung angenommen wurde,<sup>3)</sup> gedenkt bereits der Verbindung der Germanisten mit den Vertretern der romanischen und osteuropäischen Philologie; daher denn das von Raumer, Wackernagel und mir erlassene Einladungsschreiben auch an sie versandt wurde. 36 Teilnehmer trugen sich in das zu Augsburg eröffnete Album der Sektion ein. Gar mancher von denen, die damals fröhlich unter uns weilten, ist seitdem aus dem Leben geschieden: ich nenne Diemer, Hoffmann von Fallersleben, Vilmar. Aber auch die beiden Männer, die damals an der Spitze unserer Sektion standen, Wackernagel und Raumer — sie sind nicht mehr. Heuer ist es das 16. Mal, dass die deutsch-romanische Abteilung der Sektion zusammentritt; an fünf Jahren (1866, 1870, 1871, 1873 und 1881) ist sie, wie die Philologenversammlung überhaupt, aus verschiedenen Ursachen ausgefallen. Den etwas veränderten Namen, der des romanischen Elementes ausdrücklich gedenkt, erhielt sie auf der Versammlung zu Meissen (1863), und trotz mancher Versuche, eine besondere Sektion für neuere Sprachen zu gründen, haben bis jetzt die Romanisten redlich mit den Germanisten zusammengehalten.

Ein Zeitraum von zwanzig Jahren, überhaupt eine längere zurückgelegte Strecke, veranlasst von selbst zu einer Umschau. Nach siebenjährigem Bestehen der Sektion gab Weinhold auf der Versammlung in Kiel (1869) einen Überblick über die germanistische Literatur in diesen sieben Jahren. Das hat nach ihm kein Vorsitzender mehr gethan; auch ich gedenke es nicht zu thun. Wohl aber ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, derjenigen germanistischen und romanistischen Fachgenossen zu gedenken, welche in dem Zeitraume seit der letzten Versammlung (1880) aus unserer Mitte geschieden sind. Ich führe sie, ohne eine Sonderung nach Fächern und Ländern vorzunehmen, in der Reihenfolge ihres Scheidens an. Am 1. November 1880 starb im 78. Lebensjahre der Germanist Karl Roth in München, bekannt durch eine Reihe von Veröffentlichungen namentlich auf dem Gebiete des Mittelhochdeutschen; am 25. Dezember 1880 im 50. Lebensjahre Wilhelm Mannhardt, mir persönlich ein alter Freund und Studiengenosse, der mit begeisterter Liebe seine Thätigkeit dem Ausbau der germanischen Mythologie auf der breiteren Grundlage der vergleichenden Religionswissenschaft widmete; am 30. Januar 1881 in Algier im 36. Lebensjahre Henry Nicol, ein reichbegabter Forscher auf dem Gebiete der romanischen Sprachen; am 13. Februar 1881 im 81. Lebensjahre Paulin Paris, der Nestor unter den Romanisten, der für die Förderung der Kunde des französischen Mittelalters rastlos, als einer der frühesten, bis ans Ende seines Lebens wirkte; am 7. April 1881 der Anglist Eduard Müller in Köthen, der verdiente Verfasser des etymologischen Wörterbuches der englischen Sprache, welches in zweiter Bearbeitung zu vollenden ihm noch beschieden war; am 14. April 1881 Theodor Müller in Göttingen, 65 Jahre alt,

1) Verhandlungen von Augsburg S. 21.

2) Germania 8, 222.

3) Gedruckte Verhandlungen von Augsburg S. 164. Germania 8, 223 f.

bekannt durch seine Ausgabe des französischen Rolandsliedes, welche die erste wirklich philologische war; am 9. Mai 1881 im 69. Lebensjahre Adalbert Kuhn in Berlin, der speziell um die Germanistik durch seine musterhaften Sammlungen von Sagen und Gebräuchen, in weiterer Ausdehnung aber um die vergleichende Mythologie und um die Sprachwissenschaft sich die bleibendsten Verdienste erworben hat und mit Th. Aufrecht zusammen die Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung begründete; am 2. Juni 1881 im 82. Lebensjahre Emile Littré in Paris, dessen staunenswert vielseitige Thätigkeit in dem bewunderungswürdigen Dictionnaire de la langue française, dem ersten historischen Wörterbuch der französischen Sprache, Höhepunkt und Abschluss fand; im Juli 1881 im 58. Lebensjahre Berthold Rumpelt in Kreuzburg, verdienstvoller Grammatiker und Linguist, einer der ersten, die das physiologische Element der Sprachbetrachtung nachdrücklich betonten; am 23. Juli 1881, 61 Jahre alt, Josef Haupt in Wien, ein scharfsinniger und origineller Forscher, der durch seine Publikationen auf alt- und mittelhochdeutschem Gebiete sich mannigfache Verdienste erwarb; am 14. September 1881 Adolf Laun in Oldenburg, im 74. Lebensjahre, bekannt durch seine kommentierten Ausgaben französischer Schriftsteller und durch seine trefflichen Übersetzungen englischer und französischer Dichter; am 11. November 1881 C. Engelhardt in Kopenhagen, der verdiente Altertumsforscher und langjährige Sekretär der königl. Gesellschaft für nordische Altertumskunde; am 4. Januar 1882 im 23. Lebensjahre Friedrich Apfelstädt in der Heilanstalt zu Görbersdorf in Schlesien, der trotz seiner Jugend schon manches Treffliche geleistet und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechnete; am 28. März 1882 im 69. Lebensjahre Bischof J. E. Moe in Christiansund, der in Verbindung mit Asbjørnsen sich in erfolgreichster Weise der Sammlung nordischer Sagen und Märchen widmete; am 17. Mai im 69. Lebensjahre Francis Guessard, hochverdient um die altfranzösische Literatur, der Begründer der wertvollen Sammlung der Anciens poètes de la France; am 29. Mai 1882 im 82. Lebensjahre Hermann Hettner in Dresden, dessen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts eines der ausgezeichnetsten Spezialwerke ist, die wir besitzen; endlich, am 6. Juni d. J., im 33. Lebensjahre Anton Edzardi in Leipzig, der in den letzten Jahren sein schönes Talent ausschliesslich dem Altnordischen zuwandte und hier noch sehr Bedeutendes zu leisten verhieß. Eine lange Reihe — in nicht viel mehr als 19 Monaten 17 Namen von Männern, deren manche am Ziele eines reichen Lebens standen, während andere in bester Manneskraft, einzelne noch in der Blüte der Jugend dahingingen. Ich glaube keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Sie ersuche, das Andenken unserer Toten durch Erheben von Ihren Sitzen zu ehren.

(Sämtliche Anwesende erheben sich.)

Ferner machte der Vorsitzende darauf aufmerksam, dass im abgelaufenen Jahre das mittelniederdeutsche Wörterbuch seinen Abschluss gefunden; er stellte den Antrag, dass die Sektion der Reichsregierung den Dank ausspreche für die finanzielle Unterstützung des Werkes, welche Unterstützung auf frühere Anregung der Sektion gewährt worden war. Der Antrag, so wie ein zweiter des Vorsitzenden, ein Glückwunschschreiben an Dr. Lübben zu richten, wurde einstimmig angenommen.

Schluss der Sitzung 1 Uhr.

---

## Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 28. September, Morgens 8 Uhr.

Vortrag des Vorsitzenden: 'Über die Gründung germanischer und romanischer Seminare und die Methode kritischer Übungen.'

Das Bedürfnis, mit den Vorlesungen philologische Übungen zu verbinden, hat sich begreiflicherweise schon frühe herausgestellt, lange bevor von seiten der Regierungen daran gedacht wurde, denselben eine feste und offiziell anerkannte Form zu geben. Schon Lachmann hielt solche Übungen, und von ihm hat sich der Brauch zunächst auf seinen Schülerkreis übertragen. Ich habe z. B. bei Weinhold in meinem ersten Semester (1849—50) an solchen Übungen teilgenommen, die mir sehr anregend waren.

Das erste offizielle Seminar für deutsche Philologie habe wohl ich geleitet. Als ich vor 24 Jahren nach Rostock berufen wurde, bestand dort ein philosophisch-ästhetisches Seminar, geleitet von meinem Vorgänger, dem durch seine eigentümliche Behandlung des Hildebrandsliedes bekannten Wilbrandt (dem Vater von Adolf Wilbrandt). Es hatte den Zweck, hauptsächlich für die Behandlung des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen der Gymnasien die künftigen Lehrer vorzubereiten: gewiss ein sehr löblicher und aner kennenswerter. Bei Wilbrandt hing diese Richtung mit seinem ganzen Bildungsgange zusammen, während ich, den pädagogischen Beziehungen ferner stehend, mehr die philologische Behandlungsweise zum Mittelpunkt machte. Der alte treffliche Vizekanzler von Both hatte mich im Sommer 1857 in Nürnberg aufgesucht, um mich persönlich kennen zu lernen. Er traf mich auf der Stadtbibliothek, im Staube der Manuskripte begraben, die ich für den allgemeinen Handschriftenkatalog des germanischen Museums durcharbeitete. Leider wusste ich nicht, dass er vollständig taub war: daher ich mich vergeblich bemühte, ihm auf seine Frage nach etwa wünschenswerten Umgestaltungen des Seminars meine leitenden Gesichtspunkte auseinanderzusetzen, bis ich mich endlich genötigt sah, einen Entwurf ex tempore niederzuschreiben. Das deutsch-philologische Seminar trat dann nach meiner Berufung (Ostern 1858) ins Leben, aber erst im Herbste in Wirksamkeit. Es fehlte ihm leider dort der rechte Boden; Meklenburg hatte damals noch keine philologische Staatsprüfung und die Folge davon war, dass die meisten Philologen, namentlich die älteren, auf die man in einem Seminare doch am meisten angewiesen ist, den grössten Teil ihrer Studienzeit an andern, besonders preussischen Universitäten zubrachten, um dort das Examen zu machen. Diese ungünstigen Verhältnisse haben sich erst in den letzten Jahren meines Aufenthaltes in Rostock geändert.

Das nächste Seminar, das gegründet wurde, war das Tübinger, für welches sich Keller die Statuten des Rostocker schicken liess. Es wurde 1867 als provisorisches, 1872 als definitives Seminar für neuere Sprachen unter der Leitung von Keller geschaffen. Hier wurde neben dem Deutschen auch das Französische und Englische herangezogen, doch nur jenes in philologischem Betriebe, während die beiden andern Sprachen nur mit Rücksicht auf die Praxis behandelt wurden. Seitdem sind nun an den meisten Universitäten deutsche, romanische, englische Seminare entstanden. Ich gebe im nachstehenden eine historische Übersicht, welche zeigt, dass die Gründung der übrigen erst in die siebziger Jahre fällt.

Als ich 1871 nach Heidelberg berufen wurde, fand ich kein Seminar vor. Auch



private Übungen hielt mein Vorgänger A. Holtzmann nicht, weil seine zunehmende Schwerhörigkeit ihm die Leitung derselben fast unmöglich machte. Schwerhörigkeit ist hier ein besonders empfindliches Übel, weil die Teilnehmer in der Masse leise zu sprechen lieben als ihre Kenntnisse unsicher sind; wiewohl auch manchmal einer eine *tumpeit* mit recht lauter Stimme auf den Markt bringt. 1872 teilte mir das Ministerium mit, dass es die Absicht habe, ein 'Seminar für neuere Sprachen' zu begründen, falls ich die Leitung desselben übernehmen wolle. Im Interesse der Sache glaubte ich das nicht ablehnen zu dürfen, wiewohl die Vertretung des germanistischen und romanistischen Gebietes in Vorlesungen mir schon mehr Arbeit als mir lieb war auferlegte. So trat das Seminar Ostern 1873 ins Leben, die Bibliothek ein Jahr später. Es wurde zunächst, mit dem Vorbehalt einer Erweiterung, auf das Deutsche, Französische und Englische beschränkt, und vertauschte einige Jahre nachher (1877) die nicht ganz geschickt gewählte Benennung 'Seminar für neuere Sprachen' mit der jetzigen 'germanisch-romanisches Seminar'. Das Altfranzösische wurde schon im zweiten Semester in den Studienplan aufgenommen, wie auch das Altenglische bald hinzutrat. In einem Kurse von vier Semestern, welcher die verschiedenen Entwicklungsstufen des Deutschen, Französischen und Englischen umfasst, schliesst sich der Cyklus der Übungen ab.

Gleichzeitig mit dem Heidelberger Seminar wurde das der Universität Strassburg eröffnet (Ostern 1873); doch waren hier das deutsche, romanische und englische Seminar von Anfang an getrennt, jedes stand unter einer besonderen Leitung. Auch in Würzburg wurde 1873 ein Seminar für deutsche Philologie ins Leben gerufen. 1874 folgte das zu Leipzig, das von 1875 an die Bezeichnung königlich deutsches Seminar führte; in demselben Jahre 1874 entstanden die deutschen Seminare in Marburg und Graz, doch nennt sich jenes 1875—76 auch 'deutsche Gesellschaft', wonach mir der amtliche Charakter etwas zweifelhaft ist. 1875 kamen Freiburg, Kiel, Czernowitz und Prag; 1876 Greifswald, Jena und Innsbruck; 1877 Breslau; 1879 Bonn; 1881 Wien.

Englische Seminare wurden ausser den schon genannten in Tübingen, Heidelberg und Strassburg folgende gegründet. In Greifswald hielt seit 1866 der Professor Schmitz ein englisches und französisches Seminar, das aber nur einen privaten Charakter hatte und auch keine wissenschaftlichen Ziele verfolgte. Das 1872 in Bonn geschaffene Seminar für französische und englische Sprache diente ebenfalls praktischen Zwecken. 1875 wurde ein englisches Seminar in Wien, ein romanisch-englisches in Marburg ins Leben gerufen. 1876 kam Breslau, wo dem romanischen Seminar eine Abteilung für Englisch beigegeben wurde; ferner Halle, Prag und München, an letzterem Orte jedoch mit ausgesprochen praktischer Tendenz. 1877 folgte das romanisch-englische Seminar in Berlin und 1878 das in Königsberg.

Die Verbindung des Romanischen mit dem Englischen, so wenig sie an sich organisch ist, besteht noch an manchen Universitäten und findet ihren Ausdruck in der Benennung romanisch-englisches Seminar. Romanische Seminare haben ausser Tübingen, Heidelberg und Strassburg folgende Universitäten: Wien seit 1873 ein Seminar für französische Sprache, seit 1875 mit einem Proseminar; Marburg (romanisch-englisch) seit 1875, Breslau, Halle, Prag und München (letzteres nur für die Praxis im Französischen) seit 1876; Berlin seit 1877 (romanisch-englisch); Bonn und Königsberg (romanisch-englisch) seit 1878; Bern seit 1882.

An einer Reihe von Universitäten besteht auch jetzt noch nicht ein von der Staatsregierung anerkanntes und dotiertes Seminar, sondern nur Übungen, welche die betreffenden Fachgenossen leiten. Nun ist es zwar im Grunde gleichgültig, wie sich ein solches Institut nennt, ob Seminar, ob Gesellschaft, ob Societät, ob Kränzchen, da das Wesentliche in der Art der Übungen selbst liegt und diese von der Anerkennung der Regierung unabhängig ist. Aber nicht zu verkennen ist, dass eine Dotierung durch den Staat den Studien manchen Vorteil bringt. Für gering achte ich den der Prämien, welche die Mitglieder bekommen, weil ein strebsamer Student nicht deswegen fleissig arbeiten wird. Wichtiger ist dagegen eine Seminarbibliothek, die den Studierenden den notwendigen Arbeitsapparat leichter zugänglich macht, als es auf den Universitätsbibliotheken möglich ist, sowie die Einrichtung eines Arbeitszimmers, welches den ganzen Tag geöffnet und in welchem die Bibliothek aufgestellt ist. Freilich nur dann wird das Arbeiten hier von Nutzen sein können, wenn die Bestimmung besteht, dass die Bücher nur im Arbeitszimmer benutzt, aber nicht von den einzelnen Mitgliedern nach Hause genommen werden dürfen. Jene Einrichtung hat auch den Vorteil, dass sie manche in der Aufeinanderfolge der Collegia entstehende Zwischenpause nützlich ausfüllt, die sonst leicht in einer benachbarten Kneipe zugebracht wird.

Was nun die Ziele seminaristischer Thätigkeit betrifft, so werden wohl immer zwei Ansichten sich geltend machen, die mitunter sogar zu scharfem Gegensatz geführt haben. Die eine legt das Hauptgewicht auf die gelehrte Ausbildung der jungen Philologen, die andere auf die pädagogische Schulung der künftigen Lehrer. Gerade in Heidelberg waren vor einigen Jahren diese Gegensätze hart an einander geraten, indem die beiden Direktoren des Seminars für klassische Philologie sich in ihren Ansichten schroff bekämpften. Es kann nicht fraglich sein, dass die Rücksicht auf den künftigen Lehrerberuf und die Ausbildung dafür nicht ganz ausser acht gelassen werden darf. Der Staat braucht Lehrer und kann verlangen, dass auf einer von ihm dotierten Anstalt die Studierenden für ihren einstigen Beruf vorbereitet werden. Diese Rücksicht aber zu sehr in den Vordergrund zu stellen, ist einseitig, und ist vor allem verderblich für die philologische Durchbildung. Denn jenes Betonen des künftigen Berufes führt den Studierenden nur zu leicht zu der Ansicht, er brauche nicht mehr von Wissen sich anzueignen als er für den praktischen Beruf bedürfe und verwerten könne. Solche banausische Auffassung dürfen wir nicht aufkommen lassen: sie würde geradezu die geistliche und sittliche Macht unserer Universitäten untergraben und vernichten. Sie würde nur ein geistiges Proletariat erziehen, Menschen, die nur von der Hand in den Mund leben, die nichts übrig haben für die Feierstunden des Lebens, woran sie sich geistig aufrichten von der Mühsal der täglichen Arbeit. Nein! soll eine einseitige Richtung in unseren Seminarien die herrschende sein, dann viel besser die einseitig philologische, die uns künftige Gelehrte, nicht Lehrer ziehen will. Das Richtige liegt auch hier wie so oft in der Mitte; nur ist freilich schwer, beide Zwecke zu verbinden. Am besten wird es vielleicht zu erreichen sein, wenn man eins als Aufgabe der seminaristischen Thätigkeit bezeichnet: Einführung in die philologische Methode, Gewöhnung an philologisches Denken.

Bei der Behandlung der französischen und englischen Sprache liegt die Rücksichtnahme auf den künftigen Lehrerberuf besonders nahe. Denn die mündliche und schriftliche Beherrschung beider Sprachen, die vom Lehrer erwartet wird, soll durch das Seminar

begründet werden. Man sage nicht, dass das von Lektoren geleistet werden kann. Ja, wenn die Lektoren philologisch und linguistisch geschult sind, wenn sie mit Lautphysiologie sich hinreichend beschäftigt haben, um die Fehler der Aussprache in ihren Gründen verstehen, erklären und beseitigen zu können — solche Lektoren lass' ich mir gefallen. Aber sie werden selten genug sein. Man sage auch nicht, dass der Aufenthalt im fremden Lande, etwa am Schlusse der Studien, ehe man in die Praxis tritt, die nötige Vertrautheit geben kann. Gewiss ist ein solcher Aufenthalt nützlich und jedem künftigen Lehrer des Französischen und Englischen zu empfehlen. Aber wahrhaft gedeihlich wird er nur dann sein, wenn der junge Deutsche eine Vorbildung in dem angedeuteten Sinne empfangen hat.

Wenn man klagen hört, dass in unsern romanischen und englischen Seminaren die praktischen Übungen vernachlässigt werden, so ist diese Klage nicht unberechtigt. Es liegt dem die Anschauung zu Grunde, es sei eigentlich eines Mannes der Wissenschaft unwürdig, solche Dinge im Seminar zu treiben. Sicherlich, wenn es sich um ein Parlierenlernen handelt im Sinne eines Sprachmeisters, ist das richtig; nicht aber, wenn die Aufgabe in wissenschaftlichem Geiste erfasst und durchgeführt wird. Lehrer, die auf diesem Wege ihre Kenntnis des Französischen und Englischen begründet haben, werden dem Unterrichte in den beiden Sprachen eine ganz andere Basis geben und auch viel bessere Resultate erzielen als wir sie jetzt haben, auch wenn sie (was gar nicht zu billigen wäre) nicht Lautphysiologie mit ihren Schülern treiben.

Dass im englischen und französischen Seminar die historisch-philologische Schulung, also gründliche Beschäftigung mit dem Altfranzösischen und Altenglischen, ein zweiter Hauptgesichtspunkt ist, erachte ich als selbstverständlich. Denn der Ausschluss derselben muss die verderblichsten Folgen haben.

Wie soll nun im Deutschen die philologische mit der pädagogischen Ausbildung verbunden werden? Hier kann eigentlich nur das Neuhochdeutsche in Betracht kommen; denn für das Altdeutsche hat die pädagogische Seite kaum eine Bedeutung. Dagegen neuhochdeutsche Übungen haben in doppelter Hinsicht die Aufgaben des künftigen Lehrers ins Auge zu fassen. Sie sollen durch Lektüre neuerer Schriftsteller einführen in den Geist der neueren Literatur, namentlich, wie selbstverständlich, unserer klassischen Zeit. Eine philologisch-kritische Behandlung, wie wir sie an unsern alten Quellen üben und lehren, soll zwar auch hier nicht ausgeschlossen sein, aber doch nicht im Vordergrund stehen, weil der Einführung in diese Art der philologischen Methode besser die altdeutschen Übungen dienen. Die sprachliche Behandlung wird hier naturgemäss eine andere sein als beim Englischen und Französischen. Die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen in Lauten, Formen und syntaktischen Erscheinungen, ebenso das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache giebt genügenden Stoff, der dem künftigen Lehrer Gelegenheit bietet, für seine Schüler den deutschen Unterricht anziehend und belehrend zu machen. Namentlich wird das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart für den Unterricht nützlich sich erweisen, da auch hier das Lautphysiologische vielfach in Betracht kommt. Wenn, wie z. B. in Heidelberg die Seminarmitglieder den verschiedensten Gegenden Deutschlands angehören, werden Dialektfragen, nicht bloss dialektische Aussprache, auch Ausdrucksweise und Syntax der Dialekte vielfach anregenden Stoff hergeben.

In unseren klassisch-philologischen Seminaren ist es alter Brauch, dass die Mit-

glieder wissenschaftliche Abhandlungen liefern, über welche disputiert wird. Diesen Gebrauch haben manche germanistische und romanistische Seminare angenommen. Und gewiss lässt sich manches dafür sagen. Doch bin ich der Ansicht, dass, was für die klassische Philologie sich nützlich erweist, nicht auch ohne weiteres für die neuere Philologie sich empfiehlt. Unsere jungen Germanisten und Romanisten kommen fast ohne Vorkenntnisse in ihrem Fach auf die Universität, der klassische Philologe hat neun Jahre Latein, sechs Jahre Griechisch getrieben. Die ersten Semester vergehen, bis der junge Student die Elemente sich angeeignet hat. Nehmen wir an, er tritt im dritten Semester ins Seminar, so ist es offenbar zu früh für ihn, jetzt schon auf eine wissenschaftliche Arbeit sich zu konzentrieren. Auch bei klassischen Philologen liegt darin eine grosse Gefahr; für Germanisten und Romanisten ist sie erheblich grösser. Eigentlich soll nicht früher als im letzten Studienjahre der Student ein grösseres wissenschaftliches Thema behandeln; er möge es dann als Grundlage seiner Dissertation oder einer Facharbeit beim Staatsexamen benutzen.

Viel zweckmässiger scheinen mir Referate und Vorträge im Seminar über Fragen und Punkte, welche an das im Seminar Getriebene sich anlehnen, oder etwa an eine damit in Beziehung stehende literarische Novität. Dies hat den Vorteil, dass dann nicht bloss Verfasser und Respondent eine den übrigen Mitgliedern, die die Arbeit nicht gelesen haben, uninteressante und meist unverständliche Disputation halten, sondern jedes Mitglied dafür interessiert wird. Auch wird dadurch der mündliche Vortrag gepflegt, ein namentlich für die Muttersprache nicht ausser acht zu lassender Gesichtspunkt, da bei der heutigen Entwicklung unseres politischen und Gemeindelebens von jedem, welche Stellung er auch einnehme, verlangt und gefordert werden kann, dass er öffentlich rede. Es empfiehlt sich allerdings auch hier, einen Respondenten zu bestellen, der sich mit dem Gegenstande näher vertraut gemacht habe, weil sonst zu befürchten ist, dass es entweder zu gar keiner oder doch einer sehr lahmen Debatte komme.

Unter den verschiedenen Arten von Seminarübungen auf dem Gebiete des Altdeutschen, Altenglischen und Altfranzösischen will ich eine zu besonderer Besprechung herausgreifen, weil ich sie für die philologische Schulung sehr nützlich erachte: ich meine die kritischen Übungen, die an einen vorliegenden Text sich anschliessen. Hier kann man freilich auch jeden beliebigen gedruckten Text, jede Ausgabe zu Grunde legen und kritische Grundsätze an ihnen lehren, resp. zeigen, inwiefern dieselben der Herausgeber beobachtet oder vernachlässigt hat. Allein dazu bieten die interpretierenden Collegia hinreichend Gelegenheit; eine selbständige Thätigkeit wird der Seminarist, wenn er nicht schon recht gereift ist, kaum üben können, höchstens kann er zu naseweisen Urteilen über die Leistungen anderer verleitet werden, denen er noch nicht gewachsen ist. Viel geeigneter sind Texte, die in einfachen Handschriftenabdrücken vorliegen. Das Bedürfnis solcher textkritischen Übungen hat in unserer Wissenschaft darin einen Ausdruck gefunden, dass man eigene Sammlungen von Texten zu diesem Zwecke veröffentlichte. So dient ihm Pfeiffers 'altdeutsches Übungsbuch', in beschränkterem Masse Müllenhoffs 'altdeutsche Sprachproben', die neben bearbeiteten Texten auch unbearbeitete liefern. Ich habe beide Bücher wiederholt bei meinen Übungen zu Grunde gelegt. Noch förderlicher ist es freilich, wenn man unmittelbar nach den Handschriften arbeiten lassen kann, weil damit zugleich eine andere dem Philologen nützliche, ja unentbehrliche Übung verbunden ist: in der Paläographie.



Da ich in Heidelberg in der glücklichen Lage war, über einen bedeutenden Schatz deutscher Handschriften zu verfügen, so habe ich sehr oft unmittelbar nach den Originalen die Abschriften nehmen lassen. Denselben Dienst leisten auch photo-lithographische Tafeln, wie wir solche auf romanischem Gebiete durch Förster, Monaci u. a. besitzen.

Der Gewinn, den das Herantreten an einen noch nicht kritisch bearbeiteten Text bringt, liegt auf der Hand. Hier hat kein anderer schon denkend, reinigend, überlegend vor uns geschaffen; keine Interpunktion fördert unser Verständnis, keine diakritischen Zeichen helfen, wir sind allein auf uns selbst angewiesen. Also in erhöhtem Masse nachzudenken zwingt uns eine solche Vorlage: das allein ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vorteil. Eine Reihe von Fragen und Aufgaben tritt hier heran; ich habe es durch die Praxis bewährt gefunden, wenn dieselben an die einzelnen Seminarmitglieder verteilt werden und jeder über das ihm zugewiesene Thema referiert. Dies hat den Nutzen, dass jeder über den ganzen Gegenstand soweit orientiert ist, um den einzelnen Referaten folgen, beziehungsweise an einer sich anknüpfenden Debatte teilnehmen zu können.

Die erste und äusserlichste Aufgabe ist die der Beschreibung der handschriftlichen Quellen, wobei alle Punkte in Betracht kommen, die zu einer vollständigen und genauen Handschriftenbeschreibung gehören. Die Aufgabe des Lehrers wird hier sein, die nötigen Winke zu geben und das etwa Mangelhafte in der Beschreibung zu ergänzen. Von den äusserlichen Dingen beginnend, Grösse und Umfang, Stoff, Schriftart, Verschiedenheit der Hände, Alter u. s. w. übergehend zum Charakter der Handschrift, ob sie ein einzelnes Werk enthält, oder etwa eine Sammelhandschrift ist; Verweisung auf literarische Quellen, in denen die Handschrift bereits verzeichnet oder benutzt ist.

Die zweite Aufgabe besteht darin, die Quellen auf ihren Dialekt zu prüfen. Hier ist den Studierenden nun reichlich Gelegenheit geboten, die grammatischen Kenntnisse, welche sie erworben haben, zu verwerten. Man lernt hier die in den Quellen überlieferten Formen mit denen vergleichen, die die Grammatik theoretisch aufstellt. Eine sogenannte kritische Ausgabe gewährt diesen Vorteil nicht, weil wenigstens unsere mittelhochdeutschen Textausgaben seit Lachmanns Vorgänge eine Normalschreibung durchgeführt haben, von welcher thatsächlich die Quellen nur zu oft abweichen.

Eine dritte und wichtige Aufgabe ist, wenn mehrere Quellen vorliegen, dieselben zu klassifizieren, in Gruppen zu sondern, einen Stammbaum aufzustellen. Hier wird sich zeigen, ob sämtliche erhaltene Quellen auf eine der vorliegenden Handschriften zurückgehen, ob und welche verlorne Mittelglieder zwischen dem Original und den erhaltenen Quellen anzunehmen sind; ob Übergänge von der einen Gruppe zur anderen, sogenannte Mischhandschriften sich finden u. s. w. Daraus ergibt sich dann weiter der kritische Grundsatz, der bei der Konstituierung des Textes durchzuführen ist. Die Möglichkeiten sind hier natürlich sehr mannigfaltig. Es kann sich zeigen, dass nur einer einzigen Gruppe, vielleicht nur einer einzigen Handschrift in ihr zu folgen ist; aber auch ebenso, dass nicht eine einzige Gruppe ausschliesslich den Vorzug verdient. Und dieser Fall ist, wo mehrere Zweige der Überlieferung vorhanden, sogar der häufigere.

Als nächste Aufgabe stellt sich die Untersuchung über die Sprache des Denkmals dar. Bei Werken in poetischer Form werden hier die Reime in erster Linie in Betracht kommen; aus ihnen wird sich ergeben, ob und welchen dialektischen Charakter das Denkmal hat: ob und welche handschriftliche Quellen diesen Charakter bewahrt haben.

Da wird sich denn bei Überlieferung in mehreren Handschriften fast immer zeigen, dass beinahe nie sämtliche Quellen den ursprünglichen Dialekt tragen, sondern die eine in diesen, die andere in jenen einer anderen Gegend angehörigen Dialekt umgeschrieben ist. Der Dialekt der Handschrift ist unabhängig von dem Werte ihres Textes; es kann vorkommen, dass eine dem Dialekte nach dem Original zunächst stehende Handschrift in textlicher Beziehung weit schlechter ist als eine in abweichendem Dialekte geschriebene. Trifft beides zusammen, Güte des Textes und Reinheit der Sprache, so ist dies ein günstiger Zufall, der aber nicht allzuhäufig ist.

Weitere Voruntersuchungen beziehen sich auf die Altersbestimmung des betreffenden Denkmals: ob Anhaltspunkte für eine bestimmte Zeit vorhanden; ob der Verfasser ermittelt werden kann oder anderweitig schon bekannt ist. Ebenso auf die Prüfung des Stoffes: ob eine Quelle nachweislich, wie dieselbe benutzt ist; ob andere Bearbeitungen des gleichen Stoffes in der Literatur vorhanden sind. Hier wird allerdings der Lehrer einige Winke zu geben haben, da man von einem Studierenden selten die Umsicht erwarten kann, die zur Beantwortung solcher Fragen gehört. Es bleibt dem mündlichen Referate dann vorbehalten, etwaige Ergänzungen zu liefern. Endlich eine letzte Aufgabe ist der Stil des Denkmals; die Bestimmung der Gattung, der es angehört; sein Charakter, die Stellung, die es in der Literaturgeschichte einnimmt.

Nachdem so sämtliche Vorarbeiten gemacht sind, kann zur Konstituierung des Textes selbst geschritten werden. Je nachdem hier eine oder mehrere Quellen vorliegen, je nachdem die Sprache derselben als die originale oder als eine mundartlich abweichende erkannt ist, je nachdem die Quellen ihrer Zeit nach von der auf Grund sprachlicher, stilistischer, metrischer Untersuchungen ermittelten Zeit des Denkmals abweichen, wird die Art und Weise der Konstituierung eine sehr verschiedene sein. Fast jeder Fall weicht von dem andern ab; immer ergeben sich verschiedene Arten der Behandlung, und gerade dadurch wird die Gefahr des Schablonenhaften vermieden, die, wenn alle Fälle gleichartig wären, in der That hier nahe läge. Wer etwa glauben wollte, dass, nachdem z. B. das Verhältnis und die Verwandtschaft der Handschriften auf Grund der abweichenden Lesarten erkannt ist, nun die Feststellung des Textes ein einfach mechanisches Geschäft sei, zu welchem nichts als 'Fingerfertigkeit' gehöre, der würde damit nur beweisen, dass er von kritischer Arbeit nichts versteht. Vielmehr wird in jedem einzelnen Falle zu erwägen und zu zeigen sein, inwiefern die Überlieferung im Einklang steht mit dem von uns aufgestellten Verwandtschaftsverhältnis; die Grenzen zufälliger Übereinstimmung von Handschriften, die sonst nicht verwandt sind, und des Zurückgehens auf gemeinsame Vorlagen sind oft sehr schwer zu ziehen. Nicht selten ergeben sich Kreuzungen, d. h. Angehörige verschiedener Klassen haben eine Lesart gemeinsam, der eine andere ebenfalls durch Angehörige verschiedener Klassen vertretene gegenübersteht.

Zunächst ermittelt man auf Grund der Überlieferung den mit den Mitteln derselben erreichbaren Text. Dann erst tritt die Frage heran: ist dieser Text nun auch der richtige, entspricht er den Anforderungen des Sinnes, der Sprache, der Metrik; oder ist auch er schon verderbt? Nun erst macht sich das Recht und die Forderung der Änderung des Überlieferten geltend, die Emendation, die Konjekturen. Vor zu raschem und unnützem Emendieren und Konjizieren kann nicht nachdrücklich genug gewarnt werden. Erst plage man sich redlich damit ab, in das Überlieferte Sinn und Zusammen-

hang zu bringen; und nur wenn dies durchaus nicht gelingt, schreite man zur Konjekture. Je grösser die Zahl von Quellen ist, um so weniger wird die Notwendigkeit der Emendation sich fühlbar machen. Wo dagegen nur eine einzige Handschrift vorliegt und namentlich in dem nicht seltenen Falle, dass diese Handschrift der Zeit nach weit von der Abfassungszeit des Originals absteht, da wird ohne Konjekturen nicht auszukommen sein. Ich erinnere an Hartmanns Erec und an Kudrun, bei welchen beiden Dichtungen ohne zahlreiche Textbesserungen ein reiner Text gar nicht gewonnen werden konnte.

Ist der Text nach allen Forderungen der philologischen Methode festgestellt, so ist die von ihm abweichende Lesart der handschriftlichen Quellen zu verzeichnen, d. h. der kritische Apparat zum Texte anzugeben. Bei der Aufstellung und Anordnung des Apparates sind zwei Haupterfordernisse zu beachten: 1. Deutlichkeit und Vollständigkeit, 2. Genetische Darlegung der Textgeschichte.

Was den ersten Punkt betrifft, so soll ein guter kritischer Apparat erkennen lassen, worin die Überlieferung von dem abweicht, was im Texte steht. Man muss aus den Varianten die Lesart jeder einzelnen Handschrift sich rekonstruieren können. Nur in einer Hinsicht wird dies nicht gefordert werden dürfen: in Bezug auf das rein Orthographische. Denn es liegt auf der Hand, dass, wenn man namentlich bei einem umfangreichen Apparate alle orthographischen Abweichungen verzeichnen wollte, damit eine Unmasse von Lesarten geschaffen würde, die die Übersicht über die Lesarten im engeren Sinne vollständig zerstörte. Man wird daher gut thun, alles Orthographische bei der allgemeinen Charakteristik der Handschriften zu behandeln, bei den Lesarten selbst aber nur wenig Orthographisches aufzunehmen. Eine Ausnahme darf statuiert werden bei derjenigen Handschrift, deren Text und Schreibweise man vorzugsweise zu Grunde legt.

Der zweite Punkt betrifft die Darlegung der Textgeschichte. Hier ist die Forderung die, dass ein gut geordneter Variantenapparat die Entwicklung des Textes stufenweise erkennen lasse. Man wird also die handschriftlichen Quellen bei jeder einzelnen Stelle zu ordnen haben nicht nach dem Zufall, etwa in der Reihenfolge, wie man kollationiert hat, auch nicht nach den Sigeln, die man zur Bezeichnung der einzelnen Quellen gewählt hat, sondern nach dem Grade, in welchem die einzelnen Quellen von dem konstituierten Texte sich entfernen. Musterhaft in beiden Beziehungen sind die Apparate in den Lachmannschen Ausgaben; von den heutigen Herausgebern wird sehr häufig gegen diese Anforderungen gefehlt. Man halte dieselben nicht für Pedanterie; nur wenn man überhaupt Mitteilung der Lesarten für pedantisch erachtet, wird man auf jene Forderungen verzichten dürfen.

Ich hoffe gezeigt zu haben, dass derartige Übungen mit grossem Nutzen für die philologische Schulung angestellt werden können, weil sie keine Seite der philologischen Thätigkeit unberücksichtigt lassen, zu selbständigem Denken nötigen und jede Art von Kenntnissen, grammatische, literarische, metrische, nutzbar machen. Veranlasst man die Seminaristen, den in den Übungen durchgenommenen und konstituierten Text nachträglich zu Hause auszuarbeiten und wenigstens bei den kritisch schwierigeren Stellen einen erläuternden und rechtfertigenden kritischen Kommentar beizugeben, so wird bei Durchsicht dieser Ausarbeitungen (etwa gegen den Schluss des Semesters) der Lehrer Gelegenheit haben sich zu überzeugen, inwieweit das, was er gewollt hat, bei den einzelnen auch erreicht worden ist. Die Nötigung, an keiner Schwierigkeit vorüberzugehen, zwingt

hier Lehrende und Lernende gleichmässig zu angespannter geistiger Arbeit, und wenn wir auch oft werden gestehen müssen, dass wir mit unsern Hilfsmitteln nicht imstande sind, alles zu lösen und zu ebenen, so wird diese Erkenntnis nicht schädigend, sondern im Gegenteil heilsam wirken und vor allem gegen philologischen Hochmut und Dünkel wahren, der der grösste Feind wissenschaftlicher Erkenntnis und rastlosen Fortschreitens ist.

Endlich möchte ich noch ein Moment hervorheben: es ist die Freude am Finden, am Schaffen. Hier gewinnt der Studierende das Bewusstsein, selbst etwas zu finden, selbst etwas zu produzieren. Dies Bewusstsein erfüllt ihn mit Freudigkeit und Lust und giebt ihm ein gewisses Selbstvertrauen, das, ohne in Selbstüberhebung auszuarten, um so mehr wachsen wird, je mehr er den festen Schritt der Methode anzuschlagen sich gewöhnt hat. Methodisch denken und arbeiten ist ja das, was alles wissenschaftliche Lehren und Lernen erstrebt, was mithin auch die Hauptaufgabe jeder seminaristischen Thätigkeit sein muss.

Es folgte der Vortrag von Professor Bechstein aus Rostock über die 'Floia, das älteste makkaronische Gedicht der deutschen Literatur'.

Dieses einst beliebte, öfters gedruckte und in älteren Sammlungen aufgenommene Gedicht (ältester Druck aus dem Jahre 1593), dessen deutsche Bestandteile niederdeutsch sind, wurde sowohl von Genthe in seiner Geschichte der makkaronischen Poesie (1829) als auch von Schade in seiner Schrift 'Fercula Maccaronica' (1855) besprochen und im Texte mitgeteilt; von Genthe ohne Angabe der Quelle, von Schade aus einer jüngeren hochdeutschen Bearbeitung vom Jahre 1689. Genthes Text ist fehlerhaft und unzuverlässig. Trotzdem macht hier das Gedicht einen frischeren Eindruck als in der hochdeutschen jüngeren Bearbeitung, die doch vieles verwischt hat. Auf's neue ist die Aufmerksamkeit auf die Floia hingelenkt worden durch eine neue Ausgabe von Dr. Sabellicus (Buchhändler Dr. Eduard Wilhelm Sabell). Mit ihr zugleich erschien von demselben Herausgeber ein zweites ähnliches Büchlein, eine Ausgabe der bekannten Dissertatio juridica über die Flöhe. Dr. Sabellicus stattete beide Büchlein mit gelehrten Zuthaten aus, doch verfolgte er mit ihnen offenbar einen populären Zweck. Der Vortragende bekannte, dass er trotzdem die Ausgabe der Floia mit besonderer Freude begrüsst habe, weil er in ihr die ersehnte gute und korrekte Ausgabe dieses unseres ältesten makkaronischen Gedichtes zu finden hoffte, zumal auch auf dem Titel zu lesen stand: „Ein makkaronisches Gedicht vom Jahre 1593. Nach den ältesten Ausgaben revidiert“. Unter den „ältesten Ausgaben“ war doch ohne Zweifel auch die älteste, nur in einem einzigen Wolfenbüttler Exemplare bekannte vom Jahre 1593 verstanden. Diese Erwartung erfüllte sich indessen nicht. Erwies sich aber auch die neue Ausgabe als recht unvollkommen, so erhöhte sie doch Bechsteins Interesse wesentlich und zwar besonders auch deshalb, weil der Herausgeber im Anschluss an eine schon im vorigen Jahrhundert ausgesprochene Vermutung die Ansicht aufstellte, der älteste ohne Ortsangabe erschienene Druck von 1593 sei wahrscheinlich in Rostock bei Augustin Ferber gedruckt. Da die Rostocker Bibliothek kein altes Exemplar der Floia besitzt, wandte sich Bechstein besonders wegen der Frage nach dem Drucker und dem Druckort nach Wolfenbüttel. Herr Oberbibliothekar Dr. von Heinemann sandte nicht allein das einzige Exemplar von 1593, sondern hatte auch die grosse Güte, eine zweite Ausgabe von 1627 beizulegen, die sich insofern als nicht unwichtig erwies, als aus ihren Lesarten höchst wahrscheinlich hervorgeht, dass dem Druck von 1593 noch ein andrer, dem Manuskript des Verfassers näher stehender vorausging. Die Vergleichung des vorderhand



ersten Druckes von 1593 mit verschiedenen Drucken aus Augustin Ferbers Officin, welche die Rostocker Bibliothek zur Verfügung stellen konnte, führten zu gar keinem Resultat. Es ist möglich, dass die Floia in Rostock gedruckt wurde, aber es bietet sich hierfür gar kein äusserer Anhalt. Für Rostock lassen sich dagegen andere, innere Gründe beibringen. — Die Lesarten der Ausgaben von 1593 und 1627 ermöglichen nun erst eine Betrachtung der Sprache. Der Vortragende beabsichtigte keine genaue Darlegung, sondern wollte nur wenige Beispiele vorführen. Wie alle mundartlichen und die zur Mundart allmählich herabsinkenden niederdeutschen Schriftstücke des ausgehenden 16. und des 17. Jahrhunderts nicht einen einheitlichen Lautstand gewähren und zugleich den Einfluss der hochdeutschen Schriftsprache zeigen, so finden sich auch im ältesten Druck der Floia unter den korrekten niederdeutschen Stammlauten, Vokalen und Konsonanten, auch hochdeutsche und neben den spezifisch niederdeutschen Vokalen auch gemein niederdeutsche. Als besonders charakteristisch für den Vokalismus der Floia hob der Vortragende hervor, dass *ei* für hochdeutsch *ie*, gemeinniederdeutsch *é*, erscheint; *au* für hochdeutsch *uo*, gemeinniederdeutsch *ô*; *eu* für hochdeutsch *üe*, gemeinniederdeutsch *œ*, also ganz wie im meklenburgischen Dialekt Fritz Reuters. Nach Anführung noch mehrerer Einzelheiten des Vokalismus und der Wortformen kam der Vortragende auch auf den Titel zu sprechen. Beide Wolfenbüttler Exemplare schreiben Flöia (in Kapitalbuchstaben). Es fragt sich, ob die Punkte über *o* den Umlaut bezeichnen sollen, oder ob es diakritische Punkte sind, die das *o* vom folgenden *i* trennen sollen. Der Vortragende ist mehr geneigt, das letztere anzunehmen und will an Floia für den Titel festhalten, stellte aber die Frage zur Diskussion. Schliesslich führte er auch einiges charakteristisch Niederdeutsche aus dem Wortschatze an. Hierauf fanden die lateinischen Formen, in denen die deutschen Stämme auftreten, eine nähere Betrachtung. Bisher sind diese lateinischen Bestandteile nur im allgemeinen betrachtet und charakterisiert worden. Der bis jetzt geltenden Annahme gegenüber, dass in der makkaronischen Dichtung regellose Freiheit herrsche, will der Vortragende zeigen, dass nach seinen Beobachtungen wenigstens zunächst in der Floia keineswegs alles regellos und willkürlich sei. Die verschiedenen latinisierten Formen, die der Dichter aus den deutschen Stämmen bildet, sind Nebenformen, die er aus technischen Gründen schafft und braucht. Näher ging der Vortragende auf die Wahl des Geschlechts der Wörter ein. Öfters steht das deutsche Geschlecht mit dem Geschlecht des latinisierten Wortes im Einklang, öfters aber nimmt der Dichter ein anderes Geschlecht, weil er ein bestimmtes lateinisches Wort im Sinne hat und an dasselbe erinnern will. Hierin liegt ein gut Teil der humoristischen, der parodistischen Wirkung. Bechstein bekannte, durch *sternae*, *sternas* auf diese Beobachtung gekommen zu sein. Es heisst nicht *sterni*, *sternos*: offenbar wegen des im Hintergrunde stehenden *stella*. Ein Reihe Beispiele von solcher Veränderung des Genus wurden beigebracht. Auch ein Beispiel von nachgeahmter lateinischer Konstruktion bietet sich in *schonunt deiriculis* (Dat. statt des im Deutschen üblichen Acc. bei *schonen*) wegen *parcere*. So gesetzmässig verfahren freilich die jüngeren makkaronischen Dichter nicht mehr, wie auch die hochdeutsche Übertragung vom Ende des 17. Jahrhunderts zeigt. — Von einer Besprechung einzelner Stellen und einer Korrektur der Übersetzung von Dr. Sabellicus auf Grund des besseren Textes von 1593 und beziehungsweise des von 1627 sah der Vortragende ab und wandte sich der Erörterung der Frage zu: wer und was war der Dichter, wo haben wir ihn zu suchen? Verschiedene

Erwägungen führen auf einen Professor der Medizin in Rostock. Der Vokalismus des Gedichtes stimmt mit der meklenburgischen Mundart. Aber unter den eingeborenen Professoren jener Zeit findet sich keiner, dem man die Verfasserschaft der Floia zutrauen könnte. Jene Lautverhältnisse finden sich auch sonst noch: in Westfalen und im Herzogtum Berg. Kennen wir einen Gelehrten aus Westfalen oder aus dem Herzogtum Berg, der zu der Universität Rostock Beziehungen hatte? Wir kennen einen solchen: es ist der alte Lauremberg, Wilhelm Lauremberg, der Vater des berühmten Johann Lauremberg, des Verfassers der niederdeutschen Scherzgedichte. Der Vortragende suchte im einzelnen diese Vermutung näher zu begründen und will sich genauere Nachforschung vorbehalten. Er wünscht nicht, dass auf seine Vermutung hin Wilhelm Lauremberg allsogleich als Verfasser der Floia angesehen und proklamiert werde, wohl aber wünscht er, dass seine Mitteilungen etwas zur höhern Wertschätzung der Floia beitragen möchten.

Den dritten Vortrag hielt F. Armitage aus Heidelberg 'über die Deklination der *parisyllabica masculina* mit drei Endungen im Provenzalischen.' Das *participium passivi* zeigt im *nomin. plural. des masculinum* die Endung mit *t*, mit *h* und mit *ch*, wie derselbe Wechsel auch bei substant. sich findet. Der Vortragende suchte nachzuweisen, dass *t* in diesem Falle palatal ausgesprochen worden sei und versuchte zugleich eine Erklärung jenes *h* oder *ch* durch den Einfluss, welchen das folgende *i* auf das *t* ausgeübt habe. — Schluss der Sitzung 10 Uhr.

### Dritte Sitzung.

Freitag, den 29. September, Morgens 8 Uhr.

Archivrath Wülcker aus Weimar sprach 'über Luthers Stellung zur kur-sächsischen Kanzlei.'<sup>1)</sup>

Die Resultate seiner Untersuchung fasste der Vortragende am Schlusse folgendermassen zusammen. Es hat sich gezeigt, dass die königliche, resp. kaiserliche Kanzlei den Anstoss zur Entwicklung des modernen Schriftdeutsch gegeben hat. In direkter Vermittlung, nicht durch die Reichskanzlei gewann sie Einfluss zunächst auf die einzelnen fürstlichen und ständischen Kanzleien, dann auf die Geschäftssprache anderer Korporationen und wurde allmählich überhaupt Sprache der Gebildeten. Da nun aber die Kanzleien nicht eine fertige Sprache übernahmen, sondern nur die ihnen überkommene mundartliche Redeweise dem Hochdeutschen anzunähern strebten, so war, abgesehen von einigen oberdeutschen Eigentümlichkeiten, welche alle annahmen, doch jedem Schreiber ein grosser Spielraum belassen, wie weit er seine Mundart der königlichen Sprache anbequemen wollte. Es entstehen dadurch verschiedene Richtungen in ein und derselben Kanzlei. Schon vor Luther hatte diese Sprache ihren Eingang in die Literatur gefunden. Aber da die Gelehrten und ihre Verleger sich nach der jeweiligen Kanzlei ihrer Heimat richteten, musste immerhin noch eine grosse Vielgestaltigkeit der Drucke verschiedener Städte entstehen, lagen auch, bei den Schwankungen in den Kanzleien selbst, Unterschiede zwischen den Drucken derselben dort nahe. Dieser heillose Wirrwarr konnte nur dadurch gebessert werden, dass eine gewaltige Autorität Gesetz und Ausschlag gebend dazwischen trat. Und sie

1) Der Vortrag ist inzwischen vollständig gedruckt: Germania 28, 191—214.

fand sich in Luther, dessen Schriften durch Zahl und Geist die Literatur beherrschten, dessen Sprache von dem damals zeitweilig ganz Deutschland durchdringenden Protestantismus als eine von Gott eingegebene angesehen wurde. Luther aber hatte sich die dem Mitteldeutschen zunächst stehende Schreibweise der kursächsischen Kanzlei angeeignet, hatte sie aber, während vorläufig die Kanzlei bei der alten schwankenden Schreibweise verblieb, selbständig weiter entwickelt. Einem Luther beugte sich auch Niederdeutschland, das sein Plattdeutsch geradezu aufgab. Und so bleibt dem grossen Reformator der Ruhm und das Verdienst, in der von uns betrachteten Richtung seines umfangreichen Wirkens die Schwankungen der Schreibung beseitigt und eine feste Basis geschaffen zu haben, mit der ein wesentlicher Teil der einheitlichen, ganz Deutschland umfassenden Schriftsprache gegeben war.

Wegen vorgerückter Zeit musste der auf die Tagesordnung gesetzte zweite Vortrag (von M. Rieger) auf die nächste Sitzung verschoben werden. Schluss 9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr.

#### Vierte Sitzung.

Samstag, den 30. September, Morgens 8 Uhr.

Dr. Rieger aus Darmstadt sprach über 'Klingers goldenen Hahn.'

Dies satirische Märchen, das 1785 erschien und ein oder zwei Jahre vorher verfasst wurde, gehört zu den seltensten und am wenigsten bekannten, aber pikantesten Schriften des Dichters. Klinger hat es nachmals zu einem philosophischen Romane 'Sahir' umgearbeitet, doch ist in dieser Umarbeitung die Hauptspitze der Satire, die gegen das Christentum gerichtet war, abgebrochen. Der Vortragende gab eine Analyse des Märchens und teilte einige Stellen daraus mit. Hier sei eine Beziehung zu Goethes Faust herausgehoben, die Rieger in einem Motive des Klingerschen Märchens zu erkennen glaubt.

Aus dem Zusammenbruche des glücklichen Naturzustandes, in welchem das Volk der Circassier bis zur Entzauberung des goldenen Hahns dahinlebte, rettet sich ein unschuldiges Liebespaar in eine Höhle, 'die dem Eingang zur ewigen, versiegelten, geheimnisvollen Urquelle der Natur glich. Ihre Bilder lebten im Innern in Wirksamkeit und Kraft. Die Quellen und Ströme rauschten in der dicken Finsternis, und die Winde sausten und bliesen, gleich rastlosen dienenden Geistern, zum inneren verborgenen Werk.' Aus dem Grunde dieser Höhle ertönt die Stimme eines Geistes, der von sich selbst sagt 'der ich schwebe und lebe, woher alle Dinge kommen und wo die Sehnen der Schöpfung in ewiger Eintracht klingen'. Er zeigt sich dem liebenden Paare nicht, obgleich es ihn zu sehen begehrt: 'ich bin in euch und kann euch nicht deutlicher werden, als ichs euch bin. Mein Anblick ist schrecklich und freundlich. Meine Rechte bringet hervor und meine Linke zernichtet. Leben und Verwelken, Gedeyen und Zerstörung hängen an einander, meine Freundschaft verbirgt euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder. Mit unsichtbarem Fluge schwebt mein Diener Zeit vor euch her. Ich dehnte ihn ins Unendliche aus, denn wenn ich ihn euch zusammengezogen zeigte, er würde den Samen des Glücks aus euren Herzen fressen.' Sinneneindrücke ungeheurer Naturerscheinungen schrecken die Eintretenden aus der Höhle, aber sie dienen nur ihre Liebe zu prüfen, sie lösen sich auf in liebliche Musik und in wunderbare Schauung des inneren Geheimnisses der Natur. 'Lebet in mir,' ist das letzte Wort des Geistes, 'mit mir, und seyd glücklich!'

— — Mein Lohn ist euer Glück, die Quelle dazu hab' ich euch mit reichem Fluss ins Herz gegraben, suchet es da, fliehet den eitlen Wahn derjenigen, die es ausser mir suchen, und es nach derjenigen Dauer erwarten, die ich ihnen bestimmt habe. Ihr kehrt wiederum zu mir und wir sind eins!'

Dieser Geist unterscheidet sich von Goethes Erdgeist dadurch, dass er nicht nur als physikalisches, sondern sehr stark als ethisches Prinzip, in Rousseaus Sinne, hervortritt; aber da Klinger alles, was am Faust bis zum Herbst 75 gedichtet war, notwendig gekannt hat, kann man schwerlich umhin, in einer Vereinigung formeller Anklänge bei ihm eine freie Reminiscenz des Erdgeistes zu erkennen. Der Geist der Höhle 'schwebt und lebt woher alle Dinge kommen'; der Erdgeist 'webt hin und her', 'ein wechselnd Weben, ein glühend Leben'. Der letztere hat ein schreckliches Gesicht, das Faust nicht erträgt; der Geist der Höhle legt sich einen sowohl schrecklichen als freundlichen Anblick bei; die Ursache des Schrecklichen ist bei Goethe offenbar, wie bei Klinger, die Identität des schaffenden und zerstörenden Prinzips: 'Geburt und Grab' sind hierfür die erschliessenden Worte. Beide Geister werden endlich in eine bedeutsame bildliche Beziehung zu der Zeit gebracht: der eine wirkt am sausen Webstuhl der Zeit die äussere, in die Sinne fallende Erscheinung der Dinge (der Gottheit lebendiges Kleid), der andere hat seinen Diener, die Zeit, d. h. eigentlich die Flügel, damit derselbe vor uns hin schwebt, ausgedehnt zu einem freundlich täuschenden Bild der Dinge ('ausgedehnt gleichen seine Fittige dem Schmelz der Wiesen, dem freundlichen Frühlingstag').

Nun kommt hinzu, dass der Geist bei Klinger sich in einer Höhle offenbart und der Erdgeist in der Scene 'Wald und Höhle', wenigstens für den anthropologischen Teil seiner Offenbarung, das gleiche Lokal wählt. Vor den Eintritt in die Höhle fallen bei beiden Dichtern furchtbare Naturerscheinungen. Bei Klinger heisst es: 'wild prasselte es in der Grotte, die eingekerkerte Winde heulten, der Strom rauschte, und kreischendes Gezisch tönte an den cristallinen Wänden — — Über ihrem Haupt knakten die Wipfel der Bäume, die Felsen bebten, das Gras zitterte unter ihrem Fuss, das Licht verschwand ihrem Aug'; sobald aber Rosa sich in die Höhle zu stürzen wagt, ist alles still. Bei Goethe:

Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,  
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste  
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift  
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,  
Dann führst du mich zur sichern Höhle.

Der Monolog, zu dem diese Verse gehören, ist, wie man übereinstimmend mit Recht annimmt, 1787 in Italien gedichtet, war also dem Verfasser des goldenen Hahns nicht bekannt. Das Übereinstimmende in der Erfindung scheint daher auf eine der ursprünglichen Dichtung angehörige Prosascene zurück zu gehen, die der gereifte Dichter in Blankversen umarbeitete. Der gereifte, der ernüchterte Dichter spricht aus diesen Versen durchaus: forschend, erkennend geniesst er Natur und Altertum; von dem ursprünglich Faustischen, dem ungestümen Drange, die Schranken der Persönlichkeit zu sprengen und das Naturleben auf eine unsagbare Weise nicht sowohl zu schauen als in es einzugehn, verspürt man nichts mehr. Wenn unter diesen Umständen die Maske des Erdgeistes und das Lokal der Höhle noch immer festgehalten wurde, darf man darauf gefasst sein, dass es nicht mit der alten Kraft und Bedeutung geschah. Es wird also wahrscheinlich, dass



die Schrecknisse der Natur beim Eintritt in die Höhle einst, wie bei Klinger, Probe der Entschlossenheit waren, während sie jetzt nur die Bedeutung von zufälligem schlechten Wetter haben, wofür die Höhle dem Naturforscher als Zufluchtsort dient. Es wird wahrscheinlich, dass die Höhle selbst, deren Leistung jetzt darin besteht, als abgeschlossener stiller Aufenthalt die Betrachtung auf ihr Subjekt zurück zu lenken, einst wie bei Klinger die wunderbare Offenbarungsstätte des Naturgeheimnisses nach allen seinen Richtungen war.

Die Offenbarung selbst zu schildern war eine Aufgabe, die am Ende jedes dichterische Vermögen überstieg; es liess sich davon nur in Versicherungen oder in zerfliessenden, nichts aufklärenden Bildern reden. Klinger versucht es an zwei Stellen, da zuerst Rose, dann Fanno jenes Glückes teilhaft werden. 'Sie hörte die Töne, die du den Nerven der unendlichen Geschöpfe mittheilst, und von deren groben oder feinern Stimmung ihre unbegreifliche Verschiedenheit abhängt. Vor ihren Augen loderte der feine Geist, den du in uns giessest, der uns die Leidenschaften giebt — Sie sah den Zauberstab, womit du unser inneres Gewebe berührst, und wodurch wir die Fülle des Lebens empfinden. Vor ihren Augen lösten sich die Räthsel auf, wie das Blut bald leise, bald stark unserm Herzen zuströmt, dem Unschuldigen, dem Freudigen auf die Wangen stürzt, und wie unsere Nerven mit demselben in der einfachsten Eintracht spielen.' 'Die Natur schloss sich Fanno gleichfalls auf, ihre Geheimnisse stellten sich ihm in anschaulichen Bildern dar, und beide fühlten den grossen Genius der Welt. Dort lag der Urstoff der Elementen, zerfloss, zertheilte und vereinigte sich, die unendliche mannigfaltige Auswürfe zu bewürken. Wasser, Luft, Feuer und Erde lebten, webten, kochten, froren und trieben untereinander, bewegt von dem mächtigen Hauch, der aus ihnen fliesst, und durch den sie bestehen.' Natürlich will der Verfasser nicht zu verstehen geben, dass beide Liebende sich in die physiologische und die physikalische Seite der Offenbarung wirklich teilen; sondern er hat diese Einrichtung seines Vortrages gewählt, um vollständig zu sein, ohne sich zu wiederholen.

Man mag sich eine Adlerhöhe vorstellen, um welche Goethe Klingern in einem Versuche dieser Art habe übertreffen müssen; in einem einigermaßen ähnlichen Stile wird immerhin in der ursprünglichen Höhlenscene die Sache behandelt worden sein. Es fällt auf, dass Klinger sich überhaupt auf dieses schwierige Feld begeben hat, da es bei der Anlage seiner Dichtung ganz unnötig war. Fanno und Rose sind Naturkinder, für sie versteht sich die Natur, wie sie den Sinnen erscheint, von selbst, und hat kein Geheimnis. Sie suchen bei dem Geist der Höhle Schutz, sie bedürfen wohl seiner Lebre und Leitung, damit sie ihm treu bleiben; was soll ihnen aber die Offenbarung eines Verborgnen, von dem sie nichts ahnen? So will es scheinen, als habe Klinger diese nur beibehalten, weil sie ihm, in der Erinnerung an Goethes Faust, vom Erdgeist und dessen Höhle unzertrennlich vorkam; was denn voraussetzt, dass sie mit beiden bei Goethe wirklich verbunden war.

Es folgte der Vortrag von Prof. H. Fischer aus Stuttgart 'über den Vokalismus des schwäbischen Dialekts'.

Unter „schwäbisch“ verstehen wir hier den Dialekt, der zwischen Schwarzwald, Bodensee und Lech gesprochen wird, welcher mit den bairischen und fränkischen Dialekten die neuhochdeutsche Diphthongierung von *i* und *û*, bezw. *iu*, zu *ei* und *au*, bezw. *eu*, gemein hat, während die übrigen Mundarten des grossen alemannischen Dialekts, welche *i* und *û* behalten haben, hier nach herrschendem Gebrauch als „alemannisch“ bezeichnet werden mögen. Von dem Schwäbischen müssen aber für unsere Darstellung jene

Grenzgebiete abgerechnet werden, wo der Dialekt, wie im Nordwesten (unterer Neckar, Enzgebiet, Schwarzwald) in das Rheinfränkische, so im Südwesten (Schwarzwald, Baar) und Südosten (Allgäu) in das Alemannische und dem Lech entlang in das Bairische übergeht, während im Nordosten die der alten Augsburg-Würzburger Diözesangrenze gleichlaufende Grenze zwischen Schwäbisch und Ostfränkisch haarscharf ist. Von der gewöhnlich üblichen Unterscheidung zwischen Oberschwaben südlich und Niederschwaben nördlich der Alb müssen wir weiterhin absehen, da dieselbe nicht allein fließend und eine bestimmte Begrenzung unmöglich ist, sondern überdies jener Unterschied mehr im ganzen Habitus der Sprache, als in der Gestaltung der einzelnen Vokale zum Vorschein kommt. Diese sind im Norden und Süden wesentlich dieselben, dagegen, wie wir sehen werden, im Westen und Osten in einzelnen Punkten verschieden.

Bei der Darstellung des schwäbischen Vokalsystems muss man auf das Mittelhochdeutsche zurückgehen, da das Schwäbische, obwohl mit demselben nicht mehr identisch (wie es das Alemannische in allem Wesentlichen ist), noch eine Reihe von Lauten unterscheidet, die im Neuhochdeutschen zusammengefallen sind.

Der grosse Reichtum an Lauten, ein Hauptvorzug des Schwäbischen, wird noch gesteigert, dies aber nicht zum Vorteil der Schönheit, durch die Neigung zum Nasalieren, welche zwar nur in einigen wenigen Fällen sich auch ohne ein sprachgeschichtlich richtiges *n* geltend gemacht hat (*näs* = Nase etc.), dafür aber vor *n* und *m* regelmässig eintritt und ersteres in geschlossener Silbe, auch bei nachfolgendem zweitem Konsonanten, wie im Französischen in dem nasalierten Vokal aufgehen lässt (*mā* = Mann, *hōd* = Hund). Dabei werden *i* und *u*, aber auch nur vor Nasal, zu *e* und *o* verdumpft (*hōd*, *kēd* = Kind). Durch letzteres fallen einzelne ursprünglich verschiedene Laute zusammen (*trēkə* = trinken und tranken); ebenso ferner dadurch, dass *ö* und *ü* sowohl als Einzellaute wie in Diphthongen zu *e* und *i* verdünnt werden.

Die alten Kürzen *ä*, *ī*, *ū*, welche im Alemannischen erhalten sind, sind es im Schwäbischen der Qualität der Laute nach durchaus, während die Quantität, nicht immer konform dem Schriftdeutschen, schwankt (*väter*, *bāl* = Ball etc.). — *ë* als Umlaut von *ä* ist geblieben, in kurzer Silbe immer = *é*, in langer wohl auch *æ* gesprochen (*glēsər*, dagegen seltsamerweise im Deminutiv *glæsle*). — *ē*, die Brechung von *iu*, ist zu *āa* geworden, auch vor Doppelkonsonanz (*lääbə*, *hääll*); einfaches *ä* kommt daneben vor Doppelkonsonanz vor, ist aber vielleicht aus Einmischung des Schriftdeutschen zu erklären. — *ō* ist geschlossen; zu *ā* wird es nur vor *r*, wo dann meist ein *ä* nachschlägt (*vāar* = vor, *kāarə* = Korn). — *ö* ist, wie erwähnt, zu *é*, *ü* zu *i* verdünnt.

Die alten Längen sind von den alten Kürzen streng geschieden.

*â* ist zu *ā* geworden (vor *m* zu *ō*): *frågə* = fragen, dagegen *sāgə* = sägen. In manchen Gegenden, in der Baar und zum Teil im bairischen Schwaben, hört man statt dessen *ao* (*fraogə*), und da vor *n* dieser Laut überall herrscht (*gāō* = *gān* etc.), da ferner in alten Schriftstücken die Schreibung *raut*, *straufe* etc. häufig ist (Weinhold, alem. Gramm. S. 85), so mag jenes *â* aus diesem *ao* erst sekundär entstanden sein. — *æ* ist geblieben, ohne das bei *ë* nachschlagende *ä* (*lær*); wo *ao* statt *ā* herrscht, wird *æ* zu *aë*.

*î* und *û* sind wie im Neuhochdeutschen diphthongiert worden, aber von altem *ei* und *ou* genau unterschieden. *î* lautet *ei*; *ei* dagegen in gebildet schwäbischer Aussprache *aë* (*laib corpus*, *laëb Brot*; *reif pruina*, *maturus*, *raëf anulus*). Dieses *aë* ist im

Volksdialekt ersetzt durch ein *oë* oder *äe* (*loëb*, *läeb* etc.); da es aber in allen den Fällen, wo nicht Lautsteigerung, sondern Ersatzdehnung etc. vorliegt (wie mittelhochdeutsch *seit* = *saget*), *aë* geblieben ist (*saët*, *traët* etc.), so ist wohl jenes *oë* aus *aë* erst sekundär entstanden. Das *oë* (*äe*) herrscht unbeschränkt östlich einer Linie, welche (über das hohenzollerische Gebiet fehlen mir leider alle Notizen) zwischen Tübingen, Esslingen, Schorndorf westlicher- und Reutlingen, Kirchheim u. T., Gmünd östlicherseits verläuft (das württembergische Land westlich von Hohenzollern gehört ganz zum Westen); westlich dieser Linie dagegen herrscht statt *oë* der andere Diphthong *oa* oder *äa*, welcher ganz analog dem französischen *oa* (*ua*) in *roi* u. ä., die äusserste Stufe der Lautverschiebung ist: *ei* — *ai* — *aë* — *oë* — *oa*.

Mittelhochdeutsch *û* wird, dem *ei* analog, zu *eu*; ebenso *ou*, parallel *aë*, zu *ao*. In diesem Punkt harmonieren alle Teile Schwabens; nur im Süden, wo der Übergang ins Alemannische stattfindet, hört man statt *ao* vielmehr *eu*, d. h. altes *ou*.

Mit alt *ei* und *ou* sind ja die einfachen Längen *ê* und *ô* ursprünglich identisch. So ist es auch im Schwäbischen, wenn wir statt *oë* und *oa* ein älteres *aë* statuieren; denn *ê* und, nach dem obigen Lautgesetz, auch *œ*, lautet *aë* (*saë* = *sê*, *haëra* = *hœren*); *ô* lautet *ao* (*aor* = *ôr*). Es ist aber sehr zweifelhaft, ob das Schwäbische hierin alten Lautbestand konserviert hat: 1) gilt im Alemannischen, das doch sonst das Alte noch besser erhalten hat, *ê*, *ô* und *œ*; 2) kommt im Schwäbischen wenigstens eine Ausnahme vor: *schëa* = *schœne*, wogegen das Adverb *schône*, in der Bedeutung *jam*, bald *schô* bald *schœo* lautet; 3) aber, und das ist die Hauptsache, finden wir im Osten des schwäbischen Gebiets, in der alten Diözese Augsburg (bairisch Schwaben, Ulm, Heidenheim, Ellwangen), jene Laute gerade umgekehrt: *ê* und *œ* sind zu *ea* (*äa*), *ô* zu *oa* (*äa*) geworden (*sea*, *oar*, *hearä*). Da diese Diphthonge erst aus *ê*, *ô*, *œ* entstanden sein können, so fasse ich lieber auch die westschwäbischen *aë* und *ao* als spätere Diphthongierung der alten einfachen Längen auf.

Die Umlaute der genannten Diphthongen sind konsequent entwickelt: *iu* wird zu *ei*, weil es kein *ü* giebt, ebenso *öu* zu *aë* (von *œ* war soeben die Rede).

Historisch dürften sich diese Laute etwa so entwickelt haben. Altes *ei* und *ou* sind im Alemannischen *ei*, bzw. *äi* und *eu*, bzw. *ou*; so werden sie auch mittelhochdeutsch gelautet haben. Als dann aus dem Bairischen die Diphthongierung von *î* und *û* in das Schwäbische eindrang, erhielten die neuen Diphthongen die eben angegebenen Laute, die alten wurden zu *ai*, *au*, weiterhin *aë*, *ao* verbreitert. Damit stimmt es überein, dass die Urkunden neben altem *zit*, *brûch* meist „ouch“ etc. haben, neben neuem *Zeit*, *Brauch* aber „auch“ immer häufiger wird. Dieselbe instinktive Ökonomie der Sprache, welche die Verwendung desselben Lautes für zwei verschiedene meidet, hätte dann auch das *ao* = *â* (s. o.) aus seiner Stelle verdrängt und *â* dafür gesetzt: in der That finden wir neben *zit* etc. noch *raut* etc., neben *Zeit* etc. wird *Rat* etc. sehr schnell allein herrschend. Vermöge derselben Ökonomie finden wir im lebenden Dialekt *ao* = *â* da nicht, wo *ao* = *ô* vorkommt; denn in der Baar ist *ô* geblieben, im bairischen Schwaben (s. o.) zu *oa* geworden.

Neben *iu*, dem Umlaut von *û*, giebt es mittelhochdeutsch ein originäres, aus *ü* gesteigertes *iu*. Dieses *iu* ist schwäbisch vom Umlaut *iu* streng geschieden; es lautet *ui* (also *hous* — *haiser*, aber *dui* = *diu* etc.). Die Brechung dieses *iu*, mittelhochdeutsch *ie*, ist als *iä* erhalten und von einfachem *i* streng gesondert. Ebenso sind auch *iu* und

ie noch getrennt, z. B. in der u-Konjugation: Sing. Praes. i luig, du luigst, ear luigt, dagegen Plur. liægæt, Inf. liægæ; ebenso dui und sui als Nom. Sing., opp. diæ und siæ als Plur. etc. — Gleich ie ist auch uo, als uə, erhalten und von u durchaus geschieden; sein Umlaut, mittelhochdeutsch üe, fällt mit iə zusammen.

So stellt sich uns der schwäbische Dialekt im ganzen als eine Einheit dar, und seine Unterdialekte sind von einander weit weniger verschieden als z. B. die innerhalb des Alemannischen. Das muss gegen Birlingers Behauptung, dass nur die Schwaben östlich einer Linie von Marbach über Kirchheim u. T., Ehingen, Leutkirch etc. an die Allgäuer Alpen echte Schwaben, d. h. Juthungen, seien, die westlich davon aber alte Alemannen, sehr misstrauisch machen; denn Birlingers Grenze fällt mit keiner der beiden oben gezogenen irgendwie zusammen. Seine Beweisführung ist aber auch sonst zweifelhafter Natur. Vor allem fusst sie wesentlich nur auf den an das heutige Alemannisch grenzenden südschwäbischen Gebieten, während er gerade die Gegenden unmittelbar rechts und links seiner Grenze so gut wie nicht berücksichtigt hat. Ohnedies ist ja die ganze Unterscheidung zwischen Schwaben und Alemannen seit Baumanns vortrefflichem Aufsatz (Forschungen zur deutschen Geschichte 16, 217—277) mindestens zweifelhaft geworden. Jetzt nennt man alemannisch die Dialekte, welche î, û, û konserviert haben. Aber diese Längen haben ja ursprünglich alle schwäbischen Idiome gehabt. Von Baiern her dringen im Lauf des (14.) 15. und 16. Jahrhunderts (ich werde das anderswo noch genauer ausführen, als Baumann gethan hat) die neuen Diphthonge stetig nach Nordwesten, Westen und Südwesten vor, und die von Birlinger gezogene Grenze bildet auch in Beziehung auf diese Entwicklung keinerlei Scheidewand oder Hindernis. Wir werden also das Recht haben, die jetzt „schwäbisch“ redenden Gebiete als eine (gegenwärtige) Einheit innerhalb der grossen alemannisch-schwäbischen Dialektgruppe anzusehen, wie das Elsässisch-Badische und das Südalemannische je eine solche bilden.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine kurze Diskussion zwischen Prof. Bechstein und dem Vortragenden über den Umlaut im Schwäbischen an.

Den Schluss bildete der Vortrag von Dr. Kluge aus Strassburg „über deutsche Etymologie“.

Deutsche Etymologie hat sich noch nicht die Achtung und die Liebe erworben, wie romanische Etymologie, welche — auf der bequemer zugänglichen lateinischen oder germanischen Grundlage leichter kontrollierbar — die weitesten Kreise sich gewonnen hat. Dass dem Deutschen eine solche Grundlage, d. h. eine historisch erreichbare Ursprache fehlt und dass die komplizierten Gesetze der Linguistik die Benutzung von Lateinisch und Griechisch zur Illustrierung unserer Wortgeschichte nicht leicht machen, ist an der Abneigung gegen deutsche Etymologie ebensogut schuld wie die Unsicherheit der Methode der älteren Grammatik. Nach dem vollständigen Umschwunge der grammatischen Studien darf auch auf germanischem Sprachgebiet jene von Diez geübte kritische Etymologie arbeiten, deren Grundlage die Lautlehre ist; Aufgabe dieser Etymologie ist: nicht die Frage nach dem Ursprung, sondern nach der Entwicklung eines Wortes; das einzelne soll den gebührenden Platz in der Sprachgeschichte bekommen.

Diese Aufgabe scheint am bequemsten erreichbar bei Lehnwörtern. Aber die deutsche Sprachgeschichte hat der Lehnwörterfrage die verdiente Aufmerksamkeit noch nicht zugezogen. Wenn man z. B. das englische *we are* in angelsächsischer Zeit aus dem



Nordischen entlehnt sein liess oder wenn umgekehrt J. Grimm für hochdeutsch *Käse* Entlehnung aus dem lateinischen *caseus* abwies und Bopp *Kirche* mit Sanskrit *grha* 'Haus' kombinierte, so liegt jetzt der Fehler klar zu Tage, nachdem die Methode der Wortgeschichte durch die gewinnreichen Studien Rud. Hildebrands im Deutschen Wörterbuch an Beispielen zum ersten Male klar dargelegt wurde: in der Lehnfrage giebt nicht der Laut, sondern der Begriff den Ausschlag; der Sprachhistoriker hat über dem einzelnen Lehnworte eine Kulturströmung zu suchen, welche es mit andern verwandten Begriffen importierte; eine solche Kulturströmung muss für uns zunächst aus der Sprache gewonnen werden, indem wir die gleichalterigen Entlehnungen zu Gruppen sondern; erst in zweiter Linie muss der Sprachhistoriker die geschichtlichen Dokumente verwerten (zunächst bilden wir die Gruppe *Flaumfeder*, *Kissen*, *Pfuhl* und dann vergleichen wir Plinius Hist. Nat. X, 53). Da solche äusseren Dokumente sehr oft fehlen, zumal für die vorhistorische Zeit, müssen oft die sprachlichen Thatsachen genügen, die Kulturbeziehungen der Germanen zu andern Völkern wahrscheinlich zu machen. So sprechen die unindogermanisch aussehenden Worte *Hanf* und *Silber* für Berührung der Germanen mit Nicht-Ariern auf der Wanderung von Asien her; anderseits deuten die von Fick gesammelten Thatsachen („Europäische Spracheinheit“) auf mehrfache vorhistorische Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen indogermanischen Stämmen. Diese sprachlichen Thatsachen lehren uns, dass wir nicht jedes spezifisch germanische Wort als echt germanisch ansehen, wenn der Begriff Entlehnung nicht ausschliesst (*Schiff*, *Schuh*, *Blei*, *Pfad* u. a. möglicherweise vorhistorische urgermanische Entlehnungen). — In der historisch beglaubigten Zeit sind wir über die Kulturströmungen schon besser orientiert, aber die genauere sprachliche Chronologie macht Schwierigkeiten, solange wir nicht wissen, wo der lateinische Einfluss aufhört und der romanische beginnt und wo die Grenzen zwischen gelehrter und volkstümlicher Entlehnung sind, wie der arianisch-griechische Einfluss (vgl. die Gruppe althochdeutsch *chirihha*, *pfaffo*, *pfinztae*) der römischen Kirche wich. Das Prinzip der Gruppe, das manche Frage noch lösen wird, ist zugleich auch ein wichtiges Kriterium in der Prüfung von Worten auf Entlehnung: die zuweilen der Entlehnung verdächtigten *falsch*, *Graf*, *Kopf*, *Kampf* gehören keiner Lehngruppe an, zudem bieten sich sprachliche Momente, welche echt germanischen Ursprung wahrscheinlich machen.

Dasselbe Prinzip der Gruppe muss auch bei echt germanischen Worten in Anwendung kommen, wenn die Etymologie nicht den Zusammenhang mit der Sprachgeschichte verlieren will; nach lautlichen und begrifflichen Kriterien muss das Alter der Worte linguistisch ermittelt werden. Man hat gemeinindogermanische Gruppen (Zahlen, Verwandtschaftsgrade, Körperteile, physische Funktionen) als den ältesten germanischen Wortbestand für sich zu betrachten. Die Genesis des spezifisch germanischen Sprachmaterials muss gruppenweise erklärt werden: Bedeutungsdivergenzierung (vgl. *sehen*, *bitten*, *beissen*, *Mord*), Formbildung mit Spezialisierung der Bedeutung (*Gott* = 'angerufenes Wesen', *Hahn* = 'Singer'), Untergang alter Wurzeln (*dō* 'geben', *i* 'gehen') sind die wesentlichen Momente, welche dem Germanischen zu seinem Charakter im Wortmaterial verhelfen. Derselbe Prozess wiederholt sich in allen jüngern Perioden: so kommt das deutsche (neuhochdeutsche) Wortmaterial zu seiner jetzigen Gestaltung. Auch hier hat das kulturgeschichtliche Moment eine Rolle zu spielen (z. B. wenn nach den Stürmen der Völkerwanderung die alten Worte für 'Kampf' *hadu*, *badu*, *hilti* aussterben, wenn mit dem

Christentum die alten Götternamen schwinden). Neben der Lautlehre muss die Etymologie auch die Flexions- und die Suffixlehre behufs genauer Fixierung der Wortgenese berücksichtigen: neuhochdeutsch Buch ist nicht gotisch *bók* 'Buchstabe', sondern dessen Plural *bóka*, da für ein einzelnes Buch im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen *buoch* als Plural gebraucht werden kann. *Schwein* (gotisch *swein*, zu *sû* 'Sau' gehörig) ist mit dem Suffix *in* des gotischen *gaitein* 'junge Ziege' gebildet und bedeutet eigentlich nur das 'junge Schwein'.

Das Prinzip der Neuschöpfung, von Diez für das Romanische längst anerkannt, von Paul für das Germanische vertreten, muss der Etymologe unter dem gleichen Gesichtspunkt der Gruppe betrachten, wie die Lehn- und Erbwort: es sind wesentlich Bezeichnungen für Schallarten und Arten der Bewegung, welche die Sprache neuschafft (*bohlern, poltern, girren, zirpsen, rutschen, scharren*); auch für urgermanische Bezeichnungen derselben Art ist der Verdacht der Neuschöpfung oft nicht abzuweisen (*klang, clangor, κλαγγή* sind unabhängige Neuschöpfungen der einzelnen Sprachen). So führt auch dieser Punkt — wie die Lehnwörterfrage — zur Vorsicht in der Annahme von indogermanischen Stämmen für spezifisch germanische Worte.

Ein eigenartiges etymologisches Prinzip ist das der Neubelebung untergegangener Worte unter dem Einfluss einer archaisierenden event. auch puristischen Literaturbewegung, wozu die Auffrischung deutscher Elemente durch das Englische als nahe verwandte Erscheinung tritt. *Halle* (s. Heyne Deutsches Wörterbuch) ist das englische *hall*; Lessing schuf *Gemeinplatz* für *commonplace*, er sagte für 'vorletzter' *letzter ohne einen gleich englisch last but one*. Gerade in solchen Erscheinungen zeigt sich die Berechtigung jenes an alle kritische Etymologie gestellten Postulats, dass das einzelne nicht für sich, sondern stets im ganzen Zusammenhange der Sprachgeschichte zu betrachten sei.

Auf manche der erwähnten Punkte und andere für die kritische Etymologie wesentliche Momente (Volksetymologie, Dialektmischung) konnte der Vortragende nicht näher eingehen, da sich die Sektionssitzung bereits über die ihr zugemessene Zeit ausgedehnt hatte; weshalb auch von einer Diskussion Abstand genommen werden musste.

Den Statuten der Sektion entsprechend wurde die Wahl des Präsidiums für die nächste Versammlung (in Dessau) vorgenommen; auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden Prof. Zacher und Prof. Elze in Halle zu Vorsitzenden erwählt.

Ferner machte der Vorsitzende Mitteilung von einem eingegangenen Telegramm des Kreisdirektors von Stiehaner in Weissenburg, betreffend den Plan, in Weissenburg Otfrid ein Denkmal zu errichten, welches in einem nahe am Münster befindlichen romanischen Brunnen bestehen soll.

Am Schluss dankte der Vorsitzende den Mitgliedern der Sektion für ihr zahlreiches Erscheinen; er erblicke darin die erfreuliche Thatsache, dass das Bedürfnis eines freundlichen und friedlichen, persönlichen Verkehrs, den wir wohl brauchen können, von vielen unter uns empfunden werde. Damit erklärte er die Sektionssitzungen der 36. Philologenversammlung für geschlossen.

Hofrat E. Förstemann spricht seine Befriedigung über den angenehmen, durch keinen Missklang gestörten Verlauf der Verhandlungen und im Namen der Sektion den Dank an die beiden Vorsitzenden aus. Prof. R. Bechstein fügt diesem den Dank an die Schriftführer bei.

---

#### IV. Archäologische Sektion.

Zahl der Mitglieder: 60. (Liste wurde nicht eingereicht.)

Mittwoch, den 23. September, 12 Uhr:

Konstituierung der Sektion.

Die Einzeichnung ergab 60 Mitglieder. Nach kurzer Begrüßung durch den geschäftsführenden Vorsitzenden wurde die Wahl des Präsidiums vorgenommen. Zum Vorsitzenden wurde Professor von Duhn aus Heidelberg, zum Schriftführer Herr stud. Winnefeld erwählt.

Donnerstag, den 24. September, 8 Uhr:

Vortrag des Herrn Hofrath Professor Dr. von Urlichs aus Würzburg über „Phidias in Rom“.

Der Vortragende stellte die Ansicht auf, die eherne Statue der Athena von Phidias, welche Aemilius Paullus auf dem Palatin aufgestellt habe, sei wenigstens bis zur Zeit Diocletians an Ort und Stelle geblieben. Redner ging von der Erklärung der Militärdiplome aus, die bis zu dieser Zeit von etwa 90 nach Chr. an 'in muro post templum d. Augusti ad Minervam' befestigt wurden und bewies zunächst, dass die Worte ad Minervam nach dem Sprachgebrauche der Diplome nur *ad simulacrum Minervae* bedeuten könnten; eine 'aedes Minervae' habe es ausserdem in jener Gegend gar nicht gegeben, Minerva habe dagegen Anteil an dem 'templum Castorum' gehabt. Dieses aber und folglich auch das *simulacrum Minervae* stand *post templum Augusti*. Dass dieser Tempel des Augustus nicht in der Ebene lag, sondern auf der nordwestlichen dem Capitol zugewandten Seite des Palatin\*), geht 1) hervor „aus der konstanten Bezeichnung in den Arvalakten 'in Palatio'; wohin er durch die Angabe der Zusammenkünfte 'in Palatio in, ad, ante templum d. Augusti' oder 'templum novum' vom Jahre 38 n. Chr. gewiesen wird (einmal sogar schlechtweg 'in Palatio'); 2) aus Josephus' ausführlicher Erzählung von dem Tode Caligulas, die gar nicht verstanden werden kann, wenn man den Tempel in die Niederung verlegt. Die Stelle Suetons, wonach Caligula eine Brücke *super templum Augusti* zum Capitol schlug (sie ging wohl nicht über die Gebäude am Forum) muss verdorben sein, etwa aus *subter templum Augusti*“. „Durch die Anlage der Kaiserpaläste wurde der Standort des Bildes nicht verändert, denn der *vicus huiusce diei*, worin der Tempel der Fortuna *huiusce diei* und somit die Statue zu suchen ist, wird noch in der capitolinischen Basis der vicomagistri erwähnt. Vor dem Tempel stand das Bild, nach dem Zusammenhang bei Plinius ein Kolossalbild im Freien; denn *in quodam simulacro Minervae Palatinae* brachte man unter Claudius ein Pasquill an“. Ist somit die lange Existenz der Statue sicher, so bleibt dagegen deren Gestalt durchaus unsicher, da der Vorrat an Marmorwerken und die Münzen von Domitian und Claudius eine Reihe Möglichkeiten an die Hand geben, die gleich wahrscheinlich oder unwahrscheinlich sind.

\*) Indessen lässt sich nicht verkennen, dass für die Frage nach dem Templum Augusti, durch die mögliche Verwechslung mit der Ara Augusti verwickelt, eine sichere Entscheidung vorderhand nicht gegeben ist.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Blümner aus Zürich:

Der angebliche „*nudus talo incessens*“ des Polyklet.

Der bei Plin. XXXIV, 55 erwähnte '*nudus talo incessens*' des Polyklet wird heutzutage allgemein als ein Pankratiast aufgefasst, welcher seinen Gegner mit der Ferse angreift, als ein ἀποπτερνίζων, wie der athletische Terminus technicus lautet. Aber so übereinstimmend diese Deutung angenommen ist, so wenig findet man irgendwo eine Andeutung, in welcher Weise man sich diese Figur ausgeführt denken solle. Murray (History of Greek sculpture p. 283) fügt seiner Anführung der Statue nur die vorsichtige Bemerkung bei: '*whatever that may here mean*'. Wenn Brunn (Kunstlergesch. I, 216) sagt: „die Figur stellte einen Ringer dar, welcher seine Kunst besonders in der Anwendung der Ferse zu zeigen suchte“, so bleibt die von selbst sich ergebende Frage: wie kann ein Ringer für sich allein, ohne den mit ihm ringenden Genossen, dargestellt werden? — unbeantwortet. Zwar werden uns Figuren einzelner Ringer in den Schriftquellen genannt. Der uns sonst unbekannte Erzgiesser Naucerus fertigte nach Plin. XXXIV, 80 einen '*luctator anhelans*'; Antidotos malte nach Plin. XXXV, 130 einen '*clipeo dimicans*', einen '*luctator*', einen '*tubicen*'; und unter den Gemälden in der Pinakothek der Propyläen nennt Paus. I, 22, 7 einen παλαιστής von Timaenetos. Aber der '*luctator anhelans*' des Naucerus war sicherlich ein nach errungenem Siege von der Anstrengung aufatmender; und die beiden andern müssen wir uns als Einzelfiguren in jener Stellung denken, in der die Ringer zum Kampfe anzutreten pflegten: denn nur eine Angriffsstellung, nicht aber ein Schema des eigentlichen Ringkampfes selbst, konnte in einer Einzelfigur zur Darstellung gebracht werden. Wir kennen diese Angriffsstellung sehr gut, sowohl aus Bildwerken als aus den Schriftstellern, wie z. B. Heliod. Aethiop. X, 31: καὶ ἅμα κόνιν ἀνελόμενος καὶ ὤμοις τε καὶ πήχεσιν ἔτι πρὸς τῆς βοηλασίας ἰδρῶτι νενωτισμένοις ἐπιχεάμενος, τὴν μὲν μὴ προσιζήσασαν ἀποσεισάμενος, προβάλλει τε ἐκτάδην τῷ χεῖρει, καὶ τοῖν ποδοῖν τὴν βάσιν εἰς τὸ ἐδραῖον διερεϊσάμενος, τὴν τε ἰγνύαν σιμῶσας, καὶ ὤμους καὶ μετάφρενα γυρῶσας, καὶ τὸν αὐχένα μικρὸν ἐπικλίνας, τό τε ὅλον σῶμα σφηκῶσας, εἰστίκει τὰς λαβὰς τῶν παλαισμάτων ὠδίνων. So also tritt der Ringer an: die Arme auslegend, die Füße etwas gespreizt und in den Kniekehlen leicht gebogen, auf den Boden gestemmt, Schultern und Rücken gewölbt, den Hals in die Schultern gezogen, sodass der ganze Körper sich gleichsam in sich zusammenzog: und nur so kann eine Einzelfigur eines Ringers von der Kunst wiedergegeben werden. Aber die Ferse, das ἀποπτερνίζειν hat hiermit nichts zu thun; von der Ferse kann der Ringer vor dem Beginn des Kampfes unmöglich Gebrauch machen. Es ist daher durchaus berechtigt, wenn Overbeck (Plastik I<sup>3</sup>, 391) sagt: „eine klare Vorstellung von der Komposition dieser Statue, welche kaum ohne Gruppierung mit dem angegriffenen Gegner denkbar ist, werden wir uns nur schwer [richtiger: gar nicht] zu bilden vermögen.“ So zweifellos es also ist, dass Plinius hier nur von einer einzigen Statue spricht, so wenig kann man sich denken, dass es möglich oder künstlerisch ausführbar wäre, das Motiv des ἀποπτερνίζειν an einer Einzelfigur zur Anschauung zu bringen.

Freilich wissen wir trotz der Erklärung des Philostr. Heroic. p. 678 nicht recht, wie wir uns das betreffende ἀποπτερνίζειν überhaupt vorstellen sollen. Es ist an dieser Stelle von einem jungen Athleten die Rede, welcher das Orakel des Protesilaos besucht, um den Heros zu befragen, wie er es anstellen müsse, um über seine Gegner den Sieg



davonzutragen. Die Antwort besteht in dem einzigen Worte: πατούμενος. Nun heisst es weiter: ἀθυμία οὖν αὐτίκα τὸν ἀθλητὴν ἔσχεν ὡς καταβεβλημένον ὑπὸ τοῦ χρημοῦ· τὸ δὲ ἀποπτερνίζειν ἐν ἀγωνίᾳ πρῶτος εὐρών ξυνήκεν ὕστερον, ὅτι κελεύει αὐτὸν μὴ μεθίεσθαι τοῦ ποδός· τὸν γὰρ προσπαλαίοντα τῇ πτέρνῃ πατεῖσθαι τε ξυνεχῶς χρή καὶ ὑποκεῖσθαι τῷ ἀντιπάλῳ. Wir erfahren also, dass der, welcher das Schema des ἀποπτερνίζειν anwandte, es sich gefallen lassen musste, zeitweise unter seinen Gegner zu kommen und sich von ihm treten zu lassen. Es war also wohl eine Finte, durch welche man den Gegner irre leitete und ihn zu unvorsichtigen Bewegungen veranlasste, indem derselbe sich schon Sieger glaubte und den Feind heftig bearbeitete, während dieser doch durch dies scheinbare Nachgeben einen namhaften Vorteil gewann; und damit stimmt es, wenn die alten Lexikographen πτερνίζειν, was wohl ganz identisch mit ἀποπτερνίζειν ist, durch ἀπατᾶν erklären. (Suid. v. πτέρνα· ὁ δόλος; id. v. πτερνίζει· ἀπατᾶ ἢ λακτίζει; Hesych. s. h. v.; vgl. auch die Worte der Septuaginta, Genes. 27, 36: ἐπτέρνικε γὰρ με ἤδη τρίτον). Nimmt man dazu die Erklärung des Suidas v. πτέρνα: πτερνίζω τὸ καταβάλλω ἐκ μεταφορᾶς τῶν περὶ τάχους ἀγωνιζομένων, καὶ τῇ πτέρνῃ τοὺς συνθέοντας προσπταίειν ὁμοῦ καὶ πίπτειν μηχανώμενος (bei welcher Erklärung nur die Beziehung auf den Wettlauf anstatt auf den Ringkampf ein Irrtum des Suidas zu sein scheint), so erhält man im ganzen daraus das Bild, dass beim ἀποπτερνίζειν der eine Ringer seinen Gegner vermittelt der Ferse so zum Falle brachte, dass er selbst auch mit niederfiel, ja sogar augenblicklich unter seinen Gegner zu liegen kam, dass aber schliesslich das genannte Manöver — in welcher Weise, das vermag ich freilich nicht zu bestimmen — doch zum Siege des scheinbar im Nachteil befindlichen Kämpfers führte. Es kann daher auch nicht richtig sein, wenn Grasberger (Erziehung und Unterricht I, 359 fg.) das πτερνίζειν (den Ausdruck ἀποπτερνίζειν finde ich bei ihm nicht erwähnt) als identisch mit ὑποκελίειν, *supplantare* bezeichnet, wobei, wie Hom. Il. XXIII, 721 beim Ringen des Aias und Odysseus, derjenige, der das Manöver des Beinunterschlagens macht, oben zu liegen kommt, was der Beschreibung des Philostrat durchaus widerspricht.

Mag man sich nun aber die Sache vorstellen, wie man will, eins steht ohne allen Zweifel fest: ein ἀποπτερνίζων als Einzelfigur ist völlig undenkbar. Man kann auch eben so wenig annehmen, dass Polyklet etwa ursprünglich eine Gruppe dieses Schemas geschaffen hätte, von der später der eine Kämpfer verloren gegangen wäre, sodass nur der Angreifer allein übrig blieb: denn eine in diesem Augenblick des Kampfes begriffene Ringergruppe musste eben so eng verschlungen und unteilbar sein, wie die berühmte Gruppe in den Uffizien. — Die so allgemein angenommene Deutung der Plinianischen Worte muss also falsch sein; und demnach geht es auch nicht an, dass man diesen angeblichen ἀποπτερνίζων als Beispiel der auf einem Beine ruhenden Figuren Polyklets anführt, wie es Ulrichs gethan hat und andere, darunter ich selbst, nach ihm.

Es muss also eine andere Deutung oder eine Emendation gesucht werden. Selbstverständlich wird niemand mehr daran denken, zu der alten Deutung, derzufolge der Apoxyomenos des Vatikans heute noch mit seinem Teneranischen Würfel in der rechten Hand einherschreitet, zurückzugreifen. Aber giebt es noch eine andere?

Die Lösung kommt diesmal, meine ich, von einer Seite, von welcher wir sonst nicht gewohnt sind, derartige Aufschlüsse zu erhalten, von der Vasenmalerei; und zwar von jenem schönen apulischen Vasenbilde der Sammlung Jatta, jetzt im Museo nazionale

zu Neapel, welches den Tod des Talos vorstellt (Bull. archeol. Napol. III tav. 2 fg.; IV tav. 6, darnach verkleinert in den Wiener archäol. Vorlegeblättern Serie IV, Taf. 5 fg., noch kleiner Archäol. Zeitung f. 1846, Taf. 44 fg.). Der Maler hat in der Hauptszene auf die Darstellung des infolge von Medeas Zaubermitteln sterbend umsinkenden ehernen Wächters von Kreta besondere Sorgfalt verwandt. Während auf der bekannten Berliner Schale, welche uns das Innere einer Erzgiesserei vorführt, die bronzenen Statuen, die dort in Arbeit sind, nur durch ihre Dimensionen, aber durchaus nicht hinsichtlich der Zeichnung und Detailbehandlung von den in der Werkstatt beschäftigten Arbeitern sich unterscheiden, ist hier der, wie man gestehen muss, sehr gelungene Versuch gemacht, mit den bescheidenen Mitteln der Vasenmalerei das Äussere einer dunkeln Erzfigur gegenüber dem lebendigen, blühenden Fleisch der übrigen Anwesenden dem Beschauer deutlich vor Augen zu führen. Er hat das aber nicht bloss durch Anwendung der sonst in der Vasenmalerei nicht üblichen und auch hier bei den anderen Personen fehlenden Schattierung erreicht, sondern auch dadurch, dass er die schärfere Behandlung der Umrisse, das viel energischere Hervortreten der Muskulatur und des Knochenbaues, wodurch sich ja Erzarbeiten so wesentlich von Marmorwerken unterscheiden, in treffender Weise wiedergab. Für diese Figur konnten daher auch dem Maler die mehr oder weniger stereotypen Figuren seiner Musterbücher nicht ausreichen; hier war er auf Nachahmung eines plastischen Vorbildes angewiesen, und ein solches zu finden, war in den an Kunstschatzen reichen Städten Unteritaliens für ihn gewiss nicht schwer. Ich glaube denn auch nicht auf Widerspruch zu stossen, wenn ich zunächst behaupte: die Figur des Talos in dem fraglichen Vasenbilde ist, wenn auch nicht die gänzlich getreue Kopie einer einst in Wirklichkeit vorhandenen Bronzestatue (an eine direkte Nachahmung in allen Einzelheiten zu denken verbietet die enge Beziehung, in welcher auf dem Vasengemälde Polydeukes zu dem hinsinkenden Talos steht), so doch mit bewusster Anlehnung und unter genauem Studium einer Bronzefigur gefertigt.

Aber ich gehe noch weiter und behaupte, diese dem Talos zu Grunde liegende Bronzestatue war, wenn nicht ein Werk des Polyklet selbst, so doch die Kopie eines solchen; und ich gründe meine Behauptung auf die Formgebung des Talos.

Ich brauche hier nicht auseinanderzusetzen, wie sehr bedenklich, ja gefährlich jede Zurückführung einer Figur aus einem Vasenbilde auf ein Werk der Plastik in der Regel ist; ich weiss auch recht gut, dass es trotz der unendlichen Fülle von Vasenbildern nur ganz, ganz wenig Figuren darunter giebt, bei denen man mit Bestimmtheit die Nachbildung irgendwelchen statuarischen Motives nachweisen kann, dass man aber in den übrigen Fällen sich sehr davor zu hüten hat, auf irgendwelche zufällige Ähnlichkeit in Stellung und Haltung die Hypothese beabsichtigter Nachahmung begründen zu wollen; es ist mir nicht minder gut bekannt, dass der Gedanke, stilistische Eigentümlichkeiten eines bestimmten Künstlers an einem Vasenbilde nachweisen zu wollen, an und für sich als ein durchaus thörichter zu bezeichnen wäre; und ich verhehle mir endlich keinen Augenblick, dass wenn schon die Nachweisung eines uns noch erhaltenen Skulpturwerkes auf einem Vasengemälde eine so heikle Sache ist, der Versuch, ein uns nicht mehr in Nachbildungen erhaltenes, ja nicht einmal mit Bestimmtheit litterarisch bezeugtes Kunstwerk auf einem Vasenbilde nachweisen zu wollen, das allerlebhafteste Kopfschütteln erregen muss. Aber alles das hindert mich doch nicht daran, die oben angeführte Behauptung aufzustellen und ihre Begründung im folgenden zu versuchen, weil eben hier die Dinge

total anders liegen, als bei jedem einzelnen unter all den tausenden uns bekannten Vasenbildern. Denn hier, und eben nur hier allein, kann man mit Gewissheit behaupten, dass der Maler eine wirklich ihm vor Augen stehende Bronzefigur nachgeahmt hat; mochte er auch für die gewöhnlichen menschlichen Figuren die hinlängliche Übung besitzen, ohne weitere Studien nach der Natur oder nach anderen Kunstwerken seine Bilder zu entwerfen, bei dieser Aufgabe besass er diese Übung auf keinen Fall.

Gehen wir nun, nach Erledigung dieser Vorfrage, zur Betrachtung der in Rede stehenden Figur über und vergleichen wir sie mit nackten Jünglingsgestalten der Lysippischen Richtung, welche der Zeit nach dem Maler des Vasenbildes viel näher steht, als Polyklet, also beispielshalber mit dem Apoxyomenos oder dem Meleager, so wird einem jeden klar sein, dass ein ganz bedeutender Unterschied zwischen beiden Typen obwaltet. Die gedrungenen Körperformen, die mächtigen Oberschenkel, die breitgewölbte Brust, all das entspricht durchaus nicht den schlanken Proportionen, welche wir an jenen Figuren finden; ebenso wenig können wir am Talos den kleinen Kopf beobachten, welcher für jene und andere Werke der Lysippischen Richtung eigentümlich ist, vielmehr ist der Kopf des Talos im Verhältnis zur Gesamtlänge des Körpers grösser, als bei den übrigen auf der Vase dargestellten Figuren: Und wenn wir uns auch den Apoxyomenos oder den Meleager in Erz übertragen denken, so würden dieselben doch auch dann nicht entfernt jene harte, scharfkantige Behandlung der Muskulatur aufweisen, welche das Original des Talos jedenfalls gehabt haben muss. — Nun vergleiche man aber mit dem Talos den Neapolitaner Doryphoros und den Diadumenos von Vaison, und man wird zugestehen müssen, dass die Ähnlichkeit ganz frappant ist, dass gerade die Eigentümlichkeiten der Behandlungsweise, welche durch ihre seltene Übereinstimmung jene beiden Statuen als Werke eines und desselben Meisters erkennen liessen, sich durchweg am Talos wiederfinden. Nehmen wir diese Einzelheiten, wie sie Michaelis (Ann. d. Inst. 1878, p. 16 f.) zusammengestellt hat, durch, so können wir fast Zug um Zug dieselben auch hier nachweisen. Die Form des Knies, besonders am rechten Bein, die sehr scharf markierte Kniescheibe, oberhalb welcher das Fleisch wie ein Polster heraustritt; der hohe und lange Fuss, dessen Form man gerade dadurch, dass er am rechten Bein in Vorderansicht, am linken in Seitenansicht erscheint, recht deutlich beobachten kann; die mit starker Hervorhebung des Zwillingsmuskels heraustretende Wade; die Form des Bauches; die übermässige Entwicklung der äusseren schiefen Bauchmuskeln; die besonders starke Hervorhebung des Punktes, in welchem der schiefe und der gerade Bauchmuskel von der Hüftlinie geschnitten werden; die Art, auf welche die einzelnen Partien der Seite mit den grossen Sägemuskeln bezeichnet sind und genau sich abheben; die bestimmte Angabe der Stellen, an denen die verschiedenen Bänder der grossen Brustmuskeln sich an das Brustbein anschliessen; der scharfe Umriss des Deltamuskels; das mächtige hervortretende Schlüsselbein — alle diese Eigentümlichkeiten der Polykletischen Figuren finden wir am Talos des Vasenbildes, nicht bloss oberflächlich angedeutet, sondern vollkommen klar und bestimmt wiedergegeben. Wie im einzelnen, so sind auch die Proportionen des Körpers denen der Polykletischen Figuren entsprechend (Verhältnis des Kopfes zur Gesamtlänge etwa 1 : 7, des Gesichtes 1 : 10, des Fusses 1 : 6), soweit man das aus der Zeichnung zu entnehmen imstande ist. Ja man kann noch etwas weiter gehen. Der Talos zeigt uns zwar einen im Lauf begriffenen Mann, wie das der Sage entsprechend ist; aber wenn man davon absieht, dass infolge

dessen der linke Fuss etwas weiter hinter dem rechten zurücksteht, als beim Doryphoros oder Diadumenos, welche im langsamen Vorwärtsschreiten gefasst sind, so haben wir auch hier das Polykletische Schema des *'uno crure insistere'* (dessen früher von mir gegebene Deutung ich angesichts des Diadumenos von Vaison und der nunmehr so deutlich vorliegenden Polykletischen Fussstellung nicht mehr aufrecht halte) genau in derselben Weise wiedergegeben, wie an jenen beiden anderen Figuren: der rechte Fuss ruht voll und ganz mit der Sohle auf dem Boden, während der linke dahintergesetzte umgebogen denselben nur mit den Zehen berührt, mit diesen aber ganz. — Am wenigsten scheint dem Vasenmaler treue Wiedergabe seines Vorbildes beim Gesicht gelungen zu sein; doch darf man auch da aufmerksam machen auf das ziemlich breite Untergesicht, welches sich ähnlich am Neapler Doryphoros findet. Das Haar scheint kurz und kraus zu sein.

Wenn ich mich nun nach dem Gesagten für berechtigt halte, in dem Talos des Vasenbildes die Nachbildung einer Polykletischen oder einer mittelbar auf Polyklet zurückgehenden Erzfigur zu sehen, so gehe ich nun noch einen Schritt weiter und behaupte: der Beleg dafür, dass Polyklet wirklich die Figur des Talos geschaffen, liegt in den eingangs besprochenen Worten des Plinius, welche man zu lesen hat: *'nudum Talon incessentem'*. (Der Accusativ von Τάλως kommt im Griechischen in den beiden Formen Τάλω und Τάλων vor; für Plinius lag es wohl näher, die letztere zu wählen; immerhin wäre denkbar, dass er in seiner Quelle die erstere fand und direkt als „Talo“ mit herübernahm, wie er das mit manchen griechischen Worten gethan hat, in diesem Falle wäre dann gar keine Änderung im Texte notwendig.) Das Bild des ehernen, die Insel umschreitenden Wächters von Kreta war eine Aufgabe, welche für Polyklet durchaus nichts Befremdendes hat. Auf eine Nachbildung dieses Polykletischen Talos geht also meiner Ansicht nach das Vasenbild zurück; wenn ein solches Erzbild existierte und dem Vasenmaler, sei es im Original, sei es in irgendwelcher Erzkopie, zugänglich war, so war es doch sicherlich für ihn das nächste, dasselbe für seine Komposition zu benutzen. Dass er es einigermassen in der Arm- und Kopfhaltung modifiziert haben wird, habe ich schon oben angedeutet; schwerlich konnte die Figur des Talos allein in der Stellung wiedergegeben werden, welche der sterbende Erzmann auf dem Vasenbilde hat. Behalten wir das *'incessentem'* des Plinianischen Textes bei, so müssen wir uns den Wächter in der Weise denken, wie er in der Sage und auch auf den (sonst freilich abweichenden) Münztypen erscheint, nämlich mit einem Stein in der Hand die fremden Ankömmlinge angreifend oder bedrohend; zieht man es vor, als vornehmlich dargestellte Aktion das Umschreiten der Insel zu betrachten, so würde es sich allerdings empfehlen, die Lesart einiger geringerer Handschriften *'incedentem'* anzunehmen. Ich wage nach dieser Hinsicht keine Entscheidung; jenes empfiehlt sich wegen der besseren Beglaubigung durch die Handschriften, dieses, weil es deutlicher das Polykletische Schema bezeichnet, auch weil *'incessere'* ohne Objekt etwas hart ist. Die Reihenfolge der Polykletischen Werke aber, wonach der mit bestimmten Namen bezeichnete Talos zwischen den generellen Benennungen des *destringens* und der *duo pueri item nudi talis ludentes* erscheint, hat durchaus nichts Auffälliges, da Plinius die Werke der einzelnen Künstler nicht ihrem Inhalte nach anordnet; so nennt er XXXIV, 56 unter den anderen Werken des Polyklet: Mercur, Hercules *'hageter arma sumens'*, Artemon; § 57 unter den Werken des Myron nach dem Hunde und dem Diskobol den Perseus, dann die *'pristae'*, die Marsyasgruppe, Pentathlen, Pankratiasten, Hercules;



und § 59 von Pythagoras nach dem Läufer Astylos den libyschen Knaben, den '*malaferens nudus*', den *claudicans*, und zum Schluss die zwei Apollostatuen.

Entschliessen wir uns, den Talos in die Werke des Polyklet einzureihen, so haben wir damit einerseits eine durchaus unerklärliche Figur glücklich beseitigt und andererseits aufs neue einen Beleg dafür, dass die alten Kritiker dem Künstler nicht ohne Grund den Vorwurf machten, seine Figuren wären '*paene ad unum exemplum*'.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren von Duhn, von Urlichs, Weizsäcker, und sprachen sich mehr oder minder abweisend gegenüber den positiven Aufstellungen des Herrn Redners aus.

Herr Professor Blümner legte der Sektion noch einige im Anz. für Schweiz. Altertumskunde von ihm publizierte unerklärte Altertümer vor, mit der Bitte, ihm bei der Interpretation derselben an die Hand zu gehen.

Freitag, den 25. August, 8 Uhr:

Kombinierte Sitzung mit der kritisch-exegetischen Sektion.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Holm aus Palermo:

### **Zur Topographie des Rückzuges der Athener von Syrakus 413 v. Chr.**

nach an Ort und Stelle im März 1881 gemachten Forschungen.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine ausführliche Erzählung der einzelnen Umstände des Rückzuges der Athener von Syrakus 413 v. Chr. zu geben; ich will nur die Resultate von Forschungen mitteilen, die ich an Ort und Stelle machte, und die aus diesem Grunde vielleicht einiges Interesse beanspruchen können. Es musste von Nutzen sein, einmal die Linie jenes Rückzuges, mit dem Thukydides in der Hand, zu bereisen, und zu sehen, in wie weit die Wirklichkeit den Ideen der Gelehrten entspricht. Ob das von andern geschehen ist, weiss ich nicht; wenigstens sind eingehendere Berichte über eine derartige Wanderung nicht an die Öffentlichkeit gelangt. Den äusseren Anstoss zu meinem Ausflug nach den Stätten des Rückzuges der Athener gab die von der königlich italienischen Regierung angeordnete Aufnahme eines grossen Planes des alten Syrakus. Die Stadt, welche eine Zeit lang vielleicht die grösste und schönste Stadt der hellenischen Welt war, die auf die Geschieke der Mittelmeerstaaten einen ausserordentlichen Einfluss ausgeübt hat, die endlich jetzt noch so manche wichtige Überreste des Altertums birgt, diese Stadt verdient in allen topographischen Details genau gekannt zu sein. Es gebührt deshalb volle Anerkennung dem Beschlusse des italienischen Unterrichtsministeriums, das eine genaue Aufnahme von Syrakus anordnete und mit der Leitung derselben Saverio Cavallari betraute, der seit einem halben Jahrhundert die Altertümer Siciliens kennt, wie kein anderer. Ich wurde aufgefordert, ihm dabei zur Seite zu stehen. Der Plan ist unter thätiger Mitwirkung des Sohnes von Saverio Cavallari, des Ingenieurs Cristoforo Cavallari, vollendet worden, und wird gegenwärtig lithographisch reproduziert; am Texte wird gedruckt. Dieses Planes wegen hielt ich mich im März 1881 in Syrakus auf, und ich zähle diese Tage, in denen das prächtigste Frühlingswetter herrschte, zu den schönsten von mir im Süden verlebten. Es sei mir gestattet, die Eigentümlichkeit der syrakusanischen Landschaft, die wir bei unsern Arbeiten den ganzen Tag vor Augen hatten, kurz zu skizzieren. Sicilien enthält, bei allem einheitlichen Charakter, doch eine grosse Mannig-

faltigkeit von eigenartigen Landschaftsbildern, und dies gilt gerade von den wichtigsten Stätten antiker und moderner Kultur. Messina, Taormina, Catania, Girgenti, Selinus, Segesta, tragen alle ein ganz verschiedenes Gepräge. Den grössten Gegensatz erblicke ich in dieser Hinsicht aber zwischen Palermo und Syrakus. Die Landschaft von Palermo möchte ich als die romantische, die von Syrakus als die klassische bezeichnen. Das offenbart sich zunächst in dem eigentlichen Körper der Landschaft, d. h. in den Gebirgslinien. Um Palermo zackige Berglinien, die an gotische Dome erinnern, vor allen vertreten durch den schönen Monte Pellegrino, der selbst allerdings diese Form, in einem andern Sinne des Wortes, zur Klassizität erhebt. Um Syrakus dagegen haben die Berge vorwiegend gerade lange Linien, die Horizontale herrscht vor. Blicken wir sodann auf die Bekleidung des Bodens, so fällt sogleich auf, dass in der palermitanischen Landschaft an Stelle der im Altertum vorhandenen Vegetation eine ganz andere getreten ist, in der die seltsam aussehende Cactus *Opuntia* sich geltend macht, ganz besonders aber die *Agrumi* vorherrschen: Citronen und Orangen, die mit ihrem glänzenden dunkeln Laube die ganze *conca d'oro* füllen. Um Syrakus ist dagegen noch dieselbe Vegetation, wie sie im Altertum vorhanden war; — Korn, Wein und besonders Oliven bedecken die Ebene und die Abhänge der Berge. Während man bei Palermo an Sarazenen und Hohenstaufen, an Ritter und Turniere, an die Lustgärten der Emire und die Klosterhöfe der Normannen erinnert wird, schweifen die Gedanken bei Syrakus in das griechische Altertum zurück. Während die mannigfaltigen Lichteffekte auf den kahlen Abhängen der palermitanischen Berge die Sinne in einer gewissen Erregung erhalten, verbreitet der Anblick der syrakusanischen Landschaft eine grosse Ruhe über den Geist, und auch der majestätische Ätna stört nicht diesen Eindruck; „die himmlische Säule“ wie Pindar ihn nennt, erscheint in dieser Entfernung nicht in ihrer Furchtbarkeit, noch in ihrer Seltsamkeit mit den unzähligen kleinen Kratern, die den grossen Berg bedecken; der Ätna bildet, von Syrakus aus gesehen, nur eine ruhige, erhabene Linie mehr in der ruhigen Landschaft. Aber freilich erweckt die Landschaft von Syrakus auch nur schwach die Erinnerung an die einstige Grösse und den Glanz der alten griechischen Stadt. Wohl sind einzelne höchst interessante antike Überreste vorhanden; aber sie dienen mehr dazu zu zeigen, wie unendlich verschieden die Gegenwart von der Vergangenheit ist. Syrakus ruft wohl eine eigentümliche Stimmung hervor; aber es ist eine melancholische Stimmung, die uns beschleicht, wenn wir stundenweit auf dem Boden der alten Stadt nur vereinzelte Trümmer aus dem Altertum sehen; und es ist die der friedlichen Freude an dem ländlichen Leben, eine idyllische Stimmung, die sich unser bemächtigt, wenn wir die reich bebaute Umgebung durchwandern. Es überwiegen bei Syrakus die rein ländlichen Eindrücke. Sehr günstig war in dieser Beziehung die Jahreszeit meines Aufenthaltes. Im Monat März ist die ganze Ebene und ein Teil des Plateaus grün in verschiedenen Schattierungen: hellgrün das junge Korn, dunkler das Laub mancher Bäume, graugrün die vielen Oliven. Und es ist auffallend, wie eine vorzugsweise mit Ölbäumen bedeckte Gegend einen mehr ursprünglichen, natürlichen Eindruck macht, als eine mit Orangen bepflanzte. Abgesehen davon, dass im Gegensatz zu den mehr zierlichen Orangenbäumen die Ölbäume meist unregelmässig gestaltete Kronen und alte verbogene knorrige Stämme haben, an denen oft nur noch Rinde übrig zu sein scheint, ist der Boden eines Orangengartens wohlgepflegt und gesäubert, und jeder Baum steht in einer besonderen Grube, in der sich die Feuchtigkeit

sammeln soll, während auf die Olive weniger Arbeit verwendet zu werden braucht, und sie auf steinigere Boden leicht gedeiht, und aussieht, als ob sie wild gewachsen wäre. Man denkt bei Syrakus so leicht an die bukolische Poesie, die in dieser Gegend sich ausbildete.

Bei meinem Aufenthalt in Syrakus bestand für mich eine der Hauptaufgaben darin, zu sehen, in wie weit die Lokalforschung für die Feststellung der Rückzugslinie der Athener nutzbar gemacht werden könne, und ob die von mir in dieser Hinsicht in meiner Geschichte Siciliens aufgestellten Ansichten festzuhalten seien oder nicht. Ich machte deshalb gleich in den ersten Tagen meiner dortigen Anwesenheit, am 4. und 5. März, in Gesellschaft der beiden Herren Cavallari, zwei Ausflüge: den ersten nach dem Punkte, den ich als das Akraion Lepas nachgewiesen hatte, an welchem die Athener am vierten Tage ihres Marsches zur Umkehr gezwungen wurden, und den zweiten nach dem Flusse Assinaros, wo sich Nikias mit dem Reste des athenischen Heeres ergeben musste. Ich kann sogleich hinzufügen, dass meine Ansichten in bezug auf alles Wesentliche, d. h. auf den Weg, den die Athener einschlugen, vollkommen bestätigt wurden; nur die Bestimmung ihrer Haltepunkte hat, infolge veränderter Distanzberechnung, modifiziert werden müssen.

Ich möchte zunächst in kurzen Zügen den Verlauf des Rückzuges in seiner Verteilung über die einzelnen Tage skizzieren, wobei ich gegen Grote und Unger daran festhalte, dass es wirklich acht Tage waren.

1. Tag. Die Athener verlassen ihr Lager vor Syrakus, überschreiten den Fluss Anapos und lagern, nachdem sie 40 Stadien zurückgelegt haben, auf einem Hügel.

2. Tag. Sie marschieren weiter, stets von den Feinden bedrängt, und legen nur 20 Stadien zurück, worauf sie ihr Lager an einem ebenen Orte aufschlagen, an welchem noch Wasser zu finden war.

3. Tag. Sie ziehen weiter in der Richtung auf das Akraion Lepas, müssen aber umkehren, ehe sie es erreicht haben, und lagern ungefähr an demselben Punkte, wie am Ende des zweiten Tages.

4. Tag. Wieder vordringend, erreichen sie das Akraion Lepas, werden aber zurückgeworfen und müssen auf dem Rückmarsch eine von den Syrakusanern, welche sie einschliessen wollen, aufgeworfene Verschanzung stürmen; sie schlagen sich durch und lagern schliesslich wieder in der Ebene.

5. Tag. Sie versuchen wieder vorzudringen, können aber nur 5—6 Stadien machen. In der nun folgenden Nacht ändern sie die Richtung ihres Marsches und ziehen nach dem Meere hin ab.

6. Tag. Nachdem sie das Meer erreicht, ziehen sie auf dem helorinischen Wege nach Süden weiter und überschreiten den Fluss Kakyparis. Nikias ist voran; Demosthenes wird von den Syrakusanern eingeholt und gefangen genommen.

7. Tag. Nikias, der sich zwischen dem Erineos und dem Assinaros befindet, ebenfalls von den Syrakusanern erreicht, verhandelt und kämpft mit ihnen.

8. Tag. Nikias-gelangt an den Assinaros. Vernichtung und Gefangennahme des letzten Restes des athenischen Heeres.

Dies ist, ganz kurz zusammengefasst, der Verlauf des Rückzuges, dessen erste 5 Tage mein erster Ausflug betraf, während der zweite sich auf die 3 letzten bezog.

Bei diesen Ausflügen war nicht alles neu zu bestimmen und in Frage zu stellen. Es gab gewisse Punkte, über die ich keinen Zweifel hegte, Punkte von grosser Wichtigkeit für die Bestimmung der Rückzugslinie, welche auch durch meine Lokalforschungen nicht erschüttert worden sind. Es sind besonders zwei:

1. Wo war das letzte Lager der Athener, von dem sie auszogen? Nicht, wie früher manche gemeint, südlich, sondern nördlich vom Anapos. Sie kommen also, indem sie am ersten Tage den Fluss überschreiten, auf das rechte, südliche Ufer desselben und müssen, nach Westen marschierend, in die Gegend der heutigen Stadt Floridia gelangen.

2. Wohin wollten die Athener? Nicht nach Catania, wie Diodor sagt, sondern nach Südwesten. Die Einzelheiten der Thukydideischen Erzählung des Rückzuges lassen darüber für mich keinen Zweifel.

Ein dritter Punkt aber ist von mir erst während und nach meinen Ausflügen neu erwogen und in anderm Sinne als zuvor entschieden worden. Wenn die Direktion des Marsches im allgemeinen feststand, fragt sich noch, wie weit die Marschierenden an jedem Tage kamen. Thukydides giebt bisweilen die von ihnen zurückgelegten Stadien an. Es fragt sich also: wie lang haben wir das von ihm für den Rückzug der Athener angewandte Stadium zu setzen. Ich hatte es vorher zu ca. 187 Metern geschätzt: 40 Stadien = 1 geographische Meile. Aber bei einer andern Angabe, welche Syrakus betrifft und kontrolliert werden kann, bei der Angabe der Weite der Mündung des syrakusanischen Hafens (VII, 59) stimmt die Zahl des Thukydides mit der Wirklichkeit nur unter der Voraussetzung eines kleineren Stadiums, eines Itinerarstadiums von gegen 150 Metern. Deshalb erschien es angemessen, dieses Mass auch beim Rückzuge der Athener, wie ihn Thukydides schildert, zu Grunde zu legen; und wir werden sehen, dass bei der Anwendung desselben manche Angabe dieses Historikers sich noch besser erklärt, als unter der Voraussetzung eines Stadiums von 187 Metern.

Ich gehe jetzt zur topographischen Darstellung des Rückzuges über, wobei ich alles bei Seite lasse, was nicht in enger Beziehung zu meinen eigenen Forschungen steht.

Die Athener kamen am ersten Tage bis über den Anapos, stets von den Syrakusanern umschwärmt und belästigt; am zweiten nicht ganz bis zur heutigen Stadt Floridia. In meiner Geschichte Siciliens hatte ich sie, unter Zugrundelegung des längeren Stadiums, schon am zweiten Tage über diesen Ort hinaus in die unmittelbare Nähe des Gebirges geführt. Wir werden alsbald aus dem Charakter der Gegend, welche dem Akraion Lepas vorhergeht, erkennen, dass die veränderte Distanzberechnung zu topographischen Annahmen führt, welche der Wirklichkeit besser entsprechen. Ich lasse deshalb diesen Punkt einstweilen unbesprochen und wende mich unserer Reise zu. Von Syrakus bis Floridia verfolgten wir einen von vielen gemachten Weg, auf einer bequemen Chaussee, die zwischen Olivengärten sich hinziehend, nach rechts hübsche Blicke auf die Abhänge von Epipolae gestattet. Bei Floridia, wo wir die Chaussee verliessen, begannen meine Lokalstudien.

Floridia ist eine regelmässig gebaute kleine Stadt, modernen Ursprungs, wie dergleichen Städte besonders im 17. Jahrhundert viele in Sicilien von den Grossen angelegt wurden [da nur wenn ihr Territorium eine Stadt enthielt, die von ihnen so sehr gewünschte und von der Regierung verschwendete Titelerhöhung (es giebt in Sicilien ca. 120 Fürstentitel) von der spanischen Regierung bewilligt zu werden pflegte]. Im Innern und von der Chaussee gesehen recht langweilig, macht Floridia einen malerischen Eindruck von dem Reitwege



aus betrachtet, den wir nunmehr einschlugen. Unser Ziel war die Schlucht Spampinato oder Culatrello, unsere Strasse die, welche die Athener am dritten und vierten Tage eingeschlagen hatten. Sie wollten die Höhe gewinnen, um dem Machtbereiche der Syrakusaner zu entgehen. Auf die Höhe konnten sie aber nicht überall kommen, sondern nur auf den gangbaren Wegen, deren Charakter zu verstehen man sich den des dortigen Gebirges klar machen muss.

Die südöstliche Ecke Siciliens ist von einem besondern Gebirgssystem eingenommen, dessen Centrum der Monte Lauro mit seinen Abhängen bildet, welche ein ausgedehntes, plateauartiges Hochland darstellen. Vom Monte Lauro gehen zahlreiche Wasseradern aus, die in die ziemlich steilen Ränder des Plateaus tiefe Risse gegraben haben, welche man Cave nennt, und in denen, wenn nicht allzugrosse Wassermenge sie ungangbar macht, die alten Wege aus der Strandebene in die Höhe steigen, z. B. der von Syrakus nach seiner Kolonie Akrai, jetzt Palazzólo. Nur in einer solchen Cava konnte ein Heer von über 30 000 Mann hinaufsteigen, und die Cava Spampinato oder Culatrello, die nach allen Anzeichen von den Athenern durchzogen worden war, bildete den Gegenstand unserer nächsten Forschung. Um zu ihr, durch die noch vor zwei Dezennien der Weg nach Akrai in der Sommerzeit führte, zu gelangen, verliessen wir Floridia nach Süden, überschritten den Bach, der aus der genannten Cava herkommt, und wandten uns auf der Südseite desselben nach Westen, dem Gebirge zu. Unser Weg war, wie alle alten sicilischen Wege, die sogenannten trazzére, es in der Ebene und überhaupt auf flachem Boden sind, sehr breit, in der Regel ca. 30 Meter, sodass man auf solchem Terrain nach Bedürfnis und Gelegenheit seinen Pfad wählt. Der Weg führt zwischen Gärten mit uralten, phantastisch geformten Ölbäumen hindurch. Diese Grundstücke sind hier, wie so vielfach in Sicilien, von nicht sehr hohen Mauern eingefasst, die aus losen Steinbrocken aufgehäuft sind. Wenn man sie übersteigen will, reisst man, falls das Hinüberklettern irgendwie Schwierigkeiten macht, einfach ein Stück der Mauer ein, dem Eigentümer die leichte Mühe überlassend, sie wieder aufzubauen. Die Cava, auf die wir zuschritten, und die von mir in meiner Geschichte Siciliens, Band II, nach verschiedenen Indizien als diejenige bezeichnet worden war, durch die die Athener nach dem Akraion Lepas gezogen sein müssten, führt auf der Karte des Königlich Italienischen Generalstabs den Namen Cava di Culatrello. Nun hatte der ortskundige Dr. Italia-Nicastro statt der Cava Culatrello die Cava Spampinato als die von den Athenern durchzogene bezeichnet, und ich hatte aus der Art, wie er sie beschrieb, geschlossen, dass er unter diesem Namen, Cava Spampinato, keine andere verstehen könne, als eben die Cava Culatrello. Es war also von Wichtigkeit zu sehen, ob diese meine Vermutung begründet gewesen war, und wirklich war mir schon in Syrakus die Identität der beiden versichert worden. Da aber solche Aussagen über etwas abgelegene und selten besuchte Gegenden nicht immer zuverlässig sind, war eine Bestätigung an Ort und Stelle erwünscht, und sie ward uns durch Bauern, die auf ihren Eseln reitend, uns begegneten. Es stand also fest, dass dies der Weg der Athener war; es galt nun, eine Anschauung von der Schlucht und von dem Akraion Lepas zu gewinnen, und wir durchwanderten deshalb die Cava. Von Floridia bis zum Eingang derselben hatten wir etwa 2300 Meter zurückgelegt; die Länge der gewundenen Cava selbst beträgt bis zum Akraion Lepas ca. 3000 Meter. Diese Schlucht ist einer der malerischsten Flecke Siciliens, aber von wenigen besucht; für die Fremden, die

nach Syrakus kommen, existiert sie nicht, und die Einheimischen schenken ihr natürlich keine besondere Beachtung. Und doch ist sie von Syrakus unschwer zu erreichen. Es ist eine Schlucht, eingefasst von Felswänden, die sich zu 20 bis 60 Meter Höhe erheben und im oberen Teile vertikal abfallen, im unteren mit Felsgeröll und fruchtbarer Erde bedeckt sind. Diese Abhänge tragen Kornfelder und Ölbäume, und zwischen dem Steingeröll weideten schöne rote Rinder. Hin und wieder sieht man eine Pinie und einzelne jener Caruben (Johannisbrotbäume), deren dichtes, dunkelgrünes Laub einen willkommenen Schatten spendet; an einigen nach Norden gelegenen besonders kühlen Punkten bedeckt kräftiger Ephreu die Felswand dicht am Wege. Die Schlucht ist unten durchschnittlich 20 Meter breit; die oberen Ränder sind wenigstens 30—100 Meter von einander entfernt, an einzelnen Stellen mehr. Der Weg überschreitet oft den Bach, der die Cava durchströmt, und in welchem Oleandergebüsche wachsen. Einmal sahen wir oben an der Felswand eine Wohnung, offenbar eines Hirten, für die eine alte Grabgrotte benutzt worden war, wie man deren viele in dieser Cava, wie in andern benachbarten findet. Nach Houel, einem französischen Reisenden der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurden vor seiner Zeit auf dem Grunde der Cava Spampinato viele Bronzewaffen gefunden. Wohin sie gekommen sind, weiss niemand. Ehe man in die Cava eintrat, sah man hinter dem Spalt, der die Schlucht bezeichnet, einen bläulich schimmernden Berg hervorragen; das ist das Akraion Lepas, das die Athener überschreiten mussten, um auf das Plateau zu gelangen. Thukydides beschreibt diese Anhöhe als auf beiden Seiten von Abgründen eingefasst, welche die von den Syrakusanern auf derselben eingenommene feste Stellung in den Flanken schützten, indem sie nur einen Frontangriff gestatteten. Ich habe die Schlucht bis zu dem Abhange verfolgt, den ich für das Akraion Lepas hielt und gesehen, dass er vollkommen dem Bilde entspricht, das man sich nach Thukydides vom Akraion Lepas zu machen hat. Es ist ein Abhang, der sich in einem Winkel von etwa 30° erhebt. Über ihn führte damals der Weg und führt noch jetzt der alte Weg nach Akrai-Palazzólo. Ich habe mich durch den Augenschein überzeugt, dass man, aus der Cava kommend, diesen Abhang nicht umgehen kann, wenn man vorwärts will; die beiden seitlichen Schluchten sind ungangbar, zumal für ein Heer. Die Athener mussten das Akraion Lepas erstürmen, oder umkehren, und zum letzteren nötigte sie die syrakusanische Streitmacht. Das geschah am vierten Tage des Marsches; am dritten hatten sie überhaupt nicht bis zum Akraion Lepas zu kommen vermocht, ja nicht einmal, wie ich jetzt annehme, bis in die Cava Spampinato. Es ist dies der Punkt, dessen Besprechung ich mir vorhin vorbehalten habe, und bei dem ich jetzt einige Augenblicke verweile. Ich hatte in meiner Geschichte Siciliens, infolge der Voraussetzung, dass das Stadium zu ca. 187 Meter anzunehmen sei, das Nachtlager der Athener am Schlusse des zweiten Tages so nahe an den Eingang der Schlucht gesetzt, dass ich notwendiger Weise glauben musste, die Athener seien am dritten Tage bereits in die Schlucht selbst gekommen. Nun wurden sie an diesem dritten Tage nach Thukydides von Reitern und Speerwerfern belästigt, und ich hatte gemeint, die Cava möge wohl derartige Operationen gestatten. Nachdem ich aber die Cava gesehen, musste ich mir sagen, dass ein aus Tausenden bestehendes Heer, das hindurchmarschiert, keinen Platz mehr darin für Feinde, am wenigsten für Reiter lässt, es anzugreifen. Die Athener können also am dritten Tage noch nicht in die Cava gekommen sein, und doch ist es schwer, das zuzugeben, wenn

man annimmt, dass sie am Abend des zweiten schon weniger als ein Kilometer vom Eingange derselben entfernt waren, wie ich früher glaubte. Es kommt uns also die veränderte Berechnung des Stadiums (ca. 150 statt ca. 187 Meter) sehr zu statten, und sie selbst gewinnt durch diesen Umstand höhere Wahrscheinlichkeit. Wir haben somit anzunehmen, dass die Athener sich am dritten Tage bemühten, über die Ebene zwischen Floridia und dem Eingange der Cava zu gelangen; und hieran eben hinderten sie die Reiter und Schützen der Feinde. Am vierten Tage erneuerten sie den Versuch; es gelang ihnen, die Cava zu erreichen und auch das Akraion Lepas. Offenbar geschah dies, zum Teil wenigstens, infolge einer Änderung der Taktik von seiten der Syrakusaner, die von Thukydides nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, aber, wenn man die Gegend sieht, sehr natürlich erscheint. Die Syrakusaner strengten sich nicht übermässig an, ihre Feinde zu verhindern, durch die Schlucht bis zum Akraion Lepas zu gelangen, denn ihre Absicht war, sie so in eine Falle zu locken. Am Ende der Schlucht erwartete sie die in Masse vorbereitete Verschanzung auf dem Akraion Lepas, und sobald die Athener vor dieser standen, errichteten die Syrakusaner hinter ihnen, in der Schlucht selbst, einen Verhau. Die Athener sollten mit einem Schlage vernichtet werden. Aber an dieser Stelle gelang das noch nicht. Vorwärts zu dringen vermochten die Athener allerdings nicht, aber zurück konnten sie noch; das zu hindern, war der improvisierte Verhau in der Schlucht nicht stark genug. Dies Manöver der Syrakusaner zeigt übrigens deutlich, dass vor dem Akraion Lepas eine Schlucht liegen musste, was Thukydides nicht ausdrücklich gesagt hat. Denn in der offenen Ebene hätte es kaum einen Sinn gehabt, eine Verschanzung zu errichten, um den Athenern den Weg zu versperren, oder, wenn man es that, so war es keine besonders erwähnenswerte Massregel. Die Athener erreichten also, vom Akraion Lepas zurückgewiesen, nach Forcierung der Verschanzung, die ihnen jeden Ausweg aus der Schlucht unmöglich machen sollte, noch am vierten Tage ihres Marsches die Ebene wieder und schlugen dort ihr Nachtlager auf. Am fünften Tage versuchten sie von neuem vorzudringen, in derselben Richtung wie bisher, also wieder direkt aufs Gebirge zu, natürlich nicht durch dieselbe Schlucht, sondern durch eine andere, an denen dort kein Mangel ist. Es gelang ihnen nicht, und sie machten an diesem Tage nicht mehr als 5—6 Stadien, die sie offenbar etwas mehr nach Süden führten. In der nun folgenden Nacht fassten sie einen wichtigen Entschluss, der, konsequent durchgeführt, sie vielleicht gerettet hätte. Auf's Plateau wollten und mussten sie noch immer; aber wenn sie hier, in der Nähe des Akraion Lepas nicht hinauf konnten, weil die Feinde hier auf ihrer Hut waren, konnten sie es vielleicht weiter im Süden. Es handelte sich also darum, den Feind zu täuschen und unbemerkt eine Strecke weit nach Süden zu gelangen. Dort konnte man dann hoffen, beim Marsch auf die Höhe weniger Widerstand zu finden. Die Ausführung des Planes ward begonnen. Man zog in der Nacht ab, ohne dass die Syrakusaner es merkten, und wandte sich nach Südosten, um auf der nach Süden zwischen Gebirge und Meer sich hinziehenden helorinischen Strasse vorwärts zu kommen. Die Athener marschierten in zwei gesonderten Abteilungen, Nikias voran, Demosthenes hinterher. Sie überschritten den Fluss Kakyparis, der aus einer grossen Gebirgsschlucht dem Meere zuströmt, und hatten gedacht, in dieser Schlucht aufs Plateau zu gelangen. Es wäre wohl verständig gewesen, hier den Aufstieg zu versuchen, denn von allen Cave ist die vom Kakyparis, jetzt Cassibili, durchströmte, wie schon ihr jetziger Name — Cava

grande — bezeugt, die bedeutendste und wegsamste. Doch thaten sie es nicht, auf den Rat der Führer, landeskundiger Leute, die es für passender hielten, in der Schlucht des nächsten grösseren Baches, des Erineos, in die Höhe zu ziehen. Nikias gelangte am sechsten Tage wirklich an den Fluss; Demosthenes aber ward von den Feinden eingeholt, im Gehöft des Polyzelos eingeschlossen und zur Ergebung gezwungen. Wo ist dieser Punkt zu suchen? Nördlich vom Kakyparis, wie ich in meiner Geschichte Siciliens gemeint habe? Ich kann diese Ansicht jetzt nicht mehr unbedingt aufrecht halten. Es sind zwei Gründe, die mich veranlassen, meine Meinung zu ändern: die veränderte Abschätzung der Länge des Stadiums und die an Ort und Stelle gemachte Bemerkung, dass ich den Erineos zu weit nördlich gesetzt hatte. Meine Argumentation war folgende gewesen. Als die Syrakusaner Demosthenes erreichten, war Nikias ihm 50 Stadien voraus und noch nicht am Erineos angelangt. Nun ist der Erineos 7500 Meter vom Kakyparis entfernt und 50 Stadien sind ca. 9350 Meter. Also kann Demosthenes, als er eingeholt wurde, noch nicht am Cassibili angekommen sein. In Wirklichkeit ist aber der Erineos ca. 10 000 Meter vom Cassibili entfernt, und es hat sich herausgestellt, dass das Stadium in der Thukydideischen Geschichte der Belagerung von Syrakus besser auf ca. 150 Meter zu schätzen ist. 50 Stadien sind dann 7500 Meter, und wenn Demosthenes, als er eingeholt wurde, 50 Stadien hinter Nikias zurück war, der den Erineos noch nicht erreicht hatte, so konnte er den Kakyparis schon überschritten haben, dessen Entfernung vom Erineos etwa 66 Stadien beträgt. Da nun Thukydides nicht sagt, dass Nikias allein den Kakyparis überschritten habe, so ist die Wahrscheinlichkeit grösser, dass auch Demosthenes ihn überschritt und südlich von ihm gefangen genommen wurde, obschon zuzugeben ist, dass diese Betrachtungen die Frage nicht erschöpfen. Es war also Nikias mit seiner Abteilung allein übrig geblieben. Ihrem Marsche zum Assinaros und ihrer dortigen Vernichtung galt mein zweiter Ausflug, der bis zum Erineos zu Wagen gemacht wurde, von da an zu Fusse. Der Weg, welcher bis zum Erineos die Chaussee nach Noto ist, durchschneidet zwischen Syrakus und dem Bezirke des Olympieions den Sumpf; in der Gegend dieses Heiligtums, von welchem bekanntlich nur zwei Säulen übrig sind, führt er durch eine fruchtbare, mit Korn und Ölbäumen und hin und wieder mit Wein bebaute Ebene. Daran schliesst sich alsdann eine weite steinige Heide, die mit der Syrakus gegenüberliegenden Halbinsel Plemmyrion zusammenhängt. Rechts bleiben immer die allmählich näherrückenden Abhänge des Plateaus, auf das die Athener mussten, dessen horizontaler oberer Rand nur von den Cave unterbrochen wird, vor allen von der am deutlichsten hervortretenden Cava grande. Ehe man den Kakyparis erreicht, durchschneidet man ein aus wenig Häusern bestehendes Gehöft, Caseggiato di Cassibili genannt, das im Mittelalter ein Kastell enthielt. Eine Stunde später kamen wir in der kleinen Stadt Avola an, die in sehr fruchtbarer und gut angebauter Gegend liegt. Es folgen zwei kleine Bäche, überbrückt, aber doch zu unbedeutend, als dass einer von ihnen der Erineos sein könnte, der tiefer in den Abhang des Gebirges einschneiden musste als diese Bäche thun, da an ihm die Athener aufwärts ziehen wollten. Für den Erineos ist vielmehr der nun folgende Cavallata zu halten, der dem Assinaros, dem jetzigen Fiume di Noto sehr nahe fliesst. Nikias gelangte, wie wir sahen, am sechsten Tage bis über den Erineos; er zog aber nicht an ihm hinauf, wie er hatte thun sollen; wir wissen nicht, warum er es unterliess. Der siebente Tag verging mit Unterhand-



lungen und Kämpfen an Ort und Stelle. Am achten Tage zog endlich Nikias weiter. Er musste wohl vorwärts gehen, denn wo die Athener standen, wären sie sonst vor Hunger und Durst umgekommen. Sie erreichten den ganz nahen Assinaros, in den sie sich in wilder Unordnung stürzten, um möglicherweise der sie bedrängenden syrakusanischen Kavallerie zu entgehen und ihren brennenden Durst zu löschen. Aber ansjen-  
seitige hohe Ufer gelangten sie nicht. Die Syrakusaner, welche es besetzt hatten, wehrten sie ab und stiegen endlich selbst in den Fluss hinunter, um dort die Erschöpften niederzumachen. Endlich ergab sich Nikias dem Gylippos. Wo fand diese Katastrophe statt?

Der Assinaros, dessen Name durch das entsetzliche Schicksal der Athener in der Geschichte fortlebt, ist der jetzige Falconara, oder Fiume di Noto, so genannt nach der nicht unbedeutenden Stadt Noto, die weiter oberhalb an ihm liegt. Der Fluss hat einen dreifachen Charakter in drei verschiedenen Abschnitten seines Laufes: im Gebirge, in der Nähe des Gebirges und nahe der Mündung. Die Katastrophe kann weder in den ersten, noch in den dritten Abschnitt verlegt werden. Denn ins Gebirge kamen die Athener nicht, und in der Nähe des Meeres hat der Fluss nicht mehr die hohen Ränder, welche die Erzählung des Thukydides voraussetzt. Diese hat er dagegen da, wo wir ihn sahen, da, wo die gerade Fortsetzung der Strasse nach Noto, welche selbst rechts abbiegt, ihn berührt. Hier fliesst der Assinaros in tief eingeschnittenem Bette, aber mit sehr wechselndem Laufe, bald sich dem rechten, bald dem linken Ufer mehr nähernd, und den Raum zwischen den beiden hohen Rändern selten ausfüllend. Diese, aus fruchtbaren Erde bestehenden Ränder erheben sich zu ca. 5 Metern; sie sind durchschnittlich 30 Meter von einander entfernt. Als wir den Fluss am 5. März sahen, liess er an beiden Seiten einen Streifen ebenen Boden übrig; er war nicht so tief, dass er, wie Thukydides erzählt, hätte Menschen fortreissen können, und man hätte auf den Gedanken kommen können, Leake habe recht gehabt, anzunehmen, man müsse den wasserreicheren Fluss von Heloros für den Assinaros erklären. Aber Thukydides sagt auch, dass Gewitterregen vorhergegangen waren; und ich erfuhr von Bewohnern der Gegend, dass er infolge von Regengüssen sich 5, ja 10 Meter über den gewöhnlichen Stand, in welchem wir ihn sahen, erheben kann. Das kommt, wie uns versichert wurde, unter andern nach den ersten Herbstregen vor, welche ja gerade während des Rückzuges der Athener begonnen hatten. Es steht also fest, dass man keinen grösseren Fluss zu suchen braucht; der Fiume di Noto genügt vollkommen für die von Thukydides bei der Niederlage der Athener berichteten Thatsachen. Wir gingen am Ufer des Assinaros entlang und wählten zur Rückkehr nach dem Erineos, wo unser Wagen wartete, einen anderen Weg, als auf dem wir gekommen waren, über eine Anhöhe, von der man einen prächtigen Blick weithin über das Land hat. Vielleicht war hier das letzte Lager des Nikias; jedenfalls war in dieser Gegend die letzte Niederlage der Athener, deren genauer Ort sich indes unmöglich noch bestimmen lässt. Gewöhnlich setzt man sie weiter abwärts nach der Mündung des Flusses zu. Aber dort passt der Charakter des Thales nicht so gut. Und weshalb hätten sich die Athener auch so sehr dem Meere nähern sollen? Ihre Rettung konnten sie ja nur im Gebirge finden. Vielleicht setzt man aber besonders deshalb die Niederlage weiter abwärts, weil man ein dort, südlich vom Fiume di Noto nur noch teilweise erhaltenes antikes Monument, das eine kolossale Säule gewesen zu sein scheint, für ein von den Syrakusanern errichtetes Denkmal ihres Sieges über die Athener hält.

Aber diese Säule steht zu weit vom Assinaros entfernt, als dass eine solche Bestimmung Wahrscheinlichkeit hätte.

Ich glaube die Topographie des Rückzuges der Athener, den ich hier weder in seiner historischen Bedeutung, noch in seiner Furchtbarkeit zu würdigen hatte, festgestellt zu haben, so weit sie überhaupt festzustellen ist; insbesondere glaube ich, dass über die Lage des Akraion Lepas und über die Richtigkeit der Annahme, dass der Assinaros der Fiume di Noto sei, nach meinen Lokalforschungen kein Zweifel mehr herrschen kann. Meine Untersuchungen haben auch bewiesen, dass Thukydides, wenn man ihn so genau wie möglich nimmt, sich in der Erzählung dieses Rückzuges als durchaus glaubwürdig und zuverlässig bewährt, und dass man seine Darstellung noch besser versteht und noch richtiger würdigt, wenn man die Lokalitäten kennt. Ich hoffe, dass nach meinem Berichte der bisher von fast niemand gemachte Ausflug in die Cava Culatrello oder Spampinato von vielen auch unserer Berufsgenossen gemacht werden wird; keiner wird es bereuen, sich der Mühe unterzogen zu haben.

Die gefangenen Athener wurden bekanntlich in die Latomien von Syrakus gesperrt. Ich brauche hier keine Schilderung dieser Steinbrüche zu geben; sie sind aus unzähligen Reisebeschreibungen bekannt. Freilich hatten sie, als die Unglücklichen dort eingeschlossen wurden, um der Hitze und Kälte zu erliegen, ein anderes Aussehen als jetzt. Es waren nicht jene reizenden Gärten, in welche Mönche und reiche Privatleute sie verwandelt haben; es waren ungeheure kahle Felsgrüfte, vielleicht mehr noch als heutzutage unterirdisch; denn vielfach hat man anfangs das Gestein oben stehen lassen, sodass es Decken bildete, die erst später eingestürzt sind. Und denselben Kontrast zwischen Gegenwart und Vergangenheit musste ich auch in betreff der Natur der Gegend empfinden, durch welche ich wanderte, und wo die Athener, beständig von Feinden angegriffen, marschiert waren. Im September brannte die Sonne anders, als da ich im März den Weg zurücklegte. Man müsste ihn ebenfalls im September machen, in welchem in der Regel die drückendste Hitze in Sicilien herrscht, um einen schwachen Eindruck von den Beschwerden zu bekommen, die im Verein mit den Feinden den Athenern den Untergang bereiteten. So kommen wir zum Schluss auf die Bemerkung zurück, mit der wir begannen. Die Natur der Umgegend von Syrakus ist wohl dieselbe geblieben; aber Glanz und Unglück, welche inmitten derselben Natur, die wir noch heute sehen, ihre Stätte fanden, sind gleichmässig in den Nebel der Vergangenheit gerückt, und Grossthaten und Leiden der vergangenen Geschlechter sind jetzt dort nur eine Folie, welche die idyllische Gegenwart noch mehr hervorhebt. Es herrscht in und um Syrakus dieselbe Stimmung, die seit Frau von Staël so oft Rom nachgesagt worden ist, das melancholische und doch tröstliche Gefühl der Vergänglichkeit irdischer Grösse und irdischen Leides.

Sonnabend, den 26. August, 8 Uhr:

Kombinierte Sitzung mit der kritisch-exegetischen Sektion.

Vortrag des Herrn Geheimerath Professor Dr. Curtius aus Berlin über die „Rekonstruktion der Giebelfelder des olympischen Zeustempels“.

Herr Curtius, an seinen in der allgemeinen Sitzung gehaltenen Vortrag anknüpfend, lenkte die Aufmerksamkeit auf die noch kontroversen Punkte in der Denkmälerkunde von Olympia, namentlich auf die Rekonstruktion der Giebelfelder des Zeus-

tempels. Die Modellfiguren des ganzen Ostgiebels lagen vor mit der hölzernen Giebel-einfassung. Es wurde an den Figuren gezeigt, wie eine doppelte Aufstellung möglich sei. Es wurde ferner an einem Situationsplan der Trümmerstätte vor der Nordostecke des Tempels (gezeichnet im Massstab von 1:100 durch Herrn Gräber), dass die drei Eckfiguren unter den Tempelstufen niedergefallen seien in derselben Reihenfolge wie sie oben gesessen hätten. Dies werde von der ersten und dritten Figur ohne Widerrede angenommen, von der mittleren aber bestritten, obwohl sie sich zwanglos einfüge. Hier müssten also die beiden einzigen Figuren, welche in diese Stelle passen, ausgetauscht worden sein; ein Vorgang, den man sich nicht gut erklären könne. Zweitens werde die vorliegende Aufstellung gefordert durch das Gesetz der Responsion, das in merkwürdiger Konsequenz beide Statuengruppen zeigen. Es müssten notwendig beide Wagenlenker vor den Pferden sein, wie dies bei ungeschirrten Wagenrossen das allein vernünftige sei; beide seien in momentaner Stellung gedacht, bereit jeden Augenblick aufzuspringen. Das seien die Hauptgesichtspunkte bei Anordnung der Figuren gewesen. Der Vortragende entwickelte dann an den einzelnen Modellen das Mass und die Sicherheit der Ergänzung, zeigte den Gegensatz beider Giebel an einigen Figuren des Westgiebels, welche fertig vorhanden waren und erklärte sich dann bereit, über die vielen Probleme, welche diese grossartigen Schöpfungen des fünften Jahrhunderts darboten, in jede Debatte einzutreten.

Auf die Frage des Herrn Prof. Bruno Meyer, wie die Figuren des Westgiebels sich in den gegebenen Raum fügen würden, da sie viel mehr Platz einnähmen als die des Ostgiebels, antwortete Herr C., dass vom Westgiebel noch kein Überblick gestattet sei. Es sei aber schon jetzt klar, dass hier ein viel grösseres Gedränge sei und dass die Figuren z. T. sich decken und in schräger Linie vom Hintergrunde vorsprängen.

Auf die Bemerkung des Herrn Prof. Blümner, dass im Ostgiebel zwischen den beiden sitzenden Alten auch so keine vollständige Responsion herrsche, erwidert Herr C., dass man kein Recht habe, eine durch alle Glieder durchgeführte Entsprechung zu verlangen. Eine gewisse Mannigfaltigkeit sei in beiden Giebeln gesucht worden; diese erkenne man auch an Theseus und Peirithoos. Der eine habe beide Arme, der andere nur einen. In Hauptpunkten dürfe aber die rhythmische Responsion nicht verletzt werden, wie es der Fall sein würde, wenn ein Wagenlenker vor und der zweite hinter den Pferden seinen Platz hätte.

Weitere Punkte wurden von den Zuhörern nicht in Anregung gebracht.

Nach Beendigung der Diskussion dankt der Vorsitzende denjenigen Herren, welche durch ihre aktive Beteiligung an der wissenschaftlichen Arbeit teils in der Sektion, teils in den allgemeinen Sitzungen es der Archäologie ermöglicht hatten, in so hervorragender Weise auf diesmaliger Philologenversammlung sich Geltung zu verschaffen, und schloss die Sitzungen.

---

## V. Philologische (kritisch-exegetische) Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder.

- |   |   |
|---|---|
| 1. Ascherson, Ferd., Dr. Berlin.                  | 34. Luckenbach, Dr. Karlsruhe.                          |
| 2. Bechstein, Dr., Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E. | 35. Ludwig, E. Bremen.                                  |
| 3. Behaghel, W., Dr., Prof. Heidelberg.           | 36. Maisch, R. Tübingen.                                |
| 4. Blase, Gymn.-Lehrer. Darmstadt.                | 37. May, Prof. Offenburg.                               |
| 5. Böckel, Dr., Prof. Karlsruhe.                  | 38. Müller, K. K., Dr. Würzburg.                        |
| 6. Brandt, Dr. Heidelberg.                        | 39. Müller-Strübing, H., London.                        |
| 7. Büchle, Dr. Karlsruhe.                         | 40. Nick, Dr. Darmstadt.                                |
| 8. Bünger, G., Dr. Freiburg.                      | 41. Prien, Prof. Lübeck.                                |
| 9. Clemm, W., Dr., Prof. Giessen.                 | 42. Reinhardt, Dr. Frankfurt a. M.                      |
| 10. Döring, Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E.        | 43. Riese, A., Dr. Frankfurt a. M.                      |
| 11. Dorn, W., stud. phil. Heidelberg.             | 44. Sadée, L., Dr. Freiburg.                            |
| 12. Ebeling, H., Dr. Berlin.                      | 45. Schady, W., Dr. Heidelberg.                         |
| 13. Eiselein, Fr. Konstanz.                       | 46. Schmalz, J. H., Gymn.-Dir. Tauberbischofsheim.      |
| 14. Enthoven, Dr., Gymn.-Lehrer. Strassburg i. E. | 47. Schmitt, Prof. Freiburg.                            |
| 15. Faltin, Dr., Prof. Barmen.                    | 48. Schöll, F., Prof. Heidelberg.                       |
| 16. Flach, Dr., Prof. Tübingen.                   | 49. Schöll, R., Prof. Strassburg i. E.                  |
| 17. Forschner, stud. phil. Heidelberg.            | 50. Sickinger, stud. phil. Heidelberg.                  |
| 18. Friedrich, C., Gymn.-Lehrer. Nordhausen.      | 51. Sitzler, Dr., Prof. Tauberbischofsheim.             |
| 19. Galland, C., Dr. Strassburg i. E.             | 52. Stadtmüller, Prof. Heidelberg.                      |
| 20. Genthe, H., Dr., Prof. Hamburg.               | 53. Studemund, W., Prof. Strassburg i. E.               |
| 21. Hanssen, F., Dr. Strassburg i. E.             | 54. Stutzer, Gymn.-L. Barmen.                           |
| 22. Hart, Dr. Zabern i. E.                        | 55. Surber, Alfr., Dr. Zürich.                          |
| 23. Hartel, W., Dr., Prof. Wien.                  | 56. Tröbst, Dr. Hameln.                                 |
| 24. Herrmann, Gymn.-Lehrer. Metz.                 | 57. Uhlig, Gymn.-Dir. Heidelberg.                       |
| 25. Hettemann, Dr., Oberl. Strassburg i. E.       | 58. Vorländer, Dr. Saarb. i. Lothr.                     |
| 26. Hilgard, Dr. Heidelberg.                      | 59. Wachsmuth, C., Prof. Heidelberg.                    |
| 27. Höcker, Lehramtsprakt. Freiburg.              | 60. Wegehaupt, Gymn.-Dir. Neuwied.                      |
| 28. Hug, Arnold, Dr., Prof. Zürich.               | 61. Westerb. Barmen.                                    |
| 29. Hug, Th., Prof. Zürich.                       | 62. Windhaus, Dr., Gymn.-L. Darmstadt.                  |
| 30. Jülg, Dr., Prof. Innsbruck.                   | 63. Wolf, stud. phil. Heidelberg.                       |
| 31. Keller, E., Prof. Freiburg.                   | 64. Zangemeister, K., Dr., Prof., Oberbibl. Heidelberg. |
| 32. Krüger, Dr., Schulrat. Dessau.                | 65. Ziemer, H., Dr. Colberg.                            |
| 33. Leutz, Prof. Karlsruhe.                       |   |

### Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch, den 27. September, 12 $\frac{1}{4}$  Uhr.

Nachdem die Mitglieder sich eingezeichnet und die 'Festschrift der philologischen Collegen an der Heidelberger Universität', sowie von Herrn Dr. S. Brandt 'Eumenius von Augustodunum' (25 Exemplare) in Empfang genommen hatten, nimmt das Wort



Prof. Schöll (Heidelberg), um zunächst den Erschienenen und vor allem den Spendern von Beiträgen für die Sektion zu danken. Derselbe setzte sodann auseinander, dass es trotz eifriger Bemühung diesmal nicht gelungen wäre, den auf der letzten Philologenversammlung zu Stettin von Herrn Provinzialschulrat Schrader begründeten und so beifällig aufgenommenen Vorschlag zu realisieren: durch philologische Vorträge von allgemeinerem Interesse auch für die Pädagogen eine öftere Vereinigung der getrennten Sektionen herbeizuführen. Noch in der letzten Stunde seien dafür bestimmte Vorträge abgesagt worden. Dagegen sei eine Vereinigung mit der archäologischen Sektion für einige Vorträge in Aussicht genommen. Leider sei durch Familienverhältnisse auch Herr Prof. Christ plötzlich zurückgehalten und, verhindert den versprochenen Vortrag 'über die Ἀττικιὰν ἀντίγραφον des Demosthenes' zu halten: derselbe sende der Versammlung seine herzlichsten Grüsse und Wünsche.

Nach diesen geschäftlichen Mitteilungen bittet Prof. Schöll die Versammlung sich, und zwar durch Akklamation, einen anderen Vorsitzenden zu wählen, und schlägt dazu Herrn Prof. W. Hartel (Wien) vor. Der Vorschlag wird angenommen und ingleichen Herr Bibliothekskustos Dr. K. K. Müller (Würzburg) zum Schriftführer berufen. Nach Festsetzung der nächsten Tagesordnung wird die Sitzung geschlossen.

### Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 28. September, 8—9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr.

Zum ersten Vortrag erhält das Wort Prof. A. Hug (Zürich) über

#### Handschriften und Texteskritik in Xenophons Kyropaedie.

Meine Herrn!

Die Handschriften der Kyropädie zerfallen, soweit sie durch systematische Kollation bekannt sind, in zwei Familien, wie schon Poppo und Bornemann eingesehen haben.

Als Hauptrepräsentant der ersten Familie gilt Par. 1635 (A), nach G. Sauppe aus dem Jahre 1447, ausserdem ist von besonderer Wichtigkeit Guelferbytanus 71, 19 (G), nach Schiers aus dem 13. Jahrhundert. Dieser ist freilich ziemlich konsequent nach einer Handschrift der zweiten Familie durchkorrigiert; aber seine erste Hand zeigt, abgesehen vom Anfang<sup>1)</sup>, durchweg eine so enge Verwandtschaft mit A, dass die beiden als Zwillinge aufzufassen sind. Wir nennen ihren direkten Stammvater α. Die zweite Familie ist bis jetzt einzig vertreten durch den Erlangensis n. 88 (D), früher Altorfinus aus mir unbekannter Zeit. Er ist von Dindorf mit Recht mit dem früher vielgenannten Budensis identifiziert; D wurde, als er noch vollständig war, von Camerarius zu seiner lateinischen Übersetzung der Kyropädie Paris 1572 benutzt.

Eine genaue Kollation dieser drei Haupthandschriften ist von Dindorf in der editio Oxon. 1857 mitgeteilt.

---

1) Man hat nämlich bisher übersehen, dass G von I 1, 1—I 3, 4 der zweiten Familie angehört. In den ersten Partien ist vielmehr R (Bremensis), ein sehr junger Codex, der nur das erste Buch enthält, neben A als zweiter Vertreter der ersten Familie bekannt.

Die Abweichungen der beiden Familien sind sehr zahlreich, und, was noch mehr bedeutet, sie sind sehr stark, in vielen Fällen der Art, dass sie auf bewusste Änderung hindeuten: häufig genug stehen sie sich wie verschiedene Redaktionen gegenüber. Poppo gab in seiner Ausgabe (Leipzig 1821) praefatio p. XXVI eine Reihe von Beispielen dieser Varianten; sie verhalten sich oft wie Synonyma, wie folgende Fälle, die wir teils aus Poppo, teils aus unserer eigenen Sammlung herausheben, beweisen mögen:

1. Familie.	2. Familie.
(I 6, 16) ἡπλητῆς	ἀσκητῆς
βέλτιστοι	κράτιστοι
θεωρῶν	ὁρῶν
δωρεῖσθαι	διδόναι
κατακαίνειν	ἀποκτείνειν
πρόσθεν	πρότερον
(I 1, 5) ἐπιθυμίαν	ἔρωτα
(I 1, 3) ἐνθυμεῖσθαι	ἐννοεῖσθαι
(I 2, 9) προειρήκαμεν	προείρηται
ὁ Κύρος εἶπε	ἔφη ὁ Κύρος
πειᾶσθαι	βούλεσθαι
ἐθέλωμι	βουλοίμην
τούτων γενομένων	ἐπεὶ τοῦτο ἐγένετο
ἐπιδείξασθαι	ἑαυτοὺς ἐπιδείξειν
τῶν ἄλλων μάλλον	μάλιστα ἀνθρώπων
(I 3, 18) ἐμὲ πλεονεκτεῖν μαθόντα	ἐμὲ διδάξας πλεονεκτεῖν
(I 4, 5) ἐμοὶ ταῦτα τρέφεσθαι	cé μοι ταῦτα τρέφειν
wozu noch solche singuläre Fälle kommen wie	
(I 4, 12) μὰ τὸν Δία	μὰ τὴν Ἥραν
wenn der König zur Jagd geht:	
(I 2, 9) ἐξάγει τὴν ἡμίσειαν	τὰς ἡμίσειας φυλακάς
τῆς φυλακῆς	καταλείπει.

Fischer hatte unter solchen Umständen sogar an eine doppelte Redaktion des Xenophon selbst gedacht, wurde aber von Bornemann gründlich widerlegt.

Wohl giebt es nun Stellen, in denen die Erklärung, Randglosse sich leicht vom ursprünglichen, zu erklärenden Worte unterscheiden lässt, aber in vielen Fällen steht der Herausgeber ratlos da; dies findet vor allem in den äusserst zahlreichen Fällen, wo die Wortstellung, man kann sagen, fast systematisch geändert worden ist, statt. Wie soll z. B. der Editor sich I 3, 2 entscheiden, wenn ihm in der 1. Familie die Stellung πότερος καλλίων αὐτῷ δοκεῖ εἶναι begegnet, im Hauptrepräsentanten der 2. Familie: πότερος καλλίων δοκεῖ αὐτῷ εἶναι, und zu guterletzt im Nebenrepräsentanten der 2. Familie in diesen Parteeen<sup>1)</sup>: πότερος δοκεῖ καλλίων αὐτῷ εἶναι? Dem Leser kann freilich dergleichen ziemlich gleichgültig sein; er weiss nicht, in welcher Situation der Herausgeber, an welchem sich das Beispiel von Buridans Esel wiederholt, sich befindet, ein Seelenkampf, der um so peinlicher ist, als häufig der Wert des Objektes desselben

1) Codex G siehe die Note Seite 274. Mit G auch Juntina und Aldina.

in keinem Verhältnis dazu steht. Der Editor sucht daher nach einem leitenden Faden, er spürt nach, welche Familie grösseres Vertrauen verdiene.

Poppo, Dindorf, Breitenbach, Hertlein, G. Sauppe schenken der ersten Familie, insbesondere dem Codex *A*, den sie oft einfach als den „besten“ bezeichnen, den Vorzug: der Codex *D* hat durch eine Reihe von Willkürlichkeiten, die er oder sein Stammvater (b) begangen hat, im ganzen das Vertrauen dieser Kritiker verwirkt. In I 3, 3 hat z. B. dieser doctus grammaticus die Worte der ersten Familie, ἀντασπαζόμενος ὁ πάππος αὐτὸν in ἀντασπαζόμενος αὐτὸν ὁ Ἀκτυάρχης wohl bloss deswegen verwandelt, weil ihm die Wiederholung des unmittelbar vorher schon stehenden Wortes ὁ πάππος anstössig war. IV 1, 18 wird ein einfaches οἱ μὲν κατὰ πρόσωπον οἱ δ' ἐκ πλαγίου οἱ δὲ καὶ ὀπισθεν durch den thörichten Einschub von καὶ ἄλλοι ἐκ τοῦ ἐτέρου πλαγίου von jemand entstellt, der sich erinnert, dass es zwei Seiten, eine rechte und eine linke giebt. Anderwärts wurde etwa ein kausal gebrauchtes Adjektiv durch den Zusatz von ἅτε ὦν als solches gekennzeichnet z. B. I 4, 16 πολλὰ θηρία εἶναι ἀθήρευτα διὰ τὸν πόλεμον heisst bei *D*: π. θ. εἶν. ἅτε ἀθήρευτα ὄντα διὰ τ. π. Schon feiner ist es, wenn VI 1, 33 versucht wird eine sprachliche Dunkelheit zu beseitigen. Die Worte δοκῶν ὑπηρετῆσιν τῷ τυχεῖν „im Glauben, er werde dadurch der Erreichung seines Zieles Vorschub leisten“ waren dem doctus oder semidoctus librarius nicht klar, er schrieb dafür δοκῶν ὑπηρετεῖν ἀπετύγχανεν „als aber Araspes, glaubend, sie (die Pantheia) willfahre ihm, doch sein Ziel nicht erreichte, da drohte er dem Weibe.“ Während nun nach dem Texte der ersten Familie ἠπείλησε das Verbum zu ἐπεὶ δὲ ist, und mit ἐκ τούτου der Nachsatz beginnt, wird in der 2. Familie ἀπετύγχανε zum Verbum von ἐπεὶ δὲ und ἠπείλησε zum Nachsatz. Der Interpolator übersah, dass bei seiner Lesart wenigstens αὐτὴν ὑπηρετεῖν oder ὑπηρετῆσιν stehen müsste; ferner dass sein neuer Hauptsatz nicht asyndetisch mit ἐκ τούτου beginnen könnte, um von andern Inkonvenienzen seiner Lesart zu schweigen.

VIII 1, 10 wird unter den Regierungsgrundsätzen des Kyros erwähnt: οὐς δὲ κυφύλακας τῆς εὐδαιμονίας οἱ ᾤετο χρῆναι ἔχειν, τοὺτους ὅπως ὡς βέλτιστοι ἔκοιντο, οὐκ ἐτι τοῦτου τὴν ἐπιμέλειαν ἄλλοις προσέταπεν, ἀλλ' αὐτοῦ ἐνόμιζε τοῦτο ἔργον εἶναι. Hier liegt in τούτους schon eine unbestreitbare Anakoluthie vor, bei deren Erklärung wir uns an Breitenbach anschliessen: „dem Xenophon hat etwa als Verbum vorgeschwebt ἄλλοις ἐπέτρεπεν, wofür dann mit epanaleptischem τοῦτου eine andere Wendung eintritt.“ Unser Interpolator in *D* hat die Anakoluthie durch Einschlebung von αὐτὸς ἐκκόπει καὶ zwischen ἔκοιντο und οὐκ ἐτι beseitigt, dadurch aber eine unerträglich Tautologie zu dem folgenden ἀλλ' αὐτοῦ ἐνόμιζε τοῦτο ἔργον εἶναι zu Tage gefördert.

II 1, 30 Κύρος δὲ αὐτῷ κηνὴν μὲν κατεσκευάσατο ὥστε ἱκανὴν ἔχειν οὐς καλοῖη ἐπὶ δεῖπνον „er liess sich ein Zelt erbauen, um ein hinreichend geräumiges zur Disposition zu haben für diejenigen, die er zum Mahle einlud.“ Die Konstruktion missfiel dem grammaticus wie manchen Neuern; er schrieb daher frischweg ὥστε ἱκανὴ εἶη. Wer aber ändern will, wird richtiger verfahren, wenn er von der Überlieferung der ersten Familie ausgeht, wie z. B. Hertlein ὥστε ἱκανῶς ἔχειν oder ὥστε ἱκανὴν εἶναι vorschlug; nötig ist aber nach meiner Ansicht bloss, οὐς in οἷς zu verwandeln.

VII 4, 4 hat der Dindorfsche Text die Lesart der 1. Familie unverändert beibehalten: καὶ ἐν ταύτῃ (sc. τῇ νυκτί) εἰσῆλατο εἰς τὰ τεῖχη καὶ παρέλαβε τὰ ἐρύματα ἀμφοτέρων. Man vergleicht den Ausdruck mit εἰσπηδᾶν und erklärt *necopinato irrumpere*;

Cobet bemerkt mit Recht, dass εἰσάλλεσθαι niemals so vorkomme. Der genannte Kritiker wendet sich daher der Lesart von *D*: εἰσῆλθε zu. Erinnert man sich jedoch der Glosse des Hesychius εἰσῆλασε εἰσῆλθε, so wird man in der Lesart von *D* eben diese Erklärung zu ursprünglichem εἰσῆλασε suchen (woran schon Leunclavius dachte); liest man mit uns εἰσῆλασέ τε, so wird das εἰσῆλατο der ersten Familie als Korruptel dieser echten Lesart sich darstellen. Vgl. Anab. I 2, 26 Κύρος ἐπεὶ εἰσῆλασεν εἰς τὴν πόλιν.

Dindorf hat demnach den Grundsatz aufgestellt, so viel als möglich der ersten Familie, besonders dem „optimus“ *A*<sup>1)</sup> zu folgen, und nur in Notfällen die zweite zu Hilfe zu nehmen. Aber er hat sich der zwar nicht theoretisch ausgesprochenen, aber praktisch bethätigten Erkenntnis nicht verschliessen können, dass es Stellen genug giebt, in denen aus der Not eine Tugend gemacht werden muss; insbesondere haben *AG* oder codex *α* eine grosse Menge von Lücken (häufig in Folge von Homoioteleuta), die in der Vulgata und auch bei Dindorf selbst in der Weise ausgefüllt werden, wie es bei *D* steht. Die Notfälle sind also selbst bei Dindorf ziemlich zahlreich: ist ja doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass der doctus librarius eine reinere Quelle der Überlieferung vor sich hatte, als der indoctus oder minus doctus.

Solche Fälle haben Cobet in seinem Aufsatz *Mnemos. n. ser. III* 380 dazu gebracht, dem Cod. *D* vielfach dasselbe Lob zu spenden, womit Dindorf den *A* beehrt, ihn bonus, optimus zu nennen und ihn als denjenigen zu bezeichnen, der oft „solus verum servavit.“ In ähnlichem Sinne spricht Schenkl in Bursians Jahresber. XVII (1879) p. 2 von „Überschätzung des Codex Par. *A*“ durch Dindorf, worin wir ihm beipflichten müssen. Aber Schenkl geht noch weiter und behauptet, dass die 2. Familie, als deren Hauptrepräsentant *D* bisher galt „bei der Kritik zuerst in Betracht komme.“ So wären wir denn wieder einmal zur Abwechslung zur Negation alles dessen gelangt, was Jahrzehnte lang als ausgemachtes wissenschaftliches Resultat galt.

Sehen wir zu, ob die Sache so schlimm steht. Einstweilen müssen wir die stumme Liste derjenigen Fälle, in denen bei Dindorf dem alleinigen Zeugnis des Codex *D* Recht gegeben wird und das mit lautem Lob von Cobet gegebene Verzeichnis solcher Fälle noch um eine Reihe anderer Beispiele vermehren. Wir heben heraus:

I, 4, 4 ὡς δὲ προῆγεν αὐτὸν ὁ χρόνος cὺν τῷ μεγέθει εἰς ὥραν τοῦ πρόσηβον γενέσθαι, ἐν τούτῳ δὴ τοῖς μὲν λόγοις βραχυτέροις ἐχρήτο καὶ τῇ φωνῇ ἡσυχαιτέρᾳ, αἰδοῦς δ' ἐνεπίπλατο.

Hier hat *D* statt βραχυτέροις allein μανότεροις: rarioribus, cf. VII 5, 6 ὅσῳ δὲ προωτέρῳ ἐγίνοντο, τόσῳ δὲ μανότερον μετεβάλλοντο: eo rarius. In der That, als der junge Kyros schüchterner wurde, da ergriff er seltener das Wort als früher; denn nicht μακρολογία sowohl als πολυλογία war es gewesen, wodurch der Knabe sich hervorthat, cf. § 3 ἐκ τῆς πολυλογίας οὐ θράσος διεφαίνετο: er machte zu allem seine naiven und vorwitzigen Bemerkungen. Diesen πολλοὶ λόγοι des Knaben stehen die μανοὶ λόγοι des Jünglings gegenüber: er wagt jetzt fast nicht mehr zu sprechen I 4, 12. Die Lesart von *D* ist unbedingt die feinere, das βραχυτέροις der ersten Familie die flachere.

VI 3, 27: der Befehlshaber der Nachhut soll den ihm untergebenen Offizieren die Ordre geben: τοῖς μὲν τὸ δέον ποιοῦσιν ἐπικελεύειν τοῖς δὲ κακυνομένοις ἀπειλεῖν ἰσχυρῶς.

1) Noch konsequenter als Dindorf suchte G. Sauppe dem Codex *A* zu folgen, sogar in Fällen, wo sein Zeugnis auch nicht einmal durch *G* unterstützt wurde.



κακύνεσθαι in dem Sinne „sich feige zeigen“ kommt bei Xenophon und den Fröhern überhaupt nicht vor, sondern erst bei Dio Cassius; μαλακυνόμενοις in *D* empfiehlt sich 1) als Xenophontisch vgl. III 2, 5; 2) passt es besser in die Steigerung: die wirklichen κακυνόμενοι sollten nicht bloss bedroht, sondern stark bestraft werden. Neben μαλακύνεσθαι findet sich bei Xenophon in gleichem Sinne auch μαλακίζεσθαι. Hier haben wir zum Vergänger Zeune, der bereits μαλακυνόμενοις empfahl.

VII 5, 61 in dem locus classicus über die Eunuchen und ihre besondere Treue gegen den König wird hervorgehoben, dass sie durch Anlehnen an einen Mächtigen allein zu einer hervorragenden Stellung gelangen können, denn niemals würden die ἄλλοι ἄνθρωποι ihnen eine solche einräumen. Der Text bei Dind. lautet nach der ersten Familie: οὐδεὶς γὰρ ἂν ἦν ὅστις οὐκ ἂν ἀξιῷσειεν εὐνούχου πλέον ἔχειν ἐν παντί, εἰ μὴ τι ἄλλο κρείττον ἀπείργοι. Hier werden wir in der Lesart von *D*: εἰ μὴ τις ἄλλος κρείττων statt εἰ μὴ τι ἄλλο κρείττον den erklärenden doctus grammaticus nicht verkennen, aber im vorhergehenden: οὐδεὶς γὰρ ἀνὴρ für οὐδεὶς γὰρ ἂν ἦν dürfte er trotzdem das Richtige bieten. ἂν ἦν ist im Tempus anstössig, daher Schneider lieber wollte: ἂν εἴη; Weiske und Hertlein streichen ἂν ἦν. Warum sollten wir nicht mit *D* ἀνὴρ lesen, das in prägnantem Sinne dem εὐνούχου entgegengesetzt ist, vgl. Herod. VIII 106: die Anrede des Hermotimos an den Panionios τί σε ἐγὼ κακὸν ἢ αὐτὸς ἢ τῶν ἐμῶν τις προγόνων ἐργάσατο, ἢ ἐπὶ τῶν σὺν τινά, ὅτε με ἀντ' ἀνδρὸς ἐποίησας τὸ μηδὲν εἶναι; (Nachträglich sehe ich, dass auch schon Nitsche ἀνὴρ vorschlug).

Gestatten Sie zum Schlusse dieser Reihe noch ein Beispiel, in welchem *D* der richtigen Lesart näher ist als die andern. II 1, 6 λέγεις κύ, ἔφη ὁ Κύρος, ἱππέας μὲν ἡμῖν εἶναι μείον ἢ τρίτον μέρος τοῦ τῶν πολεμίων ἱππικοῦ, πεζοὺς δὲ ἀμφὶ τοὺς ἡμίσεις. Hier müssen wir ein wenig Arithmetik treiben. In § 6 Anfang wird durch genaue Addition die Zahl der feindlichen Reiter auf 60000 festgesetzt. Von eigenen Reitern werden angegeben: 10000 Meder, 4000 Armenier, macht 14000. Nun sind aber 14000 nicht bloss weniger als der dritte Teil von 60000, d. h. als 20000, sondern auch noch weniger als der vierte Teil d. h. 15000. Wir sind also mathematisch genötigt zu lesen μείον ἢ τέταρτον μέρος, und gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, *D* mit seinem τὸ τρίτον zeige hiervon noch eine Spur.

Alle diese Fälle aber heben diese Thatsache nicht auf, dass *D* oft willkürlich geändert hat. Wir können ihm also wirklich, wenn er allein steht, nur in schlagenden Ausnahmefällen folgen. Weit eher dürfen wir uns ihm anschliessen, wenn seine Lesart durch andere Quellen, die von ihm unabhängig sind, bestätigt wird.

In der demnächst dem Druck zu übergebenden Ausgabe der bibliotheca Teubneriana bin ich *D* gelegentlich gefolgt, wenn seine Lesart durch Juntina und Aldina unterstützt war. Denn wie gemischt auch der Ursprung dieser editiones principes gewesen ist, so viel darf ich sicher behaupten: keine von beiden hat direkt aus cod. *D* geschöpft. Sie sind an solchen Stellen höchstens Zeugen für die Lesart der zweiten Familie überhaupt: in andern Fällen freilich für die der ersten Familie; denn sie haben aus beiden geschöpft.

Noch erwünschter wird es aber sein, wenn die Kontrolle der bisher bekannten Handschriften, insbesondere auch des Wilderers *D* in einer Handschrift besteht, die in keiner Weise von ihnen abhängig sein kann.

Hierin besteht der Hauptwert des Cod. Par. 1640, der von mir zum ersten Male für die Kritik der Kyropädie ausgebeutet wurde.

Es ist dies derselbe Codex, auf dessen Vergleichung ich im wesentlichen meine neue Rezension der Anabasis gründen konnte: für die Anabasis ein unicum, ist er für die Kyropädie nicht von gleichem Werte; aber er leistet auch hier treffliche Dienste. Dindorf scheint nicht gewusst zu haben, dass derselbe Codex, den er für die Anabasis von Dübner hatte vergleichen lassen und den wir auch hier wie dort mit *C* benennen wollen, auch die Kyropädie enthält. In meiner 'Commentatio de Xenophontis Anabaseos codice *C*' brachte ich diesen Umstand wieder in Erinnerung; seitdem hat ihn auch Schenkl für seine künftige Ausgabe der Kyropädie verglichen, ohne sich aber bis jetzt über ihn weiter zu verbreiten, als in einer allgemeinen Äusserung in dem genannten Jahresberichte, über die wir später sprechen werden.

Die Stellung des cod. *C* in der Kritik der Kyropädie ist folgende: Was *C* hier allein hat, ist mit grosser Vorsicht aufzunehmen: er ist nicht frei von Verschreibungen, Auslassungen, Willkürlichkeiten. III 1, 24 hat unser Schreiber in der Ausführung des Gedankens, dass die Furcht vor Verbannung und Niederlage oder Sklaverei die Fähigkeit zu schlafen und zu essen raube, während das faktische Eintreten dieser Unglücksfälle viel ruhiger aufgenommen werde und jene Funktionen wieder in Kraft treten lasse, von sich aus zu dem ἐσθίειν und καθεύδειν ein καὶ πίνειν eingeschoben, weil ihm erst dadurch die wahre Trias der Lebensgenüsse hergestellt erschien. An einer andern Stelle III 3, 21 hat er die auf Διὶ . . καὶ τοῖς ἄλλοις θεοῖς gemünzte christliche Verwünschung ἀκαθάρτοις δαίμονιν, die im Archetypus wie jetzt noch in *D* am Rande stand, gedankenlos an ganz unpassender und unsinniger Stelle in den Text verwoben und dergleichen. Die Bestätigung, die der Vaticanus 987 (bei Dindorf hier *E*), der von Amatius für Bornemann verglichen wurde, öfters den eigenen Lesarten unsers *C* erteilt, ist wertlos; denn Vat. 987 ist derselbe Codex, den Dindorf in der Anabasis *A* nennt und dessen direkte Abhängigkeit von *C* ich in der Commentatio p. 5 erwiesen habe. Er ist auch in der Kyropädie offenbar aus dem unsrigen abgeschrieben.

Trotzdem fehlt es nicht ganz an Stellen, in denen *C* allein das Wahre erhalten hat, vielleicht aus alten Varianten, an denen der gemeinsame Archetypus ziemlich reich gewesen ist. Das sehen wir aus einer ziemlichen Menge von Stellen, in denen *C* Doppelvarianten bietet.

II 1, 22 bietet *C* allein, was für den allgemeinen Relativsatz passt: ὡν ἂν ἀρχῶν, alle andern ὡν ἀρχοῦσι oder ὡν ἀρχῶσι (*G*). Die Aldina hat ebenfalls ὡν ἂν ἀρχῶν, es ist möglich, dass derselben unser Codex, oder ein nahe verwandter, vorgelegen hat.

IV 5, 16: κελεύει ὡς τάχις ἐπιπέμπειν σπράτευμα bietet *C* für πέμπειν der übrigen, aber schon Philelphus hatte so: rursus mittere, nachschicken, ebenso marg. Steph. Zeune hat es mit Recht aufgenommen.

VIII 3, 19 haben alle sonstigen Handschriften ὑπάρχων; das von Fischer durch Konjekturen hergestellte ἱππάρχων findet sich jetzt durch *C* bestätigt.

IV 4, 10 werden assyrische Kriegsgefangene vorgeführt; Kyros beruhigt sie über ihr Schicksal; οὐδ' ὅτι οὖν κακὸν ἔσται ὑμῖν ἀλλ' ἢ οὐχ ὁ αὐτὸς ἀρξεί ὑμῶν ὅσπερ καὶ πρότερον. Hier erwähnt Dindorfs krit. Apparat keine Variante, freilich fehlt hier gerade *D*, aber *AG* Iunt. Ald. haben κακόν und doch ist es auffallend, dass Kyros selbst es

als ein κακόν bezeichnen sollte, wenn er zu ihrem Herrscher wird. Der ganze Zusammenhang (vergleiche die folgenden Worte ὁ αὐτὸς ἄρχων, τὰς αὐτὰς οἰκίαν u. s. w.) weist mit Fingern auf οὐδὲν καινόν, nihil novi: und dies bietet *C* allein.

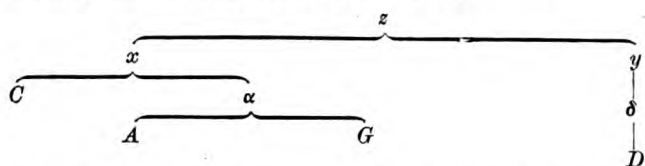
Ganz vereinzelt war die Lesart nicht, denn Zonaras umschreibt, wie schon Zeune meldet: ἐν γὰρ τι καινόν ἔσται ὑμῖν, und eine handschriftliche Marginalnote in der Aldina der Züricher Kantonalbibliothek hat Γρ. καινόν. — Dass der Vat. 987 nach Bornemann es ebenfalls bietet, kann uns nicht mehr verwundern, aber dasselbe wird aus einem Chisianus gemeldet.

Den Wert aber einer Kontrolle, den wir für *C* in erster Linie beanspruchen, können wir erst dann richtig beurteilen, wenn wir sein Verhältnis zu den beiden Familien prüfen.

Hierüber liegt nun von Schenkl eine Äusserung über die genannte Stelle vor, wonach *C* kurzweg der zweiten Familie angehören soll; zu ihr rechnet er ausser *D* ferner noch einen Vat. 1335 und den Escorialensis. Indem wir die beiden letzteren, als uns unbekannte Grössen, übergehen, können wir hinsichtlich *C* dem verdienten Xenophontiker nur zum kleinern Teile zustimmen.

# I.

*C* ist, wie sich mir aus der nähern Prüfung, sowohl Zählung als Abwägung der Abweichungen und Übereinstimmungen ergeben hat, in Buch I und II, sodann von IV 5, 14 an bis Schluss des Buches VIII, also weitaus zum grössten Teile Repräsentant der ersten Familie. Die Übereinstimmung mit *AG* ergibt sich auch in den oben zufällig angeführten Beispielen. Es ergibt sich das Resultat mit mathematischer Gewissheit insbesondere aus einer ziemlichen Anzahl von Lücken, die er mit *AG* gemein hat, den Beweis werde ich in der praefatio critica der Ausgabe in weiterer Ausführung geben. Aber *C* ist Repräsentant der ersten Familie aus einer Zeit, wo dieselbe sich noch nicht in so ausgeprägter Weise von der andern geschieden hatte. *C* ist nicht der Bruder, sondern der Oheim von *AG*. Ein Teil der Lücken und sonstigen Differenzierungen kam in die Familie erst durch  $\alpha$ , den direkten Stammvater von *AG*: mit diesem hing er durch den Archetypus *x* zusammen, mit *D* durch den Urcodex *z*:



VIII 2, 10 τί ἂν ἀγγείλαντες ὠφελήσαιαν βασιλέα *C* Iunt. Ald.: dies das einzig Richtige. Dafür steht in *D* τί ἀπαγγείλαντες, durch Korruptel entstanden aus dem Anfang des Satzes: τοὺς γὰρ ἀπαγγείλαντας; *AG* lassen ἂν aus Versehen weg. ἂν ἀγγείλαντες stand demnach in *z* und in *x*, erst  $\alpha$  liess ἂν aus; der Fehler von *D* kann diesem allein, kann aber auch schon *y* oder wenigstens  $\delta$  angehören.

*C* leistet zunächst in unzähligen Fällen den Dienst, für Lesarten, welche die Vulgata, meistens auch Dindorf aus der Iuntina und Aldina un-

verändert und gegen offenbare Korruptelen von *AG* d. h. *α* aufgenommen haben, weil sie sich aus innern Gründen als notwendig erwiesen, die handschriftliche Gewähr zu bieten.

Sodann ist in den genannten Büchern der Kyropädie der Consensus *CD* gegenüber dem Consensus *AG*, d. h. die Lesart von *α*, massgebend; was in *C* und *D* steht, musste auch in *x* und *y* stehen, also in *z*. Es sind nur sehr wenige Fälle, wo uns dieser Satz im Stiche lässt, wenn ein Versehen oder eine Emendation von der Art ist, dass zwei Schreiber eo ipso auf dasselbe verfallen konnten, oder im Falle von Varianten in *z*.

Nicht wenige Lesarten und Auslassungen in *AG*, die von Dindorf und andern als neue Funde betrachtet und bereitwillig aufgenommen wurden, erweisen sich durch diesen Satz als Fehler von *α*. In diesen Beispielen nähert sich meine Ausgabe wieder mehr dem alten Vulgattexte; diese retrograde oder reaktionäre Kritik war eine wissenschaftliche Notwendigkeit. Ich übergehe die Fälle, in denen für den Sinn dabei nichts gewonnen wird, und hebe ein paar andere heraus, in denen der Text durch die Lesart von *AG* verloren hatte.

Die Kyropädie beginnt bekanntlich mit der naiven Klage Xenophons, dass die Menschen viel weniger lenksam und gehorsam seien als die Tiere. Da kommt I 1, 3 der Satz vor *ὅτε μὲν δὴ ταῦτα ἐνεθυμούμεθα, οὕτως ἐγινώσκουμεν περὶ αὐτῶν, ὡς ἀνθρώπων πεφυκότες πάντων τῶν ἄλλων ῥᾶον ἢ ἀνθρώπων ἄρχειν*. So Dindorf in der Ausgabe bei Teubner nach *A* allein. Man fragt sich: hat man hier πάντες οἱ ἄλλοι oder πάντα τὰ ἄλλα zu denken? und würde im letztern Falle nicht damit die ganze Natur umfasst, die doch Xenophon hier nicht bezieht? Aber auch zugegeben, diese Worte seien erträglich, so ist doch nach dem Zeugnis der Handschriften nach ἄλλων mit *CD* Junt. Ald. ζῶων εἶη einzuschieben. Der Consensus *CD* giebt urkundliche Gewähr dafür, dass diese Worte schon in *z* standen, und so haben auch schon Breitenbach und Hertlein stillschweigend aus innern Gründen diese Lesart der Vulgata wieder zu Ehren gezogen.

I 5, 12 in seiner ersten Feldherrnrede redet Kyros seine Perser unter anderm also an: *κάλλιστον δὲ πάντων καὶ πολεμικώτατον κτῆμα εἰς τὰς ψυχὰς συγκεκόμεθε· ἐπαινούμενοι γὰρ μᾶλλον ἢ τοῖς ἄλλοις ἅπασι χαίρετε· τοὺς δ' ἐπαίνων ἐραστὰς ἀνάγκη κτᾶσθαι τὰ αἴτια*. διὰ τοῦτο πάντα μὲν πόνον, πάντα δὲ κίνδυνον ἡδέως ὑποδύεσθε. So zuerst Zeune nach *AG*, sodann alle andern Herausgeber. Was heisst: κτᾶσθαι τὰ αἴτια, die Ursachen erwerben? Man antwortet mit der Übersetzung von Philelphus: ea comparare quorum causa laudantur, Hertlein erklärt: αἴτια τῶν ἐπαίνων „die Ursachen des Lobes erwerben“, ein ebenso gewundener Gedanke als Ausdruck. Der Consensus aber von *CD* Junt. Ald., welche κτᾶσθαι τὰ αἴτια weglassen und im folgenden schreiben: ὑποδύεσθαι stellt als Lesart des Archetypus den ebenso einfachen als Xenophontischen Gedanken her: τοὺς δ' ἐπαίνου ἐραστὰς ἀνάγκη διὰ τοῦτο (sc. διὰ τὸ ἐραστὰς εἶναι ἐπαίνου) πάντα μὲν πόνον, πάντα δὲ κίνδυνον ἡδέως ὑποδύεσθαι: die Liebe zum Lobe bringt es mit Naturnotwendigkeit zustande, dass man gerne jegliche Anstrengungen erträgt. Derselbe Gedanke als moralische Notwendigkeit findet sich in III 3, 51: ὡς χρὴ ἐπαίνου μὲν ἕνεκα πάντα μὲν πόνον, πάντα δὲ κίνδυνον ὑποδύεσθαι. — Nebensächlich ist dabei, dass der Consensus *CD* den Singular ἐπαίνου aufweist, und dass statt des einfachern διὰ τοῦτο unser doctus grammaticus in *D* ἐπὶ τούτῳ setzt. Aber der doctior grammaticus war diesmal *α*, der,



nachdem ὑποδύεσθαι in ὑποδύεσθε verschrieben war, der Konstruktion durch Einschlebung des κτάρθαι τὰ αἴτια aufhelfen wollte, das er offenbar aus dem vorhergehenden κτῆμα entnommen hatte.

I 6, 27: πλεῖον δ' ἔχειν, ὦ πάτερ, πολεμίων πῶς ἂν τις δύναίτο μάλιστα; Οὐ μὰ Δί', ἔφη, οὐκέτι τοῦτο φαῦλον, ὦ παῖ, οὐδαμῶς ἔργον ἔρωτᾷς. So Dind. wieder nach AG pr. Es ist aber mit CDG corr. Stob. Junt. Ald. das viel bessere οὐδ' ἀπλοῦν für οὐδαμῶς herzustellen, welches einen neuen und sehr passenden Gedanken dem allgemeinen οὐ φαῦλον hinzufügt. Die Sache ist deswegen nicht einfach, weil sie in das Gebiet der Pflichten-kollisionen führt, das Kriegerrecht die gewöhnlichen Moralgesetze aufhebt.

V 2, 31 setzt Kyros dem Gobryas auseinander, es sei das sicherste geraden Weges gegen die Hauptmacht des Feindes in Babylon zu ziehen, um dieselbe in Schrecken zu setzen: πολλοὶ μὲν γάρ εἰσιν, ὡς εὖ φησὶ· εἰ δὲ θαρροῦσιν καὶ δῆλοι ἡμῖν, ὡς ἐγὼ φημι, ἔσονται. So nach AG Bornemann, Schneider, Dindorf. Es soll dies bedeuten: qui si fortes sunt, nobis quoque ut equidem arbitrator, in conspectum venient, ein ganz verdrehter und unklarer Gedanke. CD Junt. Ald. aber bieten εἰ δὲ θαρρήσουσιν, καὶ δεινοὶ ἡμῖν ἔσονται: sollten sie aber umgekehrt noch Mut gewinnen, so werden sie nicht bloss πολλοί, sondern auch uns furchtbar sein: darum ist ihr θαρρεῖν um jeden Preis durch unser Erscheinen zu verhindern. Es muss übrigens bemerkt werden, dass unter den Neuern Breitenbach (der sonst AG sehr hochstellt und namentlich G in ganz unberechtigter Weise bevorzugt) und Hertlein der Lesart δεινοὶ den Vorzug gaben, obschon sie ihnen bloss aus D bekannt war.

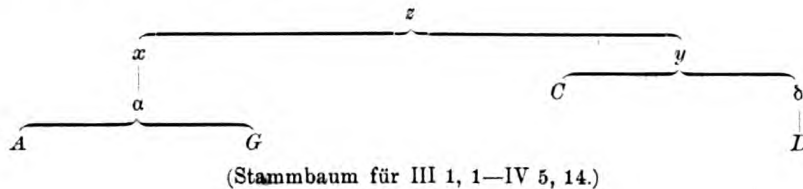
Zum Schlusse dieser Reihe noch ein Beispiel, in welchem der Consensus CD nach meiner Meinung den Ausgangspunkt für die richtige Lesung bietet.

V 5, 24 τὸ δὲ πάντων μέγιστον καὶ κάλλιστον, τὴν μὲν χὴν χώραν αὐξανομένην ὄρας, τὴν δὲ τῶν πολεμίων μειουμένην· καὶ τὰ μὲν τῶν πολεμίων φρούρια ἐχόμενα, τὰ δὲ καὶ τὰ πρότερον εἰς τὴν Σύρων ἐπικράτειαν συγκατασπασθέντα νῦν τάναντία σοι προσκεχωρηκότα. So belehrt Kyros den neidischen und zürnenden Kyaxares über die Vorteile, die ihm durch den von jenem auf eigene Faust unternommenen Feldzug zufallen. „Die Kastelle der Feinde siehst du eingenommen, die deinigen, die früher in den Bereich der Assyrier mit hineingezogen waren, wiederum dir zugefallen“. Auffallend ist 1) dass dem neutralen Begriff προσκεχωρηκότα ein wirklich passiver συγκατασπασθέντα und nicht ein solcher, der einen Zustand bedeutet, entgegengesetzt ist, 2) würde man bei diesem rein passiven Verbum auch eher die passive Konstruktion erwarten, etwa so: τὰ πρ. ὑπὸ τῶν Σύρων εἰς τὴν εἰς τῶν ἐπικράτειαν συγκατασπασθέντα.

Da fällt unser Blick auf die Verschiedenheit der Lesarten: συγκατασπασθέντα steht in AG Junt. Aldina; dem steht gegenüber der Consensus CD συγκυροῦντα. Dieses συγκυροῦντα wurde früher vergeblich von Fischer verteidigt, da es doch niemals incidere bedeuten kann, was hier der Zusammenhang verlangt. Aber συγκυροῦντα ist durch Korruptel nach meiner Ansicht entstanden aus der echten Lesart συγκαταρρυέντα. καταρρεῖν heisst auf den Boden fallen; die zerstreuten medischen Kastelle waren wie reife Früchte auf die sie berührende und umgebende ἐπικράτεια Σύρων gefallen. So von Früchten I 5, 11 ἔφη καρπὸν ἀσυγκόμιστον εἰς τὴν γῆν πάλιν καταρρεῖν. Vgl. Theocrit I, 5 αἶκα δ' αἶγα λάβη τήνος γέρας, εἰς τὸ καταρρεῖ | ἃ χίμαρος, Fritzsche erklärt: καταρρεῖν εἰς τινα pervenire in alicuius potestatem „zufließen“.

II.

Von III 1, 1 an — IV 5, 14 gehört cod. *C* der 2. Familie an; auf diesen verhältnismässig kleinen Teil der Schrift ist sonach die Behauptung Schenkls zu beschränken. Die Übereinstimmungen mit *D* sind hier zahlreich und charakteristisch, Lücken hat *C* in diesem Abschnitt mit *AG* keine gemeinsam.



Hier spielt a) der Consensus *CAG* dieselbe wichtige Rolle wie in den übrigen Teilen der Schrift der Consensus *CD*. Er ist beinahe in allen Fällen, wo nicht alte Varianten oder errores proclives eine Rolle spielen, entscheidend; denn er stellt die Lesart des Archetypus *z* dar. *D* werden wir hier nirgends Recht geben, wo ihm der Cons. *CAG* gegenübersteht. Leider freilich können wir diese Kontrolle an *D* nur bis IV 2, 21 üben, da jetzt der Abschnitt IV 2, 21—V 2, 27 im Codex *D* verloren ist. In meinen Collectanea umfasst das Verzeichnis der Übereinstimmungen *CAG* in diesem Abschnitte 5 Seiten, es sind also die Abweichungen von *D* immer noch zahlreich, aber allerdings bieten diese Fälle insbesondere dem Dindorfschen Texte gegenüber nur wenig Neues, da dieser Kritiker ohnehin *AG* folgte, so weit es irgendwie anging; der Wert der Handschrift für diese Fälle besteht mehr darin, dass die Lesart von *AG* in demselben als Lesart beider Familien, also als Lesart von *z* erwiesen wird.

b) der viel häufigere Consensus *CD* (das Verzeichnis dieser Übereinstimmungen umfasst in meinen Collectanea 26 Seiten) ist wenigstens Gewähr dafür, dass die betreffenden Lesarten nicht bloss von *D* (*δ*), vom doctus grammaticus herrühren, sondern Eigentum der ganzen 2. Familie sind. Ein gewisses, freilich nicht entscheidendes Gewicht erhalten sie auch durch die Unterstützung der Juntina und Aldina. Immerhin aber stehen sich *AG*, d. h. *x* und *CD*, d. h. *y* äusserlich gleich berechtigt gegenüber, die Entscheidung müssen innere Gründe geben.

Diese innere Gründe nötigen uns auch hier nicht selten, alte, von Dindorf, weil sie ihm äusserlich nicht beglaubigt genug vorkamen, beseitigte Lesarten zu reaktivieren.

III 1, 3 ὁ δὲ Κύρος ὡς ἐώρα διαθεόντων καὶ ἐλαυνόντων τὸ πεδίον μετόν, ὑπόπεμπων ἔλεγεν ὅτι οὐδενὶ πόλεμος εἴη τῶν μενόντων. Hier hatte Schneider zuerst den Einfall, aus *AG* πόλεμος zu entnehmen, πολέμιος bot *D* Junt. Ald., *G* corr. Aber auch *C* hat πολέμιος. Schon Cobet p. 382 restituiert πολέμιος mit der richtigen Bemerkung: neque enim singulis hominibus bellum aut pax esse solet, nisi forte in comoedia.

III 3, 3 giebt Kyros der Frau des armenischen Königs die als Geschenk dargebotenen Schätze zurück mit den Worten: ἀπὸ δὲ τῶν λοιπῶν κτῶ καὶ καυτῇ καὶ τῷ ἀνδρὶ καὶ ταῖς θυγατρῶν καὶ τοῖς υἱοῖς ὃ τι κεκτημένοι καὶ κεκοσμημένοι κάλλιον καὶ ἥδιον τὸν αἰῶνα διάξετε „in dessen Besitz und womit geschmückt ihr schöner und angenehmer das Leben zubringen werdet“. Hertlein erklärt in der That so: καὶ κεκοσμημένοι αὐτῷ, und es ist das allerdings grammatisch durchaus gestattet. So haben *AG*, auch Junt. Ald. und

so viel mir bekannt, auch alle Ausgaben bis auf den heutigen Tag. Aber das Bessere ist der Feind des Guten. Und hier stellen wir der Lesart *AG* Junt. Ald. die bisher nur aus *D* gemeldete, nun aber auch durch *C* unterstützte Variante entgegen καὶ κομῆσεθε. So fut. κομήσομαι VIII 3, 4. Nehmen wir diese Lesart an, so haben wir die schönste Doppelgliederung: in dessen Besitz a) καὶ κομῆσεθε κάλλιον ihr euch sowohl schöner schmücken b) καὶ ἥδιον τὸν αἰῶνα διάξετε als auch angenehmer das Leben zubringen könnet; dann gehört κάλλιον nicht mehr zu διάγειν sondern passender zu κομείσθαι.

III 3, 58 benutzen wir die verdorbene Lesart der 2. Familie als Ausgangspunkt für die Erneuerung des Richtigen.

ἐπεὶ δὲ πάλιν ἦκε τὸ σύνθημα ἀνταποδιδόμενον, ἐξῆρχεν αὖ ὁ Κῦρος παῖνα τὸν νομιζόμενον. So nach *AG* die neuern Herausgeber. Das αὖ ist aber ganz unbegründet. Zu denken giebt ferner die Lesart der 2. Familie, die auch Junt. Aldina haben: αὖ Διοσκόροις *C*, αὖ Διοσκούροις *D* Junt. Ald. Das αὖ ist freilich auch hier auffallend, und Διοσκόροις unsinnig, da niemals ein Paeon auf die Dioskuren vorkommt. Aber ich vermute, es steckt in dieser Korruptel das Richtige: αὐτὸς ὁ Κῦρος, denn dass der König selber den Paeon anstimmt, das ist wohl bedeutsam.

(Anm. Der II. Teil wurde in der mündlichen Ausführung wegen Mangel an Zeit weggelassen.)

Professor Flach (Tübingen) widerspricht der Behandlung von VIII 2, 10 (ἀν ἄγγ. *C*: ἀπαγγ. *D*), sowie II 1, 30 wo er ὥστε ἱκανὴ εἶη (*D*) für das Richtige halten müsse.

Professor Hug erwidert, dass im ersten Fall ein Missverständnis seiner Worte vorliege, im zweiten das Urteil bei einer Beachtung der gesamten derartigen Abweichungen auch kaum zweifelhaft sein könne.

Der Vorsitzende bemerkt, dass über einzelne Stellen abweichende Ansichten wohl möglich, aber jetzt nicht zu erledigen sein würden, während in allem Wesentlichen die Ausführungen des Vortragenden gewiss durchaus überzeugend gewesen seien. Er dankt demselben und erteilt Herrn Dr. Hanssen (Strassburg) das Wort zum Vortrage über

### Die Gliederung der im Codex Palatinus erhaltenen Sammlung der Anakreontea.

Die Sonderung und Sichtung der im Codex Palatinus der sogenannten griechischen Anthologie erhaltenen Anakreontea ist eine der interessantesten Aufgaben der höheren Kritik. Da diese Aufgabe sich nicht mit wenig Worten erledigen lässt, so muss ich mich damit begnügen, zwei Mittel anzudeuten, durch welche sie wesentlich gefördert werden kann.

I. Das eine ist die Beachtung der überlieferten Reihenfolge der Gedichte: Die Blütenlese der Anakreontea zeigt bekanntlich keine bestimmte Ordnung. Die Aufeinanderfolge der Gedichte ist weder durch ihr Alter noch durch das Metrum noch durch den Inhalt bestimmt; nur gelegentlich scheint der Sammler Gedichte, die ähnliche Gegenstände behandeln, zusammengeordnet zu haben. Da also der Sammler bei der Zusammenstellung keine bestimmten Grundsätze befolgte, so dürfen wir annehmen, dass die Gedichte, die er an einem und demselben Orte beisammen fand, sei es bei einem Dichter, sei es in einer älteren Sammlung, sich auch in seiner Anthologie beisammen finden. Der vorgebrachte Gedanke ist nicht neu. Aus der Reihenfolge der Gedichte hat schon Düntzer

in der Zeitschrift für Altertumswissenschaft vom Jahre 1836<sup>1)</sup> über die Entstehung der Sammlung Schlüsse zu ziehen gesucht, doch ging er dabei von irrigen Voraussetzungen aus; so zog er z. B. die vom Codex Palatinus abweichende Ordnung der Gedichte in der editio princeps bei Stephanus<sup>2)</sup> zum Vergleich heran; es ist aber seither durch Valentin Rose festgestellt, dass Stephanus keine anderen Codices neben dem Palatinus zu Gebote standen<sup>3)</sup>. Die Forschung ist also ausschliesslich auf die Betrachtung des durch den Palatinus Gebotenen angewiesen.

Nun ergibt sich auf den ersten Blick, dass im allgemeinen die besseren und älteren Gedichte sich gegen Anfang finden, während die Kennzeichen sinkender Kunst um so häufiger werden, je näher der Leser dem Ende kommt. So finden sich gleich im Beginn der Sammlung 12 in Hemiiamben abgefasste Gedichte, die durch Geist und Anmut eine hervorragende Stellung einnehmen. Es sind dies nach Rosescher Zählung Nr. 1, Nr. 4 und Nr. 6 bis 15. Zu ihnen gehört z. B. das die Sammlung einleitende:

Ἀνακρέων ἰδὼν με  
ὁ Τήϊος μελῶδός,

zu ihnen gehört das Gedicht vom Eros, den der Dichter unter den Rosen findet<sup>4)</sup>:

Στέφος πλέκων ποθ' εὖρον  
ἐν τοῖς ῥόδοις ἔρωτα,

bei den Flügeln ergreift und in den Wein taucht, dann trinkt er den Wein:

καὶ νῦν ἔσω μελῶν μου  
πτεροῖσι γαρφαλίζει,

zu ihnen gehört das Trinklied<sup>5)</sup>:

Ἄφες με, τοὺς θεοὺς κοί,  
πιεῖν πιεῖν ἀμυστί,

zu ihnen gehört das hübsche Gedicht über Anakreons Taube<sup>6)</sup>:

Ἑρακμὴ πέλεια,  
πόθεν, πόθεν πέτασαι;

Allerdings ist der Zusammenhang dieser 12 Gedichte im Codex durch einige Machwerke unterbrochen, die den Stempel byzantinischen Ursprungs deutlich an der Stirn

1) Spalte 754 ff.

2) Anacreontis Teii odae. Ab Henrico Stephano luce et latinitate nunc primum donatae. Lutetiae M. D. LIIII.

3) Ebensowenig hilft uns das Inhaltsverzeichnis Anacreontischer Gedichte im Codex Barberinus. Zwar hat Stark in seinen Quaestiones anacreonticae p. 43 sq. richtig erkannt, dass dieser Codex einst mehrere der im Palatinus bewahrten Anacreontea enthalten hat, und es lassen sich fast alle erhaltenen Überschriften mit Leichtigkeit identifizieren, aber zugleich erkennt man (ich bin darauf durch mündliche Mitteilung Studemunds aufmerksam gemacht worden), dass die Reihenfolge der Gedichte in beiden Codices eine übereinstimmende war, obgleich sich die betreffenden Gedichte im Palatinus nicht an einem Orte vereinigt finden und keinesfalls als Bestandteile einer älteren der palatinischen Sammlung einverleibten Anthologie betrachtet werden dürfen. Es ergibt sich demnach mit Notwendigkeit, dass die Anacreontea des Barberinus aus der uns vorliegenden Blütenlese excerptiert waren.

4) Nr. 6.

5) Nr. 9.

6) Nr. 15.



tragen. Diese sind: Nr. 2 Δότε μοι λύρην Ὀμήρου, ein Dichtwerk, welches offenbar vom Sammler dem die Anthologie einleitenden Gedicht gewissermassen als zweites Prooemium zur Seite gestellt worden ist; ferner Nr. 3, es besteht aus sinnlos an einander gereihten Gedichtfragmenten und wurde wohl schon vom Sammler als zu Nr. 2 gehörig betrachtet, von welchem es im Codex nicht geschieden ist; schliesslich Nr. 5 Καλλιτέχνα τόρευον, wie Nr. 2 als byzantinisches Gegenstück zu Nr. 1, so ist dies vom Sammler als Gegenstück zu Nr. 4

Τὸν ἄργυρον τορεύων  
Ἥφαιστέ μοι ποίησον

eingeschoben worden. Scheiden wir diese 3 Gedichte aus, so haben wir also im Beginn der Sammlung 12 Gedichte aus guter Zeit, von gleicher Form und ähnlichem Charakter an einem Orte vereinigt.

Es folgen sodann 4 in Anakreontischen Anaklomenoi abgefasste Gedichte Nr. 16, Nr. 17, Nr. 18<sup>a</sup> und 18<sup>b</sup>). Nr. 16 ist die Anweisung an den Maler, wie er des Dichters Liebste malen soll:

\*Ἄγε, ζωγράφων ἄριστε,  
γράφε, ζωγράφων ἄριστε,  
Ῥοδῆς κοίραν τέχνης,  
ἀπεοῦσαν, ὡς ἂν εἴπω,

Nr. 17, die Anweisung den Bathyllos zu malen

Γράφε μοι Βάθυλλον οὕτω  
τὸν ἑταῖρον, ὡς διδάσκω

ist eine unverkennbare, jedoch nicht ungeschickte Nachahmung des vorhergehenden Gedichtes. Nr. 18<sup>a</sup> und 18<sup>b</sup> sind unter sich nahe verwandt, Nr. 18<sup>b</sup> aber erinnert durch bestimmte Merkmale<sup>2)</sup> an Nr. 17. Diese 4 Gedichte (Nr. 16, 17, 18<sup>a</sup> und 18<sup>b</sup>) gehören also wieder zusammen; von den vorher besprochenen 12 hemiambischen unterscheiden sie sich in Ton und Inhalt sehr wesentlich, doch will ich das jetzt nicht ausführen. Es schliessen sich daran 2 ziemlich alberne Gedichte, die hinsichtlich des Metrums von allen übrigen abweichen, Nr. 19

Αἱ Μοῦσαι τὸν Ἑρωτα  
δήσασαι στεφάνοισιν<sup>3)</sup>

und Nr. 20

Ἡδυμελὴς Ἀνακρέων  
ἠδυμελὴς δὲ Σαπφώ<sup>4)</sup>.

Die Gedichte Nr. 1 bis 20 können nach Ausscheidung der 3 vom Sammler eingestreuten byzantinischen (Nr. 2, 3 und 5) als eine kleine ursprünglich selbständige nach dem Metrum geordnete Anthologie betrachtet werden, welche enthielt:

1) d. h. 18, 1—9 und 18, 10—17.

2) Diese Merkmale sind: a) Beide Gedichte preisen den Bathyllos. b) Die metrische Form des Verses 18<sup>b</sup>, 6 πηγὴ ῥέουσα πειθοῦς hat ihre Entsprechung in 17, 45 ἦν δ' ἐς Σάμον ποτ' ἔλθης und 17, 35 μηρῶν τὸ πῶρ ἔχόντων, falls letzterer Vers nicht zu korrigieren ist. c) Das Wort πειθοῦς im erwähnten Vers 18<sup>b</sup>, 6 erinnert an 17, 24 (χείλος) ἀπαλὸν γέμον τε πειθοῦς. (Dieser Vers ist Nachahmung von 16, 24 γράφε χείλος, οἷα Πειθοῦς)

3) Das Schema ist | — — — | υ υ — υ |, das Gedicht besteht aus ionischen Dimetern a minori, der erste Ionicus ist stets zum Trimacer zusammengezogen.

4) Das Gedicht besteht aus Logaöden.

- 12 Gedichte in Hemiiamben (Nr. 1, 4 und 6 bis 15),  
4 Gedichte in Anaklomenoi (Nr. 16, 17, 18<sup>a</sup>, 18<sup>b</sup>),  
2 Gedichte in seltneren eigenartigen Metren (Nr. 19, 20).

Diese Aufstellung gewinnt an Sicherheit, wenn die begonnene Untersuchung fortgesetzt wird. Es schliesst sich nämlich an diese erste ältere Anthologie eine Reihe von 14 Gedichten, die eine in sich fest geschlossene Gruppe bilden. Dieselbe besteht aus 7 Gedichten in Hemiiamben und bezeichnender Weise wiederum 7 Gedichten in Anaklomenoi. Es scheint sogar, dass diese 14 Gedichte von einem und demselben Dichter verfasst sind. Sprache und Metrum sind nämlich durchaus einheitlich; hervorzuheben ist, dass die Gedichte 28 bis 34 in reinen Anaklomenoi (d. h. ohne prosodische Fehler und ohne Einstreuung von ionischen Dimetern ohne Anaklasis und von anderen unregelmässigen Versen) gebaut sind; denn dadurch unterscheidet sich der Verfasser dieser Gedichte von allen übrigen uns bekannten Dichtern, die vor dem fünften christlichen Jahrhundert anakreontische Anaklomenoi gebaut haben, denn alle anderen Dichter von Anakreon bis zu Synesius und Gregor von Nazianz pflegen unter die Anaklomenoi ionische Dimeter ohne Anaklasis einzustreuen<sup>1)</sup>. In Ton und Inhalt sind diese 14 Gedichte den vorher erwähnten 12 hemiambischen ähnlich. Im ganzen genommen bleiben sie zwar an dichterischer Kraft hinter jenen zurück, doch finden sich auch unter ihnen manche, die den besten der ganzen Sammlung zuzuzählen sind. So hebe ich hervor: Nr. 25, wo der Dichter das Nest schildert, das der Eros in seinem Herzen gebaut hat, Nr. 32, in welchem der Dichter den Eros als Mundschenk bestellt, „Reiche mir den Wein“, sagt er zum Eros, „denn wie ein Rad dahinrollend enteilt das Leben, und dann liegen wir als ein Häufchen Staub:

τί σε δεῖ λίθον μυρίζειν,  
τί δὲ γῆ χεῖν μάταια;  
ἐμὲ μᾶλλον, ὥς ἐτι ζῶ,  
μύρικον, ῥόδοις δὲ κράτα  
πύκαρον, καλεῖ δ' ἑταῖρην“,

Nr. 33, welches das Märchen vom bösen kleinen Eros enthält, dem der Dichter bei nächtlichem Unwetter Zuflucht gewährt, Nr. 34, das die Cikade preist:

Μακαρίζομέν σε τέττιξ,  
ὅτε δενδρέων ἐπ' ἄκρων  
ὀλίγην δρόσον πεπωκώς  
βασιλεὺς ὅπως αἰδεῖς.

Vergleichen wir jedoch diese 14 Gedichte genauer mit jenen 12, so treten bemerkenswerte Unterschiede zu Tage; ich hebe nur folgendes hervor: Jene 12 Gedichte beschäftigen sich mit Vorliebe mit der Person des Anakreon; Nr. 1 schildert, wie Anakreon dem Dichter im Traume erscheint, Nr. 15 enthält ein Zwiegespräch mit der Taube des Anakreon, Nr. 7

Λέγουσιν αἱ γυναῖκες  
Ἀνακρέων, γέρων εἴ

ist dem Anakreon in den Mund gelegt; auch Nr. 4 und Nr. 10 sind im Sinne des Anakreon gedichtet, denn sie preisen den Bathyllos, in Nr. 4 soll der Künstler ihn neben dem Eros auf dem Becher darstellen, in Nr. 10 schilt der aus dem Schlaf erweckte Dichter die Schwalbe:

1) Das nur 9 Verse umfassende Gedicht 18<sup>a</sup> besteht aus reinen Anaklomenoi, das wird aber Zufall sein; das Gedicht ist wahrscheinlich von demselben Dichter, der 18<sup>b</sup>, vielleicht auch 17, geschrieben hat.

τί μεν καλῶν δνείρων  
 ὑποθρίαισι φωναῖς  
 ἀφήρπασας Βάθυλλον;

Bathyllos wird auch in Gedicht 15 erwähnt:

Ἀνακρέων μ' ἔπεμψε  
 πρὸς παῖδα, πρὸς Βάθυλλον.

Es muss dem gegenüber auffallend erscheinen, dass sich in den Gedichten 21 bis 34 von der Persönlichkeit des Anakreon keine Spur zeigt. Es finden sich auch sonst keine auf Anlehnung an Anakreon hinweisende Merkmale. So wird z. B. nicht das Thema vom lebensfrischen Greise berührt, obgleich es doch sonst so beliebt ist; ich erinnere an Gedicht 7

ἐγὼ δὲ τὰς κόμας μὲν  
 εἶτ' εἰς ἐῖτ' ἀπῆλθον  
 οὐκ οἶδα, τοῦτο δ' οἶδα  
 ὡς τῷ γέροντι μᾶλλον  
 πρέπει τὸ τερπνὰ παίζειν,  
 ὅσῳ πέλας τὰ μοίρης.

Auch Bathyllos ist in den Gedichten 21 bis 34 nicht erwähnt; wo der Dichter auf Liebe anspielt, denkt er überhaupt nie an Knabenliebe, in den 12 hemiambischen Gedichten dagegen ist auf Knabenliebe häufiger als auf Frauenliebe angespielt. — Während also jene 12 hemiambischen Gedichte sich sichtlich und ausdrücklich an Anakreon anlehnen, hat der Verfasser der 14 Gedichte (Nr. 21 bis 34) jeglichen Hinweis auf Anakreon und die Poesie des Anakreon vermieden.

Ich erwähne ferner, dass in den 12 hemiambischen Gedichten stets nur ein Eros erscheint, während der Dichter von Nr. 21 bis 34 ausser dem Eros noch eine Mehrzahl von Eroten kennt. Er sagt in Gedicht 28 von Hephaestos:

τὰ βέλη τὰ τῶν Ἑρώτων  
 ἐποίει λαβὼν σίδηρον,

und in Gedicht 25 schildert er die kleinen Ἑρωτιδεῖς, die scharenweise in seinem Herzen nisten:

Ἑρωτιδεῖς δὲ μικροὺς  
 οἱ μείζονες τρέφουσιν,  
 οἱ δὲ τραφέντες εὐθὺς  
 πάλιν κύουσιν ἄλλους.

Ein besonderes Characteristicum des Dichters der 14 Gedichte sehe ich in seiner Vorliebe für naturwissenschaftliche Anspielungen. Ich hebe als besonders bemerkenswert hervor: Nr. 21

Ἡ γῆ μέλαινα πίνει,  
 πίνει δὲ δένδρε' αὖ γῆν·  
 πίνει θάλασσαν ἀνάγρους,  
 ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,  
 τὸν δ' ἥλιον σελήνη·  
 τί μοι μάχεσθ', ἐταῖροι,  
 καὶ τῷ θέλοντι πίνειν;

Nr. 24 mit der Aufzählung der Waffen, die die Natur verschiedenen Tieren gegeben hat, es beginnt:

Φύσις κέρατα ταύροις,  
ὅπλα δ' ἔδωκεν ἵπποις

und geht so fort, Nr. 25 mit der Erwähnung der Wanderung der Schwalben zum Nil und nach Memphis<sup>1)</sup> und mit der niedlichen Beschreibung des Nestes des Eros, Nr. 33 mit der astronomischen Einleitung:

Μεσονυκτίοις ποθ' ὥραις,  
στρεφέτην ὅτ' ἄρκτος ἦδη  
κατὰ χεῖρα τὴν βοῦτου,

und Nr. 34, welches die Cikade preist, die auf den Bäumen wie ein König thront und singt, geliebt von den Musen, geliebt von Phoebus, ohne Fleisch und Blut beinahe den Göttern vergleichbar.

Wir haben also bis jetzt zwei Gruppen von Gedichten herausgeschält, nämlich:

1) Eine kleine ältere nach den Metren geordnete Anthologie, umfassend Nr. 1 bis 20 mit Ausscheidung der drei dazwischen gesetzten byzantinischen Gedichte.

2) Nr. 21 bis 34, eine Auswahl aus den Gedichten eines wahrscheinlich im Ausgang der alexandrinischen Epoche lebenden Dichters, enthaltend sieben Gedichte in Hemiamben und sieben Gedichte in Anaklomenoi.

II. Ich will heute die Analyse der palatinischen Sammlung auf diesem Wege nicht weiter verfolgen, sondern wende mich zum zweiten Mittel, durch welches die höhere Kritik der Anakreontea gefördert werden kann. Es sind dies gewisse in byzantinischer Zeit zur Geltung gekommene Regeln über die Verteilung der grammatischen Accente im Verse.

Beachtet man die Rolle, welche der grammatische Accent im griechischen Versbau spielt, so ergibt sich unter anderem folgendes<sup>2)</sup>: Bei aufsteigendem Rhythmus (oder wenn absteigende Rhythmen katalektisch, d. h. männlich, ausgehn oder durch männliche Cäsuren zerschnitten werden) herrscht in der griechischen Poesie von ältester Zeit an das Streben, Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus zu erzielen. Dies Streben tritt am deutlichsten zutage bei männlichen Versausgängen und männlichen Cäsuren. Ich wähle als Beispiel für einen männlichen Versausgang den Schluss des Pentameters: Die Pentameter, die in Justinianischer Zeit gebaut sind, endigen fast nie auf Oxytona oder Perispomena, d. h. es wird vermieden, die Endsilbe zu betonen. Diese Erscheinung beruht nicht auf einer Laune byzantinischer Schulweisheit, sondern ist das

1)

Ὡς μὲν, φίλη χελιδών,  
ἐτησίη μολοῦσα  
θέρει πλέκεις καλὴν,  
χειμῶνι δ' εἰς ἄφαντος  
ἢ Νεῖλον ἢ πρὶ Μέμφιν.

Man darf aus diesen Versen schliessen, dass der Dichter nicht etwa in Alexandria gelebt hat.

2) Dies Gesetz habe ich in einem Aufsatz dargelegt, der im zweiten Hefte des 38. Jahrganges des Rheinischen Museums S. 222 ff. erschienen ist.



Ergebnis einer seit ältester Zeit fortschreitenden Entwicklung, wie sich durch statistische Zahlen darthun lässt. Unter den Pentametern der klassischen Periode (also bei Tyrtaeus, Solon, Theognis u. s. w.) sind auf der Endsilbe betont unter hundert Versen 18. Schon hier zeigt sich deutlich eine Abneigung gegen die Accentuierung der Endsilbe, denn die Schlussilbe des ersten Kolons, für welches das Gesetz nicht gilt, pflegt in hundert Versen nicht 18 mal, sondern 34 mal betont zu sein. Während wir nun in klassischer Zeit 18% haben, finden sich bei den Alexandrinern bereits noch weniger, nämlich 12 bis 13%. In der folgenden, der römischen Periode muss man die Dichter in zwei Gruppen sondern; die einen, die archaisierenden (zu ihnen gehören z. B. Lucian und die meisten griechisch dichtenden Römer) zeigen unter hundert Pentametern noch 9 bis 10 auf der Ultima betonte, die übrigen dagegen (z. B. Antipater von Sidon, Philippus von Thessalonice) haben nur noch etwa 2. Bei Gregor von Nazianz schliesslich und den Dichtern des sechsten, siebenten, achten Jahrhunderts findet man unter hundert Versen kaum noch einen auf der Ultima betonten, während die späteren Byzantiner in dieser Hinsicht wieder nachlässiger werden. Ähnliche Beobachtungen lassen sich beim iambischen Trimeter machen; hier zeigen sich ausserdem Unterschiede in den Gattungen der Poesie, z. B. unterscheiden sich die Trimeter der Tragiker (Äschylos, Sophokles, Euripides) in gewisser Hinsicht recht auffallend von denen der Komiker (Aristophanes, Menander, Philemon). Das Streben nach Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus bei aufsteigendem Rhythmus ist in den anakreontischen Anaklomenoi (nicht in den Hemiiamben) in der Versmitte zur Geltung gekommen. Es zeigt sich nämlich in byzantinischer Zeit eine Zunahme der Accente auf der zweiten Senkung (d. i. auf der vierten Silbe) und eine Abnahme der Accente auf der zweiten Hebung (d. i. auf der fünften Silbe). Beispielsweise sind in den älteren in Anaklomenoi abgefassten Gedichten der palatinischen Sammlung (ich rechne hierher Nr. 16 bis 18 und 28 bis 34) auf der vierten Silbe betont unter hundert Versen 49, auf der fünften Silbe unter hundert 21 $\frac{1}{2}$ ; demnach verhält sich die Häufigkeit der Betonung der zweiten Senkung zu der Häufigkeit der Betonung der zweiten Hebung wie 100 : 44. Bei Synesius ist das Verhältnis 100 : 67<sup>1)</sup>, dagegen bei dem wohl in das sechste Jahrhundert zu setzenden Johannes von Gaza und bei Leo Magister im neunten Jahrhundert 100 : 14 $\frac{1}{2}$ , in den unprosodischen Anaklomenoi des Kaisers Leo sapiens 100 : 2 $\frac{1}{2}$ . Zwar zeigen sich hierin starke individuelle Schwankungen, so dass eine ganz gleichmässig fortschreitende Entwicklung nicht nachweisbar ist, jedoch kann man ein augenscheinliches Streben nach Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus, wie es z. B. bei Johannes von Gaza und Leo Magister sich zeigt, als sicheres Kennzeichen byzantinischer Verskunst betrachten. Um ein Beispiel aus der palatinischen Sammlung zu geben, führe ich Gedicht Nr. 59 an, in welchem die vierte Silbe 21 mal, die fünfte nur zwei mal betont ist, so dass das Verhältnis 100 : 9,5 ist:

Τὸν μελανόχρωτα βότρυν  
ταλάροις φέροντες ἄνδρες  
μετὰ παρθένων ἐπ' ὤμων,

1) Hier zeigt sich also kein Fortschritt in der angegebenen Richtung, sondern ein Rückschritt; dies kann auf individueller Neigung des Synesius oder bei der geringen Anzahl der Gedichte in anakreontischen Anaklomenoi, die uns erhalten sind, auf Zufall beruhen.

- κατὰ ληνὸν δὲ βαλόντες<sup>1)</sup>  
 5 μόνον ἄρσενες πατοῦσι<sup>2)</sup>  
 σταφυλῆς λύοντες οἶνον  
 μέγα τὸν θεὸν κροτοῦντες<sup>3)</sup>  
 ἐπιληνίοισιν ὕμνοις  
 ἑρατὸν πίθοις ὀρώντες  
 10 νέον ἐς ζέοντα Βάκχον.  
 ὃν ὅταν πίνη γεραιὸς  
 τρομεροῖς ποσὶν χορεύει<sup>4)</sup>  
 πολιὰς τρίχας τινάσσων.  
 ὁ δὲ παρθένον λοχῆσας  
 15 ἑρατὸς νέος ἐλυσεῖς  
 ἀπαλὸν δέμας χυθεῖσαν  
 σκιερῶν ὑπερθε φύλλων  
 βεβαρημένην ἐς ὕπνον  
 ἐς ἔρωτ' ἄωρα θέλγει  
 20 προδότιν γάμων γενέσθαι.  
 ὁ δὲ μὴ λόγοις πείθων  
 τότε μὴ θέλουσαν ἄρχει.  
 μετὰ γὰρ νέων ὁ Βάκχος  
 μεθύων ἄτακτα παίζει.

Der Grund des Strebens nach Widerstreit zwischen grammatischem Accent und metrischem Ictus bei aufsteigendem Rhythmus ist jedenfalls ausschliesslich in der musikalischen Natur des Accentus zu suchen. Dem griechischen Ohr erschien es angemessen, mit dem Übergang vom leichten Taktteil zum schweren einen Übergang vom höheren Ton zum tieferen zu verbinden. Nun änderte sich aber im Laufe der Zeit die Natur des griechischen Accentus: während die mit dem grammatischen Accent versehene Silbe in älterer Zeit nur die höchst betonte Silbe des Wortes war, war sie in byzantinischer Zeit nicht nur die höchst betonte, sondern auch die stärkst betonte Silbe des Wortes. Sobald diese Umwandlung eintrat, sobald der griechische Accent zugleich Ictuskraft gewann, ähnlich dem jetzt gebräuchlichen deutschen, musste sich ein neuer, dem von Alters her wirkenden gerade entgegengesetzter Trieb geltend machen, nämlich der Trieb, den grammatischen Accent mit dem metrischen Ictus zu vereinigen. Es herrschten also jetzt im griechischen Versbau zwei ganz entgegengesetzte Neigungen, und zwar teilten sie sich das Gebiet folgendermassen: Bei aufsteigendem Rhythmus, vor allen Dingen bei männlichen

1) Der Gravis in mehrsilbigen Worten gilt hinsichtlich der behandelten Gesetze durchweg als Hochtön, der Accent wenig bedeutungsvoller einsilbiger Worte (μέν, δέ, der Artikel etc.) sowie der Accent der Präpositionen wird als nicht vorhanden betrachtet. Man könnte nach byzantinischen Accentgesetzen auch ληνὸν δε schreiben; auf jeden Fall ist der Vers regelmässig.

2) Weder die vierte noch die fünfte Silbe ist betont; solche Verse sind als regelmässige, der Regel nicht widersprechende zu betrachten.

3) Unregelmässig.

4) Unregelmässig. Unter den 24 Versen, die das Gedicht zählt, sind 22 regelmässige und nur zwei abweichende.

Versausgängen, behielt das in der musikalischen Natur des griechischen Accentus begründete Streben nach Widerstreit von grammatischem Accent und metrischem Ictus die Oberhand, bei fallendem Rhythmus dagegen, vor allen Dingen bei weiblichen Versausgängen, wurde das in der neugewonnenen Ictuskraft begründete Streben nach Vereinigung mit dem metrischen Ictus herrschend.

So hielten sich die beiden feindlichen Kräfte eine Zeit lang im Gleichgewicht, bis schliesslich im zehnten Jahrhundert im politischen Vers das Streben nach Vereinigung von grammatischem Accent und metrischem Ictus den Sieg davon trug. Ich sage absichtlich „den Sieg davon trug“, denn die ältesten politischen Verse, die wir kennen — sie finden sich in Nr. 5 unserer Anakreontesammlung — sind ein Denkmal des Kampfes, sie zeigen die Vereinigung von grammatischem Accent und metrischem Ictus nur im weiblichen Ausgang der zweiten Hälfte herrschend:

μᾶλλον ποίει Διὸς γόνον — Βάκχον Εὖιον ἡμιν.<sup>1)</sup>  
 μύστις νάματος ἡ Κύπρις — ὑμεναίους κροτοῦσα·  
 χάραξ· Ἐρωτας ἀνόπλους — καὶ Χάριτας γελώσας.<sup>2)</sup>

Wo zeigt sich nun zuerst das Streben nach Vereinigung von grammatischem Accent und metrischem Ictus bei weiblichem Versausgang? Es zeigt sich nicht etwa bei Babrius und nicht bei Nonnus (die Eigentümlichkeiten, die dort zutage treten, sind vielmehr ganz anders aufzufassen), sondern es lässt sich zuerst in den anakreontischen Anaklomenoi und Hemiiamben erweisen. Ich will hierüber keine genaueren Nachweise geben; es genügt, wenn ich kurz bemerke: Im vierten Jahrhundert (bei Synesius und Gregor von Nazianz) tritt noch keine Vorliebe für Betonung der vorletzten Silbe hervor. Im fünften, sechsten und siebenten Jahrhundert dagegen (z. B. bei Johannes von Gaza und dem Bischof Sophronius von Jerusalem) ist die Betonung der vorletzten Silbe bereits eine Regel, der sich nur wenig Verse entziehen; in späterer Zeit wird die Betonung der vorletzten Silbe zum ausnahmslosen Gesetz.

Wendet man diese Beobachtungen über den Accent auf unsere Sammlung der Anakreontea an, so kann man aus ihnen einen doppelten Vorteil ziehen. Erstens lässt sich mit ihrer Hilfe eine Reihe von Gedichten<sup>3)</sup> mit Sicherheit in byzantinische Zeit setzen; zweitens aber kann für andere Gedichte die Entstehung in vorjustinianischer Zeit wahrscheinlich gemacht werden. Ich will ein Beispiel geben: Die Gedichte 55, 56 und 57 sind ohne Zweifel einem Dichter zuzuschreiben. Die Übereinstimmungen in Form und Charakter würden uns zunächst nur berechtigen, sie einem Zeitalter zuzuweisen, aber ihr Verfasser hat als besonderes Kennzeichen eine eigentümliche Vorliebe für allerhand Gleichklänge, so findet sich öfters Anaphora, z. B.

1) Jedenfalls ἡμιν zu schreiben statt ἡμιν.

2) Die beiden folgenden Verse

ὑπ' ἄμπελον εὐπέταλον — εὐβότρουον κομῶσαν  
 κύναπτε κούρους εὐπρεπεῖς — ἄν μὴ Φοῖβος ἀθύρειν

sind politische Verse von gewöhnlicher Form (nur die zweite Hälfte des letzten Verses ist nicht ganz regelmässig); es wäre möglich, dass diese beiden Verse nicht von demselben Verfasser herrührten.

3) Es ist dies nur eine kleine Anzahl: Nr. 2, 40, 41, 50, 52 v. 1—8, 59 und vielleicht 37.

ἄνοχοι μένωσι πάντες,  
ἄνοχοι δέμας θεητόν,  
ἄνοχοι γλυκύν τε θυμόν,<sup>1)</sup>

es finden sich Reime:

τόδε γὰρ θεῶν ἄημα,  
τόδε καὶ βροτῶν χάρημα,<sup>2)</sup>

Allitterationen:

χόρος ἰχθύων τε κυρτὸς  
ἐπὶ κυμάτων κυβιστῶ  
Παφίης τε cῶμα παίζει,<sup>3)</sup>

Wortspiele:

Ὅ τὸν ἐν πόνοις ἀτειρῇ  
νέον, ἐν πότοις ἀταρβῇ,  
(καλὸν ἐν πότοις χορευτὴν  
τελέων θεὸς κατήλθεν).<sup>4)</sup>

Die Verse sind so geschmacklos — ich erinnere z. B. an die Beschreibung des Bildes der Aphrodite:

ὁ δὲ νιν δέδειχε γυμνάν,  
ὅσα μὴ θέμις δ' ὁρᾶσθαι  
μόνα κύμασιν καλύπτει,<sup>5)</sup> —

dass wir sie gewiss später Zeit zuzuschreiben haben. Nun zeigt sich aber in ihnen keine Spur des byzantinischen Accentgesetzes, sie scheinen also aus vorjustinianischer Zeit herzurühren und zwar von einem Dichter, der mit grosser Wahrscheinlichkeit in das vierte, spätestens fünfte Jahrhundert gesetzt werden kann.

Ich hoffe, die gegebenen Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, dass es nicht unmöglich ist, einzelnen Gedichten (bezw. Gedichtmassen) der Anakreontesammlung sicherer und bestimmter als bisher ihren Platz in der griechischen Litteraturgeschichte zuzuweisen.

Professor Hartel spricht dem Redner lebhaften Dank für seine interessanten, auf eingehendster Beobachtung beruhenden Mitteilungen aus und schliesst die Sitzung.

### Dritte Sitzung.

Freitag, den 29. September, 8—9<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr.

Nachdem die Sektion, mit der archäologischen vereinigt, den Vortrag des Professor Holm (Palermo) angehört hatte (s. archäologische Sektion), erteilt der Vorsitzende das Wort zum Vortrag Herrn Professor May (Offenburg) über

1) 56, 11—13.

2) 55, 4. 5.

3) 57, 27—29.

4) 56, 1—4.

5) 57, 9—11.



### Benutzung altklassischer Autoren durch einige Chronisten des Mittelalters.<sup>1)</sup>

Der Vortragende begann mit allgemeineren Bemerkungen über das Latein der Chronisten und die daraus ersichtliche Methode des Lateinlernens und exemplifizierte das zunächst an Wipo, bei welchem ausser Sallust und der *Vulgata* — nicht Ciceros *Tusculanen* — verwendet seien die Dichter Ovid (*Fasten*), Statius (*Thebais* und *Silvae*), Lucan, Virgil, Horaz, Persius und Juvenal; seine *Proverbia* seien offenbare Nachahmung der *Proverbia* Salomonis. Ferner trete Sallust, besonders *Catilina*, namentlich bei Bruno hervor, der auch seine (bedenkliche) Wahrheitsliebe mit sallustianischen Phrasen (*Cat. IV*) versichert. Im allgemeinen führten die meisten Reminiscenzen auf die poetischen Klassiker zurück: das hänge wohl zusammen mit dem Unterricht, dem — jetzt mit Unrecht verbannten — Versemachen und dem Beginn der Lektüre mit den Dichtern (*ut imbuerentur iuvenes hilari ingenio*): und so erkläre sich auch die Vorliebe für poetische Einkleidung, welche bei Wipo in seinen *Gesta Chuonradi* besonders hervortritt.

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seine, einen Einblick in die klassischen Studien des Mittelalters eröffnenden Ausführungen und giebt das Wort zum Vortrag Herrn Dr. Galland (Strassburg) über

### Die Quantitätslehre Herodians.

Es ist das Verdienst von Lentz, das grossartige Hauptwerk Herodians, die *Καθολικὴ Προσῳδία*, auf Grund der dürftigen Epitome des sogenannten Arcadius und der in Scholien, Lexika und grammatikalischen Schriften zerstreuten Fragmente wiederhergestellt zu haben. Allein wie die Herodianische *Καθολικὴ Προσῳδία* heute in der Lentzschen Bearbeitung vorliegt, macht sie den Eindruck eines lexikonmässig angelegten Handbuchs über Accente, Quantität und Spiritus. Wir wissen aber, dass das Original dies keineswegs sein wollte. Der Zweck, den Herodian bei der Abfassung dieses genialen Werkes im Auge hatte, war das Prinzip der Analogie zur Anerkennung zu bringen, und das ist ihm, wie bekannt, gelungen. Um seinen Zweck zu erreichen, musste natürlich Herodian möglichst umfassende Regeln aufstellen, unter denen sich die Erscheinungen auf dem Gebiete der Prosodie zusammenfassen liessen; und es liegt auf der Hand, dass infolgedessen seine Regeln in den meisten Fällen verwickelt und nur für Kundige übersichtlich waren.

Wollten nun spätere Grammatiker irgend einen Teil des umfangreichen Werkes für die Schule verwerten, so waren sie genötigt, die schwerfälligen Herodianischen Regeln umzugestalten oder in mehrere zu zerlegen. So begreifen wir, warum der Verfasser der gewöhnlich dem Arcadius beigelegten Epitome aus der *Καθολικὴ* sich in seiner Einleitung über das *πολύυλον τῶν ὀρισμῶν ἐν πολλοῖς κανόσιν ἀθρόως κείμενον* beklagt und sich dadurch behilft, dass er die Herodianischen Regeln auf die in meiner Schrift *De Arcadii qui fertur libro de accentibus* (*Dissert. Argent. Vol. VII*) p. 31 ff. zerlegt, ἵν' εὐληπτα γένηται διαρθρόντα τὰ ὑφ' ἐν κείμενα τῷ Ἡρωδιανῷ. So begreifen wir ferner, warum auch Theodoret, welcher das Kapitel *περὶ πνευμάτων* exzerpierte, sich beklagen kann, dass

1) Herr Professor May hat einen Abdruck seines Vortrags nicht gewünscht, da das zu Grunde liegende Material von ihm teils in Wattenbachs Archiv schon veröffentlicht sei, teils in einer demnächst in den 'Forschungen' erscheinenden Arbeit verwendet werde.

Herodian die Benutzung seiner Spirituslehre so erschwert habe (ἀλλ' οὐ ῥηιδίην τοῖς πνεύμασι θήκατο τάξιν). So erklärt es sich endlich, dass Grammatiker und Lexikographen, welche die Καθολική benutzten, in ihren Citaten aus einer und derselben Herodianischen Regel bisweilen so sehr von einander abweichen, dass man jene Citate für Teile von verschiedenen Regeln zu halten geneigt ist, und auch schon dafür gehalten hat.

Diesem Umstande sowie der Verkennung des Zweckes Herodians ist es zuzuschreiben, dass besonders über die ursprüngliche Fassung der Quantitätslehre, welcher Herodian das erste Kapitel des zwanzigsten Buches der Καθολική gewidmet hat, irrtümliche Ansichten herrschen. Wie Herodian diesen von alten Grammatikern viel benutzten und noch heute lehrreichen Abschnitt behandelt hat, will ich in möglichster Kürze andeuten.

Aus dem Kapitel περὶ χρόνων liegen uns heute ausser zahlreichen bis jetzt noch nicht in genügender Weise gesammelten Fragmenten zwei Exzerpten-Familien vor. Das vorzüglichste und umfangreichste dieser Exzerpte ist das sogenannte Buch περὶ διχρόνων, welches von Lehrs und Lentz für eine verkürzte Rezension einer speziellen Herodianischen Schrift über die δίχρονα angesehen und infolgedessen auch separat gedruckt worden ist. Jenes Buch περὶ διχρόνων ist aber, wie Hiller schon behauptet, und wie ich im letzten Kapitel meiner genannten Schrift, gestützt auf neue Argumente, erwiesen zu haben glaube, nichts anderes als ein Exzerpt aus dem zwanzigsten Buche der Καθολική, und zwar ist es ein von seinem Verfasser so angelegtes Exzerpt, dass nur die sich speziell auf die δίχρονα beziehenden Regeln ausgeschrieben wurden.

Zu der zweiten Klasse gehört der Abschnitt περὶ χρόνων in der Epitome des sogenannten Arcadius (vgl. De Arcadii qui fertur etc., S. 17 ff). Derselbe ist von so geringem Umfange, und die erhaltenen Regeln sind so planlos gewählt, dass man nicht umhin kann zu vermuten, der Verfasser habe nicht unmittelbar aus der Καθολική geschöpft. Wie dem aber auch sei, soviel steht fest; dieser kurze Auszug des Arcadius ist nicht aus dem Buche περὶ διχρόνων und auch nicht aus einer etwa früher vorhandenen umfangreicheren Fassung desselben exzerpiert.

Auf Grund der angeführten Hilfsmittel hat Lentz den Abschnitt περὶ χρόνων so rekonstruiert, dass er den kürzeren Auszug zur Grundlage machte und dessen Regeln aus dem Buche περὶ διχρόνων ergänzte, zugleich aber die einzelnen Regeln nach den Wortklassen ordnete, da nach seiner Ansicht die Regeln des Arcadius bezüglich der Reihenfolge in eine heillose Verwirrung geraten seien<sup>1)</sup>.

Was zunächst die Frage nach dem Prinzip der Anordnung betrifft, so stossen wir allerdings bei der Lösung derselben auf grosse Schwierigkeiten. Es tritt uns nämlich in beiden Exzerpten eine untereinander übereinstimmende, aber so buntscheckige Aufeinanderfolge von Regeln entgegen, dass wir in der That versucht sind, das Vorhandensein eines Anordnungsprinzips zu leugnen und mit Lehrs anzunehmen, dass Herodian zwar hier und da mehrere Regeln mit einander verknüpft, sonst aber keine feste Disposition eingehalten habe. Allein, abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit einer solchen Annahme, muss

1) Bei seiner Annahme von dem Ursprunge der beiden Exzerpte aus zwei verschiedenen Schriften Herodians durfte Lentz auf keinen Fall die überlieferte Anordnung verlassen; denn, da sie in beiden Auszügen im wesentlichen dieselbe ist, so würde dadurch erst recht bewiesen werden, dass sie die wahrhaft Herodianische ist.

gleichwohl ein für allemal daran festgehalten werden, dass wir im allgemeinen von der überlieferten Anordnung nicht abweichen dürfen. Denn, mag das Buch περὶ διχρόνων aus einer speziellen Herodianischen Schrift über die δίχρονα herkommen, oder nicht, der Umstand, dass beide Auszüge dieselbe Reihenfolge aufweisen, beweist, dass jene Reihenfolge die ursprüngliche gewesen sein muss. Dass wir aber nur in den wenigsten Fällen den Zusammenhang zwischen den einzelnen Regeln deutlich erkennen, liegt vor allem daran, dass wir es mit Exzerpten zu thun haben, und zwar, wie nicht genug betont werden kann, mit solchen Exzerpten, deren Verfasser nur eine ganz bestimmte Kategorie von Regeln auszogen. Für das Buch περὶ διχρόνων ist es schon durch die Überschrift klar, dass der Verfasser nur die für die praktischen Zwecke der Schule brauchbaren Regeln über die δίχρονα exzerpiert hat. Dasselbe gilt im allgemeinen von dem Auszuge des Arcadius, obwohl der Verfasser diese Absicht nicht ausgesprochen und glücklicherweise auch nicht durchgeführt hat; allein, es lag in der Natur der Sache, dass, wer die Herodianische Quantitätslehre für die Schule exzerpierte, vorzugsweise die Regeln über die δίχρονα auszog.

Auf einen zweiten Punkt, welcher die Einsicht in den Zusammenhang erschwert, werde ich später hinweisen.

Wir werden uns also zunächst fragen müssen, was für Regeln die Verfasser der beiden genannten Auszüge ausgelassen haben. Ich bemerkte gleich im Anfang, dass der Zweck Herodians die Durchführung des Prinzips der Analogie gewesen sei. Ebenso wenig wie er im Kapitel περὶ πνευμάτων ein alphabetisch geordnetes Nachschlagebuch schaffen wollte, ebensowenig beabsichtigte er auf dem Gebiete der Quantität, in einer übersichtlichen Darstellung die Schüler zu lehren, in welchen Fällen die zweizeitigen Vokale lang und in welchen sie kurz gemessen werden müssten. Dafür sorgten die Epitomatoren. Wie sollen wir aber heute die von ihnen unberücksichtigten allgemeinen Regeln wieder gewinnen? Mit Hilfe des Buches περὶ διχρόνων allein würde man freilich nicht weit kommen; aber eine genaue Vergleichung desselben mit dem Auszuge des Arcadius wird die nötigen Anhaltspunkte geben. Ich werde mich hier darauf beschränken, nur das Notwendigste anzuführen.

Die zweite Regel des Arcadius lautet: Πάν ἄρσενικὸν καὶ θηλυκὸν εἰς ἀμετάβολον λήγον μακροκαταληκτεῖ· Ἀλκμάν, παιάν, δελφίν, ἄκτιν, ῥίν, Καλαμίν, Κάρ, ψάρ, μάρτυρ, Φόρκυν. cesημείωται τὸ μάκαρ, δάμαρ.

Im Buche περὶ διχρόνων lautet die entsprechende Regel folgendermassen: Πάν εἰς ᾧ λήγον ἄρσενικὸν ἐπ' εὐθείας ἐκτείνεσθαι θέλει· παιάν, Τιτάν, Ἀλκμάν, καὶ ὅσα τοιαῦτα.

Während also Arcadius eine allgemeine Regel über die Quantität der Endsilbe der auf eine liquida ausgehenden Nomina bietet, haben wir im Buche περὶ διχρόνων eine spezielle Regel über die Substantiva auf ᾱν. Diese Thatsache mag genügen, um daraus den Schluss ziehen zu können, dass der Verfasser jenes Auszuges, wie fast alle Epitomatoren, welche aus der Καθολική geschöpft haben, aus einer allgemeinen Herodianischen Regel mehrere spezielle gebildet hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass jener Epitomator in gleicher Weise Regeln über die Substantiva auf ἰν, ᾱρ, ὠν und ὡρ aufgestellt hat, die in der uns erhaltenen Rezension ausgefallen sind. Ich würde dies sogar als sicher hinstellen, wenn ich nicht vermutete, dass die Regel über die Wörter auf ᾱρ, welche im Buche περὶ διχρόνων die 31. Stelle einnimmt, wo sie offenbar den Zusammenhang stört, ein Zusatz von späterer Hand sei.

Eine analoge Erscheinung bietet die Regel über die Verbalendung  $\bar{\epsilon}\iota$ , welche bei Arcadius folgende Fassung hat:

Τὰ εἰς  $\bar{\epsilon}\iota$  λήγοντα ῥήματα μακρᾷ παραλήγει· ἰστάσι, κιχράσι, ζευγνύσι, ποιοῦσι· ποιηταὶ δὲ ἐνίστε κυτέλλουσιν.

Im Buche περὶ διχρόνων dagegen: Τὰ εἰς  $\bar{\alpha}\epsilon\iota$  λήγοντα ῥήματα τὴν πρὸ τέλους ἔχει φύσει μακράν· ἐστήκασι, βεβασιλεύκασι, τετύφασι, γεγράφασι, νενοήκασι. οἱ μέντοι ποιηταὶ πολλάκις ἐπὶ τούτοις κυτολάς ποιοῦνται, ὡς κτλ.

Diese Regel giebt also wieder ein charakteristisches Beispiel für die Art und Weise, wie der Verfasser des Buches περὶ διχρόνων die Καθολικὴ benutzte. Herodian hatte nämlich gelehrt, dass die auf  $\bar{\epsilon}\iota$  ausgehenden Verbalformen, wozu natürlich auch ebensogut wie ποιοῦσι Formen wie τίθησι, δίδωσι und ähnliche gehören, eine lange Pänultima hätten. Für den Epitomator aber hatte es keinen Zweck, Formen anzuführen, welche in der vorletzten Silbe einen durch die Orthographie ( $\eta$ ,  $\omega$ ) als lang erkennbaren Vokal oder Diphthong haben. Deshalb änderte er die Fassung der Regel.

Hierbei ist er sich jedoch nicht immer konsequent geblieben, sei es, dass sich bisweilen die Herodianischen Regeln schwer umgestalten liessen, sei es, dass er seine Absicht vergass und aus der Rolle fiel. Ein interessantes Beispiel von seiner Inkonsistenz bietet die folgende Regel, welche man recht wohl als Argument gegen die Annahme des Ursprunges des Buches περὶ διχρόνων aus einer speziellen Herodianischen Schrift über die δίχρονα anführen kann:

Αἱ εἰς  $\bar{\epsilon}$  λήγουσαι μετοχαὶ ἄρσενικαὶ ἦτοι βραχυκατάληκτοὶ εἰσιν, ὡς αἱ εἰς  $\bar{\alpha}\epsilon\iota$  λήγουσαι· τυπτόμενος, λεγόμενος, ἢ μακροκατάληκτοὶ, ὡς αἱ μὴ οὕτως ἔχουσαι· πεποιθώς, διδούς, βιούς. εἰ δὲ εἰς δίχρονον λήγουσιν, ἐκτεταμένον αὐτὸ ἔχουσιν· ἰστάς, βιβάς, ζευγνύς, δύς, φύς. Hier hat der Epitomator die ursprüngliche Fassung der Regel beibehalten, während er nach Analogie der eben angeführten Regel über die Verbalendung  $\bar{\epsilon}\iota$  hätte ungefähr so schreiben müssen: Αἱ εἰς  $\bar{\epsilon}$  λήγουσαι μετοχαὶ ἄρσενικαί, εἰ ἔχουσι δίχρονον, ἐκτεταμένον αὐτὸ ἔχουσιν· ἰστάς, βιβάς κτλ.

Diese Beispiele werden genügen, um eine Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt und Anlage des Herodianischen Kapitels περὶ χρόνων zu geben und das Verhältnis anzudeuten, in welchem das sogenannte Buch περὶ διχρόνων zu demselben steht. Es waren also die Herodianischen Regeln nicht so gefasst, dass Herodian lehrte, die zweizeitigen Vokale sind in diesen oder jenen Wörtern bzw. Wortklassen lang oder kurz, sondern so, dass er sagte, die letzte oder die vorletzte oder die erste Silbe dieser oder jener Wortklasse hat einen von Natur langen oder kurzen oder einen zweizeitigen Vokal, und in letzterem Falle giebt er die Quantität desselben an. Dass er sämtliche Wortklassen und sämtliche Deklinations- und Konjugationsformen berücksichtigt hatte, liegt in der Natur der Sache selbst, und geht auch aus dem Buche περὶ διχρόνων und den schon von Lentz gesammelten Fragmenten hervor.

Kehren wir nunmehr zu der Frage zurück: Welches war das Prinzip der Anordnung? Hier konnte Herodian zwei Wege einschlagen. Er konnte entweder nach Analogie des Kapitels περὶ πνευμάτων, welches, wie ich anderswo zeigen werde, in drei Hauptteile zerfällt, von denen der erste allgemeine Regeln, der zweite die Regeln über die Psilosis, der dritte die Regeln über die Aspiration umfasst, er konnte, sage ich, auch hier nach Vorausschickung allgemeiner Regeln etwa so ordnen, dass er zuerst die Fälle



behandelte, in denen ein langer, dann die, in denen ein kurzer, endlich die, in denen ein zweizeitiger Vokal steht. Oder, und diesen Weg hat er eingeschlagen, er konnte die Regeln über die Quantität nach der Silbenfolge ordnen. Der Abschnitt περὶ χρόνων zerfiel nämlich in vier Hauptteile:

Der erste Teil enthielt allgemeine Regeln über Krasis, Synaloephe, Pleonasmus, Metaplasmus, Diphthonge u. s. w.

Der zweite Teil behandelte die Quantität der letzten Silbe und umfasste also die Monosyllaba, ferner die Wörter auf  $\bar{\nu}$ ,  $\rho$ ,  $\zeta$ ,  $\bar{\epsilon}$ ,  $\bar{\psi}$  mit vorhergehendem Vokal, endlich die Feminina, Neutra und Adverbia auf  $\bar{\alpha}$ ,  $\bar{\iota}$ ,  $\bar{\upsilon}$ .

Im dritten Teil waren die Regeln über die Quantität der vorletzten Silbe gegeben. Es kamen demnach in Betracht die Wörter auf  $\bar{\omega}\bar{\nu}$  mit vorhergehendem Vokal, die Comparativa auf  $\bar{\alpha}\bar{\kappa}\bar{\omega}\bar{\nu}$ , die Deminutiva auf  $\bar{\iota}\bar{\omega}\bar{\nu}$ , die Nomina auf  $\bar{\omicron}\bar{\varsigma}$ ,  $\bar{\eta}\bar{\varsigma}$ ,  $\bar{\omicron}\bar{\nu}$ , die Verba auf  $\omega$  und  $\bar{\mu}$  nebst den verschiedenen Tempora und Modi u. s. w.

Der vierte Teil endlich umfasste die Regeln über die Quantität der ersten Silbe, wie z. B. über die Quantität des  $\bar{\alpha}$  privativum, des anlautenden  $\bar{\iota}$  vor den verschiedenen Konsonanten u. s. w.

Nimmt man an, dass dieses das Anordnungsprinzip des Herodian gewesen ist, und dasselbe ist doch wohl nicht durch einen Epitomator hineingebracht, so ist im allgemeinen die im Buche περὶ διχρόνων überlieferte Reihenfolge bewahrt. Ich sage, im allgemeinen; denn es giebt in demselben manche Regeln, welche dieses Prinzip stören, ein Umstand, der mit dazu beigetragen hat, dass dasselbe nicht erkannt wurde. Für viele von diesen Regeln lässt sich jedoch auf das bestimmteste nachweisen, dass sie durch Zufall an eine falsche Stelle geraten sind. Andere mögen wohl Zusätze sein, welche von späterer Hand am Rande oder am Schluss der Seiten im Archetypus nachgetragen und später in den Text aufgenommen worden sind. Dass diese Erklärung nicht ein blosser Notbehelf ist, sondern sich auf Thatsachen stützt, kann ich leider bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit nicht ausführlich darlegen; ich werde aber bei einer anderen Gelegenheit darauf zurückkommen. Einstweilen wird es genügen, auf folgenden Umstand hinzuweisen.

Im XXXIX. Band des Philol., S. 360 ff. hat Egenolff aus dem Cod. Havn. 1965 zwei alte Traktate über die Quantität herausgegeben, von denen der erste nichts anderes ist als eine abgekürzte Rezension des Buches περὶ διχρόνων, der zweite dagegen eine etwas vollständigere Rezension des in der Epitome des Arcadius befindlichen Auszugs περὶ χρόνων enthält. In beiden Traktaten finden sich an mehreren Stellen und besonders am Schluss längere Interpolationen, aber auch Regeln und Beispiele, welche in der uns erhaltenen Fassung des Buches περὶ διχρόνων und des Exzerptes περὶ χρόνων bei Arcadius fehlen, welche sich aber durch die Vergleichung mit andern Fragmenten als echt Herodianisch erweisen. Die Überlieferung des sogenannten Buches περὶ διχρόνων ist also eine sehr schwankende gewesen; bald wurden Regeln ausgelassen, bald hinzugefügt. Mehr derartiges Beweismaterial wird sich ohne Zweifel durch gründliche Benutzung der bisher ungenügend oder gar nicht herangezogenen Handschriften der Madrider und Pariser Bibliothek ergeben, welche ich in der allernächsten Zeit an Ort und Stelle zu kollationnieren beabsichtige.

Professor Uhlig (Heidelberg): Die vorgerückte Zeit, meine Herren, verbietet eine eingehende Diskussion über das eben Gehörte. Ich möchte mir aber erlauben, indem

ich Herrn Galland danke, darauf hinzuweisen, dass er der erste als Franzose geborene Lothringer ist, welcher in Strassburg mit einer philologischen Dissertation den Doktorgrad erworben hat, und meine Freude darüber aussprechen, dass dieser Erstling ein so gutes Beispiel giebt, auch darüber, dass er sich auf ein ebenso wichtiges als dornenvolles Gebiet der Forschung begeben, auf dem man per aspera byzantia ad astra alexandrina hindurchdringen muss. Ferner möchte ich ein Missverständnis abwenden, das entstehen kann, wenn man einen von denen, die sich jetzt mit den griechischen Nationalgrammatikern beschäftigen, über Lentz' Herodian reden hört. Das Buch ist in der That nicht als ein abschliessendes anzusehen, sondern gar manches wird hier vermisst. Einmal sind die für Herodian wichtigen Handschriften noch keineswegs, wie es notwendig, ausgebeutet: die von Egenolff vorgenommene Wiedervergleichung des Havniensis, der die Schriften περὶ μονήπουc λέξεωc, περὶ διχρόνων und den Arcadius enthält, hat z. B. sehr erhebliche Resultate gehabt. Sodann ist die Frage, was in den byzantinischen Schriften über Laut- und Formenlehre wirklich dem Herodian gehört, noch nicht genügend beantwortet. Endlich ist die mosaikartige Zusammensetzung der in verschiedenen Quellen erhaltenen Herodianischen Bruchstücke und -stückchen oft eine zu konjekturale, und man hat in zahlreichen Fällen, um zu wissen, was sicher Herodianische Lehre ist, die Lentzsche Komposition wieder in ihre Teile aufzulösen. Doch bei alledem haben wir die grösste Achtung vor dieser Riesenarbeit und gestehen gern ein, dass wir die Schritte nicht würden machen können, welche wir jetzt machen, wenn nicht von Lentz das Fundament gelegt wäre. Was Herrn Gallands Aufstellungen betrifft, so kannte ich sie bereits brieflich und kann meine Übereinstimmung mit Ausnahme weniger Punkte erklären. Ein Punkt, in dem ich differiere, ist z. B. die Ansicht von dem Ursprung des Abschnittes περὶ χρόνων im Arcadius. Doch lassen wir das und rufen wir Herrn Galland nur noch ein Glückauf zu seiner Fahrt nach den Madrider Schätzen zu: möge er mit einer dicken Mappe voll resultatreicher Kollationen heimkehren.

Professor Hartel erklärt die Sitzungen der philologischen Sektion für geschlossen, da dieselbe am Sonnabend sich nur an den Verhandlungen der archäologischen Sektion beteiligen werde.

Professor Schöll (Heidelberg) spricht Herrn Professor Hartel, für die Liebenswürdigkeit, mit welcher er das Präsidium übernommen und geführt, den Dank der Sektion aus.

## VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder.

- |  |  |
|--|--|
| 1. Adam, Prof. Karlsruhe.                        | 20. Mühlhäuser, Lehramtsprakt. Mannheim.       |
| 2. Bauer, K. L., Dr., Prof. Karlsruhe.           | 21. Müller, Dr., Prof. Metz.                   |
| 3. Behrle, Prof. Offenburg.                      | 22. Öhler, ord. Lehrer. Strassburg.            |
| 4. Bender, W., prov. Lehrer. Karlsruhe.          | 23. Platz, P., Dr., Prof. Karlsruhe.           |
| 5. Bernhard, Prof. Hall (Württemberg).           | 24. Rebmann, Prof. Karlsruhe.                  |
| 6. Bolza. Freiburg.                              | 25. Rosshirt. Kolmar.                          |
| 7. Durler, Lehramtspraktikant. Freiburg.         | 26. Sachse, A., Dr., Lyceallehrer. Strassburg. |
| 8. Finzer, Prof. Tauberbischofsheim.             | 27. Schäfer, Oberlehrer. Kolmar.               |
| 9. Fleischer, Gymn.-Oberl. Mülhausen i/E.        | 28. Schönflies, Dr., Oberlehrer. Kolmar.       |
| 10. Freyhold, E. v., Dr., Prof. Pforzheim.       | 29. Simon, Dr., Oberlehrer. Strassburg.        |
| 11. Grohe, Prof. Pforzheim.                      | 30. Slawyk, Dr., Oberlehrer. Strassburg.       |
| 12. Hardeck, Dr., Geh. Legationsrath. Karlsruhe. | 31. Strack, O., Prof. Karlsruhe.               |
| 13. Helmes, J., Prof. Freiburg.                  | 32. Suhle, Dr., Direktor. Dessau.              |
| 14. Klein, Dr., Lehramtspraktikant. Karlsruhe.   | 33. Treiber, Prof. Heidelberg.                 |
| 15. Koch, Prof. Freiburg.                        | 34. Treutlein, Prof. Karlsruhe.                |
| 16. Kossmann, H., Dr., Hofrath. Karlsruhe.       | 35. Vogelgesang, Direktor. Mannheim.           |
| 17. Maier, A., Prof. Karlsruhe.                  | 36. Wacker, Prof. Durlach.                     |
| 18. Milinowski, Oberlehrer. Weissenburg i/E.     | 37. Wiener, Dr., Lehramtsprakt. Karlsruhe.     |
| 19. Mohr, Prof. Lahr.                            | 38. Zepf, Lehramtsprakt. Pforzheim.            |

Mittwoch, den 27. September 1882.

### Konstituierung der Sektion.

Herr Professor Treutlein begrüsst die Anwesenden. Auf seinen Antrag wird Herr Professor J. Helmes (Freiburg) zum Vorsitzenden und Herr Dr. H. Wiener (Karlsruhe) zum Schriftführer der Sektion gewählt.

Es wird die Tagesordnung für den nächsten Tag festgestellt:

1. Vortrag von Herrn Professor Helmes: „Die Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten der Schüler; die Unerlässlichkeit solcher Arbeiten und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur. Eine Mitteilung aus alter Erfahrung.“

2. Vortrag von Professor Dr. Bauer (Karlsruhe): „Vorführung einiger physikalischer Apparate“.

Auf Antrag von Professor Bauer (Karlsruhe) wird als Lokal der nächsten Sitzung der physikalische Hörsaal im Realgymnasium festgesetzt.

Erste Sitzung.

Donnerstag, den 28. September 1882.

1. Vortrag des Herrn Professor Helmes (Freiburg):

**Die Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten der Schüler; die Unerlässlichkeit solcher Arbeiten und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur.**

Eine Mitteilung aus alter Erfahrung.

Meine Herren! Es könnte fast vermessen erscheinen, wenn sich ein alter Invalide noch unter die jungen Streiter mischt. Treibt's ihn aber nur, neuen Bekannten alte Erfahrungen mitzuteilen, seine eigenen Erlebnisse zu erzählen, wer wollte das nicht verzeihlich, ja natürlich finden und unter Umständen auch nützlich. In solcher Lage erkenne ich mich in dieser Versammlung im schönen Badener Lande, das nun schon ins vierte Jahr als neue Heimat mein Glück ausmacht. So oft darum von ihm aus ein Ruf ergeht zu Versammlungen, welche Angelegenheiten meines dereinstigen Amtes und Berufs berühren, werde ich, wie auch vor drei Jahren beim Rufe zur Naturforscherversammlung in Baden-Baden, nicht leicht fern bleiben können, schon um den neuen Nachbarn mich als dankbarst zugehörig zu erweisen. Mein Thema ist ja aber auch ganz anspruchsloser Art. Es verspricht die Mitteilung eines Stücks Erfahrung, und an dieser werden wir ja selbst reicher und reifer, je älter wir werden. Ich werde darum auch kürzer über die beiden ersten Thesen meines Thema, über die Unerlässlichkeit der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten einerseits und die Unerträglichkeit ihrer schriftlichen Korrektur andererseits hinweggehen, um Sie eingehender über den Ausgleich dieser beiden Gegensätze zu unterhalten, wie ihn eine langjährige Praxis in der Behandlung solcher Arbeiten bei mir herausgebildet hat. Und nun zur Sache!

Erstens: Die schriftlichen mathematischen Hausarbeiten sind unerlässlich.

Ich will mich bei der Begründung dieser Thesis nicht auf das Verfahren derjenigen meiner Kollegen berufen, deren ganzer Unterricht vorwiegend aus schriftlichen Arbeiten besteht. Ich meine diejenigen Kollegen, deren Unterricht sich wesentlich auf die Durcharbeitung von Aufgabensammlungen, wie die von Bardey, Heis, Meier-Hirsch u. a. einrichtet. Denn sie gefährden, meine ich, einen spezifischen Vorzug des mathematischen Unterrichts, vor jungen Schülern und unter ihrer vollen Mitwirkung den Aufbau einer Wissenschaft zu vollziehen; ein Vorzug, den mit dem mathematischen Unterrichte nur noch eine Disziplin, der grammatische Sprachunterricht, teilt; dieser aber in viel beschränkterem Sinne. Ich sage, in viel beschränkterem Sinne. Denn einmal übertreffen die mathematischen Fundamente des Zählens und Messens an Einfachheit und Zugänglichkeit für den jugendlichen Geist bei weitem die Fundamente des grammatischen Unterrichts, die Formenlehre und die Syntax. Zweitens aber vollzieht sich der Aufbau in den vier oder sieben Species, in der Lehre vom Dreieck und Kreis ohne Vergleich einfacher und bestimmter als auf den mancherlei Ausweitungen und Verzweigungen des Denkens und seiner Ausdrucksformen. Endlich ist der Bau selbst vollendeter. Im Aufbau einer Wissenschaft vor den Augen des Schülers und unter seiner vollen Mitwirkung steht die Mathematik einzig da; und dieser ihr Vorzug ist in der geistigen Erziehung und Bildung



des Schülers vor allem zu benutzen; zu benutzen durch strenge gemeinsame Arbeit des Lehrers und Schülers in den Unterrichtsstunden, was immer der Kern und die Hauptsache des mathematischen Unterrichts sein und bleiben muss. Genannte und andere Aufgabensammlungen lassen nun in den loser verbundenen Paragraphen von Aufgaben den Bau einer Wissenschaft nur mangelhaft erkennen und sind in dieser Beziehung immer durch leidige Diktate des Lehrers zu ergänzen. Aber, wie gesagt, eine derartige Einrichtung des mathematischen Unterrichts, der gewissermassen nur oder doch vorwiegend aus schriftlichen Arbeiten des Lehrers und des Schülers bestände, will ich zu meiner Beweisführung nicht benutzen. Ich will einen Unterricht voraussetzen, der an der Hand eines schon wissenschaftlich geordneten Lehrbuchs diesen Bau zu erkennen und selbstständig nachzubilden anleitet. Aber auch dann müssen schriftliche Hausarbeiten des Schülers den vorwiegend theoretischen Unterricht des Lehrers ergänzen. Diese Arbeiten müssen dem mathematischen Unterrichte sein, was die sogenannten Exerzitien dem grammatischen Unterrichte sind; und glaube ich durch diese Parallelisierung allein ihre Unerlässlichkeit, die ja beim sprachlichen Unterricht gar nicht bestritten ist, hinlänglich angedeutet zu haben. Sie sollen den Lehrer vom Verständnis seines Unterrichts überzeugen; den Schüler in der Selbstthätigkeit üben; ihm zeigen, dass er mit seiner Wissenschaft auch was machen kann; sollen das Wissen durchs Können unterstützen, Kopf und Hand sich gegenseitig helfen lassen. Ich darf mich hier nicht weiter über Art und Umfang der betreffenden Aufgaben einlassen, nur das eine möchte ich darüber im Vorbeigehen noch bemerken, dass sie ja nicht zu schwer sein sollen, dass sie vielmehr Lust durch Leichtigkeit wecken; durch Form und Inhalt das Interesse des Schülers erregen; über den mündlichen Unterricht nicht sowohl hinausgehen als ihn vielmehr nur innerlich befestigen; und dass ihnen, um sie desto bestimmter als integrierenden Teil des Unterrichts erscheinen zu lassen, in der Periode der Woche je eine Stunde zugewiesen werde, wie ich das im letzten Teile meines Vortrags weiter auszuführen mir vorbehalten will. (Ich sehe dabei von grösseren sogenannten Vierteljahrsarbeiten der Schüler, wie sie auch von namhaften Pädagogen empfohlen werden und namentlich von Erler-Züllichau in vorzüglichen Musterbeispielen vorliegen, und die ich den lateinischen Aufsätzen vergleichen möchte, hier ganz ab; ich habe niemals recht Zeit gefunden, sie anzuwenden.)

Was ist nun zweitens, mit diesen wöchentlichen Hausarbeiten der Schüler zu machen?

Sie müssen vor allem, gleich den sprachlichen Exerzitien, vom Lehrer korrigiert werden; einmal, damit der Schüler in dieser Kontrolle des Lehrers den weiteren äusseren Antrieb erhält, die Sache so gut wie möglich, mit Fleiss und Gewissenhaftigkeit auszuführen; dann aber auch, damit er sich nicht in Fehler hineinarbeite, die um so fester bei ihm einwurzeln würden, je mehr sie nun Werk seiner eigenen Thätigkeit und Überlegung geworden sind.

Das ist nun schon bei sprachlichen Exerzitien eine aufreibende, schwere Aufgabe des Lehrers; ohne Vergleich schwerer bei den mathematischen. Ich habe in den ersten Jahren meines Amtes lateinische und französische Exerzitien zu korrigieren gehabt. Man kennt da leicht die Casus, die Konjunktionen und Konstruktionen, auf die man zu fahnden hat, um den Rotstift hier unter einem Akkusativ, dort unter einem Dativ, hier unter ut und quod, dort unter einem Akkusativ cum Infinitiv sein einförmiges Spiel treiben zu

lassen. Schwerer wird's schon bei den Aufsätzen, worüber mir eine kurz vorübergehende Erfahrung in der Untersekunda als deren Ordinarius nicht erspart geblieben ist. Und ähnlich schwer oder schwerer ist's mit den mathematischen Korrekturen, namentlich der höheren Kurse, weil bei dem netzartigen Zusammenliegen der mathematischen Wahrheiten die Wahl des Weges zum Übergange von der einen zu der andern und die wirkliche Ausführung des gewählten Weges so viel Freiheit lässt. Und nun so stundenlang auf Fehler zu fahnden und sie in gleicher oder ähnlicher Weise 30—40 mal hintereinander wieder notieren zu müssen, wo eine einzige mündliche Belehrung und Berichtigung die 30—40 anderen augenblicklich zur Selbst-Korrektur vermocht hätte: es erfüllt mit einem Unmut, mit einer Langweiligkeit, worin alle Frische des Geistes untergeht; man wird am Ende selber dumm in solcher Gesellschaft von Dummheiten und Dummen. Doch was vergeude ich die Zeit mit der Schilderung von Leiden, die wirklich die allergrössten des sonst so glücklichen Lehramts sind, die wahre Crux desselben, die ja aber jeder aus eigenster Erfahrung leider nur zu gut kennen zu lernen hat.

Ist da gar nicht zu helfen? Und mit dieser Frage trete ich an die Hauptaufgabe meines Vortrags.

Ich habe da vorab den jungen Anfänger des Fachs und den erfahrenen Lehrer zu unterscheiden. Junge angehende Lehrer sollen gern und willig das Kreuz der Korrektur auf sich nehmen und es einige Jahre hindurch geduldig tragen. Kaum ist's Geduld zu nennen, was sie dabei zu üben haben; so neu und lehrreich ist die Erfahrung, die sie dabei machen, so gross und unersetzlich der Gewinn, den sie selbst davon haben, und zwar in der doppelten Beziehung: Einmal werden sie dadurch von den Höhen ihrer jüngsten akademischen Studien, von den hohen Kronen der Bäume herabgerufen zu Stamm und Wurzel dieser Bäume, die sie da in den Niederungen des ungeschulten jugendlichen Geistes zu hegen und zu pflegen haben. Sie werden wohlthätig erschreckt werden von den ersten Früchten ihres gelehrten Unterrichts; von den entsetzlichen Dummheiten der ersten Leistungen ihrer jungen Schüler und dann umkehren und herabsteigen bis und wo sie von den tief untenstehenden Schülern er- und gefasst werden können. Darin werden sie zweitens dann zugleich die rechte Erkenntnis der vielartigen Individualität der Schülernaturen gewinnen, eine Erkenntnis, welche die unerlässlichste Vorbedingung jeder gesegneten Wirksamkeit des Lehrers ist. Und dann erst, wenn er diesen hohen pädagogischen Wert dahin hat; wenn er zum Standpunkte des Schülers hinabgeführt ist, und die geistigen Individualitäten auch sonst schon sicher zu unterscheiden gelernt hat: dann erst wird er den Druck der ihm nun nicht weiter förderlichen Korrektur fühlen und sich nach Hülfe sehnen.

Wo ist diese Hülfe zu finden?

Ich habe keine andere Antwort als: „Aide-toi et dieu t'aidera“.

Aber ehe ich nun ausführe, wie ich mir geholfen habe, kann ich es doch nicht unterlassen, hier einzufügen, wie hie und da auch Institutionen Hülfe zu geben imstande sind. Mit Dankbarkeit gedenke ich der alten jesuitischen Einrichtung der *Silentia* und *Praeceptores* am bischöflichen Gymnasium Josephinum zu Hildesheim in Beziehung auf Korrektur der lateinischen Exerzitien, einer Einrichtung, deren Wohlthaten ich volle sechs Jahre meines Lehramts genossen habe. Es wurden diese Exerzitien, wöchentlich zwei, samt anderen Arbeiten, in den täglichen sogenannten *Silentiis* unter Aufsicht der „Präzep-

toren“, Kandidaten der Theologie der an das Gymnasium sich anschliessenden theologischen Fakultät, angefertigt und dann zur Korrektur an den Präzeptor abgeliefert. Nur jedesmal sechs bis acht „*propria arte*“ oder „*propria Minerva*“ geschriebene Exerzitien wurden unmittelbar an den Professor eingeliefert, alle anderen in der vorab vom Präzeptor vollzogenen Korrektur. Der Professor nahm dann die Kritik sämtlicher Arbeiten vor, diktierte schliesslich die korrekte Ausführung der Aufgabe, und letztere war dann selbst zu memorieren und zu rezitieren. Der Professor brauchte aber auch wirklich nur die sechs bis acht Arbeiten *propriae Minervae* gelesen zu haben, um darin alle die Fehlerquellen zu entdecken oder wiederzufinden, die auch über die 30 — 40 übrigen Arbeiten laut Meldung des Herrn Präzeptors ihre unheilvollen Fluten ergossen hatten. So dankbar ich dieser Einrichtung auch gedenke, die ihren Zweck in Beziehung auf die lateinischen Exerzitien so vollkommen erfüllte: von den mathematischen Korrekturen und denen des Aufsatzes konnte sie mich schon nicht befreien. Sie kann es nicht, ihrer Natur nach, und da sie ohnehin nicht leicht eine allgemeine Einführung wird finden können, so komme ich zurück auf mein: „*Aide-toi . . .*“ und will nun ausführen, wie ich selbst mir half.

Bestimmt durch den doppelten Zweck: dem Schüler einmal den nötigen äusseren Antrieb zur Selbstthätigkeit zu geben; dann, ihn davor zu bewahren, sich in Fehler hineinzuarbeiten, war mein Verfahren etwa folgendes:

1. Der überwiegend theoretische, auf den Aufbau der Wissenschaft der Mathematik gerichtete Unterricht wird allwöchentlich durch „die Stunde der wöchentlichen Hausarbeiten“, kurz, „die Arbeitsstunde“ unterbrochen.

2. Für diese Arbeitsstunde hat der Schüler zwei Hefte anzulegen; a) das sogenannte „Übungsheft“, eine Art Kladdenheft, welches er auch in allen anderen mathematischen Lehrstunden zu benutzen hat, jedoch so gehalten, dass es nur mathematische Arbeiten, keine anderen enthält, also dadurch von dem sogenannten Diarium unterschieden; b) das sogenannte „Reinheft“, dessen Bestimmung sich gleich ergeben wird.

3. In das Übungsheft werden die Aufgaben der folgenden Woche, an Zahl 2—3, notiert, durch Angabe der Nummern oder Paragraphen des Lehrbuchs, oder der Aufgabensammlung, wo diese Aufgaben stehen; sonst durch Diktat der Aufgaben selbst.

Und in diesem Übungshefte sind dann im Laufe der Woche auch die Ausarbeitungen der Auflösungen in Tinte auszuführen.

4. In der Arbeitsstunde selbst habe ich es nun immer also gehalten:

a) Jeder Schüler hat sein Übungsheft mit der Ausführung der wöchentlichen Hausarbeiten offen vor sich aufgelegt zu halten.

b) Ich eröffne jede Stunde vom Katheder aus mit der bankweise gestellten stereotypen Frage: ist jemand, der eine oder die andere Aufgabe nicht hat lösen können, und welche nicht? in der ersten Bank: Keine Meldung, alle haben alle Aufgaben gelöst; in der zweiten Bank: ebenso; in der dritten Bank. Die Meldung wird von mir notiert. Und so durch alle Bänke hindurch. Ungeachtet das Resultat nun schon bekannt ist schliesse ich doch immer mit der Frage: wem ist nun gar keine Auflösung gelungen? Eine Meldung auf diese Frage war nicht leicht, aber auch nicht häufig.

c) Nun geht's an die Auflösung der einzelnen Aufgaben an der Tafel, während ich das Katheder verlassend die offen liegenden Übungshefte so viel rätlich und thunlich durchmustere. Wehe, wer die Auflösung nicht hätte und doch sich nicht gemeldet hätte!

d) An die Tafel zur Ausführung der Auflösung wird nun nicht bloss derjenige gerufen, der durch weitest vorgestreckten Kopf oder höchstgehobene Hände ganz Vortreffliches geleistet zu haben meint, sondern nach pädagogischem Ermessen bald dieser, bald jener.

Der zur Tafel Aufgerufene hat vorab den Weg anzugeben, den er gegangen ist. Ist der ein guter oder selbst der beste, so wird gleich an seine Ausführung an der Tafel gegangen. Dann aber wird noch gefragt, ob andere andere Wege gegangen sind, und welche, und so nach Umständen noch ein zweiter und dritter Weg ausgeführt. Erkennt der Lehrer den zuerst angegebenen Weg als minder gut oder selbst verkehrt, so führt die Frage: wer bessere Wege gefunden habe, gleich einen anderen an die Tafel zur Ausführung seines Weges u. s. w. u. s. w.

Es wäre vergeblich und ist vor dieser Versammlung auch durchaus unnötig, das bunte Leben und Treiben einer solchen Arbeitsstunde zu beschreiben. Ich kann nur versichern, dass sie dem Lehrer und Schüler wohl die angenehmste der ganzen Unterrichtsstunden war, und ihre Arbeit dann manchmal auch erst in der folgenden Stunde zum Abschluss gebracht wurde. Jedesmal aber wurde von jeder Aufgabe eine korrekteste Auflösung an der Tafel gegeben; und

e) diese Auflösung war dann im Laufe der Woche, wo irgend möglich noch an demselben Tage, jedenfalls unter dem Datum dieses Tages in das Reinheft einzutragen, unverändert oder nach den Korrekturen der Arbeitsstunde aus dem Übungshefte.

Ausnahmsweise, und wenn ein Schüler sich ganz sicher wusste, konnte auch gleich in der Arbeitsstunde das Reinheft statt des Übungsheftes auf- und vorgelegt werden.

f) Für jede der verschiedenen mathematischen Disziplinen wurde ein besonderes Reinheft angelegt, so ein arithmetisches, ein planimetrisches, ein trigonometrisches und ein stereometrisches und in eins von Tertia bis Prima fortgeführt und vom Schüler aufbewahrt.

Zweck und Aufgabe dieses Reinheftes muss ich hoch anschlagen. Der Schüler wird veranlasst, da in korrektester Form zu arbeiten; und mit Wohlbehagen überschaut der Primaner in diesem Hefte noch den Weg, den er von der Tertia an durchwandelt und die Fortschritte, die er gemacht hat.

Aber wälzt sich so die Last der Korrekturen nicht auf die Revision dieser Reinhefte, die ja sonst doch noch die Lagerstätten von Fehlern, dazu auch die Brutstätten von Veruntreuungen durch Abschreiben von anderen werden könnten?

Ich habe Ihnen da zum Schluss nun noch eine letzte Einrichtung vorzuführen, die diese Revision auf ein kaum nennenswertes Minimum von Arbeit reduziert und sie durch eine einzige Korrektur ersetzt, die mir in diesem Falle aber nicht mehr eine Last, sondern eine wahrhaft mit Lust und Liebe und in höchster Spannung ausgeführte Arbeit war. Nämlich

g) am Ende jedes Quartals, nach Abschluss eines bestimmten Pensums des Unterrichts, wurde eine mehrstündige Klausurarbeit angefertigt, deren Aufgaben alle oder doch grösstenteils aus den wöchentlichen Hausarbeiten des abgelaufenen Quartals entnommen wurden. Vor Anfang dieser Arbeit waren sämtliche Reinhefte zur Revision abzugeben.



Diese Klausurarbeiten wurden aufs sorgfältigste korrigiert und darüber das strengste Gericht bei Durchnahme derselben gehalten. Ihr Ausfall bestätigte oder berichtigte einmal das Urteil, welches man über den einzelnen Schüler sich gebildet hatte, und das dann seinen schliesslichen Ausdruck in dem vierteljährlichen Zeugnis fand. Die Arbeiten dienten dann zweitens aber namentlich auch als Revision des Reinheftes. Wo sich bei einem Schüler Fehler in seiner Klausurarbeit fanden, wurde sein Reinheft aufgeschlagen und nachgesehen, ob sich dieselben auch in diesem Hefte fänden. Die pädagogische Verwertung des Befundes ist ja offenbar und bedarf keiner weiteren Ausführung. Sonst wurden alle Reinhefte fast nur durchblättert; auf Vollständigkeit der Wochen- und Datumszahl, auf Ordnung und Sauberkeit u. s. w. angesehen und dann ohne alle und jede Korrektur im Hefte selbst wieder zurückgegeben. Höchstens bezeichnete mal ein NB. die Spur des revidierenden Lehrers. Wohl aber wurden bei dieser Zurückgabe noch einmal solche Kardinalfehler aufgenannt, gegen welche der Lehrer am häufigsten Kampf zu führen hat und für welche es ihm dann eine Kleinigkeit ist, ausser den schon bei Korrektur der Klausurarbeiten nachgeschlagenen Heften dies oder jenes andere Heft als Warnungstafel zu benutzen.

Gewann es dadurch bei dem Schüler leicht den Anschein, dass man alle Hefte aufs genaueste durchgesehen hätte, so habe ich diesen Schein gerade nicht ängstlich bekämpft, am wenigsten beim Tertianer; doch aber immer wiederholt, dass der Lehrer bei solchen Massen nicht alles einzelne ansehen und nicht für jeden Buchstaben des Reinhefts verantwortlich sein könne und wolle. Es wäre ja Schuld des einzelnen, wenn die Auflösung nicht so korrekt im Reinhefte sich fände wie sie einstens an der Tafel gegeben war. Hätte man aber bei Anfertigung seines Reinheftes sogar das eines anderen benutzt statt seines Übungsheftes samt Korrektur, so betrüge man sich, nicht den Lehrer und am Ende würde es doch offenbar werden. Dem Primaner habe ich's denn auch wohl ausgesprochen: Eine Tugend, die immer bewacht sein wolle, sei der Wache nicht wert.

Ich glaube nicht, dass sich je einer meiner Schüler mit einer Veruntreuung gerühmt hätte, sondern vielmehr, dass er jede wirklich begangene mit innerer Beschämung gebüsst und gesühnt hat; und hatte mich oft zu freuen, wie noch der Primaner an seinen Arbeiten der Tertia gebessert hatte, um sein Reinheft so korrekt als möglich zu halten. Der Lehrer darf sich ja überhaupt nicht auf den Kriegsfuss „List um List“ gegen den Schüler stellen, sondern sich mit ihm in gleicher Kampflinie zur Erringung gemeinsamer Ziele fühlen. Ich gedenke dabei des trefflichen Ausspruchs unseres unvergesslichen Kohlrausch's unter seinem Bilde: Des Lehrers wahrhaft bildende und belebende Kraft, dem Schüler gegenüber, beruht in seinem Charakter.

So habe ich es länger als ein Menschenalter hindurch gehalten zu meiner vollen Befriedigung und zum Besten, glaube ich, auch meiner nahezu zweitausend Schüler; auch die Konnivenz der oberen Schulbehörden, deren Bestimmungen „keine schriftliche Hausarbeiten erlaubten, die nicht vom Lehrer korrigiert wurden“, gefunden, insofern der Vakant-Strich hinter meinem Namen in der Rubrik der wöchentlichen Korrekturen niemals ein Monitum erfahren hat. Hielt ich diesen Vakant-Strich auch nicht für recht und hätte es meine Arbeit richtiger bezeichnet, wenn statt des Strichs ein 4 — 5, die Zahl der wöchentlichen Hausarbeiten, die ich in ebensoviel Klassen leitete, gestanden hätte: so

habe ich doch nie anders als im Scherz gegen diesen Strich remonstriert, um den mich meine Kollegen ja ohnehin nur beneideten.

Maße ich mir nun auch durchaus nicht an, in meiner Behandlung der schriftlichen mathematischen Hausarbeiten eine allgemeine Norm für alle geben zu wollen (hängt sie doch aufs innigste mit der Einrichtung des mündlichen Unterrichts zusammen, mit dem sie ein Ganzes ausmachen soll); und bin ich mir auch voll und ganz der alten Wahrheit bewusst: „eines schickt sich nicht für alle“: so glaube ich doch in der treuen Mitteilung einer glücklichen Erfahrung ein tröstendes und ermunterndes Beispiel für alle abgeben zu können, die gleich mir, das Bedürfnis fühlen, von einer unerträglichen Last sich zu befreien, indem ich an die Stelle der Korrektur des Lehrers die Selbstkorrektur des Schülers setze. Ich schliesse mit der Bemerkung, dass der wahre Lehrer, gleich dem Künstler, ohne Bewusstsein der Regeln wirkt, die er anwendet, und die er vielmehr erst nachträglich aus seinem Werke erkennt.

Im Anschluss an den Vortrag ergreift Herr Professor Treutlein das Wort zum Vergleich mathematischer Schülerarbeiten mit sprachlichen.

Herr Bernhard stimmt mit der Tendenz des Vortrags überein, möchte aber auf den Schulen zeitweilige kleinere Aufsätze nicht missen.

Herr Öhler (Strassburg) macht die Bemerkung, dass ein ganz ähnliches Verfahren, wie das vorgeschlagene, in Strassburg schon seit längerer Zeit gehandhabt würde und sich bewährt habe.

## 2. Vortrag des Herrn Professor Dr. Bauer (Karlsruhe)

### Vorführung einiger physikalischer Apparate.

Die Apparate, die vorgezeigt werden, sind folgende:

- 1) Die Poggendorffsche Fallmaschine.
- 2) Apparat zur Demonstration der Inklination der Magnetenadel.
- 3) Apparat, um die Ansammlung der Elektrizität auf der Oberfläche eines Körpers zu zeigen.
- 4) Neumannsches Modell einer Brückenwage.
- 5) Wiedemannscher Apparat, zur Demonstration des Vorgangs bei den intermittierenden Ausbrüchen des Geiser auf Island.
- 6) Volumenmesser, um direkt das spezifische Gewicht eines Körpers annähernd zu bestimmen.

Für die nächste Sitzung wurde folgende Tagesordnung festgesetzt:

1. Vortrag von Herrn Professor Rebmann (Karlsruhe): „Der naturgeschichtliche Unterricht in Gymnasien“.
2. Vortrag von Herrn Professor Strack: „Über mathematische Terminologie“.
3. Vortrag des Herrn Dr. Sachse aus Strassburg „Über einige Sätze vom vollständigen Viereck“.
4. (eventuell) Vortrag des Herrn Slawyk (Strassburg): „Zu den Polareigenschaften der ebenen Kurven dritter Ordnung“.

Herr Professor Treutlein ersucht, im Anschluss an 2. einige vom Redakteur Hofmann in der Zeitschrift angeregte Fragen zu entscheiden.

## Zweite Sitzung.

Freitag, den 29. September 1882.

### 1. Vortrag des Herrn Professor Rebmann (Karlsruhe):

#### Der naturgeschichtliche Unterricht im Gymnasium.

Es sind jetzt zweiundzwanzig Jahre, seitdem Rossmässler in seiner Schrift „der naturgeschichtliche Unterricht“ die Linien gezogen hat, innerhalb deren die Naturwissenschaften an der Schule zur Behandlung kommen sollen. Seine Worte, denen man in nahezu allen Punkten auch heute noch beistimmen muss, haben durch ihre erwärmende Begeisterung, durch die Klarheit der Auffassung, durch die Schärfe des Urteils nach allen Seiten anregend und befruchtend gewirkt; sie verdienen von jedem Lehrer gekannt und — befolgt zu werden. Aber noch lange sind die Ziele nicht erreicht, die dort gesteckt sind; gar vieles davon gehört noch in das Gebiet der frommen Wünsche. Was der einzelne Lehrer in der Praxis erstrebt und erreicht, entzieht sich naturgemäss bis auf seltene Fälle der allgemeinen Kenntnis. Manch fruchtbarer Gedanke, manche glückliche Anregung ist seitdem von einzelnen ausgegangen; aber auch eine Flut von Schriften aus berufenen und ungerufenen Federn türmt sich dem entgegen, der in die Geheimnisse der Methodik des naturgeschichtlichen Unterrichts einzudringen versucht. Jedenfalls aber bleiben die Erzeugnisse unsrer Presse in dem Teil, der die Schätze dieser Methodik in blankes Geld auszuprägen bestimmt ist, in den naturgeschichtlichen Lehrbüchern, die für die verschiedenen Schulen bestimmt sind, zumeist auch hinter bescheidenen Ansprüchen zurück. Die Bücher von Schilling, Leunis, Baenitz und wie sie alle heissen, beherrschen den Markt und finden ihre Käufer, alljährlich erblickt eine Menge ähnlicher Kompilationen das Licht der Welt: alle eingerichtet für Volksschulen, Bürgerschulen, Realschulen, Gymnasien, Mädchenschulen und zum Selbststudium, alle „nach methodischen Grundsätzen“, jede von einem halben Dutzend Schulbehörden unseres deutschen Reiches und einem ganzen Dutzend politischer und pädagogischer Tagesblätter mit warmen Empfehlungen auf den Lebenspfad ausgestattet. Vom pädagogischen und vielfach leider auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus muss man 90% derselben geradezu als Schund bezeichnen. Einen erfreulichen Anfang und eine wirkliche Wendung zum Bessern bilden einmal die „naturwissenschaftlichen Elementarbücher“ (Strassburg, Trübner) und dann der „Leitfaden für den Unterricht in der Zoologie und Botanik“ von Vogel, Müllenhoff und Kieritz-Gerloff, welch letzterer zwar in bezug auf die Methode einen entschiedenen Fortschritt bezeichnet, indessen nach der wissenschaftlichen Seite nicht über jeden Tadel erhaben ist.

Wir wissen es alle und leiden auch alle darunter, dass die Naturgeschichte am Gymnasium vielfach nur in geringer Achtung steht, dass die Anerkennung ihres Wertes von seiten der übrigen Schulmänner weit hinter unsern Wünschen zurückbleibt. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, dass noch nicht alles geschehen ist, um die gewünschte Stellung auch beanspruchen zu dürfen, dass die Methodik unseres Unterrichts gegenüber der durch geradezu jahrhundertlange Arbeit erworbenen in Inhalt und Form so wunderbar ausgebauten Methodik der Sprachwissenschaften noch auf sehr jungen Füßen steht.

Damit hängt aufs engste zusammen der Mangel an geeigneten Lehrkräften, der ungünstig auf die Entwicklung des naturgeschichtlichen Unterrichts eingewirkt hat und

noch einwirkt. Seit verhältnismässig kurzer Zeit erst ist dieser Unterricht aus den Händen der Theologen in die der Mathematiker gefallen; die Zahl der ausschliesslich oder doch überwiegend naturwissenschaftlich gebildeten Lehrer ist noch äusserst gering. Eine Änderung dieser Verhältnisse liegt natürlich ausserhalb unserer Macht. Gründliche Besserung darin ist erst von der heranwachsenden Generation zu erwarten. Ich hoffe es noch zu erleben, dass von der Sturmflut Bildung suchender Menschen, die über unsere Gymnasien hereingebrochen ist, auch der stille Winkel des naturgeschichtlichen Unterrichts mehr als bisher belebt wird.

Die letzten hundert Jahre haben die Naturwissenschaften im Grunde erst geschaffen; die Entwicklung derselben in den letzten Menschenaltern hat in ihrer Rapidität kaum ihresgleichen in der Geschichte des menschlichen Geistes. Die unruhige Hast unsrer Tage hat sich in gewissem Sinn auch auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Arbeit fühlbar gemacht. Es ist daher bloss natürlich, dass der Lehrer, der sich in kurzen Fristen immer wieder mit veränderten Anschauungen, neuen Resultaten abzufinden hat, die Stetigkeit seines Standpunktes nur mit Mühe, in manchen Fällen auch gar nicht zu wahren vermag. Dies ist ein schwerer Missstand, der zudem in absehbarer Zeit sich nicht ändern wird. Verwandter Natur sind die Schwierigkeiten, welche die Auswahl aus der Überfülle des naturwissenschaftlichen Lehrstoffs verursacht. Sie sind schon seit Jahren Gegenstand ernster Überlegung für alle denkenden Schulmänner gewesen. Thatsächlich werden gerade hierin, in der Auswahl des Stoffs die schwersten pädagogischen Sünden begangen. Einerseits verleitet der Überreichtum den angehenden Lehrer zu unsicherm Tasten und planlosem Experimentieren, wozu der absolute Mangel an litterarischen Hilfsmitteln für die Einführung in die Praxis des Unterrichts das seine thut. Auf der andern Seite giebt es immer noch Lehrer, welche das ganze Füllhorn der eigenen Gelehrsamkeit über die armen Schüler ausschütten. Wenn solchen Verirrungen gegenüber Beschränkung und weises Masshalten allseits gepredigt wird, so ist damit noch nicht viel geschehen. Nicht jeder denkt sich unter diesen Schlagwörtern etwas Genaues und in der Praxis üben viele die Beschränkung lediglich zu gunsten ihrer Spezialität. Vollständig wird sich das nie vermeiden lassen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der naturgeschichtliche Lehrstoff jemals in einer ähnlichen Weise festgelegt, gleichsam kodifiziert wird, wie das Material des sprachlichen Unterrichts. So lange aber wird den persönlichen Neigungen und Anschauungen des Lehrers ein breiter Spielraum bleiben; die richtige Persönlichkeit — und das ist ja die letzte und höchste Instanz für den Erfolg alles Unterrichts — wird aus einer solchen Freiheit für den Unterricht doppelten Nutzen zu ziehen wissen.

Behält man diese Thatsachen im Auge, so wird man zu dem Schluss gelangen, dass die erste Aufgabe, den naturgeschichtlichen Stoff für den Unterricht zu bestimmen, eine negative sein muss. Die erste Untersuchung hat zum Zweck, alle die Gebiete zu bestimmen, die als ungeeignet zum Unterricht von vornherein auszuschliessen sind, dann aber auch bei den übrigbleibenden die Grenzen festzusetzen, deren Überschreitung vom Übel ist. Ist das geschehen, so findet sich, dass unter dem überreichen Stoff, der immer noch übrig bleibt, sorgfältigste Sichtung und peinliche Prüfung auf den pädagogischen Wert des einzelnen notwendig ist.

Nun ist fernerhin vor kurzem von sehr bemerkenswerter Seite der Gedanke angeregt und begründet worden, dass der physikalische Unterricht nicht auf die obern



Klassen beschränkt bleiben dürfe, sondern schon in den untern Klassen eine Stelle finden müsse. Die Beobachtung ist ganz richtig, dass ein bloss beschreibender Unterricht bis Tertia incl. nicht imstande ist, die Schüler dauernd zu fesseln, dass bei diesen ein positives Bedürfnis nach Erklärung der Thatfachen und Erscheinungen sich laut und lauter geltend macht. Ferner, so wird behauptet, darf ein so wichtiger Unterrichtsgegenstand wie die Physik durch fünf ganze Jahre hindurch nicht einfach ignoriert werden. Diesem Gedanken kann nach meiner Ansicht vollständig Genüge geleistet werden, am besten wohl auf einem etwas andern Gebiet und in anderm Zusammenhang, als durch systematischen physikalischen Unterricht.

Um wenigstens ein äusserliches Bild von dem zu gewinnen, was in den fünf untern Klassen des Gymnasiums den Gegenstand des naturgeschichtlichen Unterrichts bildet, habe ich eine stattliche Zahl von Schulprogrammen daraufhin angesehen. Was sich mir darbot, war wie Klein Rolands Kleid

„... wie Regenbogen anzuschauen  
Von Farben mancherlei.“

Die Aufzählung von Einzelheiten kann an dieser Stelle wohl unterbleiben; eine einfache Vergleichung von einem halben Dutzend Schulprogrammen wird die Richtigkeit dieses Wortes sofort augenfällig beweisen. Die Mehrzahl der Schulen hatte, soweit überhaupt ein Plan erkennbar war, oder soweit ein Kompromiss zwischen den verschiedenen wirkenden Kräften einen solchen zuliess, für Sexta und Quinta bloss Beschreibung von Pflanzen und Tieren angesetzt, in Quarta zumeist Vergleichen, jedenfalls aber gipfelte der Unterricht in der Tertia für Botanik und Zoologie in der Systematik, für welche Beschreibungen und Vergleichen in den niedern Klassen das Fundament zu legen haben. Das ist im grossen und ganzen die sogenannte Lübensche Methode. Am Ende des Unterrichts steht zumeist ein Kursus Anthropologie. Schulen, welche in Tertia noch einen Kursus Physik einschieben, sind bei der Widersinnigkeit eines solchen Plans ausser acht gelassen.

Die Nachteile dieses Plans hat wohl jeder schon empfunden, der mit ihm je gearbeitet hat; die Unmöglichkeit, von einem Tertianer eine auch nur halbwegs genügende Beschreibung einer Pflanze oder eines Tiers zu bekommen, weist deutlich genug auf die Stelle hin, an der die bessernde Hand anzulegen ist. Zudem weiss jeder, der schon Systematik unterrichtet hat, bei wie bescheidenen Ansprüchen der Lehrer Halt zu machen sich genötigt sieht. Folgt man nun gar den Bahnen, welche die wissenschaftliche Systematik in Botanik und Zoologie in den letzten Jahrzehnten eingeschlagen hat, mit einiger Aufmerksamkeit und fasst man die Ziele, denen sie zusteuert, scharf ins Auge, so muss man die pädagogische Verwendbarkeit der Systematik überhaupt in Frage stellen. Es ist nicht abzusehen, wie eine Systematik im alten Sinne des Worts überhaupt noch bestehen soll, deren Grundpfeiler so sehr ins Wanken geraten ist, wie heutzutage der Begriff der Art; und hundert fleissige Hände rühren sich von Tag zu Tag, um einen Stein um den andern davon wegzutragen.

Es wird also zunächst die Frage entstehen, welche von den verschiedenen Disziplinen, in welche sich die beschreibenden Naturwissenschaften gliedern, erweist sich als pädagogisch so verwendbar, um an Stelle der Systematik in den Vordergrund geschoben zu werden. Dass der allgemeine Zusammenhang nicht gelockert noch gar gelöst werden

soll, ist wohl selbstverständlich; ebenso dass die Systematik durchaus nicht vollständig aus der Schule ausgeschieden werden soll und kann.

Dass die Physik nicht den Mittelpunkt des ersten naturgeschichtlichen Unterrichts bilden kann, bedarf keiner besondern Begründung. In welchem Zusammenhang sie am besten und natürlichsten sich einfügt, soll an einer spätern Stelle zur Erörterung gelangen. Ferner ist vorausgesetzt, dass die auch bei uns bestehende Einrichtung, die Mineralogie in Verbindung mit der Chemie in Sekunda zu lehren sich der allgemeinen Billigung erfreut. Es bleiben also für die Unterklassen noch Zoologie und Botanik als Hauptgegenstände des naturwissenschaftlichen Unterrichts.

Vor allem nun sind Licht und Schatten zwischen beiden ungleich verteilt. Der lange Winter mit seiner köstlichen Arbeitszeit fällt nach dem wohl allgemein herrschenden Brauch der Zoologie zu; die Botanik muss sich in den heissen Tagen und den Hitzferien des kurzen Sommerhalbjahrs zurecht finden. Das ist schon an sich ein Übelstand, der sich dadurch nur noch schärfer fühlbar macht, dass diese Zeitverteilung zum pädagogischen Wert der beiden Gegenstände im umgekehrten Verhältnis steht. Der Gedanke, dass der Botanik ein weit höherer Wert für die Schule innewohnt als der Zoologie, dass sie deshalb auch bei dem Zeitausmass etwas besser als bisher bedacht werden muss, hat sich mir schon in der ersten Zeit meiner Lehrthätigkeit aufgedrängt. Seine ausführliche Begründung findet sich in der Vorrede zu R. v. Freyholds „Botanik“ und in desselben Verfassers „Kritischen Beiträgen zur Reform des naturgeschichtlichen Unterrichts“. Den dort niedergelegten Ausführungen kann ich mich in allen Hauptpunkten anschliessen.

Dass nun die Botanik nicht in allen ihren Teilen in gleichmässiger Ausdehnung zur Behandlung kommen kann, dass die einzelnen Zweige auch verschiedenen pädagogischen Wert haben, ist von vornherein klar. Dem schon erwähnten Buch, der „Botanik“ des Herrn v. Freyhold entnehme ich die folgende These, dass in der Botanik der systematische Unterricht in der Morphologie den Mittelpunkt des ganzen Unterrichts zu bilden hat. Die vielfachen Verarbeitungen, welche die botanische Morphologie in den Schulbüchern bisher gefunden hat, liessen mich diesem Gedanken seinerzeit nur mit innerm Widerstreben nahe treten. Es ist ja nur der ödeste, dürrste Formalismus, der in den betreffenden Abschnitten sein Wesen treibt, der die scientia amabilis in einem ihrem innersten Wesen ganz fremden Licht erscheinen lässt und ihr schon mehr als einen Schüler entfremdet hat. Ich habe mich indessen durch das citierte Werk, zum Teil auch schon durch seine praktische Verwendung vollständig überzeugen lassen, dass in dieser Form die Morphologie einen exakten wissenschaftlichen Aufbau in der Schule gestattet und alle nötigen Eigenschaften besitzt, um mit voller Liebe gelehrt, mit Lust und Freude gelernt zu werden. Der Verfasser steht auf dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkt, war in besagtem Gebiet schon wissenschaftlich selbstthätig. Der Hauptwert des Buchs aber liegt in der Verarbeitung des an sich etwas spröden Materials, das Gelingen derselben ist um so anerkennenswerter, als es an Vorarbeiten darüber meines Wissens vollkommen fehlt. Der Verfasser erweist zudem der Schule eine eminente Wohlthat, indem er den Wust der althergebrachten Terminologie<sup>1)</sup> vollständig und endgültig über Bord wirft. Das

---

1) Wie weit die Terminologie als „Wissenschaft“ ausgebildet ist, erhellt abgesehen von den neuern Lehrbüchern von Seubert u. a. (auch das sonst so vortreffliche Buch von Behrens hat sich nicht

Buch ist trotz verschiedener Mängel ein tüchtiger Schritt vorwärts, es macht die Morphologie der Pflanzen erst schulfähig.

Nächst der Morphologie würden einzelne Kapitel aus der Pflanzenphysiologie in den botanischen Unterricht einzuschliessen sein. Dabei scheint mir vor allem wünschenswert, hier mehr als bisher auf Grundlage des Experiments aufzubauen. Ein einfaches Experiment — und andere als solche vorzuführen verbietet schon die geistige Reife der Schüler — an der Pflanze wird dem Tertianer mindestens ebenso verständlich sein, als dem Sekundaner elektrische und magnetische Versuche. Was über Wesen und Wert des physikalischen Experiments zu sagen ist, gilt *mutatis mutandis* im vollen Umfang auch für botanisch-physiologische Versuche. Dazu kommt, dass der Lehrer der Physik nur dankbar sein kann, wenn das Verständnis des physikalischen Experiments vorbereitet und erleichtert wird.

Im einzelnen ist der pädagogische Wert der verschiedenen Teile der Physiologie sehr verschieden. Für die Pflanzenchemie fehlen alle Vorbedingungen, sie kann kaum in den rohesten Umrissen Gegenstand des Gymnasialunterrichts sein. Dasselbe gilt für den histologischen Teil der Anatomie. Histologie an Abbildungen zu lehren ist ein Unding. Nie und nimmer wird dem Schüler die Reduktion der Verhältnisse auf die natürlichen Masse gelingen; und das Mikroskop gehört ein für allemal nicht in die Schule. Ich kann nicht verstehen, wie ein Mann, dessen Name sonst einen so guten Klang hat (Behrens, 'der naturhistorische und geographische Unterricht auf den höhern Lehranstalten') in seinem Lehrplan mikroskopische Demonstrationen aufnehmen kann. Wer an sich selbst schon erfahren hat, wie langsam und schwer sich mikroskopisches Sehen lernt, wer anderseits Sinn hat für die wenige kostbare Zeit, die dem Lehrer zur Verfügung steht, wird meiner Behauptung beistimmen, dass mikroskopische Demonstrationen auch in Obersekunda oder Prima durchaus zu verwerfen sind. Ausgewählte Partien aus den übrigen Kapiteln der Physiologie bieten nach meinen eigenen Erfahrungen sehr wertvollen Lehrstoff. Jedenfalls muss die Lehre von den allgemeinen Lebensbedingungen der Pflanzen zur Behandlung kommen. Das Ausmass des Stoffs darin sowie in der Pflanzengeographie muss dem Lehrer überlassen bleiben.

Von der Physiologie hat sich in der neuesten Zeit die Biologie abgelöst. Wenn irgend ein Zweig der Wissenschaft, so gehört dieser als im höchsten Grad anregend in die Schule. Die hierher gehörigen Untersuchungen und deren Ergebnisse sind neuen und neuesten Datums; so ist ihre Verarbeitung für die Schule denn auch in dem Lehrbuch von Behrens zum erstenmal versucht worden.

Was nun endlich die Systematik betrifft, so bildet sie bekanntlich wenn nicht den schwierigsten, so doch jedenfalls einen heftig umstrittenen Teil des ganzen Unterrichts. Behandelt man sie als Selbstzweck, wie es ja nach den meisten heutigen Lehrplänen der Fall ist, so ist selbstverständlich in der Botanik nur eines der „natürlichen“ Systeme verwendbar. Wie misslich aber die Sache in der Praxis steht, erhellt schon daraus, dass der Lehrer, resp. Verfasser eines Lehrbuchs eine Wahl zwischen einem Dutzend mehr oder

---

ganz aus dem Bann der alten Terminologie lösen können) aus dem „Handbuch der Terminologie“ von Bischof, das zur Erläuterung seines mehrbändigen Textes eines Atlanten mit mehr als 2000 Abbildungen bedarf.

weniger vortrefflicher Systeme zu treffen hat. Über „das“ System sind ja unsere Gelehrten nichts weniger als einig. Ein Blick auf eines dieser Systeme zeigt schon, dass mehr als die grössten Umriss überhaupt nicht gelehrt werden können. In dem ausgezeichneten Buch von Behrens z. B. ist ein System zur Behandlung in der Schule empfohlen, das die einheimischen Phanerogamen (mit Ausschluss der Nadelhölzer) in 3 Typen, 16 Klassen und 64 Familien unterbringt. Soll diese Auswahl von Familien nochmals durch ein Sieb getrieben werden, so dürfte doch leicht der Zusammenhang vollständig verloren gehen, um so leichter, als, wie der Verfasser an einer andern Stelle selbst auch sagt, der deutschen Flora die für die Systematik wichtigsten und typischsten Familien vollständig fehlen. Eine Behandlung des Systems im ganzen dort angegebenen Umfang wäre aber geradezu eine pädagogische Monstrosität. Die geringe Plasticität eines jeden natürlichen Systems wird seiner Brauchbarkeit in der Schule stets hindernd im Weg stehn, will man nicht zu gezwungenen Teilungen und künstlichen Kategorien greifen. Ein System, das nicht mit deutlich fassbaren Merkmalen eine übersichtliche Gruppierung ermöglicht, bei dem trennende und verbindende Eigenschaften so geringfügig sind, dass der Schüler sie entweder übersieht oder deren Wert als typische Merkmale er nicht klar versteht, ist in der Schule gar nicht oder nur im beschränktesten Mass brauchbar. Deswegen hat auch die zoologische Systematik einen viel höhern pädagogischen Wert; die Gliederung ist eine viel reichere und die typischen Merkmale sind vielfach der Art, dass sie auch dem Schüler in die Augen springen. Zudem bringt dieser die Grundlagen der zoologischen Systematik schon mit, versteht auch schon, die meisten Tiere in gewisse Gruppen unterzubringen, die sich im grossen und ganzen mit Gruppen der wissenschaftlichen Systematik decken, wenn er auch die Einteilung nicht nach den Definitionen der Begriffe, sondern bloss nach Beispielen ausführt. Das trifft nun für die Botanik gar nicht zu. Teilt der Schüler die Pflanzen überhaupt ein, so geschieht es in einer Weise, die vom Lehrer erst wieder „ausgejätet“ werden muss. Alle diese Gründe sprechen dafür, dass die Systematik in der Botanik auf das äusserste beschränkt werden muss. Ihre Grundlagen indessen müssen gelegt werden und zwar so früh als möglich. Schon der Sextaner versteht, warum Labiaten, Cruciferen unter einander verwandt sind, so gut als er einen Sperling als Vogel, einen Hecht als Fisch anerkennt. Der Verwandtschaftsnachweis muss an einem halben Dutzend Familien in den ersten drei Jahren immer und immer wieder geführt werden; darauf kann das übrige aufgebaut werden. Für die Behandlung der wahren wissenschaftlichen Systematik aber fehlt in der Schule alle und jede Voraussetzung jener Systematik, die allerdings Krone und Blüte der ganzen Wissenschaft ist, die in dem Bestreben, den genetischen Zusammenhang aller Organismen zu erschliessen, an den höchsten und letzten Aufgaben aller Wissenschaft arbeitet.

Noch ein Wort über das Bestimmen von Pflanzen! Dass in beschränktem Masse Übungen im Bestimmen von Pflanzen angestellt werden müssen, schon als Anregung für die private Thätigkeit des Schülers, halte ich trotz des absprechenden Urteils einer Reihe von Botanikern aufrecht. Von allen Seiten wird zugegeben, dass der Schüler die Kenntnis einer Anzahl von Pflanzen besitzen muss, so gut als sich Sprachunterricht ohne einen bestimmten Wortschatz nicht denken lässt. Über die Art und Weise indessen, wie diese Kenntnis zu erwerben ist, gehen die Meinungen auseinander. Was nun von solchen, welche das Bestimmen der Pflanzen verwerfen, als Ersatz dafür vorgeschlagen



wird, hat mich durchaus nicht überzeugen können. Beim Bestimmen der Pflanzen ist der Schüler noch am ersten selbstthätig. Was er sich auf diesem Weg erarbeitet, prägt sich dem Gedächtnis viel treuer ein, als was er aus dem Mund des Lehrers, auch des besten, erfährt. — Ein Missstand wird freilich dabei kaum je zu vermeiden sein. So lange es nicht eine brauchbare, d. h. auch für den Schüler übersichtliche Bestimmungstabelle giebt, die im wesentlichen sich mit dem natürlichen System deckt, wird sich die Verwendung des Linnéschen Pflanzensystems nicht vermeiden lassen. Nicht dass ich zur Verteidigung desselben auch nur ein Wort verlieren möchte oder mir der Schattenseiten desselben nicht in vollem Mass bewusst wäre. Erfahrungsgemäss rückt aber jede Bestimmungstabelle in den Augen des Schülers zum Rang eines Systems vor. Wenn man sich nun schon mit einer mangelhaften Tabelle durchhelfen muss, so entspricht aus praktischen Gründen wie aus Rücksichten der Pietät das Linnésche System den Anforderungen noch am besten. Der Nachteil des Nebeneinanders zweier Systeme über denselben Gegenstand stellt sich übrigens nach allen meinen Erfahrungen als nicht so schlimm dar, wenn man in der schon angedeuteten Weise lange vorher die Grundlagen für das natürliche System gelegt hat und das Linnésche System als speziell nur zum Aufsuchen der Pflanzennamen bestimmt lernen und praktisch verwenden lässt.

Was nun die Zoologie betrifft, die nach dem vorhergegangenen erst an zweiter Stelle in Betracht kommt (trotzdem sie mir durch meine Spezialstudien besonders lieb geworden ist), so wünschte ich, dass ihr in der Schule eine ähnliche Behandlung zu teil würde, wie sie der Botanik zugedacht ist. Nur liegen hier die Verhältnisse im allgemeinen viel schlimmer, da trotz des Überreichtums an ideell verwendbarem Material in wohl den meisten Fällen durch die Beschaffenheit der betreffenden Schulsammlung<sup>1)</sup> die Marschroute des Lehrers gebunden sein wird; ein Umstand, an dem schliesslich auch die besten Absichten scheitern müssen. Diesem Übelstand entgeht man zu einem kleinen Teil, wenn man, was eigentlich eine selbstverständliche Sache ist, alles was an lebendem Unterrichtsmaterial überhaupt aufzutreiben ist, auch mit voller Energie in den Unterricht hineinzieht. Das empfiehlt sich um so mehr, als bekanntlich die Kenntnis unsrer einheimischen Tierwelt nicht immer der Glanzpunkt des zoologischen Unterrichts ist und die Liebe zu ihr nur auf diesem Weg richtig geweckt werden kann. Die exotische Fauna tritt dem

1) Die Schulsammlungen sind, das haben wohl die meisten von uns schon erfahren, ein dunkler Punkt am Himmel des naturgeschichtlichen Unterrichts. Wir empfinden es schmerzlich, dass die Mittel, die für Gründung und Erhaltung der naturhistorischen Schulsammlungen im allgemeinen vorhanden sind, unseren Wünschen nur in den seltensten Fällen entsprechen; und das wird sich auch in absehbarer Zeit nicht ändern. Sehr vieles liegt übrigens in der Hand des Lehrers, der mit einiger Liebe und Sachkenntnis sich seiner Sammlung annimmt. (Ich erinnere hier nur an Insektensammlungen.) Ferner steht der angehende Lehrer seiner Sammlung ganz fremd gegenüber, wenn nicht aussergewöhnliche Umstände ihn die nötige Erfahrung haben gewinnen lassen. Muss er sich diese erst sammeln, so geschieht es auf Kosten der Schule resp. des Staates, und ich dünke, Gründe giebt es genug, auch mit dessen Geld sparsam umzugehen. Meiner Ansicht nach sollten an den Universitäten praktische Kurse eingerichtet werden, in denen der künftige Lehrer in der Behandlung von naturhistorischen Sammlungsgegenständen unterwiesen wird, so gut wie in physikalischen Instituten Belehrung über den Gebrauch von physikalischen Apparaten erteilt wird. Für Neueinrichtung und Vermehrung der Sammlungen weiss ich keinen besseren Rat, als den Hinweis auf die Vorschläge, die Rossmässler in der schon erwähnten Schrift über die Einrichtung von Sammlungen gemacht hat. Jene Vorschläge enthalten mit wenigen Abänderungen das, was auch heute noch mustergiltig ist.

kindlichen Gemüt durch allerlei Lektüre schon nahe genug; und es dürfte schwer halten, den Löwen von seinem Ehrenplatz in der Knabenphantasie zu verdrängen.

Auf der andern Seite hat die Zoologie den Vorteil, dass ihre Systematik in viel ausgedehnterem Mass pädagogisch verwendbare Elemente enthält und in der Schule deshalb auch einen viel weitem Spielraum erhalten kann als die botanische Systematik. Trotzdem aber sollten von allem Anfang an alle morphologischen resp. vergleichend anatomischen Momente, die sich überhaupt zur Behandlung in der Schule eignen, betont und nach und nach zum Angelpunkt des Unterrichts gemacht werden. Daraus ergibt sich der zweite Punkt von selbst, dass die verbindenden Elemente mehr als die trennenden in den Vordergrund geschoben werden sollen, dass der Zusammenhang zwischen den einzelnen Tierkategorien schärfer als bisher hervorgehoben werden muss und zwar nicht bloss der Zusammenhang zwischen Tier und Tier, sondern auch zwischen Tier und Mensch.

Vergleichende Anatomie in der Sexta: das bedarf wohl noch der Erklärung. Man darf sich nur nicht durch den Namen schrecken lassen; die Sache ist harmloser, als sie aussieht. Förmliche Vergleichen, welche ja das meiste Material nach dieser Richtung liefern, können erst auf einer spätern Stufe mit Nutzen angestellt werden. Aber Analogien und Homologien einfacher Art, Vergleichen zwischen Hand und Fuss, zwischen Vorder- und Hintergliedmassen bei Mensch und Tier, der Hautgebilde, Betrachtung der Gestaltung und Bedeckung der letzten Finger- und Zehenglieder in den verschiedenen Tiergruppen u. s. w. lassen sich schon auf der untersten Stufe mit grossem Nutzen anstellen. Die Auswahl, Verteilung und Anordnung des anatomischen und morphologischen Materials so wie der sich daran anknüpfenden physiologischen und biologischen Momente gedenke ich an einer andern Stelle ausführlicher zu besprechen. Jedenfalls werden bei einer derartigen Behandlung, bei der ja natürlich auch die Beschreibung in den passenden Grenzen zur Geltung kommt, sofort die Schranken fallen, die ein auf die Systematik als Endziel hinführender Unterricht zwischen Art und Art, zwischen Klasse und Klasse aufrichtet. Für besonders wichtig halte ich es, dass von der ersten Stunde an der Mensch als in seinem Bau den Tieren völlig gleichstehend immer und immer wieder in die Besprechung hineingezogen wird. Die früheste Erziehung unserer Jugend ist ja ganz dazu angethan, beim jungen Menschenkind das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mit anders gearteten Geschöpfen ja nicht aufkommen zu lassen. Ich habe auch genugsam beobachtet, wie tief das erhabene Gefühl der Menschenwürde im Sextaner gekränkt wird, wenn an ihn zum erstenmal das Ansinnen herantritt, sich selbst mit dem Tier in eine Parallele zu stellen. Man darf den psychologischen Gewinn daraus nicht zu gering anschlagen. Einen weitem Vorteil bietet die konsequente Durchführung dieser Methode für den Unterricht in der Anthropologie. Eine ganze Reihe von Gegenständen (ich erinnere beispielshalber an die Osteologie), die unter andern Umständen nur mit Mühe zu überwältigen sind, bereiten als ganz leicht verständliche, in den Grundzügen schon vollständig gekannte Dinge keinerlei Schwierigkeiten mehr.

Der Lehrer der Naturgeschichte wird aber seine Arbeit nur mit halbem Erfolg thun, wenn er unbeirrt von dem, was rechts und links von ihm vorgeht, seinen Weg verfolgt. Zur vollen Nutzbarmachung der naturgeschichtlichen Stunden ist es unbedingt nötig, mit den übrigen Unterrichtszweigen stets Fühlung zu behalten. Zuvörderst muss in formaler Beziehung jedes Wort des Schülers und des Lehrers die Probe vor jedem

Sprachlehrer bestehen können; jede Naturgeschichtsstunde muss deutsche Stunde sein; jeder naturgeschichtliche Stoff kann und muss zu Sprechübungen verwandt werden. Diese bilden auf den untern Stufen ein um so wertvolleres Material, als dort im deutschen Unterricht die Sprechübungen wohl ausschliesslich in der Wiedergabe von Erzählungen bestehen, also Ereignissen, die in der Zeit aufeinander folgen; in der Naturgeschichte dagegen werden Dinge beschrieben, die im Raum nebeneinander liegen. — Nach der stofflichen Seite könnte und sollte die Naturgeschichte aus ihrer Isolierung befreit werden. Die Beziehungen zur Mathematik kommen erst in Physik, Chemie und Mineralogie, also in den obern Klassen zur Geltung, müssen desshalb hier ausser Betracht bleiben. Dagegen möchte ich an dieser Stelle eine Forderung aufstellen und begründen, die zwar heute nicht zum erstenmal gestellt wird, indessen nicht oft genug wiederholt werden kann: das Verlangen nach Vereinigung des geographischen und naturgeschichtlichen Unterrichts.

Die Naturgeschichte in der Schule soll in der That eine Geschichte der Natur sein, nicht einzelner Objekte, sondern der ganzen Natur, in dem Sinn, wie es Rossmässler in seiner schon erwähnten Schrift so warm ausgeführt hat. Die goldenen Worte, die er als Motto seiner Schrift vorangestellt hat, wiederhole ich auch hier: „Die Natur ist unser aller gemeinsame Heimat, in der ein Fremdling zu sein jedermann Schande und Schaden bringt.“ Dazu ist vor allem von nöten, dass wir unsere Mutter Erde mit den Augen betrachten lernen, mit denen sie der Naturforscher sieht, und dazu wieder, dass der Lehrer der Naturgeschichte auch Lehrer der Erdkunde ist und deren Unterricht vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus erteilt werde. Die Erde ist ein Naturkörper und wird von Naturkräften beherrscht, auf welche der Mensch keinerlei Einfluss hat. Zwar hat er einem grossen Teil der festen Erdrinde sein ursprüngliches Aussehen genommen: Strassen und Eisenbahnen durchziehen die Ebene, überschreiten Berge und Flüsse; Kanäle verändern den Lauf der Ströme; auf allen bebauten Strecken ist die Flora und damit zusammenhängend die Fauna von Grund aus durch des Menschen Hand verändert. Aber unendlich dünn ist diese Decke; in den jüngsten Tagen haben wir mit Schaudern gesehen, wie ein Aufbrausen der Naturkräfte jahrelange Arbeit von tausend fleissigen Händen einfach von der Erde wegwischt. Für uns kann nicht der Mensch und seine Werke bei der Erdkunde im Vordergrund stehen, sondern die Erde selbst in ihrer Stellung in der Welt, in ihrem Bau, mit ihrer Verteilung von Wasser und Land, Ebene und Gebirge, vor allem aber die Erde als ein der steten Veränderung unterworfenen Naturkörper. Gerade das ist von hohem pädagogischem Wert, das Leben der Erde, die Summierung der Wirkungen von minimalen, aber stetig an ihr und auf ihr arbeitenden Kräften zu demonstrieren. Unser Gedächtnis ist ein schlechter Hüter unseres Wissens; wer aber gelehrt worden ist, mit richtigem Sinn auf Wind und Wetter zu achten, wer ein einziges Mal aufmerksam und richtig beobachtet hat, wie ein Regentag auf die Erde wirkt, wie ein angeschwollener Fluss arbeitet, wie Eis und Frost an den Gebirgen nagen, wie der Regenwurm den Boden lockert, wer gelernt hat, die Sprache zu verstehen, die Steine und Felsen reden, der hat ein Stück Weltgeschichte im besten Sinn des Worts gelernt und er hat es unvergesslich gelernt. Denn dem einmal geöffneten Auge drängen sich diese Thatsachen und Erscheinungen immer wieder auf.

Eine solche Geographie ist allerdings verschieden von der, welche in der Schule gelehrt wird. Diese müht sich noch immer, sich aus den konventionellen Banden zu

befreien, mit denen sie bis heute mit der Geschichte zusammengeschmiedet ist. Von vielen Seiten sträubt man sich aber hartnäckig gegen eine solche Trennung und wie ich glaube, sehr mit Unrecht. Die Geographie ist allerdings mit einer Reihe historischer Elemente versetzt. Aber diese können und müssen erst in zweiter Linie in Betracht kommen, um so mehr als die Geschichte nicht bloss in der ihr direkt zugewiesenen Stunden, sondern auch in den wichtigsten sprachlichen Fächern, Latein und Griechisch, in reichem Mass zur Geltung gelangt.

Mit der Loslösung der Geographie von der Geschichte und Zuteilung derselben zur Naturgeschichte müsste eine Verschiebung des Stoffs in dem oben angedeuteten Sinn und eine wesentliche Änderung der Methode Hand in Hand gehen. Der Vorteil davon wäre, dass das geographische Verstehen und Können ganz erheblich gewinnen würde, dagegen müsste das, was man als geographisches Wissen bezeichnet, einige Einbusse erleiden. Denn dieses ist zum grössten Teil Gedächtniswerk und unterliegt in hohem Grad dem Vergessenwerden. Wie viel Arbeit aber gerade auf diese Dinge immer und immer wieder verwandt werden muss, weiss jeder Lehrer; und nicht bloss von diesem Standpunkt aus ist eine Reduktion dieses Teils des geographischen Lehrstoffs angezeigt. Die Philologen verwahren sich ja auch dagegen, im fremdsprachlichen Unterricht zur Sprachfertigkeit erziehen zu wollen. Warum hält man denn an einem ähnlichen Ziel in der Geographie so zäh fest? Die Atlanten werden durch den Unterricht doch nicht entbehrlich gemacht. Auch leben wir nicht mehr in der guten alten Zeit, in der der Besitz eines Atlanten eine Merkwürdigkeit und eine Reise auf zehn Meilen ein Unternehmen auf Leben und Tod war. In unsrer Zeit der billigen Atlanten und noch billigeren Rundreisebillets lehre man unsre Jugend ihre Augen richtig gebrauchen, nicht bloss in der Karte, sondern auch draussen in Wald und Feld.

Dazu bedarf es aber einer veränderten Methode, die von allem Anfang an und mit voller Konsequenz auf der Induktion beruht und im wesentlichen die Methode des naturwissenschaftlichen Unterrichts sein muss. Ein Punkt daraus scheint mir von besonderer Wichtigkeit zu sein, um so eher als er augenblicklich viel besprochen wird. Von den Geographiepädagogen wird das stete Zeichnen im Unterricht auf das lebhafteste befürwortet; es hat sich darin auch schon eine gewisse Methode ausgebildet, deren Blüte darin gipfelt, äusserst komplizierte Netze zu entwerfen zur „Erleichterung“ der Auffassung und Wiedergabe topographischer Verhältnisse. Die „zeichnende Methode“, wenn man dieses sprachliche Monstrum schon einmal adoptieren will, hat für die Naturgeschichte hohen Wert. Die Zeichnung hilft die Vorstellungen der Formen von Naturkörpern, welche der Schüler gesehen hat, im Gedächtnis fixieren und erleichtert deren Reproduktion, mag auch die Zeichnung mehr oder weniger schematisch sein. Mit dem geographischen Zeichnen verhält es sich aber anders. Die Karte ist ein symbolisches und verkleinertes Bild von Dingen, die der Schüler zum weitaus grössten Teil nie gesehen hat, von denen er eine Vorstellung nicht hat und nicht haben kann. Im Unterricht wird nun ein Kartenbild mechanisch in seine einzelnen Elemente zerlegt und ebenso mechanisch in fortschreitender Komplikation wieder zusammengefügt. Diese Arbeit ist ein vortreffliches mnemotechnisches Hilfsmittel, aber nichts mehr. Kein Schüler wird dadurch befähigt, aus dem Kartenbild nun die Vorstellung des wirklichen Landschaftsbilds zu gewinnen. Man macht oft genug die Beobachtung, wie wenige Menschen überhaupt dazu imstande sind, wie wenige es verstehn im Terrain



Karten zu lesen. Der Grund ist einfach der, dass sie nie gelehrt worden sind, selbst solche zu konstruieren. Das ist aber eine Aufgabe der Schule, und der Forderung, die Schüler in Terrainaufnahmen zu unterweisen, wenn auch nur der einfachsten Natur und ohne alle technischen Hilfsmittel, wird sich auf die Dauer keine Schule und kein Geographielehrer entziehen können. Dreizehn- und vierzehnjährige Kadetten werden im Croquieren unterrichtet und müssen, wenn sie als sechzehnjährige Fähnriche zu ihren Regimentern entlassen werden, schon eine ziemlich weitgehende Fertigkeit darin erlangt haben. Ob nun die Kadetten in ihrer Begabung und Schulung so weit über unsern Quartanern und Tertianern stehn, dass wir eine derartige Forderung an unsre Schüler nicht stellen können, wage ich nach meinen Erfahrungen nicht zu entscheiden.

Auf diesem Weg und unter diesen Umständen erst kann die Geographie vollständig nutzbringend verwandt, der natürliche Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen Geographie und Naturgeschichte hergestellt und gesichert werden. Dabei würde auch der zu Anfang erwähnten Forderung Genüge geleistet, dass der physikalische Unterricht schon in den untern Klassen eine Stelle finden soll. Bei der Erörterung der einfachern geologischen Verhältnisse; bei der Besprechung der physikalischen Geographie (welche auf alle Klassen verteilt und ausgedehnt werden muss, nicht bloss wie jetzt auf die unterste, oder aus allem Zusammenhang herausgerissen auf die oberste beschränkt werden darf) muss eine Menge physikalischer Fragen zur Behandlung kommen. Dass das möglich ist, und wie — dafür verweise ich auf „Huxley, allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften“ (Strassburger Elementarbücher), „Geikie, Lehrbuch der physikalischen Geographie“, in dem die induktive Methode ganz meisterhaft gehandhabt ist, desselben Verfassers „Geologie“ und „physikalische Geographie“ (Elementarbücher) und auf das sehr bemerkenswerte Schriftchen von Piltz, „Fragen und Aufgaben für die Naturbeobachtung des Schülers in der Heimat“, eine Arbeit, die auf dem Boden der Stoyschen Erziehungsmethode und unter der Anleitung dieses geschätzten Pädagogen entstanden ist.

Ich weiss wohl, dass die im vorstehenden aufgestellten Forderungen und Vorschläge auf rasche Verwirklichung nicht zu hoffen haben. Aber ich habe die feste Überzeugung, dass dies die einzige Art ist, den naturgeschichtlichen Unterricht an sich auf den richtigen Boden zu stellen und in den naturgemässen Zusammenhang mit den verwandten Disziplinen zu bringen; ebensogut wie es meine unerschütterliche Überzeugung ist, dass es nur eine Frage der Zeit ist, dass man die Naturgeschichte in ihrer Bedeutung, in ihrem pädagogischem Wert allgemein soweit anerkennt, um ihr in der einen oder andern Form ihren Platz im ganzen Gymnasium anzuweisen.

Im Anschluss an den Vortrag entspinnt sich eine lebhafte Debatte.

Herr Professor Platz (Karlsruhe) stimmt dem Redner bei, dass der geographische Unterricht in die Hände der Naturgeschichtslehrer zu legen sei. Er beklagt die Verlegung des naturgeschichtlichen Unterrichts aus den oberen in die unteren Gymnasialklassen.

Mit der Abtretung des Vorrechtes an die Botanik, der Zoologie gegenüber erklärt sich Herr Platz nicht einverstanden, da das Material zu jener schwer zu beschaffen sei, und die Schwierigkeit mancher Gebiete (Physiologie u. s. w.) Schranken setze.

Herr Professor Dr. von Freyhold (Pforzheim) legt in längerer Ausführung das Verhältnis des naturgeschichtlichen Unterrichts zu dem übrigen, so wie desjenigen der Zoologie zur Botanik dar. Die Unterrichtsgegenstände zerfallen in

- a) dogmatische (Sprachen, Geschichte u. s. w.),
- b) streng logische (Mathematik),
- c) anschauungsgemässe (Naturwissenschaft).

Daher müsse letztere die Anschauung auch als Hauptzweck bethätigen; das geschehe aber weit mehr in der Botanik, wo man jedem Schüler ein Exemplar in die Hand geben könne und wo die Unterscheidung angemessene Schwierigkeit bereite (Blüte und Blätter u. s. w.), so dass sie das Unterscheidungsvermögen weit mehr als die Zoologie übe. Letztere habe ausserdem den Nachteil, für das Verständnis des Lebens ganz wesentliche Punkte (wie die Geschlechtsverhältnisse) übergehen zu müssen.

Herr Professor Dr. Treutlein (Karlsruhe) betont ebenfalls die Wichtigkeit der Ausbildung des Anschauungsvermögens im naturgeschichtlichen Unterricht, will aber, falls der Lehrplan bis jetzt eben nicht mehr Stunden gewähre, die oberen Klassen des Gymnasiums wesentlich dem Physikunterricht zugeteilt wissen.

Herr Oberlehrer Dr. Simon (Strassburg) verneint die Wichtigkeit der Frage, ob Zoologie oder Botanik den Vorzug verdiene, da es nur darauf ankomme, wie der Unterricht gegeben werde.

Herr Oberlehrer Dr. Slawyk (Strassburg) teilt die Erfahrungen mit, die im Elsass in betreff der Erteilung des Geographieunterrichts durch die Naturgeschichtslehrer gemacht worden seien. Obwohl dort dieser Unterricht durch eine Vorschrift der Schulbehörden den Naturgeschichtslehrern übertragen werden sollte, findet es nur in wenigen Fällen statt, da sich nur wenige geeignete oder geneigte Naturgeschichtslehrer finden.

Herr Professor Dr. Platz (Karlsruhe) hebt hervor, dass die geschichtliche Geographie von der andern zu trennen und in den Geschichtsunterricht zu verweisen sei.

Herr Professor Dr. von Freyhold tritt der von Herrn Simon ausgesprochenen Ansicht entgegen.

Herr Reallehrer Bopp (Karlsruhe) spricht sich gegen das Pflanzenholen der Schüler aus, da dadurch einigen Pflanzen Ausrottung drohe.

Herr Professor Gelzhorn erklärt sich mit den im Vortrag ausgesprochenen Ansichten vollständig einverstanden.

Herr Slawyk macht noch eine Bemerkung zu seinen früheren Aussagen.

2. Vortrag des Herrn Dr. Sachse (Strassburg):

## Über einige Eigenschaften des ebenen Vierecks und damit verwandter ebener Figuren und von Ebenen begrenzter Körper.

(Auszug.)

### I.

Den Ausgangspunkt der folgenden Untersuchungen bildet ein Satz über das ebene Viereck, der trotz der Reichhaltigkeit der Arbeiten über diesen Gegenstand, soweit mir bekannt, noch nicht ausgesprochen worden ist. Die Eckpunkte eines ebenen Vierecks (s. Fig. 1) heissen  $A, B, C, D$ , der Diagonalschnittpunkt  $E$  und die Nebendiagonale  $e$ . Die Seiten  $AB, BC, CD, DA$  werden mit 1, 2, 3, 4 bezeichnet und darauf die Indices bezogen. 1 und 3 schneiden sich in  $G$ , 2 und 4 in  $F$ .

Der betreffende Satz lautet alsdann: „Schneidet eine Gerade  $g$  die Seiten eines Vierecks  $ABCD$  in den Punkten  $P_1 P_2 P_3 P_4$  und verbindet man diese Punkte mit dem

Diagonalenschnittpunkt  $E$  durch Gerade, so treffen dieselben die Gegenseiten in den Punkten  $\Pi_3, \Pi_4, \Pi_1, \Pi_2$ , welche ebenfalls auf einer Geraden  $\gamma$  liegen, die sich mit  $g$  auf  $e$  schneidet<sup>1)</sup>. Der reciproke Satz heisst: „Gehen von einem Punkte  $P$  der Ebene Strahlen  $p_1 p_2 p_3 p_4$  nach den Eckpunkten des Vierseits  $abcd$  und verbindet man die Schnittpunkte, welche diese Strahlen auf der Nebendiagonale  $e$  bestimmen, mit den Gegenecken durch Strahlen  $\pi_3 \pi_4 \pi_1 \pi_2$ , so gehen die letzteren Strahlen ebenfalls durch einen Punkt  $\Pi$ , welcher mit  $P$  und dem Diagonalenschnittpunkt  $E$  auf gerader Linie liegt“.

Einen elementaren Beweis für den angeführten Satz habe ich im 6. Hefte der Zeitschrift für Mathematik und Physik, herausgegeben von Schlömilch und Cantor. 1882. mitgeteilt. Wir gewinnen aber allgemeinere Gesichtspunkte, wenn wir beachten, dass  $g$  und  $\gamma$  die Geraden  $e$  und  $SE$  harmonisch trennen und somit einer Geraden  $g$  ein und dieselbe Gerade  $\gamma$  entspricht in bezug auf alle Vierecke von demselben Diagonalenschnittpunkt  $E$  und derselben Nebendiagonale  $e$ .

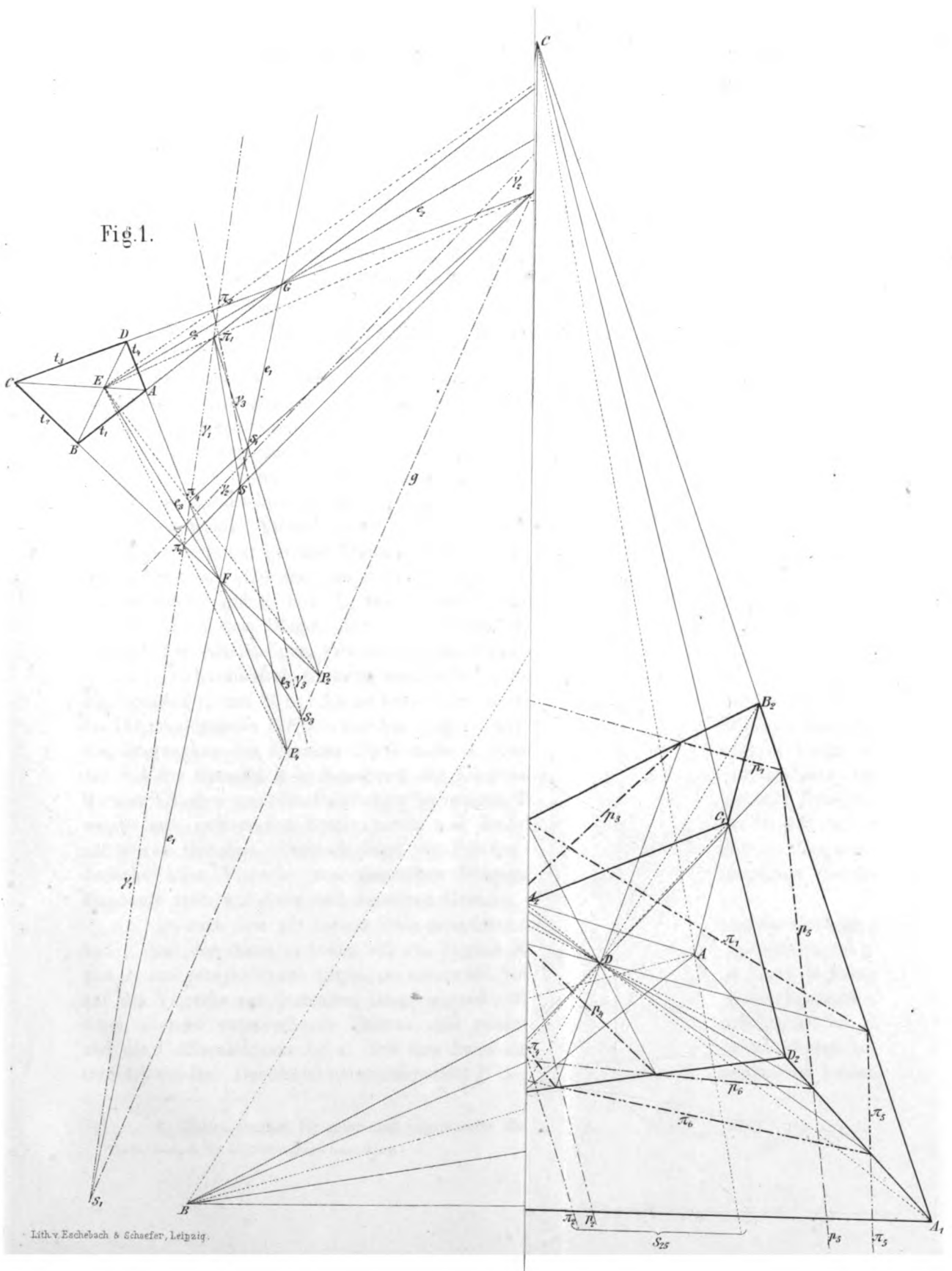
Wir betrachten zwei perspektivische Strahlbüschel mit der Durchschnittsgeraden  $e$ , von denen das eine den Punkt  $\Pi_1$ , das andere den Punkt  $P_3$  zum Mittelpunkte haben möge. Zieht man von irgend einem Punkte  $F$  von  $e$  aus zwei Geraden  $t_2$  und  $t_4$ , so werden diese von den Strahlbüscheln in perspektivischen Punktreihen geschnitten. Die Verbindungslinien sämtlicher Paare entsprechender Punkte müssen also durch einen Punkt  $E$  auf dem Doppelstrahle  $\Pi_1 P_3$  gehen. Ist jetzt  $g$  ein beliebiger Strahl des Büschels  $P_3$ , und schneidet  $g$   $t_2$  und  $t_4$  resp. in den Punkten  $P_2$  und  $P_4$ , so verbinde man  $\Pi_1$  mit  $P_2$  und  $P_4$ . Es möge  $e$  von  $\Pi_1 P_4$  in  $S$  und von  $\Pi_1 P_2$  in  $S'$  geschnitten werden. Zieht man dann  $P_3 S$  und  $P_3 S'$ , die entsprechenden Geraden zu  $\Pi_1 S$  und  $\Pi_1 S'$  und nennt den Schnittpunkt von  $P_3 S'$  mit  $t_4$   $\Pi_4$  und den Schnittpunkt von  $P_3 S$  mit  $t_2$   $\Pi_2$ , so müssen  $P_4 \Pi_2 E$  und  $P_2 \Pi_4 E$  auf gerader Linie liegen. Also ist die Gerade  $\Pi_4 \Pi_2$ , welche wir von jetzt ab mit  $\gamma$  bezeichnen wollen, der entsprechende Strahl zu  $P_4 P_2$  oder  $g$  und muss somit durch  $\Pi_1$  gehen. Und  $g$  und  $\gamma$  müssen sich auf  $e$  schneiden.

Betrachten wir nun irgend zwei entsprechende Strahlen  $t_1$  und  $t_3$ , dann bilden die Strahlen  $t_1 t_2 t_3 t_4$  ein Vierseit, dessen Diagonalen sich in  $E$  schneiden, und dessen Nebendiagonale  $e$  ist. Trifft  $g$   $t_3$  im Punkte  $\Pi_3$ , so wird leicht gezeigt, dass  $\Pi_3$  auch auf  $EP_1$  liegt. Statt des Strahlenpaares  $t_2 t_4$  kann man nun aber ein beliebiges wählen, wenn nur seine auf  $g$  und  $\gamma$  zu wählenden Mittelpunkte mit  $E$  auf gerader Linie liegen. Ein solches Paar wird dann stets mit irgend welchen entsprechenden Strahlen der beiden perspektivischen Strahlbüschel  $P_3$  und  $\Pi_1$  Vierseite von demselben Diagonalenschnittpunkt  $E$  und derselben Nebendiagonale  $e$  bilden.

Wir haben demnach folgenden Satz: „Durch zwei Paare perspektivischer Strahlbüschel, welche so liegen, dass die Verbindungslinien der Mittelpunkte der Strahlbüschel verschiedener Paare sich auf dem perspektivischen Durchschnitt schneiden, wird eine doppelt unendliche Schar von Vierseiten bestimmt, deren gemeinsamer Diagonalenschnittpunkt der Schnittpunkt der Verbindungslinien derselben Paare ist, und deren Nebendiagonale der

1) Den speciellen Fall dieses Satzes, dass die Gerade  $g$  im Unendlichen liegt, hatte ich nebst Erörterungen analog den in Abschnitt I durchgeführten Herrn Schlömilch im April dieses Jahres mitgeteilt. Derselbe machte mich in dankenswerter Weise darauf aufmerksam, dass der Satz auch für jede beliebige Gerade  $g$  in der Ebene gelte, wodurch ich zu weiteren Untersuchungen veranlasst wurde.

Fig.1.







perspektivische Durchschnitt ist. Die entsprechenden Strahlen irgend zweier perspektivischer Strahlbüschel werden von den Seiten der Vierseite in Punktreihen geschnitten, welche vom Diagonalschnittpunkt aus perspektivisch liegen“. Der reciproke Satz lautet:

„Durch zwei Paare perspektivischer Punktreihen, welche so liegen, dass die Schnittpunkte der Träger der Punktreihen verschiedener Paare mit dem perspektivischen Mittelpunkt auf gerader Linie liegen, wird eine doppelt unendliche Schar von Vierecken bestimmt, deren Nebendiagonale die Verbindungslinie der Schnittpunkte der Träger derselben Paare ist, und für welche der perspektivische Mittelpunkt der Diagonalschnittpunkt ist. Werden die entsprechenden Punkte irgend zweier perspektivischer Punktreihen mit den Ecken der Vierecke verbunden, so entstehen perspektivische Strahlbüschel, deren Durchschnitt die Nebendiagonale ist“.

Da man weiterhin die Strahlen  $t_2$  und  $t_4$  durch irgend ein Paar entsprechende Strahlen eines von  $F$  ausgehenden hyperbolischen Strahlensystems, dessen Doppelstrahlen die Geraden  $e$  und  $FE$  sind, ersetzen kann, so zeigt sich, dass es eine unendliche Mannigfaltigkeit von Scharen von Vierecken giebt, welche denselben Diagonalschnittpunkt  $E$  und dieselbe Nebendiagonale  $e$  besitzen.

Die Untersuchung kann nun auch ausgedehnt werden auf die anderen beiden im Vierseit  $t_1 t_2 t_3 t_4$  enthaltenen Vierecke  $ABDC$  und  $ADBC$ . Für  $ABDC$  ist  $F$ , für  $ADBC$  ist  $G$  Diagonalschnittpunkt. Verbindet man nun  $F$  resp.  $G$  mit den Schnittpunkten der entsprechenden Vierecksseiten auf  $g$ , so liegen die Schnittpunkte dieser Geraden mit den Gegenseiten auf geraden Linien auf  $\gamma \gamma_2 e$  resp. auf  $\gamma_3$ .  $\gamma$  soll von jetzt ab mit  $\gamma_1$  bezeichnet werden. Die Geraden  $GF$ ,  $FE$  und  $EG$  mögen resp. mit  $e_1, e_2, e_3$ , die Schnittpunkte von  $e_1$  und  $\gamma_1$  mit  $S_1$ , von  $e_2$  und  $\gamma_2$  mit  $S_2$ , von  $e_3$  und  $\gamma_3$  mit  $S_3$  bezeichnet werden. Nach dem Obigen liegen die Punkte  $S_1 S_2 S_3$  dann auf  $g$  und aus den Eigenschaften des vollständigen Vierecks ist ersichtlich, dass die Geraden  $g$  und  $\gamma_1$  die Geraden  $e_1$  und  $S_1 E$  harmonisch trennen, desgleichen  $g$  und  $\gamma_2$  die Geraden  $e_2$  und  $S_2 F$ ,  $g$  und  $\gamma_3$  die Geraden  $e_3$  und  $S_3 G$ . Es ist somit klar, dass die Geraden  $\gamma_1 \gamma_2 \gamma_3$  sich auf den Seiten des Diagonaldreiecks  $EFG$  schneiden, und die Verbindungslinien dieser Schnittpunkte mit den Gegenecken des Dreiecks  $EFG$  sich in einem Punkte schneiden. Dieser Punkt ist der Pol der Geraden  $g$  in bezug auf das Diagonaldreieck  $EFG$ . Nach einem Satze von Hermes<sup>1)</sup> liegen nun die Pole einer beliebigen Transversale in bezug auf alle Dreiecke, welche eine gemeinsame Spitze haben und deren Grundlinien in dieselbe Gerade fallen, auf einer Geraden. Darnach liegt der Pol der Geraden  $g$  in bezug auf die Diagonaldreiecke aller Vierecke von demselben Diagonalschnittpunkt und derselben Nebendiagonale stets auf einer und derselben Geraden.

Da nach dem auf voriger Seite genannten Satze die Schnittpunkte zweier Geraden  $g$  und  $g'$  und der ihnen in bezug auf ein Viereck  $ABCD$  entsprechenden Geraden  $\gamma$  und  $\gamma'$  von  $E$  aus perspektivisch liegen, so entspricht jeder Figur eine bestimmte Figur in bezug auf alle Vierecke von demselben Diagonalschnittpunkt  $E$  und derselben Nebendiagonale  $e$ . Zwei einander entsprechende Figuren sind collinear, der Collineationsmittelpunkt ist  $E$ , und die Collineationsaxe ist  $e$ . Die eine kann auch als Centralprojektion der andern betrachtet werden. Der Projektionsmittelpunkt  $E$  liegt auf einer Halbierungsebene der beiden

1) Crelles Journal für reine und angewandte Mathematik. Band 56, pag. 207.

sich in  $e$  schneidenden Projektionsebenen. Die Gegenaxen der beiden Projektionsebenen fallen in eine Gerade zusammen, nämlich in die Verbindungslinie der Mittelpunkte von  $EG$  und  $EF$ .

## II.

Die vorgetragenen Sätze gestatten eine Erweiterung für den Raum. Als Ausgangspunkt dient folgender Satz: „Die vier Eckpunkte eines ebenen Vierecks werden mit einem fünften Punkte im Raum durch Strahlen verbunden, welche eine durch die Nebendiagonale des Vierecks gelegte Ebene in vier Punkten schneiden. Verbindet man diese letzteren Punkte mit den Gegenecken des Vierecks, so schneiden sich die neuen vier Strahlen in einem Punkte, der mit dem fünften Punkte und dem Diagonalenschnittpunkte auf gerader Linie liegt“.

Der reciproke Satz lautet: „Vier durch einen Punkt gehende Ebenen werden von einer fünften Ebene in vier Geraden geschnitten. Legt man durch diese vier Geraden und einen beliebigen Punkt der Diagonalgeraden der vierkantigen Ecke Ebenen, so schneiden diese die Gegenebenen der Ecke in vier Geraden, welche in einer Ebene liegen, die sich mit der fünften Ebene und der Diagonalebene der Ecke in einer Geraden schneidet“. Es ist klar, dass der reciproke Satz nichts Neues bietet, sondern nur die Eigenschaften einer und derselben Figur auf andere Weise ausspricht.

Der vorstehende Satz ist bereits von Poncelet<sup>1)</sup> entdeckt worden. Er spricht ihn allerdings ganz anders aus, nämlich folgendermassen: „Zwei Tetraeder, welche eine Collineationsebene besitzen, haben auch einen Collineationsmittelpunkt“. Neu bearbeitet wurde der Satz von Hermes (l. c.), dem ich auch die im folgenden gebrauchten Bezeichnungen grösstenteils entlehnt habe. Einen elementaren Beweis habe ich im 6. Hefte der Zeitschrift für Mathematik und Physik 1882 mitgeteilt.

(S. Fig. 2.)  $A_1 D_2 B_1 C_2$  sei das Grundviereck.  $A_1 D_2$  und  $C_2 B_1$  schneiden sich in  $A$ ,  $A_1 C_2$  und  $D_2 B_1$  in  $B$ . Durch die Nebendiagonale  $AB$  sei eine Ebene gelegt und auf dieser von Punkt  $C$  aus eine Centralprojektion des Grundvierecks  $B_2 C_1 A_2 D_1$  verzeichnet. Die von  $D_1$  nach  $A_1 B_1 C_1$  hin verlaufenden Grenzebenen des Sechsecks  $A_1 D_2 B_1 C_2 D_1 A_2 C_1 B_2$  werden mit 1, 2, 3; die von  $D_2$  nach  $A_2 B_2 C_2$  hin verlaufenden Grenzebenen mit 4, 5, 6 bezeichnet und darauf im folgenden die Indices bezogen. Nach dem Ponceletschen Satze schneiden sich die Diagonalen  $A_1 A_2$ ,  $B_1 B_2$ ,  $C_1 C_2$ ,  $D_1 D_2$  in einem Punkte  $D$ , welcher der Diagonalenschnittpunkt des Sechsecks heissen möge.  $A$ ,  $B$ ,  $C$  werden als seine Nebenecken und die Ebene  $ABC$  als seine Nebendiagonalebene oder seine Nebenebene bezeichnet.

Der Hauptsatz, den ich nun aufstellen will, und welcher das genaue Analogon zu dem Hauptsatz über das ebene Viereck bildet, lautet folgendermassen: „Jede Transversalebene schneidet ein Sechseck, dessen Gegenebenenpaare sich in geraden Linien derselben Ebenen schneiden, in einem Paskalschen Sechseck. Legt man durch die Seiten dieses Sechsecks und den Diagonalenschnittpunkt des Sechsecks Ebenen, so liegen deren Schnittgeraden mit den Gegenebenen wieder in einer Ebene und bilden ein Paskalsches Sechseck, welches mit dem ersten collinear ist“.

Die Transversalebene heisse  $E$ . Sie schneide die Seiten  $BC$ ,  $CA$ ,  $AB$  des Dreiecks  $ABC$  in den Punkten  $S_{14}$ ,  $S_{25}$ ,  $S_{36}$  und die Ebenen des Sechsecks in den Geraden

1) Traité des propriétés projectives des figures. Supplément. art. 582.

$p_1 p_2 p_3 p_4 p_5 p_6$ . Die entsprechende Ebene heisse  $E$  und schneide die Ebenen des Sechsecks in den Geraden  $\pi_1 \pi_2 \pi_3 \pi_4 \pi_5 \pi_6$ . Nun ist  $S_{14}$  der Schnittpunkt der Ebenen 1, 4 und  $E$ , somit schneiden sich in ihm  $p_1$  und  $p_4$ ; desgleichen müssen sich in  $S_{25}$   $p_2$  und  $p_5$ , in  $S_{36}$   $p_3$  und  $p_6$  schneiden; also ist das durch die Geraden  $p_1 p_2 p_3 p_4 p_5 p_6$  gebildete Sechseck ein Paskalsches. Weiter liegen vier der Geraden  $\pi_1 \pi_2 \pi_3 \pi_4 \pi_5 \pi_6$ , welche sich auf einer der drei vierkantigen Pyramiden mit den Spitzen  $A, B, C$  vorfinden, in einer Ebene. Da nun zwei sich schneidende Geraden schon eine Ebene bestimmen, von den bezüglichlichen vier Geraden einer der anderen beiden Pyramiden aber stets zwei mit zweien der vorigen identisch sind, so müssen alle sechs Geraden in einer Ebene liegen. Da  $p_1$  und  $\pi_4$  in derselben Ebene liegen, und diese die Schnittgerade der Ebenen 1 und 4 im Punkte  $S_{14}$  schneidet, so muss auch  $\pi_4$  durch  $S_{14}$  gehen. Es müssen also  $\pi_1$  und  $\pi_4$  durch  $S_{14}$ ,  $\pi_2$  und  $\pi_5$  durch  $S_{25}$ ,  $\pi_3$  und  $\pi_6$  durch  $S_{36}$  gehen, und das neue Sechseck ist somit ebenfalls ein Paskalsches, welches mit dem ersten collinear ist. Die beiden Sechsecke können als Centralprojektionen eines und desselben einem Kegelschnitte einbeschriebenen Sechsecks vom Mittelpunkte  $D$  aus betrachtet werden.

Dass die beiden Ebenen  $E$  und  $E$  die Kanten  $AD, BD, CD$  des Diagonaltetraeders  $ABCD$  in Punkten schneiden, welche die Eckpunkte harmonisch trennen, geht unmittelbar aus den Eigenschaften des vollständigen Vierecks hervor.

Ebenso wie beim ebenen Viereck können wir nun hier Untersuchungen anknüpfen, in welcher Weise das Sechseck verändert werden kann, ohne das sich der Diagonalenschnittpunkt und die Nebenebene ändern. Das Resultat ist folgendes: „Legt man durch irgend eine Seite des Dreiecks  $ABC$ , z. B. durch  $BC$ , ein hyperbolisches Ebenensystem mit den Doppelebenen  $BCA$  und  $BCD$ , so bilden jedesmal zwei entsprechende Ebenen des Systems mit den vier von  $A$  ausgehenden Ebenen Sechsecke von demselben Diagonalenschnittpunkt und derselben Nebenebene“. Und weiter „durch vier Paare perspektivischer Ebenenbüschel, welche so liegen, dass die Verbindungsebenen der Axen von Ebenenbüscheln verschiedener Paare sich auf der perspektivischen Schnittebene schneiden, wird eine vierfach unendliche Schar von Sechsecken bestimmt, deren gemeinsamer Diagonalenschnittpunkt der Schnittpunkt der Verbindungsebenen der Axen der Ebenenbüschel derselben Paare ist. Die entsprechenden Ebenen irgend eines Paares perspektivischer Ebenenbüschel werden von den Grenzebenen der Sechsecke in Geraden geschnitten, die vom Diagonalenschnittpunkt aus perspektivisch liegen“.

Dem vorstehenden Satze gemäss entspricht in bezug auf alle Sechsecke von demselben Diagonalenschnittpunkt  $D$  und derselben Nebenebene  $E$  jedem Körper ein und derselbe collineare Körper mit dem Collineationsmittelpunkte  $D$  und der Collineationsebene  $E$ . Die beiden Körper sind in bezug aufeinander Reliefperspektivbilder vom Mittelpunkt  $D$  aus.

Kehren wir zu einem einfachen Sechseck zurück, so können wir in demselben ebenso gut  $A, B$  oder  $C$  als Diagonalenschnittpunkt und  $BCD, CDA, DAB$  als Nebenebenen betrachten. Es ist klar, dass es somit in bezug auf eine beliebige Transversalebene  $E$  vier verschieden entsprechende Ebenen  $E_A, E_B, E_C, E_D$  giebt. Da diese Ebenen die Kanten des Diagonaltetraeders  $ABCD$  in Punkten schneiden, welche zusammen mit den Schnittpunkten von  $E$  auf diesen Kanten je zwei Eckpunkte des Diagonaltetraeders harmonisch trennen, so bilden die Ebenen  $E_A, E_B, E_C, E_D$  ein dem Diagonaltetraeder collineares Tetraeder mit der Collineationsebene  $E$ .



Die Verbindungslinien der Schnittpunkte dieser Ebene auf den Kanten mit den gegenüberliegenden Eckpunkten des Diagonaltetraeders schneiden sich in einem Punkte, dem Pole der Ebene  $E$  in bezug auf das durch die Ebenen  $E_A, E_B, E_C, E_D$  gebildete Tetraeder. Nach einem dem Hermesschen Satz für die Ebene analogen Satz bewegt sich dieser Pol für die Diagonaltetraeder der unendlichen Mannigfaltigkeit von Sechsecken der beschriebenen Art auf ein und derselben Ebene.

Gehen wir nun dazu über zu dem von mir aufgestellten Hauptsatz für das Sechseck den reciproken Satz aufzusuchen, so muss zunächst dem durch sechs Ebenen und acht Punkte bezeichneten Sechseck ein durch sechs Punkte und acht Ebenen bestimmter Körper entsprechen, den wir ein räumliches Sechseck nennen wollen. Dieser Körper hat die Eigenschaft, dass die Verbindungslinien je zweier Gegenecken sich in demselben Punkte schneiden. Es folgt daraus, dass die Schnittlinien je zweier Gegenebenen sich in geraden Linien schneiden, die derselben Ebene angehören. Reciprok zu dem vorerwähnten Ponceletschen Satze lässt sich dieser Satz folgendermassen aussprechen: „Zwei räumliche Vierecke, welche einen Mittelpunkt der Collineation besitzen, haben auch eine Collineationsebene“. Nunmehr lautet der reciproke Satz zu dem Hauptsatz über das Sechseck so: „Wird ein Punkt im Raum mit den sechs Eckpunkten eines räumlichen Sechsecks, in welchem die Verbindungslinien der Gegenpunkte sich in einem Punkte schneiden, durch Gerade verbunden, so bestimmen diese Geraden eine sechsseitige Pyramide von der Beschaffenheit, dass jeder Schnitt einer Ebene durch dieselbe ein Brianchonsches Sechseck ausschneidet. Sucht man nun die Schnittpunkte der sechs Geraden mit der Collineationsebene und verbindet sie mit den Gegenecken, so schneiden sich die sechs Verbindungslinien in einem Punkte, welcher auf der Verbindungslinie des Diagonalenschnittpunktes mit dem erst gewählten Punkte liegt. Das neu entstandene Büschel von sechs Strahlen ist collinear mit dem ersten“.

Es ist überflüssig, näher auf die Eigenschaften der reciproken Figur einzugehen, da sich dieselben durch polare Beziehungen aus der Hauptfigur mit Leichtigkeit ergeben. Auch die Eigenschaften der Hauptfigur haben wir keineswegs erschöpft. Denn wir haben stets nur eines der Paskalschen Sechsecke betrachtet, welche sich auf dem Schnitt einer Ebene durch ein Sechseck vorfinden, während doch ein Paskalsches Sechseck im ganzen 60 solcher enthält, die in den merkwürdigsten Beziehungen zu einander stehen.

### III.

Dass beim ebenen Viereck einer Geraden wieder eine Gerade entsprach, beruhte wesentlich auf der beim ebenen Viereck selbstverständlichen Eigenschaft desselben, dass die Verbindungslinien der Gegenpunkte sich in einem Punkte schneiden, und die Gegenseiten sich in Punkten einer Geraden treffen. Diese Eigenschaft kommt aber auch allen Vielecken von gerader Seitenzahl zu, welche einem Kegelschnitt sowohl ein- als umbeschrieben werden können<sup>1)</sup>. Die Gerade, auf welcher sich die Gegenseiten treffen, soll wieder kurzweg als Nebendiagonale, und der Punkt, in dem sich die Verbindungslinien der Gegenpunkte schneiden, als der Diagonalenschnittpunkt bezeichnet werden. Darnach spreche ich folgenden Satz aus: „Eine Gerade begegne den Seiten eines ebenen Vielecks

1) Poncelet, l. c. Sect. IV. Chap. III. 570.

von gerader Seitenzahl, welches einem Kegelschnitt sowohl ein- als umbeschrieben werden kann. Verbindet man ihre Schnittpunkte mit den Seiten mit dem Diagonalenschnittpunkt durch Gerade, so liegen die Schnittpunkte dieser Geraden mit den Gegenseiten wieder auf einer Geraden, welche sich mit der ersteren auf der Nebendiagonale schneidet“. Zum Beweise betrachte ich ein beliebiges Vieleck, dessen Seiten Gegenseiten des Vielecks sind. Dieses hat nach Poncelet mit dem Vieleck den Diagonalenschnittpunkt und die Nebendiagonale gemeinsam. Nun entspricht in bezug auf das Vieleck einer Geraden  $g$  wieder ein Gerade  $g$ , und da man von diesem Vielecke auf ein analog gebildetes übergehen kann, welches zwei Seiten mit ihm gemein hat, so folgt daraus unmittelbar der vorstehende Satz. Ich übergehe hier alle Erörterungen, welche sich an die unendliche Mannigfaltigkeit der möglichen Vielecke von der beschriebenen Art anknüpfen könnten, sowie die Beziehungen, welche sich daraus ergeben, dass in einem Vieleck noch viele andere Vielecke von derselben Seitenanzahl enthalten sind. Sie lassen sich aus den Sätzen über das Vieleck leicht übertragen. Nur der reciproke Satz finde eine Stelle. Er lautet: „Ein Punkt der Ebene sei mit den Ecken eines ebenen Vielecks von gerader Seitenanzahl, welches einem Kegelschnitt sowohl ein- als umbeschrieben werden kann, durch Gerade verbunden. Verbindet man die Schnittpunkte dieser Geraden mit der Nebendiagonale mit den Gegenecken, so schneiden sich die Verbindungslinien in einem Punkte, der mit dem erst gewählten Punkte und dem Diagonalenschnittpunkte auf gerader Linie liegt“. Es ist nun klar, dass der erst gewählte Punkt auch beliebig im Raume gewählt werden kann. Man kann dann in Analogie zu dem früheren sofort folgenden allgemeinen Satz aufstellen: „Wird eine  $2n$ -kantige Pyramide, welche einem Kegel zweiten Grades sowohl ein- als umbeschrieben werden kann, von einer Ebene geschnitten, und legt man durch die Nebendiagonale des ausgeschnittenen  $2n$ -Ecks eine beliebige andere Ebene, so schneidet diese die Pyramide in einem  $2n$ -Eck, welches mit dem ersteren auf doppelte Weise collinear ist“. Der reciproke Satz bietet nichts Neues, da die Figur die nämliche bleibt und nur anders gedeutet wird.

Nachdem ich nun den Hauptsatz an verschiedenen ebenen und räumlichen Figuren verfolgt habe, möchte ich noch auf ein weitreichendes Princip, die vorstehenden Sätze zu beweisen, aufmerksam machen. Es ist das Princip der Centralperspektive. Die Grundlage der Anwendung bilden folgende beiden Ponceletschen Sätze: 1) „Eine beliebige ebene Figur, die eine Gerade enthält, kann als die Projektion einer anderen betrachtet werden, in welcher die der ersteren entsprechende Gerade die unendlich ferne Gerade ist, so dass alle Geraden, welche von einem Punkte der ersteren ausgehen, in der Projektion einander parallel sind“ (l. c. Sect. I. Chap. III. 105) und 2) „Eine beliebige ebene Figur, welche eine Gerade und einen Kegelschnitt enthält, kann als die Projektion einer anderen betrachtet werden, in welcher der Kegelschnitt in einen Kreis und die gegebene Gerade in die unendlich ferne Gerade übergegangen ist“ (l. c. Sect. I. Chap. III. 109).

Benutzt man diese Sätze, so können die angeführten Sätze für die Ebene aufs leichteste abgeleitet werden aus der Betrachtung eines Rechtecks und eines einem Kreise eingeschriebenen Vielecks von gerader Seitenzahl, dessen Gegenseiten einander parallel sind. Was aber die Sätze für den Raum betrifft, so lassen sich dieselben aus der Betrachtung eines rechtwinkligen Parallelepipeds und reciprok aus der eines Oktaeders mit rechtwinkligen Axen ableiten, da jedes Sechseck oder räumliche Sechseck der beson-

deren, beschriebenen Art durch Reliefperspektive auf die genannten einfachen Körper zurückgeführt werden kann.

Dazu macht Herr Professor Treutlein eine Bemerkung in betreff der Verwertung der Ponceletschen Centralprojektion.

### 3. Vortrag des Herrn Professor Strack (Karlsruhe):

#### Über mathematische Terminologie.

Die Kürze der für unsere Verhandlungen zur Verfügung stehenden Zeit veranlasst mich, aus dem von mir angekündigten Vortrage über mathematische Terminologie nur den in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht zur Diskussion vorgeschlagenen Gegenstand, die Benennung der Winkelpaare, zur Sprache zu bringen.

Werden zwei gerade Linien von einer dritten durchschnitten, so entstehen acht hohle Winkel. Die Einteilung derselben in solche, die „zwischen“ den Geschnittenen und solche, die „ausserhalb“ derselben liegen, ist logisch unzulässig; ihre Benennung: „innere“ und „äussere“ Winkel entbehrt einer hinreichenden Begründung. Durch zwei Geraden (die Geschnittenen) wird die ganze Ebene im allgemeinen in vier Felder zerlegt. Jedes Feld hat zwei Halbstrahlen der einander schneidenden Geraden zu Grenzen, liegt also „zwischen“ den geschnittenen Geraden. Die hinzukommende Transversale giebt keine Veranlassung das eine oder andere dieser Felder mit grösserem Rechte als „zwischen den Geschnittenen liegend“ zu bezeichnen.

Dasjenige von den vier Feldern der Ebene, welches in herkömmlicher Weise als zwischen den Geschnittenen liegend bezeichnet wird, enthält das vollständig begrenzte Stück der Transversale. Von den vier Winkeln, von welchen man sagt: „sie liegen in diesem Felde“ (zwischen den Geschnittenen) erstreckt sich aber jeder noch in ein weiteres der sogenannten vier Felder und deckt einen sogenannten äusseren Winkel zu einem grossen Teile.

Ein Recht, von den acht Winkeln vier die „inneren“ zu nennen, müsste also daraus entnommen werden, dass diese Winkel mit einem Teile ihrer Flächen in dem durch die Geschnittenen begrenzten Ebenenstücke liegen, der das von der Transversalen durch die Geschnittenen abgegrenzte Stück enthält. Wird aber der Winkel nicht als extensives Gebilde, als Fläche, sondern als intensives, als Zweistrahle, aufgefasst, so sagt die herkömmliche Terminologie: „Dieses Gebilde aus zwei Geraden liegt innerhalb eines Flächenstücks, welches durch eben jene zwei Geraden begrenzt wird“. Von solcher Logik wendet sich der Schüler mit Recht ab.

Man erklärt auch das „Innere“ und „Äussere“ als an der inneren bzw. äusseren Seite der Geschnittenen liegend. Diese Unterscheidung von innerer und äusserer Seite zweier Geraden hat ihre gute Begründung, wenn diese parallel sind, aber nicht wenn dieselben konvergieren. Die üblichen Benennungen sind wohl historisch auch zuerst für den Fall paralleler Geschnittenen gebraucht worden.

Ebensowenig ist es zulässig die Winkel zu bezeichnen: als „einerlei oder verschiedene Lage habend in bezug auf die Geschnittenen“. Ganz und gar unstatthaft ist es, von zwei solcher Winkel zu sagen: „sie liegen oberhalb der Geschnittenen“.

Logisch richtig sind zwei Klassifikationen der fraglichen Winkelpaare, welche beide einen Einteilungsgrund in der Richtung des mit der Transversale zusammenfallenden Schenkels (des Anfangsschenkels) finden, während der zweite Einteilungsgrund in dem ersten Falle: in der Lage des nicht mit der Transversale zusammenfallenden Schenkels dieser gegenüber, und in dem zweiten Falle: in der Richtung derjenigen Drehung, durch welche die Winkel erzeugt werden können, liegt.

Nach der ersten Klassifikation zerfallen die acht Paare der Winkel mit gleichgerichteten Anfangsschenkeln

$I_1$  in solche, für welche die beweglichen Schenkel (Endschenkel) auf derselben Seite der Transversale liegen (Winkel der beiden Halbstrahlen auf einerlei Seite der Transversalen mit einerlei Richtung, korrespondierende Winkel) und

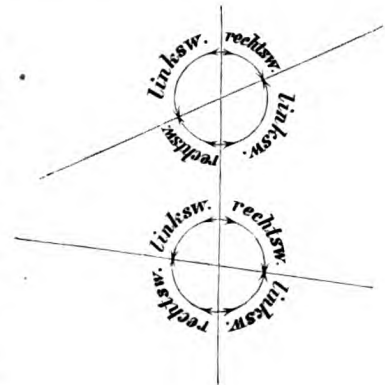
$I_2$  in solche, deren Endschenkel auf verschiedenen Seiten der Transversale liegen (konjugierte Winkel).

Es zerfallen nach dieser Klassifikation die acht Paare von Winkeln der zweiten Gruppe, mit entgegengerichteten Anfangsschenkeln

$II_1$  in solche, deren Endschenkel auf derselben Seite der Transversale liegen (Gegenwinkel) und

$II_2$  in solche, deren bewegliche Schenkel auf verschiedenen Seiten der Transversale liegen. (Wechselwinkel.)

Nach der zweiten Klassifikation zerfallen die Winkel in „rechtswendige“ und „linkswendige“. Um den Drehungssinn jedes einzelnen Winkels zu finden, denke man sich auf dem Scheitel stehend und in der Richtung des auf der Transversale liegenden Schenkels (Anfangsschenkels) blickend. Hat man sich nun, um den Blick in die Richtung des Endschenkels zu bringen (den Winkel durch Drehung zu erzeugen), nach rechts zu drehen, so ist der Winkel rechtswendig. Je zwei Winkel sind nun entweder gleichwendig oder gegenwendig.



Eine Vergleichung beider Klassifikationen in logischer Beziehung lehrt, dass die zweite (Drehung) sich auf eine bestimmte Auffassungsweise über die Entstehung der Winkel stützt, derzufolge alle Winkel durch Drehung von der Transversalen aus entstanden gedacht werden müssen; während eine solche Annahme für die erste Klassifikation (Lage der Schenkel) nicht erforderlich ist. Es dient hier nur zur Vereinfachung des Ausdrucks, wenn man die auf der Transversalen liegenden Schenkel als Anfangsschenkel bezeichnet.

Für die Verwendung der Winkelpaare in den Betrachtungen über ihre gegenseitige Abhängigkeit und den Parallelismus der Geschnittenen ist die Zusammenfassung der Wechselwinkel und korrespondierenden Winkel zu einer Gruppe (gleichwendige Winkel), und ebenso der Gegenwinkel und konjugierten Winkel (gegenwendige Winkel) von Vorteil, weil diese einander vielfach vertreten und die Lehrsätze einfacher formulieren lassen.

Vor der Entscheidung darüber, welcher von beiden Auffassungen der Vorzug zu geben sei, möchte ich davor warnen an Stelle des Fehlers, welcher bei Übertragung der ursprünglichen für den Fall paralleler Geraden gebrauchten Namen auf den beliebig liegender



Geraden gemacht wurde, einen anderen zu begehen. Sollen die Winkel durch die Richtung derjenigen Drehung, durch welche sie entstanden gedacht werden können, unterschieden werden, so muss ein fester Ausgangspunkt (Anfangsschenkel) vorhanden sein. Die Transversale bietet sich als solcher an. Ist es nun nicht ungereimt, dass von den drei Geraden die zuletzt entstehende Durchschneidende die Anfangsschenkel der Winkel liefern soll? Man lasse den Anfangsschenkel auch zuerst entstehen und zuletzt den Endschenkel, und benenne die Transversale derart, dass sie als die den Ausgang bildende Gerade erscheint. Ein passender Name dürfte das Wort „Basis“ sein.

Was nun die Auswahl der zu gebrauchenden Namen betrifft, für welche eine wahrhaft babylonische Verwirrung in den Lehrbüchern herrscht, so glaube ich darauf erst eingehen zu sollen, wenn über das Einteilungsprincip Entscheidung getroffen sein wird. Wenn die Versammlung sich für die Einteilung der Winkelpaare nach der Wendigkeit entscheiden sollte, so würde der Streit über die zu gebrauchenden Worte von selbst wegfallen. Ich bitte um Ihre Meinung und Entscheidung.

Herr Professor Helmes (Freiburg) glaubt, die Begriffe der Gegen-, Wechsel- und korrespondierenden Winkel beibehalten zu müssen.

Herr Professor Treutlein führt aus, dass man überall mit den Bezeichnungen „gleichwendige und gegenwendige Winkel“ auskommen könne.

Herr Professor Wacker (Durlach) will ebenfalls die Bezeichnung der Wechselwinkel beibehalten wissen.

Die Herren Professor Treutlein und Professor Strack begründen noch einmal die Möglichkeit der Beschränkung auf wenige Namen.

Herr Professor Behrle (Offenburg) will den Namen „Gegenwinkel“ erhalten wissen. Im übrigen stimmt er mit dem Vortragenden überein.

Herr Professor Dr. Maier (Karlsruhe) stimmt einer möglichst grossen Beschränkung bei; doch sollten die in den Lehrbüchern überall gebrauchten Namen wenigstens erwähnt werden.

Professor Treutlein stellt den Antrag, einzig den Begriff der „gleich- und gegenwendigen Winkel“ zu benützen — und von gegen 30 Anwesenden stimmen 27 dem vollständig zu.

Hierauf eröffnet der Vorsitzende die Debatte über einige in Hoffmanns Zeitschrift angeregte Fragen.

Die Bezeichnung eines Winkels mit  $\widehat{ABC}$  statt  $\angle$  oder  $\sphericalangle$  oder  $< ABC$  wird abgelehnt und  $\sphericalangle ABC$  als die beste Schreibweise bezeichnet.

In der weiteren Frage, ob für  $(\cos \alpha)^2$  entweder  $\cos \alpha^2$  oder  $\cos^2 \alpha$  geschrieben werden solle, erklärt sich Professor Treutlein für das letztere, Professor Helmes und Bauer be-rufen sich auf den Vorgang der Franzosen und eines Gauss und wollen  $\cos \alpha^2$  schreiben.

Bei der Abzählung erklären sich 5 Stimmen für  $\cos \alpha^2$ , 17 Stimmen für  $\cos^2 \alpha$ .

## VII. Neusprachliche Sektion.

### Verzeichnis der Mitglieder:

- |  |   |
|--|---|
| 1. Lambeck, Dr. Köthen. Vorsitzender.  | 16. Möry, Prof. Karlsruhe.                |
| 2. Benecke, Direktor. Berlin.          | 17. Müller, Prof. Karlsruhe.              |
| 3. Brandl, Prof. Sinsheim.             | 18. Plattner, Prof. Strassburg.           |
| 4. Blaum, Dr., Oberlehrer. Strassburg. | 19. Sarrazin, Dr. Baden.                  |
| 5. Bergmann, Reallehrer. Karlsruhe.    | 20. Schanzenbach, Prof. Stuttgart.        |
| 6. Demoll, Prof. Kenzingen.            | 21. Schmezer, Prof. Mannheim.             |
| 7. Fink, Dr., Prof. Baden.             | 22. Stock, Dr., Prof. Karlsruhe.          |
| 8. Garlipp, Dr., Prof. Freiburg i. B.  | 23. Stösser, Prof. Baden.                 |
| 9. Gehrke, Gymn.-Lehrer. Gebweiler.    | 24. Stoy, Dr., Prof. Jena.                |
| 10. Gutersohn, Prof. Karlsruhe.        | 25. Tielmann, Prof. Pforzheim.            |
| 11. Hasselbaum, Dr., Prof. Kassel.     | 26. Tritscheler, Oberlehrer. Karlsruhe.   |
| 12. Himmelreich, Oberlehrer. Weimar.   | 27. Wingerath, Dr., Direktor. Strassburg. |
| 13. Himmelstern, Dr. Durlach.          | 28. Zelle, Dr., Prof. Berlin.             |
| 14. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.       | 29. Ziemer, Dr., Oberlehrer. Kolberg.     |
| 15. Krummacher, Dr., Dir. Kassel.      |   |

Der in Stettin zum ersten Vorsitzenden erwählte Oberlehrer Dr. Lambeck (Köthen) konstatierte mit freudigem Dank dafür, dass die Fachgenossen so zahlreich erschienen wären, die Existenz-Berechtigung der neusprachlichen Sektion auch für diese Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Wenn noch für die nächste Versammlung die Sektion wieder zustande komme, so müsse dieselbe den ständigen beigezählt werden. Damit würde dann ein Lieblingswunsch des der Wissenschaft zu früh entrissenen Professors Bernhard Schmitz erfüllt sein, der sich bereits auf ein Zusammensein mit Fachgenossen in Karlsruhe gefreut hatte (vgl. dessen Encyclopädie, Suppl. II, p. 124). In seinem Sinne glaubt der Vorsitzende zu handeln, wenn er hier folgende Erklärung abgibt gegenüber denen, welche vielleicht unsere Zwecke verkennen und uns vorwerfen, dass wir nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgen:

Mit dem, was in der germanisch-romanischen Sektion verhandelt wird, mit der geschichtlichen Entwicklung nämlich der neuen Sprachen, damit haben wir uns auf der Universität beschäftigt, das ist der Gegenstand unserer Privatstudien; denn wir wissen wohl, dass ohne diese Kenntnisse ein gründlicher Unterricht in diesen Fächern nicht möglich ist. Jetzt aber liegt uns als Lehrern des Englischen und Französischen vor allem am Herzen, einen möglichst guten Unterricht zu erteilen. Wir benutzen also die Gelegenheit, mit Fachgenossen aus Nord und Süd, aus Ost und West zusammen zu sein, um ihre Methoden kennen zu lernen, die gemachten Erfahrungen auszutauschen, ihre Ansichten über Brauchbarkeit der Lehrbücher zu hören. Wir haben also ganz das Interesse der höhern Schulen im Auge, treu dem Grundsatz: Das Beste ist für die Jugend gerade gut genug.

Anmerkung. Als Geschenk wurde den Mitgliedern der neusprachlichen Sektion von J. Bielefelds Verlag in Karlsruhe eine Anzahl Exemplare der französischen Schulgrammatik von Ph. Plattner übermittelt. Der Verlagshandlung sei hierfür an dieser Stelle der gebührende Dank abgestattet!

Es liegt uns durchaus fern, gegen die germanisch-romanische Sektion Opposition zu machen; wir verlangen nur eine Arbeitsteilung, die um so nötiger sein wird, wenn die Versammlungen in Zukunft nur noch alle zwei Jahre abgehalten werden. Der letztern Sektion bleiben die Vorträge sprachgeschichtlicher oder philologisch-kritischer Art, und wollen wir deren Sitzungen gerne auch beiwohnen, wenn man sich über die Zeit vereinbaren kann. Für uns selbst möchten wir die Arbeiten vorbehalten, die auf die lebenden Sprachen und die eigentliche Schulpraxis Bezug haben; es soll uns also namentlich die Frage beschäftigen: Auf welche Weise fördern wir unsere Schüler am besten im Englischen und Französischen? —

Es folgte hierauf der Vortrag von Professor Gutersohn (Karlsruhe):

### Über den gegenwärtigen Stand der englischen Schulgrammatik.

Der Vortrag geht von der Ansicht aus, dass beim fremdsprachlichen Unterricht ein Hilfsbuch in der Hand von Lehrer und Schüler von grösster Wichtigkeit sei, weil Übung und Verarbeitung des Stoffes, stete praktische Verwertung der theoretischen Kenntnisse ganz unerlässlich wären. Es werde zu oft im Schulunterrichte missachtet, dass der kindliche Geist, auch wenn er die Theorie als solche (z. B. eine grammatische Regel) ganz klar erfasst hat, doch ohne viele Übung und anhaltende Nachhülfe von seiten des Lehrers nicht imstande ist, jene jederzeit richtig anzuwenden. Wenn also die praktische Übung beim Sprachunterricht die Hauptsache sei, so hänge dessen Erfolg, abgesehen von der Befähigung des Lehrers, vor allem von dem Lehrmittel ab. Da aber in Gebrauch und in Beurteilung der Schulbücher im allgemeinen noch grosse Mannigfaltigkeit herrsche, so sei durchaus nötig, über gewisse Grundsätze, die Brauchbarkeit solcher Bücher betreffend, sich mehr zu verständigen und wo möglich zu einigen, damit es endlich möglich sei, so manches verfehlte Lehrmittel zum Heile für Schüler und Lehrer gänzlich aus der Schule zu verbannen.

Um sich auf realen Boden zu stellen, geht der Referent dann aus von den Forderungen, wie sie festgestellt wurden in den neuen preussischen Reglements, hinsichtlich „Ziel des neusprachlichen Unterrichts“ an den höhern Schulen, speziell am Realgymnasium und an der höhern Bürgerschule. Eine genaue Analyse dieser Postulate führt zu folgenden Thesen:

1) Es muss in einer guten englischen Schulgrammatik durchaus ein vorbereitender methodischer Kursus für Erlernung der Orthographie und Aussprache, zugleich mit den Elementen der Formenlehre enthalten sein. Zudem sind durchgehends die unregelmässigen oder zweifelhaften Wörter noch mit besonderen Hilfszeichen (Accente, Länge- und Kürzezeichen) zu versehen.

2) In bezug auf die grammatischen Regeln sowohl, wie auch auf den Wortschatz, muss auf allen Unterrichtsstufen die sorgfältigste Auswahl getroffen werden, in der Weise, dass nur das Wichtigste und Wesentliche berücksichtigt ist, während alles Nebensächliche, weniger Bedeutende beiseite gelassen wird.

Der Vortragende sieht gerade in letzterem Punkte eine der Grundbedingungen eines erfolgreichen Unterrichts. Er stimmt den Schulmännern bei, welche dafürhalten, dass die grammatischen Einzelheiten und Subtilitäten nicht in das Schulbuch gehören. Wenn in bezug auf Regeln nicht eine gute Auswahl des Wichtigen und Not-

wendigen getroffen wird, so kommt der Schüler nie zu sicheren Kenntnissen. Hier ist vor allem Konzentration und Beschränkung des Unterrichtsstoffes geboten. Wenn einmal in dieser Richtung in allen Schulfächern gehörig gesichtet und vereinfacht werde, wenn der unendliche Ballast von Gedächtnisstoff, von geisttötenden Einzelheiten unerbittlich weggeworfen werde, so könne sich wahrscheinlich die vielbesprochene Überbürdungsfrage am leichtesten lösen. In gleicher Weise sei auch die Zahl der Vokabeln in den meisten Büchern noch sehr zu beschränken, und dafür die vorkommenden besser durch die Sätze einzuüben und zu wiederholen.

Im Anschluss ferner an die in neuern Fachwerken<sup>1)</sup> geltend gemachten Grundsätze, wie auch in Übereinstimmung mit den allgemeinen Erfahrungen im Schulunterricht werden noch weiter folgende Thesen aufgestellt:

3) Die Anordnung der Vokabeln ist, insofern nicht orthographische Rücksichten dies hindern, in der Weise einzurichten, dass so viel als möglich ein sachlich zusammengehöriger Kreis von Wörtern geboten wird. Die Übersetzungen werden dann naturgemäss auch mehr oder weniger zusammenhängende Stücke bilden, die leicht wieder Stoff zu mündlichen Übungen bieten können.

4) Wörter und Sätze sind nicht bloss vom angedeuteten Standpunkt einer Beschränkung und Konzentration des Lehrstoffes auszuwählen, sondern es ist auch darauf zu achten, dass der Schüler durch dieselben zuerst mit den Gegenständen seines Anschauungskreises, mit den Ausdrücken der gewöhnlichen, lebenden Umgangssprache bekannt werde. Erst später, bei der Einführung in die Litteratur, ist auch der höhere Stil, die eigentlich klassische Sprache zu berücksichtigen.

5) In der ganzen Anordnung des Lehrstoffes muss der methodische Gesichtspunkt den systematischen überwiegen, so zwar, dass dadurch für die grammatischen Regeln wie für die Übungen ein stufenmässiger Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern strenge inne gehalten wird.

6) Den eigentlichen Prüfstein eines wirklich guten fremdsprachlichen Schulbuches bilden die Übungssätze. Die streng korrekte Fassung wie die sorgfältigste methodische Auswahl und Anordnung derselben allein ermöglichen es dem Lehrer, einen erfolgreichen Unterricht zu geben. Die grammatischen Regeln sollen, so weit thunlich, in leicht fassliche, scharfbestimmte Spruchform gebracht und in kleinere Abschnitte geteilt werden.

In der Begründung zu These 4 wird darauf hingewiesen, dass in den gebräuchlichen Schulbüchern noch vielfach nicht gehörig unterschieden wird zwischen der Sprache des höhern Stiles und der natürlichen, lebenden Umgangssprache; nur letztere ist für einen Anfangskursus zu berücksichtigen und darnach Wörter und Sätze auszuwählen. Da in England berechnet worden, dass viele weniger gebildete Leute sich ihr ganzes Leben hindurch mit einem Vorrat von nur 500 Wörtern behelfen, so glaubt Referent, dass für einen zweijährigen Elementarkursus höchstens 1000 Wörter, so eingeübt, dass sie dem Schüler jederzeit verfügbar sind, vollkommen genügen.

Als eine weitere Grundbedingung eines guten Schulbuches erachtet der Vortragende dessen methodische Anlage: die einzelnen Redeteile sollen nicht in der aus

---

1) Besonders J. Storm, „Englische Philologie“ und A. Gericke, „Der französische Unterricht an der Mittelschule“ in Reins Pädagog. Studien, 21. Heft.



der alten lateinischen Schulgrammatik hergebrachten Reihenfolge zur Behandlung kommen, sondern so angeordnet sein, dass ein möglichst stufenmässiger Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern stattfinde. Es schade nichts, wenn dabei einzelne Kapitel der Grammatik etwas auseinander gerissen werden; bei den unregelmässigen Verben sei z. B. eine Verteilung dringend geboten und namentlich die alphabetische Anordnung derselben für Einübung (statt nach Ähnlichkeit der Bildung) ganz verwerflich. Ein erfolgreicher Klassenunterricht mit einem nicht methodisch geordneten Lehrbuche sei geradezu unmöglich. Wie weit die analytische und die historische Richtung auch in englischen Lehrbüchern zur Geltung kommen sollen, möge dahingestellt bleiben, bis man bezügliche Erfahrungen zunächst beim Französisch-Unterricht gesammelt habe.

Wenn der Vortragende endlich den Hauptwert eines guten Schulbuches namentlich auf die Übungssätze verlegt, so geschehe dies, weil er glaubt, dass im allgemeinen in der Kritik der fremdsprachlichen Lehrmittel noch zu viel Gewicht gelegt werde nur auf die Abfassung der grammatischen Regeln, auf grössere oder kleinere Verwertung der neuesten sprachwissenschaftlichen Resultate. Der Vortragende bedauert, dass fast in allen Unterrichtsfächern gegenwärtig so manches durch die Erfahrung bewährte Schulbuch nur zu leicht neuen Theorien gegenüber geopfert und verworfen werde. Aller bloss theoretische Unterricht in den neuen Sprachen sei unfruchtbar und eine vom Schüler selbst aus den Beispielen aufgefundene Regel habe unendlich mehr Wert, als grammatische Paragraphen. Die sorgfältigste Auswahl und Anordnung der Übungssätze sei deshalb dringend nötig. Schritt für Schritt müssen dieselben den Schüler vom Bekannten zum Unbekannten, von der Regel zur Ausnahme führen. In möglichst vielseitiger Weise muss dann das aus der Anschauung (d. h. den fremdsprachlichen Beispielsätzen) Gelernte in den deutschen Übungen wieder zur Anwendung kommen. Ein Wissen ohne Können, d. h. die blossе Kenntnis der grammatischen Regeln, oder das Handhaben der Sprache nur im schriftlichen Gebrauche ist für die neuern Sprachen durchaus nicht genügend. Die Lesestücke müssen deshalb auch so eingerichtet sein, dass sich daran Sprechübungen anschliessen können. Das allein wird das Interesse der Schüler wach halten und stetig mehren, wenn sie fühlen, dass sie allmählich auch zum freien mündlichen Gebrauch der Sprache gelangen. Die grammatischen Regeln mögen noch so genau abgefasst sein: um jenes Hauptziel — Sicherheit und Fertigkeit auch im mündlichen Ausdruck — zu erreichen, sind die Übungssätze unbestreitbar noch viel wichtiger.

In einem zweiten Teil des Vortrages werden alsdann einige der gebräuchlichsten englischen Schulbücher mit bezug auf obige Thesen näher besprochen. Als Muster einer vorzüglichen methodischen Verarbeitung des Stoffes nennt Referent das „Lehrbuch der englischen Sprache von Dr. J. W. Zimmermann“ (33. Aufl. 1882), welches im allgemeinen klare richtige Fassung der Regeln mit trefflicher, weislich beschränkender Auswahl der Übungsbeispiele und Vokabeln vereine. Dasselbe entspreche fast in jeder Beziehung den aufgestellten Forderungen und sei besonders auch darum zu empfehlen, weil es in einem einleitenden Kursus die Elemente der Formenlehre auf Grundlage der Aussprache beibringe und zudem letzterer auch im übrigen Teile die nötige Berücksichtigung schenke. Referent findet also das so günstige Urteil der westfälischen Direktorenkonferenz über dieses Buch durchaus gerechtfertigt, indem seine eigenen Erfahrungen ihm bestätigen, dass ein Unterricht an der Hand desselben zu befriedigenden Resultaten führt.

Ein neueres Schulbuch ist der „Theoretisch-praktische Lehrgang der englischen Sprache von C. Deutschbein“ (6. Auflage, Köthen 1881), welcher von der fachmännischen Kritik bereits sehr günstig aufgenommen wurde. Der Vortragende nimmt keinen Anstand, der anderseits gezollten Anerkennung beizustimmen, obgleich er noch nicht die Gelegenheit gehabt, dasselbe praktisch im Unterricht zu prüfen und bloss theoretische Urteile über Schulbücher nicht unbedingt anerkennen will. Die dem Buche beigegebene zweite Reihe von Übungsstücken ermögliche die so nötige Repetition des ganzen grammatischen Stoffes, so dass dieses Buch für einen drei bis vierjährigen englischen Unterricht vollkommen ausreichen dürfte.

Als vielverbreitetes Schulbuch wird genannt Plate, Lehrgang der englischen Sprache. Es wird anerkannt, dass dieses Lehrmittel seiner Zeit einen Fortschritt in der Schulbücher-Litteratur bezeichnete. Doch glaubt der Vortragende nicht, dass es jetzt noch auf der Höhe der Zeit stehe, was auch begreiflich sei, indem schon seit Jahren keine wesentlichen Änderungen mehr damit vorgenommen worden; jedenfalls entspreche es den aufgestellten Thesen nur in den wenigsten Punkten. Tadelnswert sei für die Elementarstufe namentlich die ungenügende Berücksichtigung der Aussprache; die grosse Menge der Vokabeln, sowie der Mangel an methodischer Anordnung in bezug auf Regeln und ganz besonders auf Auswahl der Übungssätze. In gleicher Weise sei die Mittelstufe mit grammatischen Regeln überhäuft und entbehre zusammenhängender Lesestücke, die zu Sprechübungen verwertet werden könnten. Der Unterricht sei bei der jetzigen Einrichtung des Buches ausserordentlich mühsam und wenig erfolgreich. Immerhin wird zugegeben, dass beide Stufen eine schöne Anzahl passender Übungssätze enthalten und so könne das Buch, wenn einmal in bezug auf Beschränkung der Vokabeln und methodische Anordnung von Grund aus umgearbeitet, wieder brauchbar werden.

Degenhardts Lehrgang, 1. Stufe, zeige jedenfalls in der neuen, völlig umgearbeiteten Ausgabe in methodischer Beziehung unverkennbare Fortschritte und scheine also das Prädikat eines empfehlenswerten Lehrmittels jetzt eher zu verdienen, als früher. — Als treffliches Werklein für die Oberstufe des englischen Unterrichts wird bezeichnet Dr. O. Petry, „Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax“. An Regeln ist nur das wirklich Bedeutende und praktisch Wichtige gegeben; die Übungssätze sind im allgemeinen sehr gehaltvoll und gut gewählt, dürften nur vielleicht hie und da selbst für vorgeschrittene Schüler als etwas schwierig erfunden werden.

Das „Elementarbuch der englischen Sprache“ von Dr. J. Schmidt zählt der Vortragende zu den bessern Lehrmitteln, hat jedoch Bedenken, dass es für mittelmässige Schüler, die ja immer die Mehrzahl bilden, zu hoch gehalten sei. Namentlich scheine der Gebrauch dadurch erschwert, dass wiederholt ganze Massen von Regeln (bis auf 14 Seiten) zusammengestellt seien, worauf dann buntgemischte Übungssätze über alle diese Regeln folgen; ebenso seien die Sätze sehr oft nach Form und Inhalt für jüngere Schüler schwer verständlich. Das Buch scheine sich also für den Unterricht mit grossen Klassen nicht recht zu eignen, obschon es in fachwissenschaftlicher Beziehung empfehlenswert sei. — Zum Schluss wird noch eine Anzahl anderer englischer Schulbücher angeführt, jedoch nicht näher besprochen.

In der darauf folgenden Debatte, welcher eine etwas abgekürzte Fassung der Thesen zu Grunde gelegt wurde, machte sich eine prinzipielle Opposition gegen dieselben nicht geltend.

Direktor Krummacher (Kassel): Einige Bücher verschmelzen den Aussprachekursus mit dem eigentlichen Lehrteil und es sei diese Anordnung sehr praktisch. Ein besonderer Kursus für Orthographie und Aussprache sei also nicht unter allen Umständen absolut notwendig.

Direktor Benecke (Berlin) hält für besonders wichtig, dass die Aussprachebezeichnung in der Grammatik und dem vom Schüler gebrauchten Wörterbuche übereinstimme, gleichviel ob die Bezeichnung durch Ziffern oder durch Accente stattfinde. Er empfiehlt dringend, überhaupt im Unterrichte auf die Aussprache grosse Sorgfalt zu verwenden; für die untersten Stufen sei dieselbe allerdings schwer, während sie später den Schülern dann nicht mehr viele Schwierigkeiten bereite.

Dr. Lambeck zeigt sein Verfahren, welches darin besteht, dass die Aussprache nach Zeichen auf den einzelnen Vokalen durchgenommen wird, dann die Formenlehre, die sich ja in kurzer Zeit bewältigen lässt. Frühzeitig wird dann mit kleinen Lesestücken begonnen, wie sie sich in verschiedenen Grammatiken finden, z. B. im Elementarbuch von Gesenius. Dieselben werden vorgelesen, von Schülern wiederholt nachgesprochen, wörtlich übersetzt und in der folgenden Stunde wieder rückübersetzt; dabei empfehle sich sehr der fleissige Gebrauch der Wandtafel; anschliessend können dann auch Sprechübungen gemacht werden. Die Aussprachebezeichnung betreffend zieht er die Accente den Ziffern vor; geradezu verwerflich sei es, neben das englische Wort ein Zerrbild seiner Aussprache in deutschen Buchstaben zu setzen.

Wolpert (zur Zeit in Karlsruhe) betont die Wichtigkeit der Lautphysiologie für genaues Erlernen der Aussprache.

Professor Ihne (Heidelberg) hält mit dem Vortragenden die vielen seltenen Wörter, wie sie noch häufig in den Schulbüchern vorkommen, für einen pädagogischen Fehler; er glaubt nicht, dass eine Zusammenstellung der Wörter nach einheitlichen Gedankenkreisen von besonderem Vorteil sei. Redner macht noch auf eine Anzahl Druckfehler und unrichtige Angaben bei Zimmermann im Anhang zum 1. Teil (Ausspracheregeln) aufmerksam.

Gutersohn erwidert, dass seine Forderung, die Anordnung der Wörter nach Gedankenkreisen betreffend, nur eine etwas gemilderte Fassung sei der an einer früheren Philologenversammlung angenommenen These über zusammenhängende Übungsstücke. Die über Zimmermann gemachten Ausstellungen betreffend, giebt er zu, dass gerade in der 32. Auflage p. 53 verschiedene störende Druckfehler seien; sachliche Unrichtigkeiten aber seien wohl kaum zu verzeichnen, wenigstens seien alle angezweifelte Angaben in Übereinstimmung mit Webster und andern englischen Lexikologen. Das Buch sei seiner ganzen Anlage nach viel zu sorgfältig gearbeitet, als dass starke Verstösse darin vorkommen könnten.

Der Vorsitzende dankt dem Herrn Gutersohn im Namen der Sektionsmitglieder für seinen auf gründlicher Arbeit beruhenden Vortrag. Nachdem für die nächste Philologen-Versammlung Oberlehrer Dr. Lambeck zum 1. Vorsitzenden, Direktor Benecke (Berlin) zum 2. Vorsitzenden, Dr. Ziemer (Kolberg) und Professor Gutersohn (Karlsruhe) zu Schriftführern gewählt worden, wird die Sitzung für geschlossen erklärt.

---



124- B

# VERHANDLUNGEN

DER

SECHSUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

## DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

### KARLSRUHE

VOM 27. BIS 30. SEPTEMBER 1882.

MIT 2 LITHOGRAPHIERTEN TAFELN.



---

LEIPZIG,  
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.  
1883.



Neuer Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

1883.

Philologie und Altertumswissenschaft.

- Baßmann, S.**, Lehrer am Großh. Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim, Bilder aus dem alten Rom. [IV u. 283 S.] gr. 8. geh. n. *M* 3.60.
- Gerber, Adolf**, Naturpersonification in Poesie und Kunst der Alten. Besonderer Abdruck aus dem dreizehnten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. [79 S.] gr. 8. geh. n. *M* 2.—
- Gerber, A., et A. Greef**, lexicon Taciteum. Fasciculus V. [S. 481—576.] Lex.-8. geh. n. *M* 3.60.
- Gilbert, Walteri**, ad Martialem quaestiones criticae. Ex programme gymnasii regii Dresdensis a. 1883. [28 S.] 4. geh. n. *M* —.80.
- Hoerschelmann, A. W.**, scholia Hephaestionea altera integra primum edita. [31 S.] gr. 4. geh. n. *M* 1.—
- Jahrbücher für classische Philologie.** Herausgegeben von Dr. ALFRED FLECKEISEN, Professor in Dresden. Dreizehnter Supplementband. Zweites Heft. [S. 239—440.] gr. 8. geh. n. *M* 4.—
- Meurer, Dr. G.**, Professor, griechisches Lesebuch mit Vocabular. II. Teil: Für Ober-Tertia. [IV u. 164 S.] gr. 8. geh. n. *M* 1.50.
- Mommson, August**, Chronologie. Untersuchungen über das Kalenderwesen der Griechen, insonderheit der Athener. [VIII, 563 S. u. 1 Tabelle.] gr. 8. geh. n. *M* 14.—
- Neumann, Dr. Karl Johannes**, Privatdocent der Geschichte an der Universität Halle a. S., Strabons Landeskunde von Kaukasien. Eine Quellenuntersuchung. Besonderer Abdruck aus dem dreizehnten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. [36 S.] gr. 8. geh. *M* 1.—
- Pappageorg, Peter N.**, Codex Laurentianus von Sophokles und eine neue Kollation im Scholientexte. Besonderer Abdruck aus dem dreizehnten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. [40 S.] gr. 8. geh. *M* 1.—
- Plauti, T. Macci**, comoediae. Recensuit instrumento critico et prolegomenis auxit FRIDERICUS RITSCHLIUS sociis operae adsumptis GUSTAVO LOEWE, GEORGIO GOETZ, FRIDERICO SCHOELL. Tomi II fasciculus III. Mercator. Et s. t.: T. MACCI PLAUTI Mercator. Recensuit FRIDERICUS RITSCHLIUS. Editio altera a GEORGIO GOETZ recognita. [XIII u. 124 S.] gr. 8. geh. n. *M* 3.60.



**Roscher, Dr. Wilhelm Heinr.**, Professor und Konrektor am Kgl. Gymnasium zu Wurzen, Nektar und Ambrosia. Mit einem Anhang über die Grundbedeutung der Aphrodite und Athene. [VIII u. 116 S.] gr. 8. geh. n. *M* 3.60.

**Rutherford, W. Gunion**, of Ballist College, Oxford, zur Geschichte des Atticismus. Zwei Abhandlungen. Übersetzt von Dr. A. Funck, Lehrer am Königl. Gymnasium zu Kiel. Besonderer Abdruck aus dem dreizehnten Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie. [45 S.] gr. 8. geh. *M* 1.—

**Schmitt, Henricus Ludovicus**, quaestiones chronologicae ad Thucydidem pertinentes. Dissertatio inauguralis etc. [106 S.] gr. 8. geh. n. *M* 1.60.

**Stier, G.**, Herzogl. Gymnasialdirektor in Zerbst, kurzgefaßte griechische Formenlehre. Mit einem Anhang über die homerischen Formen. Vierte vervollständigte Auflage des griechischen Elementarbuches von G. und H. Stier, ersten Theils. [VIII u. 142 S.] gr. 8. geh. n. *M* 1.20.

— griechisches Elementarbuch, enthaltend Vokabular, Lesebuch mit Übungsstoff und doppeltes Wortregister. Im Anschlusse an G. STIERS Formenlehre, sowie an die Grammatiken von G. CURTIUS und E. KOCH zusammengestellt. Vierte umgearbeitete Auflage des griechischen Elementarbuches von G. STIER und H. STIER zweiten Theils. [XII u. 211 S.] gr. 8. geh. n. *M* 1.80.

**Theophrastus chronographia**. Recensuit CAROLUS DE BOOR. Volumen I. Textum Graecum continens. Opus ab academia regia Bavarica praemio Zographico ornatum. [VIII u. 503 S.] gr. 8. geh. n. *M* 20.—

**Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo**. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit ERNESTUS FRIDERICUS POPPO. Editio altera, quam auxit et emendavit IOANNES MATTHIAS STAHL. Vol. IV. Sect. II. [230 S.] gr. 8. geh. n. *M* 2.70.

Zur Bibliotheca Graeca cur. Jacobs et Rost.

**Vollbrecht, Ferdinand**, Rektor zu Otterndorf, Wörterbuch zu Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 75 in den Text eingedruckten Holzschnitten, drei lithographierten Tafeln und mit einer (lith.) Übersichtskarte. [IV u. 251 S.] gr. 8. geh. *M* 1.80.

**Vollbrecht, Dr. Wilhelm**, Oberlehrer zu Ratzburg, griechisches Lesebuch für Untertertia aus Xenophons Anabasis und Hellenika zusammengestellt und bearbeitet. Nebst einem Wörterverzeichnis und einem grammatisch geordneten Vokabularium. [VI u. 138 S.] gr. 8. geh. n. *M* 1.20.



**Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum  
Teubneriana.**

**Anthologia lyrica.** Curavit THEODORUS BERGK. Editio tertia ex postarum lyricorum Graecorum editione quarta expressa. [VII u. 383 S.] 8. geh. *M.* 3.—

**Anthologie aus römischen Dichtern** für die obersten Klassen der Realgymnasien und ähnlicher Anstalten zusammengestellt von Dr. O. MANN. [VIII u. 124 S.] 8. geh. *M.* —.60.

**Plotini Enneades** promisso Porphyrii de vita Plotini deque ordine librorum eius libello edidit RICARDUS VOLKMANN. Vol. I. [XXXIV u. 350 S.] 8. geh. *M.* 3.60.

**Taciti, C. Cornelii, libri qui supersunt.** Quartum recognovit CAROLUS HALM. 2 Tomi. 8. geh. *M.* 2.40.  
Einzelne jeder Band à *M.* 1.20.:

Tomus prior. Libros ab excessu divi Augusti continens. [IV u. 373 S.]

Tomus posterior. Historias et libros minores continens. [II u. 396 S.]

Daraus besonders abgedruckt:

——— **Germania. Agricola. Dialogus de oratoribus.**  
Quartum recognovit CAROLUS HALM. [100 S.] 8. geh. *M.* —.45.

**Schulausgaben griechischer und lateinischer Klassiker  
mit deutschen Anmerkungen.**

**Homers Ilias.** Schulausgabe von K. F. AMEIS. Anhang. VII. Heft. Erläuterungen zu Gesang XIX—XXI von Dr. C. HENTZE, Oberlehrer am Gymnasium zu Göttingen. [115 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.50.

**Livi, Titi, ab urbe condita liber XXVIII.** Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. FR. FRIEDERSDORFF, Direktor des Gymnasiums zu Allenstein. [V u. 128 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.20.

**Plutarchs ausgewählte Biographien.** Für den Schulgebrauch erklärt von OTTO SIEFERT und FRIEDRICH BLASS. Drittes Bändchen. Themistokles und Perikles. Von Dr. FRIEDRICH BLASS. Zweite verbesserte Auflage. [136 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.50.















